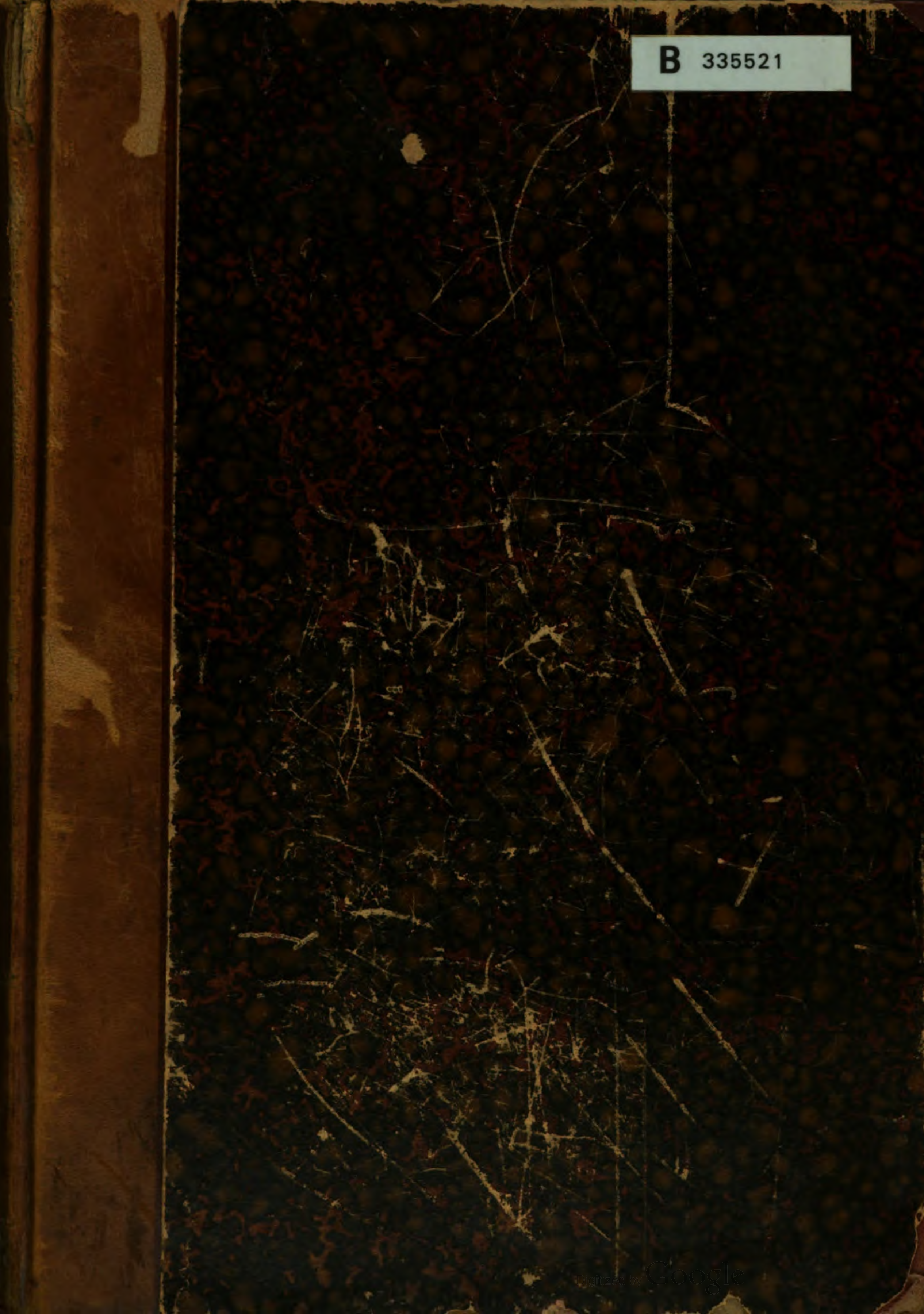

B 335521

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1900.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Oberst a. D.







Mit Karten und Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68–71.

Inhalt.

Das Preußische Heer vor hundert Jahren.

Auf Grund der geltenden Vorschriften und zeitgenössischer Quellen dargestellt

durch

B. v. Poten,
Oberst z. D.

Vorwort.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts stand das Preußische Heer in den Augen der Welt in großem Ansehen, in noch größerem in den eigenen.

Aber das Heer, welches jene Jahreswende erlebte, war stehen geblieben seit dem Siebenjährigen Kriege; daher erlag es der Fechtart der Neufranken und der Feldherrnkunst des großen Korsen.

Was im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts anderswo im Kriegswesen Wandelung erfahren hatte, war indessen nicht ganz unbeachtet gelassen. Schon Friedrichs des Großen weitschauendem Blicke war nicht entgangen, daß die Kämpfe in Nordamerika den Anfang einer neuen Taktik bedeuteten, aber sein bald nachher eintretender Tod hinderte ihn, die gleiche Bahn einzuschlagen.

Seine Nachfolger, soldatisch veranlagt und erzogen, von bestem Willen erfüllt, nahmen sich mit Eifer der Heereseinrichtungen an. Des vielgeschmähten Friedrich Wilhelms II. Verdienste waren beträchtlich.

Gleich ihm schenkte der Armee sein Nachfolger König Friedrich Wilhelm III. Aufmerksamkeit, aber sie war dem Exerzirplatze, der Parade, der Uniform gewidmet. Der Kern der Sache blieb unberührt.

Gleich nach Uebernahme der Regierung legte er seine Ansichten über den Zustand der Armee in einer Denkschrift nieder; einer schon Ende 1795 ins Leben getretenen Immediat-Organisationskommission wurde aufgegeben, im Sinne der königlichen Willensmeinung Vorschläge zu machen; erfahrene Generale erstatteten Gutachten, aber Thatsächliches geschah wenig. Erst aus der Wintersaat von 1806/7 ging das Heer hervor, welches den Haupttheil des Deutschen Reichsheeres bildet und für die übrigen Glieder des letzteren vorbildlich geworden ist. Am 1. Januar 1800 zählte es etwa 240 000 Mann mit 39 000 Pferden.

I. Die Gliederung des Heeres.*)

A. Die Generalinspektionen.

Eine Gliederung in größere, aus mehreren Waffengattungen bestehende Verbände gab es nicht. Letztere waren innerhalb der Infanterie und der Kavallerie, auf Grund der räumlichen Eintheilung des Landes, durch das Vorhandensein von Generalinspektionen geschaffen. Eine solche bestand auch für die Artillerie.

Die Generalinspekteure waren bei der Infanterie und der Kavallerie keineswegs immer die ältesten Offiziere innerhalb ihres Befehlsbereiches, sie wurden nach der ihnen zugetrauten Befähigung ausgewählt, und mehr oder weniger gutwillig ließ der Regimentschef sich gefallen, daß ein Jüngerer sein Regiment musterte, Ausstellungen machte, Entscheidungen und Anordnungen traf.

Am 1. Januar 1800 begegnen wir unter ihnen einer Reihe von Trägern bekannter Namen. Der angesehenste war der mit dem Könige in Potsdam lebende Rüchel. Es finden sich darunter der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, ferner der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der General-Feldmarschall v. Möllendorff, die Generale Graf Kalckreuth, v. Günther, v. Köhler, v. Grawert.

Die Generalinspekteure, deren Garnison in der Regel die ihres Regiments war, erhielten Jahreszulagen von 2000 Thalern und bei ihren Dienstreisen freien Vorspann.

Die wichtigste Rolle in ihrer Thätigkeit spielte das Abhalten der Revue, wenn diese nicht vor dem Könige stattfand. Ihr Verlauf kennzeichnet den Geist, welcher bei der Ausbildung des Heeres lebendig war und das Formenwesen, welches in Allem herrschte. Boyen**) nennt die Einrichtung einen Uebelstand, da sie aus den Generalen bloße Exerzirmeister ihrer eigenen Waffe gemacht habe, welche nichts weiter verstanden hätten, als diese in Reglementsevolutionen ohne Anwendung auf das Gelände zu gebrauchen und, wie die meisten Offiziere, kaum glaubliche Vorstellungen von der Verwendung der übrigen Truppengattungen gehabt hätten.

B. Die Infanterie.

Die Infanterie zerfiel in dreizehn Generalinspektionen: Die Potsdamsche, Berlinische, Märkische, Magdeburgische, Ostpreußische, Westpreußische, Süd-

*) Rangliste der Königlich Preußischen Armee für das Jahr 1800, Berlin. — Stammliste aller Regimenter und Korps der Königlich Preußischen Armee für das Jahr 1801, Berlin.

**) Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann v. Boyen, herausgegeben von Fr. Nippold, Leipzig 1889, I, Seite 216.



preußische, Warschauer, Oberschlesische, Niederschlesische, Westfälische, Anspach-Baireuthische. Dem an der Spitze der letztgenannten befindlichen Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, welcher zugleich Gouverneur von Breslau war, stand ein in Baireuth wohnender Sous-Generalinspekteur zur Seite, welchem auch das dortige Husarenbataillon und die Garnisonartillerie untergeordnet waren. Zur Märkischen Generalinspektion gehörte das Feldjägerregiment, zur Oberschlesischen das Mineurkorps; einzelnen Generalinspektionen waren die in ihren Bezirken garnisonirenden Füsilierbrigaden zugetheilt.

Die Stärke der Generalinspektionen an Infanterieregimentern war sehr verschieden. Während die Berlinische, die Ostpreußische, die Oberschlesische je 3 Grenadierbataillone und 6 Infanterieregimenter zählten, zur Ostpreußischen außerdem 2 Füsilierbrigaden gehörten, bestand die Südpreußische aus nur 1 Grenadierbataillone und 2 Infanterieregimentern. Die Garde gehörte der Potsdamschen Generalinspektion an. Es zählten dazu: Die Garde zu Fuß (Nr. 15), „Das erste Bataillon Garde" und ein „Corps Unrangirte" umfassend; das Regiment Garde, mit der gleichen Nummer, 2 Bataillone stark; das Grenadier-Gardebataillon (Nr. 6). Außerdem gehörte der Potsdamschen Generalinspektion das Regiment des Königs (Nr. 18) an.

Die Infanterieregimenter wurden, abgesehen von diesen Ausnahmen, nur mit den Namen ihrer Chefs und ohne den Zusatz „Infanterie", aber mit Hinzufügung ihrer Nummer bezeichnet, also z. B. „Regiment Fürst zu Hohenlohe (Nr. 32)"; die Füsilierbrigaden nach dem Landestheile, welchem sie angehörten, also „Magdeburgische" oder dergleichen; die Füsilier- und die Grenadierbataillone führten die Namen ihrer Kommandeure, wie „Füsilierbataillon Stutterheim", „Grenadierbataillon Stosch".

Wenn ein solcher Taufpathe gestorben war oder aus einem anderen Grunde nicht mehr an der Spitze stand, so wurde der bisherigen Benennung „vac." (vacat) vorgesetzt.

Infanterieregimenter gab es 58 (Nr. 1 bis 58), ein jedes 2 Grenadier- und 10 Musquetierkompagnien stark, von denen diese 2 Musquetierbataillone, jene mit denen eines anderen Regiments 1 Grenadierbataillon bildeten. Da das Regiment Garde die nämliche Stärke hatte, das 1. Bataillon Garde und das Bataillon Garde — dereinst das Potsdamsche Riesenregiment und vielfach als Krongarde bezeichnet — zusammen ebenso viele Grenadier- und Musquetierkompagnien zählten, so ergiebt sich ein Bestand an Linieninfanterie von 116 Grenadier- und 580 Musquetierkompagnien in 29 Grenadier- und 116 Musquetierbataillonen. Bei einem jeden Infanterieregimente, Nr. 15 und Nr. 6 ausgenommen, war ferner ein „Drittes Musquetierbataillon" vorhanden, bis vor Kurzem „Depotbataillon" genannt.

Dazu kamen an leichter Infanterie: Das Feldjägerregiment, das seit der 1794 erfolgten Einverleibung der Anspachschen Jäger 12 in 3 Bataillone



formirte Kompagnien zählte, und 8 Füsilierbrigaden zu 3 Bataillonen zu 4 Kompagnien, im Ganzen 24 Bataillone und 96 Kompagnien.

Die Infanterie zählte im Ganzen 177 786 Mann, nämlich:

Die Infanterieregimenter mit je 55 Offizieren, 147 Unteroffizieren, 86 Hautboisten, 39 Tambours, 120 Büchsenschützen, 1851 Gemeinen, 7 Angehörigen des Unterstabes,*) 12 Kompagniechirurgen, insgesammt 2237 Köpfe; im Ganzen 129 730 Mann; außerdem die dritten Bataillone mit je 16 Offizieren, 36 Unteroffizieren, 13 Tambours, 480 Gemeinen, 2 Angehörigen des Unterstabes, 5 Kompagniechirurgen, insgesammt 1549 Köpfen, im Ganzen 30 774 Mann; 1 Feldjägerregiment mit 53 Offizieren, 120 Unteroffizieren, 12 Hornisten, 1440 Jägern, 6 Angehörigen des Unterstabes, 12 Kompagniechirurgen, insgesammt 1643 Mann.

24 Füsilierbataillone mit je 19 Offizieren, 48 Unteroffizieren, 8 Hornisten, 5 Tambours, 40 Büchsenschützen, 520 Gemeinen, 2 Angehörigen des Unterstabes, 4 Kompagniechirurgen, insgesammt 646 Köpfen, im Ganzen 15 504 Mann.

C. Die Kavallerie.

Die Kavallerie war in sieben Generalinspektionen gegliedert: Die Märkische, Magdeburgische, Pommersche, Preußische, Oberschlesische, Niederschlesische und die der Towarczys. Es setzten sich zusammen: Die Märkische aus 3 Kürassier- und 1 Husarenregimente, unter jenen die Garde du Corps und das Regiment Gensdarmes; die Magdeburgische aus 4 Kürassierregimentern; die Pommersche aus 1 Kürassier-, 4 Dragoner- und 1 Husarenregimente; die Preußische aus 1 Kürassier-, 6 Dragonerregimentern, 1 Dragoneresquadron und 3 Husarenregimentern; die Oberschlesische aus 2 Kürassier- und 3 Husarenregimentern; die Niederschlesische aus 2 Kürassier-, 2 Dragoner- und 1 Husarenregimente. Die Kavallerieregimenter wurden der Regel nach mit dem Namen ihres Chefs, der Truppengattung, welcher sie angehörten, und einer durch die letztere gehenden Nummer bezeichnet, wie „Regiment Malschitzky-Kürassiere (Nr. 2)". Eine Ausnahme machten, neben den oben genannten beiden Regimentern, das „Leibregiment Kürassier (Nr. 3)", das „Regiment Leibcarabiniers (Nr. 11)" und das „Regiment Markgraf von Anspach-Baireuth-Dragoner (Nr. 5)". Eintretenden Falles wurde das „vac." vorgesetzt.

Es waren vorhanden:

13 Kürassierregimenter zu 5 Eskadrons mit 37 Offizieren, 75 Unteroffizieren, 1 Stabstrompeter (zugleich Pauker), 15 Trompetern, 50 Karabiniers, 610 Gemeinen, im Ganzen 751 berittenen Leuten (ausschl. Offiziere), dazu 60 Ueberkomplette (beurlaubte Augmentationsmannschaften), 5 Chirurgen, 5 Fahnenschmiede und der Unterstab, aus dem Regimentsquartiermeister,

*) Zum Unterstabe gehörten der Regiments-Quartiermeister, der Feldprediger, der Auditeur, die Regiments- und Bataillonschirurgen.



Feldprediger, Auditeur, Regimentschirurgus, Bereiter, Regimentssattler und Profoß bestehend. Bei der Garde du Corps bestand noch die bei den übrigen Regimentern 1789 aufgehobene Eintheilung in zehn Kompagnien, von denen je zwei eine Eskadron bildeten.

Von den Dragonerregimentern waren 10 ebenso stark mit dem Unterschiede, daß die Eskadron 10 Karabiniers mehr, 10 Gemeine weniger hatte. Die Regimenter Anspach-Baireuth und Werther waren doppelt so stark und in je 2 Bataillone gegliedert. Dazu kam die Eskadron von Zülow mit 164 Köpfen; sie war zum Sicherheitsdienste in Danzig bestimmt.

Husarenregimenter gab es 9 mit je 10 Eskadrons, und ein nach dem Anfalle der Fürstenthümer Anspach und Baireuth gebildetes Bataillon (Nr. 11) zu 5 Eskadrons; die Nr. 10 führten die einzigen Lanzenreiter des Heeres, die Towarczys, aus einem Regimente zu 10 und einem Bataillone zu 5 Eskadrons bestehend. Ein jedes Regiment von 10 Eskadrons war in zwei, dem Chef unterstellte Bataillone gegliedert, von denen das 1. der Kommandeur, das 2. der älteste Stabsoffizier befehligte, und zählte 51 Offiziere, 150 Unteroffiziere, 30 Trompeter, 120 Karabiniers, 1200 Gemeine, also 1500 berittene Mannschaften mit Ausschluß der Offiziere, 200 Ueberkomplette, 10 Chirurgen, 10 Fahnenschmiede; endlich den Unterstab mit 1 Regimentsquartiermeister, gleichzeitig Auditeur, 1 Regimentschirurgus, 2 Büchsenmachern und ebenso vielen Büchsenschäftern.

Außerdem gab es in Rheinsberg und in Magdeburg Husarenkommandos, dem Prinzen Heinrich bezw. dem Gouverneur von Magdeburg zum Ehren- und zum Ordonnanzdienste überwiesen.

Die gesammte Kavallerie zählte mit Ausschluß der Offiziere 36 000 bis 36 500 berittene Mannschaften, wovon gegen 9500 auf die Kürassiere, 10 500 auf die Dragoner, 16 500 auf die Husaren und Towarczys kommen.

D. Die Artillerie.

Der Generalinspektion der Artillerie waren sowohl das Feldartilleriekorps wie die Garnisonartillerie unterstellt. Ihr Sitz war zu Berlin. An der Spitze stand Generallieutenant v. Meerkatz.

Das Feldkorps bestand aus 4 Regimentern zu 2 Bataillonen zu 5 Kompagnien, einem 9. Bataillone, 7 reitenden Kompagnien, welche ebenfalls 1 Bataillon bildeten, und aus der Garnisonartillerie, welche 16 Kompagnien in Neiße, Graudenz, Magdeburg, Glatz, Stettin, Cosel, Wesel, Schweidnitz, Breslau, Königsberg, Glogau, Silberberg, Colberg, Brieg, Danzig und Plassenburg zählte; Cüstrin und Pillau hatten Kommandos zur Besatzung.*) Die Schlesische sowie die Preußische und Pommersche Garnison-

*) v. Malinowsky und v. Bonin, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Artillerie. 3 Bände, Berlin 1840/42.



artillerie waren den in Neiße bezw. Graudenz befehligenden Offizieren als „Commandeurs en Chef" unterstellt. Die Feldartillerie stand meist in Berlin, wo zwei Regimenter, das aus drei Kompagnien gebildete 9. Bataillon und 3 reitende Kompagnien garnisonirten; Breslau und Königsberg hatten je 1 Regiment und 1 bezw. 2 reitende Kompagnien, Warschau eine solche.

Von den Regimentern der Feldartillerie zählte ein jedes 64 Offiziere, 10 Oberfeuerwerker, 30 Feuerwerker, 100 Korporale, 220 Bombardiere, 8 Hautboisten, 31 Tambours, 1600 Gemeine, 10 Kompagniechirurgen, also 2058 Köpfe, so daß der Gesammtbestand 10 032 Mann betrug, wozu noch 10 Angehörige des Unterstabes kamen, welche zu den einzelnen Truppentheilen abkommandirt waren; ferner das 9. Bataillon von entsprechender Zusammensetzung und Stärke, und die reitende Artillerie mit 37 Offizieren und 1470 Mann. Die Garnisonartillerie, bei der die Stärke der Kompagnien nicht gleich war, hatte im Jahre 1787 63 Offiziere, 142 Korporale, 218 Bombardiere, 1600 Mann und 1 Tambour gezählt.*)

Unter der Generalinspektion stand ferner das Pontonierkorps, 2 Kompagnien in Berlin und Königsberg und 1 Kommando in Glogau umfassend. Die Kompagnien waren nur je 3 Offiziere, 6 Unteroffiziere, 48 Gemeine stark; zu dem Kommando gehörten 2 Offiziere, 3 Unteroffiziere und 24 Gemeine. Im Ganzen zählte das Korps 143 Köpfe.

Bei den Arsenalen waren in Berlin, Graudenz, Breslau, Glogau, Neiße, Magdeburg, Königsberg, Colberg, Cüstrin, Danzig, Glatz, Cosel, Spandau, Schweidnitz, Pillau, Wülzburg, Brieg, Stettin, Wesel, Silberberg Zeugoffiziere (Kapitäne und Lieutenants) und Zeugbediente angestellt.

E. Das Ingenieurkorps.

Das Ingenieurkorps war auf Grund einer Verordnung vom 17. Juni 1787 in drei Brigaden gegliedert, von denen eine die Preußischen und die Pommerschen Festungen, eine die Märkischen und die links von der Elbe belegenen, eine die Schlesischen umfaßte. Dazu kam bald darauf eine in den Ranglisten getrennt aufgeführte „Zweite Brigade", welcher vorzugsweise aus fremden Diensten übernommene, als Lehrer oder sonst zu besonderen Aufträgen verwendete Offiziere überwiesen wurden, deren Einschub in die übrigen Brigaden möglichst vermieden werden sollte.

Es gab 87 Ingenieuroffiziere und 12 im Offiziersrange stehende Ingenieurgeographen, von Letzteren war der älteste Inspektor der Plankammer, sämmtlich dem Chef des Generalquartiermeisterstabes, Generallieutenant v. Geusau, unterstellt.

*) Während die Rangliste für das Jahr 1800 16 Kompagnien und die beiden von ihnen gestellten Kommandos nachweist, giebt die Stammliste für 1801 an, daß 15 Kompagnien und Kommandos zu Brieg und zu Cüstrin bestanden hätten; v. Malinowsky und v. Bonin a. a. O. 154 beziffern die Anzahl der 1787 vorhanden gewesenen mit 14 und erwähnen keine weiteren Errichtungen.



F. Das Mineurkorps.

Das Mineurkorps, zur Oberschlesischen Infanterieinspektion gehörend, hatte vier Kompagnien, in Neiße, Graudenz, Schweidnitz und Glatz. Chef war Generallieutenant v. der Lahr. Die Kompagnien zählten je 4 Offiziere, 9 Unteroffiziere und Korporale, 1 Feldscheer, 7 Zimmerleute und 90 Mineurs.

G. Das Jägerkorps zu Pferde.

Das Jägerkorps zu Pferde zählte 173 Mann, darunter 6 Oberjäger. An der Spitze stand der 1. Generaladjutant des Königs, Oberst v. Zastrow.

H. Die Offiziere in der Königlichen Suite.

Zu den Offizieren in der Königlichen Suite gehörten die Generaladjutanten, Flügeladjutanten und Offiziere des Generalquartiermeisterstabes.

Generaladjutanten waren der ebengenannte Oberst v. Zastrow und Oberst v. Köckritz von der Infanterie, Oberst v. Bölzig von der Kavallerie. Zastrow hatte den Vortrag beim Könige, ein Mann, der wie Boyen (a. a. O. I, 126) schreibt, die Welt durch die Preußische Exerzirbrille ansah und der Boyens heiligen Zorn erregte, als er im Jahre 1807, kleinlicher Eitelkeit nachgebend, sich dem Kriegsschauplatze fernhielt. Von v. Köckritz meinte die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, daß wenn die Franzosen ihn und sie selbst zu Gefangenen machten, sie zwei alte Weiber erbeutet hätten.

Flügeladjutanten waren 5 Majore, darunter 3 von der Infanterie und 2 von der Kavallerie. Der Artillerieoffizier und auch der Ingenieur gelangten nicht in eine solche Stellung.

An der Spitze des Generalquartiermeisterstabes stand Generallieutenant v. Geusau, der Infanterie entstammend, welcher schon als Chef des Ingenieurkorps genannt ist. Er war außerdem Direktor des Ingenieurdepartements im Oberkriegskollegium und Inspekteur der Festungen. Der Wust von Papieren, welchen diese vielseitige Thätigkeit in seine Hände führte und dessen Bewältigung seine Leidenschaft ausmachte, raubte ihm den Blick in einen weiteren Gesichtskreis.

Generalquartiermeisterlieutenants waren die Obersten v. Lecoq und v. Pfuhl.*) Lecoq verstand sich auf das Aufnehmen, was er durch eine Karte von Westfalen bewies, aber nicht auf das Vertheidigen von Festungen, was 1806 die Kapitulation von Hameln zeigte. Pfuhl galt für ein Genie. Er war Württemberger, wie der Aelteste der Quartiermeister, Oberst v. Massenbach, bei Prenzlau des Fürsten Hohenlohe böser Engel. Außerdem gab es noch Quartiermeisterlieutenants, sämmtlich Capitäns, von denen in weiteren Kreisen bekannt geworden sind der als Brigademajor bezeichnete Hünerbein,

*) So druckt die Rangliste, deren Schreibweise hier überall zu Grunde gelegt ist, den meist „Phull" geschriebenen Namen.



Yorks Unterführer in den Jahren 1812 und 1813; Graf Götzen, ein Vertrauensmann des Königs, welcher ihn 1806 entsandte, um des Grafen Schlesisches Heimathland zu vertheidigen; v. Lossow, ein namhafter Schriftsteller.

J. Die Offiziere von der Armee.

Die Offiziere von der Armee waren wirkliche oder Titularoffiziere. Zu jenen gehörten General v. Anhalt, einst ebenso gefürchtet wie beneidet, jetzt in ländlicher Zurückgezogenheit lebend; General Graf Schulenburg-Kehnert, im Jahre 1806 Gouverneur von Berlin; die Generale v. Prittwitz und v. Seibert, jener Inspekteur der Remonte, dieser der Werbungen; der Erbprinz von Nassau-Oranien, der, aus seinem Vaterlande vertrieben, in Berlin wohnte, bei Auerstädt eine Division befehligte und später Wilhelm I., König der Niederlande, war; Oberst Graf Tauentzien, demnächst Graf Tauentzien von Wittenberg; die Gouverneure des Prinzen Wilhelm, welcher in den Befreiungskriegen sich einen guten Namen machte, und des Prinzen Heinrich; ein Capitän, welcher zum Prinzen August Ferdinand kommandirt war.

Unter den Titularoffizieren stand obenan General v. Schmettau, welcher auf seinem Schlosse zu Köpenick lebte und bei Auerstädt zu Tode verwundet ward. Ferner befanden sich darunter der Oberstlieutenant v. Schill, der Vater des Majors Ferdinand v. Schill, sowie eine Anzahl von reichsständischen Fürsten und von Trägern ausländischer Namen, welche meist verklungen sind.

Anders ist es mit mehreren Inspektionsadjutanten und den Adjutanten bei den Herren Generalen. So mit dem Oberst v. Kleist, später Kleist von Nollendorf, beim Herzoge von Braunschweig; dem Major v. Krusemark, demnächst Vertreter Preußens am Hofe des übermüthigen Korsen, beim Feldmarschall v. Möllendorff, bei welchem sich in gleicher Stellung Capitän v. Hacke, der spätere Kriegsminister, befand; Capitän v. dem Knesebeck, in seinem Alter Feldmarschall, bei Rüchel; drei Pirch, von denen einer 1815 ein Armeekorps befehligte, ein anderer als Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens starb.

K. Die aggregirten Offiziere.

Aggregirte Offiziere waren solche, welche durch den König einem Regimente oder Korps zur Erlernung oder Uebung des Waffendienstes überwiesen waren, ohne einrangirt zu sein. Ihre Verhältnisse waren ganz die der übrigen Offiziere ihres Dienstgrades.

L. Die Gouverneure und Kommandanten.

Festungen und Städte, in welchen Gouverneure und Kommandanten angestellt waren, gab es 28; in 14 darunter waren beide Stellungen vertreten, andere hatten nur je einen Kommandanten; Colberg hatte deren zwei. Potsdam und Neufchatel hatten je einen Gouverneur, dort war es Rüchel, in Berlin Möllendorff, in Königsberg Brünneck, in Breslau Hohenlohe, in

Danzig Kalckreuth, in Warschau Köhler, alle daneben Generalinspekteure. Gouverneure gab es ferner in Cüstrin, Magdeburg, Stettin, Spandau, Wesel, Neiße, Glatz, Thorn, Glogau; Kommandanten in Schweidnitz, Pillau, Cosel, Silberberg, Plassenburg, Czenstochau, Graudenz, Weichselmünde, Brieg und Wülzburg. Die Forts von Memel und von Lyck waren nur mit Kommandos besetzt.

II. Das Ober-Kriegskollegium.

Die Oberleitung aller Heeresangelegenheiten war seit dem Jahre 1787 Sache des Ober-Kriegskollegiums. König Friedrich Wilhelm II. erkannte, daß er nicht im Stande sein würde, den stets wachsenden Anforderungen zu genügen, welche die Erledigung der Geschäfte an seine Arbeitskraft und an sein Verständniß für die Einzelfragen stellte. Er befahl daher am 25. Juni 1787 die Errichtung eines Ober-Kriegskollegiums, des Vorläufers des jetzigen Kriegsministeriums. An der Spitze standen der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig als Oberpräsident, der General-Feldmarschall v. Möllendorff als Vize-Oberpräsident; an der Spitze des 1. Departements, des „Militärdepartements", welches sich in vier Abtheilungen, für Proviantwesen, Verpflegung 2c., für die Infanterie, für die Kavallerie und für das Artilleriewesen gliederte, stand General v. der Goltz. Direktor des zweiten Departements, für Montirungs-, Armatur- und Oekonomiewesen, war General v. Boyen, ein Verwandter des späteren Kriegsministers, welcher damals als Stabskapitän im Infanterieregimente Nr. 14 zu Bartenstein in Garnison stand; der des dritten, für die Versorgung der invaliden Offiziere und Soldaten, war General v. Colong; des vierten oder Ingenieurdepartements General v. Geusau.

Unter dem Vorstande der Abtheilung für Proviantwesen 2c., dem General-Intendanten, stand die General-Intendantur mit 23 in verschiedenen Orten stationirten Train- und Lazarethoffizieren.

III. Die einzelnen Truppengattungen.

A. Die Infanterie.

1. Linieninfanterie.

Den Grundpfeiler der Fridericianischen Siege hatte die Infanterie gebildet, ihr Exerzitium war nach Ansicht der Offiziere die eigentliche Stärke des Heeres gewesen. Aber es war durch eine neue Taktik überholt, ein starres Formenwesen fesselte die Seele und den Körper. „Egalité ist die erste Schönheit des Militärs", heißt es in der Einleitung zu der von König Friedrich Wilhelm III. am 15. März 1798 erlassenen „Instruktion für die gesammte Königlich Preußische Infanterie".

Wendungen, Griffe und Bewegungen waren weitläufig und schwerfällig; sie enthielten Vieles nur für den Frieden Brauchbare. Es war die Taktik

des Generals v. Saldern, welcher nachsann, ob es zweckmäßiger sei, 75 Schritte in der Minute zu machen oder 76. Jenes Tempo war das durch das Reglement geheiligte; nur einige Evolutionen und die Bajonetattaque wurden im Dublirschritt oder Quickmarsch, mit einer Geschwindigkeit von 108 Schritt zu 2 Fuß 4 Zoll Rheinländisch, ausgeführt. In jeglichem Gelände sollten alle Bewegungen wie auf dem Exerzirplatze geschehen, das Lineal war die Richtschnur. Das zerstreute Gefecht war Sache der Büchsenschützen*), aber auch sie mußten beim Tirailliren sorgfältig Richtung halten. Doch erhielten sie wenigstens eine Ausbildung im Scharfschießen, wozu jährlich 60 Patronen für Jeden zur Verfügung standen, während die übrigen Mannschaften nur Platzpatronen verfeuerten. Der Bajonettangriff sollte nach wie vor die Entscheidung bringen, in ihm das Arkanum des Sieges liegen.

Das Karree war hohl. In dem ausspringenden Winkel standen die Regimentsgeschütze, im Innern die Protzen. Beim Avanciren gingen die Geschütze, von der Bedienungsmannschaft gezogen,**) in den Intervallen vor. Es waren zwei sechspfündige Kanonen, für welche je 50 Kugel- und 30 Kartätschschuß mitgeführt wurden. Die Artilleristen gehörten meist zu den Beurlaubten, doch sollten sie zu einer fünfwöchentlichen Exerzirzeit einberufen und namentlich aus den Handwerkern gewählt werden; zu ihrem Ersatze bildete jede Kompagnie alljährlich zwei Reserveartilleristen aus. Die Unteroffiziere wurden auf drei Jahre aus der Fußartillerie kommandirt.

Der Ausbildung für das Feuergefecht entsprach die Bewaffnung. Die Gewehre waren gerade geschäftet und hatten einen kleinen Kolben, damit sie um so besser senkrecht getragen werden konnten. Daher ihr Name „Kuhfuß". Auf die Raschheit des Feuerns wurde großer Werth gelegt; sie wurde erleichtert durch cylindrische Ladestöcke und trichterförmige Zündlöcher, deren Größe das Beschütten der Pfanne mit Pulver überflüssig machte. Alle Verbindungstheile am Gewehre waren gelockert, damit bei den Griffen der gehörige Schlag laut hörbar werde. Das Gewehr, seit 1782 eingeführt, wog 11 bis $11\frac{1}{2}$ Pfund, das Bajonett war $1\frac{1}{3}$ Fuß lang.***)

Das heilige Buch, welches alle diese Angelegenheiten und viele andere ordnete, das Reglement, befand sich im Gewahrsam der Generale, Stabsoffiziere und Kompagniechefs; die Lieutenants bekamen es nicht in die Hand, alljährlich zweimal wurde es ihnen vorgelesen.

Schon die Rekrutenausbildung war, was die Inländer betraf, vielfach mangelhaft. Das Gesetz schrieb vor, daß ein solcher sechs Wochen vor Beginn der Exerzirzeit eingestellt werden und nach deren Beendigung bis zur zweiten

---

*) Instruktion für die Büchsenschützen vom 3. März 1787.

**) Instruktion für die Zimmerleute, so die Bataillonskanonen bedienen, d. d. Berlin, den 13. Mai 1787.

***) Neues militärisches Journal. Hannover 1788, 1. Heft.

Revue, also im Ganzen ein Jahr und sechs Wochen, bei der Fahne bleiben sollte. Das hätte aber die Zahl der Freiwächter vermindert, von denen später die Rede sein wird. Daher wurde der Rekrut schon nach der ersten Revue beurlaubt. Er hatte dann zehn Wochen gedient.*)

Die Montirung**) der Infanterie war überall der dunkelblaue, langschößige, vorn rundgeschnittene Rock mit verschiedenfarbigen Aufschlägen, Aufklappen und Kragen. Die Unterkleider (Westen, welche ursprünglich Aermel haben sollten, jetzt aber zu einem Paar an den Rock genähten Tuchlappen zusammengeschrumpft waren, und Hosen) waren weiß; die Stiefeletten, aus Tuch oder Zwillich gefertigt, schwarz; die Offiziere trugen Stiefel, welche bis zum Knie reichten. Die Kopfbedeckung war der dreieckige Hut, seit Kurzem an Stelle des zweistutzigen getreten. Mit seiner Einführung hörte das Hutabnehmen auf, es wurde durch das Frontmachen ersetzt. Auch im Gliede nahmen jenen die Offiziere bei verschiedenen Gelegenheiten mit der linken Hand ab. Mäntel kannte man bei den Fußtruppen nicht, den nöthigen Schutz gegen schlechte Witterung sollten Zelte bieten. Der nicht berittene Offizier führte im Dienste neben dem Degen das Esponton, einen 8 bis 9 Fuß langen Spieß, der ebenso nutzlos wie unbequem und lästig war; die Unteroffiziere, mit Ausnahme des den Büchsenschützen einer jeden Kompagnie zugetheilten, hatten das Kurzgewehr, eine mittelalterliche Hellebarde, und außerdem, wie die Mannschaft, ein Seitengewehr. Ein Unterscheidungszeichen zwischen den alten Regimentern, welche schon zu König Friedrich Wilhelms I. Zeiten bestanden hatten, und den jungen, welche seit dem Regierungsantritte seines Sohnes errichtet waren, bestand in der Farbe der Halsbinden, welche bei jenen roth, bei diesen schwarz waren.

Eine wahrhafte Plage bildete die Herstellung der Frisur. Wenn morgens ausgerückt werden sollte, begann bald nach Mitternacht der Haarputz, es wurden Zöpfe gebunden, Pomadenbüchsen und Kleistertöpfe geöffnet, und eine Wolke von Mehl lagerte sich auf dem Werke. Wer fertig war, mußte auf seinem Bette sitzen, um die Arbeit nicht wieder zu nichte zu machen. Und doch war das Verfahren seit Kurzem dadurch erleichtert, daß die angesteckten Seitenlocken weggefallen und die Zöpfe nur noch 14 Zoll lang waren.

In den Regimentern bestand ein wesentlicher Unterschied zwischen den ersten und den „dritten Musquetier-Bataillonen". Diese waren aus den Fridericianischen Garnisonregimentern hervorgegangen, welche Friedrich Wilhelm II. durch Depotbataillone ersetzt hatte. Ihre Stabsoffiziere und Capitäns waren meist Halbinvalide; die Subalternen zum Theil frühere Unteroffiziere, welche alle Vorzüge, aber auch alle Mängel der besseren unter diesen in sich ver-

*) Größere Uebungen sowie solche mit allen Waffen wurden in ganz beschränktem Umfange, in ebenem und offenem Gelände, vorgenommen. Boyen a. a. O. I, 207.

**) Montirungsreglement vom 22. März 1798.



einigten, gute Abrichter, aber ohne wissenschaftliche und gesellige Bildung waren, zum Theil die jüngsten ihres Dienstgrades. Bestimmungsmäßig sollten die jüngsten vier Premier- und acht Sekondlieutenants beim dritten Bataillone stehen. An Mannschaften erhielten diese aus den Kantonen den unansehnlichsten Ersatz und dazu Alles, was die anderen Bataillone nicht mochten. Die Ergänzung der Unteroffiziere war entsprechend. Beim Ausmarsche sollten sie außerdem die Mannschaften austauschen, welche die Feldbataillone nicht mitnehmen wollten. Während des mobilen Verhältnisses hatten sie den Ersatz auszubilden und alle Verwaltungsangelegenheiten zu besorgen. Die Aussicht auf eine solche Verwendung war wenig geeignet, die Liebe für den Beruf zu erhöhen, den moralischen Standpunkt zu heben. Dazu kam die geringere Besoldung der Offiziere (vergl. S. 36).

„Die Verbindung einer Straf- mit einer Erziehungsanstalt" nennt Gneisenau die Zusammensetzung in einem am 30. November 1807 zu Memel erstatteten Berichte der Reorganisationskommission.*)

2. Grenadiere.

Die Anordnung, auf welcher die damalige Zusammensetzung der Grenadierbataillone beruhte, war wenig zweckmäßig. Friedrich Wilhelm II. hatte die Zahl der bei den Regimentern vorhandenen Grenadierkompagnien von zwei auf je vier vermehrt, so daß ein jedes sein eigenes Bataillon besaß. Friedrich Wilhelm III. aber hatte die Einrichtung im Jahre 1799 dahin geändert, daß er nur je zwei Kompagnien bestehen ließ, welche mit dem eines anderen zu einem Grenadierbataillone zusammenstießen, deren es mithin 29 gab. Sie standen unter einem Stabsoffizier in der nämlichen Garnison, trugen die Uniform ihres Regiments, wurden aus diesem ergänzt und unterschieden sich von ihren Kameraden durch eine Mütze aus Filz, deren Vorderseite ein lackederner, mit einer Granate verzierter Schild bildete.

3. Füsiliere.

Die Bedenken, zu denen die Aufstellung von lediglich für die Dauer eines Krieges errichteten Freitruppen den Grund geboten hatte, waren schon für Friedrich II. Veranlassung geworden, die Errichtung derartiger Truppen im Frieden anzuordnen. Bei des Königs Tode waren aber erst die Anfänge von drei Regimentern vorhanden. Friedrich Wilhelm II. bildete aus ihnen, den Grenadierbataillonen und geeigneten Leuten der Garnisontruppen 20 Füsilierbataillone. Ihre äußere Erscheinung hatte etwas Jägerhaftes. Die Mannschaft sollte zur Terrainbenutzung und für mancherlei Vorfälle des Krieges ausgebildet werden. Von tüchtigen Offizieren befehligt, unter denen York und Gneisenau genannt sein mögen, nahmen sie sich dieser Aufgabe freudig an und wetteiferten mit den Jägern auf Hornsignale in

*) M. Lehmann, Scharnhorst. Leipzig 1887, II. 162.



Tirailleurkünsten; nach Ansicht der Linieninfanterie war es ein unwürdiges Treiben. Ihr gesammtes Verhalten war durch ein „Reglement für die Königlich Preußische leichte Infanterie“ vom 5. Oktober 1787 vorgeschrieben, welches sich aber nicht allzu sehr von dem im folgenden Jahre für die Infanterie herausgekommenen unterscheidet; die wesentlichste Abweichung ist die zweigliedrige Aufstellung der Füsiliere. Die acht Brigaden waren je eine Märkische und Magdeburgische, je zwei Ostpreußische, Warschauer, Schlesische.

Die Montirung war grün; Unteroffiziere, Büchsenschützen und Gemeine trugen Jacken mit rothem Unterfutter, Aufschlägen und brigadeweise verschiedenfarbigen Klappen und Kragen; die Tuchhosen waren weiß und lang, die Stiefeletten schwarz und kurz; die bei den Unteroffizieren mit goldener oder silberner, bei der Mannschaft mit wollener Tresse eingefaßten Hüte waren vorn und hinten aufgeschlagen und vorn mit einem metallenen Adler verziert. Die Unteroffiziere hatten auf dem Aermelaufschlage eine goldene oder silberne Bandtresse; das Lederzeug war schwarz. Die Offiziere trugen Röcke, bis zum Knie reichende Stiefel und dreieckige Hüte mit weißem Federbusch.

Das Gewehr war kürzer und krummer geschäftet als das der Infanterie. Auch die Unteroffiziere führten es. Die Geschütze sollten die Bataillone erst im Kriege erhalten, doch wurden schon im Frieden Mannschaften zu ihrer Bedienung ausgebildet. Anstatt der Zelte hatten sie Decken, welche auf Packpferden befördert wurden.

4. Feldjäger.

Das Feldjägerregiment *) stand vermöge seines Ersatzes aus den Söhnen der Königlichen, der städtischen und der Privatförster auf einer anderen Stufe als die übrige leichte Infanterie. Dazu kam, daß es in dem Major v. York einen Kommandeur besaß, welcher das ihm anvertraute kostbare Material vortrefflich zu verwerthen wußte. „Die Bestimmung des Jägers ist nicht, schön zu exerziren“, sagte er in seiner dem Regimente ertheilten Dienstanweisung, und feldmäßig waren die Uebungen angelegt, durch welche er seine Jäger auch außer der vom 1. August bis zum 16. September dauernden Exerzirzeit im Zuge hielt. Daß er sich dabei den Anforderungen, welche Paradedienst und Lineartaktik machten, nicht ganz entziehen konnte, zeigt die Eintheilung dieser Periode. Ein halber Monat war der Einzeldressur gewidmet, ein halber dem Linien-, ein halber dem Felddienste. Außer der Exerzirzeit aber wurde fleißig manövrirt, theils in den Garnisonen, von denen Mittenwalde vier, Zossen, Müncheberg und Beelitz je zwei Kompagnien beherbergte, theils von der einen gegen eine andere. Der Schießdienst wurde ungleichmäßig betrieben. Die eine Kompagnie ver-

*) Gumtau, Die Jäger und Schützen des Preußischen Heeres. 1. Theil. Berlin 1834.



feuerte auf 100, 120, 150 Schritt bald drei, bald sechs Schuß; eine andere in gleicher Weise auf 100, 130, 180 Schritt. Die Ausbildung litt unter einer großen Zahl von Beurlaubten, welche außer der Exerzirzeit sich in den Revieren befanden. Nur Ausländer, welche freiwillig eintraten, ohne daß das Regiment Handgeld zahlte, ferner etwa vorhandene nicht gelernte Jäger sowie solche, welche kein Unterkommen fanden, waren ständig anwesend.

Die Montirung bestand in zeisiggrünen Röcken mit ponceaurothen Kragen und Aufschlägen und gelben Achselbändern, langen weißtuchenen Beinkleidern und Stiefeln bis an das Knie, dreieckigen Hüten mit grünen Federbüschen.

Die Waffe war eine Büchse mit Stechschloß, auf welche der Hirschfänger gesteckt werden konnte. Die Stelle des Tornisters der Infanterie vertrat eine Dachstasche, ihre Patrontasche eine um den Leib geschnallte Kartusche.

Das Ausscheiden aus dem Regimente war der Regel nach durch die Anstellung im Forstfache veranlaßt. Dieser ging eine Prüfung voran, welche vor dem Forstdepartement zu Berlin abgelegt wurde. Außerdem verfügte das Regiment, wenn es galt, Oberjäger und Jäger zu versorgen, die aus irgend welchen Gründen nicht im Forstfache angestellt werden konnten, über einen Invalidenpensionsfonds, aus welchem Pensionen von je vier Thalern monatlich an vier Oberjäger und von je drei Thalern an 24 Jäger gezahlt werden durften.

B. Die Kavallerie.

Die Kavallerie stand in mancher Beziehung auf einer höheren Stufe als die Infanterie. Es klebten ihr freilich viele Mängel gleichfalls an, unter denen diese litt; da aber ihre Fechtweise durch die neuere Taktik wenig geändert war, durfte man sie ihrer Aufgabe noch wohl gewachsen halten. Ihre reiterliche Ausbildung war sogar vorzüglich, namentlich bei den Kürassieren und Dragonern, bei denen auf die Bahnreiterei großer Werth gelegt wurde, und deren Regimenter einen Fachmann als Bereiter hatten. Solche hielten sich die Offizierkorps einzelner Husarenregimenter aus eigenen Mitteln; im Ganzen aber war bei ihnen der Sinn mehr auf ein dreistes Reiten im Gelände gerichtet, als auf die Künste der Manege.

Bei beiden Gattungen gab es manche Verschiedenheit, auf ihrer Sonderaufgabe beruhend. Daher hatte jede ihr besonderes Reglement. Das für die

1. Kürassiere und Dragoner*)

läßt erkennen, ein wie hoher Werth auf Formen und vornehmlich auf Gleichmäßigkeit und die äußere Erscheinung, „das gehörige Air", gelegt wurde. Wenigstens sechs Wochen mußte der Rekrut zu Fuß dressirt sein, bevor er zu

*) Reglement für die Kürassier- und Dragonerregimenter der Königlich Preußischen Armee, d. d. Berlin, den 6. Februar 1798.



Pferde stieg, und für „das Schönste im ganzen Exerziren" wurde erklärt, „wenn ein Soldat sein Gewehr gut trägt".

Die Reitinstruktion ist weit kürzer als die Vorschrift über die Ausbildung zu Fuß. Auch wenn das Regiment zum Exerziren beim Stabe versammelt war, geschah dieses wöchentlich dreimal zu Pferde und ebenso oft zu Fuß; zu Pferde durfte nicht länger als 2 bis 2½ Stunden exerzirt werden. Dieses Versammeln fand, wenn nicht die Spezialrevue eine Aenderung der Zeiteintheilung bedingte, im Mai statt. Im Sommer wurden die Pferde der gesammten Kavallerie mehrere Wochen auf Grasfutter gesetzt (vergl. S. 39). Während dieser Zeit sollte zu Fuß exerzirt werden, in der That war es eine lange Siesta. Die Herbstmanöver hatten zur Einübung des Felddienstes zu dienen. Dann begann der Winterschlaf.

Es wurde auf Decke spazieren oder in der Bahn geritten. Die Capitäns und Stabscapitäns bildeten die Remonten und difficilen Pferde aus, die anderen Offiziere ließen die übrige Mannschaft reiten. Die Regimentsbereiter unterrichteten die Junker und ausgewählte Unteroffiziere und ritten gegen Bezahlung die Pferde der Chefs oder anderer Offiziere. Meist waren Reithäuser vorhanden, hier mehr, dort weniger oder auch gar nicht.

Die Vorschriften des Reglements verlangten eine Menge von umständlichen Bewegungen. Auffallend ist, daß für keine Gangart das Tempo vorgeschrieben war. Die Wendungen geschahen zu Vieren.

Die Montirung der Kürassiere bestand aus einem weißtuchenen Kollet mit offenen Aufschlägen und Kragen, einer kurzen Weste (Chemiset), weißledernen Beinkleidern, Stulpstiefeln, Stulphandschuhen und einem Hute mit Feder, welchen im Felde ein eisernes Kreuz zu besserem Schutze gegen den Hieb verstärkte. Die Regimenter unterschieden sich durch die Farbe von Chemisets, Aufschlägen, Borten und der aus Etamin gefertigten Schärpen. Dazu hatten sie blaue Tuchmäntel und zum Futtern Leinwandkittel. Die Offiziere trugen außerdem einen weißtuchenen Interimsrock mit Klappen, Aufschlägen, Kragen von der Couleur der Chemisets und Achselbänder, dazu strohfarbene Unterkleider. Das Kürassierregiment vac. v. Malschitzky, die in der Priegnitz stehenden „Gelben Reiter", machten insofern eine Ausnahme, als ihre Kollets citronengelb waren, die Garde du Corps und die Gensdarmen insofern, als die Offiziere scharlachrothe Interimsröcke trugen. Die ersteren hatten außerdem als Festkleidung rothe Superwesten, für die Mannschaften aus Tuch, für die Offiziere aus Sammet.

Die Dragoner hatten hellblaue Röcke mit offenen Aufschlägen, Kragen, Klappen und einem Achselbande, strohfarbene Westen, weißlederne Beinkleider, Stulpstiefel und Stulphandschuhe, einen Hut wie die Kürassiere, blaue Mäntel, Leinwandkittel. Die Regimenter unterschieden sich durch die Farbe von Aufschlägen, Klappen, Kragen und Rockfutter.

In Betreff der Haartracht waren weder bei der Kavallerie im engeren

Sinne, noch bei den Husaren und Towarczys allgemein bindende Vorschriften erlassen. Sie sollte nur gleichmäßig und die Bärte aufgesetzt sein. Daß der Zopf nicht fehlte, war selbstverständlich und daher nicht ausdrücklich erwähnt. Von den Offizieren trug einen Bart, aber lediglich Schnurrbart, nur der Husar.

Hinsichtlich der Bewaffnung ist zunächst zu erwähnen, daß die Kürassiere den Harnisch schon 1787 abgelegt hatten. Beide Gattungen führten als Seitengewehr den Pallasch in lederner Scheide mit Säbeltasche, zwei lange Pistolen und für die Mannschaft, abgesehen von den Büchsenschützen, Karabiner (Gewehre) ohne Bajonett, Patrontaschen und Karabinerhaken.

Das Reitzeug bestand aus deutschen Sätteln mit halben Schabracken, in Betreff deren es im Reglement heißt, daß sie von Tuch und von der Farbe des Regiments und nicht zu kostbar sein sollten; es war damit früher mancherlei Luxus getrieben; in Zukunft sollten sie so bleiben, wie sie wären. Die Pferde waren mit Kandaren und Unterlegetrensen gezäumt. Das Gepäck bestand aus Mantel-, Stiefel- und Futtersack, gesponnenem Heu, Piketpfahl und für einen Theil der Reiter Kochkessel oder Sensen. Die Pistolen steckten in Halftern, das Feuergewehr wurde am Pferde geführt.

Die mit der Büchse bewaffneten Karabiniers waren die künftigen Unteroffiziere. Auf ihre Schießausbildung wurde Werth gelegt. Sie sollten im Stande sein, auf 100 Schritt einen Mann zu treffen. Am Schlusse der Exerzirzeit wurde sogar ein Prämienschießen für sie veranstaltet. Die übrige Mannschaft verfeuerte nur Platzpatronen, ihre Ausbildung mit dem Gewehre ging aber bis zur Abgabe von Bataillonssalven.

2. Husaren.

Reglement*) und Dienstbetrieb wichen wenig von den für die Kavallerie geltenden ab; nur in Beziehung auf Ausbildung und Verwendung übte ihre Sonderbestimmung Einfluß.

Ihre Montirung**) bestand aus (gelb oder weiß) reich verschnürten Pelzen und Dolmans von verschiedener Farbe. Nr. 1 hatte beide Stücke dunkelgrün; Nr. 2, die früher und jetzt Zietenschen, jenen dunkelblau, diesen roth; Nr. 3 beides dunkelblau; Nr. 4 die ersteren bleumourant, die letzteren hellblau; Nr. 5, die Vorgänger der heutigen Leibhusaren, beides schwarz; Nr. 6, von denen die Schillhusaren stammen, braun; Nr. 7 hellblau und citrongelb; Nr. 8, die Blücherschen Husaren, karmoisinroth; Nr. 10 dunkelblau und schwefelgelb; Nr. 11, das Anspach-Baireuthische Bataillon, dunkelgrün und kanariengelb. Alle hatten weißlederne Beinkleider und dazu für die schlechte Jahreszeit tuchene Ueberknöpfhosen, ungarische Stiefel und Mäntel. Als Kopfbedeckung dienten Filzmützen, die sogenannten Flügelkappen, deren Ersatz durch Pelzmützen in Aussicht stand.

*) Reglement für die Königlich Preußischen Husaren und Bosniaken, d. d. Berlin, den 25. Juni 1796.

**) C. Graf zur Lippe, Husarenbuch, Potsdam 1863.



Die Waffen waren Säbel mit Säbeltasche, Karabiner bezw. Büchsen und Pistolen. Die Husaren ritten ungarische Sättel.

Die Nr. 9, welche oben ausgelassen wurde, führte

3. Das Korps Towarczys,

die Stammtruppe der heutigen Ulanen.*) Aus polnischen Lanzenreitern hervorgegangen, welche durch Friedrich den Großen im Jahre 1745 in Dienst genommen und als „Bosniaken" dem schwarzen Husarenregimente von Ruesch Nr. 5 zugetheilt waren, und welche sein Nachfolger 1788 als besonderes, das Bosniakenregiment, von jenem losgelöst hatte, sollten sie jetzt dazu dienen, den kleinen Adel der neuerworbenen polnischen Landestheile dem Heere zuzuführen; es waren Leute, welche aus Mangel an Mitteln und an Bildung als Offiziere nicht dienen konnten, aus Standesvorurtheil als Gemeine es nicht wollten. Unter gleichem Namen war schon 1795 ein Pulk muhammedanischer Tataren geworben und in jenen Landestheilen angesiedelt. Nach der im Jahre 1800 zu Ende geführten Organisation bestand das Korps aus 1 Regiment zu 10 und 1 Bataillon zu 5 Eskadrons, unter den Letzteren war eine aus jenen Tataren zusammengesetzt. Die Towarczys waren bestimmt, bei einer Mobilmachung schwadronsweise den Husarenregimentern zugetheilt und dort als Karabiniers verwendet zu werden.

Sie trugen dunkelblaue Jacken mit aufgehakten Schößen, ponceaurothen Aufschlägen, Klappen, Kragen und Unterfutter, weißtuchene Westen, Lederhosen, Husarenstiefel und Filzmützen; die Offiziere hatten Kavallerieschärpen, die Unteroffiziere und Gemeinen rothe, weiß eingefaßte Leibbinden.

Ihre Waffen waren die Lanze, Säbel und Pistolen; das Reitzeug war das der Husaren.

C. Das Jägerkorps zu Pferde.

Die Dienstverrichtungen der 1740 geschaffenen Truppe**) bestanden in der Beförderung von Depeschen und in persönlichen Dienstleistungen beim Könige. Die erstere Aufgabe wurde grundsätzlich, weil es die raschere Art war, zu Pferde gelöst; nur bei Nacht und wenn die Strecke mehr als 30 Meilen lang war, durfte der Bote sich eines Wagens bedienen. Im Inlande mußten die Postmeister die Beförderungsmittel stellen, der Feldjäger erhielt hier zur Bestreitung seiner Bedürfnisse zehn Groschen für die Meile; im Auslande, wo er für sein Fortkommen selbst zu sorgen hatte, empfing er für die nämliche Strecke zwei Thaler. Am demnächstigen Aufenthaltsorte betrugen seine Diäten im Inlande während der ersten vier Tage je vier, dann einen Thaler, im Auslande ohne Rücksicht auf die Dauer seines Bleibens täglich vier Thaler; in Holland und England einen Friedrichsd'or. Zum täglichen

*) v. Dziengel, Geschichte des 2. Ulanenregiments, Potsdam 1858.

**) Heym, Die Geschichte des Reitenden Feldjägerkorps, Berlin 1890.

Dienste beim Könige wurden allemal zwei Feldjäger beordert; außerdem hatte dieser zwei, jeder Königliche Prinz einen Reisefeldjäger (Fourier) zu seiner Verfügung. Der Dienst in der Korpsgarnison Köpenick war im Wesentlichen nur der Wachtdienst, welchen, wenn die Stadt nicht Residenz war, zwei Feldjäger verrichteten. Im Sommer kamen Kommandos zu den Manövern und zur Grenzpostirung, zur Verhütung von Desertion und Schmuggel an der Sächsischen Grenze hinzu, was im Winter Husaren besorgten. Ferner waren seit 1798 20 Feldjäger, von denen schon damals viele das Examen als Feldmesser bei der Ober-Baudeputation ablegten, als Ingenieurgeographen dem Generalstabe zum Zwecke ihrer Verwendung bei der Landesvermessung überwiesen. — Außer in Köpenick standen Kommandos in Potsdam, Berlin und Zehlendorf.

Die Anstellung im Korps war sehr gesucht, was sowohl auf den Annehmlichkeiten des Dienstes wie auf den Versorgungsaussichten beruhte und die Auswahl unter gut erzogenen Bewerbern gestattete, welche eine ihr schmales Einkommen ergänzende Zulage von Hause zu erwarten hatten.

Da den von den Anwärtern zu erfüllenden Bedingungen bisher in vielen Fällen nicht genügt war, hatte Friedrich Wilhelm III. am 22. März 1798 von Neuem befohlen, daß nur Söhne wirklicher Förster, und auch diese nicht vor zurückgelegtem 16. Lebensjahre, angenommen werden sollten. Es geschah zunächst als Volontärs. Diese hatten vor ihrer Einstellung als Feldjäger, die nicht vor Vollendung des 18. Lebensjahres erfolgen durfte, eine Prüfung zu bestehen, in welcher neben dem Besitze der erforderlichen Elementarkenntnisse einige Gewandtheit im schriftlichen Ausdrucke und Bekanntschaft mit Forstwissenschaft und Jagdkunde sowie mit den für diese Gebiete geltenden gesetzlichen Bestimmungen nachgewiesen werden mußten. Zugleich waren der forstliche Lehrbrief und ein Nachweis über das Vorhandensein der erforderlichen Subsistenzmittel einzureichen, „da es von jeher gebräuchlich gewesen, daß sich die Jäger selbst equipiret, und es auch zur Aufrechterhaltung der Würde des Korps erforderlich ist“. Für die wissenschaftliche Fortbildung der Feldjäger wurde in der Garnison durch Unterricht im Französischen und im Polnischen, Mathematik, Zoologie, Botanik, Schönschreiben und Zeichnen sowie durch eine in Berlin bestehende Forstschule gesorgt, zu welcher auch Feldjäger auf ein Jahr kommandirt wurden, und eines dort 1790 ausschließlich für das Korps errichteten Lehrinstitutes, welches letztere damals die zwölf ältesten Volontärs besuchten. Zum Zwecke ihrer Vorbereitung auf Anstellung im Forstfache wurden ferner die drei jüngsten Oberjäger und ebenso viele Feldjäger zu geeigneten Oberförstern geschickt.

Durch die erwähnte Kabinets-Ordre war den Feldjägern der Rang als Feldwebel, jedoch ohne Offiziersportepee, beigelegt; die Oberjäger waren Offiziere mit deren Portepee. Die zwölf ältesten Volontärs, welche die Prüfung bestanden hatten, wurden vereidigt und als überkomplette Feldjäger

geführt. Sie trugen die Uniform des Korps, wurden auch ausnahmsweise als Couriere gebraucht, erhielten aber kein Gehalt. Für das Aufrücken zum Oberjäger waren weniger das Dienstalter als die Führung und die Befähigung ausschlaggebend. Wenn dienstliche Leistungen oder außerdienstliches Verhalten zu wünschen übrig ließen, so erfolgte wohl Versetzung zu den Fußjägern.

Zum Ausscheiden bedurfte es der Genehmigung des Königs. Es geschah meist durch Anstellung im Forstfache. Die Feldjäger hatten das ausschließliche Anrecht auf die Stellung als rechnungführende Forstbeamte. Seit 1798 mußte vorher eine vor der „Examinationskommission zur Prüfung der Anwärter für den Königlichen Forstdienst" abzulegende Prüfung bestanden sein. Auf Grund des Ausfalles brachte der Chef der Forstverwaltung, wenn eine Stelle frei war, den von ihm als den Geeignetsten erachteten unter den Oberjägern und den fünfzehn ältesten Feldjägern in Vorschlag, an welchen Letzteren der Chef des Korps jedoch nicht gebunden war.

Die **Uniform** bestand in zeisiggrünen Röcken und Westen mit ponceaurothen Aufschlägen und Kragen und goldenen Achselbändern, gelbledernen Beinkleidern, Stiefeln und Hüten. Die Röcke der Offiziere waren mit goldenen Schleifen geziert, ihre Hüte mit einer solchen Tresse.

D. Die Artillerie.

Die Stellung der Offiziere der Feldartillerie,*) welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hoch angesehen gewesen war, hatte gegen dessen Ende an äußerem Ansehen eingebüßt. Verschiedene Gründe mögen dazu beigetragen haben. Einer der hauptsächlichsten war, daß König Friedrich II. der Waffe seine frühere Gunst zum großen Theile entzogen hatte, weil er ihr ein minderes Verdienst um seine Kriegserfolge einräumte als der Infanterie und der Kavallerie. Dazu kam, daß das Offizierkorps sich zumeist aus bürgerlichen Kreisen ergänzte, deren Angehörigen der Staat und die Gesellschaft die Gleichstellung mit dem Adel verweigerte, welcher seinerseits den Dienst in der Artillerie aus diesem Grunde verschmähte. Ueber drei Kadetten, „die nicht von wahrem und echtem Adel waren", schrieb Friedrich II. 1784 dem Kommandeur, er solle „sie allenfalls an die Artillerie abgeben, da können sie wohl sein". Ihr Dienst stellte zudem in wissenschaftlicher Beziehung Anforderungen, denen die Mitglieder des Adels häufig nicht genügen konnten. Außerdem fiel es dem Offizierkorps der Artillerie schwerer als jenen Waffen, Unwürdige auszuscheiden, weil man fürchtete, der wider seinen Willen verabschiedete Offizier könne die ihm geoffenbarten Geheimnisse in ausländischem Dienste verwerthen. Daher befand sich unter ihnen Mancher, dessen ein Infanterie- oder ein Kavallerieregiment sich schon lange entledigt hätte. Eine derartige Geringschätzung mußte die Artillerie-

*) Graf v. Westarp, die Brandenburgisch-Preußische Artillerie von ihrem Entstehen als Waffe bis zum Tilsiter Frieden. (Archiv für die Artillerie- und Ingenieuroffiziere des Deutschen Reichsheeres, Berlin 1885, Mai/Juniheft.)



offiziere um so empfindlicher berühren, als Berenhorst sehr günstig über ihre Tüchtigkeit urtheilt. Mit wenigen Ausnahmen dem bürgerlichen Stande angehörend — schreibt er — hätten den Ersatz der Waffe an Offizieren junge Leute von Erziehung und Wissenschaft gebildet, welche die Wahrheit bekundet hätten, daß, wenn der Adel einige kriegerisch diensame Vortheile vom väterlichen Landsitz mitgebracht, der vornehme Bürgerstand diese Ausstattung durch Geisteskultur ersetzt habe.

Die zwischen der Artillerie einerseits, der Infanterie und der Kavallerie andererseits bestehende Entfremdung wurde noch gesteigert durch den allgemeinen Mangel an Verständniß für die anderen Waffen und durch das Fehlen gemeinsamer Uebungen.

Ein wesentlicher Grund für die Vereinsamung der Waffe bildete, neben ihrem vom Konstablerthume stammenden Kastengeiste, der Mangel an Bespannungen für die Geschütze. In dieser Beziehung war die reitende Artillerie erheblich besser gestellt als die Fußartillerie. Nur die erstere konnte zum Exerziren ihre Geschütze bespannen, die Mannschaften beritten machen. Bei der Fußartillerie gab es in Berlin wie in Breslau Bespannung für je eine Exerzirbatterie; das Einexerziren mußte daher hauptsächlich auf der Stelle geschehen. Die Batterien hatten 8 Geschütze; bei der reitenden Artillerie waren es 6 6pfündige Kanonen und 2 7pfündige Haubitzen; bei der Fußartillerie gab es schwere Batterien mit 12pfündigen Kanonen und 10pfündigen Haubitzen; leichte mit der nämlichen Ausrüstung, welche die reitenden Batterien hatten; 10pfündige Mortier- und 7pfündige Pack-Mortierbatterien, von denen die letzteren so genannt wurden, weil die Fortschaffung von Geschützen, Laffeten, Schießbedarf und aller Zubehör auf Pferden erfolgte. Die zu den letzteren gehörenden Leute hießen Knechte. Sie wurden gar nicht zu den eigentlichen Soldaten gezählt. Zum Knechte war so ziemlich Jeder gut genug. Sie kamen aus den Kantonen und wurden auf zwölf Jahre eingestellt. Ihre Beaufsichtigung lag den Schirrmeistern ob, meist halbinvaliden früheren Kavallerie- oder Artillerieunteroffizieren, vielfach dem Trunke ergeben, welche einen üblen Leumund hatten.

Die Montirung war dunkelblau. Aufschläge, Klappen und Kragen waren schwarz, für Offiziere aus Sammet. Bei diesen wie bei den Unteroffizieren waren die Klappen mit zehn vergoldeten bezw. gelben Knöpfen und mit einer entsprechenden Zahl von Bandschleifen besetzt. Die Hüte waren dreieckig und für die Offiziere der reitenden Artillerie mit Federbüschen versehen. Die Eskarpe ward unter dem Rocke getragen. Die Mäntel waren dunkelblau, Westen und Beinkleider weiß, die Stiefeletten schwarz. Die reitende Artillerie und die Berittenen der Fußartillerie hatten weiße Lederhosen und Stiefel. Den Offizieren waren außer Dienst blautuchene Ueberröcke mit rothen Kragen, Aufschlägen und Unterfutter erlaubt. Die Haartracht war die allgemein gebräuchliche. Die persönliche Bewaffnung der

Fußartilleristen bestand in einem kurzen Pallasch, welcher an einem weißen Koppel um den Leib getragen wurde; die der reitenden Artilleristen war ein Schleppsäbel, zu welchem eine schwarze Säbeltasche mit flammender Granate gehörte. Die Halsbinden waren roth, nur die Garnisonartillerie hatte schwarze; die Offiziere trugen jedoch weiße Halstücher.

Abweichend von den übrigen Waffengattungen fehlte der Artillerie ein Reglement. Vielfache Anläufe zur Herstellung hatten nicht zum Ziele geführt.

E. Das Ingenieurkorps.

Die beim Ingenieurkorps*) bestehenden Verhältnisse hatten, als Friedrich Wilhelm II. die Regierung antrat, eine grundlegende Aenderung mancher vorhandenen Einrichtungen nothwendig erscheinen lassen. Die Hauptschäden waren die Art der Offiziersergänzung und der Eigennutz. Jene hatte dem Korps eine Menge unfähiger Ausländer zugeführt und die Einheimischen verbittert; dieser trat in den Baurechnungen in gemeinschädlicher Weise zu Tage. Auf Grund der Vorschläge des damals ältesten einheimischen Offiziers, des Oberst v. Regler, hatten die Einkommensverhältnisse eine Neuordnung erfahren und es war eine Ingenieurakademie errichtet worden. Die getroffenen Anordnungen hatten aber nicht vermocht, die Mißachtung zu beseitigen, in der die Ingenieuroffiziere bei denen der anderen Waffen nach dem Zeugnisse von Gneisenau standen, welches dieser abgab, als er selbst nach dem Frieden von Tilsit an ihre Spitze gestellt wurde.

Die inneren Verhältnisse des Korps wurden am 14. Februar 1790 durch ein in vielen Punkten noch heute als maßgebend angesehenes Ingenieurreglement festgestellt. Dieses bestimmte, daß unter dem Direktor des 4. Departements, des Ober-Kriegskollegiums (vergl. Seite 9), welcher zugleich Chef des Korps war, die für die Provinzen ernannten Oberbrigadiers und unter diesen die Unterbrigadiers stehen sollten; der Umstand, daß Letzteren gestattet war, ohne Zwischenbehörde mit dem Departement zu verkehren, gab 1799 Veranlassung, die Stellung der Oberbrigadiers ganz zu beseitigen und nur je einen Brigadier für Preußen und Pommern, zwei für die Mark, Magdeburg und Westfalen, zwei für Schlesien zu belassen. Sie waren die nächsten Vorgesetzten der Ingenieurs de la place, welche eine Vertrauensstellung einnahmen und nicht lediglich nach dem Dienstalter gewählt wurden. Die diesen beigegebenen Ingenieuroffiziere, deren mindestens zwei sein sollten, waren als Bauaufseher thätig. Sie hatten sich genaue Kenntniß aller technischen Details, aller Materialien und der Kunstgriffe anzueignen, deren sich die Handwerker bedienen; „Zimmermann oder Maurer zu werden, hätten sie deswegen nicht nöthig.“ Die Festungsunterbedienten waren Bauschreiber, Wallmeister,

*) v. Bonin, Geschichte des Ingenieurkorps und der Pioniere in Preußen, Berlin 1877, I. 118 ff.



Wallplacker und Aufseher für Gefangene; sie wurden sämmtlich aus dem Mineurkorps ergänzt.

Arbeiter*) und Fuhrwerk wurden vom Lande gestellt und bis zu 30 Meilen weit herangezogen. Der Staat gab jenen einen Tagelohn von 2 Groschen und vergütete für diese, wenn sie vierspännig waren, täglich einen Thaler; das Land gab Zuschüsse; doch wurde die Stellung meist an Unternehmer verdingt. Die Vermittelung war einem Civilkommissarius übertragen, welcher dabei ein einträgliches Geschäft machte.

Die Uniform bestand in dunkelblauen Röcken mit schwarz-manchesternen Klappen, Kragen und Aufschlägen und schwarzem Unterfutter, silbergestickten Knopflöchern und Knöpfen, hellgelben Unterkleidern, einem Hute mit Borten und silberner Agraffe.

F. Die technischen Truppen

waren ein Pontonier- und ein Mineurkorps, jenes unter der Generalinspektion der Artillerie, dieses unter dem 4. Departement des Ober-Kriegskollegiums.

1. Das Pontonierkorps.

Das Pontonierkorps**) verfügte über 3 Pontontrains, von denen 1 für die Weichsel bestimmter in Königsberg, 1 für die Elbe bestimmter in Berlin, 1 für die Oder bestimmter in Glogau sich befand; sie zählten zusammen 256 hölzerne Pontons. Außerdem waren 8 insonderheit für die Artillerie mitzuführende Brückenkolonnen zu 8 Wagen vorhanden, von denen ein jeder vier Strecken sogenannte Modderbrücken (leichte Feldbrücken) trug; eine jede Brückenkolonne war von 1 Zimmermeister nebst 8 Gesellen begleitet.

Die Pontonieroffiziere, meist aus den Unteroffizieren hervorgegangen, wurden nicht für voll angesehen.

Die Uniform der Pontoniere war die der Artillerie.

2. Das Mineurkorps.

Das Mineurkorps***), dessen Offiziere jetzt aus der Ingenieurakademie hervorgingen, wurde durch den ältesten der vier Kompagniechefs kommandirt, welcher, da es höhere Stellen nicht gab, in der von ihm bekleideten bis zum Ausscheiden aus dem Dienste verblieb und im Range immer weiter befördert wurde, so daß er damals Generallieutenant war (vergl. Seite 7). Er erhielt eine Zulage als Chef und hatte die auswärtigen Kompagnien alljährlich zu besichtigen. Die Verhältnisse des Korps waren durch ein „Reglement für das Mineurkorps" vom 28. März 1789 und durch ein „Regulativ" vom 10. Dezember 1790 geordnet, „wie künftig, wenn in den Festungen neue Minen an-

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals v. Reiche, Leipzig 1857.
**) v. Bonin, a. a. O. I, 185.
***) v. Bonin, a. a. O. I, 189.



gelegt werden sollen, die Ingenieur- und Mineuroffiziere dabei ihren Dienst verrichten sollen." Zwischen der Thätigkeit der Mineuroffiziere und der der Platzingenieure war eine scharfe Grenze gezogen; die Entwürfe für die Anlagen sollten von Beiden gemeinsam bearbeitet werden; Ausführung und Unterhaltung waren Sache der Ersteren.

Die Ausbildung der Mannschaften war eine sehr sorgfältige; alljährlich ward ihnen mindestens sechs bis acht Wochen hindurch praktischer Unterricht ertheilt; zu diesem Zwecke erhielt das Korps jedesmal 800 Thaler zur Anschaffung von Materialien und 2000 für Utensilien. Letztere verblieben den Kompagnien; ein neuernannter Kompagniechef mußte seinem Vorgänger dafür 500 Thaler bezahlen.

Die Uniform war die der Infanterie; die Bewaffnung der Mannschaft bestand in einer Pistole, welche an einem weißledernen Riemen über der rechten Schulter getragen wurde.

IV. Der Ersatz.

A. Mannschaft.

Die Ergänzung des Mannschaftsstandes geschah durch Aushebung von Inländern oder durch Anwerbung von Ausländern.

1. Aushebung.

Der Aushebung lag ein am 12. Februar 1792 erlassenes „Reglement" zu Grunde, „nach welchem in den Königlichen Staaten, jedoch mit Ausschluß des souveränen Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz, bei Ergänzung der Regimenter mit Einländern verfahren werden soll". Es war aus langwierigen Verhandlungen einer Immediatkommission hervorgegangen, welche Friedrich Wilhelm II. am 20. April 1788 mit den Vorarbeiten beauftragt hatte, und stellte als Grundlage für die Heeresergänzung die allgemeine Wehrpflicht hin, ordnete aber gleichzeitig so viele Befreiungen an, daß die ganze Last der Leistung den Bauern, den Ackerbürgern und den gemeinen Handwerkern zufiel und daß auch diese keineswegs gleichmäßig herangezogen wurden. Die Befreiungen, „Exemtionen", zerfielen in bedingte und unbedingte. Zu den unbedingt Eximirten zählten: Der gesammte Adel; die bürgerlichen Besitzer adeliger Güter, wenn Letztere wenigstens 12 000 Thaler werth waren oder wenn der Besitzer sich sonst zur Exemtion qualifizirte; die im Dienste des Staates stehenden vereideten Civilpersonen; die Söhne einer ganzen Reihe von Räthen und Universitätslehrern; die durch besondere Königliche Protektorien eximirten Städte, Distrikte, Gewerbe und einzelnen Personen; alle Ausländer nebst ihren mitgebrachten Söhnen und Knechten; diejenigen unter diesen Einwanderern, welche wüste Stellen in den Städten oder wüste Ackergüter auf dem Lande zum Wiederaufbau übernahmen oder Häuser

errichteten, wo noch keine gestanden hatten, sowohl für sich selbst wie in Ansehung ihrer ganzen ersten Generation; die Besitzer von 10 000 Thalern, wenn sie nicht aus dem Stande der oben genannten misera contribuens plebs hervorgegangen waren. Als bedingt eximirt wurden ferner die Söhne einer Menge anderer Personen erklärt, wenn sie sich den Studien, der Handlung oder auf einem großen Gute der Landwirthschaft widmeten und hier das Zeugniß erwarben, daß sie sich zur Pachtung oder Verwaltung derartiger Güter eigneten.

Ein solches Zeugniß wurde durch ein am 24. Mai 1793 erlassenes Patent auch von denjenigen verlangt, welche auf Universitäten studiren wollten. Sie mußten vor einer Prüfungskommission die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung nachweisen, bevor ihnen die Erlaubniß zum Studiren ertheilt und damit ihre Befreiung von der Kantonpflicht ausgesprochen wurde.

In Betreff aller derjenigen bedingt Eximirten, welche, „wenn sie sich den Studiis widmen, wegen Liederlichkeit oder begangener Exzesse relegirt oder wegen ihrer Unwissenheit beim Examen abgewiesen werden", oder die „wenn sie der Oekonomie oder der Handlung obliegen, nicht durch Zeugnisse ihre Geschicklichkeit und ihr Wohlverhalten darthun", sowie aller derjenigen, „welche sich herumtreiben, ein unstätes Leben führen und den gewählten Stand verlassen", schreibt das Reglement ferner vor, daß sie in ihre Kantonpflicht zurücktreten sollen. Damit wurde das Heer ausdrücklich zu einer Straf- und Besserungsanstalt gestempelt.

Wie lange die Kantonpflicht währen sollte, ist nicht deutlich ausgesprochen. Zwanzig Jahre waren die kürzeste Dauer der Dienstzeit, denn in dem Reglement hieß es: „Unter den Verabschiedungsursachen soll eine zwanzigjährige Dienstzeit eines Kantonisten eine der vorzüglichsten sein, wenn er nachweisen kann, wie er nach Vollendung derselben, ohne den öffentlichen Versorgungsanstalten zur Last zu fallen und ohne etwas mehr als das freie Bürger- und Meisterrecht zu verlangen, sich zu ernähren im Stande ist."

Beträchtliche Landestheile waren von der Kantonpflicht ausgeschlossen: Die Herzogthümer Cleve und Geldern, die Fürstenthümer Ostfriesland, Mörs, Neufchatel und Valengin, die Grafschaften Lingen und Tecklenburg; ein Theil der Grafschaft Mark; die sechs Schlesischen Gebirgskreise (Schweidnitz, Reichenbach, Bolkenhain, Jauer, Hirschberg, Bunzlau), welche mit Rücksicht auf die dort blühende Leinenindustrie insofern befreit waren, daß sie nur alljährlich im Januar 60 in die Garde einzustellende Rekruten lieferten und daher der „Königskanton" genannt wurden; dann die Städte Berlin, Breslau, Potsdam, Brandenburg, Altstadt-Magdeburg, Stettin, Danzig und Thorn; eine lange Reihe geringerer Orte in Schlesien und in der „eisenreckenden" Grafschaft Mark sowie einige kleine Bezirke in der Kurmark.

Während einem jeden der übrigen Infanterieregimenter ein bestimmter, in der Nähe seiner Garnisonen belegener Kanton angewiesen war, rekrutirten

sich die Grenadiergarde (Nr. 6) und das Regiment Garde (Nr. 15) aus dem genannten Königskanton und aus dem Korps der Unrangirten, an welches ein jedes Infanterie- und Kavallerieregiment alljährlich zwei auserlesen schöne Leute von einer vorgeschriebenen Größe abzugeben hatte.

Von der Rekrutirung des Feldjägerregiments und des Jägerkorps zu Pferde ist schon die Rede gewesen.

Die Füsilierbataillone erhielten ihren Bedarf aus den Kantonen von Infanterieregimentern, denen sie zugewiesen waren.

Die Artillerie hatte Kantons wie die Infanterie.

Ueber die Ergänzung der Pontoniere liegen Nachrichten nicht vor; im Kriegsfalle dachte man, die schwachen Stämme durch gelernte Schiffer zu verstärken.*)

Die Mineure,**) aus deren Reihen man die zahlreich darin vertretenen Ausländer entfernen wollte, erhielten durch ihr Reglement vom 28. März 1789 keinen Kanton, aber die Erlaubniß, mit Bewilligung der betreffenden Civil- und Militärterritorialbehörden, im ganzen Lande zu werben. Später durfte das Korps sich alljährlich aus einem jeden Bergwerksdistrikte einige Mann ausheben lassen. Hauptsächlich sollten Bergknappen den Ersatz bilden, doch durfte jede Kompagnie 40 Maurer, Holz- und Eisenarbeiter einstellen. Die Mannschaften mußten sich verpflichten, lebenslänglich zu dienen; erst nach zehn Jahren durfte zum Unteroffizier befördert werden, wer sich ganz besonders hervorgethan hatte.

Von der Kavallerie hatte ein jedes Kürassier- und Dragonerregiment seinen eigenen Kanton, aus welchem auch die Husaren ihren Bedarf an Einländern erhielten; das Regiment Garde du Corps (Kürassierregiment Nr. 13) ergänzte sich wie die Fußgarden. Das Korps Towarczys hatte den kleinen Adel in Neuost- und Neusüdpreußen als Kanton angewiesen erhalten.

Der Bestand an Kantonisten war bei einer jeden Kompagnie der Infanterie 93, der Füsiliere 90, der Artillerie 152, der Kürassiere und Dragoner 96, der Husaren 95 Mann.

Der Ersatz, welcher aus dieser Quelle hervorging, war ein weit schlechterer geworden, seitdem die neuerworbenen polnischen Landestheile beisteuerten; die Regimenter, welche sich dort rekrutirten, litten stark unter der Desertion der „unsicheren Kantonisten".

2. Werbung.

Die andere Quelle des Ersatzes war die Werbung von Ausländern.***) Sie beruhte auf einem von Friedrich Wilhelm II. am 1. Februar 1787 er-

*) v. Bonin, a. a. O. I, 184.

**) v. Bonin, a. a. O. I, 199.

***) R. de l'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung, Berlin 1852, Seite 127.

lassenen Werbereglement und einem gleichzeitig an die Generalinspekteure gerichteten Cirkularschreiben, welches die genannte Zahl von Kantonisten für eine jede Kompagnie vorschrieb und den Bestand an Ausländern bei der Infanterie auf 76, bei den Füsilieren auf 75, bei der Artillerie auf 45, bei den Kürassieren und Dragonern auf 66, bei den Husaren auf 75 für eine jede Kompagnie festsetzte. Die ausländische Werbung war Sache der Regimenter, welche Werbegelder erhielten. Sie entsandten Offiziere und Unteroffiziere in das Reich, welche unter einem Generalinspekteur der Deutschen Reichswerbung standen. Sein Aufenthaltsort war Frankfurt a. M.

Zu den Ausländern wurden auch Inländer gerechnet, welche nicht der Kantonpflicht unterlagen, aber gegen Handgeld freiwillig eintraten.

Die Werbung war der Krebsschaden des Heeres. Sie führte ihm den Auswurf der Gesellschaft zu. Scharnhorst sagt, es seien darunter „die Vagabunden, Trunkenbolde, Diebe, Taugenichtse und andere Verbrecher aus ganz Deutschland gewesen.“ *) Sie dienten meist des Handgeldes wegen oder um sich ein vorläufiges Unterkommen zu verschaffen, und suchten bei der ersten Gelegenheit zu desertiren. Wie die Werber bei ihrem Geschäfte zu Werke gingen, geht aus dem erwähnten Rundschreiben vom 1. Februar 1787 hervor, welches bei strenger Strafe verbot, Leute als Bediente anzunehmen und sie hinterher zum Soldatenstande zu zwingen, falsche Kapitulationen auszugeben, Trunkene zu verpflichten oder sie wohl gar durch gewaltsame Mittel anzuwerben. Der geringste Theil unter den Geworbenen waren diejenigen, welche die Liebe zum Soldatenstande unter die ruhmreichen Fahnen des Preußischen Heeres gelockt hatte. Am 1. November 1800 befahl eine Königliche Kabinets-Ordre, daß in Zukunft kein Nationalfranzose und noch weniger ein Deserteur der im Solde Frankreichs stehenden polnischen Legionen angeworben werden solle.

Die Befürchtung, daß Leute von derartiger Beschaffenheit und die auf solche Weise in das Heer gekommen waren, die erste Gelegenheit zur Desertion ergreifen würden, veranlaßte, daß immer die eine Hälfte der Truppe die andere bewachen mußte und schon im Frieden Jedermann den, welcher den Soldatenrock trug, Offiziere ausgenommen, auf der Landstraße anhalten und nach dem Passe fragen durfte.**) Vergebens suchte man mit allen erdenkbaren Mitteln der Fahnenflucht entgegenzuwirken. Die Garnison war für die Geworbenen ein Kerker, dessen Ausgänge mit Wachen besetzt und für sie verschlossen waren; nur wenn sie zum Exerziren geführt wurden, kamen sie vor das Thor. Erst nach ein bis zwei Jahren erhielt der Ausländer, dessen Aufführung besonderes Vertrauen erweckt hatte, einen Paß, um zwei Nachmittagsstunden außerhalb der Stadt zuzubringen. Sobald aber eine Desertion ruchbar wurde, ertönten aus der Garnison Kanonenschüsse. Dann wurden auf drei bis vier Meilen

*) M. Lehmann, Scharnhorst a. a. O. II, 79.

**) Edikt wegen Anhaltung und Verfolgung der Deserteure vom 8. Januar 1796.



in der Runde die Sturmglocken geläutet, die Bauern mußten drei Nächte hindurch alle Wege und Brücken besetzen, sogar das Getreide auf dem Felde mußten sie durchsuchen, die Boote auf den Flüssen wurden angeschlossen und während der Nacht an das Ufer gebracht, auf welchem der Deserteur nicht vermuthet wurde, und Offiziere, denen die Pferde vom Lande gestellt werden mußten, ritten von Dorf zu Dorf, um sich zu vergewissern, daß Alles geschehen sei, was vorgeschrieben war. Eine jede Nachlässigkeit wurde mit Geldstrafe geahndet. Auf dem Marsche zur Revue wurden die Quartiere nachts mit einer Postenkette von Inländern umgeben. Wer einen Deserteur einlieferte, erhielt ein Fanggeld von 6 bis 12 Thalern; wer ihm durchhalf, setzte sich harter Strafe aus. Und doch geschah es nicht selten, denn fast Jeder hatte Mitleid mit dem traurigen Schicksale der Soldaten.

Im Quartiere oder in der Kaserne legte man einen Sicheren mit einem Unsicheren zusammen, Ersterer mußte für Letzteren einstehen, er durfte ihm nachts die Schuhe verschließen und wurde in der Regel mit Spießruthen bestraft, wenn sein Bettgefährte entwichen war.*)

Die Mängel dieser Art der Heeresergänzung lagen zu klar am Tage, als daß sie nicht von einem jeden Einsichtigen hätten erkannt werden müssen. Aeußerten sie doch sogar auf die Taktik ihren Einfluß, indem sie der Anwendung der zerstreuten Gefechtsart in den Weg traten, weil diese die Desertion begünstigt hätte. Daß nicht Wandel geschaffen wurde, hing mit der bestehenden Gliederung der Stände und der darauf beruhenden Abneigung zusammen die Exemtionen einzuschränken, sowie mit dem Wunsche, der Landwirthschaft und den Gewerben nicht mehr Kräfte zu entziehen.

3. Freiwächter.

In engem Zusammenhange mit der Werbung wie mit dem Heereshaushalte und seiner Knappheit stand die Einrichtung, einen Theil der Geworbenen als Freiwächter zu beurlauben. Es war dies eine Bezeichnung, welche daher rührt, daß sie vom Beziehen der Wache, der Hauptbeschäftigung in der Garnison, befreit waren. Eigentlich sollten sie fortwährend Dienst thun. Da aber unter ihnen auch Leute waren, welche nicht einer unausgesetzten Aufsicht bedurften, und da ihre Beurlaubung eine erwünschte Einnahmequelle für die Kompagnie- und Eskadronchefs, mittelbar auch für den Staat, bildete, weil sie ihm gestattete, diese mit einer an und für sich unzureichenden Besoldung abzufinden und ihnen Lasten aufzulegen, die sie sonst nicht hätten tragen können, so war gestattet, eine bestimmte Anzahl von Unteroffizieren und Soldaten außer der Exerzirzeit, jedoch nur innerhalb der Garnison, kürzere oder längere Zeit zu beurlauben. Diese Zahl welche bei der Infanterie nicht höher als 34 für die Kompagnie sein sollte, wurde aber in der Wirklichkeit ebenso über-

*) Boyen, a. a. O. I, 203.

schritten, wie der Kreis, innerhalb dessen die Freiwächter sich aufzuhalten hatten, ausgedehnt wurde. Ihre Menge war vielfach so groß, daß sie unmöglich machte, die Bestimmung innezuhalten, welche dem Dienstthuer allemal mindestens drei aufeinander folgende dienstfreie Nächte gewähren wollte.

Der Nutzen, welchen die Kompagnie- und Eskadronchefs aus der Einrichtung zogen, war zu verlockend, als daß sie auf die möglichste Ausnutzung der Einnahmequelle verzichtet hätten. An jedem Freiwächter verdienten sie dessen Traktament, welches unverkürzt in ihre Tasche floß, und daneben gewannen sie an den kleinen Montirungsgeldern (Fußbekleidung, Hemden, Halsbinden, Haarbänder 2c.), welche alljährlich in Höhe von 4 Thalern für einen jeden Mann gezahlt wurden und während der Zeit der Beurlaubung in ihre Tasche flossen. Bei Beurlaubungen außerhalb der Garnison steckten sie auch noch das Servisgeld ein.

Die Freiwächter und, soweit der Dienst es ihnen gestattete, auch die anderen Soldaten, hießen jegliche Arbeit willkommen, welche ihnen eine bessere Lebenshaltung gestattete, als ihr kümmerliches Traktament allein zuließ. Die Kasernen, schreibt Wachholtz,*) glichen Fabriken; in jeder Stube standen Räder und Hecheln, an welchen die Soldaten, während sie im Dienste nicht beschäftigt waren, bis auf das Hemd ausgezogen und mit bloßen Füßen, vom Morgen bis in die Nacht hinein Wolle kratzten und spannen. An allen Straßenecken fand man einige dieser Bedürftigen, die Montur über der Schulter und die Axt in der Hand, um für einen geringen Tagelohn eine Klafter Holz zu spalten. Zu jeder schweren Arbeit waren sie bereit und wurden dabei gebraucht. So nahmen sie den Charakter privilegirter Tagelöhner und Lastträger an. Wirkliche Bettelei fiel bei ihnen zwar nicht vor, doch war einem Jeden die geringste Gabe angenehm.

B. Unteroffiziere.

Die oberste Rangklasse der Unteroffiziere bildeten die Feldwebel der Infanterie, die Wachtmeister der Kavallerie und die Oberfeuerwerker bei den Bombardieren der Artillerie, welche sämmtlich das Offizierportepee führten. Von diesen hatten die Feldwebel beim 1. Bataillon Garde (Nr. 15) den Rang eines wirklichen Lieutenants, die des Regiments Garde (Nr. 6) den eines Fähnrichs von der Armee, worüber sie in einzelnen Fällen besondere Patente erhielten.**)

Die übrigen Unteroffiziere — bei dem Feldjägerregimente Oberjäger, bei den Bombardieren der Artillerie Feuerwerker genannt — waren Sergeanten oder Mittelunteroffiziere oder Korporale, aus denen die Fouriere der Infan-

*) Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz, herausgegeben von L. F. v. Vechelde, Braunschweig 1843, Seite 63.

**) Cavan, Das Krieges- oder Militärrecht, wie solches jetzt bei der Königlich Preußischen Armee besteht. Berlin 1801. I, § 120.



terie bezw. die Quartiermeister der Kavallerie für das Quartierwesen, die Kapitäne d'armes für das Montirungswesen entnommen wurden.

Die nächste Rangklasse bildeten die Schützen der Infanterie, die Karabiniers der Kavallerie und die Bombardiere der Artillerie, welche, wenn es an Korporalen fehlte, auch zu Vizekorporalen befördert werden durften; diesen folgten die Gefreiten, welche sowohl ständig ernannt wie vorübergehend als Vorgesetzte verwendet werden konnten; dann die Gemeinen, zwischen denen kein Rangunterschied bestand. — Zu den Unteroffizieren gehörten auch die Anwärter auf die Beförderung zu Offizieren.

Aeußerlich unterschieden sich die Unteroffiziere von den Mannschaften dadurch, daß, wenn die Montirung der Letzteren mit wollenen Litzen, Puscheln oder dergleichen Zierathen besetzt war, diese bei ihnen golden oder silbern waren.

Die Unteroffiziere waren fast durchgängig Leute, welche den Soldatenstand zu ihrem Lebensberufe gemacht hatten; ihr Endziel war, abgesehen von den Jägern, nicht — wie jetzt die Regel ist — die Civilversorgung, wenn ihnen eine solche auch vielfach zu Theil ward. Um befördert zu werden, sollten sie eine neun- bis zehnjährige Dienstzeit hinter sich haben. Sie verstanden ihren Dienst und thaten ihn gewissenhaft; Pünktlichkeit und Ordnung waren ihre zweite Natur. Ein Gefühl ihrer Würde und die felsenfeste Ueberzeugung, daß die Preußische Armee die erste der Welt sei, erfüllten sie noch mehr als die Offiziere und ließen sie die schwere Aufgabe, welche der Verkehr mit dem aus Geworbenen bestehenden Theile der Mannschaft ihnen stellte, und die Entbehrungen geduldig ertragen, zu denen ihre dürftige Bezahlung sie nöthigte. Daß sie die letztere zuweilen, wenn die Gelegenheit sich bot, auf Kosten ihrer Untergebenen in nicht zu rechtfertigender Weise zu ergänzen suchten, mag vorgekommen sein. Die Kunst des Lesens und des Schreibens war nicht ihr Gemeingut; wer sich darauf verstand, gelangte leicht zu bevorzugter Stellung. Wachholtz (a. a. O. Seite 59) beurtheilt sie unbillig, wenn er sagt: „Von Jugend auf an ihren Beruf gewöhnt, führten sie ruhig ihr ärmliches Leben fort, schritten im engen Kreise ihrer Pflichten wie der Stier in der Tretmühle umher, genossen kein Glück und fühlten kein Unglück." Boyen (a. a. O. Seite 205) meint, wenige vielleicht seien bei den guten Eigenschaften, welche er an ihnen rühmt, der Pflichttreue und der Hingabe an ihren Dienst, „etwas zu durstig" gewesen.

Beförderung zum Offizier war nicht ausgeschlossen, kam aber, abgesehen vom Pontonierkorps und der Garnisonartillerie, im Frieden nicht häufig vor. In Betreff der dabei zu erfüllenden Bedingungen heißt es beispielsweise in dem Reglement für die Kürassier- und Dragonerregimenter vom 6. Februar 1796: „Wenn ein Wachtmeister oder Unteroffizier ganz vorzüglich gute Eigenschaften und Meriten besitzt, so ist es dem Chef des Regiments erlaubt, solchen Seiner Königlichen Majestät zum Avancement vorzuschlagen, welchen alsdann auch bei fernerem guten Betragen Seine Königliche Majestät mit

weiterem Avancement begnadigen werden. Dabei setzen aber Allerhöchst Dieselben fest, daß die zu solchem Avancement in Vorschlag zu bringenden Subjekte wenigstens eine Kampagne als Unteroffizier gemacht haben, weder desertirt gewesen, noch als Deserteurs von fremden Truppen in Königliche Dienste gekommen sind, niemals Regimentsstrafe gelitten, auch nicht durch Unsittlichkeit ihrer Ehefrauen und Kinder sich verächtlich gemacht haben müssen."

Die für die Beförderung zum Unteroffizier zu stellenden Anforderungen waren nach dem nämlichen Reglement, daß die Anwärter „so viel wie möglich Leute zwischen 30 und 40 Jahren sein sollten, die schreiben können, eine gute Konduite, Ambition und offenen Kopf haben".

Friedrich Wilhelm II. hatte, als er im Jahre 1788 ein jedes Infanterieregiment um 5 Subalternoffiziere vermehrte, ausdrücklich bestimmt, daß unter diesen 2 Feldwebel oder langgediente Unteroffiziere sein sollten.*)

C. Offiziere.

Die Offiziere waren nicht nach der nämlichen Schablone gemodelt. Boyen, welcher sie von Grund aus kannte, scheidet sie, die aus den Unteroffizieren hervorgegangenen und die schon auf Seite 19 gekennzeichnete Artillerie außer Betracht lassend, in drei Gruppen:**)

Die Männer der alten Zeit, welche im Siebenjährigen Kriege ihre Schule gemacht hatten, aber von keiner anderen wußten, ehrwürdige Ueberbleibsel einer ruhmreichen Vergangenheit, voll unerschütterlichen Vertrauens in die Vortrefflichkeit aller Einrichtungen aus den Tagen des Großen Königs, fast Alle im Dienste verbraucht und nur in seltenen Ausnahmefällen noch im Stande zu lebendiger Einwirkung auf den Nachwuchs. Trotzdem wird die Klasse im Allgemeinen günstig beurtheilt. Nicht so vortheilhaft zeichnet Boyen die zweite, die Männer, welche nach jenem Kriege eingetreten waren und in langem Friedensdienste es zum Kompagnie- oder Eskadronchef gebracht hatten. Von Ausnahmen abgesehen, hätten sie an vernachlässigter Jugendbildung und einseitiger Weltansicht gelitten, sie seien vielmehr Drillmeister ihrer Waffe als Feldsoldaten gewesen; die Kriegserfahrungen, welche sie hätten machen können, seien spurlos an ihnen vorübergegangen oder in der hinterher genossenen Behaglichkeit des Stilllebens in der Garnison schnell der Vergessenheit anheimgefallen. Das Streben der meisten sei darauf gerichtet gewesen, die Domäne, welche sie gepachtet zu haben vermeinten, nach Möglichkeit auszubeuten. Die kleinlichsten Ersparungen, unter denen Mannschaften und Dienst gleichmäßig litten, hätten dazu beitragen müssen. Der Ausbruch eines Krieges machte dieser Erwerbsthätigkeit ein Ende, daher seien sie meist die friedliebendsten Menschen von der Welt gewesen, zumal, da viele unter ihnen den

*) Boyen a. a. O. I, 314.
**) a. a. O. I, 215.



Anforderungen, welche das Feldleben an die körperliche Leistungsfähigkeit stellt, nicht mehr gewachsen gewesen seien. Am besten kommen in Boyens Schilderung die jüngeren Offiziere weg, welche, wenn auch bei den auf dem Lande erzogenen die Schulbildung zu wünschen übrig gelassen habe, von regem Streben nach Vervollkommnung erfüllt gewesen seien und trotz des Spottes unwissender Vorgesetzten dieses Bedürfniß zu befriedigen gesucht hätten.

Der Ersatz ging theils aus den Militärerziehungs- und Bildungsanstalten hervor, theils erfolgte er bei der Infanterie, den Kürassieren und den Dragonern durch die Einstellung junger Edelleute, bei den übrigen Truppengattungen auch durch Anwärter bürgerlichen Standes, welche alle von den Regimentschefs und -Kommandeuren mit der Aussicht auf Beförderung angenommen wurden; mannigfach wurden auch Ausländer als solche angestellt. Die mit der Aussicht auf Beförderung zum Offizier angenommenen — meist als Junker bezeichneten — traten als Freikorporale ein und wurden demnächst — soweit Stellen vorhanden waren — zu Fahnen- oder Estandartjunkern befördert. Die ältesten unter den letzteren sowie die ältesten in der Prüfung bestandenen Freikorporale der Artillerie, wurden zu Portepeefähnrichen ernannt, erhielten Patente und hatten den ersten Anspruch auf Beförderung.

Die Oberoffiziere hießen nach ihrem Range: General-Feldmarschall, General der Infanterie oder der Kavallerie, Generallieutenant, Generalmajor, Obrist, Obristlieutenant, Major oder Obristwachtmeister, Capitain bei der Infanterie, der Artillerie, dem Ingenieurkorps und den Dragonern, Rittmeister bei der übrigen Kavallerie, Stabscapitain bezw. Stabsrittmeister, Premierlieutenant, Sekondlieutenant, Fähnrich bei der Infanterie und bei den Dragonern, Cornet bei der übrigen Kavallerie; letztere Rangstufe war bei der Artillerie, den Füsilieren und einigen anderen Korps nicht vorhanden, so daß dort sofort die Ernennung zum Sekondlieutenant erfolgte.

Das weitere*) Aufrücken erfolgte bei den Feldinfanterieregimentern und beim Mineurkorps bis zum Major im Regimente bezw. Korps, dann durch sämmtliche Stabsoffiziere dieser Truppen; die den dritten Musquetierbataillonen angehörenden Offiziere (nicht die zeitweise kommandirten) avancirten im Bataillone zum Major, worauf ihr ferneres Aufrücken nach einer für alle Stabsoffiziere dieser Bataillone festgesetzten Ordnung geschah. Die Grenadieroffiziere wurden angesehen, als ob sie in ihren Regimentern ständen. Bei den Füsilieren ging das Avancement bis zum Stabsoffizier brigadeweise, dann war es bis zum General für alle ihre Stabsoffiziere gemeinsam; der General ging mit den übrigen Generalen der Infanterie. Bei den Jägern zu Fuß erfolgte die Beförderung bis zum Major im Regimente, weiterhin im Verbande der Füsilier-Stabsoffiziere. Das Ingenieurkorps hatte bis zum

*) Cavan, a. a. O. Seite 310.



General sein gesondertes Avancement, später erfolgte es in der Generalität der Infanterie. Die Invalidenoffiziere wurden bis zum Major im Korps bezw. in der Kompagnie, dann gemeinsam befördert. Bei der gesammten Kavallerie war bis zum Major die Beförderung im Regimente Regel; dann für die Kürassiere und Dragoner einerseits, für Husaren und Towarczys andererseits gesondert bis zum General und schließlich durch die ganze Kavallerie. Die Feld- und die Garnisonartillerie avancirten unabhängig voneinander, die aus ersterer hervorgegangenen Generale wurden unter die der Infanterie eingereiht. Die Pontonier- und die bei den Zeughäusern angestellten Offiziere, von denen die Letzteren lediglich aus Unteroffizieren der Feldartillerie ergänzt wurden, hatten ihre eigenen Ordnungen. Alle übrigen Offiziere, namentlich die bei den höheren Stäben angestellten, wurden bis zum Major nach dem Gutfinden des Königs und dann in ihrer Waffe befördert.

Das Aufrücken nach dem Dienstalter war Regel, doch hatte sich der König vorbehalten, Versetzungen in andere Regimenter oder zu anderen Truppengattungen anzuordnen.

Bei Kommandos und Kommissionen gewährte das ältere Patent den Vorrang, doch ging von Alters her in einer jeden Rangklasse der Offizier der Leibgardeinfanterie, der der Garde du Corps und der der Gensdarmen allen übrigen, der des Zietenschen Husarenregiments zu Berlin (damals von Göckingk Nr. 2) seit dem Erlasse einer vom 2. Februar 1797 datirten Kabinets-Ordre allen anderen Husarenoffizieren vor. Auch stand der älteste Zeugcapitain hinter dem jüngsten Stabscapitain, der älteste Zeuglieutenant hinter dem jüngsten Sekondlieutenant der Artillerie.

Die Verschiedenheit der Verhältnisse, verbunden mit den Standesvorurtheilen und der darauf beruhenden schroffen Sonderung der Gesellschaftsklassen, beeinträchtigte die Kameradschaft in der Armee und veranlaßte, in Gemeinschaft mit der durch die Schwierigkeit des Verkehrs hervorgerufenen Abgeschiedenheit vieler Garnisonen von größeren Sammelplätzen des gesellschaftlichen Lebens, mitunter von der Welt überhaupt, ein Fernstehen der einzelnen Heerestheile voneinander. In den kleineren Verbänden und den engeren Bezirken war das Gefühl der Zusammengehörigkeit sehr lebendig.

Ein gemeinsamer Mittagstisch, an welchem theilzunehmen jeder Offizier verpflichtet gewesen wäre, war unbekannt, und der frühere Brauch des Speisens der Lieutenants bei den Kompagnie- und Eskadronchefs war großentheils außer Anwendung gekommen, nur in kleinen Kavalleriegarnisonen*) bestand er noch. Dagegen übten die höheren Offiziere vielfach eine ausgebreitete, wenn auch einfache Gastfreiheit. So sahen in Pasewalk die Stabsoffiziere des Dragonerregiments Anspach-Baireuth fast allmittäglich einige Offiziere bei sich, und in der Exerzirzeit lud der Eskadronchef Prinz zur Lippe

*) v. Albedyll, Geschichte des Kürassierregiments Königin, Berlin 1896.



abwechselnd die Offiziere einer der auswärtigen Schwadronen zu Gaste. In Glatz lud ein jeder der beiden dort stehenden Generale nach einem vom Adjutanten geführten Röster täglich zwölf Personen ein. In größeren Städten aß der Offizier, wenn seine Mittel es erlaubten, an der Wirthstafel eines Gasthofes oder eines Speisehauses. So die Offiziere der Gensdarmen zu Berlin an dem leckeren Tische der Frau Dacke in der Stadt Paris.*)

Den Sammelplatz der Offiziere bildete die Wachtstube; namentlich abends fand hier das allgemeine Stelldichein statt. Aus der Wachtstube der Gensdarmen gingen die Auswüchse jugendlichen Uebermuthes hervor, welche um diese Zeit in Berlin viel unliebsames Aufsehen erregten.**)

Ohne eine von seinen Angehörigen ihm gewährte Zulage konnte damals der junge Offizier ebenso wenig, ja vielleicht noch weniger auskommen als gegenwärtig. Einer, der die Zeit durchlebt hat,***) bestätigt es auf Grund seiner in der kleinen Garnison Brieg im billigen Schlesierlande gemachten Erfahrungen. „Ein Premierlieutenant", schreibt er, „selbst ein Stabscapitain — dieser in der Regel ein Mann von mindestens 40 Jahren — hatte monatlich nur neunzehn Thaler, zu welcher Summe Letzterem der Kompagniechef nach Maßgabe seiner Generosität eine Zulage von drei bis fünf Thalern gab. Ein Sekondlieutenant und ein Fähnrich bekamen dreizehn Thaler, wovon noch monatlich fünf Thaler zur Montirungskasse abgezogen wurden; mit Einschluß des Service blieben ihm nur elf Thaler bar für jeden Monat. Wollte er nicht Schulden machen, so mußte er zu Hause bleiben oder Kneipenunterhaltung suchen. Es gab zwar wirklich einige, die sich einer äußerst strengen Oekonomie befleißigten, auf die erbärmlichste Art lebten, mit ihrem Traktament auskamen und von den Stabsoffizieren als ordentliche Offiziere bezeichnet wurden. Es waren aber wirklich nicht die Besten; sie brachten es nie weiter als zu mittelmäßigen Kompagnieoffizieren." Auf den meisten habe eine drückende Schuldenlast geruht; die ganze Dienstzeit schiene bestimmt gewesen zu sein, in der ersten, längeren Hälfte Schulden zu machen und sie in der zweiten, kürzeren zu bezahlen. Um Schuldforderungen an Offiziere rechtliche Gültigkeit zu verleihen, bedurfte es der Zustimmung ihrer Vorgesetzten. Zur Bezahlung durften Abzüge vom Traktamente den höheren Offizieren bis zur Hälfte desselben, den Lieutenants 2c. in der Höhe von 4 bis 2 Thalern monatlich gemacht werden. Bei Pensionären und Wartegeldempfängern waren sie nur erlaubt, wenn diesen noch 400 Thaler jährlich verblieben.

Ueber die Höhe der **Zulagen** sind uns mancherlei Mittheilungen überliefert. So hatte Wachholtz als Fähnrich monatlich sechs Thaler, „was als sehr anständig galt". Nostitz bekam von seinem Vater, als er im Jahre 1800 überkompletter Cornet bei den Gensdarmen wurde, jährlich 1200 Thaler.

*) Aus K. v. Nostitz' Leben und Briefen. Dresden und Leipzig 1848.

**) Aus dem Leben von v. der Marwitz, I, Berlin 1852.

***) Wachholtz a. a. O., Seite 57.



Als er die erste Wache that, gab er seinen Kameraden ein glänzendes Diner und bald war er voll Schulden; als sie bezahlt waren, wandte er sich den Wissenschaften zu. Beim Regimente Anspach-Baireuth in Pasewalk betrug die Monatszulage der meisten jüngeren Offiziere zwischen 10 und 30 Thaler Gold; wer 25 Thaler hatte, konnte sich ein eigenes Pferd und einen Bedienten halten; abends speiste man im „Silbernen Mond" zwei Gerichte für monatlich drei Thaler; die Equipirung kostete 1000 Thaler.

Urlaub durfte der Chef den Offizieren in der Provinz ihrer Garnison auf vier Tage ertheilen, eine darüber hinaus gehende und eine jene Grenzen überschreitende Befugniß stand dem Generalinspekteur für vierzehn Tage zu; ein Weiteres war dem Könige vorbehalten. Auch durfte nur eine gewisse Zahl von Offizieren gleichzeitig und während der Exerzirzeit keiner beurlaubt werden. Im Gegensatze zu dem von Friedrich II. befolgten Grundsatze, die Offiziere möglichst außerhalb ihrer Heimath zu verwenden und dadurch eine allzuweit gehende Hingabe an ihre Privatinteressen zu verhindern, war Friedrich Wilhelm III. in diesem Punkte sehr nachsichtig.*)

Das gemeinsame Abzeichen der Offiziere war das silberne, mit schwarzer Seide durchwirkte Portepee, das Dienstzeichen eine gleichartige Schärpe; für die Verschiedenheit des Ranges gab es kein weiteres Merkmal als bei den Generalen eine weiße, liegende Feder auf dem Hute, doch hatten diese auch die Offiziere des 1. Bataillons Garde und des Regiments Garde du Corps; im Dienste trugen die Infanterieoffiziere den Ringkragen. Die Hüte sämmtlicher Offiziere sowie die Kopfbedeckung der Husarenoffiziere schmückte ein silbernes, mit schwarzer Seide melirtes Cordon. Ein goldenes oder silbernes Achselband gehörte zu einzelnen Uniformen.

Ein wesentliches Moment für die Beurtheilung der Verhältnisse und der Stellung der Offiziere bildet ihre fast ausschließliche Zugehörigkeit zum Adel (vergl. S. 19). Die Zahl der Edelleute**) gegenüber der von bürgerlichem Herkommen hatte sich seit dem Siebenjährigen Kriege erheblich vermehrt. Friedrich II. selbst hatte viel dazu beigetragen, indem er die vorhandenen bürgerlichen Offiziere aus der Infanterie, den Kürassier- und den Dragonerregimentern so rasch als möglich aussonderte und sie nur noch bei den Husaren und bei der Artillerie statuirte. Er erließ freilich am 28. Mai 1768 ein Edikt, welches den Söhnen von bürgerlichen Besitzern adliger Güter nach Zurücklegung einer zehnjährigen Dienstzeit als Capitains bei den Garnisonregimentern und bei der Artillerie die Anwartschaft auf Erhebung in den Adelsstand verlieh, und sein Nachfolger eröffnete geeigneten Bürgerlichen allgemein eine Aussicht, Offizier bei der Infanterie zu werden (S. 19); es war ferner die Nobilitirung gutgedienter Offiziere durch beide Könige keine Seltenheit

*) Boyen a. a. O. I, 213.

**) R. de l'Homme de Courbière, a. a. O. S. 115.

gewesen und es ist auch mehrfach erwähnt, wie und wo Bürgerliche sonst Offiziere werden konnten. Das Offizierkorps der Infanterie und der Kavallerie aber bestand trotzdem fast ausschließlich aus Adligen. Ihre Reglements schrieben ausdrücklich vor, wie viele Junker adligen Standes bei den Regimentern vorhanden sein müßten, um als Fahnen- oder Estandartjunker Verwendung zu finden. Nur ihnen glaubte man das Panier anvertrauen zu können.

Dem Offizierkorps gereichte das Vorurtheil zu großem Schaden.*) Denn die geistige Bildung des Adels war hinter den Fortschritten zurückgeblieben, welche der höhere Bürgerstand gemacht hatte. Bei diesem waren im Laufe der Zeit Kenntnisse, Gesittung und Wohlhabenheit in solchem Maße gewachsen, daß seine Söhne vollauf befähigt waren, Offizierstellen zu bekleiden, und mit Recht empfanden sie als eine schwere Kränkung, daß sie davon mehr oder weniger ausgeschlossen waren.

Dieser Umstand trug wesentlich zur Entfremdung zwischen den beiden höheren Gesellschaftskreisen bei. Neid und Mißgunst auf der einen Seite, Dünkel und Ueberhebung auf der andern waren die Folgen. Eine schlaffe Disziplin, welche militärische Ausschreitungen ungeahndet ließ oder wenigstens sehr milde behandelte, sowie Vorzüge und Vorrechte, welche die Gesetze dem Offiziere einräumten und die vom Bürgerstande als zur Ungebühr bestehend angesehen wurden, trugen dazu bei, die Gegensätze zu verschärfen. Auch im Verkehr der Behörden machten sie sich bemerkbar.

D. Pferde.

Die Ergänzung der Pferde**) geschah, besonders nachdem König Friedrich Wilhelm II. angefangen hatte die Interessen des Heeres mit denen des Landes zu verschmelzen, immer mehr durch Ankauf im Inlande. Seit 1789 war der ganze Dienstzweig einem General-Remonteinspekteur unterstellt, und seit 1797 hatte dieser für den Bedarf aller derjenigen Regimenter zu sorgen, welchen nicht gestattet war, den Ankauf selbständig vorzunehmen. Diese schlossen von je her Kontrakte mit Lieferanten, meist jüdischen, ab, welche die Pferde zum größten Theile aus der Moldau holten. An der Grenze wurden sie durch Kommandos der Regimenter in Empfang genommen. Es waren meist Thiere, welche den Menschen kaum kannten. Sie wurden heerdenweise angetrieben und gewöhnten sich erst sehr allmählich an die ihrer wartende Behandlung, an Anbinden, Pflege, Sattel und Zaum und an die Reiter. Sie waren scheu und störrig, auch ihrem Bau nach vielfach für den Reitdienst wenig geeignet, aber kräftig und ausdauernd. Der Ankauf im Inlande erfolgte hauptsächlich in Ostpreußen und Littauen; von hier kamen jetzt auch viele Pferde

*) Boyen a. a. O. I, 213.

**) C. O. Menzel, Die Remontirung der Preußischen Armee, Berlin 1845.

für Kürassiere und Dragoner, deren Beschaffung früher meist aus Mecklenburg, Hannover und Holstein durch Lieferanten geschehen war.

Der im Jahre 1799 mit Pferdehändlern vereinbarte Ankaufspreis betrug für Kürassiere 15 Friedrichsdor, für Dragoner 12 Friedrichsdor und 1 Thaler oder für Letztere, nach einer anderen Abmachung, 17 Dukaten und 1 Thaler; für die in Berlin stehenden Göckingk-Husaren Nr. 2 16, für die übrigen Husaren 15 Dukaten und 1 Thaler Zollgeld. Die Pferde sollten 4 bis 5 Jahre alt sein und für Kürassiere mindestens 5 Fuß 1 Zoll, für Dragoner wenigstens 4 Fuß 11 Zoll, für Husaren 4 Fuß 9 Zoll messen.

An Remonten erhielt seit dem 1. April 1797 alljährlich ein jedes Kürassierregiment 70, ein Dragonerregiment von normaler Stärke ebenso viel, ein Regiment der letzteren Truppengattung, welches zehn Eskadrons stark war, die doppelte Anzahl; ein jedes Husarenregiment 140; das Regiment Towarczys 110 Remonten. Die Dauerzeit hatte mithin $10^{5}/_{7}$ Jahre zu betragen.

Von der Pferdebeschaffung für die Artillerie ist nirgends die Rede.

Aus sämmtlichen dem Regimente gelieferten Remonten durfte ein jeder Subalternoffizier der Dragoner und Husaren alle vier, der Kürassiere, weil ihre Pferde theurer bezahlt wurden, alle fünf Jahre gegen einen monatlichen Gehaltsabzug von $1^{1}/_{4}$ Thalern ein Chargenpferd nehmen.

V. Die Verpflegung.

A. Die Geldverpflegung.

Die Geldverpflegung bestand in den unter der Bezeichnung als Traktament gezahlten Beträgen, zu denen für einzelne Dienststellungen Zulagen als Douceur, Rationen und Medizingeld kamen. Daß das Einkommen der Kompagnie- und Eskadronchefs durch den „Genuß“ ihrer Abtheilungen, in mehr oder weniger durch die geltenden Vorschriften gerechtfertigter Weise und in einem ziffermäßig nicht nachzuweisenden Umfange, erheblich vermehrt wurde, ist bereits erwähnt. Auch die Chefs der Regimenter, deren Kommandeure und die übrigen Stabsoffiziere, hatten Kompagnien bezw. Eskadrons, deren Kommando Stabscapitäns bezw. Stabsrittmeister führten; die Kompagnie bezw. Eskadron des Regimentschefs hieß Leibkompagnie oder Leibeskadron. Der Stellvertreter pflegte vom Chef eine Zulage zu empfangen; eine solche gab in der Regel auch der Regimentschef dem Kommandeur.

Die Höhe der Traktamente 2c. ist in nachstehender Zusammenstellung*) angegeben.

Bei den dritten Musquetierbataillonen war das Traktament bedeutend geringer als bei den Feldbataillonen. Es erhielten der Kommandeur 72 Thaler 16 Groschen, der Capitän 54 Thaler 8 Groschen, der Premierlieutenant 17 Thaler 18 Groschen, der Sekondlieutenant 14 Thaler.

*) 1 Groschen war gleich $^{1}/_{24}$ Thaler.



Monatlich	Infanterie	Leichte	Kürassiere (a) und Dragoner (b)	Husaren und Towarczys	Artillerie*) (abgerundet)	Ingenieure (jährlich)
Chef (Stabstraktament, als Kompagnie- bezw. Eskadronchef, Douceur, Rationen à 3 Thlr.)	498 Thlr. 18 Gr.	250 Thlr. (Brigadier)	338 Thlr. 16 Gr.	225 Thlr.	1. Regiment 405 Thlr., übrige Regimenter 284 Thlr.	4000 Thlr.
Kommandeur (Stabstraktament, als Kompagnie- bezw. Eskadronchef, Rationen)	158 Thlr. 15 Gr.	128 oder 114 Thlr. (Bataillonschef)	162 Thlr. 20 Gr.	1. Bat. 154 Thlr. 2. Bat. 117 Thlr.	66 Thlr.	2400 Thlr. Oberst
Major (Stabstraktament, als Kompagnie- bezw. Eskadronchef, Rationen)	Aeltester 149 Thlr. 15 Gr., 2. u. 3. 140 Thlr. 11 Gr.	191 Thlr.	145 Thlr. 14 Gr.	105 Thlr.	51 Thlr. 8 Gr.	1600 (Oberstlieutenant oder Major)
Kompagnie- bezw. Eskadronchef (Traktament, Rationen)	131 Thlr. 2 Gr.	116 Thlr. 4 Gr.	107 Thlr. 16 Gr.*)	93 Thlr.	89 Thlr. 10 Gr.	1000 (Kapitän)
Capitän bezw. Rittmeister (Traktament, Rationen)	} 18 Thlr. 18 Gr.	} 18 Thlr. 18 Gr.	50 Thlr. 16 Gr.	25 Thlr. 8 Gr.	} 18 Thlr.	—
Premierlieutenant			26 Thlr. 20 Gr.	24 Thlr. 8 Gr.		300 (Lieutenant)
Sekondlieutenant, Fähnrich, Cornet	16 Thlr.	16 Thlr.	21 Thlr. 18 Gr.	19 Thlr. 8 Gr.	15 Thlr.	100 (Conducteur)
Wachtmeister	4 Thlr.	4 Thlr.	6 Thlr.	5 Thlr.	6 Thlr.	
Oberfeuerwerker	3 Thlr. 2 Gr.	4 Thlr. 16 Gr.	—	—	Feuerwerker 5 Thlr. 9 Gr., Korporal 4 Thlr. 8 Gr.	NB. Im Einkommen der Ingenieuroffiziere spielten die „Bauzulagen" eine bedeutende Rolle. 1787 war freilich befohlen worden, daß sie in Zukunft nur bei wichtigen extraordinairen Bauten gezahlt werden sollten; thatsächlich scheint dies indessen mit 15 Thlr. für den Kapitän, 10 Thlr. für den Lieutenant auch später regelmäßig geschehen zu sein (v. Bonin a. a. O. I, 122).
Unteroffizier, Sergeant, Mittelunteroffizier, Korporal	3 Thlr.	3 Thlr.	4 Thlr.	4 Thlr.	—	
Regiments- bezw. Bataillonstambour, Hautboist, Pauker, Stabstrompeter	4 Thlr.	3 Thlr.	5 Thlr.	5 Thlr.	3 Thlr. 2 Gr.	
Tambour, Trompeter	2 Thlr.	2 Thlr.	4 Thlr.	4 Thlr.	2 Thlr.	
Feldscheerer, Chirurgus	4 Thlr. 3 Gr.	4 Thlr.	6 Thlr. 14 Gr.	6 Thlr. 14 Gr.	5 Thlr.	
Fahnenschmied	—	—	4 Thlr.	3 Thlr.	—	
Gefreiter, Karabinier, Bombardier	2 Thlr. 3 Gr.	2 Thlr. 2 Gr.	a) 3 Thlr. 5 Gr. b) 2 Thlr. 17 Gr.	2 Thlr. 17 Gr.	3 Thlr. 6 Gr.	
Gemeiner	2 Thlr.	2 Thlr.	a) 3 Thlr. oder 2 Thlr. 12 Gr. b) 2 Thlr. 12 Gr.	2 Thlr. 12 Gr.	2 oder 3 Thlr.	
Adjutant	16 Thlr.	19 Thlr.	21 Thlr. 18 Gr. (als Pr.Lt. 16 Thlr. 20 Gr.)	19 Thlr. 18 Gr. (als Pr. Lt. 24 Thlr. 20 Gr.)	—	
Regimentsquartiermeister	23 Thlr. 20 Gr.	16 Thlr. (zugl. Auditeur)	23 Thlr. 18 Gr.	17 Thlr. 18 Gr. (zugleich Auditeur)	27 Thlr. 20 Gr.	
Feldprediger	15 Thlr.	—	15 Thlr.	15 Thlr. (nur bei vier Regimentern)	—	
Auditeur	14 Thlr. 12 Gr.	—	14 Thlr. 12 Gr.	Zugl. Regimentsquartiermeister	14 Thlr. 12 Gr.	
Regimentschirurgus (Traktament, Medizingelder, Ration)	106 Thlr. 3 Gr.	35 Thlr. 20 Gr.	a) 71 Thlr. 12 Gr. b) 58 Thlr. 4 Gr.	102 Thlr. 15 Gr.	11 Thlr. (Die Medizingelder wurden anderweit verrechnet)	
Profoß	2 Thlr. 18 Gr.	—	4 Thlr. 18 Gr.	—	2 Thlr.	

Bei den Jägern zu Pferde erhielt der Rittmeister 28 Thaler 20 Groschen, der Oberjäger 10, der Feldjäger 8 Thaler; an beurlaubte Ober- und Feldjäger wurde nur ein Theil ihres Traktaments, in der Regel 2 Thaler, ausgezahlt, der Rest verblieb dem Chef und dem Kommandeur. Der Letztere bezog außerdem drei Rationen, die Jäger weder diese noch Montirung. Alle erhielten einen Servis, welcher in Köpenick für den Kommandeur 4, für den Oberjäger 2, für den Feldjäger 1 Thaler betrug.

Beim Mineurkorps betrug das Traktament für den Capitän 66 Thaler 20 Groschen, für den Premierlieutenant 20 Thaler, für den Sekondlieutenant 17 Thaler, für den Sergeanten 5 Thaler, für den Mittelunteroffizier 4 Thaler 15 Groschen, für den Korporal 4, für den Feldscheerer 4, für den Zimmermann und den Mineur 3 Thaler 15 Groschen.

Bei den Dragonerregimentern zu zehn Eskadrons waren die Einkünfte des Chefs um etwa 120 Thaler, die des Regimentschirurgus um etwa 51 Thaler höher, als oben angegeben ist.

Das Traktament des Bereiters der Kürassier- und Dragonerregimenter betrug 5 Thaler 20 Groschen, das des Regimentssattlers (einschl. Ration) 10 Thaler 12 Groschen, das der Büchsenmacher und Büchsenschäfter bei der Infanterie 2 Thaler 18 Groschen, bei den Husaren 4 Thaler 9 Groschen, für die Kürassier- und Dragonerregimenter wurden Büchsenmacher und Büchsenschäfter erst bei der Mobilmachung etatsmäßig.

Einen Pauker, welcher bei den Kürassieren und Dragonern zugleich Stabstrompeter war, hatte von den Husarenregimentern nur das Regiment von Suter (Nr. 5). Es hatte, als Husarenregiment von Ruesch, Erlaubniß erhalten, die in dem Gefechte bei Katholisch-Hennersdorf am 23. November 1745 erbeuteten Sächsischen Pauken zu führen, wo die nämliche Auszeichnung dem Zietenschen Husarenregimente, jetzt Göckingk (Nr. 2), geworden war.

Für die gesammte große Montirung, die Pferdeausrüstung und die Waffen waren Tragezeiten bestimmt, nach deren Ablaufe die Gegenstände oder die Stoffe zur Anfertigung neuer Stücke geliefert wurden. Was der Kompagnie- bezw. Eskadronchef den Dienstthuern, den Freiwächtern, den Beurlaubten an Kleinmontirungsstücken zu verabfolgen hatte, war genau vorgeschrieben, die Bestimmungen wurden aber nicht immer beachtet.

B. Die Naturalverpflegung.

1. Mannschaft.

Außer seinem Traktamente erhielt seit dem Jahre 1799 der Unteroffizier und Soldat an jedem fünften Tage ein sechspfündiges Brot, Kommißbrot genannt, weil es meist durch das Kommissariat aus den Feldbäckereien geliefert wurde. An seiner Stelle konnte auch ein Brotgeld gewährt werden, welches monatlich zwölf Groschen betrug.



2. Pferde.

Das Futter für die Pferde wurde von den Provinzen geliefert, welche dafür einen festen, aber sehr niedrigen Preis erhielten. Meist waren die adeligen Güter von der Lieferung frei; sie lag dann nur den Bauern und den sogenannten Köllmischen Gütern ob. Die Einrichtung hatte große Unzuträglichkeiten im Gefolge und veranlaßte bedauerliche Mißbräuche. Da nämlich die Gemeinden verpflichtet waren, das Futter, oft aus weiter Ferne, heranzufahren, so ließen die Empfänger die Fuhrleute nach Gefallen auf die Abnahme warten oder beanstandeten die Beschaffenheit des Futters, um von dem, welcher solchen Plackereien entgehen wollte, ein sehr reichliches Gemäß an Hafer, das sogenannte Krimpmaß, und einen Ueberschuß an Heu- und Strohbunden zu beanspruchen. Ein Versuch, welcher angeordnet wurde, um das laute Geschrei über solchen Mißbrauch verstummen zu machen, indem gemischte Kommissionen zur Ueberwachung der Empfänge eingesetzt wurden, vermochte nicht Abhülfe zu schaffen. Vielfach verdingten die Provinzen die Lieferung an Unternehmer.*)

Die Offiziere mußten das Futter für ihre Pferde aus ihrem Traktamente selbst anschaffen. Den Subalternoffizieren durften Rationen überwiesen werden, welche frei waren, wenn nach der Revue Pferde ausrangirt und die Remonten noch nicht eingetroffen waren.

Die Ration**) betrug für

Kürassiere	3	Metzen	Hafer,	4	Pfund	Heu,	10	Pfund	Stroh,
Schwere Dragoner***)	$2^2/_3$	"	"	4	"	"	8	"	"
Leichte Dragoner	$2^1/_2$	"	"	4	"	"	8	"	"
Husaren und Towarczys	$2^1/_2$	"	"	4	"	"	$4^1/_2$	"	"
Reitende Artillerie†)	$3^3/_4$	"	"	3	"	"	4	"	"
Fußartillerie	$3^1/_3$	"	"	3	"	"	4	"	"

Von der Strohration waren bei der Kavallerie bezw. 4, 6 und $3^1/_2$ Pfund zum Verfüttern als Häckerling bestimmt. Alljährlich wurde in den Sommermonaten, meist vom 15. Juni an, eine Anzahl von Pferden auf Grasung geschickt (vergl. S. 15). Dazu wurden den Regimentern ursprünglich Weideplätze angewiesen, im Jahre 1799 aber war an Stelle dieser Verpflegungsart vielfach Grünfütterung getreten. Die Weideplätze durften nicht weiter als 16 Meilen von der Garnison liegen. Die Zahl der dorthin zu sendenden Pferde war für ein Kürassierregiment auf 80 bis 250, für ein Dragonerregiment auf 100 bis 320, für ein Husarenregiment auf 800 festgesetzt.

*) Boyen, a. a. O. I, 208.

**) E. O. Menzel, Die Remontirung 2c.

***) Ein Unterschied zwischen leichten und schweren Dragonern ist im Reglement vom 6. Februar 1796 nicht gemacht. Das von v. Albedyll (a. a. O.) angegebene Gewicht ist das oben für schwere Dragoner verzeichnete.

†) v. Malinowsky und v. Bonin a. a. O. I. 436.

C. Die Unterkunft.

Zur Unterbringung der Mannschaften gab es in den größeren Städten und in den Festungen einige Kasernen, aber auch hier nicht in ausreichendem Umfange, so daß Bürgerquartiere nirgends entbehrt werden konnten. In kleineren Orten und namentlich für die Kavallerie bildete sie die Regel.

Der Hauswirth hatte dem Einquartierten eine Schlafstelle nebst Bett und Gelegenheit zur sicheren Aufbewahrung seiner Armatur- und Montirungsstücke sowie seiner sonstigen Effekten, auch nach der Jahreszeit Wärmniß, allenfalls in seiner eigenen Wohnstube, sowie die Erlaubniß zur Benutzung des Kochfeuers auf dem Herde des Quartiergebers zu gewähren.

Für die in Kasernen oder in anderen öffentlichen Gebäuden Untergebrachten, für die Offiziere, welche in der Regel für ihre Wohnung selbst zu sorgen hatten, und für etwaige sonstige Selbstmiether mußte der Garnisonort einen für einen Jeden der Letzteren festgesetzten Servis zahlen.

Dieser war gering. In Berlin betrug er nach der bei Fr. Nicolai im Jahre 1786 zu Berlin erschienenen „Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam", I, 423, für den unverheiratheten Soldaten monatlich 8, für den beweibten 14, für den Unteroffizier 18 bezw. 20 Groschen, für den Subalternoffizier 2 Thaler, wozu für den Letzteren, wenn der Betrag für das Quartier nicht ausreichte, überall ein Sublevationsgeld treten konnte. In Neiße*) erhielt ein Oberst 9 Thaler 8 Groschen, ein Stabscapitän 4 Thaler, ein Lieutenant 2 Thaler 12 Groschen, für einen Unteroffizier wurden 12, für einen Kanonier 8, für ein Weib 4 Groschen gezahlt. Wie verschieden die Sätze waren, zeigt das Beispiel von Breslau, wo der Servis 4 Thaler 14 Groschen für den Lieutenant, 1 Thaler 6 Groschen für den Unteroffizier, 20 Groschen für den Kanonier betrug.

Zur Regelung der Servisangelegenheiten ward 1799 zu Berlin eine Kommission zusammenberufen, deren Arbeit 1806 noch nicht zum Abschlusse gediehen war.

VI. Das Versorgungswesen.

Die Invalidenversorgung**) war durch König Friedrich Wilhelm II. als eine staatliche Verpflichtung anerkannt. Schon das Reglement für die ausländische Werbung vom 1. Februar 1787 hatte den in Seiner Majestät Diensten invalide gewordenen Soldaten eine lebenslängliche Versorgung in Aussicht gestellt. Das Kantonreglement vom 12. Februar 1792 versprach, daß jeder Invalide entweder eine Civilbedienung erhalten oder in einer Invalidenversorgungsanstalt untergebracht oder bei einer Invalidenkompagnie angestellt

*) v. Malinowsky und v. Bonin, I, 423.

**) E. Schnackenburg, Das Invaliden- und Versorgungswesen des Brandenburgisch-Preußischen Heeres bis zum Jahre 1806. Berlin 1889.



werden oder ein Gnadengehalt empfangen solle. Damit hatte die Fürsorge für „Laesum sed invictum militem" aufgehört, Gnadensache zu sein.

In Zukunft erfolgte die Versorgung der Offiziere entweder durch Anstellung im Civildienste oder durch Ueberweisung an eine Invalidenkompagnie oder durch Pensionirung; die Letztere geschah durch Gewährung eines gewissen Wartegeldes, welches gezahlt wurde, bis die Versorgung durch eine der zuerst genannten Verfahrungsarten erfolgte, oder durch Anweisung eines ständigen Ruhegehaltes; dieses wurde gewährt, wenn Jemand ganz unvermögend war, noch irgend welche Dienste zu leisten, und sollte reichlicher als jenes ausfallen, so daß den Empfängern möglich sein würde, einigermaßen dem in der Armee von ihnen bekleideten Charakter gemäß zu leben.

Sämmtliche mit Pension ausgeschiedene Offiziere waren durch eine am 29. Mai 1798 erlassene Verordnung der Militärgerichtsbarkeit unterstellt; alle übrigen, welche ohne Rücksicht auf den Grund ihrer Verabschiedung als „dimittirte Offiziere" bezeichnet wurden, traten in das Civilverhältniß.

Das Recht, die Regimentsuniform und das Portepee zu tragen, wurde seit dem Siebenjährigen Kriege, zuerst im Jahre 1763, Offizieren beigelegt, welche einen ehrenvollen Abschied erhielten. Unter der nämlichen Voraussetzung durfte ein Jeder, auch wenn ihm die erstgenannte Auszeichnung nicht zu Theil geworden war, das Portepee am Degen tragen und dadurch beweisen, daß er dieses Ehrenzeichen früher geführt hatte.

Auf dem Pensionsetat stand damals auch noch eine Anzahl von Offizieren, Unteroffizieren und Tambours der nach dem Siebenjährigen Kriege eingegangenen Landregimenter. Sie waren fest angestellt gewesen und erhielten in Zukunft halbes Traktament. Die Mannschaften waren immer nur für den Kriegsfall eingezogen gewesen.

Die Unteroffiziere und Gemeinen wurden verschieden behandelt, je nachdem sie In- oder Ausländer waren. Die ersteren erhielten kleine Dienste auf dem Lande oder wurden mit einem Gnadengehalte zu ihren Anverwandten entlassen oder als Kolonisten eingesetzt; die Ausländer waren gesetzlich in vier Klassen getheilt, nämlich

1. in solche, welche als Kolonisten auf dem Lande oder als Professionisten in den Städten oder mit einem mäßigen Gnadengehalte auf ähnliche Art ihren Unterhalt finden;

2. in solche, welche mit kleinen Anstellungen im Staatsdienste versorgt werden;

3. in solche, welche zum Uebertritte in die Invalidenkompagnien geeignet sind;

4. in solche, welche in Gemeindeversorgungsanstalten untergebracht werden müssen, weil sie entweder gar nichts mehr verdienen können oder wegen ihres unregelmäßigen Verhaltens unter strenger Aufsicht stehen müssen, dabei aber mäßige Arbeit verrichten können und zu solcher angehalten werden sollen.

Eine weitere Gelegenheit zur Unterbringung von Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten boten die „Dritten Musquetierbataillone" und die Garnisonartillerie.

Alljährlich wurde bei einem jeden Regimente, Bataillone und Korps eine Liste der vorhandenen Invaliden nebst Nachweisen über ihre Verhältnisse aufgestellt. Die Liste wurde dem Generalinspekteur bei seiner Frühjahrsbereisung überreicht und von diesem an das 3. Departement des Ober-Kriegskollegiums weitergegeben, welchem die Verfügung zustand.

Der Anstellung im Civildienste standen zwei Hindernisse im Wege. Zunächst war es die allgemeine Abneigung der bürgerlichen Behörden gegen die Militäranwärter. Dazu kam bei Unteroffizieren und Soldaten noch insbesondere die bei ihnen vielfach hervortretende Neigung zum Trunke und bei Offizieren häufig die mangelnde Fähigkeit zur Wahrnehmung der mit ihnen zu besetzenden Stellen, die sich namentlich im Post- und im Steuerfache fanden. Von der Verwendung im Forstdienste ist schon die Rede gewesen; die Anwartschaft der Feldprediger auf Civilpfarrstellen wird später erwähnt werden. Dem Regimentsquartiermeister, welcher eine Versorgung wünschte, waren unbestimmte Versprechungen gemacht; der Auditeur mußte sich unter Umständen noch einer Prüfung unterwerfen, ehe er im Justizdienste angestellt wurde. Regiments- und Bataillonschirurgen durften weiter praktiziren.

Das Pensionswesen für Offiziere war durch ein „Patent wegen Pensionirung und Versorgung invalider Offiziere" vom 2. Februar 1789 geregelt. In diesem wurden Civilbedienung bezw. Wartegeld bis zur Anstellung und Ueberweisung zu den Invaliden als Regel vorangestellt; Pensionirung sollte Ausnahme sein. Sie konnte nach zwanzigjähriger Dienstzeit erfolgen, bei Dienstunbrauchbarkeit — mochte sie im Kriege oder im Frieden eintreten — auch früher; ein durch eine lange Reihe von Vorgesetzten und Kameraden beglaubigtes Attest war Vorbedingung. Pension sollte jedoch nur gewährt werden, wenn der Offizier kein Vermögen hätte, von dem er anständig leben könnte.

Die Pensionssätze waren: Für einen Generallieutenant 1200, Generalmajor 1000, Oberst 600, Oberstlieutenant 500, Major 400 bis 350, Capitän 300 bis 250, Stabscapitän 150 bis 120, Subalternoffizier 96 bis 72 Thaler höchstens. Daneben war eine Herabsetzung der Pensionen bis auf die Hälfte dieser Beträge für den Fall vorbehalten, daß die Invalidenkasse nicht im Stande sein sollte, sie voll zu bezahlen. Regimentsfeldscheere und Regimentschirurgen waren vom Pensionsbezuge ganz ausgeschlossen.

Die Höhe des Wartegeldes war nicht fest normirt, die Bestimmung lautete ganz allgemein, daß es niedriger sein solle als die Pension.

Die Geringfügigkeit der obigen Sätze war um so auffallender, als die Offiziere Beiträge zur Kasse leisten mußten und als diese unverhältnißmäßig hoch waren. Sie betrugen monatlich für einen General oder Generallieutenant

3 Thaler 12 Groschen, für einen Generalmajor und für einen Oberst als Regimentschef 2 Thaler 12 Groschen, für einen Regimentskommandeur 1 Thaler 6 Groschen, für einen Major 1 Thaler 2 Groschen, für einen Kompagnie- oder Eskadronchef 1 Thaler, für einen Stabscapitän bezw. Stabsrittmeister oder Premierlieutenant 4 Groschen, für einen Sekondlieutenant oder Cornet 3 Groschen. Ferner wurde bei Beförderungen das erste Monatsgehalt der Kasse überwiesen. Pensionen und Wartegelder durften nur in den Königlichen Landen verzehrt werden.

Im Rechnungsjahre 1799/1800 vereinnahmte die seit 1705 bestehende Invalidenkasse 541 925 Thaler, davon „aus anderen Kassen" 400 796 Thaler, an Zinsen von Kapitalien 33 506 Thaler, an „unbeständigen Gefällen", wie Geldstrafen, Deserteurgeldern, Rezepturgeldern (1 pCt. aller Gehälter und Pensionen) u. s. w. 32535 Thaler, Kantonistengelder 9960 Thaler, insgemein 4723 Thaler und einige andere Posten, wogegen die Ausgaben sich auf 507 127 Thaler stellten. Die Kantonistengelder wurden von Soldaten eingezahlt, welche vor Ablauf ihrer Dienstpflichtzeit entlassen waren oder sich in kantonfreien Städten niedergelassen hatten. Unter den Einnahmen befanden sich ferner Lotteriegelder sowie eine Abgabe der Stifte und Klöster.

Pensionen und Wartegelder empfingen in diesem Rechnungsjahre 736 Offiziere in einem Gesammtbetrage von 237 629 Thaler. Die höchste Pension, nämlich eine solche von 4000 Thalern, empfing der Generallieutenant Wilhelm von Anhalt, die niedrigste zur Auszahlung gelangte betrug 36 Thaler.

Das Gnadengehalt der Unteroffiziere und Soldaten, der sogenannte Gnadenthaler, war der Regel nach das, was das Wort bedeutet; nur unter besonderen Umständen wurde mehr gegeben. Im Rechnungsjahre 1799/1800 betrugen die Ausgaben im Ganzen 100 676 Thaler; dabei blieb Schlesien, welches eine eigene Verwaltung hatte, außer Betracht. Die Sonderverhältnisse des Feldjägerregiments sind auf S. 13 erwähnt.

Die für die Unterbringung von Invaliden vorhandenen militärischen Einrichtungen und Anstalten waren:

Die Invalidenkompagnien, welche es bei allen Infanterieregimentern, die Garde ausgenommen, als sogenannte „kleine Invalidenkompagnien" gab, eine jede in der Stärke von 2 Offizieren, 4 Unteroffizieren, 1 Tambour und 45 Gemeinen, meist in Landstädten fern vom Stabe garnisonirend und im Kriegsfalle zur Verwendung als Besatzungstruppen in Aussicht genommen. Die Einstellung durfte nur nach vorangegangener Approbation des Generalinspekteurs auf Verfügung des dritten Departements des Ober-Kriegskollegiums geschehen.

Das Invalidenkorps in den Provinzen, 16 Kompagnien, die „großen oder Provinzialinvalidenkompagnien", je 4 Offiziere, 10 Unteroffiziere und 150 Gemeine stark, von denen die Kurmärkische in Trebbin, die Magdeburgische in Mansfeld, die Vorpommersche in Swinemünde, die Hinter-

pommersche in Labes, die Ostpreußische in Tapiau, die 1. Westpreußische in Konitz, die 2. Westpreußische in Weichselmünde, die 1. Südpreußische in Meseritz, die 2. Südpreußische in Czenstochau, die 3. Südpreußische in Mewe, die 1. Schlesische in Neustädtel, die 2. Schlesische in Patschkau, die 3. Schlesische in Ziegenhals, die 4. und 5. Schlesische in Habelschwerdt, die Fränkische in Langenzenn garnisonirten. Da die Infanterie ihre eigenen Kompagnien hatte, so wurden in die Provinzial-Invalidenkompagnien zunächst die Füsiliere, die Kavalleristen und die Artilleristen eingestellt. Ausländer gehörten nur hinein, wenn sie im Dienste invalide geworden waren oder wenn sie zwei volle Kapitulationen, also bei der Infanterie 20, bei der Kavallerie 24 Jahre gedient hatten. Die Angehörigen bezogen das volle Traktament, Brot und Quartier; im Kriege sollten sie im Nothfalle als Festungsbesatzungen verwendet werden. Ihre Montirung bestand in dunkelblauen Röcken, Westen und Beinkleidern, die Aufschläge waren karmoisinroth, die Knöpfe weiß; die Offiziere hatten eine schmale silberne Schnur um den Hut, die Mannschaften weiße Schnüre, aber keine Schilde. Im Rechnungsjahre 1799/1800 kosteten die Kompagnien 98 530 Thaler.

Das Korps der Gardeinvaliden in Werder bei Potsdam war nur für das Regiment Garde und das Grenadiergardebataillon bestimmt, das Erste Bataillon Garde und das Regiment Garde du Corps verpflegten ihre Invaliden bei sich. Das Korps zählte 1 Capitän, 2 Feldwebel, 31 Unteroffiziere, 477 Gemeine und 14 Spielleute. Als „Korps der Ausrangirten" standen sie dem „Korps der Unrangirten" gegenüber. Ihr Traktament betrug 2 bis 4 Thaler. Ihr Unterhalt erforderte im Rechnungsjahre 1799/1800 einen Aufwand von 26 785 Thalern.

Das Invalidenkorps bei Berlin*) in dem für dieses 1748 erbauten und noch gegenwärtig der nämlichen Bestimmung gewidmeten Hause untergebracht, hatte unter dem Oberst und Kommandeur v. Valentini 13 Offiziere sowie einen aus einem Regimentsquartiermeister und Auditeur, 2 Predigern (vergl. S. 53), 1 Chirurgus bestehenden Unterstab und 3 Kompagnien zu 200 Mann, welche Traktament und Montirung wie die Feldregimenter, freies Quartier, Holz und Licht empfingen. Das Haus war zur Aufnahme von Unteroffizieren und Soldaten bestimmt, welche Krüppel und an ihren Gliedmaßen verstümmelt waren. Wer von ihnen gesunde Hände und Füße hatte, verrichtete den Dienst zur Sicherheit des Hauses. Die Montirung war dunkelblau, die Offiziere hatten eine schmale goldene Tresse um den Hut. Die Ausgaben für 1799/1800 stehen mit 23 469 Thalern in Rechnung.

Ueber die Unterbringung in den Invalidenversorgungshäusern, von denen oben die Rede gewesen ist, liegen nur aus der Kurmark genauere Nachrichten vor. Sie hatte in den Landarmenhäusern zu geschehen, denen jene

*) v. Ollech, Geschichte des Berliner Invalidenhauses. Berlin 1885.

Häuser angeschlossen werden sollten. Am Ende des 18. Jahrhunderts war erst eine von den drei dort geplanten Anstalten, die zu Strausberg,*) eröffnet. Die Invaliden waren in einem besonderen Hause untergebracht. Sie sowohl wie ihre Frauen und Kinder, hatten eine besondere Tracht; die Männer waren mit blautuchenen Röcken, Hosen und Aermelwesten bekleidet; dazu trugen sie einen Hut mit des Königs Namenszuge; die Frauen waren blau gekleidet. Die Kosten des Unterhaltes bestritten die Stände; die der Verpflegung betrugen jährlich 42 bis 58 Thaler für den Kopf, sie sollte besser sein als die der besten Klasse der Armen. Uebrigens waren sie, Männer wie Frauen, nicht viel besser als die Letzteren, „übel berüchtigte, dem Trunke ergebene Subjekte", die keine Invalidenkompagnie mehr annehmen wollte. In Schlesien bestand eine solche Anstalt zu Rybnik, wo das alte Schloß zu diesem Zwecke hergerichtet war.

Ganz Erwerbsunfähige, welche keine Angehörigen hatten, wurden auch wohl in städtischen Krankenhäusern untergebracht, denen die Invalidenkasse in einem solchen Falle Zuschüsse von 8 bis 36 Thalern leistete.

Im militärischen Dienste fanden halbinvalide Unteroffiziere bei den Lazarethen sowie, namentlich solche von der Kavallerie und der Artillerie, als Wagen- und Schirrmeister beim Proviantfuhrwesen und dem Artillerietrain Anstellung; auch sonst gab es mancherlei Plätze für sie, welche hier nicht sämmtlich aufgezählt werden können.

VII. Das Militärgerichtswesen.

A. Persönliches.

An der Spitze des gesammten Militärgerichtswesens und des bei diesem angestellten Personals stand der Generalauditeur.

Die Verhältnisse der ihm unterstellten Behörde, des Generalauditoriats, befanden sich um die Wende des Jahrhunderts in einem Uebergangsstadium.**) Die Errichtung des Ober-Kriegskollegiums hatte ihr die Selbständigkeit genommen; sie war ein vom Präsidium dieses Kollegiums abhängiges Departement geworden. Der bis dahin vom Generalauditeur dem Könige gehaltene Vortrag war auf den Generaladjutanten übergegangen. Dann veranlaßten Pflichtwidrigkeiten, welche der Generalauditeur Cavan, der Verfasser des hier hauptsächlich benutzten, schon mehrfach genannten Buches, bei der Verwaltung von Depotgeldern sich hatte zu Schulden kommen lassen, daß am 23. Oktober 1798 das Generalauditoriat der Oberaufsicht eines Militär-Justizdepartements unterstellt wurde, von dessen Wirkungskreise aber mehrere Theile der Thätigkeit jener Behörde ausgeschlossen waren. Dieses Verhältniß gab Anlaß zu mancherlei Reibungen und bewog den König Cavans Nach-

*) Sternbeck, Beiträge zur Geschichte der Stadt Strausberg, 1878/79.

**) C. Friccius, Entwurf eines Deutschen Kriegsrechtes. Berlin 1848.



folger im Amte, den Generalauditeur Bohm, mit einer Neubearbeitung der geltenden Vorschriften zu beauftragen. Bohms Arbeit, welche am 20. Oktober 1800 des Königs Genehmigung erhielt, wurde als „Dienstinstruktion für den Generalauditeur und das Generalauditoriat und das Kriegskonsistorium" veröffentlicht und ist in ihren wesentlichen Theilen seit fast hundert Jahren in Kraft geblieben. Sie gab dem Generalauditeur den maßgebenden Einfluß auf die Besetzung der Stellen als Auditeure und auf deren Beförderung zurück. Das Militär-Justizdepartement hatte im Wesentlichen nur noch die Civiljustiz des Generalauditoriats zu überwachen.

Als Auditeure wurden entweder Referendare und Auskultatoren angestellt, welche beim Generalauditoriate beschäftigt gewesen waren, oder Subjekte, deren theoretische und praktische Rechtskenntnisse der Generalauditeur, nachdem er durch die Zeugnisse der von ihnen besuchten Universitäten und der Gerichte, bei denen sie thätig gewesen waren, sich von ihrer Würdigkeit überzeugt hatte, selbst geprüft oder durch den ihm untergebenen Oberauditeur hatte prüfen lassen. Bedingung der Verwendung als Auditeur, wie als Mitglied des Generalauditoriats, war die Zugehörigkeit zum protestantischen Glaubensbekenntnisse. Der Vorschlag zur Besetzung einer freigewordenen Stelle gebührte dem betreffenden Gouverneur, Kommandanten, Chef oder Kommandeur, welcher dem Generalauditeur einen Anwärter zu präsentiren oder ihm die Wahl zu überlassen hatte. Bei den Grenadieren, den Füsilieren, den Husaren und den Towarczys war der Auditeur zugleich Regimentsquartiermeister; als Auditeur war er Justitiar, Aktuar, Syndikus, Registrator und Kanzlist.

Der Generalauditeur und die beim Generalauditoriate angestellten Oberauditeure trugen einen Rock von dunkelblauem Tuch mit rothem Futter und gesticktem Kragen und Aufschlägen, weißtuchene Unterkleider, schwarzen Hut mit Kokarde, Agraffe und Kordon; der Degen war bezw. gelb oder weiß mit silbernem Portepee; Stickerei, Agraffe und Knöpfe waren für Ersteren golden, für Letztere silbern; die Auditeure hatten die nämliche Uniform, wie die Regimentsquartiermeister und die Regimentschirurgen, nämlich einen blautuchenen Rock mit rothem Futter, dessen Kragen und Aufschläge mit Silber gestickt waren, und weißen Knöpfen, weiße Unterkleider, Stiefel, schwarzen Hut mit Kokarde, silberner Schleife und Knopf, weißen Degen mit silbernem Portepee.

B. Die Rechtspflege.

Die zur Anwendung gelangenden Strafmittel waren:

Todesstrafe: Vollstreckbar durch Arquebusiren, wobei der Leichnam zumeist an Ort und Stelle begraben wurde; Hinrichtung durch das Schwert, wonach der Leichnam sofort verscharrt oder auf das Rad geflochten ward; Hinrichtung durch den Strang, worauf der Körper am Abend still unter die Erde gebracht wurde oder am Galgen hängen blieb, bis er verweste; durch Feuer; durch das Rad; durch Viertheilen. Dazu konnten Verschärfungen der Strafe

durch Schleifen auf den Richtplatz, durch Abhauen der Hände und Anderes treten, wie beispielsweise das Vorenthalten geistlichen Zuspruches bei boshafter Entleibung eines Vorgesetzten für Unteroffiziere und gemeine Soldaten. Dabei war jedoch ausgesprochen, daß unnöthige Grausamkeit vermieden und daß bei härteren Todesstrafen vor Zufügung der Marter auf eine den Zuschauern unmerkliche Weise dem Leben ein Ende gemacht werden solle.

Ehren- und Leibesstrafen:

Für Oberoffiziere: Arrest im Quartiere oder Zelte, in der Hauptwache oder auf einer Festung; Uebergehung im Avancement; Entlassung oder Kassation ohne Abschied, unter Umständen verbunden mit öffentlicher Beschimpfung oder Infamie.

Für Unteroffiziere, welche das Offiziersportepee hatten: Wachtarrest; Verlust des Portepee; Degradation zum Unteroffizier oder zum Gemeinen; Festungsarrest.

Für Fahnen- und Standartenjunker, welche jenes Portepee hatten: Wacht- oder Festungsarrest; Verlust des Portepee; Fortschaffung vom Regimente rc. oder Kassation, wie bei den Offizieren. Die Fahnen- und Estandartjunker wurden wie alle übrigen Unteroffiziere bestraft, mit alleiniger Ausnahme der Degradation.

Für Unteroffiziere und ihnen gleichstehende: Fuchteln; Wacht- oder Festungsarrest; Krummschließen; Schildwachstehen und Traktament des Gemeinen; Degradation mit und ohne Gassenlaufen; Festungsarbeit.

Für Schützen und Karabiniers: Wacht- oder Festungsarrest; Degradation zum Gemeinen und entsprechende Behandlung.

Für gemeine Soldaten: Stockschläge; Schläge mit kleinen drahtüberzogenen Röhrchen; Wacht- oder Festungsarrest; Krummschließen; Gassenlaufen; Festungsarbeit; Infammachen; Fortschaffung mit dem W über die Grenze oder Aufbewahrung in einer öffentlichen Arbeitsanstalt. Dieses „W“ wurde Ausländern, welche sich wiederholte Bestrafungen nicht hatten zur Warnung dienen lassen und daher für „inkorrigibel“ erklärt waren, auf den Rücken gebrannt, um ihre erneute Anwerbung zu verhindern; an und für sich sollte in dem Brandzeichen nichts Infamirendes liegen. Für das Gassenlaufen traten bei Fußjägern und Towarczys andere Leibesstrafen an die Stelle.

Ehefrauen von Schützen, Karabinieres und gemeinen Soldaten konnten mit Fiedeltragen und mit körperlicher Züchtigung durch den Profoß bestraft werden.

Für Kinder waren die Strafen nach Anleitung des Allgemeinen Landrechts zu bestimmen. Obligate Söhne, d. h. solche, denen auf Grund der Verhältnisse ihres Vaters eine gewisse Dienstverpflichtung oblag, von Unteroffizieren und Gemeinen konnten durch den Profoß körperlich gezüchtigt oder, wenn sie schon auf die Kriegsartikel verpflichtet waren, mit Gassenlaufen bestraft werden.



Zu Geldbußen — nicht zu verwechseln mit Schadenersatz — konnte der Unteroffizier oder gemeine Soldat nicht verurtheilt werden.

Die Militärverbrechen oder Militärvergehungen, für welche die genannten Strafmittel Anwendung zu finden hatten, waren entweder allgemeine oder besondere Militärverbrechungen und Militärvergehungen oder gemeine Verbrechen.

Das Gesetzbuch, welches dem Strafverfahren und der Strafzumessung bei Vergehen und Verbrechen von Unteroffizieren und Soldaten zu Grunde gelegt wurde, waren die am 20. März 1797 veröffentlichten Kriegsartikel und die zu diesen gegebenen Erläuterungen; ihr Erlaß an Stelle der bis dahin in Kraft gewesenen gleichnamigen Vorschriften beruhte auf der Einführung des Allgemeinen Landrechts, durch welches die Milderung einzelner wegen gemeiner Verbrechen zu verhängender Strafen bedingt war. Die Kriegsartikel fanden in einigen Stücken auch Anwendung auf die Offiziere, in Ansehung deren ein einheitliches Gesetzbuch nicht vorhanden war; die Strafbestimmungen, welche für sie Geltung hatten, finden sich in den Reglements und in Einzelvorschriften. Eine scharfe Scheidung zwischen Zuwiderhandlungen, welche disziplinarisch geahndet werden konnten, und solchen, bei denen das Eintreten eines gerichtlichen Verfahrens stattzufinden hatte, war nicht vorhanden.

Die für Unteroffiziere und Soldaten am meisten angewandte Strafart war die körperliche Züchtigung; vom Arrest wurde wenig Gebrauch gemacht, weil er den Mann dem Wachtdienste entzog und so das Freiwächterthum beeinträchtigte. Der Kompagnie- oder Eskadronchef sowie der Kommandeur und der Chef des Regiments konnten auf 20 leibliche Fuchteln und auf 30 Stockschläge — die Kompagnie- oder Eskadronsstrafe — erkennen, von denen die erstere mit der Klinge, die letztere mit Hainbuchen- oder Haselnußstöcken durch zwei Unteroffiziere, meist zur Zeit der Wachtparade vor der Hauptwache, ausgetheilt wurden; was damit nicht gebüßt werden konnte, mußte gerichtlich abgeurtheilt werden; der Spruch wurde als Regiments-, Bataillons- oder Korpsstrafe bezeichnet.

Die zuständigen Gerichte hießen Militäruntergerichte, deren es Gouvernements-, Regiments-, Bataillons- und Korpsgerichte mit dem betreffenden höchsten Vorgesetzten als Gerichtsherrn gab. Die Spruchgerichte wurden als Kriegs- oder als Standgerichte abgehalten. Beide wurden im Einzelfalle kommandirt. Zu jeder Art gehörten ein Präses, Beisitzer und ein Auditeur. Ihre Verschiedenheit bestand darin, daß die Klassen der Beisitzer mehr oder weniger Personen zählten, daß sie auf eine höhere oder geringere Strafe erkennen konnten, daß Präses und Richter beeidigt oder nur zweckdienlich an ihre Pflicht erinnert wurden das Urtheil den Gesetzen und ihrem Gewissen gemäß zu sprechen. Ueber Offiziere wurden nur Kriegsgerichte gehalten, deren Mitglieder lediglich Offiziere waren. In den Kriegs- und Standgerichten,

welche zur Aburtheilung von Unteroffizieren berufen wurden, waren alle Dienstgrade bis auf denjenigen hinunter vertreten, welchem der Angeklagte selbst angehörte. Beim Verfahren wurden zuerst vom Auditeur die Akten in Gegenwart des Angeklagten und seines etwaigen Sachwalters verlesen und diesen überlassen, etwa noch zur Aufklärung des Sachverhaltes Dienliches vorzubringen, dann trug der Auditeur den ganzen Fall nochmals vor, verwies auf die zur Anwendung kommenden gesetzlichen Bestimmungen und gab seine — übrigens nur rathgebende — Stimme ab, das Gleiche thaten darauf, nachdem sie sich geeinigt hatten, von unten auf die einzelnen Klassen der Beisitzer, und schließlich fertigte der Auditeur die Sentenz aus. Bis zur Bestätigung durch den zuständigen Gerichtsherrn mußte das Urtheil geheim gehalten werden.

Fuchtelhiebe, Stockschläge, Gassenlaufen und Krummschließen haben zu oft als Gegenstand mitleiderregender Darstellung gedient, der mit seinen Kameraden in der Wachtstube rauchende und trinkende Arrestant ist zu häufig das Ziel von Spott gewesen, als daß angebracht wäre, diese Bilder hier erneut vorzuführen. Man darf aber nicht vergessen, daß eine jede Zeit mit ihrem eigenen Maße gemessen werden muß. Nur das Gassenlaufen angehend, sei noch bemerkt, daß die Gasse aus 200 Mann gebildet war, und daß auf ihr mindestens sechsmaliges, höchstens sechsunddreißigmaliges Durchschreiten, das letztere in drei auf einander folgenden Tagen, erkannt werden konnte. Vom Laufen war dabei aber nicht die Rede, vielmehr wurde dafür gesorgt, daß es fein langsam geschah und daß die oft zuvor in Salzwasser getauchten Weiden- oder Birkenruthen volle Wirkung thaten.

VIII. Das Militär-Erziehungs- und Bildungswesen.

König Friedrich Wilhelm III. hatte am 30. Januar 1798 auf den neu geschaffenen Posten eines Inspekteurs der Militär-Bildungsanstalten den General v. Rüchel (vergl. S. 2) berufen, welcher schon seinem Vater in diesen Angelegenheiten zur Seite gestanden hatte.*) Die Thätigkeit des Inspekteurs beschränkte sich jedoch auf die zur Heranbildung des Offiziersersatzes für die Infanterie und die Kavallerie bestimmten adeligen Erziehungsanstalten, die „Academie militaire" und das „Adeliche Cadetten-Corps".

A. Die Academie militaire.

Die Academie militaire,**) eine Schöpfung Friedrichs des Großen, hatte ursprünglich die Bestimmung, gut beanlagten Zöglingen des Kadettenkorps binnen sechs Jahren eine höhere wissenschaftliche Bildung zu verschaffen und sie sowohl für den Offiziersberuf wie für die Verwendung im höheren

*) Poten a. a. O. III, 66.

**) G. Friedländer, Die Königliche Allgemeine Kriegsschule zu Berlin und das höhere Militär-Bildungswesen, 1765 bis 1813. Berlin 1854.

Staatsdienste vorzubereiten. Die Mehrzahl darunter aber wandte sich von jeher der militärischen Laufbahn zu, und Rüchel bewirkte, daß sie fortan sämmtlich in die Armee traten. Zu diesem Zwecke gab er dem Lehrplane, welcher früher ganz den encyklopädistischen Charakter jener Zeit gehabt hatte, eine mehr auf den Soldatenstand berechnete Richtung.

Für die Anstalt war zu Berlin an der Burgstraße ein eigenes Gebäude, die spätere Kriegsakademie, hergerichtet. Die Zöglinge, deren etwa 45 vorhanden waren, bestanden zu zwei Dritteln aus Pensionären, zu einem Drittel waren sie Königliche Eleven. Wenn sie die Schule durchgemacht hatten, kamen sie als Offiziere zu Regimentern. Austrittsprüfungen gab es hier so wenig wie bei den Kadetten. Der Leumund der Akademie war kein guter; weder dem sittlichen Betragen der Zöglinge, noch ihren wissenschaftlichen Leistungen wurde im Allgemeinen viel Lobendes nachgesagt. Unter Rüchel besserten sich allmählich die Zustände. Als 1799 der Direktor, Generalmajor v. Beulwitz, gestorben war, erhielt dieser keinen Nachfolger; Rüchel selbst scheint vornehmlich die Geschäfte besorgt zu haben. Die Gouverneure, von denen ein Jeder nur vier bis fünf Zöglinge zu beaufsichtigen hatte, waren zum Theil frühere Offiziere, zum Theil Theologen oder Philologen, die Lehrer meist Schulmänner. Gouverneure wie Eleven waren uniformirt, jene dunkelblau, diese scharlachroth. Die gesammte Lebensführung in der auch Académie des nobles oder des gentilshommes genannten Anstalt hatte einen vornehmen Anstrich.

B. Das „Adeliche Cadetten-Corps".*)

1. Das Kadettenhaus in Berlin.

König Friedrich Wilhelms I. Schöpfung, durch Friedrich II. in dem „Martis et Minervae alumnis" gewidmeten Hause an der Neuen Friedrichstraße untergebracht, nahm unter Rüchels Leitung einen neuen Aufschwung. Ein von ihm verfaßtes Lehrtableau bildete die erste Grundlage für einen geordneten Unterricht, welcher sich auf die Elementarkenntnisse, Moral, Deutsch, Französisch, Mathematik, Geschichte, Erdkunde, Natur-, Rechts- und Staatswissenschaften, Aesthetik, Zeichnen, Reiten, Fechten, Voltigiren, Tanzen und namentlich Exerziren erstreckte. Die Lehrer waren Fachleute; unter ihnen befand sich ein Ingenieuroffizier, welcher Militaria lehrte. Ein Zeitgenosse urtheilt**) einige Jahre später: „Wer etwas lernen wollte, hatte dazu die beste Gelegenheit. Freilich wurde dieselbe auch oft genug wenig oder gar nicht benutzt."

Die Aufnahme, welche von einer strengen Adelsprobe abhängig war, erfolgte in der Regel mit 12 bis 14 Jahren, entweder aus dem elterlichen Hause oder aus den Voranstalten und aus dem Militär-Waisenhause; der

*) A. v. Crousaz, Geschichte des Königlich Preußischen Kadettenkorps. Berlin 1857.
**) v. Suckow, Aus meinem Soldatenleben. Stuttgart 1862.



Aufenthalt sollte vier Jahre währen, doch kamen in dieser Beziehung vielfach bedeutende Abweichungen vor, namentlich wenn den Ankömmlingen durch die Gouverneure (meist Theologen) erst Lesen und Schreiben gelehrt werden mußte. Der Aufenthalt war bis zu dieser Zeit ganz frei gewesen; der große Zudrang veranlaßte jetzt, auch Pensionäre aufzunehmen; am 19. Februar 1800 wurden die Zahlungsbedingungen geregelt. Der Austritt erfolgte als Freikorporal; für die, welche Unteroffiziere gewesen waren, als Portepeefähnrich. Die Theilnahme von Unteroffizieren an der Erziehung war ausgeschlossen.

An der Spitze stand Major v. Lingelsheim, welcher erst 1817 aus dem Korps schied; die Gliederung war in vier Kompagnien zu je 65 Kadetten, von denen 5 Unteroffiziere waren, mit 2 Offizieren und 4 Gouverneuren; am 1. Dezember 1800 kam eine fünfte hinzu, so daß dann 25 Unteroffiziere und 300 Kadetten vorhanden waren, dagegen ging das Hofpagenkorps in Potsdam ein. Eine Auszeichnung bildete die Zuweisung zum Grenadierkorps, zu welchem jede Kompagnie einen Unteroffizier und neun Kadetten stellte.

Die Montirungen waren dunkelblau, die Westen gelb, die Unterkleider und die Knöpfe weiß. Die Unterhaltung des Hauses kostete jährlich etwa 75 000 Thaler. Neben dem Berliner Hause gab es

2. die Provinzial-Kadettenhäuser

Stolp, Culm und Kalisch, in welche einzutreten schon mit dem 8. Lebensjahre erlaubt war, um dann, nachdem die vorhandenen sechs Klassen durchgemacht waren, nach Berlin versetzt zu werden. Die bezw. in den Jahren 1769, 1777 und 1793 erfolgte Errichtung der Anstalten verfolgte neben dem Hauptziele kulturelle und politische Nebenzwecke; es sollte dem Adel Gelegenheit zu besserer Erziehung seiner Söhne geboten werden, als die eigenen knappen Mittel in vielen Fällen aufzuwenden erlaubten, und die neuerworbenen polnischen Gebietstheile sollten der Monarchie näher gebracht werden. Stolp hatte 96, Culm und Kalisch je 100 Zöglinge.

Einen Ersatz für das Berliner Kadettenhaus lieferte auch

C. Das Große Militär-Waisenhaus zu Potsdam.*)

Die dort erzogenen Knaben waren, ihre Diensttauglichkeit vorausgesetzt, ausschließlich für das Heer bestimmt; die adeligen Offizierssöhne kamen mit dem 13. Jahre nach Berlin, die nichtadeligen mit dem 15. oder 16. zur Artillerie oder zu den Husaren; die Söhne von Unteroffizieren und Soldaten wurden, wenn sie das erforderliche Alter erreicht hatten und groß genug waren, Infanterieregimentern überwiesen; das Regiment des Königs suchte sich unter ihnen diejenigen aus, welche es bei sich einzustellen wünschte; 12 wurden zu Hoboisten ausgebildet.

*) Geschichte des Königlichen Potsdamschen Militär-Waisenhauses. Berlin 1824.



D. Die Ingenieur-Akademie,*)

seit 1788 zu Potsdam in einem für sie eingerichteten Hause, dem jetzigen Regierungsgebäude, bestehend, zählte 12 Eleven, welche, mindestens fünfzehnjährig, nach abgelegter Prüfung eintraten, zwei Klassen durchmachten, in deren jeder sie zwei Jahre verblieben, und ein Austrittsexamen zu bestehen hatten, auf Grund dessen sie entweder Ingenieuroffiziere wurden und 20 Friedrichsd'or Ausrüstungsgeld erhielten oder zur Infanterie versetzt wurden.

Das Traktament der Eleven betrug monatlich 10 Thaler, wovon fünf für Mittag- und Abendessen, zwei für Montirung, welche der der Ingenieuroffiziere glich, zurückbehalten wurden. Drei Eleven waren als „Kondukteure" die Vorgesetzten ihrer Kameraden, sie hatten das Offiziersportepee. Die Akademie stand unter dem General v. Geusau, Direktor war Oberstlieutenant v. Rauch, der Vater des späteren Kriegsministers. Unter den

E. Artillerie-Akademien**)

nahm die seit 1791 zu Berlin bestehende schon deshalb den ersten Platz ein, weil dort der größte Theil der Waffe garnisonirte. Die Aufgabe der Anstalt war Vorbereitung auf die Beförderung zu Unteroffizieren und zu Offizieren sowie deren Fortbildung. Der Unterricht wurde demzufolge in drei Klassen ertheilt: In der ersten in zwei Abtheilungen an Anwärter für den Unteroffiziersstand und zu ihrer ferneren Ausbildung; in der zweiten zum Zwecke der Vorbereitung auf die Ernennung zu Offizieren; in der dritten an Offiziere, welche ihr Wissen erweitern und vertiefen wollten. Sämmtliche Lehrgänge dauerten zwei Jahre. Von Oktober bis zum Frühjahre wurde theoretischer Unterricht ertheilt, dann folgte die zweimonatliche Exerzirzeit, an welche sich bis zum Herbst praktische Uebungen schlossen. Die Schulzimmer befanden sich theils im Hause des Generals v. Tempelhoff, des Begründers und Direktors der Akademie, dem späteren Palais Kaiser Wilhelms I., theils im Gießhause.

Zu Breslau und zu Königsberg i. Pr. bestanden Akademien geringeren Umfanges.

F. Inspektionsschulen.***)

Der wissenschaftlichen Fortbildung von Infanterieoffizieren dienten die von Friedrich dem Großen begründeten Inspektionsschulen, welche an den Sitzen der Generalinspektionen der Waffe für die Dauer der Wintermonate eingerichtet wurden. Befestigungskunst, Mathematik und Zeichnen waren die Hauptgegenstände des Unterrichtes. Für die Kavallerie bestand diese Einrichtung nicht. Seydlitz hatte sie vergeblich befürwortet.

*) Friedländer, a. a. O. S. 158.
**) Poten, a. a. O. IV, 91 1895.
***) Poten, a. a. O. IV, 130, 134.



G. **Allgemeine Anordnungen bei den Infanterie- und Kavallerie-Regimentern,** welche die wissenschaftliche Ausbildung der Offizieranwärter zum Gegenstande hatten, werden bei den Mittheilungen über die Feldprediger erwähnt werden (vergl. S. 54), welchen die Fürsorge für diesen Dienstzweig hauptsächlich anheimfiel. Außerdem bestanden an nicht wenigen Orten Einrichtungen,*) durch welche die Regimentschefs sich angelegen sein ließen, die Weiterbildung ihrer Offiziere auf verschiedenen Gebieten zu fördern. Hier und da wurden auch Mannschaften in den Elementarwissenschaften unterrichtet.

H. **Militärschulen für Soldatenkinder****)

bestanden bei den Gouvernements, Regimentern und Korps. Eine Cirkularverordnung vom 31. August 1799 hatte die für sie als Richtschnur geltenden Grundsätze dargelegt. Die Unterrichtsertheilung, welche sich außer auf die Elementarwissenschaften auch auf Handfertigkeiten zu erstrecken hatte, lag in ersteren vornehmlich den Küstern, die Aufsicht den Militärpredigern ob.

IX. Die Militärseelsorge.

Wenn in Nachstehendem von den Feldpredigern die Rede ist, so handelt es sich immer nur um die lutherischen. An Militärgeistlichen für die Angehörigen sonstiger Glaubensbekenntnisse gab es im Frieden zwei. Es waren ein katholischer Feldprediger, welcher neben einem lutherischen am Invalidenkorps bei Berlin amtirte, und ein Iman für die tatarischen Towarczys.

An der Spitze der lutherischen Feldprediger befand sich ein Feldprobst,***) damals der Feldprediger des Regiments Garde (Nr. 15) Kletschke zu Potsdam. Er stand zu den Militärpredigern, Küstern und Schullehrern in dem nämlichen Verhältnisse wie ein Oberkonsistorium und Schulkollegium zu den entsprechenden Kirchen- und Schulbedienten vom Civilstande. Seine amtlichen Befugnisse und Obliegenheiten wie die seiner Untergebenen waren durch ein Militärkonsistorialreglement vom 15. Juli 1750 geregelt, von deren Vorschriften indessen manche keine Geltung mehr hatten. Im Kriegsfalle hatte er auch die Anstellung der reformirten und katholischen Feldprediger zu überwachen und ihnen den Ort ihrer Bestimmung anzuweisen.

Feldprediger gab es bei allen Infanterie-, Kürassier- und Dragoner- sowie bei vier in katholischen Landestheilen stehenden Husarenregimentern, bei dem Regimente und bei dem Bataillone Towarczys, beim Kadetten- und beim Invalidenkorps je einen; außerdem in acht Städten. Wenn eine Stelle frei wurde, so hatten sich die Bewerber bei dem zuständigen Regimentschef

*) Poten, a. a. O. IV, 135.

**) Cavan, a. a. O. S. 273.

***) **Als Hauptquelle ist das Werk von Cavan** (§§ 576 ff.) **benutzt; außerdem C. Schild**, Der preußische Feldprediger II, Halle 1890.

oder Gouverneur zu melden, welcher den von ihm Gewählten dem Feldprobste präsentirte. Bei diesem hatte der Kandidat bis zum Erlasse einer am 10. November 1800 ergangenen Kabinets-Ordre sich persönlich vorzustellen, um, nachdem er ein Alter von mindestens 25 Jahren und einen untadelhaften Lebenswandel nachgewiesen hatte, vor ihm, unter Zuziehung von zwei anderen geschickten Feld- oder Stadtpredigern, „eine scharfe Prüfung seiner Sprach- und Sachkenntnisse und Wissenschaften abzulegen, welche ein Kandidat des militärischen Predigeramtes nach dem pflichtmäßigen Ermessen des Feldprobstes im Kanzelvortrage, im Unterrichte der Jugend und zur Ausübung aller sonstigen Amtsgeschäfte besitzen muß." Nach Erlaß jener Kabinets-Ordre durften außerhalb der Kurmark die Kandidaten die Prüfung auch vor dem betreffenden Provinzialkonsistorium ablegen, der Feldprobst hatte aber in jedem Falle ihre schriftlichen Ausarbeitungen zu beurtheilen und demnächst den tüchtig Befundenen über seine Sonderpflichten als Militärgeistlicher zu unterrichten. Alsdann hatte er ihn zu ordiniren, mittelst Handschlages zu verpflichten und ihn der Stelle zuzuweisen, durch welche er berufen war.

Der Feld- oder Garnisonprediger unterstand in Ansehung der Disziplin dem Patron, welcher ihn „vociret" hatte; die Gerichtsbarkeit über ihn hatte das „Kriegerkonsistorium", ein zu Berlin unter dem Vorsitze des Generalauditeurs tagendes, aus Auditeuren, Offizieren und dem Feldprobste zusammengesetztes Kollegium. Dem Feldprobste hatte er alljährlich die Disposition und vollständige Ausarbeitung einer Predigt sowie eine Liste der Kommunikanten, Getauften, Kopulirten und Verstorbenen auf Grund des von ihm geführten Kirchenbuches einzusenden und über die von ihm geleiteten Schulen zu berichten.

Der öffentliche Gottesdienst durfte nicht länger als eine Stunde dauern, alle 14 Tage mußten Beichte und Abendmahl abgehalten, die entfernten Garnisonen des Regiments zu diesem Zwecke alljährlich viermal bereist werden; die Kranken zu besuchen, war eine seiner vornehmsten Pflichten.

Neben der den Feldpredigern hauptsächlich obliegenden Beaufsichtigung der für den Unterricht der Soldatenkinder bestimmten Schulen war ihnen durch eine am 19. Dezember 1799 an den Feldprobst gerichtete Kabinets-Ordre eine Verpflichtung förmlich auferlegt, welcher sie sich mehrfach schon vorher freiwillig unterzogen hatten. Es war die, den Offizieranwärtern Unterricht in deutscher und französischer Sprache, Moral und den Anfangsgründen von Mathematik, Geschichte und Erdkunde zu ertheilen. Dazu reichte meist das eigene Vermögen nicht aus, auch wußten sich die Lehrer vielfach nicht das nöthige Ansehen zu verschaffen, und so verfehlte die Anordnung größtentheils ihren Zweck.

Das schmale Traktament der Feldprediger (vergl. Tabelle S. 37), zu welchem in der Regel eine von den Kompagnie- und Eskadronchefs gezahlte Zulage von monatlich 6 bis 12 Thalern kam, erfuhr eine mehr oder minder bedeutende Aufbesserung durch die Stolgebühren, welche beispielsweise bei

Trauungen für den Soldaten 1 Thaler 6 Groschen, für den Offizier 4 bis 5 Dukaten, bei Taufen für jenen 6 Groschen, für diesen 2 bis 3 Dukaten betrugen. Mitunter gab auch das obenerwähnte Lehramt Veranlassung, die Junker in Pension zu nehmen und auf diese Weise das Haushaltsgeld der Frau Feldprediger zu erhöhen.

Ein wirksameres Mittel, den Zudrang zur Laufbahn zu mehren, war den Patronen dadurch geboten, daß die Militärprediger Anwartschaft hatten, nach 5 bis 6 Jahren eine angemessene Beförderung in eine geistliche Inspektor- oder in eine Königliche Pfarrstelle zu erhalten. Daß diese Aussicht, wenn auch häufig nicht so rasch, aber doch nicht selten verwirklicht wurde, beweist das von 1792 bis 1797 in 57 Fällen aus solchem Grunde geschehene Ausscheiden.

Die Amtstracht der Feldprediger bestand in schwarztuchenen Röcken und Unterkleidern, einem kleinen, schwarzseidenen Mantel auf dem Rücken, blauen, weiß eingefaßten leinenen Kragen, schwarzen Strümpfen und Schuhen.

In der Oeffentlichkeit gab es damals eine starke Strömung gegen das Amt der Feldprediger überhaupt, an welcher der unkirchliche Sinn der Zeit einen Hauptantheil hatte. General v. Diericke, der spätere Obergouverneur der Königlichen Prinzen, nahm sie in den Jahrbüchern für die Preußische Monarchie (1799, 3. Band, Seite 237) in Schutz.

Zu einer jeden Militärgemeinde gehörte ein Küster. Die Wahl sollte auf Subjekte fallen, welche außer einem guten moralischen Lebenswandel sowohl die zum Küsterdienste erforderlichen Fähigkeiten besäßen als auch zum Unterrichte der Jugend in der Militärschule nützlich gebraucht werden könnten. Der Feldprediger hatte zu prüfen, ob bei dem Bewerber diese Vorbedingungen erfüllt seien, und dem Regimentschef oder Gouverneur vorzutragen. Dieser vergab die Stelle.

X. Die Militärgesundheitspflege.

A. Das Sanitätswesen.*)

1. Persönliches.

Die Fürsorge für den Gesundheitsdienst war in oberster Linie den Regiments- bezw. den Bataillons- und Gouvernementschirurgen anvertraut, welche die Kompagnie- und Eskadronschirurgen annahmen und bis zum 18. August 1797 nach Gefallen entließen, wo das letztere Recht auf den Generalstabschirurgus überging. Sie hatten den Unteroffizieren und Soldaten auch die Arzeneien zu liefern, wofür sie die Medizingelder (vergl. Tabelle S. 37) erhielten. Die Kompagnie- und Eskadronschirurgen hatten den Rang von Unteroffizieren und standen mithin unter der Fuchtel. Die Stellung, welche sie einnahmen, ist aus der ihnen obliegenden Verpflichtung zum Rasiren der Mannschaften zu erkennen.

*) Frhr. v. Richthofen, Die Medizinaleinrichtungen des Königlich Preußischen Heeres, 1. Theil, Berlin 1836. — Cavan, a. a. O., §§ 794 ff., 1678 ff.



Auch ihre Vorgesetzten erfreuten sich keines großen Ansehens. Zur Hebung des Standes im Allgemeinen trug indessen seit Kurzem die am 2. August 1795 zu Berlin begründete chirurgische Pepinière bei, welcher König Friedrich Wilhelm III. am 22. November 1797 in dem Generalstabschirurgus Dr. Görcke ihren zweiten Direktor gegeben hatte, und eine am 1. Februar 1798 erlassene verschärfte Prüfungsordnung. Beide Maßregeln boten eine Gewähr für bessere Leistungen als man bisher bei den „Feldscheerern" vorausgesetzt hatte.

Die Zahl der Eleven der Pepinière betrug 81, welche freie Wohnung, Unterricht in den Fachwissenschaften — diesen hauptsächlich durch den Besuch des Collegium medico-chirurgicum — in Sprachen, Mathematik, Logik, Moral, Geschichte, Geographie und ein Monatsgehalt von 6 Thalern erhielten. Der Aufenthalt dauerte $4^1/_2$ Jahre. Die erste ihm folgende Beförderung war die zum Kompagnie- oder Eskadronschirurgus. Außer den Eleven konnten Kompagnie- und Eskadronschirurgen der Schule für ein Jahr oder länger attachirt werden.

Eine andere Quelle des Ersatzes der Sanitätsoffiziere war die durch Pensionärchirurgen, welche in Berlin von den Professoren des genannten Kollegiums und in der Charité unterrichtet wurden und dann die für die Ernennung zum Regimentschirurgen vorgeschriebene Prüfung bestanden hatten.

2. Sachliches.

Errichtung und Unterhaltung der Lazarethe waren Sache der einzelnen Truppentheile oder der Garnisonen; die ärztliche Behandlung lag den Regiments- 2c. Chirurgen ob, welche dabei von den Kompagnie- 2c. Chirurgen in ähnlicher Weise unterstützt wurden, wie jetzt die Sanitätsoffiziere durch die Lazarethgehülfen; den Dienst der Krankenwärter versahen halbinvalide Soldaten und Soldatenweiber; die Kosten wurden aus einer Lazarethkasse bestritten, deren Einnahmen theils in Geldern bestanden, welche ihnen aus anderen Königlichen Kassen und den städtischen Servisfonds angewiesen wurden, theils in Beiträgen der Kompagnie- und Eskadronchefs, theils in dem zurückbehaltenen Traktamente der Kranken.

B. Das Veterinärwesen.

Die kranken Pferde wurden von den Fahnenschmieden behandelt, denen auch die Ausübung des von den Kompagnie- und Eskadronchefs zu bezahlenden Beschlages oblag. Ihr Verständniß und ihre Kenntnisse beruhten auf Ueberlieferung und eigener Erfahrung. Eine wissenschaftliche Ausbildung war nur den Wenigen zu Theil geworden, welche die seit 1790 zu Berlin bestehende Thierarzneischule besucht hatten. Fahnenschmiede, welche von den Kavallerieregimentern dorthin geschickt wurden, erhielten Tisch, Wohnung und Unterricht auf gewisse Jahre frei.*)

*) Cavan, a. a. O., § 707.



Die Fahnenschmiede hatten die nämlichen Vorzüge und Fehler wie die übrigen Unteroffiziere. Man sang von ihnen „Das neue Lied, das neue Lied von dem betrunkenen Fahnenschmied.“

XI. Vom Heirathen.

A. Offiziere.

Kein Offizier, Unteroffizier oder Gemeiner durfte sich verheirathen, ohne die Erlaubniß erhalten zu haben.*) Diese Erlaubniß hatte der Regimentschef für sich selbst „immediate bei Seiner Königlichen Majestät“ nachzusuchen und gleichzeitig dem 2. Departement des Oberkriegskollegiums Anzeige zu machen; der Regimentskommandeur hielt ebenfalls immediate an und meldete daneben dem Regimentschef, dem Generalinspekteur, dem genannten Departement; ein Stabsoffizier oder Rittmeister hatte sich zuvörderst bei seinem Chef zu melden, welchem oblag genaue Erkundigung nach den Umständen einzuziehen, um Seiner Majestät melden zu können, ob die Partie konvenable sei und der Offizier dadurch seine Lage verbessere, den Vorschlag hatte der Chef auch dem Departement und dem Generalinspekteur einzureichen. Subalternoffizieren sollte die Erlaubniß, sich zu verheirathen, nicht ganz vorenthalten werden; der Regimentschef hatte sich aber, bevor er den Vorschlag machte, mit sehr vieler Sorgfalt nach den Vermögensumständen der Braut, nach der Konduite des Offiziers und ob er ein guter Wirth sei, zu erkundigen. Wenn dieser, besonders ein junger, durch einen übereilten Schritt sich unglücklich machen würde, so sollte der Vorgesetzte verantwortlich sein.

Da diese Vorschrift nicht genügende Beachtung fand, erließ Friedrich Wilhelm III. am 1. September 1798 eine scharfe Kabinets-Ordre**) „wegen leichtsinnigen Heirathens“ und schrieb gleichzeitig vor, daß in Zukunft jeder Subalternoffizier, wenn er um die Erlaubniß, sich verheirathen zu dürfen, einkommen würde, einen jährlichen Zuschuß von 600 Thalern aus eigenen oder der Braut Mitteln nachweisen müsse.

Eine Gelegenheit, für seine Frau nach dem eigenen Tode zu sorgen, war seit 1792 durch die Errichtung einer Offizierwittwenkasse geschaffen. In das Belieben des Einzelnen war gestellt, ob er beitreten und in welcher Höhe er seine Wittwe einkaufen wollte; es konnte mit einer Pension zwischen 50 und 500 Thalern geschehen. Sämmtliche Theilnehmer waren in fünf, nach ihrem Lebensalter um zehn Jahre verschiedene Klassen von 20 bis zu 60 Jahren getheilt, von denen die der vier jüngeren Klassen auf je 100 Thaler der Versicherungssumme ein Antrittsgeld von 100, die der fünften von 200 Thalern

*) Die Bestimmungen finden sich in den Reglements für die verschiedenen Truppengattungen.

**) Schnackenburg, a. a. O., Seite 139.



und alle einen Monatsabzug vom Gehalte beizusteuern hatten, welcher sich auf 3 bis etwas weniger als 1 Thaler belief. Der Eintritt war sämmtlichen Offizieren, Feldpredigern und Auditeuren sowie den vom Oberkriegskollegium ressortirenden Personen gestattet.

B. Mannschaften.

Unteroffizieren durfte der Regimentschef den Trauschein bewilligen, wenn er fände, daß es zu ihrem Glücke gereiche; Gemeinen, welche Ausländer waren, je nach dem Vermögen der Weibsperson, ihrer Aufführung und ihrer Fähigkeit, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren; wenn sie Landeskinder und beurlaubt waren, so brauchten weniger Schwierigkeiten gemacht zu werden; wenn sie wohl gar zur Fortsetzung ihrer Nahrung eine Frau nöthig hätten, so sollte ihnen der Trauschein nicht verweigert werden. Seit 1792 wurden für ein jedes Kind bis zum vollendeten 14. Lebensjahre an Verpflegungsgeldern monatlich 8 Groschen gezahlt.

Wittwen und Kinder von Unteroffizieren und Soldaten hatten Anspruch auf Unterbringung in den für den Civilstand bestimmten Wohlthätigkeitsanstalten, auf Antheil an den für Soldatenkinder ausgesetzten Pflegegeldern, auf die den obligaten Soldatensöhnen gewährten Beihülfen und auf den Eintritt in das Potsdamer Militärwaisenhaus.

XII. Orden und Ehrenzeichen.

Der Besitz von Orden und Ehrenzeichen, welche damals zu Gebote standen, ist in der Rangliste bei einem jeden Namen und außerdem an der nämlichen Stelle in einem besonderen Verzeichnisse unter Beifügung von Personalnotizen aufgeführt. Es waren vorhanden:

A. Für Offiziere.

Der Schwarze Adler-Orden, welchen 87 Offiziere besaßen. Sie sind in der Stammliste (a. a. O. Seite 249) in alphabetischer Ordnung aufgeführt. Die ersten sind drei Prinzen aus dem Hause Anhalt; dann folgt ein Wildsprosse gleichen Namens, Heinrich Wilhelm von Anhalt, General von der Infanterie, der einst Friedrichs des Großen Liebling war, aber erst durch des Königs Nachfolger mit dem Orangebande begnadigt wurde. Im Jahre 1800 ward der Orden dreimal verliehen. — Durch den Anfall der Fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth war im Jahre 1792

Der Rothe Adler-Orden hinzugekommen. Unter den Rittern befanden sich 21, welche ihn von den Markgrafen erhalten hatten; durch die Könige ward er bis zu Ende des Jahres 1800 118 mal, und zwar in diesem Jahre siebenmal, verliehen. Am 31. Dezember 1799 besaßen ihn 143 vom Könige ernannte Ritter, darunter 40 Preußische Offiziere. Die Tragweise

wich von der gegenwärtig vorgeschriebenen wesentlich ab. In der Stammliste (a. a. O. Seite 248) heißt es: „Dieser Orden wird zwar auch einzeln an einem handbreiten, mit einer schmalen weißen Einfassung und daneben mit einem daumbreiten orangefarbenen Streif versehenen weißgewässerten Bande, von der linken zur rechten Seite, und mit einem achteckigen dazugehörigen Stern von Silber, in dessen Mitte der rothe Brandenburgische Adler, welcher auf der Brust das Zollernsche Schild und in den Klauen einen grünen Kranz hält, mit der Umschrift in goldenen Buchstaben: Sincere et constanter, an der linken Seite des Oberkleides an der Brust getragen; indessen ist dieser Orden auch mit dem Schwarzen Adler-Orden in Verbindung, und die Ritter des Letzteren tragen gedachten ersteren Orden nur an einem schmalen Bande, nach der Art vorerwähnten breiten Bandes, um den Hals."

Der **Orden** pour le mérite*) wurde, wie gegenwärtig, an einem Bande um den Hals getragen, hing aber bis auf die Brust herunter. Die Zahl der am Leben befindlichen Ritter betrug 358; bei 39 Namen ist bemerkt, daß er bei der Revue verliehen sei; Oberst v. Freitag hatte ihn wegen Erfindung der trichterförmigen Zündlöcher erhalten; dem Generalmajor v. Borcke hatte ihn Friedrich der Große selbst noch kurz vor seinem Tode nachträglich für Leuthen gegeben. Doch ist nicht überall angeführt, bei welcher Gelegenheit die Auszeichnung erfolgte.

B. Für Unteroffiziere und Mannschaften.

Das zur Belohnung von Unteroffizieren und Mannschaften bestimmte Ehrenzeichen war eine seit 1793 ausgegebene Medaille, welche nur für Auszeichnung im Kriege verliehen ward. Sie wurde in Gold im Werthe von 4 Dukaten, in Silber im Werthe von 1½ Thalern geprägt. Die eine Seite zeigte den verschlungenen Namen des Königs, die andere einen Lorbeerkranz mit der Umschrift: „Verdienst um den Staat." Es ist das noch bestehende Allgemeine Ehrenzeichen. Wenn der Inhaber der Medaille demnächst zur Degradation oder zum Gassenlaufen verurtheilt ward, so war ihm die Medaille abzunehmen; ihr Verlust kam auf die erkannte Strafe für zwölfmaliges Gassenlaufen in Anrechnung.

Schlußwort.

So sah es vor hundert Jahren aus. Eine neue Zeit war über Europa hereingebrochen, und in Preußen fühlte man, daß sie andere Forderungen an die Armee machte, als die waren, denen diese bis dahin zu genügen

*) Die in den Ranglisten und in den Stammlisten mitgetheilten Verzeichnisse der Ordensritter bieten Lücken und Fehler (vergl. Major Schnackenburg, Beitrag zur Geschichte des Ordens pour le mérite, 1. Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1887).



gehabt hatte. Die Welt starrte in Waffen. Ringsum standen die Heere der im Kriege begriffenen Mächte zu neuem Losschlagen bereit einander gegenüber. Vereinsamt befand sich inmitten des ohnmächtigen Heiligen Römischen Reiches die Monarchie des Großen Friedrich. Sie hatte sich überlebt, und es fehlte an schöpferischen Kräften, ihr frischen Athem einzuflößen. Es mangelte nicht an gutem Willen, und ein tüchtiger Kern war vorhanden, aber es fehlte an Verständniß und an thatkräftigem Wollen.

Und wie ist es jetzt? Wir gedenken nicht, mit Pharisäerstolze auf sie hinab zu sehen und unsere Einrichtungen für vollkommen zu halten. Aber die Armee strebt unablässig, immer Höheres zu leisten, den größten Ansprüchen zu genügen, es den Besten zuvorzuthun, und aufmerksam verfolgt die Heeresleitung alle Vorgänge im Kriegswesen. Geeint ist das Deutsche Reich, hochgeachtet, als ein Muster für Viele, stehen seine Heereseinrichtungen da:

„Zur Welt, o Deutschland, darf Dein Kaiser sprechen,
Sie lauscht dem Wort und überhört es nicht,
Wenn er gelobt, den Frieden nicht zu brechen,
Und mit Vertrau'n erfüllt sie, was er spricht.

Du hast der Feinde Trotz und Grimm bezwungen,
Du hast erlangt, was je Dein Herz begehrt;
Des Friedens jetzt, den Du im Kampf errungen,
Magst Du Dich freu'n, Dich stützend auf Dein Schwert.

Du kannst mit dem Dich, was Dir ward, bescheiden,
Was Du erwarbst als heißer Arbeit Lohn,
Du brauchst zu hassen nicht und nicht zu neiden,
Du brauchst zu fürchten nicht und nicht zu droh'n." *)

Wie wird es in Zukunft sein? Was wird das zwanzigste Jahrhundert bringen! Niemand vermag es zu sagen. Es ruhen in der Zeiten Schoße die schwarzen und die heiteren Loose.

Das Preußische und demnächst das Deutsche Heer sind das Werkzeug gewesen, welches Kaiser Wilhelm den Großen in den Stand gesetzt hat, die Ziele seiner auf die Einigung unseres Vaterlandes gerichteten Pläne zu erreichen. Diesem Heere liegt es ob, sich ferner auf der Höhe zu halten, welche des Deutschen Reiches Stellung unter den Weltmächten fordert. Dazu ist nöthig, daß ihm die innere Kraft bewahrt bleibt, der die Siege des Kriegsjahres 1870/71 zu danken waren. In einer am 1. Januar 1900 an die Offiziere der Berliner Garnison gerichteten Ansprache hat Kaiser Wilhelm II. sie aufgefordert, auch im neuen Jahrhundert die Eigenschaften zu bethätigen, welche unter Seinen Vorfahren die Armee groß gemacht haben: Einfachheit und Anspruchslosigkeit im täglichen Leben, unbedingte Hingabe an den Königlichen Dienst, volles Einsetzen aller Kräfte des Leibes und der Seele in rast-

*) Aus dem Kladderadatsch vom Monat Juli 1888.

loser Arbeit an der Ausbildung und Fortentwickelung der Truppen. Daß die Kaiserlichen Worte Widerhall erwecken werden in allen Soldatenherzen, so weit des Deutschen Reiches Grenzen reichen, weiß der Allerhöchste Kriegsherr, und mit Vertrauen mag das ganze Volk auf die hinblicken, denen sie gegolten haben.

Aber mit des Vaterlandes Wachsen sind auch seine Aufgaben größer und weiter geworden. Ihre Erfüllung liegt zum Theil der Marine ob. Wie vor vierzig Jahren die Armee, so harrt sie gegenwärtig einer Reorganisation, welche sie in den Stand setzt, zu leisten, was von ihr verlangt wird. Diese Reorganisation fort- und durchzuführen, hat unser Kaiser verheißen und daran den Ausdruck der Hoffnung geknüpft, daß Er dann in der Lage sein werde, mit festem Vertrauen auf Gottes Führung den Spruch Friedrich Wilhelms I. wahr zu machen:

„Wenn man in der Welt etwas will decidiren, will es die Feder nicht machen, wenn sie nicht von der Force des Schwertes souteniret wird.“

Inhaltsverzeichniß

zu:

Das Preußische Heer vor hundert Jahren.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

Die Operationen der verstärkten 3. Badischen Brigade zwischen Dijon und Autun vom 29. November bis 3. Dezember 1870.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 15. November 1899

von

v. Sothen,
Hauptmann und Kompagniechef im Infanterieregiment Graf Bose (1. Thüring.) Nr. 31.

Mit einer Anlage und zwei Gefechtsskizzen.*)

Den Zug der 3. Badischen Brigade auf Autun — Ende November und Anfang Dezember 1870 — könnte man ein Divisionsmanöver mit scharfer Munition nennen. Viele Eigenheiten, die wir an unseren kleineren Friedensmanövern kennen und mitunter als nicht kriegsmäßig verurtheilen, finden wir hier wieder.

Dazu dürften zu rechnen sein: die Art der Aufgaben, die geringe Truppenzahl, das Detachirungswesen, die verhältnißmäßig sehr großen Gefechtsausdehnungen, die Unselbständigkeit des operirenden Heereskörpers, seine überaus empfindliche Abhängigkeit von Vorgängen auf anderen Punkten des Operationsgebietes, wodurch die Bedeutung der örtlichen taktischen Entscheidung herabgedrückt wird.

Die allgemeine Lage hatte sich gegen Ende November auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze folgendermaßen gestaltet: General v. Werder, beauftragt, die rückwärtigen Verbindungen der Zweiten Armee zu sichern, das Elsaß zu decken und Belfort zu erobern, stand mit dem XIV. Korps bei Dijon, mit der 4. Reservedivision bei Gray und Vesoul; die 1. Reservedivision hatte seit dem 3. November Belfort eingeschlossen. Gegen Langres und Besançon wurde beobachtet. Dijon, die alte Landeshauptstadt von Burgund und noch immer

*) Zur Uebersicht der Operationen wird auf die Karte des südöstlichen Kriegsschauplatzes zum Generalstabswerk verwiesen.

der landschaftliche Mittelpunkt des oberen Saônegebietes, war seit dem 31. Oktober in der Hand der Deutschen. Hier befand sich Werders Hauptquartier.

Die feindlichen Streitkräfte, die sich, zuletzt unter General Crouzat, im Oktober und Anfang November zwischen Vogesen und Côte d'Or dem Vormarsch der Deutschen entgegengestellt hatten, waren bis gegen Mitte November westwärts zur Ersten Loirearmee überführt worden. Um so lebhafter machte sich nun aber, von Autun aus vorbrechend, Garibaldi fühlbar. Theilen seiner Freischaren war es bereits am 19. November geglückt, Etappentruppen unserer Zweiten Armee in Châtillon sur Seine zu überfallen. Und bald darauf marschirte er selbst mit dem Gros der sogenannten Vogesenarmee von Autun über Arnay le Duc auf Sombernon, um Dijon wieder zu erobern.

Zugleich zeigten sich auch östlich der Côte d'Or Französische Neuformationen unter General Crémer. Sie sammelten sich bei Beaune, trieben ihre Vortruppen aber bereits bis Gevrey, 12 km südlich Dijon, ohne indessen etwas Ernsthaftes zu unternehmen.

Hieraufhin hatte General v. Werder eine engere Versammlung des XIV. Korps bei Dijon angeordnet und auch Theile der 4. Reservedivision herangezogen. Am 25. und 26 November behaupteten sich die westlich Dijon aufgestellten Badischen Vorposten gegen die von Sombernon vorstoßende Vogesenarmee. Am 27. ging General v. Werder zum Gegenangriff über, faßte aber nur noch die Arrieregarde des durch die Kämpfe des 25. und 26. bereits stark erschütterten Feindes und warf sie in Unordnung auf Sombernon zurück.

Alsdann wurde die zum XIV. Korps gehörige Preußische Brigade über St. Seine auf Châtillon sur Seine entsandt, wo einem Gerücht zufolge noch immer Deutsche Etappentruppen vom Gegner eingeschlossen gehalten werden sollten. Die verstärkte 3. Badische Brigade unter General Keller erhielt den Befehl, am 29. Pasques, am 30. Panges zu besetzen und mit der Preußischen Brigade Verbindung zu halten.

Inzwischen mehrten sich aber die Nachrichten über die vollständige Auflösung des Garibaldischen Korps und veranlaßten das Generalkommando, am 29. morgens die Brigade Keller mit der Verfolgung Garibaldis zu beauftragen.*)

Dem General Keller wurde noch ein aus Theilen der verstärkten 1. Badischen Brigade und der 4. Reservedivision gemischtes Detachement unter Oberst Frhr. v. Wechmar zur Verfügung gestellt, das die linke Flanke der 3. Brigade gegen die Truppen Crémers decken sollte.

---

*) Der Befehl wurde dem General Keller in Lantenay am 29. November 8¾ Uhr vormittags mündlich durch den Major v. Grolman vom Stabe des Generalkommandos überbracht. Wie weit die Verfolgung sich ausdehnen sollte, scheint zunächst noch nicht gesagt zu sein.

Meldung des Majors v. Grolman ans Generalkommando d. d. Lantenay, 29. November 9¾ Uhr vormittags, ad Nr. 1200, Kr. Arch. Sekt. IV. Kap. III, Nr. 764 G. II.



Die Zusammensetzung der 3. Brigade und des Detachements Wechmar ist aus der Anlage ersichtlich.

Nebenbei hatte General Keller noch die Aufgabe, die Landeseinwohner zu entwaffnen und Lebensmittel und Pferdefutter beizutreiben. Hierdurch erklärt sich der übergroße Train und, zum Theil wenigstens, die vielfache Zersplitterung der kleinen Abtheilung in noch kleinere Kolonnen. Will man freilich diese Zersplitterung nicht ungerecht verurtheilen, so muß man im Auge behalten, daß beim weiteren Vormarsch nach Süden über den Kanal de Bourgogne hinaus die linke Flanke thatsächlich gefährdet, und daß der Glaube an die Wunderkraft der Seitendeckungen damals wohl noch allgemeiner verbreitet war als heutzutage. Mehr oder weniger ist aber Jeder den herrschenden Anschauungen seiner Zeit unterworfen. Das gilt in weit höherem Grade, als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist, auch von taktischen Fragen.

Die Truppen der 3. Brigade lagen am 29. morgens in Prénois, Pasques, Lantenay, Fleury sur Ouche und Velars, die des Detachements Wechmar in Plombières und Dijon. Der Vormarsch auf Sombernon wurde noch am Vormittag des 29. angetreten, und nach einem leichten Gefecht des I./5 gegen einen Haufen Nachzügler bei Sombernon nahm dies Bataillon mit einer Eskadron und einer Batterie als Avantgarde in Echannay Quartier, das Gros der Brigade in und um Sombernon. Das Detachement Wechmar erreichte, ohne auf den Feind zu stoßen, Pont de Pany und Ste. Marie sur Ouche.

In allen Ortschaften bestätigten die Einwohner nicht nur die Nachrichten über die Zersetzung der Vogesenarmee, sondern sie ergingen sich auch in lebhaften Klagen über die Zuchtlosigkeit und die Uebergriffe, besonders der Italienischen Freischaren. Vielfach wurden die Deutschen Truppen geradezu als Befreier begrüßt. Diese Erscheinungen wiederholten sich während des weiteren Vormarsches täglich.

Der am 29. November abends 7 Uhr in Sombernon ausgegebene Brigadebefehl bestimmte, neben einem ausgiebigen Patrouillengang von 3 Uhr morgens ab, den Weitermarsch auf Arnay le Duc um 8 Uhr morgens.

Je eine Kompagnie mit sechs Dragonern sollte auf den Höhen rechts und links der Marschstraße als Seitenkolonne marschiren und auf den Höhen von Créancey westlich und Châteauneuf östlich Vandenesse vorläufig stehen bleiben.

Vandenesse ist der Uebergangspunkt der Marschstraße über den Kanal de Bourgogne.

Die Anordnung dieser Seitendeckungen hatte auf den Verlauf des 30. November keinerlei Einfluß. Ich möchte sie nur für eine spätere Besprechung festgestellt haben.

Das Detachement Wechmar erhielt den Auftrag, als linke Seitendeckung das Ouchethal aufwärts zu rücken und quer über die Berge oder, wenn das nicht möglich sein sollte, längs des Nordufers des Kanals de Bourgogne, von

Le Pont d'Ouche auf Vandenesse, die Verbindung mit der Brigade aufzusuchen.

Am 30. November, um die Mittagszeit, überschritt die Hauptkolonne mit der Tete den Kanal bei Vandenesse und bezog hier und in der Umgegend auf beiden Kanalufern Quartiere. Das Brigadestabsquartier kam nach Rouvres sous Meilly. In den ersten Nachmittagsstunden ging eine Erkundungsabtheilung von zwei Kompagnien des 5. Regiments, $1/2$ Eskadron und zwei Geschützen unter Hauptmann Spörin auf Arnay le Duc vor und nahm das Städtchen nach kurzem Kampfe gegen eine feindliche Nachhut von 500 Mann. Am Morgen des 30. hatten hier noch etwa 2000 Garibaldianer mit sechs Geschützen gestanden. Doch war der größere Theil schon eine halbe Stunde vor Ankunft der Deutschen in Unordnung auf Autun weitergeeilt. Außer einigen Gefangenen ließ der Gegner 500 Tornister zurück, ferner ein großes Munitionsdepot, zahlreiche neue Bekleidungsstücke, Lagerdecken und Schuhe. Namentlich das Schuhwerk hätte wohl gute Dienste leisten können, denn die Fußbekleidung unserer Truppen war schon bedenklich heruntergerissen. Aber leider schienen die Italiener Garibaldis auch nicht annähernd auf demselben Fuße zu leben wie die braven Schwarzwälder.*) Hierin waren die Landeseinwohner unseren Leuten schon ähnlicher. Wenigstens ein Theil der Mannschaft fand sowohl jetzt wie später auf dem Rückmarsch gerade in den Dörfern um Vandenesse Gelegenheit, ihre Stiefel mit guten Jagdstiefeln ihrer Quartierwirthe zu tauschen, ob freilich immer mit gegenseitigem Einverständniß, sei dahingestellt. Anderen weniger glücklichen oder weniger gewandten Leuten erwuchs aber aus ihrer mangelhaften Fußbekleidung eine schlimme Erschwerung der an sich schon außergewöhnlichen Anstrengungen dieser Tage.

Fast gleichzeitig mit der Meldung des Hauptmanns Spöriu über die Besetzung von Arnay le Duc, nämlich etwa um $4^3/_4$ Uhr nachmittags, erhielt General Keller noch verschiedene wichtige Nachrichten: Aus Ste. Sabine kam die Meldung, daß Menotti Garibaldi noch in der Nacht vom 29./30. dort gewesen und am Morgen des 30. mit etwa 2000 Mann auf Bligny abgezogen sei; nachreitende Dragonerpatrouillen hätten nur noch einzelne Trupps gesehen, aber nicht mehr erreicht.**) Sodann meldete Oberst v. Wechmar das Eintreffen seines Detachements in Le Pont d'Ouche, Veuvey und Umgegend, halbwegs nach Oucherotte habe eine starke feindliche Vorpostenlinie das weitere Vorgehen seiner Kavalleriepatrouillen gehemmt; nach Aussage von Landeseinwohnern solle Bligny von Mobilgarden in unbekannter Stärke besetzt sein.***) Endlich lief ein Schreiben vom Generalkommando ein, das ich mir im Wortlaut wiederzugeben gestatte:

*) v. Schilling, Geschichte des Infanterieregiments Nr. 113, S. 143.

**) Meldung der Brigade ans Generalkommando von Rouvres, 30. November, $4^3/_4$ Uhr nachmittags. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII, Nr. 767 G. II.

***) Meldung des Oberst v. Wechmar d. d. Veuvey, 3. November 1870, 3 Uhr nachmittags. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII. Nr. 767 G. II.

„Gen. Kdo. XIV. Armeekorps.
J.-Nr. 1217.

Dijon, den 30. November 1870,
früh 10½ Uhr.

Seine Excellenz der kommandirende Herr General beauftragt mich, Euer Hochwohlgeboren zu schreiben, daß es wünschenswerth ist, bei der großen Deroute Garibaldis bis gegen Autun vorzugehen, wo die feindlichen Depots sich befinden. Nur wenn bedeutend überlegene Kräfte sich zeigen sollten, würde der vorgenannte »Versuch« nicht auszuführen sein.

Heute ist bereits ein Detachement von hier auf Nuits in Bewegung gesetzt; morgen wird dasselbe auf Beaune gehen, wohin die Verbindung aufgesucht werden könnte.

Der Chef des Generalstabes.
gez. v. Leszczynski,
Oberstleutnant.

An
den Großherzogl. Generalmajor pp. Herrn Keller
Hochwohlgeboren."*)

Anfangs war nicht klar ausgesprochen worden, wie weit die Brigade ihren Nachstoß ausdehnen sollte. Das eben verlesene Schreiben läßt aber den Rückschluß zu, daß an einen Marsch bis Autun ursprünglich noch nicht gedacht war. Das Vorgehen bis in die Gegend von Vandenesse konnte als die zweckmäßige und kaum mit einer sonderlichen Gefahr verbundene Ausnutzung eines taktischen Erfolges gelten. Gegen etwaige Unternehmungen der bei Beaune und weiter nördlich stehenden Truppen des Generals Crémer fand das Deutsche Verfolgungsdetachement bis zum Kanal hin Schutz durch das in seinem nördlichen Theil besonders unwegsame, wild zerrissene Kalkgebirge der Côte d'Or, ganz abgesehen von der verhältnißmäßigen Nähe des noch bei Dijon versammelten Restes des Armeekorps. Allerdings bestand dieser Rest nur noch aus einer schwachen Division.

Mit dem Eintreffen des Schreibens des Oberstleutnants v. Leszczynski tritt die Operation aber in ein neues Stadium.

Autun ist 80 km von Dijon entfernt. Durch den südlichen Theil der Côte d'Or führen von Osten her mehrere gute Straßen, um bei Vandenesse, bei Arnay le Duc und bei Autun selbst in die Chaussee Dijon—Autun einzumünden. Der Vormarsch des schwachen Verfolgungsdetachements bis Autun angesichts des bei und nördlich Beaune versammelten und sich noch immer verstärkenden intakten feindlichen Heerestheiles unter General Crémer war also jedenfalls ein sehr kühnes Unternehmen. Nun hätte die von Beaune her drohende Gefahr durch einen kraftvollen Vorstoß der Deutschen längs des

*) Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII, Nr. 767 G. II.

Ostabfalls der Côte d'Or behoben oder doch vermindert werden können. Aber viele Truppen waren hierzu eben nicht mehr verfügbar, da man die wichtige, von einer zahlreichen und sehr feindseligen Bevölkerung erfüllte Stadt Dijon mit ihren Deutschen Lazarethen und Magazinen nicht ohne eine sehr starke Besatzung lassen wollte. Das Schreiben des Oberstleutnants v. Leszczynski spricht auch nur von dem Vorgehen eines Detachements.

Für den General Keller lag indessen ein zwar an Bedingungen geknüpfter Befehl, aber doch ein Befehl vor, der ihm die Verantwortung für das Wagniß abnahm, und er traf sofort seine Maßregeln.

Je eher er Autun erreichte, um so gewaltiger mußte die Wirkung auf das zerrüttete Korps Garibaldis sich gestalten. Auch die Rücksicht auf Crémer mahnte zur Eile. General Keller beschloß daher, schon am 1. Dezember Autun zu nehmen. Die Strecke bis Autun beträgt aber von Vandenesse aus beinahe 45, von Arnay le Duc noch 30 km.

So rechtfertigt sich in diesem Falle eine Anordnung, die man wegen der damit verbundenen schweren Unzuträglichkeiten für die Truppe im Allgemeinen vermeidet. General Keller befahl um 5 Uhr nachmittags eine Unterkunftsverschiebung seiner bereits ruhenden Brigade. 7 Kompagnien, 1 Eskadron, 1 Batterie wurden noch am Abend nach Arnay le Duc verlegt. Der Rest staffelte sich rückwärts bis Vandenesse.

Starker Vorpostendienst und lebhafter Patrouillengang steigerten noch die Anstrengungen der Truppe. Zudem schlug in der Nacht zum 1. Dezember das Wetter um. Bis dahin hatte herbstliche, regnerische Witterung geherrscht. Jetzt trat Frost, und zwar gleich ziemlich strenger Frost, mit scharfem Nordwinde ein.

Durch den am 30. November 7 Uhr abends in Rouvres erlassenen Brigadebefehl wurde die Versammlung am 1. Dezember auf $7^1/_2$ Uhr morgens bei Arnay le Duc festgesetzt. Hiernach mußten die Truppentheile aus Vandenesse etwa um 4 Uhr morgens, die aus Ste. Sabine noch etwas früher abmarschiren. Das Detachement Wechmar sollte unter möglichst frühzeitigem Aufbruch Bligny und den Schnittpunkt des Weges Bligny—Nolay mit der Chaussee Arnay le Duc—Chagny, demnächst auch Arnay le Duc besetzen.

Hier wäre die Frage aufzuwerfen, ob es nicht angezeigt gewesen wäre, das Detachement Wechmar gleichfalls zum Vormarsch auf Autun heranzuziehen. Einem Vorstoß der versammelten Macht Crémers hätte das schwache, auf zwei Straßen vertheilte Detachement doch kaum einen nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen vermocht. Und als Beobachtungsposten dürfte etwa eine Kompagnie mit einem Zuge Kavallerie an jeder Straße ausgereicht haben. Der größere Theil des Detachements hätte dann bei Autun mitwirken können, wo General Keller ja ausgesprochenermaßen und der Kriegslage vollkommen angemessen, eine rasche Entscheidung suchte; zu dem Zweck hätte freilich das Detachement Wechmar, ebenso wie die 3. Brigade, am 30. November abends

einen Quartierwechsel vornehmen müssen, da ein Marsch von Le Pont d'Ouche und Beuvey bis Autun (rund 60 km) an einem Tage nicht zu leisten war. Es wäre von Beuvey und Le Pont d'Ouche etwa nach Bligny und bis halbwegs Bligny—Arnay le Duc vorzulegen gewesen. Der Befehl dazu würde jedoch die Truppen des Obersten v. Wechmar noch etwa zwei Stunden später erreicht haben, als die der 3. Brigade. Außerdem waren die Verhältnisse im Ouchethal am Nachmittage des 30. November noch keineswegs geklärt.*)

Die Meldung, daß auch Bligny vom Feinde frei sei, erhielt General Keller erst am späten Abend. Zur Zeit der Befehlsausgabe konnte er nicht wissen, ob der Befehl, bis Bligny und darüber hinaus vorzugehen, abgesehen von dem Nachtmarsch, nicht auch ein Nachtgefecht in sehr schwierigem Gelände herbeigeführt hätte. Es ist daher zu verstehen, daß er von dem Quartierwechsel des Detachements Wechmar absah. Allerdings hat das Detachement infolge dieses Verzichts, wie die Dinge thatsächlich verlaufen sind, der 3. Brigade gar nichts genützt. Es hätte ebenso gut bei Dijon stehen bleiben können.

Bligny wurde, wie gesagt, gegen Abend, und zwar durch Patrouillen aus Ste. Sabine, vom Feinde frei gefunden.**) Die Verbindung zwischen den einander zunächstgelegenen Quartieren der 3. Brigade und des Detachements Wechmar, nämlich Ste. Sabine und Le Pont d'Ouche, war um 7 Uhr abends noch nicht hergestellt.**) — Die Nacht verlief ruhig.

Als General Keller am Morgen des 1. Dezember um 4 Uhr aus Rouvres abreiten wollte, erhielt er ein vom kommandirenden General selbst unterzeichnetes Schreiben vom 30. November,***) wonach der Feind am 30. morgens bei Nuits in einer Stärke von 3000 Mann versammelt gewesen. Das Schreiben fährt dann fort:

„Die von mir in Aussicht gestellte Unterstützung — Besetzung von Beaune — kann somit morgen, den 1. Dezember, nicht ausgeführt werden.

Ob der intendirte Vormarsch auf Autun hierdurch nicht ausgeführt werden kann, vermag ich nicht zu beurtheilen. Jedenfalls werde ich morgen, den 1. Dezember, den Feind bei Nuits festzuhalten suchen."

Hiermit war die Verantwortung für den gefahrvollen Marsch auf den General Keller allein übertragen, und dieser schreckte nicht davor zurück, obwohl es ja noch vollkommen in seiner Macht gelegen hätte, seine Truppen anzuhalten und die vordersten Abtheilungen von Arnay le Duc zurückzurufen.

---

*) Meldung des Obersten v. Wechmar. Beuvey, 30. November, 3 Uhr nachmittags und des Majors Malisius (I./25) d. d. Le Pont d'Ouche, 30. November, 9 Uhr abends. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 767 G. II.

**) Meldung des Majors Kieffer (F./6) aus Ste. Sabine, 30. November, 7 Uhr abends. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 767 G. II.

***) Schreiben des Generalkommandos vom 30. November, J. Nr. 1235. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 767 G. II.



Die Avantgarde unter Major v. Roeder wurde von dem II./5, der 2./Dragoner 3 und der 1. leichten Batterie gebildet.

Ein linkes Seitendetachement unter Hauptmann v. Weinzierl — bestehend aus 3 Kompagnien 6. Regiments, der 1./Dragoner 3, der 2. leichten Batterie und dem Pionierdetachement — marschirte von Jully über Magny, La Varenne, Echaulée auf St. Denis, mit dem Auftrage, „die von Autun auf Epinac führende Bahn zu zerstören und event. einen Angriff der Brigade auf Autun in der linken Flanke zu unterstützen".*)

Diesen Entschluß dürfte General Keller noch an demselben Tage bereut haben. Er selbst hatte die Nothwendigkeit einer raschen Entscheidung bei Autun erkannt und ihr durch den Quartierwechsel am 30. abends und durch die Absicht eines Gewaltmarsches am 1. Dezember Rechnung getragen. Es hieß nur die Konsequenzen aus seiner klaren Beurtheilung der Lage ziehen, wenn er nun auch an Truppen zusammengerafft und fest in der Hand behalten hätte, was irgend heranzuziehen war. So wichtig die Zerstörung der in das Versammlungsgebiet Crémers führenden Bahn Autun—Epinac auch sein mochte — neben dem taktischen Erfolge mußte sie in den Hintergrund treten. Vielleicht hätte der Versuch aber auch von einer ganz kleinen Infanterieabtheilung mit einigen Pionieren unternommen werden können.

Die Entsendung eines so starken Detachements gestaltete sich um so unvortheilhafter, als es auf sehr schlechte, ausgefahrene Gebirgs- und Waldwege gerieth. Die tiefen, fest gefrorenen Geleise erschwerten den Marsch der Batterie in hohem Maße. Die Infanterie mußte kräftig helfen, um die Geschütze überhaupt nur vorwärts zu bringen. Aber langsam genug ging es.

Wie ich im Voraus bemerken will, griff die Batterie, die um 4¼ Uhr morgens aus Vandenesse abgefahren und ohne irgend welche Unterbrechung marschirt war, um 4 Uhr nachmittags bei St. Denis nordöstlich Autun ins Gefecht ein. Und die Sonne geht am 1. Dezember bereits kurz vor 4 Uhr nachmittags unter!

Man kann auch nicht sagen, daß selbst nach damaliger Anschauungsweise die Rücksicht auf Flankenschutz eine Seitendeckung gefordert hätte. Gerade auf der Strecke von Jully bis St. Denis fehlt es an nennenswerthen Querverbindungen von Osten nach Westen. In bedrohlicher Stärke wären feindliche Truppenabtheilungen hier gar nicht durchgekommen.

Im Uebrigen war mit dem Detachement Wechmar schon unverhältnißmäßig viel für den Flankenschutz verausgabt. In sinngemäßer Ausführung des Befehls des Generals Keller nahm Oberst v. Wechmar bis gegen 2 Uhr nachmittags folgende Stellungen ein: Das I./25 mit 1 Zug Ulanen und 2 Geschützen bei Antigny le Château, 2 Kompagnien des Leibregiments mit

*) Bericht der 3. Brigade vom 11. Dezember 1870. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 777 G. IV.



1 Zug Dragoner und 2 Geschützen bei Lacauche — zur Sperrung der großen Straßen nach Beaune und Chagny. Den Rückhalt für diese beiden Posten bildete 1 Bataillon mit 4 Zügen Kavallerie und 2 Geschützen bei Arnay le Duc. Die 6. Kompagnie des Leib-Grenadierregiments, $^{1}/_{2}$ Eskadron der 2. Badischen Dragoner und die Badische 3. leichte Batterie mußten auf Befehl des Generals Keller um $2^{1}/_{2}$ Uhr nachmittags von Arnay le Duc auf Autun der Hauptkolonne nachrücken, kamen aber nicht mehr zur Verwendung.

Das Operationsziel der Deutschen, Autun, ist eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern. Es liegt auf einer nach Norden vorspringenden Bergnase des Plateaus von Antully, das wieder den nördlichsten Theil des Charolaisgebirges bildet. Südlich der Stadt steigen die bewaldeten Berge steil an. Schon auf 1 km Entfernung überhöhen ihre Gipfel das Thal des Arroux um 150 bis 200 m. Die Stadt ist von alten Wällen eingefaßt, die um 7 bis 20 m über ihrer Umgebung liegen. Im Verein mit terrassenförmigen Abschnitten innerhalb des Ortes erleichtern sie die Vertheidigung, wenn sich ihnen auch auf der Nordostfront Vorstädte vorgelagert haben. Wie von einem zweiten Gürtel wird Autun im Norden vom Arrouxflusse, im Westen und Süden von Nebenbächen eingeschlossen. Im Allgemeinen fließen diese Wasserläufe in breiten, offenen Wiesenthälern. Nur zwischen der Nordostecke der Stadt und den Vorstädten St. Martin und St. Pantaléon verengt sich das Thal auf etwa 300 m Sohlenbreite. Oestlich der Chaussee Arnay le Duc—Autun ist das Gelände theils bergig und waldreich, theils wellig, vielfach bebaut und durchaus unübersichtlich.

Am 30. November erreichte die Vogesenarmee — noch immer rund 15 000 Mann mit 18 Geschützen zählend — theils über Arnay le Duc, theils über Bligny die Gegend von Autun. Der größte Theil wurde in der Stadt selbst untergebracht. Einige hundert Mann der 2. Brigade unter Oberst Delpech lagen bei Auxy, an der Chaussee Autun—Châlons. Ein anderer Theil der 2. Brigade, die Guérilla d'Orient und die Guérilla Marseillaise, im Ganzen etwa 800 Mann, besetzte die Vorstadt St. Martin, dicht nordöstlich Autun. Der Befehlshaber dieser Abtheilung, Oberst Chenet, marschirte aber am 1. Dezember zwischen 10 und 11 Uhr vormittags mit seinen Leuten ab, um erst bei Antully, 7 km südöstlich Autun, wieder Front zu machen.

Hieraus entsprang die sogenannte „Affaire Chenet", die sehr viel Staub aufgewirbelt hat und von der ich wenigstens die Hauptpunkte mittheilen möchte, weil sie für die inneren Zustände in Garibaldis Korps, besonders auch für den Gegensatz zwischen Franzosen und Italienern, recht bezeichnend sind.

Oberst Chenet, ein früherer aktiver Französischer Offizier, empfand schon seit längerer Zeit den Wunsch, mit der von ihm gebildeten Truppe, der Guérilla d'Orient, aus der seiner Ansicht nach durchaus laienhaft geführten und verwalteten Vogesenarmee auszuscheiden. Am 30. November hatte er das

Gesuch an Gambetta gerichtet, einem rein Französischen Heerestheil als Parteigänger zugewiesen zu werden. Sein Verhältniß zu Garibaldis Stabe war das denkbar schlechteste. Er behauptet nun, am Morgen des 1. Dezember einen Offizier zum Chef des Generalstabes, Oberst Bordone, geschickt zu haben, mit der Anfrage, ob er nicht wegen Munitionsmangels nach Antully zurückmarschiren dürfe; Bordone habe die Bitte mündlich genehmigt. Das bestreitet dieser aber und erklärt, Oberst Chenet trage die Schuld daran, daß die Deutschen überraschend in St. Martin eingerückt seien.

Chenet wurde später wegen Verlassens seines Postens vor dem Feinde durch ein Garibaldianisches Kriegsgericht zum Tode und Degradation verurtheilt, von Garibaldi indessen zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt. Der Kassationshof zu Pau hob dann das Urtheil wegen Formfehlern auf, und ein neues — rein Französisches — Kriegsgericht sprach den Oberst Chenet frei.

Ob er nun aber schuldig war oder nicht — jedenfalls wirft es ein eigenthümliches Licht auf den Dienstbetrieb in der Vogesenarmee, daß der Abmarsch eines wenig über 1 km vom Hauptquartier entfernten, auf einem wichtigen Posten aufgestellten Truppentheils während mehr als vier Tagesstunden völlig unbemerkt geblieben ist. Denn zwischen 10 und 11 Uhr vormittags rückte Chenet ab, der Angriff der Deutschen erfolgte erst kurz nach 2 Uhr nachmittags.

Ueber die Zustände in Autun geben die Französischen Quellen sehr verschiedene Nachrichten, je nach der freundlichen oder feindseligen Stellung des Autors zu Garibaldi. Wenn man Alles vergleicht und auch die Deutschen Berichte über Eröffnung des Kampfes zu Rathe zieht, so dürfte man etwa Folgendes behaupten können, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten:

Garibaldi glaubte sich in Autun ziemlich sicher. Er nahm an, daß die Deutschen mit Rücksicht auf Crémer nicht so weit folgen würden. Ob er die noch bestehende, an sich schon starke Stadtumwallung zur Vertheidigung hat einrichten lassen, ist zweifelhaft. Es sind Arbeiten vorgenommen worden, nach den Angaben seiner Gegner aber erst nach dem 1. Dezember, in Erwartung eines zweiten Angriffs der Deutschen. Jedenfalls herrschte am 1. Dezember mittags in Autun vollkommene Sorglosigkeit. Die Truppen trieben sich auf den Straßen und Plätzen, in Cafés und Kneipen umher.*)

Für Sicherung und Aufklärung ist so gut wie nichts geschehen. Die zahlreichen Nachrichten von Ortsbehörden über den Vormarsch der Deutschen scheinen im Stabe Garibaldis keinen Glauben gefunden zu haben. Der Advokat Theyras aus Autun, der als Sergeant der mobilisirten Nationalgarden seiner Heimathsstadt den Kampf mitgemacht hat und allerdings ein erbitterter Gegner Garibaldis, also vielleicht kein ganz einwandfreier Zeuge

*) Theyras, Garibaldi en France. S. 198/199.



ist, erzählt u. A. sogar Folgendes:*) Zwei Mobilgardenoffiziere, die — wahrscheinlich aus eigenem Antriebe — auf Erkundung geritten waren, kamen um 1 Uhr nachmittags mit der Meldung zurück, daß sie etwa 4 km nördlich der Stadt auf den Feind gestoßen seien. Oberst Bordone empfing sie aber sehr ungnädig und sagte, wenn sie nicht Offiziere wären, würde er sie einsperren lassen. Ein Gendarm sollte das Pferd seines Kapitäns auf der Chaussee nach Arnay le Duc bewegen und traf bei diesem friedlichen Geschäft an dem Eisenbahnübergang der Chaussee, kaum 500 m von dem Thore St. André entfernt, plötzlich mit vier Deutschen Dragonern zusammen. Zum Dank für seine auf schäumendem Pferde überbrachte Meldung wurde er von Oberst Bordone wegen Verbreitens falscher Nachrichten mit Arrest bestraft und sollte eben abgeführt werden. Da befreite ihn der erste Deutsche Kanonenschuß.

Es war dies 10 Minuten nach 2 Uhr nachmittags.

Der Sorglosigkeit folgte, wie wohl meist in solchen Fällen, die wildeste Unordnung, Schrecken, Panik. Massenweise stürzten Offiziere und Mannschaften, und zwar, wie es scheint, hauptsächlich Garibaldianer und Franktireurs, zu den vom Feinde abgelegenen Thoren, um auf den westlich, südwestlich, südlich und südöstlich aus der Stadt herausführenden Wegen ihren Rückzug fortzusetzen oder, wie sich Oberst Bordone sehr schön ausdrückt, „die Straßen auf Le Creusot zu decken".**) Dazwischen drängten sich Einwohner, um nach Hause zurückzukehren oder zu fliehen, Thüren und Läden zu verschließen und sich mit ihrer werthvollsten Habe zu retten. Aber ein Theil der Truppen, vornehmlich Mobilgarden, eilte doch auf die Sammelplätze und trat, anscheinend zunächst ohne jede höhere Leitung, tapfer dem Feinde entgegen.

So entspann sich der Kampf vor Autun.

Der schon erwähnte Advokat Theyras behauptet, wenn General Keller, anstatt durch Artilleriefeuer zu alarmiren, einfach weiter marschirt wäre, so würde er, fast ohne einen Schuß zu thun, die Stadt genommen und drei Viertel der Vogesenarmee gefangen haben.***)

Das dürfte aber doch nicht so ganz den Thatsachen entsprechen.

Die Berichte des Generals Keller,†) des Avantgardenführers, Majors v. Roeder,†) sowie des Artilleriekommandeurs, Oberstleutnants v. Theobald,†) stimmen darin überein, daß ein Haufen Franzosen — welchem Truppentheil angehörig, konnte ich allerdings nicht feststellen — beim Herannahen unserer Avantgarde aus dem Thore St. André hervordrang. Erst hieraufhin fuhr die im Galopp vorgezogene Avantgardenbatterie bei St. Martin auf und trieb die Franzosen durch einige Granatschüsse in die Stadt zurück. Zweifellos aber fiel der erste Kanonenschuß auf Deutscher Seite.

*) Theyras, S. 204.
**) Theyras, S. 208/209.
***) Theyras, S. 204.
†) Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 777 G. IV. und Nr. 780 G. IV.

Die Franzosen erwiderten das Artilleriefeuer freilich sehr bald. Zunächst waren es nur einige Mann der Parkwache von den Mobilgardenbatterien der Charente inférieure, die auf eigene Hand den Kampf aufnahmen.*) Auch als allmählich die Offiziere und der Rest der Mannschaften herangeeilt waren, blieben die Französischen Geschütze auf ihrem Parkplatze, der hochgelegenen Gartenterrasse des Petit Séminaire, stehen. Sie hatten dort gutes Schußfeld, waren aber sehr dicht aneinander gedrängt, daher erlitt die Französische Artillerie starke Verluste. Die kaum ausgebildeten Mannschaften wurden bei aller Tapferkeit unruhig und machten zahlreiche Bedienungsfehler. Außerdem erwies sich die Tragweite der sechs Gebirgsgeschütze als unzureichend. So erklärt es sich, daß weder die Artillerie noch die Infanterie des Angreifers durch das Artilleriefeuer der Franzosen erheblich zu leiden hatte.

Nach einigen Zeugen soll sich Garibaldi mit seinem Stabe zu der Artilleriestellung am Petit Séminaire begeben, nach anderen während des Kampfes südlich Autun, beim Gehöft Couhard, an der Lyoner Chaussee gehalten haben. Wahrscheinlich war er zuerst bei der Artillerie und dann bei Couhard. Denn gerade aus dieser Gegend gingen später, wie wir sehen werden, verhältnißmäßig starke Abtheilungen gegen die linke Flanke der Deutschen auf St. Pierre vor. Offenbar waren dies Truppen, die in dem ersten allgemeinen Schrecken auch den Rückzug angetreten hatten, dann aber — vielleicht durch die persönliche Einwirkung eines höheren Führers — zum Frontmachen und zum Eintritt ins Gefecht in ganz zweckmäßiger Richtung veranlaßt wurden.

In großen Zügen nahm nun der Kampf folgenden Verlauf: Kurz nach 2 Uhr nachmittags stieß die Spitze der Deutschen, wie schon erwähnt, zwischen St. Martin und St. Pantaléon auf eine Abtheilung, die aus dem Thor St. André herauskam. Der Vortrupp, die 7. Kompagnie 5. Regiments, besetzte die bei der Kirche von St. Martin gelegenen Häuser. Die Avantgardenbatterie, v. Bodmann, fuhr im Galopp etwas westlich der Kirche rittlings der Straße auf, zwang die feindliche Abtheilung mit wenigen Granatschüssen zur Umkehr und richtete dann ihr Feuer gegen die Artillerie am Petit Séminaire. Sehr bald aber erhielt sie von den an der Stadtumwallung entwickelten Mobilgarden der Basses Pyrénées auf rund 400 m Infanteriefeuer in die rechte Flanke. Sie ging daher etwa 200 m weiter rückwärts in eine geschütztere Stellung innerhalb eines hochgelegenen Gehöftes an der Nordostecke von St. Martin. Von hier aus setzte sie den Artilleriekampf bis zur Dunkelheit mit gutem Erfolge fort.

Die 2. schwere Batterie, Goebel, vermochte aus der anfänglich gewählten Stellung, in der Nähe der Chaussee, nicht recht zu wirken. Sie fuhr später mit vier Geschützen bei St. Symphorien auf und feuerte gegen die feindliche Artillerie. Zwei Geschütze protzten westlich der Chaussee Arnay—Autun ab,

*) Theyras, S. 211.

um den Bahnhof und einen von hier nach Westen abgehenden Zug zu beschießen.

Inzwischen hatte Major v. Roeder zur Verfolgung des auf Châlon abziehenden Feindes zwei Kompagnien und später noch eine dritte nach St. Pierre entsandt, von wo man das Bachthal östlich der Stadt und die Chaussee nach Nolay beherrscht. Als dann eine feindliche Kolonne von etwa 1000 Mann, wahrscheinlich mobilisirte Nationalgarden von Autun und Franktireurs, aus der Stadt gegen St. Pierre vorrückte, verstärkte General Keller den linken Flügel noch durch das F./6. Der Bataillonskommandeur, Major Kieffer, ließ den Höhenrand zwischen St. Pierre und St. Pantaléon besetzen und wies im Verein mit den beiden Kompagnien des 5. Regiments den Angriff zurück. Der Feind setzte sich nun theils in der Stadtumwallung, theils in den vorgelegenen Gehöften fest.

Schließlich erhielt der Kommandeur des 5. Regiments, Oberst Sachs, noch den Auftrag, mit seinem I. Bataillon nach St. Pierre zu marschiren, den Befehl über den linken Flügel zu übernehmen und zum Angriff zu schreiten. Das F./6 und die Kompagnien des II./5 drangen im Allgemeinen nördlich, das I./5 südlich der Chaussee vor. Einige Kompagnien durchwateten, bis an die Brust in dem eiskalten Wasser gehend, den La Fée-Bach, die anderen konnten in Halbzugskolonnen die Chausseebrücke benutzen.

Man erreichte die tiefgelegene und daher gedeckte Brasserie an der Chaussee nach Châlon. Hier wurden die Truppen wieder geordnet, um den Angriff weiter zu tragen, als vom Nordrande der Forêt Royale her etwa drei feindliche Bataillone — es waren die Mobilgarden von Aveyron und wahrscheinlich auch ein Theil der Mobilisés von Autun — auf St. Pierre vorgingen, unsere Infanterie empfindlich in der linken Flanke und im Rücken bedrohend. Das linke Seitendetachement der Deutschen war noch immer nicht heran. Die einzige Reserve bildete, außer der in diesem Gelände kaum verwendbaren Kavallerie, das F./5. Es war etwa 3 km vom bedrohten linken Flügel entfernt an der Chaussee nach Arnay aufgestellt, zählte aber nur $2^1/_2$ Kompagnien. $1^1/_2$ Kompagnien befanden sich theils bei den Trains, theils bei den Relaisposten der Kavallerie, theils auf Beitreibungen.

Unter diesen Umständen entschloß sich Oberst Sachs zum Rückzuge auf St. Pierre. Zum zweiten Male mußten verschiedene Kompagnien den Bach durchschreiten. Bei Les Rivières wurde eine Zwischenstellung genommen und dann das hochgelegene St. Pierre glücklich erreicht.

Hier schlug Oberst Sachs den Ansturm der Franzosen wiederholt siegreich zurück. Gegen ihre beiden letzten Vorstöße gelangte endlich auch noch das linke Seitendetachement zum Eingreifen. Die 2. leichte Batterie, Graf Leiningen, fuhr um 4 Uhr nachmittags südlich St. Denis auf und ging gleich darauf in eine zweite Stellung näher an St. Pierre heran. Sie verfeuerte noch 37 Granaten, gegen 400 Geschosse bei der Batterie v. Bodmann und 125 bei der Batterie Goebel.

Hauptmann v. Weinzierl führte seine drei Kompagnien in das Thal hinab zum Gegenstoß auf den feindlichen rechten Flügel. Doch kam sein Angriff nicht mehr zur Durchführung. Die Dunkelheit machte dem Kampf ein Ende.

Wirklich gefochten haben etwa 4000 Deutsche gegen 7000 bis 8000 Franzosen. Die Verluste betrugen auf unserer Seite nur 2 Offiziere und einige 20 Mann, bei den Franzosen etwas über 100 Mann.*)

Die Entscheidung stand noch aus. General Keller war aber entschlossen, sie am anderen Tage herbeizuführen. Zur Vorbereitung erhielt die Batterie Goebel noch den Auftrag, die Stadt mit Brandgranaten zu bewerfen. Das geschah auch, freilich anscheinend ohne starke Wirkung.

Inzwischen wurden die Truppen in Alarmquartieren in St. Pantaléon, St. Symphorien, St. Pierre und St. Denis untergebracht, die berittenen Waffen in zweiter Linie rückwärts bis Surmoulin. Die 4. Kompagnie des 6. Regiments, die während des Gefechts auf dem rechten Ufer des Arroux erfolglos gegen die Stadt vorgegangen war, blieb in St. Forgeot und wurde hier durch eine zweite Kompagnie und einen Zug Dragoner verstärkt. Gefechtsvorposten und lebhafter Infanterie-Patrouillengang sorgten für die Sicherung. Unsere Patrouillen erhielten aus allen Theilen der Stadtumfassung Feuer. Wenn also Theyras**) sagt, die Deutschen hätten auch am Abend jeden Augenblick in die Stadt einrücken können, so wäre dies doch nur durch einen erneuten Kampf möglich gewesen, nicht durch Ueberraschung.

Das vom Oberst v. Wechmar nachgesandte Detachement von einer Kompagnie, einer halben Eskadron und einer Batterie erreichte Cordesse.

So lagen die Dinge, als, ganz ähnlich, wie bei einem Brigade- oder Divisionsmanöver, wenn den Uebungen eine andere Richtung gegeben werden soll, eine Nachricht des Generalkommandos ankam, die den General Keller zu einer Aenderung seines Entschlusses bewog.

Der gegen 6 Uhr abends im Brigadestabsquartier Surmoulin einlaufende Korpsbefehl***) lautete:

„Generalkommando
XIV. Armeekorps.

Dijon, den 1. Dezember 1870.

Die feindlichen Kräfte haben sich gestern, am 30., doch so stark gezeigt, daß ein weiterer Vormarsch Euer Hochwohlgeboren auf Autun nicht wünschenswerth ist.

---

*) Theyras, S. 232.
**) Theyras, S. 230.
***) Kr. Arch. Sekt. IV. Kap. VII, Nr. 767 G. II.

Ich ersuche daher, wenn die Verhältnisse es dort gestatten, schon heute den Rückmarsch auf Dijon anzutreten. Anderenfalls erwarte ich Euer Hochwohlgeboren spätestens am 3. in und bei Dijon.

Der kommandirende General
gez. v. Werder,
General der Infanterie.

Dieses Schreiben ist auch an Oberst v. Wechmar geschickt, da hier nicht bekannt, ob Sie mit demselben vereinigt sind.

An
den Großherzoglichen Generalmajor und Kommandeur der 3. Infanteriebrigade
Herrn Keller
Hochwohlgeboren
Rouvres sous Meilly."

Zur Erläuterung möchte ich wiederholen, daß die feindlichen Kräfte, von denen hier die Rede ist, bei Nuits standen. Schon in dem früher erwähnten Schreiben des Generalkommandos vom 30. November, das den Vormarsch auf Autun der Entscheidung des Generals Keller überließ, war gesagt worden, der Feind sei in erheblicher Stärke bei Nuits angetroffen. Am Abend des 30. hatte sich der Gegner aber noch verstärkt und die aus 10 Kompagnien, 4 Dragonerzügen und 6 Geschützen zusammengesetzte Erkundungsabtheilung der 1. Badischen Brigade veranlaßt, auf Dijon zurückzugehen.

Das vorstehende Schreiben des Generalkommandos vom 1. Dezember trägt keine Zeitangabe. Es ist nach Rouvres sous Meilly adressirt. Wenn der kommandirende General auch nicht wissen konnte, ob dieser dritte nachgesandte Befehl die Brigade noch in Rouvres treffen würde, so hat er doch, wie aus dem Inhalt des Schreibens klar hervorgeht, nicht geglaubt, daß dies erst vor Autun geschehen würde. General Keller hatte am Abend des 30. von Rouvres aus gemeldet,*) er werde erst weiter vorgehen, wenn er den Oberst v. Wechmar in Bligny wisse. Die Meldung, daß Bligny vom Feinde frei sei, und daß die 3. Brigade nunmehr auf Autun abmarschire,**) ist am 1. Dezember früh aus Rouvres abgegangen und hat sich mit dem Rückzugsbefehl des Generalkommandos offenbar gekreuzt.

Der Gedanke, vor Beginn des Rückmarsches den vor ihm stehenden Feind erst völlig zu schlagen, hätte vielleicht etwas Verlockendes für General Keller haben können. Aber der bestimmte Befehl des Kommandirenden, spätestens am 3. bei dem 80 km entfernten Dijon einzutreffen, und der wahrscheinlich zu erwartende sofortige Abmarsch des Obersten v. Wechmar ließen diesen

*) Meldung der 3. Brigade vom 30. November 1870 4 3/4 Uhr nachmittags. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII, Nr. 767 G. III.

**) Meldung der 3. Brigade vom 1. Dezember 1870 4 Uhr vormittags. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 765 G. II.



Wunsch, wenn ihn General Keller überhaupt gehegt hat, sofort als unerfüllbar erscheinen.

Die Brigade mußte zurück. Der Feind war noch nicht geschlagen. Die Loslösung vom Gegner geschah daher am besten unter dem Schutze der Nacht, umsomehr, als die Truppen damit doch schon einen Theil der ihnen bevorstehenden starken Märsche zurücklegten.

Man wird es also billigen müssen, daß der Brigade ebenso wie am Abend vorher nach dem Uebergang zur Ruhe abermals ein Unterkunftswechsel zugemuthet wurde.

Während St. Forgeot auf dem rechten Arrouxufer besetzt blieb, wurde das Gros, einschl. der kleinen Abtheilung vom Detachement Wechmar, nach Dracy St. Loup gelegt, die Arrieregarde (bisherige Avantgarde) nach Surmoulin, die linke Seitendeckung unter Hauptmann v. Weinzierl nach Echaulée, wo, wie ich nachträglich erwähnen möchte, die befohlene Bahnzerstörung im Laufe des Tages ausgeführt war. Die auch vom Gros und zwar gegen Osten und Süden aufzustellenden Vorposten sollten bis an den Lacauche- und Drée-Bach vorgeschoben werden.

Der nächtliche Rückmarsch war recht anstrengend für die ermüdeten Leute, die Kälte und der eisige Nordwind empfindlich. Den Mannschaften, die im Gefecht den La Fée-Bach durchwatet hatten, gefroren die noch nassen Mäntel und verursachten ein in der Stille der Nacht weithin hörbares, eigenthümlich klapperndes Geräusch.*) Die Verpflegung mußte an diesem Tage aus den Unterkunftsorten genommen werden. Doch waren die an sich schon armen Dörfer von den Garibaldianern ziemlich vollständig ausgeleert, so daß viele Leute sich hungrig schlafen legten. Mancher war auch zu müde, um sich noch mit Suchen und Bereiten der Abendkost aufzuhalten. Hatten doch die Truppen, abgesehen von dem Gefecht, je nach den in der vorhergehenden Nacht innegehabten Quartieren, 34 bis 52 km zurückgelegt! Von dem Zustande des Schuhwerks habe ich schon gesprochen. Am 2. Dezember wurden 150 bis 200 Mann von jedem Infanterieregiment gefahren,**) weil sie buchstäblich keine Sohlen mehr hatten und barfuß hätten marschiren müssen. In den Quartieren des 2. Dezember fand sich, wie erwähnt, Gelegenheit zur Aufbesserung der Fußbekleidung.***)

Garibaldi verfolgte von Autun aus nicht. Ja, er folgte nicht einmal am 2. Dezember oder an einem der nächsten Tage. Der Zustand seines Korps verbot das einfach.

Oberst v. Wechmar sandte in der Nacht vom 1. zum 2. Dezember um 2 Uhr aus Arnay le Duc eine mit Bleistift geschriebene Meldung†) an

*) v. Schilling, Geschichte des Infanterieregiments Nr. 113, S. 141.

**) Meldung der 3. Brigade vom 2. Dezember 1870. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII, Nr. 767 G. II.

***) v. Schilling, Geschichte des Infanterieregiments Nr. 113, S. 143.

†) Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII, Nr. 767 G. II.

General Keller, worin er diesem den vom Generalkommando direkt erhaltenen Befehl mittheilt. Er fügt hinzu, daß er mit seinem Detachement um 8½ Uhr früh nach Sombernon abmarschiren werde, und schließt mit den Worten: „Ich werde meinen Marsch antreten und nur in dem Fall wieder Front machen, daß Euer Hochwohlgeboren mir hierzu einen bestimmten Befehl schicken."

Einen solchen Befehl gab aber General Keller nicht, vielleicht, weil der Vorsprung des Detachements Wechmar doch schon zu groß war, und so erreichte das Detachement am 2. Dezember Sombernon und Echannay, am 3. Dijon.

Unzweifelhaft war Oberst v. Wechmar zu seiner Handlungsweise berechtigt. Aber eine dauernde Beobachtung durch Kavallerie auf den Straßen nach Bligny—Beaune und nach Ivry—Chagny wäre bei der gefährdeten Lage der 3. Brigade doch wohl den ganzen 2. Dezember über nothwendig gewesen. Es ist auch etwas in dieser Hinsicht geschehen. Aber nicht genug.

Als nämlich am 2. Dezember vormittags 11 Uhr die Spitze der von Beaune anrückenden Truppen Crémers Bligny erreichte, verließen die letzten Deutschen Reiter, jedenfalls doch eine Kavalleriepatrouille des Detachements Wechmar, den Ort in der Richtung auf Arnay le Duc.*) Uebrigens scheinen sie den Vormarsch des Feindes gar nicht bemerkt zu haben. Eine Meldung wenigstens erhielt weder Oberst v. Wechmar, noch General Keller. Und da dieser die Kavallerie der 3. Brigade wohl auch nicht gegen Bligny aufklären ließ, so blieb er in völliger Unkenntniß über die von Osten gegen ihn heraufziehende Gefahr.

Vorläufig aber noch unbehelligt vom Feinde, jedoch um so mehr belästigt durch den ihr entgegenwehenden Nordwind, durch Glatteis und schließlich auch durch starken Schneefall, erreichte die 3. Brigade am 2. Dezember mittags den Kanal de Bourgogne und nahm Unterkunft in Vandenesse, Ste. Sabine, Rouvres sous Meilly und Umgegend.

Südlich des Kanals ist die Landschaft wellig und ziemlich übersichtlich, namentlich im Westen der Chaussee Vandenesse—Arnay le Duc. Anders auf dem Nordufer des Kanals! Von Vandenesse bis Sombernon läuft die Chaussee in einem scharf eingeschnittenen, engen Gebirgsthal. An den steilen Hängen tritt vielfach der nackte Fels zu Tage. Die östliche Wand des Engpasses erhebt sich bis 150 m über die Thalsohle. Sie überhöht die etwas sanfter ansteigende westliche. Dicht nördlich des Kanals liegen auf einem Bergvorsprunge Schloß und Dorf Châteauneuf. Von hier aus beherrscht man den südlichen Theil des Engpasses und seinen südlichen Zugang, nämlich die Kanalbrücke von Vandenesse, vollständig, auf eine Entfernung von kaum 1800 m.

Den wichtigen Punkt von Châteauneuf ließen die Deutschen am 2. Dezember unbesetzt. Es kann dies wohl nur auf einem Versehen beruht haben. Denn, wie ich jetzt in Erinnerung rufen möchte, auf dem Vormarsche hatte

*) Historique de la 1re légion du Rhône. S. 19 u. 20.



man es für geboten gehalten, eine kleine Abtheilung hierhin zu schicken. Und dabei wußte man damals doch noch das Detachement Wechmar zum Flankenschutz im Ouchethal, das jetzt von unseren Truppen ganz entblößt war.

General Crémer war am 2. Dezember von Nuits und Beaune auf Bligny marschirt, um die Brigade Keller vor Autun in Flanke und Rücken anzugreifen. Was er bei Nuits stehen ließ, habe ich nicht feststellen können. Wahrscheinlich waren es Theile des Freikorps der Vogesen unter Oberst Bourras. Jedenfalls blieb der Abmarsch des Feindes den Deutschen vorläufig verborgen.

Den Mangel an aufklärender Kavallerie ersetzten dem General Crémer die ihm reichlich zufließenden Nachrichten von Landeseinwohnern. So erfuhr er in Bligny durch Landeseinwohner, später auch durch eine Depesche Bordones,*) daß die Deutschen den Rückmarsch angetreten und am 2. Dezember in und südlich Vandenesse Halt gemacht hätten. Daraufhin beschloß er, am nächsten Morgen in aller Frühe auf Châteauneuf zu marschiren, um dem General Keller den Rückweg zu verlegen.

Die Geschichte der 1. Legion der Rhône beansprucht für einige Offiziere dieses Truppentheils das Verdienst des unleugbar guten Gedankens, dem sich Crémer nur widerwillig anbequemt habe.**) Er habe sich eigentlich auf Arnay le Duc wenden wollen. Schließlich sind aber doch seine Truppen auf seinen Befehl und unter seiner Verantwortung nach Châteauneuf marschirt. Nach den in der Deutschen Armee herrschenden Anschauungen gebührt ihm also auch Verdienst und Ruhm.

Am 3. Dezember 3 Uhr morgens rückte er selbst mit der 1. Legion der Rhône, nicht ganz 3000 Mann und sechs Armstronggeschützen, von Bligny über Le Pont d'Ouche gegen Châteauneuf ab. Gleichzeitig sollte die etwa ebenso starke, aber nicht mit Artillerie ausgestattete 2. Legion der Rhône unter Oberst Ferrer v. Lusigny, dicht südlich Bligny, auf Ste. Sabine antreten. Mit der 2. Legion marschirten unter Oberst Poullet, dem Generalstabschef Crémers, 1 Bataillon Mobilgarden der Gironde, 1 Bataillon Mobilisés Saône et Loire und einige Kompagnien Volontaires du Rhône, im Ganzen etwa 2000 Mann mit zwei Gebirgsgeschützen. Der Aufbruch der linken Kolonne verzögerte sich aber um $1^1/_2$ Stunden.***) Durch wessen Schuld, ist nicht klar.

Wir wenden uns wieder zu der schwer bedrohten Deutschen Brigade. Ein Schreiben†) des Generalkommandos vom 2. Dezember nachmittags 2 Uhr spricht noch immer von den bei Nuits versammelten 8000 Franzosen, befiehlt

*) Dumas, La guerre sur les communications allemandes, S. 223, Anm. 1.

**) Historique, S. 21.

***) Historique, S. 21/22. Poullet, Le général Crémer, S. 20.

†) Schreiben des Generalkommandos vom 2. Dezember 1870, J. Nr. 1289. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. VII, Nr. 767 G. II.



den Weitermarsch des Detachements Wechmar von Sombernon auf Dijon am 3. Dezember 6 Uhr früh und erwägt das Eingreifen der Brigade Keller in ein vielleicht am 3. vormittags bei Dijon entbrennendes Gefecht. Auch in einem am 2. Dezember an General Graf Moltke gerichteten Telegramm*) äußert General v. Werder, daß er am 3. einen Angriff auf Dijon erwarte. Erst im Laufe des 3. erfuhr das Generalkommando den Abmarsch des Feindes aus Nuits nach Süden.**)

Am 2. abends befahl General Keller, daß am 3. vormittags 7½ Uhr die Brigade zum Abmarsch bereitstehen solle, und zwar die durch Beitreibungsfahrzeuge sehr vermehrten Trains nördlich, die Truppen südlich Vandenesse auf der Straße. Die in Vandenesse untergebrachte 2. schwere Batterie hatte sich erst beim Durchmarsch der Truppen anzuschließen. Die zum Detachement des Obersten v. Wechmar gehörige Abtheilung von 1 Kompagnie, ½ Eskadron, 1 Batterie sollte eine Viertelstunde früher antreten und als Avantgarde vor den Trains marschiren. Es wurde sodann eine genaue Marschordnung der Truppen und der Trains festgesetzt.

Von 4 Uhr morgens ab gingen auf Befehl der Brigade Patrouillen gegen Süden und Osten. Thatsächlich haben auch Patrouillen des 5. Infanterieregiments***) gegen 7 Uhr früh in der Morgendämmerung eine Kolonne die Höhe von Châteauneuf hinaufsteigen sehen. Sie haben dies aber zunächst nicht gemeldet, weil sie glaubten, es seien Truppen vom Detachement Wechmar. Ein Beweis für die Nothwendigkeit, daß die Aufklärungsorgane nach Möglichkeit über die allgemeine Lage unterrichtet werden, daß sie aber auch Alles melden, was sie sehen, und der höheren Kommandostelle die Entscheidung überlassen, ob die vorliegende Nachricht von Wichtigkeit ist oder nicht.

So war man am Morgen des 3. Dezember völlig ahnungslos in der Versammlung begriffen. Die kleine Avantgarde vom Detachement Wechmar hatte den Marsch bereits angetreten. Die Trains fuhren mit der Tete eben aus Vandenesse heraus. Südlich des Dorfes standen Theile der 3. Brigade, die berittenen Truppen abgesessen, die Infanterie mit zusammengesetzten Gewehren auf der Chaussee. Ein Theil befand sich noch im Anmarsch. Die eben eingetroffene Feldpost war auf dem Versammlungsplatze gerade ausgegeben worden,†) man besprach mit den Kameraden die Nachrichten aus der Heimath und die Zeitungsneuigkeiten, als plötzlich ein Kanonenschuß von der Höhe von Châteauneuf ertönte. Und bald schlugen einige Granaten auf den Sammelplatz südlich Vandenesse sowohl wie auf den Parkplatz der eben anspannenden Batterie Goebel am Nordrande des Dorfes.

---

*) Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 765 G. II.

**) Meldung des Leutnants Dreher vom F./4 d. d. Chenove, 2. Dezember, eingegangen 3. Dezember 1870. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 765 G. II.

***) v. Schilling, Geschichte des Infanterieregiments Nr. 113, S. 144.

†) v. Schilling, Geschichte des Infanterieregiments Nr. 113, S. 144.



Gegen 7 Uhr morgens war die Armstrongbatterie Crémers beim Schlosse von Châteauneuf in Stellung gegangen. Das 2. Bataillon der mit Chassepots bewaffneten 1. Legion der Rhône hatte den Westrand des Gehölzes Les grands Bois besetzt, das 1. Bataillon hielt bei Châteauneuf, das 3. bei Ste. Sabine. Zum Glück war die zweite Kolonne der Franzosen noch nicht herangekommen.

Aber auch so blieb die Lage noch schlimm genug für die Deutschen. Ein vom feindlichen Feuer vollständig beherrschter Gebirgspaß war im Flankenmarsch an der Stellung des Gegners vorbei zu durchschreiten. Der Zugang zu diesem Engwege konnte von dem größten Theil der Truppen nur auf einer gleichfalls unter dem feindlichen Feuer liegenden Brücke über einen Schifffahrtskanal gewonnen werden. Oestlich der Brücke befand sich allerdings noch ein Schleusensteg, dieser war aber nur für einzelne Infanteristen benutzbar. Zudem konnte die lange Trainkolonne, deren Ende noch in Vandenesse steckte und die der feindlichen Feuerwirkung preisgegeben war, in dem engen Gebirgsthal die Bewegungen der Truppen in verhängnißvoller Weise hemmen. Und alle diese Schwierigkeiten in ihrer Wirkung gesteigert durch den lähmenden Eindruck einer vollkommenen Ueberraschung! In der That, es war ein Augenblick, in welchem Führer und Mannschaften Gelegenheit hatten, ihre Kaltblütigkeit und ihr festes Herz zu zeigen.

Mit einer Schnelligkeit und Energie, die selbst dem Gegner Anerkennung abnöthigte,*) traf die Deutsche Führung die einzigen Maßnahmen, die noch Rettung bringen konnten; sicher und gewandt erfaßten die Truppen ihre schwierige Aufgabe. Vor Allem kam es darauf an, das feindliche Feuer von den Trains abzulenken. Daher fuhren die Batterien v. Bodmann und Graf Leiningen sofort auf einer Bodenwelle südlich, die Batterie Goebel dicht nordwestlich Vandenesse auf und eröffneten das Feuer gegen die feindliche Artillerie bei Châteauneuf, offenbar mit guter Wirkung, denn schon nach kurzer Zeit wechselte die Französische Batterie ihre Stellung. Ein Theil ihrer Geschütze fuhr zwischen den Häusern des Dorfes, einige hinter dem Walde wieder auf. Von nun an hatte sie aber anscheinend schlechtes Schußfeld. Sie schoß meistens zu kurz.**)

Während das F./6 den Ost- und Südrand von Vandenesse besetzte, erhielten die beiden Musketierbataillone des 5. Regiments den Befehl, die Höhe von Châteauneuf zu nehmen. Das 1. Bataillon, dem sich die Batterie Goebel alsbald anschloß, ging an den Trains vorbei im Geschwindschritt durch Vandenesse auf der Straße nach Les Bordes vor. Zunächst wurde die 1. Kompagnie an den Ostrand von Les Bordes rechts herausgeworfen. Sie ging noch eine Strecke über den Dorfrand hinaus und nahm das Feuer auf. Die 4. Kompagnie blieb als Bedeckung bei der westlich Les Bordes auf-

*) Historique de la 1re légion du Rhône, S. 24. Dumas, S. 224.
**) Bericht der Divisionsartillerie. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 780 G. IV.

fahrenden Batterie. Die 2. und 3. Kompagnie entwickelten sich nördlich des Dorfes an der Chaussee. Der äußerste linke Flügel, zwei Züge der 3. Kompagnie, vollzog hierbei, weit nördlich ausholend, eine Rechtsschwenkung, um den Feind in dem Grand Bois in der rechten Flanke zu fassen. Dann begannen die 2. und 3. Kompagnie den ganz deckungslosen, steilen, glattgefrorenen Hang hinaufzuklimmen. Die 1. Kompagnie, nach links sammelnd, folgte hinter dem rechten Flügel der 2.*)

Rechts des I. schritt das II./5 zum Angriff. Die 5. Kompagnie war auf dem Schleusensteg südöstlich der Chausseebrücke über den Kanal gegangen, war dadurch etwas zurückgeblieben und bildete die 2. Staffel des Bataillons.**)

Einen Vortheil brachte der steile Anstieg des Berges. Ohne unsere Musketiere zu gefährden, fuhren die Granaten der Batterie Goebel noch immer in den Waldrand hinein, als die Schützenlinie schon auf weniger als 200 Schritt herangekommen war. Unter diesem kräftigen Beistande gelang es, und zwar zuerst der 2. und 7. Kompagnie, mit Hurra den Waldrand zu gewinnen.

Rasch stürmten auch die anderen Kompagnien nach. Und es entwickelte sich nun in dem sehr dichten Waldgestrüpp, bei der düsteren Beleuchtung des Dezembermorgens, unter dem sinnbetäubenden Lärm des widerhallenden Gewehrfeuers, ein wild hin- und herwogendes Gefecht, dessen Einzelheiten sich der Beschreibung entziehen. Schließlich gegen 9½ Uhr morgens wurden die Franzosen hinter den Höhenkamm zurückgedrängt.

Damit war freilich die Gefahr für die Deutsche Brigade noch keineswegs beseitigt. Die Franzosen zogen, als ihre zweite Kolonne endlich bei Ste. Sabine eingetroffen war, das 3. Bataillon der 1. Legion der Rhône und die 2000 Mann Mobil- und Nationalgarden und Volontaires des Oberst Poullet auf die Höhe von Châteauneuf nach. Die 2. Legion ging von Ste. Sabine und weiter links ausholend zum Angriff auf Vandenesse vor. Sie wurde aber durch das Feuer der im Ost- und Südrande des Dorfes eingenisteten Füsiliere des 6. Regiments abgeschlagen.

Die beiden leichten Batterien standen zu dieser Zeit schon nicht mehr südlich des Kanals.

Sobald nämlich unsere Infanterie in den Wald eingebrochen war, hatte General Keller sofort die Trains und dahinter die Kavallerie auf Sombernon in Bewegung gesetzt. Daran schlossen sich die beiden leichten Batterien, das F./5 und das I./6, die bis dahin zwischen Vandenesse und Les Bordes in Reserve gehalten waren. Die Arrieregarde bildete das F./6 unter Major Kieffer, nachdem es den Angriff der 2. Legion auf Vandenesse zum Scheitern gebracht hatte.

---

*) Bericht des I./5. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 780 G. II.
**) Bericht des II./5. Kr. Arch. Sekt. IV, Kap. III, Nr. 780 G. II.



Alsdann erhielten die Musketierbataillone des 5. Regiments den Befehl, das Gefecht abzubrechen. Dies wurde vom rechten Flügel aus abschnittsweise vollzogen, wobei man allmählich die Richtung auf Commarin gewann. Der Feind drängte ziemlich heftig nach und bedrohte vorzugsweise unseren linken Flügel. Die feindliche Batterie fuhr noch einmal südlich des Gehöftes La Grande Vendue auf.

Zur Aufnahme der zurückgehenden Musketierbataillone protzte die brave Batterie Goebel etwa um 11 Uhr vormittags noch in einer dritten Stellung und zwar südwestlich Solle ab, während sich östlich dieses Dorfes zu gleichem Zweck zwei Kompagnien des 6. Regiments unter Hauptmann v. Weinzierl auf der Höhe 541 entwickelten.

An ihrem tapferen Widerstande brach sich die Verfolgung.

Um 12 Uhr mittags konnte Hauptmann v. Weinzierl, vom Feinde unbehelligt, der Brigade auf Sombernon folgen.

Die Batterie v. Bodmann stand in einer neuen Aufnahmestellung bei Commarin, kam hier aber nicht mehr zum Feuern und schloß sich dem Arrieregardenbataillon des Majors Kieffer an. Oestlich Sombernon fuhr sie zur Aufnahme des Detachements Weinzierl nochmals auf, aber der Feind zeigte sich nicht mehr.

Die Franzosen behaupten, einige Kompagnien der 2. Legion wären bis Commarin gefolgt.*) Unseren Truppen haben sie sich nicht bemerkbar gemacht.

Bei Sombernon erhielt die Brigade den Befehl, in Fleurey, Velars und Plombières Quartiere zu beziehen. Um den Marsch dorthin zu decken, schob General Keller das F./5 mit einem Zug Kavallerie und zwei Geschützen nach Ste. Marie sur Ouche rechts heraus. Auch dies Detachement wurde nicht mehr angegriffen.

Die 3. Brigade erreichte ihre Quartiere zwischen 6 und 8 Uhr abends.

Oberst v. Wechmar hatte etwa halbwegs Sombernon—Dijon schwachen Kanonendonner von Südosten her gehört. Sofort abgesandte Kavalleriepatrouillen kehrten gegen 11½ Uhr vormittags mit der Meldung zurück, daß General Keller in der rechten Flanke angegriffen sei und unter ungünstigen Verhältnissen im Gefecht stehe. Während nun die zur 4. Reservedivision gehörenden Abtheilungen auf Dijon weiter marschirten, machte Oberst v. Wechmar mit den ihm unterstellten Badischen Truppen sogleich Front, um der 3. Brigade zu Hülfe zu eilen. In der Höhe von Fleurey erhielt er aber die Meldung, daß die Gefahr vorüber sei. Nunmehr setzte das Detachement den Marsch auf Dijon fort, wo es 9 Uhr abends eintraf.**)

Die Deutschen verloren im Gefecht von Châteauneuf an Todten, Verwundeten und Vermißten 5 Offiziere, 4 Aerzte, 157 Mann, 6 Pferde.

---

*) Dumas, S. 224.

**) v. Barsewisch, Geschichte des 109. Regiments, S. 150.



Hierin inbegriffen ist eine Anzahl von Sanitätssoldaten, die außer den erwähnten Truppenärzten bei den schwerer Verwundeten auf dem Gefechtsfeld zurückgelassen werden mußten. Dem Sanitätspersonal wurde erst nach vielen Schwierigkeiten von den Franzosen gestattet, über Schweizer Gebiet in die Heimath zurückzukehren.

Die Franzosen wollen nur etwa 30 Mann*) verloren haben. Man wird jedoch zu ihrer eigenen Ehre annehmen dürfen, daß sie nach so geringen Verlusten die aus sehr starker Stellung von ihnen beherrschte Straße nicht freigegeben haben würden.

Sie verbrachten die Nacht in den Dörfern auf und nahe bei dem Gefechtsfelde und marschirten am 4. Dezember nach Nuits zurück.

Der Umstand, daß sie die Wahlstatt behauptet haben, veranlaßte sie, sich den Sieg zuzuschreiben, ein Anspruch, der einer ernsthaften Prüfung nicht Stich hält.

Richtig mag es sein, daß die jungen, kaum ausgebildeten Mannschaften der Legionen der Rhône durch das Gefecht von Châteauneuf an Selbstvertrauen gewonnen haben. Der Soldat, der von dem Zusammenhang der Operationen nichts wußte und den Gegner schließlich vor sich verschwinden sah, konnte sich vielleicht als Sieger fühlen, zumal wenn er die ihm verliehene südländische Phantasie etwas mitarbeiten ließ. Wer aber die Dinge von einem höheren Standpunkt als dem des homme de troupe betrachtet, muß zu einem anderen Ergebniß gelangen.

Crémer hatte die Höhe von Châteauneuf doch nicht besetzt, weil sie an und für sich einen Werth gehabt hätte, sondern nur, um von hier aus den Rückmarsch der Badischen Truppen zu hindern. Thatsächlich hat aber General Keller unter Ueberwindung des ihm entgegengesetzten Widerstandes seine Absicht, auf Dijon zurück zu marschiren, durchgeführt. Solange man denjenigen als Sieger bezeichnet, der dem Gegner seinen Willen aufzwingt, solange wird man auch nicht im Zweifel sein, wem der Lorbeer von Châteauneuf gebührt.

Freilich hat der Deutsche General das Gefecht nicht bis zur völligen Niederlage des Feindes durchgekämpft, obwohl es zweifellos in seiner Macht gelegen hätte. Er hatte noch zwei intakte Bataillone, als er das Gefecht abbrach. Aus dieser Unterlassung könnte ihm aber nur dann ein Vorwurf erwachsen, wenn er die allgemeine Lage so übersehen hätte, wie wir es heute vermögen. Das traf nicht zu. Er wußte nicht, daß der bei Châteauneuf von ihm bekämpfte Feind derselbe war, dessen Angriff bei Dijon erwartet wurde. Nach der Auffassung der Verhältnisse, wie er sie damals nur haben konnte, verlangte der operative Gedanke, ebenso wie der unzweideutige Befehl des Generalkommandos, den sofortigen Abmarsch nach Dijon, sobald es die örtliche taktische Lage zuließ.

---

*) Nach Historique, S. 27/28: 4 Offiziere, 25 Mann, 3 Pferde. Nach Dumas, S. 225: 5 Offiziere, 25 Mann.



Gewiß hatte General Crémer — unterstützt allerdings durch die nicht genügende Aufklärung der Deutschen — seine Vorbereitungen mit großem Geschick getroffen, obgleich sich auch hier die Theilung der Kräfte als unnöthig und verderblich erwies. Hätte er seine Truppen in einer Kolonne marschiren lassen, so dürfte er die Verspätung der 2. Legion rechtzeitig bemerkt und vielleicht noch eine Gegenmaßregel gefunden haben. Er würde dann auch stark genug gewesen sein, um sich von vornherein weiter nordwärts, etwa bis Höhe 541, auszudehnen. Das würde gefährlicher für die Deutschen gewesen sein als der verspätete, leicht abgeschlagene Angriff über Ste. Sabine.

Immerhin hatten sich die Dinge beim Beginn des Gefechtes doch so gestaltet, daß in einem Friedensmanöver der Leitende wahrscheinlich schon beim ersten Kanonenschuß die Lage der Deutschen Partei als hoffnungslos bezeichnet haben würde.

In um so glänzenderem Lichte erscheint die Gefechtsdurchführung der Badischen Brigade.

Im Kriege gilt eben noch mehr als der Kopf das Herz des Mannes. Das hat die 3. Badische Brigade bei Châteauneuf wieder einmal bewiesen und das Lob vollauf verdient, das ihr General Keller in seinem Tagesbefehl vom 4. Dezember aussprach:

„Sämmtliche Abtheilungen, die in das gestrige Gefecht Gelegenheit hatten einzugreifen, können mit Stolz ihrer Leistungen gedenken."

Besondere Anerkennung gebührt diesen Leistungen auch deshalb, weil das Gefecht eine Reihe ganz außergewöhnlicher Anstrengungen abschloß, die das Gefüge einer weniger guten Truppe sicherlich erschüttert haben würden.

Bei hartem Wetter, bei eisigem Nordwind, stellenweise bei Schnee und Glatteis, zum Theil auf schwierigen Wald- und Gebirgswegen, bei nicht immer ausreichender Verpflegung und Bekleidung und bei aufreibendem Sicherheitsdienst hat die Brigade an fünf aufeinander folgenden Tagen bis zu 150 km zurückgelegt. Sie ist dabei zweimal aus der Ruhe aufgestört, um der bereits vollbrachten Tagesleistung einen Marsch in der Dunkelheit anzuschließen, und sie hat zweimal gefochten.

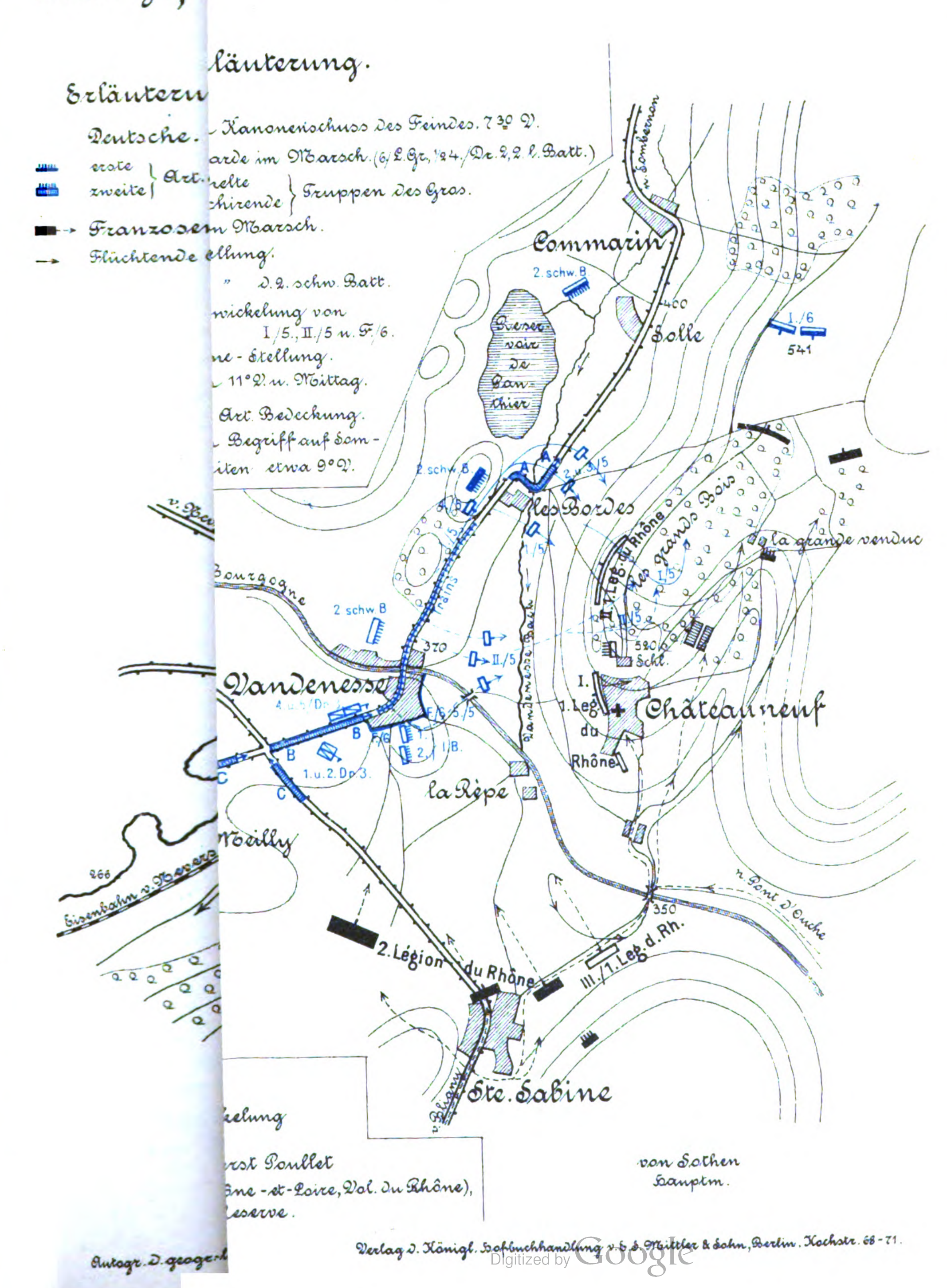
Verschiedene Einzelleistungen gingen noch darüber hinaus. So marschirte die 6. Kompagnie des Leib-Grenadierregiments in den Tagen vom 1. bis 3. Dezember aus der Gegend nördlich Le Pont d'Ouche über Bligny, Arnay le Duc, Surmoulin und zurück über Vandenesse, Sombernon bis Dijon, d. h. also in drei Tagen fast 130 km, allerdings ohne zu fechten.

Wenn Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen und kaltblütige Entschlossenheit im Augenblick furchtbarer Gefahr den Werth des Soldaten zeigen, so kann man wohl sagen: Die Badischen Truppen haben sich in diesen schweren Tagen den besten Kämpfern des großen Krieges ebenbürtig zur Seite gestellt.

Zu: Militär-Woche

Skizze 2.

Zum Gefecht bei Châteauneuf 3.12.70.



Verlag d. Königl. Hofbuchhandlung v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Kochstr. 68-71.

Autogr. d. geogr.

Studien

über den

Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich

im Elsaß 1674—1675.

Auf Grund von archivalischen Dokumenten

von

Dr. Heinr. Rocholl,

Militär-Oberpfarrer des X. Armeekorps und Konsistorialrath zu Hannover.

Vorbemerkung.

Der Verfasser veröffentlichte über den Gegenstand der nachfolgenden Studien folgende Schriften:

„Der große Kurfürst von Brandenburg im Elsaß. 1674 bis 1675. Ein Geschichtsbild aus der Zeit, als das Elsaß Französisch werden mußte. Mit einer Karte zum Gefecht bei Türkheim. Straßburg. Karl J. Trübner. 1877."

Im Aprilheft der vom Professor Rößler bei E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung in Berlin erschienenen Zeitschrift für Preußische Geschichte vom Jahre 1878 hat er eine Schmähschrift wider den Kurfürsten aus dem 17. Jahrhundert edirt, die dessen Feldzug wider Turenne behandelt:

„Der Götterbote Merkur über die Brandenburgische Kampagne im Elsaß 1674 bis 1675. Ein Flugblatt wider die Brandenburger aus dem 17. Jahrhundert."

In derselben Zeitschrift gab er im Oktoberheft 1879 die von ihm veranstaltete Sammlung der in den Elsässischen Archiven ruhenden, die Brandenburgische Kampagne betreffenden handschriftlichen Dokumente unter dem Titel heraus:

„Der Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich. 1674 bis 1675."

Endlich erschien bei Gebr. Jänecke in Hannover im Druck ein im Oktober 1894 daselbst im historischen Verein für Niedersachsen vom Verfasser gehaltener Vortrag:

„Die Braunschweig-Lüneburger im Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich. 1674 bis 1675."

In Hannover, seinem jetzigen Wohnsitze, wurde dem Verfasser im Staatsarchiv eine große Anzahl bisher unbekannter und ungedruckter Dokumente überreicht, welche sich auf den Feldzug im Elsaß von 1674 bis 1675 beziehen. Sehr wichtig wurde ihm der eigenhändige **Briefwechsel zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg** in Betreff des Eilmarsches des ersteren ins Elsaß und überhaupt der ganzen Kriegführung. Viele Notizen enthielten die **Korrespondenzen**, welche zwischen den Bevollmächtigten der beiden Fürsten gewechselt wurden; es fand sich auch ein eingehend erzählender Bericht über die Schlacht von Enzheim vor. Eine reiche Fundgrube an historischem Material boten die **Relationen und Zeitungen aus Wien, Cöln, Frankfurt und Basel** über die damaligen Ereignisse; es sind kurze Berichte, welche wohl an die Regierungen geliefert worden sind. Wie alle Zeitungen, so sind auch diese, weil oft auf bloßen Gerüchten fußend, nicht immer sicher, namentlich in der Angabe der Zeiten und der Zahl der Truppen; aber im Wesentlichen geben sie uns doch höchst schätzenswerthe Nachrichten über die Ereignisse des Krieges. Gerade sie konnten manche Lücken in der historischen Forschung ausfüllen.

Gedruckte Werke und Schriften wurden außer den in obigen Druckschriften angegebenen benutzt: 1. H. **Pastenaci**, Die Schlacht bei Enzheim. Halle, Niemeyer 1880. — 2. Dr. **Isaacsohn**, Der Deutsch-Französische Krieg 1674. Berlin, Puttkamer u. Mühlbrecht 1871. — 3. L. v. **Orlich**, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst. Berlin, Mittler 1836. — 4. A. **Köcher**, Geschichte von Hannover-Braunschweig. Leipzig, Hirzel, 1884, I. Theil. — 5. **Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg.** Berlin, Reimer.

Zum Abschluß eines Separatfriedens mit dem Französischen Könige Ludwig XIV. war der Kurfürst **Friedrich Wilhelm von Brandenburg** zu Vossen am 16. Juni 1673 infolge der undeutschen, franzosenfreundlichen Politik des Deutschen Kaisers und seines Ministers Fürsten Lobkowitz und durch das treulose Benehmen der Deutschen Reichsfürsten genöthigt worden. Er mußte dem Französischen Könige versprechen, Neutralität zu beobachten, so lange das Deutsche Reich von Frankreich nicht angegriffen würde. Doch dieser Friede wurde von Seiten Frankreichs selber gar bald verletzt, indem es dazu überging, wider Recht und Gerechtigkeit die zehn Reichsstädte im Elsaß zu besetzen und die Städte von Kurtrier und Kurpfalz in empörendster Weise zu zertrümmern.*) Durch diese Vorgänge fühlte sich der Kurfürst in seinem Innern schon längst von seinen Verpflichtungen Ludwig XIV. gegenüber ent-

*) Siehe des Verfassers Schrift: Der Große Kurfürst, S. 22: „Die alte freie Deutsche Reichsstadt in Deutschen Händen."



bunden und neigte schon im Jahre 1673 dazu, sich mit den Gegnern des eroberungssüchtigen Königs zu verbinden. Die Gelegenheit schien um so günstiger, als die Kaiserlichen Armeen unter Montecuculi die Franzosen zurückgedrängt hatten, als in ganz Deutschland das Nationalgefühl erwacht war, welches Rache für die dem gemeinsamen Vaterland angethane Schande forderte, und nachdem der Hauptintriguant am Wiener Hofe, Fürst Lobkowitz, gestürzt worden war. Die Krone Schwedens bewog freilich den Brandenburger, mit ihr am 10. Dezember 1673 einen Vertrag zu schließen, welcher die löblichen Ziele verfolgte, Sicherheit des Reiches, Herbeiführung des Friedens und gemeinsame Vertheidigung der Schwedischen und Brandenburgischen Provinzen zu gewährleisten, und hierdurch wurde Friedrich Wilhelm zurückgehalten, offen gegen Frankreich aufzutreten. Aber mit der Zeit erkannte er, daß es Schweden nicht aufrichtig mit ihm gemeint hatte, indem es ihn in völlige Unthätigkeit gesetzt sehen wollte, daß es nur die Geschäfte Frankreichs gegen Kaiser und Reich besorgte. Als nun sein Neffe, Wilhelm III. von Oranien, die Führerschaft der gegen Frankreich verbündeten Mächte übernahm, wuchs in dem Herzen des Kurfürsten immer stärker das Verlangen, mit seinen Deutschen Mitfürsten gemeinsame Sache zu machen. Schweden gegenüber betonte er, daß er sich nur an den abgeschlossenen Vertrag halten könne, wenn Frankreich zuerst angegriffen werden sollte; da aber Ludwig XIV. selbst aggressiv vorgegangen sei, so fühle er sich jeder Verpflichtung ledig.

Frankreich gab sich alle Mühe, den Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen und ihn wenigstens in der Neutralität zu halten. Er selbst theilt dem Kaiserlichen Rath Goes am 9. März 1674 mit, daß ihm von Frankreich für 10 000 Mann Erhaltungssubsidien angeboten worden seien, wenn er nur neutral bleiben wollte; er sollte gar nicht gezwungen sein, gegen den Deutschen Kaiser und Holland zu Felde zu ziehen. Goes schreibt an den Kaiser, daß er nicht daran zweifele, Frankreich werde Alles aufbieten, den Brandenburger zu gewinnen. Im Gegensatz hierzu warb der Kaiser unausgesetzt um die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten.*) Zur Freude seines Kaiserlichen Herrn konnte Goes am 23. März 1674 nach Wien berichten, daß der Kurfürst sich sehr über den Einfall der Franzosen in die Pfalz ereifert hätte. Als er ihm den Succurs und die Verbindung mit den Kaiserlichen Truppen angerathen, da habe der Kurfürst sich dahin geäußert, daß er nicht unterlassen würde, dasjenige, was die Reichsstände resolviren würden, auch seinerseits zu vollziehen. Er habe ihn schließlich gebeten, seinem Gesandten zu Regensburg zu befehlen, für die Unterstützung des Pfälzers energisch einzutreten.**) So war denn Friedrich Wilhelm schon im Mai völlig für die Allianz gegen Frankreich gewonnen.***) Am 24. Mai wurde nun auf dem Reichstag zu Regens-

*) Urkunden und Aktenstücke 14[1], S. 747 ff.
**) Urkunden 14[1], S. 752 f.
***) Urkunden 14[1], S. 765.

burg der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Wider Frankreich verbündeten sich Spanien, die Niederlande, der Kaiser und die Reichsfürsten von Münster, Kur-Cöln und Lüneburg-Celle.*) Von jenem Augenblick ab sehen wir den Kurfürsten mit großem Eifer Partei für diese Allianz ergreifen und mit dem Kaiser wegen Unterhaltungsgelder für seine Truppen für den Fall, daß er beitrete, verhandeln. Am 11. Juni muß der Kaiserliche Rath Goes an den Kaiser von Berlin aus berichten, daß der Kurfürst sich über die Langsamkeit in den Verhandlungen beklage und betone, in solchem Zustand nicht länger verharren zu können, er müsse wissen, woran er sei; er ließe schon 6000 Mann von Preußen nach Berlin marschiren.**) Die Hindernisse wurden von beiden Seiten gehoben. Am 1. Juli schloß sich der Kurfürst dem Bündniß gegen Frankreich an. Von diesem ernsten Schritt ab trat er an die Spitze des ganzen kriegerischen Unternehmens gegen Ludwig XIV.; er ist es gewesen, der den Kaiser unablässig darin zu beharren ermahnte, die Ehre Deutschlands zu verfechten und die Deutschen Fürsten anzuhalten, ihre Truppen zu dem gemeinsamen Feldzug gegen den nationalen Feind im Westen mobil zu machen. Wozu er die Deutschen Fürsten auffordern ließ, dafür wollte er selbst ein gutes Vorbild geben. Schon am 17. Juli schreibt er an seinen Gesandten v. Krockow in Wien, er werde mit dem Herzog von Bournonville, dem Kaiserlichen General, am Rhein sich vereinigen, wie es der Kaiser für gut angesehen habe; die Ordre sei gegeben, den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen; er werde ehestens in eigener Person aufbrechen. Er legt schon jetzt darauf ein Hauptgewicht, daß ihm der Oberbefehl am Rhein ausschließlich übertragen sei, als wenn er schon damals geahnt, zu welchen Mißhelligkeiten diese wichtige Frage später führen sollte. In demselben Briefe schreibt er wörtlich: „Sonsten wird nöthig sein, daß der Duc de Bournonville auf den Fall der Konjunktion an uns verwiesen werde, weil wir vermittelst der Hülfe Gottes entschlossen, in Person bei unserer Armee zu sein. Ihr werdet es Ihrer Kaiserlichen Majestät unterthänigst fürtragen und deswegen gebührende Ordres an besagten Bournonville und wo sonsten einige nöthig, suchen. Es ist zwar in der Allianz ausdrücklich versehen, daß, wenn wir bei der Armee, uns das Kommando unstreitig bleiben soll. Es wird aber doch nöthig sein, daß Ihre Kaiserliche Majestät die Ihrigen dahin beordern." Sobald der Kurfürst der Allianz beigetreten, versuchte der Prinz von Oranien, ihn durch allerlei Petitionen und Vorstellungen zu bewegen, daß er in Eilmärschen seine ganze Truppenmacht in die Niederlande senden möchte, um dort mit ihm einen Hauptschlag gegen die Französischen Heere zu wagen. Im Gegensatz dazu arbeiteten an ihm der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, damit er an den Oberrhein ziehe, um mit dem Herzog von Bournonville sich zu vereinigen.

*) Urkunden 14¹, S. 13 ff. 14², S. 788 ff.

**) Urkunden 14¹, S. 766.

Der Kurfürst willigte ein, da es ein Lieblingsgedanke für ihn war, da einzugreifen, wo die Noth Deutscher Reichsfürsten es am meisten erforderte. Schon im April 1674 hatte der Kurfürst selber von Cöln an der Spree aus dem Kaiser Leopold in einem Schreiben nahegelegt, wie gerade die Vergewaltigung der Pfalz durch die Franzosen dringend erheische, gerade dort den Reichsfürsten eine rettende Hand entgegen zu strecken. Und es hatte auch Bournonville, nachdem er in wilder Hast vor Turenne im Juli 1674 seinen Rückzug bewerkstelligt und neue Reichstruppen bei Frankfurt an sich gezogen hatte, einen großartigen Plan entworfen, nämlich den Krieg von Neuem auf das Französische Gebiet jenseits des Rheins zu verpflanzen, die Festungen Philippsburg und Breisach wieder in Deutsche Hände zu bringen und den Herzog von Lothringen wieder in sein Land zurückzuführen. Die Brandenburger sollten direkt oberhalb Philippsburg über den Rhein gehen, stromaufwärts in die Pfalz vorrücken und Turenne, der in der Pfalz bei Winden stand, von Süden aus in selbständiger Weise bedrängen, während Bournonville mit den Kaiserlichen und Deutschen Truppen von Norden her demselben in der Nordpfalz entgegenziehen wollte. Man hoffte, Turenne so von beiden Seiten anzugreifen und zu besiegen oder wenigstens ihn zu zwingen, nach Lothringen und Frankreich sich zurückzuziehen. Der Kurfürst begeisterte sich für diesen Plan und nach seinem feurigen Naturell bot er Alles auf, um zur rechten Zeit mit seiner ganzen Truppenmacht am Rhein zu erscheinen. Er rückte mit seiner 20 000 Mann zählenden Armee, die im besten Zustand sich befand, am 23. August ab; der Marsch ging über Magdeburg, durch den Thüringer Wald und Schweinfurt nach dem Neckar hin.

Aus dem Briefwechsel, welchen der Kurfürst eigenhändig mit seinem Verbündeten und Freund Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg unterhielt (Hannov. Staatsarchiv, Celle, Brieff. Archiv Des. 13b, Reichskrieg mit Frankreich, 1674 bis 1675, zwischen Kur-Brandenburg und Herzog Georg Wilhelm gewechselte Schreiben, 15. September 1674 bis 23. Januar 1675) geht hervor, mit welcher Emsigkeit und Eile der Kurfürst seine Truppen vorwärts marschiren ließ. Der Braunschweiger hatte seine Truppen unter dem General Chauvet schon am Rhein in der Pfalz bei den Kaiserlichen stehen. Er selbst befand sich noch an einem Orte von Mitteldeutschland, höchst wahrscheinlich in Frankfurt am Main.**) Am 15. September 1674 schreibt mit eigener Hand Friedrich Wilhelm vom Hauptquartier Ballenberg aus an Georg Wilhelm, daß er eine persönliche Unterredung mit ihm wünsche, betont aber dabei, daß er seine Armee gegen den Neckar und Heilbronn avanciren und nicht still stehen lassen werde. In dem Antwortschreiben vom 17. September spricht der Herzog seine große Freude über die Eilmärsche der Brandenburger aus und fügt den Dank dafür an,

*) Urkunden 14[1], S. 685.

**) Urkunden 14[1], S. 658 ff.

daß der Kurfürst auch eine so große Sorgfalt für die Braunschweig-Lüneburgischen Truppen (höchst wahrscheinlich im Mindenschen) entfaltet habe; aber er hat sein Bedenken, den Kurfürsten irgendwo zu treffen: „alldieweil aber Ew. Liebden ihren Marsch immer continuiren, und wir nicht allein nicht versichert sein können, ob wir denselben zu gedachten Heilbronn treffen, ist uns eine Angabe eines bestimmten Ortes nöthig".

Der Grund, weshalb der Kurfürst seinen vertrauten Freund so gern sprechen wollte, lag darin, daß Bournonville und seine Mitfeldherren ganz anders in der Pfalz zu operiren anfingen, als es mit ihm vereinbart worden war. Die Deutschen Truppen waren vom 27. bis 29. August bei Mainz über den Rhein gegangen, um den Offensivstoß gegen Turenne, der bei Winden sich festgesetzt hatte, zu wagen. Doch es trat eine große Verzögerung in den Operationen ein, da Bournonville und der Kurfürst von der Pfalz schwer erkrankten. Man hielt die Stellung Turennes für uneinnehmbar. Nach langen Berathungen einigten sich die sonst stets miteinander hadernden Heerführer, den Rhein zu überschreiten, auf dem rechten Ufer bis Straßburg hinaufzumarschiren, sich in den Besitz der Straßburger Brücke zu setzen und dann wieder auf das linke Rheinufer überzugehen. Am 18. September traf unvermuthet den Kurfürsten im Hauptquartier Gerolzhof die Nachricht von diesen Vorgängen; sie setzte ihn in großen Zorn, und er nahm Veranlassung, sich bei dem Kaiser und den Reichsfürsten aufs Schärfste zu beschweren, daß man den Kriegsplan ohne seine Zustimmung so wesentlich verändert habe. Und dieser Unwille war ja auch gerechtfertigt, denn durch den nutzlosen Uebergang der Deutschen Truppen auf die rechte Rheinseite war ihm die wichtige Aufgabe genommen, selbständig gegen Turenne von Süden aus zu ziehen. Am 20. September schrieb er an v. Krockow vom Hauptquartier Marktbreit: „Wir haben unsern Marsch bis anhero fortgesetzt, haben auch zum zweiten Malen an Kurfürsten Pfalz Liebden und die Alliirten geschrieben, um mit ihnen de concert zu agiren und absonderlich angerathen, daß man an Turenne des Orts sich henken möchte. Inzwischen ist uns unvermuthlich zugekommen, weß maßen die Alliirten an diesseits des Rheins gehen und Turenne an der anderen Seite stehen lassen wollen; dadurch dann dieser Zweck in etwas verrückt werden dürfte." Er schlägt eine Konferenz mit Kurpfalz und dem Herzog von Lothringen sowie mit anderen Generalen in Heilbronn vor; dieselbe soll am 3. Oktober auch, wie Peter meint, stattgefunden haben.*) In dieser Situation hätte er allzugern seinen vertrauten Freund, den Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, gesehen. Am 19. September schrieb er wieder an ihn aus Neckarsulm, er wünsche dringend eine persönliche Unterredung, „weil allem angesehen sonsten mit Niemanden weder mit den Kaiserlichen noch anderen Alliirten etwas Gewisses ge-

*) Urkunden 14 [1], S. 631. — Peter, S. 272.

schlossen werden kann, und wir daher Ew. Liebden Gegenwart um so viel mehr verlangen". Der Kurfürst spricht in einem Brief vom 23. September von Heilbronn sein Bedauern aus: „weil ich nun, um keine mehrere Zeit zu versäumen, übermorgen, geliebt es Gott, von hinnen nach dem Obern Rhein und Straßburg meinen Marsch fortzusetzen entschlossen bin, hoffe ich Ew. Liebden irgendwo anders zu treffen".

Der Kurfürst scheint den Gedanken gehabt zu haben, sich mit den Kaiserlichen nicht zu verbinden; vielmehr mit den Lüneburgern allein selbständig vorzugehen. Darauf bezieht sich ein Brief, welchen Georg Wilhelm am 24. September 1674 an den Herzog Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg geschrieben; in demselben heißt es: „wir seien benachrichtigt, wie daß der Kurfürst von Brandenburg mit der Conduite der Kaiserlichen Generalität nicht allerdings zufrieden sei und uns anmuthen dürfte, mit seinen Truppen die unsrigen zu conjungiren und à part agiren zu lassen"; doch darauf einzugehen, zeigte er keine Lust. Es bedurfte der Kaiserlichen Zuredung an den Kurfürsten, daß dieser mit Freudigkeit weiter zog. Am 25. September schrieb Leopold an denselben einen Brief, dessen Inhalt dahin lautete: „Graden Wegs auf Straßburg marschiren, daselbst den Rhein überschreiten, Turenne aus dem Elsaß vertreiben, und dann nach Burgund ziehen, oder zwei Corps formiren, das eine solle Turenne angreifen, das andere nach Burgund aufbrechen; Alles sei zu beschleunigen."

Während nun die Brandenburger ihren Marsch auf Straßburg zu fortsetzten, hatten die Alliirten am 20. September den Uebergang über den Rhein oberhalb Speiers bewerkstelligt; Bournonville übernahm wieder den Oberbefehl. Der Marsch ging weiter über Bruchsal und Rastatt auf Straßburg. Alles kam darauf an, ob diese alte Reichsstadt dem Heere die Rheinbrücke überließ. Sie bewies ihre alte, Deutsche Treue und lehnte alle Petitionen, welche ihr auch von Frankreich gemacht wurden, neutral zu bleiben, ab. Die Deutschen setzten über den Rhein; Turenne war indessen bis vor Straßburg marschirt, fest entschlossen, eine Schlacht zu wagen. Dieselbe fand am 4. Oktober, als der Kurfürst zu Oberkirchen angelangt war, südwestlich von Straßburg an der Breusch zwischen Holzheim und Enzheim zwischen Franzosen und Deutschen statt. Die Kaiserlichen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bournonville in Verbindung mit den Deutschen Truppen, unter Anderen mit den Truppen des Braunschweig-Lüneburgischen Herzogs, hatten sich von dem kriegskundigen Turenne zum Kämpfen verleiten lassen und erlitten durch die Nachlässigkeit und Unfähigkeit Bournonvilles eine sehr starke Niederlage. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war mit diesem Vorgehen gegen die Französische Armee nicht einverstanden gewesen; sein Plan war dahin gegangen, daß erst nach seiner eigenen Ankunft mit den vereinigten Deutschen Streitkräften ein Hauptstoß gegen Turenne gemacht werden sollte. Diese Schlappe bei Enzheim hat für den ganzen Feldzug des Brandenburgers die

übelste Folge gehabt. Die Kaiserlichen mit ihren Verbündeten wurden ganz entmuthigt, das Elsässische Land verlor ebenfalls jede Hoffnung auf Sieg, die Brandenburger zeigten wenig Lust, sich mit einer „geschlagenen“ Armee zu vereinigen; der Kurfürst wie seine Generale hatten kein Zutrauen zu Bournonville und dessen Mitstreitern, deren Unfähigkeit gerade bei Enzheim den Franzosen den Sieg verschafft hatte.

Die Berichte über jene Schlacht sagen aufs Deutlichste aus, daß es den Deutschen in damaliger Zeit an der rechten Führung fehlte; wiederholt waren die Streitkräfte in „Confusion“. Unter dieser Konfusion hat der Kurfürst Friedrich Wilhelm späterhin viel zu leiden gehabt. In dem Französischen Heere war dagegen ein Wille maßgebend, der des klugen und im Wetter der Schlachten erprobten Marschalls Turenne. Um sich die Pässe nach Lothringen zu sichern, zog er westlich von Straßburg an die Mossig bei Marlenheim. Die Nachricht war ihm geworden, daß die Brandenburgische Armee im Anrücken sei; vor ihr hatte er großen Respekt. Die Kaiserlichen blieben bei Illkirch stehen, um den Kurfürsten von Brandenburg dort zu erwarten. Trotz dieser für die Deutschen traurig endenden Schlacht bezeugte die alte Stadt Straßburg ihre Deutsche Gesinnung, indem ihre Bewohner sich der Verwundeten annahmen. Schon in einem Briefe des Grafen Hohenlohe vom 18. September 1674 heißt es, daß „diese Stadt wohl intentioniret sei und pro Caesare et communi bono gern alles thun würde“. Es ist eine alte Zeitung darüber noch vorhanden (Relationes aus Wien und anderen Orten Deutschlands vom damaligen Krieg de anno 1674 bis 1677).

Die Niederlage bei Enzheim hatte für das ganze Kriegsunternehmen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm wie seiner Verbündeten die heillosesten Folgen. Unter den Befehlshabern des Deutschen Heeres trat große Uneinigkeit ein. Die Lüneburger und Lothringer warfen dem Herzog von Bournonville geradezu Verrath vor. Man sprach in Straßburg, wie der Brandenburgische Geheimrath Meinders von dort an den Feldmarschall Derfflinger schreibt, offen von dem höchst zweideutigen Verhalten dieses Kriegsmannes. Der Kaiserliche General Caprara soll sogar im Quartier des Herzogs von Holstein gegen einen Offizier, mit dem er allein zu sein geglaubt, geäußert haben: „Wir haben den Lüneburgern wacker eingeheizt; wenn die Brandenburger kommen, müssen wir es mit ihnen auch so machen.“

Am 3./13. Oktober überschritt die Brandenburgische Armee den Rhein bei Kehl auf einer fliegenden Brücke. Nachdem am folgenden Tage der Uebergang sämmtlicher Truppen bewerkstelligt worden war, wurde zwischen Rhein und Ill auf der Metzgerau und der Schönau das Lager aufgeschlagen. Der Kurfürst zog anfangs an Straßburg vorbei. „Gefolgt von seinen Brandenburgern“, so berichtet der Elsässische Historiker Gérard, der genauen Quellen zu folgen scheint, „gefolgt von den Truppen des Herzogs von Zell-Lüneburg,

von Milizen aus Schwaben und Franken, hielt er sein Rencontre bei der Schachenmühle und nahm Stellung bei Illkirch und Grafenstaden. Alsbald eilten die Fürsten und Generale, der Herzog von Bournonville, der Herzog von Lothringen, Caprara, der Markgraf von Baden-Durlach, der Markgraf von Bayreuth, der Herzog von Holstein und andere, um Friedrich Wilhelm zu begrüßen." Derselbe hielt eine glänzende Parade über alle Deutschen Truppen ab. Höchst wahrscheinlich besuchte er erst am 16. Oktober die Reichsstadt Straßburg auf kurze Zeit. Hierüber liegt ein Bericht vom 5./15. Oktober 1674 vor (Hannov. Staatsarchiv 248 Zeitungen aus Cöln, Frankfurt, Straßburg 2c. 1674 bis 1675). Es heißt da: „Turenne ist etwas weniger bis nach Marlenheim gewichen, allda er sich verschanzt. Beim jüngsten Treffen ist ihm sein Pferd unter dem Leib erschossen und sein neveu, le comte d'Auvergne, hart blessirt worden. Ihren Verlust leugnen die Franzosen nicht, daß er in 4000 bestehe. — — — Die Kaiserliche Armee steht noch zu und um Grafenstaden; es gehen stark oft Parteien aus, insonderheit gegen das Ober-Elsaß, um die Garnison zu Breisach in der Enge zu behalten. . . . Den 3. huj. ist Churbrandenburg, die Churfürstin und der Churprinz, auch noch die Infanterie und Artillerie (bei 50 Kanonen) und den 4. huj. hat die Kavallerie und die Bagage den Rhein zu Straßburg passirt und sämmtlich auf der Metzgerau campirt, allwo sie noch stehen; es ist lauter auserlesenes und wohl disciplinirtes Volk. Gedachten 4. kam auch Herzog von Braunschweig-Zell an, dem noch 3000 seiner Völker folgen. Es gaben alle anwesenden fürstlichen Personen und Generale dem Churfürsten die Visite in seinem Zelt, und es kam der Herzog von Braunschweig darauf nach Straßburg, um im Bruderhof zu logiren — — —. Heute hat sich die Churfürstin in die Stadt begeben, um sich daselbst aufzuhalten."

Dieselbe Zeitung enthält eine Klagestimme über den großen Mangel an Proviant, der im ganzen Lande fühlbar zu werden begann, indem es nicht mehr lange im Stande war, eine so große, zusammengezogene Heeresmacht mit Unterhaltungsmitteln zu versehen: wo sollten nun so viele Leute Proviant genug hernehmen? „In dem Lande ist alles dahin; es haben die Kaiserlichen, was Turenne übrig gelassen, bereits meisterlich aufgezehrt. Straßburg ist so voll angefüllt, daß nirgend kein Platz mehr unterzukommen." Schon am 18. September mußte von Speyer aus Graf v. Hohenlohe, den wir oben erwähnt haben, melden, „daß General Turenne damals sich täglich verstärke und das Land dergestalt ruinirt wäre, daß, wenn die Alliirten darin kämen, sie kaum Subsistenz darin finden würden. Es sei sehr zu beklagen, daß man anfänglich sich nicht besser vorgesehen und keine Magazine errichtet habe, da doch die Franzosen zu der Deutschen Schimpf und Schande solches ihrerseits praktizirt, gethan und annoch thuen. Wie, wenn die Garnison zu Breisach noch einmal sich an die Straßburger Brücke mache, um selbige de novo zu

ruiniren?*) . . . Man hätte dem alten Herzog von Lothringen folgen sollen, gleich in Lothringen hinein und von da in die Champagne zu marschiren." Dieser **Herzog Carl IV.** hatte sich gleich anfangs von den Alliirten getrennt und war auf eigenes Glück von Schlettstadt aus durch das Leberthal in Frankreich hinein vorgedrungen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm wollte mit seinen ungeschwächten, kriegsmuthigen Truppen den durch Kampf und Mangel an Lebensmitteln müde gewordenen Französischen Feind sofort angreifen, damit derselbe nicht ins Ober-Elsaß abrücke. Aus dem Feldlager bei Straßburg schrieb er an seinen Geheimrath nach Berlin am 4./14. Oktober: „Ich bin Willens vermittelst göttlicher Hülfe morgen aufzubrechen und nebst den Alliirten gerade auf den Feind, welcher drei Stunden von hier zu Marlenheim und Wasselnheim steht, zu gehen."**) Er setzte schon am 14. Oktober in einem Kriegsrath namentlich gegen den Herzog von Bournonville, der sein entschlossenes Vorgehen für falsch hielt, den Eifersucht und Zaghaftigkeit zu ihm in ein gespanntes Verhältniß brachten, durch, daß der sofortige Angriff mit der ganzen Armee gewagt werden solle. Jedoch am 18. Oktober erfolgte die unglückliche **Aktion bei Marlenheim**, die Deutschen erlitten eine recht traurige, schmachvolle Schlappe. Infolge des räthselhaft ungeschickten Operirens des Herzogs von Bournonville schlug das erste, wohldurchdachte Unternehmen des Brandenburgers fehl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß der Kaiserliche General dem Kurfürsten gegenüber nicht die Rolle eines treuen Bundesgenossen spielte. Mehr noch als Unfähigkeit hat dessen schlechter Wille, die Abneigung gegen den Brandenburger, der Ehrgeiz, der dem Kurfürsten keinen Ruhm gönnte, die Vereitelung sämmtlicher Pläne des Letzteren herbeigeführt. Wir sehen in den Verhandlungen der Deutschen Feldherren im Kleinen dasselbe widerwärtige Bild, welches in der damaligen Zeit Deutschlands Fürsten und Diplomaten im Großen darboten, das Bild der Uneinigkeit, der gegenseitigen Eifersucht und Treulosigkeit. Der Kurfürst beklagte sich sehr über die Insubordination des Kaiserlichen Feldherrn.***) Die Folgen des verunglückten Kampfes bei Marlenheim bestanden in dem vollständigen Zerfall des Kurfürsten mit Bournonville, in dem Mißtrauen, welches jetzt im Lande und im Heer gegen die Befehlshaber, namentlich gegen den Kurfürsten, noch mächtiger um sich griff, und namentlich darin, daß Turenne eine unangreifbare Stellung innehatte.

Am 18. Oktober gelang es Turenne, sich in vollständiger Ordnung auf Dettweiler und Hochfelden in der Nähe der Vogesenpässe, die nach Lothringen führen, zurückzuziehen; er hatte somit erreicht, was er vor etlichen Tagen kaum

---

*) Ueber die eigenmächtige Ruinirung der Straßburger Rheinbrücke von Seiten der Franzosen am 5./15. November 1672 vergl. des Verfassers Schrift: „Zur Geschichte der Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreichs", S. 82.

**) Urkunden a. a. O. S. 649.

***) Urkunden 14, S. 726.



zu hoffen gewagt. Turenne hatte eine feste Stellung hinter der Sorr eingenommen, so daß ihm nicht mehr beizukommen war; seine Verbindungen mit den Vorrathsmagazinen in Hagenau und Zabern waren ungehindert. Die Deutschen begnügten sich, den Feind von einem befestigten Lager aus zu beobachten und ihn durch unnütze Scharmützel zu beunruhigen. Die Brandenburger bestürmten das kleine Schloß Waßlenheim, welches der Stadt Straßburg gehörte. Sie nahmen es nach hartnäckigem Kampf ein, doch hatte diese Einnahme keine große Bedeutung für die Alliirten. Schließlich blieb den Deutschen nichts weiter übrig, als unverrichteter Sache am 2. November sich in die alte Stellung, welche sie vorher eingenommen, bei Bläsheim in der Nähe von Straßburg zurückzuziehen. Turenne rührte sich nicht; er sah voraus, daß der längere Aufenthalt der großen Deutschen Armee in eng gedrängter Stellung bei dem Mangel an Lebensmitteln unmöglich wurde.

Ein Brief aus Frankfurt, 23. November 1674, fügt hinzu: „Die Alliirten hingegen seien resolvirt, aufzubrechen und nach den Winterquartieren ins Ober-Elsaß zu marschiren, wobei aber zu befürchten, wofern diese sich separirten, daß selbige von Turenne, sobald er sich nur mit den von ihm erwarteten Völkern conjungire, aufs Neue angegriffen werden möchten“. . . . Eine andere Nachricht, freilich in manchen Punkten unsicher, bespricht dieselbe Sache. Straßburg, den 23. Oktober 1674: „Sonst ist ganz gewiß, daß die Deutschen Willens seien gewesen, in die Winterquartiere zu gehen; es ist auch wirklich die Austheilung und vor zwei Tagen durch die Generalität verlost worden. Da dann die Churbrandenburger und Zellischen in das Ober-Elsaß ziehen, und das Hauptquartier in Colmar sein soll; die Münsterischen und Lüneburgischen sollen ins Sundgau, die Kreisvölker aber . . . . (unleserlich) . . . sollen sich wieder bis auf 34000 Mann gar gewiß verstärkt haben und vermeintlich damit stark genug sich befinden. Es kann das gemeldete Winterquartier nicht wohl geschehen. Dadurch ihm (dem Turenne) der Brodkorb und sein Proviantthaus nicht allein abgeschnitten ist, sondern es dürfte auch die Festung Breisach blockirt werden, so sich aber innerhalb 24 Stunden ausweisen wird. Man verlangt hier sehr, unsere Leute loszuwerden, und was verständige Leute allhier allzeit besagen, das ist jetzund wahr geworden.“ Ein, wie es uns scheint, recht wahrer Bericht ist an den Monsieur de Dietfurt, ayde de camp de l'Infanterie de S. A. D. de Brunswic-Luneburg à Hannover gerichtet: „Die Alliirten haben nach zweitägigem Kanoniren mit Verlust von etwa 20 Mann das Schloß Waßlenheim eingenommen und am 14./24. huj. sind die darin gelegenen Franzosen mit Ober- und Untergewehr ausgezogen und bis nach Zabern convoyirt worden. Eodem ist in der Nacht das Bournonvillesche Lager durch Verwahrlosung in Brand gerathen. Am 15./25. huj. brach der Herzog von Lothringen auf gegen das Gebirge des Ober-Elsaß, ohne daß man weiß, zu was. Man hat anders nicht geglaubt, daß am selbigen oder folgenden Tage die völlige Armee aufbrechen

und die Winterquartiere beziehen würde, weil die Fourage dahin ist, und ziemlich Mangel daran erscheint. Doch dies ist bis dato noch nicht erfolgt, sondern es stehen die Alliirten noch immer diesseits des Köchelsberges in den nächsten umgelegenen Dörfern. Turenne liegt aber jenseits der Sorr gegen Zabern zu; der bekommt täglich secours und verstärkt sich ansehnlich, also daß verlauten will, daß er wird vieles zu wagen Lust haben. Am 14./24. sind 4000 von der alliirten Armee detachirt, und Generallieutenant Caprara damit zum Rekognosziren ausgeschickt worden. Gleichzeitig kommt Bericht, daß die Kaiserlichen und Münsterischen, auch übrige Armee diesen Morgen aufgebrochen, ihr Lager angesteckt und dem Köchelsberg zu wieder marschiren, um im Ober-Elsaß quartiers de rafraichissement zu beziehen. Der Herzog von Lothringen sucht die Seinen in dem Scherweiler- und Leberthal gleichergestalt."

Ja, der unrühmliche Abzug in die Winterquartiere nach vielen unnützen Kämpfen und vielen Niederlagen, das war das Ergebniß des bisherigen Feldzuges gegen Frankreich, welchen der Kurfürst mit so hohen Hoffnungen begonnen. Wo blieb der Ruhm der Brandenburgischen Waffen? Auch sie hatten dem Französischen Kriegsvolk nicht zu widerstehen vermocht! Lange zauderte Friedrich Wilhelm, ob er nicht noch vor Anfang des Winters umkehren und in seine Mark Brandenburg ziehen sollte. Denn die Haltung der Schweden ließ besorgen, daß sie den längst vorbereiteten Einfall in dieselbe in Scene setzen wollten; darüber gelangten an den Kurfürsten immer beunruhigendere Gerüchte. Karl XI. von Schweden hatte an den Kurfürsten ein besonderes Schreiben gerichtet, er werde sich genöthigt sehen, die gute Freundschaft und Korrespondenz mit Brandenburg preiszugeben und auf der unverfälschten Erhaltung des Westfälischen Friedens zu bestehen, was er dem Könige von Frankreich durch ein besonderes Bündniß aufs Neue versprochen habe.*) Auch der Schwedische Gesandte suchte in der Wiener Hofburg den Kurfürsten anzuklagen, daß dieser ohne Zweck den Feldzug unternommen habe und fortsetze, da dadurch Frankreich gereizt würde, in den Feindseligkeiten fortzufahren, so daß viele Deutsche Lande durch allerlei Kriegsplagen, namentlich durch Einquartierung, belästigt würden. Diese Anklagen hatten schon damals begonnen, als Friedrich Wilhelm in der Nähe von Straßburg lag, und setzten sich erst recht fort, nachdem er ins Ober-Elsaß mit seinen Truppen gezogen war. Hierüber äußert sich der Kurfürst in einem Brief vom 26. Nov./6. Dez. 1674, von Colmar aus geschrieben.

Er sagt darin wörtlich: „Nun ist dem lieben Gott bekannt, daß wir allezeit an unsren Seiten nichts anders, als einen Universalfrieden mittelst göttlicher Hülfen zuwege zubringen intendirt und darum allein die Waffen ergriffen. Daß die anderen hohen Alliirten denselben Zweck einig und allein

*) Peter, S. 312.

für Augen haben, ist keineswegs anzuzweifeln. Wir haben uns nicht hierzu, wiewohl an sich das Werk rühmlich ist, offerirt, sondern es ist genugsam bekannt, wie wir gesucht worden sind. . . . Kein Reichsstand hat über Gebühr Einquartierung bekommen, oder andere Molesten. . . . Es ist auch sonst in keinem Lande Einquartierung gemacht oder der Krieg eingezogen, als nunmehr in des Feindes Elsässischen Lande, welches vornehmlich daher kommt, daß dem Reichsschluß zufolge der Grafschaft Burgund zu Hülfe gekommen wird. Daß aber einige andere etwas ausstehen mußten, kommt wie gesagt, von des Feindes Conduite her. . . . Ob auch der König von Schweden zur Defension seiner Lande eine Armee aus Schweden herauszusenden nöthig gehabt, da alle Kriegsmacht, so lange Zeit hindurch in der Nachbarschaft gestanden, 100 Meilen von seinem Lande abgezogen und weggeführt worden ist, das steht in aller Welt Urtheil." Dieser Brief ist an v. Krockow in Wien gerichtet (Hann. Staatsarch. Celle, Brieff. Archiv Des 13[6] Reichskrieg mit Frankreich).

Der Kurfürst bekam die Nachricht, daß sich die Schwedischen Regimenter in Pommern mit jedem Tage mehrten. Er mußte mit der Gefahr rechnen, daß die Schweden die von allen Truppen entblößte Mark Brandenburg in einem guten Augenblicke überfallen würden. Wir verstehen demnach, wie gerechtfertigt es war, daß Friedrich Wilhelm ein wachsames Auge auf seinen mächtigen, kriegsbereiten Nachbar richtete. Beim Kaiser wurde er wiederholt vorstellig, daß Schweden als Reichsstand aufgefordert werden müsse, ebenfalls gegen Frankreich sein Heer zu senden. Am 2. Dezember 1674 schreibt der Kurfürst in diesem Sinne an seinen Gesandten zu Regensburg vom Hauptquartiere zu Colmar aus.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß Friedrich Wilhelm nach der Niederlage bei Marlenheim große Lust zeigte, mit seinem Heere das Elsaß zu verlassen, doch das nationale Bewußtsein schlug schließlich durch. Er ermaß, welch ein Unsegen dem ganzen Vaterlande daraus erwachsen müßte, wenn er, einer der angesehensten Fürsten Deutschlands, zuerst die Streitsache mit Frankreich als verloren darangebe. Schweren Herzens entschloß er sich, zu bleiben und mit den Alliirten im oberen Elsaß Winterquartiere aufzusuchen. Obwohl von Wien aus ihm noch einmal auf das Bestimmteste der Oberbefehl über alle Deutschen Truppen zugesichert wurde, konnte er es nicht zu Wege bringen, daß man ihm unbedingt gehorchte. Schon die Vertheilung der Soldaten in die Winterquartiere machte ihm große Schwierigkeit. Der Kurfürst wollte sie nicht auf ein großes Terrain auseinander gelegt wissen, da er einen Angriff Turennes mit einer großen Kriegsmacht auf dieselben voraussah, wie er ja auch später erfolgte; doch Bournonville trat ihm entgegen und setzte bei den übrigen Befehlshabern die Anordnung der Quartiere durch, nach welcher das ganze Ober-Elsaß mit Deutschen Truppen belegt wurde. Er brachte ihnen die Ueber-

zeugung bei, daß Turenne, äußerst geschwächt, seine Truppen ebenfalls auf Französischem Gebiete in die Winterquartiere legen müsse.

Die Deutschen Befehlshaber ließen ihre Truppen Anfang November aus dem Unter-Elsaß aufbrechen, um sie im Ober-Elsaß in die Winterquartiere zu legen. Bis dahin hatten sie ihren Gegner Turenne, dem das ruhige Verweilen seiner Feinde wunderlich vorkam, scharf beobachtet, ihn auch wohl durch Scharmützel beunruhigt, damit er nicht auf den Gedanken komme, daß das Deutsche Heer so bald aufbrechen werde. Auch hatten Deutsche Streifkorps das ganze Ober-Elsässische Land durchzogen, um es von kleinen Französischen Truppenkörpern zu reinigen, damit die Hauptruppen der Deutschen ungehindert die Winterquartiere anlegen konnten.

Ueber diese Unternehmungen schrieb man von Straßburg am 26. Okt./2. Nov.: „Die Alliirten haben sieben Wägen mit Stückkugeln und mit zwei Eisen, so von Belfort nach Breysach gewollt, weggenommen. Vorgestern hat ein Churbrandenburgischer Oberstlieutenant, Namens Henning, ohnweit Zabern von dem Arriéreban an die 100 Edelleute niedergemacht und sechs Maulesel erobert, auf welchen des Mons. de Crequy silbernes Servis, viel Gold und zwei kostbare Sachen geladen gewesen.*) . . . Im Uebrigen liegen allerseits die Armeen noch in ihren vorigen Lagern. In dem Ober-Elsaß wird die Stadt Thann, worin Französische Garnison liegt, von den Alliirten mit sechs Stücken und einem Feuermörser beschossen. Alle dort herum gelegenen Orte und Schlösser haben sich den Alliirten gutwillig ergeben. Churpfalz läßt in Straßburg ein neues Regiment zu Fuß werben, und soll das Oberrheinische Kreisregiment in gedachtem Straßburg einquartiert werden und den ganzen Winter darin still liegen bleiben. Hagenau soll von den Franzosen gänzlich ausgeplündert und nachmals von ihnen verlassen worden sein."

Letztere Nachricht beruhte auf einem Irrthum; Hagenau verblieb in den Händen der Franzosen, weshalb die Deutschen an diesem festen Platze für ihren Marsch nach Süden ein großes Hinderniß fanden und gezwungen wurden, dicht am Rheine ihre Märsche zu machen. Ueberhaupt gab das räthselhafte Stillstehen des Marschalls Turenne Stoff zu allerlei Berichten über ihn, wie er denn für die Folgezeit es meisterhaft verstanden hat, alle seine Unternehmungen in ein unheimliches Dunkel zu hüllen, so daß er seine Gegner vollständig täuschte.

Es kam die Nachricht, daß die Kavallerie Turennes so heruntergekommen sei, daß die meisten Reiter zu Fuß gehen müßten; ein großes Sterben habe sich bei seinen Truppen eingestellt, der General Vaubrun sei todt, Comte de Soult liege „auf todt" darnieder; man halte dahin, daß er darum nicht in das Gebirge und nach Lothringen zurückginge. Vom 6./16. November wird berichtet über Straßburg: „Die Churbrandenburgischen haben das Schloß und die

*) Peter, S. 302.



Stadt Thann im Sundgau weggenommen und besetzt, seitdem sie vor Oberbergheim gerückt sind, darinnen 150 Franzosen zur Besatzung liegen, welchen Ort sie nunmehr mit Kanonen beschießen. Von da sollen sie vor Belfort zu rücken entschlossen sein. Sollten sie auch diesen Ort einnehmen, so sind sie Meister des Sundgaues und haben den Schlüssel zu Burgund. . . Am 9./19. November gelangte die sichere Nachricht nach Frankfurt, daß Turenne wirklich mit seiner Hauptmacht nach Lothringen und die Alliirten auch mit fast allen Truppen nach dem Ober-Elsaß aufgebrochen seien."

Der Französische Feldherr Turenne führte nun sein bewunderungswürdiges Meisterstück aus. Im Winter durchzog er Lothringen und Frankreich, er erschien am 27. Dezember mit wohlorganisirten Streitkräften in Belfort, überfiel die Winterquartiere seiner Feinde und zwang sie, das Elsaß mitten in winterlicher Zeit schleunigst zu verlassen. Ueber diese Ereignisse wolle man des Verfassers historische Abhandlungen lesen, welche im Vorwort verzeichnet sind.

Daselbst wird auch die Thätigkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und seiner Verbündeten näher dargelegt. Ein unaufgeklärter Punkt bleibt es, weshalb dieser sonst so energische und thatkräftige Fürst gerade im Ober-Elsaß nicht den lästigen Nebenbuhler, den Herzog von Bournonville, von sich abgedrängt hat, da dieser ihn ja an einer kräftigen Initiative auf Schritt und Tritt hinderte. Das Eine steht fest, daß die Brandenburgischen Truppen, wenn es zur Separirung von den Alliirten gekommen wäre, allein nicht mehr hinreichend gewesen wären, sich gegen die Franzosen zu behaupten, geschweige sie zu besiegen. Aber diese Ueberlegung läßt uns noch nicht den eigentlichen Grund erkennen, weshalb der Kurfürst es an Schneidigkeit hat fehlen lassen. Wir können ihn nur darin finden, daß der Kurfürst wochenlang sehr krank darniederlag, indem er von einer lästigen Gicht geplagt wurde, die ihn von jeder thatkräftigen Aktion ferngehalten zu haben scheint. Als der Fürst von Bläsheim bei Straßburg nach Stotzheim gezogen, wurde er am Abende plötzlich von dieser Krankheit befallen. Als er sich erheben wollte, konnte er nicht mehr gehen, obwohl er noch zwei Stunden vorher sich äußerst wohl befunden hatte. Dieses Ungemach hat ihn lange Zeit geplagt. Von Colmar schrieben am 11. Dezember 1674 seine Bevollmächtigten, der Kanzler v. Somnitz und der Geheimrath Meinders, an den Braunschweig-Lüneburgischen Kanzler Schütz zu Schlettstadt, daß doch die Truppen das Kloster Päris nicht inkommodiren sollten; von dort her sei Klage gekommen, daß die von Sr. Churfürstlichen Durchlaucht ertheilten Salvaguardien nicht respektirt würden: „Also haben wir der Nothdurft befunden, bei jetzigem unseres Herren Zustand, und da derselbe wegen seiner Unpäßlichkeit und seines Schadens an der Hand selbsten nicht schreiben kann, dies . . . . zu schreiben." Am 13. Dezember schreibt v. Somnitz wieder an Schütz von Colmar aus: „Der

Herzog von Braunschweig-Lüneburg habe angefragt, ob er nicht die Oerter Wesserling und Bonhomme*) wollte besetzen lassen. Se. Churfürstliche Durchlaucht hätten herzlich gern selbst darauf geantwortet. Weil sie aber an der Hand dergestalt incommodirt sei, daß sie nicht signiren könnte, gäbe er die Antwort, daß die Offiziere von des Herren Feldmarschalls v. Dörfflinger Regiment Dragoner Ordre bekommen hätten, die Pässe zu besetzen." Aus diesen brieflichen Mittheilungen geht hervor, daß der Kurfürst in seinen Maßnahmen sich von seinen Offizieren und Beamten vertreten lassen mußte. Zu den körperlichen Schmerzen kam noch tiefe Trauer über den Verlust seines heißgeliebten und hoffnungsvollen neunzehnjährigen Sohnes, des Kurprinzen Karl Emil. Er hatte ihn in Straßburg im Oettlinger Hof „an einem hitzigen Fieber" zurücklassen müssen. Die Nachricht von dem am 7. Dezember erfolgten schnellen Tode versetzte die Fürstliche Familie und die ganze Umgebung in die tiefste Trauer. Der Schmerz war um so größer, als der Verdacht vorlag und sich namentlich dem Kurfürsten aufdrängte, daß der Kurprinz das Opfer eines Verbrechens, nämlich daß er vergiftet worden sei. Die Nachricht machte auch in ganz Deutschland und über die Grenzen desselben großes Aufsehen.

Man wird namentlich von Seiten Französischer Geschichtsforscher nicht müde, den Kurfürsten der größten Schläfrigkeit und Trägheit zu beschuldigen, mit welcher er im Hauptquartier Colmar seine Sache gegen Turenne geführt habe. Doch je mehr wir Dokumente und Berichte über die damalige Zeit finden, desto sicherer erkennen wir, daß jene Anklagen unbegründet sind. Trotz der mißlichen Umstände, in denen der Kurfürst, wie wir oben angedeutet, sich befand, war er rastlos thätig; freilich die üblen Verhältnisse lähmten ihn oft und ließen ihn seine wohldurchdachten Pläne nicht ausführen. Vornehmlich ließ er die Festung Breisach blockiren, woselbst noch eine Französische Garnison unter dem Gouverneur Noy lag. Während der nächsten Wochen gab es dort manches blutige Gefecht. Alsdann hatte er stets die Vogesenpässe im Auge. Wie leicht konnte Turenne durch einen mächtigen Vorstoß vom Gebirge herab in die Deutschen Quartiere eindringen und die ohne Weisheit auf zu großem Terrain zerstreut liegenden Truppen seiner Feinde auseinandersprengen? Daher ließ jener die Pässe besetzen; die Versuche der Franzosen, sie zu überschreiten, wurden durch Lüneburgische und Brandenburgische Truppen abgeschlagen. Ueber Belfort hinaus sandte er ein Detachement von 6000 Mann nebst 8 Geschützen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Holstein nach Burgund, um sich mit dem Herzog von Lothringen zu vereinigen, falls dieser es fertig bringen sollte, Turenne in Lothringen zurückzudrängen. Die Kaiserlichen Generale Dünnwald und Werthmüller mußten Hüningen und die Feste Landskron an der Schweizer-Grenze belagern.

*) Sehr wichtige Vogesenpässe.



Auch an der alten Deutschen Reichsstadt Colmar ließ der Kurfürst militärische Vorsichtsmaßregeln treffen, und höchst wahrscheinlich die durch Ludwig XIV. ruinirten Wälle und Gräben wieder in Vertheidigungszustand setzen. So schrieb man vom 27. November aus dem Ober-Elsaß: „In Colmar kommen täglich mehr Churbrandenburgische Offiziere an, so in die Winterquartiere verlegt werden. Samstag langten sechs Feldstücke an mit einem Feuermörser und dabei 100 Mann. So marschirten selbige Tage bei 1000 Dragoner und Fußknechte auf Thann, selbiges Amt auch in Contribution zu setzen; soll sich auch, wie man sagt, allbereits dazu bequemt haben. Täglich müssen über 100 Mann auf des Churbrandenburgischen Obersten Berlepsch Ordre die Durchschnitte zu Colmar wieder eröffnen helfen. Churbrandenburg wird ohne Zweifel die Winterquartiere im Obern Elsaß und das Hauptquartier im besagten Colmar nehmen; deswegen bereits die Logimenter bezeichnet werden. Jetzt berichtet man, daß sich Thann an die Kaiserlichen Alliirten ergeben habe, und ginge es nun auf Belfort; ob es gar auf Burgund mit abgesehen; solches wird sich bald zeigen." Auch die Stadt Schlettstadt wurde von dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg stark befestigt.

Auch mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft knüpfte der Kurfürst Beziehungen an und sandte nach Basel einen Gesandten, um sie zu bewegen, keine Französischen Werbungen auf ihrem Gebiet zu dulden. Hierüber schreibt man aus Basel vom 24. Oktober: „Die Dörfer herum sind voll von Völkern, auch viele allhier in der Stadt; ob sie weiter wollen, hört man nicht. Samstag ist der Churbrandenburgische Oberhofmeister als Gesandter der Herren Alliirten angekommen, der mittheilte, was Kaiserliche Majestät und die Reichsstände bewogen, die Waffen wider Frankreich zu ergreifen und der darauf bestanden, daß man Frankreich keine Werbung gestatte und daß unsre Nation, so in desselbigen Diensten gestanden, renonciren solle. Donnerstag wird er in Aarau, wo der löbliche Dreizehner Rath zusammenkommen soll, sein ferneres Anbringen vortragen. Breysach ist eng eingeschlossen; man hört wenig herausschießen, wiewohl die Alliirten die äußere Wacht an der Stadt weggenommen haben. Gestern haben sich die in der Schanz an der Thüre zu Hüningen auch ergeben, so gefangen genommen sind. P. S. Die Alliirten haben nächst Breysach etliche geladene Wagen und bei dreißig dahingehörige Pferde weggenommen, auch ein Dorf angezündet. Basel, den 1./11. December. Hier geht die Rede, als wenn 9000 Mann von den Alliirten mit Stücken und Feuermörsel nach Burgund gegangen seien."

Allmählich gingen den Alliirten die Augen auf, daß sie es mit einem schlauen, energischen, kriegsgeübten Gegner zu thun hatten. Ihre Anschauung, daß auch Turenne, wenn er auch auf der Vogesenlinie an den Pässen sich unruhig zeigte, ins Winterquartier gerückt sei, erwies sich als eine völlig irrige. Er hatte verstanden, durch Vorschickung kleinerer Detachements an

Gewiß hatte General Crémer — unterstützt allerdings durch die nicht genügende Aufklärung der Deutschen — seine Vorbereitungen mit großem Geschick getroffen, obgleich sich auch hier die Theilung der Kräfte als unnöthig und verderblich erwies. Hätte er seine Truppen in einer Kolonne marschiren lassen, so dürfte er die Verspätung der 2. Legion rechtzeitig bemerkt und vielleicht noch eine Gegenmaßregel gefunden haben. Er würde dann auch stark genug gewesen sein, um sich von vornherein weiter nordwärts, etwa bis Höhe 541, auszudehnen. Das würde gefährlicher für die Deutschen gewesen sein als der verspätete, leicht abgeschlagene Angriff über Ste. Sabine.

Immerhin hatten sich die Dinge beim Beginn des Gefechtes doch so gestaltet, daß in einem Friedensmanöver der Leitende wahrscheinlich schon beim ersten Kanonenschuß die Lage der Deutschen Partei als hoffnungslos bezeichnet haben würde.

In um so glänzenderem Lichte erscheint die Gefechtsdurchführung der Badischen Brigade.

Im Kriege gilt eben noch mehr als der Kopf das Herz des Mannes. Das hat die 3. Badische Brigade bei Châteauneuf wieder einmal bewiesen und das Lob vollauf verdient, das ihr General Keller in seinem Tagesbefehl vom 4. Dezember aussprach:

„Sämmtliche Abtheilungen, die in das gestrige Gefecht Gelegenheit hatten einzugreifen, können mit Stolz ihrer Leistungen gedenken."

Besondere Anerkennung gebührt diesen Leistungen auch deshalb, weil das Gefecht eine Reihe ganz außergewöhnlicher Anstrengungen abschloß, die das Gefüge einer weniger guten Truppe sicherlich erschüttert haben würden.

Bei hartem Wetter, bei eisigem Nordwind, stellenweise bei Schnee und Glatteis, zum Theil auf schwierigen Wald- und Gebirgswegen, bei nicht immer ausreichender Verpflegung und Bekleidung und bei aufreibendem Sicherheitsdienst hat die Brigade an fünf aufeinander folgenden Tagen bis zu 150 km zurückgelegt. Sie ist dabei zweimal aus der Ruhe aufgestört, um der bereits vollbrachten Tagesleistung einen Marsch in der Dunkelheit anzuschließen, und sie hat zweimal gefochten.

Verschiedene Einzelleistungen gingen noch darüber hinaus. So marschirte die 6. Kompagnie des Leib-Grenadierregiments in den Tagen vom 1. bis 3. Dezember aus der Gegend nördlich Le Pont d'Ouche über Bligny, Arnay le Duc, Surmoulin und zurück über Vandenesse, Sombernon bis Dijon, d. h. also in drei Tagen fast 130 km, allerdings ohne zu fechten.

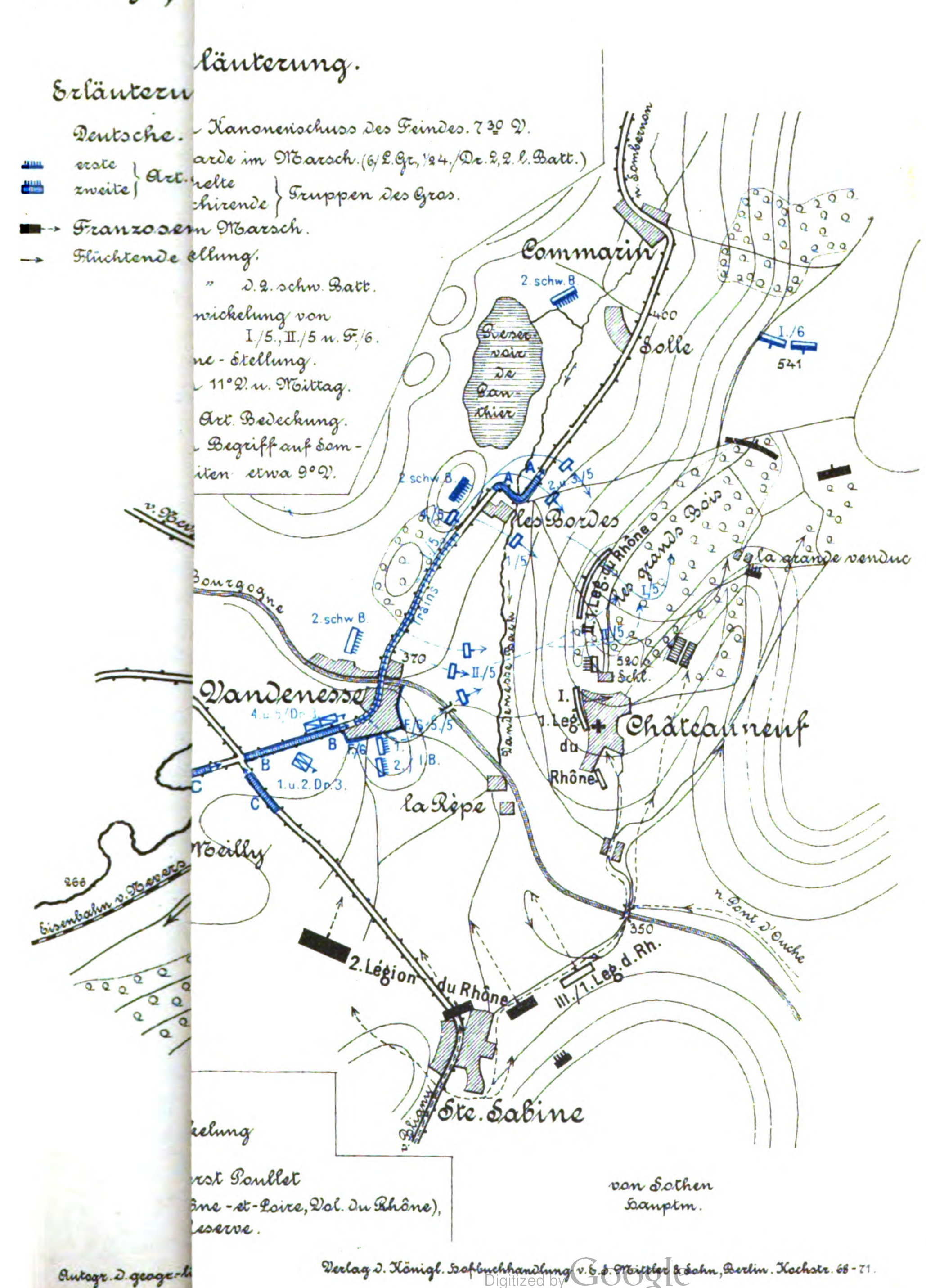
Wenn Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen und Entbehrungen und kaltblütige Entschlossenheit im Augenblick furchtbarer Gefahr den Werth des Soldaten zeigen, so kann man wohl sagen: Die Badischen Truppen haben sich in diesen schweren Tagen den besten Kämpfern des großen Krieges ebenbürtig zur Seite gestellt.

Zu: Militär-Woche

Skizze 2.

Zum Gefe

n Gefecht bei Châteauneuf 3.12.70.



Studien

über den

Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich

im Elsaß 1674—1675.

Auf Grund von archivalischen Dokumenten

von

Dr. Heinr. Rocholl,
Militär-Oberpfarrer des X. Armeekorps und Konsistorialrath zu Hannover.

Vorbemerkung.

Der Verfasser veröffentlichte über den Gegenstand der nachfolgenden Studien folgende Schriften:

„Der große Kurfürst von Brandenburg im Elsaß. 1674 bis 1675. Ein Geschichtsbild aus der Zeit, als das Elsaß Französisch werden mußte. Mit einer Karte zum Gefecht bei Türkheim. Straßburg. Karl J. Trübner. 1877."

Im Aprilheft der vom Professor Rößler bei E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung in Berlin erschienenen Zeitschrift für Preußische Geschichte vom Jahre 1878 hat er eine Schmähschrift wider den Kurfürsten aus dem 17. Jahrhundert edirt, die dessen Feldzug wider Turenne behandelt:

„Der Götterbote Merkur über die Brandenburgische Kampagne im Elsaß 1674 bis 1675. Ein Flugblatt wider die Brandenburger aus dem 17. Jahrhundert."

In derselben Zeitschrift gab er im Oktoberheft 1879 die von ihm veranstaltete Sammlung der in den Elsässischen Archiven ruhenden, die Brandenburgische Kampagne betreffenden handschriftlichen Dokumente unter dem Titel heraus:

„Der Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich. 1674 bis 1675."

Endlich erschien bei Gebr. Jänecke in Hannover im Druck ein im Oktober 1894 daselbst im historischen Verein für Niedersachsen vom Verfasser gehaltener Vortrag:

„Die Braunschweig-Lüneburger im Feldzug des Großen Kurfürsten gegen Frankreich. 1674 bis 1675."

In Hannover, seinem jetzigen Wohnsitze, wurde dem Verfasser im Staatsarchiv eine große Anzahl bisher unbekannter und ungedruckter Dokumente überreicht, welche sich auf den Feldzug im Elsaß von 1674 bis 1675 beziehen. Sehr wichtig wurde ihm der eigenhändige Briefwechsel zwischen dem Kurfürsten und dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg in Betreff des Eilmarsches des ersteren ins Elsaß und überhaupt der ganzen Kriegführung. Viele Notizen enthielten die Korrespondenzen, welche zwischen den Bevollmächtigten der beiden Fürsten gewechselt wurden; es fand sich auch ein eingehend erzählender Bericht über die Schlacht von Enzheim vor. Eine reiche Fundgrube an historischem Material boten die Relationen und Zeitungen aus Wien, Cöln, Frankfurt und Basel über die damaligen Ereignisse; es sind kurze Berichte, welche wohl an die Regierungen geliefert worden sind. Wie alle Zeitungen, so sind auch diese, weil oft auf bloßen Gerüchten fußend, nicht immer sicher, namentlich in der Angabe der Zeiten und der Zahl der Truppen; aber im Wesentlichen geben sie uns doch höchst schätzenswerthe Nachrichten über die Ereignisse des Krieges. Gerade sie konnten manche Lücken in der historischen Forschung ausfüllen.

Gedruckte Werke und Schriften wurden außer den in obigen Druckschriften angegebenen benutzt: 1. H. Pastenaci, Die Schlacht bei Enzheim. Halle, Niemeyer 1880. — 2. Dr. Isaacsohn, Der Deutsch-Französische Krieg 1674. Berlin, Puttkamer u. Mühlbrecht 1871. — 3. L. v. Orlich, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst. Berlin, Mittler 1836. — 4. A. Köcher, Geschichte von Hannover-Braunschweig. Leipzig, Hirzel, 1884, I. Theil. — 5. Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berlin, Reimer.

Zum Abschluß eines Separatfriedens mit dem Französischen Könige Ludwig XIV. war der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg zu Vossen am 16. Juni 1673 infolge der undeutschen, franzosenfreundlichen Politik des Deutschen Kaisers und seines Ministers Fürsten Lobkowitz und durch das treulose Benehmen der Deutschen Reichsfürsten genöthigt worden. Er mußte dem Französischen Könige versprechen, Neutralität zu beobachten, so lange das Deutsche Reich von Frankreich nicht angegriffen würde. Doch dieser Friede wurde von Seiten Frankreichs selber gar bald verletzt, indem es dazu überging, wider Recht und Gerechtigkeit die zehn Reichsstädte im Elsaß zu besetzen und die Städte von Kurtrier und Kurpfalz in empörendster Weise zu zertrümmern.*) Durch diese Vorgänge fühlte sich der Kurfürst in seinem Innern schon längst von seinen Verpflichtungen Ludwig XIV. gegenüber ent-

*) Siehe des Verfassers Schrift: Der Große Kurfürst, S. 22: „Die alte freie Deutsche Reichsstadt in Deutschen Händen."

bunden und neigte schon im Jahre 1673 dazu, sich mit den Gegnern des eroberungssüchtigen Königs zu verbinden. Die Gelegenheit schien um so günstiger, als die Kaiserlichen Armeen unter Montecuculi die Franzosen zurückgedrängt hatten, als in ganz Deutschland das Nationalgefühl erwacht war, welches Rache für die dem gemeinsamen Vaterland angethane Schande forderte, und nachdem der Hauptintriguant am Wiener Hofe, Fürst Lobkowitz, gestürzt worden war. Die Krone Schwedens bewog freilich den Brandenburger, mit ihr am 10. Dezember 1673 einen Vertrag zu schließen, welcher die löblichen Ziele verfolgte, Sicherheit des Reiches, Herbeiführung des Friedens und gemeinsame Vertheidigung der Schwedischen und Brandenburgischen Provinzen zu gewährleisten, und hierdurch wurde Friedrich Wilhelm zurückgehalten, offen gegen Frankreich aufzutreten. Aber mit der Zeit erkannte er, daß es Schweden nicht aufrichtig mit ihm gemeint hatte, indem es ihn in völlige Unthätigkeit gesetzt sehen wollte, daß es nur die Geschäfte Frankreichs gegen Kaiser und Reich besorgte. Als nun sein Neffe, Wilhelm III. von Oranien, die Führerschaft der gegen Frankreich verbündeten Mächte übernahm, wuchs in dem Herzen des Kurfürsten immer stärker das Verlangen, mit seinen Deutschen Mitfürsten gemeinsame Sache zu machen. Schweden gegenüber betonte er, daß er sich nur an den abgeschlossenen Vertrag halten könne, wenn Frankreich zuerst angegriffen werden sollte; da aber Ludwig XIV. selbst aggressiv vorgegangen sei, so fühle er sich jeder Verpflichtung ledig.

Frankreich gab sich alle Mühe, den Kurfürsten auf seine Seite zu ziehen und ihn wenigstens in der Neutralität zu halten. Er selbst theilt dem Kaiserlichen Rath Goes am 9. März 1674 mit, daß ihm von Frankreich für 10 000 Mann Erhaltungssubsidien angeboten worden seien, wenn er nur neutral bleiben wollte; er sollte gar nicht gezwungen sein, gegen den Deutschen Kaiser und Holland zu Felde zu ziehen. Goes schreibt an den Kaiser, daß er nicht daran zweifele, Frankreich werde Alles aufbieten, den Brandenburger zu gewinnen. Im Gegensatz hierzu warb der Kaiser unausgesetzt um die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten.*) Zur Freude seines Kaiserlichen Herrn konnte Goes am 23. März 1674 nach Wien berichten, daß der Kurfürst sich sehr über den Einfall der Franzosen in die Pfalz ereifert hätte. Als er ihm den Succurs und die Verbindung mit den Kaiserlichen Truppen angerathen, da habe der Kurfürst sich dahin geäußert, daß er nicht unterlassen würde, dasjenige, was die Reichsstände resolviren würden, auch seinerseits zu vollziehen. Er habe ihn schließlich gebeten, seinem Gesandten zu Regensburg zu befehlen, für die Unterstützung des Pfälzers energisch einzutreten.**) So war denn Friedrich Wilhelm schon im Mai völlig für die Allianz gegen Frankreich gewonnen.***) Am 24. Mai wurde nun auf dem Reichstag zu Regens-

*) Urkunden und Aktenstücke 14[1], S. 747 ff.
**) Urkunden 14[1], S. 752 f.
***) Urkunden 14[1], S. 765.

burg der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen. Wider Frankreich verbündeten sich Spanien, die Niederlande, der Kaiser und die Reichsfürsten von Münster, Kur-Cöln und Lüneburg-Celle.*) Von jenem Augenblick ab sehen wir den Kurfürsten mit großem Eifer Partei für diese Allianz ergreifen und mit dem Kaiser wegen Unterhaltungsgelder für seine Truppen für den Fall, daß er beitrete, verhandeln. Am 11. Juni muß der Kaiserliche Rath Goes an den Kaiser von Berlin aus berichten, daß der Kurfürst sich über die Langsamkeit in den Verhandlungen beklage und betone, in solchem Zustand nicht länger verharren zu können, er müsse wissen, woran er sei; er ließe schon 6000 Mann von Preußen nach Berlin marschiren.**) Die Hindernisse wurden von beiden Seiten gehoben. Am 1. Juli schloß sich der Kurfürst dem Bündniß gegen Frankreich an. Von diesem ernsten Schritt ab trat er an die Spitze des ganzen kriegerischen Unternehmens gegen Ludwig XIV.; er ist es gewesen, der den Kaiser unablässig darin zu beharren ermahnte, die Ehre Deutschlands zu verfechten und die Deutschen Fürsten anzuhalten, ihre Truppen zu dem gemeinsamen Feldzug gegen den nationalen Feind im Westen mobil zu machen. Wozu er die Deutschen Fürsten auffordern ließ, dafür wollte er selbst ein gutes Vorbild geben. Schon am 17. Juli schreibt er an seinen Gesandten v. Krockow in Wien, er werde mit dem Herzog von Bournonville, dem Kaiserlichen General, am Rhein sich vereinigen, wie es der Kaiser für gut angesehen habe; die Ordre sei gegeben, den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen; er werde ehestens in eigener Person aufbrechen. Er legt schon jetzt darauf ein Hauptgewicht, daß ihm der Oberbefehl am Rhein ausschließlich übertragen sei, als wenn er schon damals geahnt, zu welchen Mißhelligkeiten diese wichtige Frage später führen sollte. In demselben Briefe schreibt er wörtlich: „Sonsten wird nöthig sein, daß der Duc de Bournonville auf den Fall der Konjunktion an uns verwiesen werde, weil wir vermittelst der Hülfe Gottes entschlossen, in Person bei unserer Armee zu sein. Ihr werdet es Ihrer Kaiserlichen Majestät unterthänigst fürtragen und deswegen gebührende Ordres an besagten Bournonville und wo sonsten einige nöthig, suchen. Es ist zwar in der Allianz ausdrücklich versehen, daß, wenn wir bei der Armee, uns das Kommando unstreitig bleiben soll. Es wird aber doch nöthig sein, daß Ihre Kaiserliche Majestät die Ihrigen dahin beordern." Sobald der Kurfürst der Allianz beigetreten, versuchte der Prinz von Oranien, ihn durch allerlei Petitionen und Vorstellungen zu bewegen, daß er in Eilmärschen seine ganze Truppenmacht in die Niederlande senden möchte, um dort mit ihm einen Hauptschlag gegen die Französischen Heere zu wagen. Im Gegensatz dazu arbeiteten an ihm der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, damit er an den Oberrhein ziehe, um mit dem Herzog von Bournonville sich zu vereinigen.

*) Urkunden 14[1], S. 13 ff. 14[2], S. 788 ff.

**) Urkunden 14[1], S. 766.

Der Kurfürst willigte ein, da es ein Lieblingsgedanke für ihn war, da einzugreifen, wo die Noth Deutscher Reichsfürsten es am meisten erforderte. Schon im April 1674 hatte der Kurfürst selber von Cöln an der Spree aus dem Kaiser Leopold in einem Schreiben nahegelegt, wie gerade die Vergewaltigung der Pfalz durch die Franzosen dringend erheische, gerade dort den Reichsfürsten eine rettende Hand entgegen zu strecken. Und es hatte auch Bournonville, nachdem er in wilder Hast vor Turenne im Juli 1674 seinen Rückzug bewerkstelligt und neue Reichstruppen bei Frankfurt an sich gezogen hatte, einen großartigen Plan entworfen, nämlich den Krieg von Neuem auf das Französische Gebiet jenseits des Rheins zu verpflanzen, die Festungen Philippsburg und Breisach wieder in Deutsche Hände zu bringen und den Herzog von Lothringen wieder in sein Land zurückzuführen. Die Brandenburger sollten direkt oberhalb Philippsburg über den Rhein gehen, stromaufwärts in die Pfalz vorrücken und Turenne, der in der Pfalz bei Winden stand, von Süden aus in selbständiger Weise bedrängen, während Bournonville mit den Kaiserlichen und Deutschen Truppen von Norden her demselben in der Nordpfalz entgegenziehen wollte. Man hoffte, Turenne so von beiden Seiten anzugreifen und zu besiegen oder wenigstens ihn zu zwingen, nach Lothringen und Frankreich sich zurückzuziehen. Der Kurfürst begeisterte sich für diesen Plan und nach seinem feurigen Naturell bot er Alles auf, um zur rechten Zeit mit seiner ganzen Truppenmacht am Rhein zu erscheinen. Er rückte mit seiner 20 000 Mann zählenden Armee, die im besten Zustand sich befand, am 23. August ab; der Marsch ging über Magdeburg, durch den Thüringer Wald und Schweinfurt nach dem Neckar hin.

Aus dem Briefwechsel, welchen der Kurfürst eigenhändig mit seinem Verbündeten und Freund Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg unterhielt (Hannov. Staatsarchiv, Celle, Brieff. Archiv Des. 13b, Reichskrieg mit Frankreich, 1674 bis 1675, zwischen Kur-Brandenburg und Herzog Georg Wilhelm gewechselte Schreiben, 15. September 1674 bis 23. Januar 1675) geht hervor, mit welcher Emsigkeit und Eile der Kurfürst seine Truppen vorwärts marschiren ließ. Der Braunschweiger hatte seine Truppen unter dem General Chauvet schon am Rhein in der Pfalz bei den Kaiserlichen stehen. Er selbst befand sich noch an einem Orte von Mitteldeutschland, höchst wahrscheinlich in Frankfurt am Main.**) Am 15. September 1674 schreibt mit eigener Hand Friedrich Wilhelm vom Hauptquartier Ballenberg aus an Georg Wilhelm, daß er eine persönliche Unterredung mit ihm wünsche, betont aber dabei, daß er seine Armee gegen den Neckar und Heilbronn avanciren und nicht still stehen lassen werde. In dem Antwortschreiben vom 17. September spricht der Herzog seine große Freude über die Eilmärsche der Brandenburger aus und fügt den Dank dafür an,

*) Urkunden 14[1], S. 685.

**) Urkunden 14[1], S. 658 ff.

daß der Kurfürst auch eine so große Sorgfalt für die Braunschweig-Lüneburgischen Truppen (höchst wahrscheinlich im Mindenschen) entfaltet habe; aber er hat sein Bedenken, den Kurfürsten irgendwo zu treffen: „alldieweil aber Ew. Liebden ihren Marsch immer continuiren, und wir nicht allein nicht versichert sein können, ob wir denselben zu gedachten Heilbronn treffen, ist uns eine Angabe eines bestimmten Ortes nöthig".

Der Grund, weshalb der Kurfürst seinen vertrauten Freund so gern sprechen wollte, lag darin, daß Bournonville und seine Mitfeldherren ganz anders in der Pfalz zu operiren anfingen, als es mit ihm vereinbart worden war. Die Deutschen Truppen waren vom 27. bis 29. August bei Mainz über den Rhein gegangen, um den Offensivstoß gegen Turenne, der bei Winden sich festgesetzt hatte, zu wagen. Doch es trat eine große Verzögerung in den Operationen ein, da Bournonville und der Kurfürst von der Pfalz schwer erkrankten. Man hielt die Stellung Turennes für uneinnehmbar. Nach langen Berathungen einigten sich die sonst stets miteinander hadernden Heerführer, den Rhein zu überschreiten, auf dem rechten Ufer bis Straßburg hinaufzumarschiren, sich in den Besitz der Straßburger Brücke zu setzen und dann wieder auf das linke Rheinufer überzugehen. Am 18. September traf unvermuthet den Kurfürsten im Hauptquartier Gerolzhof die Nachricht von diesen Vorgängen; sie setzte ihn in großen Zorn, und er nahm Veranlassung, sich bei dem Kaiser und den Reichsfürsten aufs Schärfste zu beschweren, daß man den Kriegsplan ohne seine Zustimmung so wesentlich verändert habe. Und dieser Unwille war ja auch gerechtfertigt, denn durch den nutzlosen Uebergang der Deutschen Truppen auf die rechte Rheinseite war ihm die wichtige Aufgabe genommen, selbständig gegen Turenne von Süden aus zu ziehen. Am 20. September schrieb er an v. Krockow vom Hauptquartier Marktbreit: „Wir haben unsern Marsch bis anhero fortgesetzt, haben auch zum zweiten Malen an Kurfürsten Pfalz Liebden und die Alliirten geschrieben, um mit ihnen de concert zu agiren und absonderlich angerathen, daß man an Turenne des Orts sich henken möchte. Inzwischen ist uns unvermuthlich zugekommen, weß maßen die Alliirten an diesseits des Rheins gehen und Turenne an der anderen Seite stehen lassen wollen; dadurch dann dieser Zweck in etwas verrückt werden dürfte." Er schlägt eine Konferenz mit Kurpfalz und dem Herzog von Lothringen sowie mit anderen Generalen in Heilbronn vor; dieselbe soll am 3. Oktober auch, wie Peter meint, stattgefunden haben.*) In dieser Situation hätte er allzugern seinen vertrauten Freund, den Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, gesehen. Am 19. September schrieb er wieder an ihn aus Neckarsulm, er wünsche dringend eine persönliche Unterredung, „weil allem angesehen sonsten mit Niemanden weder mit den Kaiserlichen noch anderen Alliirten etwas Gewisses ge-

*) Urkunden 14 [1], S. 631. — Peter, S. 272.

schlossen werden kann, und wir daher Ew. Liebden Gegenwart um so viel mehr verlangen". Der Kurfürst spricht in einem Brief vom 23. September von Heilbronn sein Bedauern aus: „weil ich nun, um keine mehrere Zeit zu versäumen, übermorgen, geliebt es Gott, von hinnen nach dem Obern Rhein und Straßburg meinen Marsch fortzusetzen entschlossen bin, hoffe ich Ew. Liebden irgendwo anders zu treffen".

Der Kurfürst scheint den Gedanken gehabt zu haben, sich mit den Kaiserlichen nicht zu verbinden; vielmehr mit den Lüneburgern allein selbständig vorzugehen. Darauf bezieht sich ein Brief, welchen Georg Wilhelm am 24. September 1674 an den Herzog Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg geschrieben; in demselben heißt es: „wir seien benachrichtigt, wie daß der Kurfürst von Brandenburg mit der Conduite der Kaiserlichen Generalität nicht allerdings zufrieden sei und uns anmuthen dürfte, mit seinen Truppen die unsrigen zu conjungiren und à part agiren zu lassen"; doch darauf einzugehen, zeigte er keine Lust. Es bedurfte der Kaiserlichen Zuredung an den Kurfürsten, daß dieser mit Freudigkeit weiter zog. Am 25. September schrieb Leopold an denselben einen Brief, dessen Inhalt dahin lautete: „Graden Wegs auf Straßburg marschiren, daselbst den Rhein überschreiten, Turenne aus dem Elsaß vertreiben, und dann nach Burgund ziehen, oder zwei Corps formiren, das eine solle Turenne angreifen, das andere nach Burgund aufbrechen; Alles sei zu beschleunigen."

Während nun die Brandenburger ihren Marsch auf Straßburg zu fortsetzten, hatten die Alliirten am 20. September den Uebergang über den Rhein oberhalb Speiers bewerkstelligt; Bournonville übernahm wieder den Oberbefehl. Der Marsch ging weiter über Bruchsal und Rastatt auf Straßburg. Alles kam darauf an, ob diese alte Reichsstadt dem Heere die Rheinbrücke überließ. Sie bewies ihre alte, Deutsche Treue und lehnte alle Petitionen, welche ihr auch von Frankreich gemacht wurden, neutral zu bleiben, ab. Die Deutschen setzten über den Rhein; Turenne war indessen bis vor Straßburg marschirt, fest entschlossen, eine Schlacht zu wagen. Dieselbe fand am 4. Oktober, als der Kurfürst zu Oberkirchen angelangt war, südwestlich von Straßburg an der Breusch zwischen Holzheim und Enzheim zwischen Franzosen und Deutschen statt. Die Kaiserlichen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bournonville in Verbindung mit den Deutschen Truppen, unter Anderen mit den Truppen des Braunschweig-Lüneburgischen Herzogs, hatten sich von dem kriegskundigen Turenne zum Kämpfen verleiten lassen und erlitten durch die Nachlässigkeit und Unfähigkeit Bournonvilles eine sehr starke Niederlage. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war mit diesem Vorgehen gegen die Französische Armee nicht einverstanden gewesen; sein Plan war dahin gegangen, daß erst nach seiner eigenen Ankunft mit den vereinigten Deutschen Streitkräften ein Hauptstoß gegen Turenne gemacht werden sollte. Diese Schlappe bei Enzheim hat für den ganzen Feldzug des Brandenburgers die

übelste Folge gehabt. Die Kaiserlichen mit ihren Verbündeten wurden ganz entmuthigt, das Elsässische Land verlor ebenfalls jede Hoffnung auf Sieg, die Brandenburger zeigten wenig Lust, sich mit einer „geschlagenen“ Armee zu vereinigen; der Kurfürst wie seine Generale hatten kein Zutrauen zu Bournonville und dessen Mitstreitern, deren Unfähigkeit gerade bei Enzheim den Franzosen den Sieg verschafft hatte.

Die Berichte über jene Schlacht sagen aufs Deutlichste aus, daß es den Deutschen in damaliger Zeit an der rechten Führung fehlte; wiederholt waren die Streitkräfte in „Confusion“. Unter dieser Konfusion hat der Kurfürst Friedrich Wilhelm späterhin viel zu leiden gehabt. In dem Französischen Heere war dagegen ein Wille maßgebend, der des klugen und im Wetter der Schlachten erprobten Marschalls Turenne. Um sich die Pässe nach Lothringen zu sichern, zog er westlich von Straßburg an die Mossig bei Marlenheim. Die Nachricht war ihm geworden, daß die Brandenburgische Armee im Anrücken sei; vor ihr hatte er großen Respekt. Die Kaiserlichen blieben bei Illkirch stehen, um den Kurfürsten von Brandenburg dort zu erwarten. Trotz dieser für die Deutschen traurig endenden Schlacht bezeugte die alte Stadt Straßburg ihre Deutsche Gesinnung, indem ihre Bewohner sich der Verwundeten annahmen. Schon in einem Briefe des Grafen Hohenlohe vom 18. September 1674 heißt es, daß „diese Stadt wohl intentioniret sei und pro Caesare et communi bono gern alles thun würde“. Es ist eine alte Zeitung darüber noch vorhanden (Relationes aus Wien und anderen Orten Deutschlands vom damaligen Krieg de anno 1674 bis 1677).

Die Niederlage bei Enzheim hatte für das ganze Kriegsunternehmen des Kurfürsten Friedrich Wilhelm wie seiner Verbündeten die heillosesten Folgen. Unter den Befehlshabern des Deutschen Heeres trat große Uneinigkeit ein. Die Lüneburger und Lothringer warfen dem Herzog von Bournonville geradezu Verrath vor. Man sprach in Straßburg, wie der Brandenburgische Geheimrath Meinders von dort an den Feldmarschall Derfflinger schreibt, offen von dem höchst zweideutigen Verhalten dieses Kriegsmannes. Der Kaiserliche General Caprara soll sogar im Quartier des Herzogs von Holstein gegen einen Offizier, mit dem er allein zu sein geglaubt, geäußert haben: „Wir haben den Lüneburgern wacker eingeheizt; wenn die Brandenburger kommen, müssen wir es mit ihnen auch so machen.“

Am 3./13. Oktober überschritt die Brandenburgische Armee den Rhein bei Kehl auf einer fliegenden Brücke. Nachdem am folgenden Tage der Uebergang sämmtlicher Truppen bewerkstelligt worden war, wurde zwischen Rhein und Ill auf der Metzgerau und der Schönau das Lager aufgeschlagen. Der Kurfürst zog anfangs an Straßburg vorbei. „Gefolgt von seinen Brandenburgern“, so berichtet der Elsässische Historiker Gérard, der genauen Quellen zu folgen scheint, „gefolgt von den Truppen des Herzogs von Zell-Lüneburg,

von Milizen aus Schwaben und Franken, hielt er sein Rencontre bei der Schachenmühle und nahm Stellung bei Illkirch und Grafenstaden. Alsbald eilten die Fürsten und Generale, der Herzog von Bournonville, der Herzog von Lothringen, Caprara, der Markgraf von Baden-Durlach, der Markgraf von Bayreuth, der Herzog von Holstein und andere, um Friedrich Wilhelm zu begrüßen." Derselbe hielt eine glänzende Parade über alle Deutschen Truppen ab. Höchst wahrscheinlich besuchte er erst am 16. Oktober die Reichsstadt Straßburg auf kurze Zeit. Hierüber liegt ein Bericht vom 5./15. Oktober 1674 vor (Hannov. Staatsarchiv 248 Zeitungen aus Cöln, Frankfurt, Straßburg &c. 1674 bis 1675). Es heißt da: „Turenne ist etwas weniger bis nach Marlenheim gewichen, allda er sich verschanzt. Beim jüngsten Treffen ist ihm sein Pferd unter dem Leib erschossen und sein neveu, le comte d'Auvergne, hart blessirt worden. Ihren Verlust leugnen die Franzosen nicht, daß er in 4000 bestehe. — — — Die Kaiserliche Armee steht noch zu und um Grafenstaden; es gehen stark oft Parteien aus, insonderheit gegen das Ober-Elsaß, um die Garnison zu Breisach in der Enge zu behalten. . . . Den 3. huj. ist Churbrandenburg, die Churfürstin und der Churprinz, auch noch die Infanterie und Artillerie (bei 50 Kanonen) und den 4. huj. hat die Kavallerie und die Bagage den Rhein zu Straßburg passirt und sämmtlich auf der Metzgerau campirt, allwo sie noch stehen; es ist lauter auserlesenes und wohl disciplinirtes Volk. Gedachten 4. kam auch Herzog von Braunschweig-Zell an, dem noch 3000 seiner Völker folgen. Es gaben alle anwesenden fürstlichen Personen und Generale dem Churfürsten die Visite in seinem Zelt, und es kam der Herzog von Braunschweig darauf nach Straßburg, um im Bruderhof zu logiren — — —. Heute hat sich die Churfürstin in die Stadt begeben, um sich daselbst aufzuhalten."

Dieselbe Zeitung enthält eine Klagestimme über den großen Mangel an Proviant, der im ganzen Lande fühlbar zu werden begann, indem es nicht mehr lange im Stande war, eine so große, zusammengezogene Heeresmacht mit Unterhaltungsmitteln zu versehen: wo sollten nun so viele Leute Proviant genug hernehmen? „In dem Lande ist alles dahin; es haben die Kaiserlichen, was Turenne übrig gelassen, bereits meisterlich aufgezehrt. Straßburg ist so voll angefüllt, daß nirgend kein Platz mehr unterzukommen." Schon am 18. September mußte von Speyer aus Graf v. Hohenlohe, den wir oben erwähnt haben, melden, „daß General Turenne damals sich täglich verstärke und das Land dergestalt ruinirt wäre, daß, wenn die Alliirten darin kämen, sie kaum Subsistenz darin finden würden. Es sei sehr zu beklagen, daß man anfänglich sich nicht besser vorgesehen und keine Magazine errichtet habe, da doch die Franzosen zu der Deutschen Schimpf und Schande solches ihrerseits praktizirt, gethan und annoch thuen. Wie, wenn die Garnison zu Breisach noch einmal sich an die Straßburger Brücke mache, um selbige de novo zu

ruiniren?*) . . . Man hätte dem alten Herzog von Lothringen folgen sollen, gleich in Lothringen hinein und von da in die Champagne zu marschiren." Dieser Herzog Carl IV. hatte sich gleich anfangs von den Alliirten getrennt und war auf eigenes Glück von Schlettstadt aus durch das Leberthal in Frankreich hinein vorgedrungen.

Kurfürst Friedrich Wilhelm wollte mit seinen ungeschwächten, kriegsmuthigen Truppen den durch Kampf und Mangel an Lebensmitteln müde gewordenen Französischen Feind sofort angreifen, damit derselbe nicht ins Ober-Elsaß abrücke. Aus dem Feldlager bei Straßburg schrieb er an seinen Geheimrath nach Berlin am 4./14. Oktober: „Ich bin Willens vermittelst göttlicher Hülfe morgen aufzubrechen und nebst den Alliirten gerade auf den Feind, welcher drei Stunden von hier zu Marlenheim und Wasselnheim steht, zu gehen."**) Er setzte schon am 14. Oktober in einem Kriegsrath namentlich gegen den Herzog von Bournonville, der sein entschlossenes Vorgehen für falsch hielt, den Eifersucht und Zaghaftigkeit zu ihm in ein gespanntes Verhältniß brachten, durch, daß der sofortige Angriff mit der ganzen Armee gewagt werden solle. Jedoch am 18. Oktober erfolgte die unglückliche Aktion bei Marlenheim, die Deutschen erlitten eine recht traurige, schmachvolle Schlappe. Infolge des räthselhaft ungeschickten Operirens des Herzogs von Bournonville schlug das erste, wohldurchdachte Unternehmen des Brandenburgers fehl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß der Kaiserliche General dem Kurfürsten gegenüber nicht die Rolle eines treuen Bundesgenossen spielte. Mehr noch als Unfähigkeit hat dessen schlechter Wille, die Abneigung gegen den Brandenburger, der Ehrgeiz, der dem Kurfürsten keinen Ruhm gönnte, die Vereitelung sämmtlicher Pläne des Letzteren herbeigeführt. Wir sehen in den Verhandlungen der Deutschen Feldherren im Kleinen dasselbe widerwärtige Bild, welches in der damaligen Zeit Deutschlands Fürsten und Diplomaten im Großen darboten, das Bild der Uneinigkeit, der gegenseitigen Eifersucht und Treulosigkeit. Der Kurfürst beklagte sich sehr über die Insubordination des Kaiserlichen Feldherrn.***) Die Folgen des verunglückten Kampfes bei Marlenheim bestanden in dem vollständigen Zerfall des Kurfürsten mit Bournonville, in dem Mißtrauen, welches jetzt im Lande und im Heer gegen die Befehlshaber, namentlich gegen den Kurfürsten, noch mächtiger um sich griff, und namentlich darin, daß Turenne eine unangreifbare Stellung innehatte.

Am 18. Oktober gelang es Turenne, sich in vollständiger Ordnung auf Dettweiler und Hochfelden in der Nähe der Vogesenpässe, die nach Lothringen führen, zurückzuziehen; er hatte somit erreicht, was er vor etlichen Tagen kaum

---

*) Ueber die eigenmächtige Ruinirung der Straßburger Rheinbrücke von Seiten der Franzosen am 5./15. November 1672 vergl. des Verfassers Schrift: „Zur Geschichte der Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreichs", S. 82.

**) Urkunden a. a. O. S. 649.

***) Urkunden 14, S. 726.



zu hoffen gewagt. Turenne hatte eine feste Stellung hinter der Sorr eingenommen, so daß ihm nicht mehr beizukommen war; seine Verbindungen mit den Vorrathsmagazinen in Hagenau und Zabern waren ungehindert. Die Deutschen begnügten sich, den Feind von einem befestigten Lager aus zu beobachten und ihn durch unnütze Scharmützel zu beunruhigen. Die Brandenburger bestürmten das kleine Schloß Waßlenheim, welches der Stadt Straßburg gehörte. Sie nahmen es nach hartnäckigem Kampf ein, doch hatte diese Einnahme keine große Bedeutung für die Alliirten. Schließlich blieb den Deutschen nichts weiter übrig, als unverrichteter Sache am 2. November sich in die alte Stellung, welche sie vorher eingenommen, bei Bläsheim in der Nähe von Straßburg zurückzuziehen. Turenne rührte sich nicht; er sah voraus, daß der längere Aufenthalt der großen Deutschen Armee in eng gedrängter Stellung bei dem Mangel an Lebensmitteln unmöglich wurde.

Ein Brief aus Frankfurt, 23. November 1674, fügt hinzu: „Die Alliirten hingegen seien resolvirt, aufzubrechen und nach den Winterquartieren ins Ober-Elsaß zu marschiren, wobei aber zu befürchten, wofern diese sich separirten, daß selbige von Turenne, sobald er sich nur mit den von ihm erwarteten Völkern conjungire, aufs Neue angegriffen werden möchten". . . . Eine andere Nachricht, freilich in manchen Punkten unsicher, bespricht dieselbe Sache. Straßburg, den 23. Oktober 1674: „Sonst ist ganz gewiß, daß die Deutschen Willens seien gewesen, in die Winterquartiere zu gehen; es ist auch wirklich die Austheilung und vor zwei Tagen durch die Generalität verlost worden. Da dann die Churbrandenburger und Zellischen in das Ober-Elsaß ziehen, und das Hauptquartier in Colmar sein soll; die Münsterischen und Lüneburgischen sollen ins Sundgau, die Kreisvölker aber . . . . (unleserlich) . . . sollen sich wieder bis auf 34000 Mann gar gewiß verstärkt haben und vermeintlich damit stark genug sich befinden. Es kann das gemeldete Winterquartier nicht wohl geschehen. Dadurch ihm (dem Turenne) der Brodkorb und sein Provianthaus nicht allein abgeschnitten ist, sondern es dürfte auch die Festung Breisach blockirt werden, so sich aber innerhalb 24 Stunden ausweisen wird. Man verlangt hier sehr, unsere Leute loszuwerden, und was verständige Leute allhier allzeit besagen, das ist jetzund wahr geworden." Ein, wie es uns scheint, recht wahrer Bericht ist an den Monsieur de Dietfurt, ayde de camp de l'Infanterie de S. A. D. de Brunswic-Luneburg à Hannover gerichtet: „Die Alliirten haben nach zweitägigem Kanoniren mit Verlust von etwa 20 Mann das Schloß Waßlenheim eingenommen und am 14./24. huj. sind die darin gelegenen Franzosen mit Ober- und Untergewehr ausgezogen und bis nach Zabern convoyirt worden. Eodem ist in der Nacht das Bournonvillesche Lager durch Verwahrlosung in Brand gerathen. Am 15./25. huj. brach der Herzog von Lothringen auf gegen das Gebirge des Ober-Elsaß, ohne daß man weiß, zu was. Man hat anders nicht geglaubt, daß am selbigen oder folgenden Tage die völlige Armee aufbrechen

und die Winterquartiere beziehen würde, weil die Fourage dahin ist, und ziemlich Mangel daran erscheint. Doch dies ist bis dato noch nicht erfolgt, sondern es stehen die Alliirten noch immer diesseits des Köchelsberges in den nächsten umgelegenen Dörfern. Turenne liegt aber jenseits der Sorr gegen Zabern zu; der bekommt täglich secours und verstärkt sich ansehnlich, also daß verlauten will, daß er wird vieles zu wagen Lust haben. Am 14./24. sind 4000 von der alliirten Armee detachirt, und Generallieutenant Caprara damit zum Rekognoszirен ausgeschickt worden. Gleichzeitig kommt Bericht, daß die Kaiserlichen und Münsterischen, auch übrige Armee diesen Morgen aufgebrochen, ihr Lager angesteckt und dem Köchelsberg zu wieder marschiren, um im Ober-Elsaß quartiers de rafraichissement zu beziehen. Der Herzog von Lothringen sucht die Seinen in dem Scherweiler- und Leberthal gleichergestalt."

Ja, der unrühmliche Abzug in die Winterquartiere nach vielen unnützen Kämpfen und vielen Niederlagen, das war das Ergebniß des bisherigen Feldzuges gegen Frankreich, welchen der Kurfürst mit so hohen Hoffnungen begonnen. Wo blieb der Ruhm der Brandenburgischen Waffen? Auch sie hatten dem Französischen Kriegsvolk nicht zu widerstehen vermocht! Lange zauderte Friedrich Wilhelm, ob er nicht noch vor Anfang des Winters umkehren und in seine Mark Brandenburg ziehen sollte. Denn die Haltung der Schweden ließ besorgen, daß sie den längst vorbereiteten Einfall in dieselbe in Scene setzen wollten; darüber gelangten an den Kurfürsten immer beunruhigendere Gerüchte. Karl XI. von Schweden hatte an den Kurfürsten ein besonderes Schreiben gerichtet, er werde sich genöthigt sehen, die gute Freundschaft und Korrespondenz mit Brandenburg preiszugeben und auf der unverfälschten Erhaltung des Westfälischen Friedens zu bestehen, was er dem Könige von Frankreich durch ein besonderes Bündniß aufs Neue versprochen habe.*) Auch der Schwedische Gesandte suchte in der Wiener Hofburg den Kurfürsten anzuklagen, daß dieser ohne Zweck den Feldzug unternommen habe und fortsetze, da dadurch Frankreich gereizt würde, in den Feindseligkeiten fortzufahren, so daß viele Deutsche Lande durch allerlei Kriegsplagen, namentlich durch Einquartierung, belästigt würden. Diese Anklagen hatten schon damals begonnen, als Friedrich Wilhelm in der Nähe von Straßburg lag, und setzten sich erst recht fort, nachdem er ins Ober-Elsaß mit seinen Truppen gezogen war. Hierüber äußert sich der Kurfürst in einem Brief vom 26. Nov./6. Dez. 1674, von Colmar aus geschrieben.

Er sagt darin wörtlich: „Nun ist dem lieben Gott bekannt, daß wir allezeit an unsren Seiten nichts anders, als einen Universalfrieden mittelst göttlicher Hülfen zuwege zubringen intendirt und darum allein die Waffen ergriffen. Daß die anderen hohen Alliirten denselben Zweck einig und allein

*) Peter, S. 312.

für Augen haben, ist keineswegs anzuzweifeln. Wir haben uns nicht hierzu, wiewohl an sich das Werk rühmlich ist, offerirt, sondern es ist genugsam bekannt, wie wir gesucht worden sind. . . . Kein Reichsstand hat über Gebühr Einquartierung bekommen, oder andere Molesten. . . . Es ist auch sonst in keinem Lande Einquartierung gemacht oder der Krieg eingezogen, als nunmehr in des Feindes Elsässischen Lande, welches vornehmlich daher kommt, daß dem Reichsschluß zufolge der Grafschaft Burgund zu Hülfe gekommen wird. Daß aber einige andere etwas ausstehen mußten, kommt wie gesagt, von des Feindes Conduite her. . . . Ob auch der König von Schweden zur Defension seiner Lande eine Armee aus Schweden herauszusenden nöthig gehabt, da alle Kriegsmacht, so lange Zeit hindurch in der Nachbarschaft gestanden, 100 Meilen von seinem Lande abgezogen und weggeführt worden ist, das steht in aller Welt Urtheil." Dieser Brief ist an v. Krockow in Wien gerichtet (Hann. Staatsarch. Celle, Brieff. Archiv Des 13 [6] Reichskrieg mit Frankreich).

Der Kurfürst bekam die Nachricht, daß sich die Schwedischen Regimenter in Pommern mit jedem Tage mehrten. Er mußte mit der Gefahr rechnen, daß die Schweden die von allen Truppen entblößte Mark Brandenburg in einem guten Augenblicke überfallen würden. Wir verstehen demnach, wie gerechtfertigt es war, daß Friedrich Wilhelm ein wachsames Auge auf seinen mächtigen, kriegsbereiten Nachbar richtete. Beim Kaiser wurde er wiederholt vorstellig, daß Schweden als Reichsstand aufgefordert werden müsse, ebenfalls gegen Frankreich sein Heer zu senden. Am 2. Dezember 1674 schreibt der Kurfürst in diesem Sinne an seinen Gesandten zu Regensburg vom Hauptquartiere zu Colmar aus.

Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß Friedrich Wilhelm nach der Niederlage bei Marlenheim große Lust zeigte, mit seinem Heere das Elsaß zu verlassen, doch das nationale Bewußtsein schlug schließlich durch. Er ermaß, welch ein Unsegen dem ganzen Vaterlande daraus erwachsen müßte, wenn er, einer der angesehensten Fürsten Deutschlands, zuerst die Streitsache mit Frankreich als verloren darangebe. Schweren Herzens entschloß er sich, zu bleiben und mit den Alliirten im oberen Elsaß Winterquartiere aufzusuchen. Obwohl von Wien aus ihm noch einmal auf das Bestimmteste der Oberbefehl über alle Deutschen Truppen zugesichert wurde, konnte er es nicht zu Wege bringen, daß man ihm unbedingt gehorchte. Schon die Vertheilung der Soldaten in die Winterquartiere machte ihm große Schwierigkeit. Der Kurfürst wollte sie nicht auf ein großes Terrain auseinander gelegt wissen, da er einen Angriff Turennes mit einer großen Kriegsmacht auf dieselben voraussah, wie er ja auch später erfolgte; doch Bournonville trat ihm entgegen und setzte bei den übrigen Befehlshabern die Anordnung der Quartiere durch, nach welcher das ganze Ober-Elsaß mit Deutschen Truppen belegt wurde. Er brachte ihnen die Ueber-

zeugung bei, daß Turenne, äußerst geschwächt, seine Truppen ebenfalls auf Französischem Gebiete in die Winterquartiere legen müsse.

Die Deutschen Befehlshaber ließen ihre Truppen Anfang November aus dem Unter-Elsaß aufbrechen, um sie im Ober-Elsaß in die Winterquartiere zu legen. Bis dahin hatten sie ihren Gegner Turenne, dem das ruhige Verweilen seiner Feinde wunderlich vorkam, scharf beobachtet, ihn auch wohl durch Scharmützel beunruhigt, damit er nicht auf den Gedanken komme, daß das Deutsche Heer so bald aufbrechen werde. Auch hatten Deutsche Streifkorps das ganze Ober-Elsässische Land durchzogen, um es von kleinen Französischen Truppenkörpern zu reinigen, damit die Haupttruppen der Deutschen ungehindert die Winterquartiere anlegen konnten.

Ueber diese Unternehmungen schrieb man von Straßburg am 26. Okt./2. Nov.: „Die Alliirten haben sieben Wägen mit Stückkugeln und mit zwei Eisen, so von Belfort nach Breysach gewollt, weggenommen. Vorgestern hat ein Churbrandenburgischer Oberstlieutenant, Namens Henning, ohnweit Zabern von dem Arrièreban an die 100 Edelleute niedergemacht und sechs Maulesel erobert, auf welchen des Monf. de Crequy silbernes Servis, viel Gold und zwei kostbare Sachen geladen gewesen.*) . . . Im Uebrigen liegen allerseits die Armeen noch in ihren vorigen Lagern. In dem Ober-Elsaß wird die Stadt Thann, worin Französische Garnison liegt, von den Alliirten mit sechs Stücken und einem Feuermörser beschossen. Alle dort herum gelegenen Orte und Schlösser haben sich den Alliirten gutwillig ergeben. Churpfalz läßt in Straßburg ein neues Regiment zu Fuß werben, und soll das Oberrheinische Kreisregiment in gedachtem Straßburg einquartiert werden und den ganzen Winter darin still liegen bleiben. Hagenau soll von den Franzosen gänzlich ausgeplündert und nachmals von ihnen verlassen worden sein."

Letztere Nachricht beruhte auf einem Irrthum; Hagenau verblieb in den Händen der Franzosen, weshalb die Deutschen an diesem festen Platze für ihren Marsch nach Süden ein großes Hinderniß fanden und gezwungen wurden, dicht am Rheine ihre Märsche zu machen. Ueberhaupt gab das räthselhafte Stillstehen des Marschalls Turenne Stoff zu allerlei Berichten über ihn, wie er denn für die Folgezeit es meisterhaft verstanden hat, alle seine Unternehmungen in ein unheimliches Dunkel zu hüllen, so daß er seine Gegner vollständig täuschte.

Es kam die Nachricht, daß die Kavallerie Turennes so heruntergekommen sei, daß die meisten Reiter zu Fuß gehen müßten; ein großes Sterben habe sich bei seinen Truppen eingestellt, der General Vaubrun sei todt, Comte de Soult liege „auf todt" darnieder; man halte dahin, daß er darum nicht in das Gebirge und nach Lothringen zurückginge. Vom 6./16. November wird berichtet über Straßburg: „Die Churbrandenburgischen haben das Schloß und die

*) Peter, S. 302.

Stadt **Thann** im Sundgau weggenommen und besetzt, seitdem sie vor Oberbergheim gerückt sind, darinnen 150 Franzosen zur Besatzung liegen, welchen Ort sie nunmehr mit Kanonen beschießen. Von da sollen sie vor **Belfort** zu rücken entschlossen sein. Sollten sie auch diesen Ort einnehmen, so sind sie Meister des Sundgaues und haben den Schlüssel zu Burgund. . . Am 9./19. November gelangte die sichere Nachricht nach Frankfurt, daß Turenne wirklich mit seiner Hauptmacht nach Lothringen und die Alliirten auch mit fast allen Truppen nach dem Ober-Elsaß aufgebrochen seien."

Der Französische Feldherr Turenne führte nun sein bewunderungswürdiges Meisterstück aus. Im Winter durchzog er Lothringen und Frankreich, er erschien am 27. Dezember mit wohlorganisirten Streitkräften in Belfort, überfiel die Winterquartiere seiner Feinde und zwang sie, das Elsaß mitten in winterlicher Zeit schleunigst zu verlassen. Ueber diese Ereignisse wolle man des Verfassers historische Abhandlungen lesen, welche im Vorwort verzeichnet sind.

Daselbst wird auch die **Thätigkeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm** und seiner Verbündeten näher dargelegt. Ein unaufgeklärter Punkt bleibt es, weshalb dieser sonst so energische und thatkräftige Fürst gerade im Ober-Elsaß nicht den lästigen Nebenbuhler, den Herzog von Bournonville, von sich abgedrängt hat, da dieser ihn ja an einer kräftigen Initiative auf Schritt und Tritt hinderte. Das Eine steht fest, daß die Brandenburgischen Truppen, wenn es zur Separirung von den Alliirten gekommen wäre, allein nicht mehr hinreichend gewesen wären, sich gegen die Franzosen zu behaupten, geschweige sie zu besiegen. Aber diese Ueberlegung läßt uns noch nicht den eigentlichen Grund erkennen, weshalb der Kurfürst es an Schneidigkeit hat fehlen lassen. Wir können ihn nur darin finden, daß **der Kurfürst wochenlang sehr krank** darniederlag, indem er von einer lästigen Gicht geplagt wurde, die ihn von jeder thatkräftigen Aktion ferngehalten zu haben scheint. Als der Fürst von Bläsheim bei Straßburg nach Stotzheim gezogen, wurde er am Abende plötzlich von dieser Krankheit befallen. Als er sich erheben wollte, konnte er nicht mehr gehen, obwohl er noch zwei Stunden vorher sich äußerst wohl befunden hatte. Dieses Ungemach hat ihn lange Zeit geplagt. Von Colmar schrieben am 11. Dezember 1674 seine Bevollmächtigten, der Kanzler v. Somnitz und der Geheimrath Meinders, an den Braunschweig-Lüneburgischen Kanzler Schütz zu Schlettstadt, daß doch die Truppen das Kloster Päris nicht inkommodiren sollten; von dort her sei Klage gekommen, daß die von Sr. Churfürstlichen Durchlaucht ertheilten Salvaguardien nicht respektirt würden: „Also haben wir der Nothdurft befunden, bei **jetzigem unseres Herren Zustand**, und **da derselbe wegen seiner Unpäßlichkeit und seines Schadens an der Hand** selbsten nicht schreiben kann, dies . . . . zu schreiben." Am 13. Dezember schreibt v. Somnitz wieder an Schütz von Colmar aus: „Der

Herzog von Braunschweig-Lüneburg habe angefragt, ob er nicht die Oerter Wesserling und Bonhomme*) wollte besetzen lassen. Se. Churfürstliche Durchlaucht hätten herzlich gern selbst darauf geantwortet. Weil sie aber an der Hand dergestalt incommodirt sei, daß sie nicht signiren könnte, gäbe er die Antwort, daß die Offiziere von des Herren Feldmarschalls v. Dörfflinger Regiment Dragoner Ordre bekommen hätten, die Pässe zu besetzen." Aus diesen brieflichen Mittheilungen geht hervor, daß der Kurfürst in seinen Maßnahmen sich von seinen Offizieren und Beamten vertreten lassen mußte. Zu den körperlichen Schmerzen kam noch tiefe Trauer über den Verlust seines heißgeliebten und hoffnungsvollen neunzehnjährigen Sohnes, des Kurprinzen Karl Emil. Er hatte ihn in Straßburg im Oettlinger Hof „an einem hitzigen Fieber" zurücklassen müssen. Die Nachricht von dem am 7. Dezember erfolgten schnellen Tode versetzte die Fürstliche Familie und die ganze Umgebung in die tiefste Trauer. Der Schmerz war um so größer, als der Verdacht vorlag und sich namentlich dem Kurfürsten aufdrängte, daß der Kurprinz das Opfer eines Verbrechens, nämlich daß er vergiftet worden sei. Die Nachricht machte auch in ganz Deutschland und über die Grenzen desselben großes Aufsehen.

Man wird namentlich von Seiten Französischer Geschichtsforscher nicht müde, den Kurfürsten der größten Schläfrigkeit und Trägheit zu beschuldigen, mit welcher er im Hauptquartier Colmar seine Sache gegen Turenne geführt habe. Doch je mehr wir Dokumente und Berichte über die damalige Zeit finden, desto sicherer erkennen wir, daß jene Anklagen unbegründet sind. Trotz der mißlichen Umstände, in denen der Kurfürst, wie wir oben angedeutet, sich befand, war er rastlos thätig; freilich die üblen Verhältnisse lähmten ihn oft und ließen ihn seine wohldurchdachten Pläne nicht ausführen. Vornehmlich ließ er die Festung Breisach blockiren, woselbst noch eine Französische Garnison unter dem Gouverneur Roy lag. Während der nächsten Wochen gab es dort manches blutige Gefecht. Alsdann hatte er stets die Vogesenpässe im Auge. Wie leicht konnte Turenne durch einen mächtigen Vorstoß vom Gebirge herab in die Deutschen Quartiere eindringen und die ohne Weisheit auf zu großem Terrain zerstreut liegenden Truppen seiner Feinde auseinandersprengen? Daher ließ jener die Pässe besetzen; die Versuche der Franzosen, sie zu überschreiten, wurden durch Lüneburgische und Brandenburgische Truppen abgeschlagen. Ueber Belfort hinaus sandte er ein Detachement von 6000 Mann nebst 8 Geschützen unter dem Oberbefehl des Herzogs von Holstein nach Burgund, um sich mit dem Herzog von Lothringen zu vereinigen, falls dieser es fertig bringen sollte, Turenne in Lothringen zurückzudrängen. Die Kaiserlichen Generale Dünnwald und Werthmüller mußten Hüningen und die Feste Landskron an der Schweizer-Grenze belagern.

*) Sehr wichtige Vogesenpässe.

Auch an der alten Deutschen Reichsstadt Colmar ließ der Kurfürst militärische Vorsichtsmaßregeln treffen, und höchst wahrscheinlich die durch Ludwig XIV. ruinirten Wälle und Gräben wieder in Vertheidigungszustand setzen. So schrieb man vom 27. November aus dem Ober-Elsaß: „In Colmar kommen täglich mehr Churbrandenburgische Offiziere an, so in die Winterquartiere verlegt werden. Samstag langten sechs Feldstücke an mit einem Feuermörser und dabei 100 Mann. So marschirten selbige Tage bei 1000 Dragoner und Fußknechte auf Thann, selbiges Amt auch in Contribution zu setzen; soll sich auch, wie man sagt, allbereits dazu bequemt haben. Täglich müssen über 100 Mann auf des Churbrandenburgischen Obersten Berlepsch Ordre die Durchschnitte zu Colmar wieder eröffnen helfen. Churbrandenburg wird ohne Zweifel die Winterquartiere im Obern Elsaß und das Hauptquartier im besagten Colmar nehmen; deswegen bereits die Logimenter bezeichnet werden. Jetzt berichtet man, daß sich Thann an die Kaiserlichen Alliirten ergeben habe, und ginge es nun auf Belfort; ob es gar auf Burgund mit abgesehen; solches wird sich bald zeigen." Auch die Stadt Schlettstadt wurde von dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg stark befestigt.

Auch mit der Schweizerischen Eidgenossenschaft knüpfte der Kurfürst Beziehungen an und sandte nach Basel einen Gesandten, um sie zu bewegen, keine Französischen Werbungen auf ihrem Gebiet zu dulden. Hierüber schreibt man aus Basel vom 24. Oktober: „Die Dörfer herum sind voll von Völkern, auch viele allhier in der Stadt; ob sie weiter wollen, hört man nicht. Samstag ist der Churbrandenburgische Oberhofmeister als Gesandter der Herren Alliirten angekommen, der mittheilte, was Kaiserliche Majestät und die Reichsstände bewogen, die Waffen wider Frankreich zu ergreifen und der darauf bestanden, daß man Frankreich keine Werbung gestatte und daß unsre Nation, so in desselbigen Diensten gestanden, renonciren solle. Donnerstag wird er in Aarau, wo der löbliche Dreizehner Rath zusammenkommen soll, sein ferneres Anbringen vortragen. Breysach ist eng eingeschlossen; man hört wenig herausschießen, wiewohl die Alliirten die äußere Wacht an der Stadt weggenommen haben. Gestern haben sich die in der Schanz an der Thüre zu Hüningen auch ergeben, so gefangen genommen sind. P. S. Die Alliirten haben nächst Breysach etliche geladene Wagen und bei dreißig dahingehörige Pferde weggenommen, auch ein Dorf angezündet. Basel, den 1./11. December. Hier geht die Rede, als wenn 9000 Mann von den Alliirten mit Stücken und Feuermörsel nach Burgund gegangen seien."

Allmählich gingen den Alliirten die Augen auf, daß sie es mit einem schlauen, energischen, kriegsgeübten Gegner zu thun hatten. Ihre Anschauung, daß auch Turenne, wenn er auch auf der Vogesenlinie an den Pässen sich unruhig zeigte, ins Winterquartier gerückt sei, erwies sich als eine völlig irrige. Er hatte verstanden, durch Vorschickung kleinerer Detachements an

die Hauptpässe Mariakirch, Bonhomme, Münster und Wesserling seine Feinde zu täuschen und so ihre Aufmerksamkeit von seinem Hauptzug auf Belfort abzulenken. Er hatte sich von Ende November in aller Stille über die Pässe von Lützelstein und Zabern zurückgezogen, hatte große Verstärkungen an Kerntruppen bekommen; er besetzte Epinal und Remiremont und rückte trotz der bösen Witterungsverhältnisse mitten im Winter gegen Belfort vor. Von Anfang Dezember wurde es dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm klar, was den Deutschen bevorstand; er war willens, schleunigst einen Winterfeldzug gegen Turenne in Scene zu setzen; doch wurde er von einem energischen Vorstoß gegen Turenne, eben über Belfort hinaus, wieder durch das wankelmüthige Benehmen des Kaiserlichen Feldherrn Bournonville abgehalten. Dieser Herzog hinderte ihn in allen seinen Maßnahmen. Derselbe scheint, als der Monat Dezember herangekommen war, jegliche Lust verloren zu haben, an der Seite des Brandenburgers gegen den heranstürmenden Turenne zu ziehen. Einen wackereren und treueren Bundesgenossen besaß Friedrich Wilhelm an dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, der mit ihm die ganze Sachlage in der damaligen Zeit übersah und erkannte. Dieser Fürst sah sehr hoch an dem Brandenburger empor, er bezeugte „ein sonderbares Vergnügen wegen der zwischen ihnen bestehenden vertraulichen Kommunikation"; er versicherte, daß er dem Kurfürsten hochobligirt verbleiben werde.*) Schon am 10. Dezember schrieb dieser Fürst von Schlettstadt aus hierüber seinem Bruder, dem Bischof Ernst August von Osnabrück. (Hannov. Staatsarchiv, Calenb. Brieff. Archiv 16. Militaria Generalia.) Am 19. Dezember 1674 schrieb er einen Brief an den Markgrafen von Baden-Durlach, der des Römischen Reiches Feldmarschall war. Durch den Anzug Turennes, der sich durch viele Truppen verstärkt habe, sei zu besorgen, daß man der Macht nicht gewachsen sei, und daß man nie weniger diesseits eines Succurses benöthigt gewesen. Die Kreisvölker müßten sich konjungiren mit den Kaiserlichen, Churbrandenburgischen und Lüneburgischen Truppen. Nach Durlach, wo der Markgraf sich aufhielt, sandte er seinen Hofjunker Andreas Gottlieb v. Bernstorff mit der Instruktion, die Niedersächsischen Kreisvölker, die in Heilbronn angelangt, sollten schleunigst kommen.

Der Markgraf sagte am 21. Dezember ja und gab sofort seine Befehle zum Aufbruch; er selbst begab sich nach Straßburg. Bernstorff berichtet darüber am 22. Dezember, daß nahe 4000 Mann aus Franken und Schwaben heranmarschiren sollten. (Hannov. Staatsarchiv, Celle, Br. Arch., Des. 136. Reichskrieg mit Frankreich, Nr. 9.)

Je näher Turenne heranrückte und je mehr man von ihm vernahm, desto größer scheint die Uneinigkeit unter den Deutschen Heerführern

*) So an Meinders, Urkunden a. a. O. S. 655.

geworden zu sein. Eine wahre Panik trat ein, und die Treulosigkeit Bournonvilles fand Gelegenheit, sich in ihrer ganzen Schande zu zeigen. Georg Wilhelm, der Herzog von Braunschweig-Lüneburg schrieb aus Husem am 20. Dezember 1674 an seinen Kanzler Schütz einen eigenhändigen Brief, der uns so recht einen Blick thun läßt in die damalige Wirthschaft Deutscher Kriegführung: „Ich finde die Leute ziemlich irresolut hier, welches mir garnicht gefällt. Sonst habe ich von dem Churfürsten soviel vernommen, daß, weil er dem Markgraf von Durlach schon geschrieben, er Bernstorff keine weitere Instruktion nachschicken werde. — — — Der Duc de Bournonville schreibt gestern an den Churfürst, daß er der Meinung sei, seine Kranken und Soldaten über die Straßburger Brücke zu schicken, welches den Churfürsten sehr verdrossen und er deswegen sehr geschmählert. In diesem Moment bekomme ich des Herrn Kanzlers sein Schreiben. Ich finde, daß das Flüchten viel zu früh sei, und wird solches einen bösen Effekt bei der Armee machen; denn sonsten kann der Herzog von Lothringen mit seiner Gemahlin nicht zu St. Hippolite bleiben, welches bei Weitem so wohl nicht verwahrt ist, wie Schlettstadt." (Hannov. Staatsarchiv. Schreiben, so im Elsaß zwischen Serenissimus, dem Herrn Kanzler Schützen und Herrn Geh. Rath Müller gewechselt.)

Trotz aller Uneinigkeit und Treulosigkeit von Seiten seiner Verbündeten brachte es der Kurfürst fertig, daß die ersten Versuche Turennes, bei Belfort und auf dem dieser Stadt nahegelegenen Paß Wesserling mit seiner Heeresmacht durchzubrechen, entschieden zurückgewiesen wurden. Gerade bei Thann, am Ausgang des Wesserlinger Thales, hat ein sehr ernstes Gefecht stattgefunden, in welchem der Französische General Montauban von den Deutschen gefangengenommen wurde.

Eine Reihe von Berichten liegt über diese Kämpfe vor, so eine Mittheilung vom 18./28. Dezember aus Straßburg; sie giebt zuvor eine sehr eingehende Schilderung von dem Kriegselend: „Das Sterben reißt allhier der Gestalt ein, daß manche Wochen 140 Personen begraben werden, meistentheils 30, 40jährige Leute, auch mehrentheils Männer und nicht viel Weibsleute. Diese Krankheit macht die Leute ganz toll; sie fabeln stark. Es ist zu besorgen, daß gar eine Pest daraus entstehen möchte, weil bei der letzten vergangenen Schlacht Menschen und Pferde kaum recht unter die Erde gekommen sind. Wann die Bauern selbiger Orte zum Acker fahren, so ackert der eine einen Todten hier und der andere einen Todten dort heraus. — — — Die Alliirten ziehen ihre meiste Macht bei Altkirch auf dem Ochsenfelde zusammen, und soll Mr. Turenne mit 24 000 Mann über die Steigen bei Thann herauskommen. Vorgestern ist ein Churfürstlich Brandenburgischer Trompeter von Mr. Turenne zu Colmar wieder angekommen, berichtet, daß die Franzosen sich auf 40 000 stark angeben, wären aber seinem Gutdünken nach kaum über 20 000 Mann, von denen bereits etliche Regimenter in Burgund angekommen. Von da

sollten sie ins Elsaß gehen, um die Blokade von Breysach, soviel ihnen möglich, zu hindern oder aufzuheben. Der Lüneburgische Oberst v. Kettelhorst ist vor Breysach, indem er rekognosciren wollte, mit einer sechspfündigen Kugel erschossen worden." Aus Frankfurt wurde am 19. Dezember 1674 geschrieben: „Nachdem der Generalfeldmarschall Turenne mit 6000 Mann von der Condéschen Armee verstärkt worden, hat er resolvirt, die Festung Breysach mit Gewalt zu entsetzen und sich durch die Alliirten durchzuschlagen. Diese aber stehen mit 16 000 Mann im Feld und haben alle Pässe zur Genüge besetzt; es wird also der Turenne schwerlich durchdringen können. — — —" Diese Nachricht wurde in einem Schreiben von Frankfurt, den 26. Dezember 1674 ergänzt: „Jüngste Straßburger Briefe berichten, daß eine Französische Partei von 3000 Pferden bei Thann habe durchbrechen wollen, die Alliirten aber, welche hiervon Kundschaft bekommen, hätten selbige der Gestalt empfangen, daß ihrer in die 700 auf dem Platz geblieben, auch über 100 gefangen eingebracht worden. Turenne hat mit 8000 Mann an einem andern Ort durchbrechen wollen, ist aber ebenmäßig mit Hinterlassung vieler Todten repussirt worden."

Es ist den Franzosen nicht leicht geworden, die vorgeschobenen Deutschen Truppen zu durchbrechen. Eine Nachricht aus der Schweiz sagt noch Folgendes darüber, sie ist datirt vom 21./31. Dezember 1674: „Die Alliirten haben sich aus ihren Quartieren im Obern Elsaß zusammengezogen, um den Franzosen, so bei Belfort durchbrechen wollten, einigen secours nach Breysach zu werfen, den Kopf zu bieten. Aus dem churbrandenburgischen Lager kommt dato die Nachricht, daß bei Altkirch 8000 Franzosen unter dem Kommando des Mr. Montauban sich unterstanden haben durchzubrechen, aber mit Verlust von etlichen Hunderten repussirt worden seien. Eine andere Partei habe durchs Leberthal bei Markirch durchsetzen wollen, denen seien aber die Pässe verhauen und abgeschnitten worden. Die in Hagenau und Lützelstein liegenden Garnisonen haben auch Ordre, sich zum Marsch fertig zu halten, vermuthlich wieder zu suchen, mehr Volk nach Breysach zu bringen. Sonst geht es mit selbiger Blokade eben nicht allzu streng noch zur Zeit her."

Doch die Schlappe, welche der Vortrab der Französischen Armee bei Thann erhalten, wußte Turenne durch schnelles Eingreifen wieder gut zu machen; er zog seine ganze Truppenmacht bei Mülhausen zusammen, sie betrug gegen 35 000 Mann, und mit diesen wohlausgerüsteten, sieggewöhnten Truppen zog er nordwärts auf Colmar zu, indem er alle ihm von Deutscher Seite entgegengesetzten Truppen schlug. Man setzte ihm Widerstand vor Breysach, in Ensisheim, in Rufach und Egisheim entgegen, aber vergebens, er rückte siegreich vor. Die ausgesandten Deutschen Detachements kamen geschlagen und wie in der Verzweiflung vor Colmar an, selbst Bournonville mußte schmachvoll zurückweichen. In Frankfurt wußte man am 25. Dezember/5. Januar 1674/75: „Die Alliirten stehen jetzt sämmtlich um Colmar und campiren, haben die Blokade Breysachs diesseits des Rheines aufgehoben,

hingegen avancirt Mr. Turenne je länger desto mehr, wie er denn bereits einige der seinigen nach Ensisheim geworfen hat. Ohnmöglich ist, daß beide Armeen aus Mangel an Lebensmitteln und Fourage der Gestalt lange stehen bleiben können." Vom 2. Januar 1675 lautet der Bericht: „Die jüngst eingelaufenen Straßburger Briefe haben uns eine seltsame und ganz unverhoffte Zeitung gebracht, nämlich daß Turenne mit aller Macht durchzudringen gesucht und eine starke Partei vorausgeschickt, welche die Alliirten von hinten her angegriffen, ist aber gleichwohl mit Verlust von 500 Todten repussirt worden. Als solches Turenne wahrgenommen, ist er auf Ensisheim und Rufach losgegangen, welche beiden Orte von den annoch wenig darin gelegenen Soldaten alsobald verlassen worden. Ja man sagt, daß 700 Mann, so in besagten Ensisheim und Rufach zurückgeblieben, sich mit großer Mühe salvirt haben."

Während der Kurfürst sich nun mit den ihm widerstrebenden Deutschen Befehlshabern in Betreff eines gemeinsamen Vorgehens gegen den siegreich vordringenden Feind im wahrsten Sinne des Wortes herumzanken mußte, wurde dem Französischen Marschall Turenne überlassen, zu bestimmen, wo es zum Schlagen kommen sollte. Er machte seinen berühmt gewordenen Marsch am Fuße der Vogesen und erreichte das am Anfange des Münsterthales gelegene Städtchen Türkheim. Dort wurde am 5. Januar 1675 zwischen dem Kurfürsten und Turenne das Treffen, welches die Entscheidung für die Kriegführenden brachte, geschlagen. Obwohl die Franzosen einen schweren Stand hatten, ja eigentlich besiegt wurden, endete doch dieser Kampf mit dem Rückzug des ganzen Deutschen Heeres. Aus Furcht, es möchte den Franzosen gelingen, am Fuße der Vogesen nach Norden weiter vorzudringen und hierdurch die Deutschen von ihren Verbindungen mit Straßburg abzuschließen, gaben die Deutschen Feldherren allzufrüh die Hoffnung auf, durch einen erneuten Angriff Turenne zu schlagen. (Ueber Turennes Marsch nach Türkheim, über das Treffen daselbst und das Auftreten des Kurfürsten siehe des Verfassers Druckschriften, die im Vorwort angegeben sind.) Es ist eigenthümlich, daß über diese ganze Angelegenheit, welche doch in Betreff der Besitzergreifung des Elsässischen Landes von Seiten der Franzosen von einer so großen Bedeutung war, im Allgemeinen sehr wenige sichere historische Berichte vorliegen. Der Kurfürst selber sagt in seinem Entschuldigungsschreiben an den Kaiser, dat. Eiersheim, 30. Dezember 1674 (10. Januar 1675), Turenne habe die besten Truppen von der Condéschen Armee bekommen; die Deutsche Armee sei bei Colmar zusammengezogen worden. „Der Feind hat sich darauf an die Berge, so Elsaß und Lothringen scheiden, gezogen und sich bei uns gesetzt. Weil aber dessen Fürhaben war, unter den Bergen von einer Seite bedeckt zu gehen und von denselben mit seinen Stücken die Alliirten zu incommodiren, hat man sofort bei seiner Ankunft den 26. Dezember/6. Januar (? wohl den 5. Januar!) ihm solche Avantage disputirt, da es dann zu einem scharfen Gefecht in den Bergen gekommen, so bis in die Nacht gedauert, dabei dann nicht wenig Leute, die

meisten aber doch an des Feindes Seite geblieben. . . . Wie uns aber die Nacht separirt und Nachricht gekommen, welcher Gestalt der Feind seinen Marsch an den Bergen und theils über dieselben fortsetzte und also gegen die Rheinbrücke bei Straßburg sich wende und uns darin hinfürzukommen sich bemühet, hat man solches zu hindern für gut befunden und ist hierher gegangen.*) Im Hannoverschen Staatsarchiv fanden sich folgende Bemerkungen: „Vom 28. Dec. 1674 (7. Januar 1675)**) den 26. huj. ist Turenne bis auf eine Stunde von Colmar mit seiner Armee gestanden und hat am Abend die Avantgarde der Alliirten, welche die Kaiserlichen geführt, angegriffen; aber er hat der Gestalt Gegenwehr empfangen, daß sie sich wieder zurück gegen das Gebirge ziehen mußten. Vor Colmar haben sie zwar bereits in einen Kirchhof vorm Rufacher Thor mit 400 Mann posto gefaßt gehabt; sie sind aber durch die Dörflinger Dragoner wieder daselbst aufgehoben und die meisten davon nieder gemacht und gefangengenommen worden. Gestern ist die alliirte Armee um Schlettstadt, wohin sie zu dem Ende gerückt ist, damit Turenne nicht am Gebirge sich herabziehe und bei Markirch herausgehe, um sie von Straßburg abzuschneiden, in bataille gestanden und hat den Feind, so für 30 000 Mann geachtet wird, mit Lösung einiger Kanonen zur Schlacht gerufen, ohne daß man aber noch zur Zeit Nachricht bekommen, daß sie hauptsächlich aneinander gekommen seien. Gestern morgen ist die Kurfürstin und die meisten Frauenzimmer zu Straßburg von der Armee angelangt. So naht sich auch die meiste Bagage selbiger Gegend wieder gleichmäßig, um bei der Armee allem embaras damit zu verhüten.“ (Mons. Peper, Secr. de S. A. de Brounsvic-Hannover à Monsr. Dietfurt.) Eine ähnliche Mittheilung, datirt vom 1. November 1675: „Bei dem am 26. passato unsern Türckheim vorgegangenen, abermaligen Treffen haben die Münsterer und Kaiserlichen ihre Devoir wohlgethan und dem Feind viel Volks, sonderlich mit ihren Kanonen, genommen und damit aufgehalten, daß er nicht durchzubrechen vermochte. Ungeachtet solcher über dem Feind gehabten Advantage ist folgenden Tages der Alliirten sämmtliche Armeen ohne eine andere Noth, als daß man befürchtet, der Feind möchte sich am Gebirge herabziehen bis nach Schlettstadt abgezogen. Seitdem ist man nach und nach bis dahier abwärts gerückt, und es ist dem Turenne Luft gemacht worden, sich weiter nach Colmar, so darüber geplündert sein soll, zu ziehen und folgends nach Belieben mehr Volk nach Breisach zu verlegen, nach welchem erlangten Zweck er sich wieder zurück ins Gebirge begeben; nunmehr läßt er sich nicht anders, als hier und da parteienweise, sehen.“ In Frankfurt lief am 2. Januar 1675 der Bericht ein: „— — — Die Münsterischen Völker, welche in acht Monaten keinen Sold bekommen, haben sich von der alliirten Armee wegbegeben und sind ihrer über die 100 truppen-

*) Urkunden 14[1], S. 782.

**) Irrthümlich für den 5. Januar.

weis durch hiesige Stadt (wohl Straßburg. D. Verf.) passirt, sehen gar elend aus und fluchen der Generalität, absonderlich dem Bournonville, welcher dem Verlaut nach mit zwei Regimentern zu den Franzosen soll übergangen sein."

Letztere Nachricht über den Kaiserlichen Feldherrn beruhte freilich auf Irrthum, aber sie ist doch recht charakteristisch; man ersieht aus ihr, welcher Schandthaten der Herzog damals unter den Truppen für fähig gehalten wurde. Seine Treulosigkeit dem Kurfürsten gegenüber, mit der er sich schon beim Anbruch der Nacht nach dem Kampfe wider alle Abmachungen schleunigst aus dem Staube machte und seinen Verbündeten im Stiche ließ, steht unwiderleglich fest. Wir haben über dieses unkameradschaftliche Benehmen folgenden Brief gefunden, der aber den Irrthum enthält, als sei Bournonville erst um 1 Uhr aufgebrochen, während er doch schon um 10 Uhr, wie sichere Berichte melden, mit seiner ganzen Armee das Weite gesucht hat. Das mit einem Siegel versehene Couvert des Schreibens hat folgende Aufschrift:

Dem Hochwohledelgeborenen und gestrengen Herrn Johann Helwig Sinold, genannt Schütz, Fürstlich Braunschweig-Lüneburgischen, wohlbestalleten Rath und Kanzler, unserem hochverehrtesten Herrn und Freund zu Straßburg.

„Hochedelgeborener, gestrenger, insbesonders hochgeehrter Herr Kanzler!

Seit unserem Vorigen haben wir heute vernommen, daß, als der Feind die avantage von den Collinen gegen das Gebirge zu gestern eingenommen, und als ihm nicht en front, wie wir unsererseits uns sustiret gehabt, beizukommen gewesen, gestern Abend resolvirt worden, daß man sich in der Nacht zurückziehen sollte. Dabei dieser Mißverstand vorgegangen, daß, als der Churfürst willens gewesen, wie gedacht, in der Nacht sich zurückzuziehen, auf einmalen dies von dem duc de Bournonville geändert worden. Nichtsdestoweniger soll gedachter duc de Bournonville um 1 Uhr in der Nacht aufgebrochen worden sein, ohne irgend Jemand der Alliirten zu avertiren, welche, als sie solchen Aufbruch zwei Stunden hernach vernommen, sich auch movirt, welches dann wohl nicht in der besten Ordnung mag zugegangen sein, und ist der Churfürst darüber sehr übel zu sprechen gewesen. Unsere Armee hat also Colmar verlassen und zieht sich allmählich hierher an. — — Es ist also nichts Anderes als eine vollkommene retraite über den Rhein zu gewärtigen; im Uebrigen beziehen wir uns auf unser Voriges und verbleiben

Unseres hochgeehrten Herrn Kanzlers dienstwillige
Lorentz Müller,
Freiherr v. Heimburgg.

P. S. Bei der Occupirung der Collinen hat es ein scharfes Gefecht gegeben, welches von den Mollewsnischen, Rumarischen gehalten; aber der Feind ist in seiner eingenommenen Vertheidigung angegriffen und herausgetrieben worden."

Es ist bekannt, daß nach dem kläglichen Rückzuge der Kurfürst **Friedrich Wilhelm mit Schmähungen und Anklagen** überhäuft wurde, als wenn er, der oberste Befehlshaber, sich völlig unfähig erwiesen habe, einen Feldzug gegen Turenne geschickt zu führen. Er wurde für die Niederlage in Türkheim verantwortlich gemacht. Seine deutschen Gegner wurden nicht müde, überall zu verbreiten, daß gerade der Brandenburger gegen alle Verabredung zuerst in der Nacht vom 5. auf den 6. Januar abgezogen sei und somit die gemeinsame Sache des Vaterlandes verrathen habe. Eine ähnliche Stimme fanden wir im Hannoverschen Staatsarchiv (Celle, B. A. des 13[b]). Sie besagt:

„Was die Retraite anbelangt, war ergründeter Maßen den vorigen Abend von den Kaiserlichen und Lüneburgischen zwar wohl gefochten, dieselben aber von den **Brandenburgern** nicht sekundirt, sondern, da man den andern Tag das Combat mit gutem Succeß habe fortsetzen können, auch es an dem gewesen ist, daß Turenne nicht mehr einen Tag hätte subsistiren können, in der Mitternacht von **Brandenburg** der Aufbruch geschehen, wobei es denn scheint, daß man am Kaiserlichen Hofe auch einige apprehension habe.“ . . . . .

So mußte denn der thatkräftigste Fürst im Deutschen Lande zur damaligen Zeit, der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, unverrichteter Sache aus dem Elsässischen Lande ziehen. Er hatte die edelste Absicht gehabt, den Deutschen Namen auf Elsässischem Boden zu vertheidigen und zu retten. Doch an der Ausführung seiner Absichten hinderten ihn des Reiches Schwäche und die Intriguen seiner Verbündeten.

Es war gut zur Rettung seiner Ehre und seines Waffenruhmes, daß er noch im Jahre 1675 der Welt zeigte, welcher Thaten er fähig war. . . . Er wurde Sieger bei Fehrbellin!

Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges.

Eine kritische Studie

von

v. Bremen,

Oberstleutnant z. D., zugetheilt dem großen Generalstabe.

Als in der Morgenfrühe des 28. August 1756 König Friedrich auf dem Paradeplatze zu Potsdam zu Pferde stieg, den Degen zog, sich an die Spitze des 1. Bataillons Leibgarde setzte und mit diesem und den übrigen Potsdamer Truppen den Weg nach der Sächsischen Grenze einschlug, da öffneten sich die Thore des Tempels, hinter denen nach Römischer Auffassung die Kriegskräfte gefesselt liegen, um sich erst nach sieben furchtbaren, ruhm- und leidensreichen Jahren wieder zu schließen. Aber merkwürdig, in dem Augenblick, als sein kriegsbereites Heer die Sächsische Grenze überschreitet, hofft er noch, gerade dadurch, daß er zu den Waffen greift, seine Feinde zu nöthigen, ihre feindseligen Absichten aufzugeben. Noch einmal soll der Preußische Gesandte in Wien nur die Versicherung fordern, daß Oesterreich ihn weder in diesem noch im kommenden Jahre angreifen werde, dann ist er bereit, die Waffen wieder niederzulegen, selbst ohne eine Entschädigung für die bisher aufgewendeten Kriegskosten zu verlangen. „Da ich keine Sicherheit mehr habe — so schreibt er an den Gesandten — weder für die Gegenwart noch für die Zukunft, so bleibt mir kein anderes Mittel als die Waffen, um die Anschläge meiner Feinde zu zerstreuen. Ich setze mich in Marsch und hoffe, in Kurzem werden die, welche jetzt in ihrem Stolze verblendet sind, anderer Meinung werden. Dabei habe ich jedoch so viel Selbstbeherrschung, daß ich Vorschlägen einer Verständigung, sobald sie nur geschehen, Gehör geben werde. Denn ich hege keine ehrgeizigen Entwürfe, noch eigennützige Wünsche. Der Grund für mein Verfahren liegt einzig darin, daß ich mir Sicherheit verschaffen und meine Unabhängigkeit behaupten will.“ Aber wenn er auch die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgang noch nicht aufgegeben hat, so weiß er doch ebenso gut, daß sein Angriff dazu dienen kann, die Entwürfe seiner Feinde gegen ihn völlig zur Reife zu bringen.

Schon bald nach dem Tode des Königs ist die Meinung aufgetaucht, der Krieg würde sich haben vermeiden lassen, wenn der König nicht angegriffen hätte. Der bekannte Minister Hertzberg hat sie in einer Sitzung der Akademie ausgesprochen, nur auf einen Angriff von Friedrichs Seite seien die Verabredungen seiner Gegner getroffen gewesen. Aber Hertzberg war nur ungenügend unterrichtet, heute wissen wir, daß der große Schlag gegen Preußen nur vom Jahre 1756 auf 1757 verschoben war. Durch Warten hätte der König nichts gewonnen, und dann, ein Friedrich konnte eben nicht anders handeln, er blieb so seiner Persönlichkeit getreu. War er einst in kühnem Muthe der Jugend ausgezogen, die Rechte seines Hauses geltend zu machen, aber auch getrieben von innerem Drange, Kränze des Ruhmes um seine junge Stirn zu winden, so konnte er auch jetzt nicht stillsitzen und abwarten, bis sich das drohende Unwetter völlig über ihm zusammenzog, ohne sich selbst untreu zu werden. Wie sagt doch Ranke hierüber so schön: „In dem Konflikte der Weltverhältnisse und der persönlichen Gesinnung entspringen die großen Entschließungen. Die Fortentwickelung der Menschheit beruht darauf, daß es Staaten giebt, welche die innere Kraft besitzen, und Fürsten an ihrer Spitze, die den Mannesmuth haben, unter allen Umständen ihre Stelle zu behaupten und ihre Selbständigkeit, welche ihr inneres Leben ist, gegen überlegene Feinde zu vertheidigen."

Sein Urtheil über Friedrichs Vorgehen faßte der Altmeister Deutscher Geschichtschreibung dahin zusammen: „Kaum jemals ist eine Invasion so unternommen worden, die so bestimmt und bewußt auf dem Gedanken beruht hätte, den Frieden zu befestigen, das heißt, durch einen raschen Schlag die Feinde zu nöthigen, die Absichten, die sie gefaßt hatten, aufzugeben."

Diese Ansicht ist denn auch zu allen Zeiten, und nicht nur in Preußen, die herrschende gewesen, und in der Geschichte und im Gedächtniß seines Volkes steht Friedrich als der Held da, der unerschrocken das Schwert zog, um selber zuerst dreinzuschlagen, als die Kriegsgefahr immer drohender wurde, nicht, um neue Eroberungen zu machen, sondern um die Existenz seines Staates zu wahren, bereit, das Schwert wieder in die Scheide zu stecken, sobald ihm die Sicherheit vor neuem Angriffe verbürgt wurde.

Es mußte daher das größte Aufsehen, nicht nur in der literarischen Welt, erregen, als ein namhafter Historiker, Max Lehmann, der sich unter Anderem durch seine Scharnhorst-Biographie in weiten Kreisen einen Namen erworben, aufs Neue mit der Behauptung hervortrat, nicht in der Abwehr habe Friedrich zum Schwert gegriffen, sondern um neue Eroberungen zu machen. Es war im Jahre 1894, als er in einer Schrift „Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges" den Nachweis zu erbringen suchte, daß Friedrich die Eroberung Sachsens und Westpreußens für Preußen, Böhmens für den Kurfürsten von Sachsen geplant und

zu diesem Zweck 1756 zum Schwerte gegriffen habe. Bei der Wichtigkeit der Frage, nicht nur für den Historiker von Fach, sondern auch für die weitesten Kreise, mußte natürlich um diese Behauptung ein harter Kampf der Geister entbrennen. Handelte es sich doch darum, ob damit die Auffassung von Friedrichs Persönlichkeit in ein ganz neues Licht gerückt werde. In dem Streit haben denn auch die namhaftesten neueren Historiker das Wort ergriffen, in Zeitschriften und selbständigen Schriften ist eine solche Fluth von Veröffentlichungen erschienen, daß sich auch der, welcher sich aus Beruf oder Neigung mit geschichtlichen Studien beschäftigt, ihr kaum zu folgen vermochte. Durch ein soeben erschienenes Werk, den 74. Band der Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven*) darf jetzt der Streit als beendet angesehen werden, und da sein Ergebniß nicht nur für die geschichtliche Wissenschaft, sondern auch für das Preußische Volk und Heer von hoher Bedeutung ist, so seien die Entwickelung wie das Ergebniß hier kurz zusammengefaßt.

Schon sehr bald nach der Lehmannschen Veröffentlichung wendeten sich unsere bedeutendsten Historiker in längeren oder kürzeren Abhandlungen dagegen. Es seien hier folgende genannt: Koser, der Generaldirektor der Staatsarchive, dessen hervorragendes Werk über Friedrich den Großen nun vollendet ist (Hist. Zeitschr. Bd. 74), Wiegand (Deutsche Literaturzeit. 1894, Nr. 51), Treusch v. Buttlar (Deutsches Wochenblatt 1895, Nr. 1), Wutke (Schles. Zeitung 1895, Nr. 28), Jähns (Mil. Wochenbl. 1895, Nr. 8), Bailleu, Archivrath am Staatsarchiv, bekannt durch seine zahlreichen Untersuchungen über Preußische Geschichte (Deutsche Rundschau, Febr. 1895), Ulmann (Deutsche Revue, Mai 1895), Winter, bekannt durch seine Zieten-Biographie (Blüthen f. liter. Unterhaltung 1895, Nr. 20), Breysig (Literarisches Centralbl. 1895, Nr. 15), Herrmann (Forsch. z. Brand. Preuß. Gesch., Bd. 8), Prutz (ebenda), Berner, der bekannte Preußische Historiograph (Mitth. aus der hist. Lit. Bd. 23), Immich (Jahrb. f. Armee u. Marine, Dezember 1895), Schultze (Jahresberichte der Geschichtswissensch., Bd. 17).

Den kräftigsten Angriff führte der durch gründliche Archivforschungen und klare, ruhige Darlegungen sich auszeichnende Albert Naudé, zuletzt Professor an der Universität Marburg, in den Forschungen zur Brandenburgisch-Preußischen Geschichte. Er wies vor Allem nach, daß Lehmanns Behauptungen eine ernste, methodische Prüfung in keiner Weise vertragen. Gegen ihn richtete sich daher nun auch Lehmann mit scharfen Angriffen, die leider auf das persönliche Gebiet gingen, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“, aber nur ein einziger bedeutender Historiker, Hans Delbrück, trat auf

*) Publikationen aus Königlich Preußischen Staatsarchiven. Vierundsiebzigster Band. Preußische und Oesterreichische Akten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges. Herausgegeben von Gustav Berthold Volz und Georg Küntzel. Veranlaßt und unterstützt durch die K. Archivverwaltung. Leipzig. Verlag von S. Hirzel.



Lehmanns Seite. Er nahm allerdings die Lehmannschen Behauptungen meist als bewiesen an und suchte der Lehmannschen Auffassung noch eine weitere Wendung zu geben, indem er nun in dieser Offensive Friedrichs einen „dämonischen" Zug erblickt und seine Politik „über Abgründe und Sümpfe schwindelnd in die Höhe steigen" sieht.

Auf Seite Naudés traten dagegen neue Historiker von Ruf: Heigel in München (Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissensch., I. Jahrg. 1896. Monatsblätter I und II), Erich Marcks in Leipzig (Beil. zur „Allgemeinen Zeitung" 21., 22., 23. April 1896), Philippson (Nation, 25. April 1896). Ja, sogar die Forscher des Auslandes, von denen vor Allem ein Eintreten für Lehmann zu erwarten gewesen wäre, nahmen gegen ihn Partei: Der Oesterreicher Ad. Beer in Wien, auf Grund Oesterreichischer Akten (Mittheilungen des Instituts f. Oesterr. Geschichtsforschung 17, 109 bis 160), der Franzose Waddington (Louis XV. et le renversement des alliances en 1756. Paris, Firmin Didot 1896). Auch Wiegand, Immich und Koser wendeten sich aufs Neue gegen Lehmann (Deutsche Literaturzeitung 1896, Nr. 3; Jahrbücher f. d. Deutsche Armee und Marine 1896, Bd. 99; Hist. Zeitschr., Bd. 77).

Leider wurde der verdienstvolle Naudé, eine zart organisirte Natur und durch die heftigen persönlichen Angriffe aufs Tiefste erregt, in diesem Kampfe durch einen frühen Tod der Wissenschaft entrissen, aber was er begonnen hatte, ist von zwei Forschern fortgesetzt, G. B. Volz und G. Küntzel. Beide hatten schon in dem Streit auf Naudés Seite gestanden, Ersterer mit einer Schrift „Kriegführung und Politik Friedrichs des Großen in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges" (Berlin 1896. Cronbach), Letzterer mit einer Abhandlung über die Bedeutung der Westminster-Konvention (Forschungen zur Brandenb. Preuß. Gesch., Bd. 9). Beide setzten die von Naudé begonnene Sammlung von Aktenstücken über die Preußischen und Oesterreichischen Rüstungen zum Siebenjährigen Kriege und die politischen Vorgänge in Preußischen und Oesterreichischen Archiven fort, und ihr Werk liegt nun in dem 74. Bande der Publikationen aus den K. Preußischen Staatsarchiven vor uns, das aus einer Sammlung Preußischer und Oesterreichischer Akten und ihren Inhalt zusammenfassenden Abhandlungen besteht.

Um sich einen Begriff von dem großen Umfang der gesammelten Aktenstücke zu machen, sei nur erwähnt, daß sie mit der zusammenfassenden Darstellung nicht weniger als 750 Seiten einnehmen. Die Grundlage dafür haben die seinerzeit von Naudé in den Archiven von Berlin und Wien gesammelten Akten gebildet, die nach seinem Tode in den Besitz des Geheimen Staatsarchivs übergingen und nun durch Dr. Küntzel, Privatdozenten an der Universität Bonn, und Dr. Volz, ständigen Mitarbeiter an der Publikation der „Politischen Korrespondenz Friedrichs des Großen" durch weitere Nachforschungen in Wien und Berlin vervollständigt sind.

So zerfällt das Werk auch in zwei Theile. In dem ersten behandelt Volz die Preußische Rüstung, in dem zweiten Küntzel die Entstehung der Koalition gegen Preußen in den Jahren 1755 und 1756. Dem ersteren sind die Preußischen, dem letzteren die Oesterreichischen Akten beigefügt.

Auf Einzelheiten einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum. Es seien daher nur die Hauptergebnisse der Forschung angeführt.

In seinem politischen Testament von 1752 hatte Friedrich als sein Ziel hingestellt, sein Heer auf 180 000 Mann, seinen Staatsschatz auf 20 Millionen Thaler zu bringen. In einem Abschnitt dieses Testaments, den er selbst als „Träumereien" bezeichnet, spricht er von einer wünschenswerthen Eroberung Sachsens, um dadurch Preußen erst gegen Oesterreich vertheidigungsfähig zu machen. Auf diesen, übrigens immer noch nicht völlig veröffentlichten Abschnitt und eine aus dem Jahre 1775 stammende Abhandlung des Königs, wo er politische Möglichkeiten erörtert, stützt sich Lehmann im Wesentlichen und hat danach das von ihm herangezogene Aktenmaterial, man kann wohl sagen zugestutzt, denn es sind ihm bei Benutzung und Veröffentlichung desselben schon von Naudé die für einen Historiker schwerwiegendsten Fehler nachgewiesen. Ganz neu ist aber, wie schon bemerkt, seine Behauptung auch nicht, denn Ranke erwähnt sie bereits und kommt zu dem Schluß: „Aus der Zeit selbst ist dafür nichts beigebracht worden, was der Rede werth wäre."

Volz weist nun nach, wie weit Friedrich 1756 noch von seinem im politischen Testament gesteckten Ziele entfernt war. Nicht über 20 Millionen, sondern nur über 13½ Millionen Thaler, und nicht über 180 000, sondern nur über 154 000 Mann — und zwar schon einschließlich der Augmentationen im August und September 1756 — verfügte er bei Ausbruch des Krieges.

Es wird ferner genau verfolgt, wie die Preußischen Rüstungen stets mit den dem Könige zukommenden Nachrichten eingeleitet oder wieder eingestellt werden, je nachdem diese kriegerisch oder friedlich lauten. Vom 19. Juni bis 28. Juni erste Periode der Rüstung auf die Nachrichten über den Anmarsch der Russen; vom 29. Juni bis 16. Juli Stillstand, selbst Widerruf einiger Rüstungsbefehle auf die Nachricht, daß die Russen zurückgehen; 16. bis 19. Juli neue Rüstungen, nun auch gegen Oesterreich, als von dort bedrohliche Nachrichten eingehen; am 18. Juli erste Anfrage nach Wien; 19. Juli bis 2. August neuer Stillstand, trotz bedrohlicher Nachrichten, um die Antwort aus Wien abzuwarten; 2. August Eintreffen der unbefriedigenden Antwort aus Wien, Fortsetzung der Rüstungen und neue Anfrage; Unterbrechung der Mobilmachung am 14. August, als der Preußische Gesandte in Wien durch eine Anfrage beim König die Oesterreichische Antwort verzögert; am 24. August nochmalige Verschiebung des Aufbruchs um einen Tag, am 25. Befehl, vorläufig Halt zu machen, um die Antwort aus Wien abzuwarten. Dann am 25. Eingang der neuen unbefriedigenden Antwort und nun am 26. Befehl zum Aufbruch an die Regimenter. Zugleich aber mit der Ordre zum Aufbruch schickt der

König, durch einen „letzten Schimmer von Hoffnung" auf friedlichen Ausgleich bewogen, eine dritte Anfrage nach Wien und macht damit Maria Theresia zur Schiedsrichterin über Krieg und Frieden.

Selbst nach Beginn der Feindseligkeiten setzt Friedrich die Friedensbemühungen noch fort; nach der Schlacht bei Lobositz trägt er Holland die Vermittelung an, im Dezember werden mit Frankreich Verhandlungen gepflogen, und erst zu Beginn des Jahres 1757 überzeugt sich der König davon, daß an Frieden nicht zu denken ist. Jetzt erst macht er die höchsten Anstrengungen, um sein Heer womöglich auf 210 000 Mann zu bringen.

Hiernach darf die Ansicht, daß der König im Sommer 1756 sein Ziel der Heeresvermehrung erreicht habe und nun zur Eroberung Sachsens ausgezogen sei, als endgültig beseitigt angesehen werden, wobei es selbstverständlich nicht ausgeschlossen ist, daß er bei siegreichem Ausgang des Krieges diese Erwerbung ins Auge gefaßt hat. Wieder einmal hat die Auffassung des alten Meisters Ranke recht behalten: „Man darf dem König Friedrich den Entschluß, auf weitere Erwerbungen Verzicht zu leisten, nicht zuschreiben, aber die ruhige Erwägung der Umstände und des Möglichen, die ihn vor anderen unternehmenden Kriegführern auszeichnet, hielt ihn damals von allen weitausgreifenden Absichten zurück."

War es bisher die herrschende Ansicht, daß Oesterreich seine politischen Vorbereitungen beendet habe, als König Friedrich zu den Waffen griff, so hatte Lehmann auch hierin den Nachweis zu erbringen versucht, daß erst durch den Preußischen Angriff die einem Abschluß der Bündnisse Oesterreichs mit Frankreich und Rußland noch entgegenstehenden Hindernisse beseitigt seien. Durch die Veröffentlichung der Oesterreichischen Aktenstücke ist auch hier bewiesen, daß die alte Meinung, wie sie Ranke vertreten hatte, im Wesentlichen die richtige war: „Noch waren keine definitiven Festsetzungen zwischen den beiden Höfen von Versailles und Wien zu Stande gekommen, aber in der Hauptsache war man einverstanden." Die Ueberzeugung König Friedrichs, als er seinen Angriff begann, war, daß Oesterreich mit Frankreich und Rußland zu festen Abmachungen über seine Offensivabsichten gekommen sei. Daß dies noch nicht in dem von ihm angenommenen Maße der Fall war, darüber kann nun nach diesen Veröffentlichungen auch kein Zweifel mehr sein. Aber nicht, was wirklich war, sondern was er nach seinen Nachrichten annehmen mußte, ist für seine Beurtheilung das Entscheidende.

Haben wir durch die Veröffentlichung des Preußischen Aktenmaterials für die Beurtheilung der Handlungsweise König Friedrichs eine feste Grundlage gewonnen, so tritt uns aus den Oesterreichischen Kundgebungen nun eine andere Persönlichkeit in ein glänzendes Licht, und das ist Kaunitz. Er erscheint als eine großartige, geniale Natur, die sich ebenso hoch über alle Staatsmänner seiner Zeit erhebt, wie in unserem Jahrhundert Bismarck. Es ist kein Zufall, daß gerade unser großer Staatsmann das Studium Kaunitz-

scher Politik besonders betrieben und seine Bedeutung so wie Wenige erkannt hat, wovon unter Anderem eine seiner Parlamentsreden in glänzender Weise Zeugniß gab, als er auf die großen Kaunitzschen Koalitionspläne gegen Preußen zu sprechen kam.

Aehnlich wie Bismarck brach Kaunitz mit allen Ueberlieferungen und Systemen, indem er den kühnen Gedanken faßte, an Stelle der traditionellen Allianz mit England diejenige mit dem alten Todfeinde des Hauses Habsburg, Frankreich, zu setzen, und diesen Plan allen Widerständen zum Trotz durchführte. Wie kurz, klar und kräftig stellt er gleich in seinem ersten Vortrag vom 21. August 1755 bei der Kaiserin sein Ziel hin: „Richtig ist, daß Preußen muß übern Haufen geworfen werden, wenn das Erzhaus aufrecht stehen soll. Wir haben weniger Einfluß und Ansehen in allen Europäischen Angelegenheiten. Im Reich setzt sich Preußen öffentlich der Kaiserlichen Autorität entgegen, und wir wissen sicher, daß es nur auf unseren Untergang bauet und solchen menschlichem Ansehen nach bewirken würde, wenn wir ihme (so!) nicht bevorkommen.“ Und nun entwickelt er weiter seinen großen Plan, die Hülfe Frankreichs und Rußlands zu gewinnen. Und wie schnell gelingt es ihm, Rußland zum Angriff zu bewegen. Hier tritt ein Punkt hervor, wo bei einem Vergleiche der Kaunitzschen Staatskunst mit derjenigen Bismarcks, aber unserem großen Kanzler die Palme gebührt. Während Bismarck seine großen Pläne erst in die That umsetzt, als er auch des Mittels zu ihrer Durchführung, eines starken schlagfertigen Heeres, sicher ist, gehen bei Kaunitz seine politischen Erfolge nicht Hand in Hand mit der militärischen Rüstung. Als Rußland loszuschlagen Miene macht, ist Oesterreich noch nicht fertig, den Krieg zu beginnen, muß daher Rußlands Kriegslust zügeln und den Beginn des Krieges auf das Jahr 1757 festsetzen.

Wohl waren nach dem Zweiten Schlesischen Kriege auch in Oesterreich bedeutende Anstrengungen zum Ausbau des Heeres gemacht. Bei der von der Preußischen ganz verschiedenen Heeresverfassung Oesterreichs läßt sich ein genauer Vergleich der Oesterreichischen Kriegsvorbereitungen mit den Preußischen nicht durchführen, und der Streit, welcher von beiden Staaten früher mit seinen Kriegsvorbereitungen oder gar mit seiner Mobilmachung begonnen habe, wird daher in Manchem zu einem spitzfindigen Streit mit Worten; das aber ist jetzt auch klar, daß man in Oesterreich zu einer offenen Rüstung in großem Maßstabe erst schritt, als die Preußischen Junirüstungen gegen Rußland den Vorwand dazu gaben, nämlich im ersten Drittel des Juli. Diese veranlaßten dann natürlich König Friedrich wieder zu weiteren Maßnahmen, wie dies oben schon angedeutet ist. So hatte also das zu frühzeitige einseitige Vorgehen Rußlands den Stein ins Rollen gebracht, der nun nicht mehr aufzuhalten war. Dem erst für 1757 geplanten Angriffe Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs kam Friedrich zuvor, und wir müssen auch jetzt noch staunen, wie klar er doch die furchtbare Gefahr erkannt hat, wenn ihm

auch die geheimsten Fäden, wie wir sie jetzt verfolgen können, verborgen bleiben mußten.

In gerechter Vertheidigung schritt Friedrich zum Angriff, um die Selbständigkeit seines Staates, zu dessen Vernichtung sich die großen Mächte des Festlandes verbunden hatten, zu wahren, und indem er den siebenjährigen Kampf glücklich bestand, verdiente er sich in Wahrheit erst den Namen des Großen, schuf seinen Staat zur Europäischen Großmacht und legte den Grund zum Deutschen Staatsgebäude, denn: Dazu sind die großen Kriege bestimmt, nach dem Maße der Kraftentwickelung und intellektuellen Führung jedes Theiles die Schicksale der Welt weiter zu bestimmen!

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68–71.

Die Schlacht von Roßbach.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage den 24. Januar 1900

von

Dickhuth,
Major im großen Generalstabe und Lehrer an der Königlichen Kriegsakademie.

Mit 1 Plan in Steindruck.

Die Schlacht bei Roßbach nimmt in der langen Reihe Fridericianischer Schlachten eine ganz besondere Stellung ein.

Alle anderen Siege König Friedrichs, von Czaslau, von Soor und Hohenfriedberg, von Leuthen, Zorndorf und Torgau, sind die langumstrittenen Erfolge heißer Kämpfe. Ebenbürtige Gegner sind es, die in erbittertem Ringen sich messen, und mehr als einmal hat die Entscheidung auf eines Messers Schneide geschwankt, bis endlich eine letzte geniale Wendung des Königlichen Feldherrn und die unverwüstliche Tapferkeit der Truppen den Sieg an die Preußischen Fahnen fesselte. Aber erschöpft und athemlos wie zwei Ringer, so standen nach der Schlacht beide Heere sich gegenüber, und gern hat der große König dem Feinde die Anerkennung gezollt, die sein heldenmüthiger Widerstand verdiente. Indem er den tapferen Feind ehrte, hat er sich selbst geehrt.

Anders bei Roßbach.

Hier kämpft die Preußische Armee mit einem Gegner, der ihr an Zahl weit überlegen, sonst aber in keiner Weise gewachsen ist. Dem König gelingt es, mit einem seiner schnellen Entschlüsse die Absichten des Feindes überraschend zu durchkreuzen, und damit ist das Schicksal des Tages bereits entschieden. Zu einer rangirten Schlacht kommt es kaum; der König läßt seinen Gegnern nicht die Zeit, ihren Aufmarsch zu vollenden. Blitzschnell wirft er sich auf die Teten ihrer Marschkolonnen, schlägt erst die Kavallerie, dann die vordersten Bataillone in die Flucht, und in diese Flucht werden die nachfolgenden Truppen hineingerissen — die meisten ohne einen Schuß zu thun, ohne das Weiße im Auge des Feindes gesehen zu haben. Die Französische und die Reichsarmee verschwinden spurlos von der Bildfläche, verfolgt von dem Spott und dem Hohn des Siegers.

Es wäre begreiflich, wenn neben den Ruhmesthaten von Hohenfriedberg und Leuthen das Gedächtniß der Schlacht von Roßbach bei den nachlebenden



Geschlechtern blasser geworden, wenn diese Schlacht gegen die anderen vergleichsweise in den Hintergrund getreten wäre.

Das Gegentheil ist der Fall.

Keine Schlacht Friedrichs des Großen ist so populär wie Roßbach, an kein Ereigniß aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges knüpft sich eine solche Fülle von anekdotenhaften Erzählungen, die in Wort und Bild bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben, und gerade das ist außerordentlich bezeichnend. Denn es sind die Lieblinge des Volkes, die es mit den Kränzen seiner Sagen schmückt.

Die folgende Darstellung will den Versuch machen, diese eigenthümliche Erscheinung zu erklären.

Ein Wort voraus über die allgemeine Lage.

Das Jahr 1757 hatte dem König den gehofften Erfolg nicht gebracht. Sein Plan war gewesen, den allein erreichbaren unter seinen Gegnern in überraschendem Anlauf zu Boden zu werfen und den Frieden zu erzwingen, ehe die weit entfernten Bundesgenossen Oesterreichs thatsächlich eingreifen konnten. Die Schlacht von Kolin machte ein weiteres Verfolgen dieses Planes unmöglich. König Friedrich war nun auf den Standpunkt gedrängt, den er durch seine schnelle Offensive hatte vermeiden wollen: es blieb ihm nichts übrig, als sich gegen die Angriffe, die von allen Seiten auf ihn eindrangen, so gut zu wehren, wie er es vermochte. Dabei tritt aber immer wieder der Grundgedanke seiner Feldzugseröffnung hervor: die volle Wucht des Schlages auf Oesterreich fallen zu lassen, als auf den einzigen Gegner, den er allenfalls noch hoffen durfte, dadurch zum Frieden zu bewegen; seine übrigen Feinde schob er immer nur so weit zurück, daß sie ihn in den Operationen gegen die Oesterreicher nicht stören konnten.

So hatte er denn nach Kolin zunächst die Belagerung von Prag aufgehoben und hatte mit je einer Heeresgruppe Aufstellung genommen bei Leitmeritz und bei Lissa, zur Deckung von Sachsen und von Schlesien.

Die im Hauptquartier des Königs eingehenden Nachrichten besagten, daß die Schweden ein Korps bei Stralsund sammelten, daß die Französische Hauptarmee bereits Emden genommen habe, daß ein zweites Französisches Heer zur Vereinigung mit der Reichsarmee in Hessen eingerückt sei und daß die Russen vor Memel stünden.

So zog sich von allen Seiten das Netz zusammen, und der gefährlichste Gegner, Oesterreich, hatte noch dazu alle Aussichten für sich, die ein unbestrittener Sieg dem Sieger in die Hand giebt.

Aber Daun war seit vier Wochen in der Gegend von Prag stehen geblieben. Getreu den Anschauungen der Zeit, ging sein Plan — wie überhaupt der der Verbündeten — dahin, unnöthige Schlachten zu vermeiden, vielmehr den König langsam einzuengen, ihm die Zufuhr abzuschneiden, seine Hülfsquellen allmählich abzugraben und ihn so mit der Zeit dahin zu führen,

daß die Unmöglichkeit, sein Heer weiter zu unterhalten, ihn zwang, sich dem Willen seiner Gegner zu unterwerfen.

Selbstverständlich herrschte auf Preußischer Seite grundsätzlich dieselbe Auffassung. Den Märschen des Feindes zuvorkommen mit Gegenmärschen, seine Futterkommandos überfallen, kleine Posten aufheben, den Krieg mit tausend Listen in die Länge ziehen — etwas Anderes wußten die Preußischen Generale auch nicht.

Der König allein war anderer Meinung. Er schreibt am 13. Juli aus Leitmeritz an den Prinzen von Preußen:

„Il faut à présent redoubler d'efforts; mais mon sentiment est de tâcher d'en venir quelque part à une décision par une bataille. Si nous n'en venons pas là, l'un et l'autre, avant la fin de la campagne, nous serons perdus."

Der König erkannte, daß die herkömmliche Methode zu nichts führen konnte, als zu der von den Gegnern erstrebten allmählichen Erschöpfung. Gerade weil seine Feinde einer Entscheidung auszuweichen suchten, gerade deshalb strebte er sie an, denn er fühlte wohl, daß er das Staatsschiff nur noch steuern konnte, wenn er Wind in den Segeln hatte.

Wir dürfen uns nicht wundern, daß der König für seine Gedanken kein Verständniß fand. Wenn es das charakteristische Kennzeichen des Genius ist, daß er die natürliche Entwickelung der Dinge voraus empfindet und so seiner Zeit neue Wege weist, so ist es das traurige Verhängniß der führenden Geister, daß sie auf diesen Wegen immer allein gehen, während die Masse auf den altgetretenen Pfaden hinterdrein rennt und — kritisirt.

Der einzige Mann, der Friedrichs Gedankenflug zu folgen vermochte, Winterfeldt, war fern — im Hauptquartier des Prinzen von Preußen — und ihn sollte er nach wenigen Wochen verlieren.

Ende Juli vereinigte der König, um wieder die Offensive ergreifen zu können, die beiden bisher getrennten Armeetheile bei Bautzen.

Die Anfang August eingehenden Nachrichten vom Einrücken der Franzosen in Langensalza und von der Niederlage des Herzogs von Cumberland bei Hastenbeck bestärkten ihn nur in der Auffassung, daß ein schneller, kräftiger Schlag gegen die Oesterreicher das Einzige sei, was ihm aus dieser bösen Lage helfen könne. Und wirklich marschirte er den Oesterreichern entgegen und traf am 16. August mit 40 000 Mann vor der feindlichen Stellung bei Zittau ein, die von 80 000 Mann besetzt war.

Es kam nicht zur Schlacht.

Die Preußischen Generale schilderten dem König Zustand und Stimmung der Truppen derart, daß ein Angriff auf die starke Stellung des Gegners ganz unmöglich sei. Und Friedrich wußte wohl, daß er diesen Angriff nur unternehmen konnte mit einer Armee, die von dem Gefühl der Siegesgewißheit zu außerordentlichen Thaten entflammt war.



Aber der Kleinmuth und die Verzagtheit, die er längst abgethan hatte, die herrschten noch immer in den Herzen der Menschen, die seinen Willen hätten in die That umsetzen sollen.

Schweren Herzens gab er den Vorstellungen seiner Generale nach.

Daß die Oesterreicher ihrerseits ihn nicht angreifen würden, das war sicher, und wenn Friedrich nicht thatenlos dem Feinde gegenüber liegen wollte, während Franzosen und Russen sein Land verwüsteten, so blieb ihm nichts übrig, als die Hauptarmee zur Deckung Schlesiens in der Lausitz stehen zu lassen und mit dem kleineren Theil die Französische und Reichsarmee in Thüringen aufzusuchen.

Sein Feldherrngeist hatte ihm den Angriff auf die Oesterreicher als das Wünschenswertheste gezeigt. Nun dieser nicht möglich war, ließ sein monarchisches Gefühl ihn diesen Seitenzug unternehmen zur Erlösung seiner bedrängten Landeskinder.

Er marschirte mit 31 Bataillonen, 45 Eskadrons von Dresden über Wilsdruf, Döbeln, Grimma und erreichte am 10. September Kösen.

Der König wußte, daß die Französische Armeeabtheilung unter Soubise und die Reichsarmee bei Erfurt standen, in der Absicht, Sachsen zu befreien.

Soubise und der Prinz von Hildburghausen warteten den Angriff Friedrichs nicht ab. Sie gingen, an Zahl um das Doppelte überlegen, auf Eisenach zurück.

Dieser Rückzug war dem König äußerst unerwünscht; er nahm ihm die Möglichkeit einer Schlacht. Wie weit sollte — wie weit konnte er dem Feind nach Westen folgen? Schon kam eine Nachricht nach der anderen, die Unglück auf Unglück meldeten. Bereits unterwegs war die Kunde eingegangen von der Schlacht, die Lehwald gegen die Russen bei Gr. Jägersdorf in Ostpreußen verloren hatte; nun kam die schwerere von dem Gefecht bei Görlitz, in dem der General Winterfeldt gefallen war. Die Folge dieses Gefechts war der Rückzug der Preußischen Armee unter dem Herzog von Bevern aus der Lausitz über Bunzlau nach Liegnitz.

Der Oesterreichische Feldmarschall Daun folgte dem Herzog. Am 21. September konnte Maria Theresia durch Kaiserliches Patent aufs Neue Besitz ergreifen von Schlesien, als von zurückerobertem Land.

Der König wußte noch nicht, daß nach der Schlacht von Jägersdorf die Russische Armee infolge innerpolitischer Verhältnisse Preußen räumte und in die Heimath zurückkehrte; wohl aber wußte er, daß Anklam in die Hände der Schweden gefallen war und daß der Herzog von Cumberland nach der Niederlage bei Hastenbeck mit seinem Gegner, dem Herzog von Richelieu, die Konvention von Kloster Zeven geschlossen hatte. Durch diese Konvention wurden die Feindseligkeiten zwischen der Französischen Hauptarmee und der Hannoversch-Hessischen Armee bis auf Weiteres eingestellt, und König Friedrich hatte den einzigen Bundesgenossen verloren, der ihm bisher zur Seite ge-

standen. Er mußte erwarten, daß Richelieu sich gegen Braunschweig und Halberstadt, vielleicht Magdeburg wenden werde.

Diesem neuen Feinde aber vermochte der König kein Heer mehr entgegenzustellen.

„Ce sont trop d'ennemis“ schreibt er an seine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth. „Quand même je réussirais à battre deux armées, la troisième m'écraserait. Je ne serais pas abattu d'un malheur, j'en ai tant essuyé: les pertes des batailles de Kolin et celle, en Prusse, de Jaegersdorf, la perte de toutes mes provinces de la Westphalie, la mort de Winterfeld, l'invasion dans le Magdebourg et dans le pays de Halberstadt; et malgré tout cela, je me raidis encore contre l'adversité, de sorte que je crois ma conduite jusqu'à présent exempte de toute faiblesse. Je suis très résolu de lutter encore contre l'infortune, mais en même temps suis je aussi résolu de ne pas signer ma honte et l'opprobre de ma maison.“

Der König gab die Fortsetzung der Offensive gegen die Reichsarmee auf, zum Theil auch in der Besorgniß, ein Oesterreichisches Korps, das unter Hadik in der Lausitz zurückgeblieben war, möchte einen Einfall in die Mark versuchen.

So war er, der das klassische Wort gesprochen hat: wer alles conserviren will, conserviret nichts — so war er durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen, den Fürsten von Anhalt mit 10 Bataillonen und 10 Eskadrons gegen Torgau zu detachiren, um den Weg nach Berlin zu sichern.

5 Bataillone, 10 Eskadrons unter dem Herzog von Braunschweig hatte er gegen Halberstadt entsenden müssen, um nicht durch einen unvermutheten Vormarsch Richelieus überrascht zu werden.

Dieser Vormarsch erfolgte nun glücklicherweise nicht. Der Herzog begnügte sich damit, durch 20 Bataillone und 18 Eskadrons die Heeresabtheilung des Prinzen von Soubise zu verstärken, mit dem Gros seiner Armee bezog er Winterquartiere und stellte die Feindseligkeiten gegen den König ein.

Der König hatte es, wie wir wissen, aufgegeben, der Reichsarmee nach Eisenach zu folgen, und war am 28. September von Erfurt nach Buttelstedt zurückgegangen. Daraufhin rückte nun Hildburghausen seinerseits wieder nach Gotha vor. Sofort machte Friedrich Halt, entschlossen, den Kampf aufzunehmen, wenn er ihm geboten würde, obgleich er nach allen Detachirungen nur noch 15 Bataillone und 25 Eskadrons bei sich hatte.

Aber weiter als bis Gotha brachte Hildburghausen den Soubise nicht, und mißmuthig schreibt der König an den Fürsten von Anhalt:

„Ich kan die Leuthe hier zu nichts krigen. Wenn Hilperhausen allein wäre, so ginge es gut, aber die Franzosen cantoniren hinter Gotha, und die kan er nicht mitkriegen; also kann ich nichts als kleine bagatellen ausrichten.“

Es ist merkwürdig, daß es während dieses Feldzuges mehrmals den Anschein hat, als ob es an der Saale zu nichts kommen würde. Eben jetzt wird der König von Erfurt abgerufen durch die Nachricht, daß das Oesterreichische Streifkorps unter Hadik aus der Lausitz auf Berlin marschire. Friedrich eilt nach Torgau, schickt den Fürsten von Anhalt, der bereits bei Torgau stand, in Eilmärschen nach Berlin voraus.

Es gelang leider nicht mehr, dem Feinde den Weg zu verlegen, aber auch Hadik war zu schwach, um sich in Berlin zu behaupten. Er erreichte die Preußische Hauptstadt am 16. Oktober, verließ sie aber noch am selben Tage wieder, nachdem er eine Kontribution erhoben hatte.

König Friedrich aber, der nun einmal an der Elbe stand, und dem es je länger je mehr unmöglich schien, an der Saale eine Entscheidung herbeizuführen, dachte allen Ernstes daran, nach Schlesien abzumarschiren und dem dort immer schwerer bedrängten Herzog von Bevern gegen die Oesterreicher zu Hülfe zu kommen.

Da nahm die Führung der Reichsarmee eine Wendung, die es nun doch noch in diesen Gegenden zur Schlacht kommen ließ.

Das bisherige Zaudern Hildburghausens hatte, wie König Friedrich ganz richtig vermuthete, zum großen Theil seinen Grund darin, daß Soubise sich seinen Absichten versagte. Nominell zwar führte Hildburghausen den Oberbefehl, aber Soubise hatte natürlich seine besonderen Instruktionen, die ihm die Grenzen des Gehorsams bald so, bald so bestimmten, und der Deutsche Befehlshaber konnte auf die Anerkennung seines Oberkommandos nur insoweit rechnen, als der Französische General seinen Befehlen gehorchen wollte oder nach seinen besonderen Instruktionen gehorchen durfte. Soubise aber hatte sich bisher hartnäckig geweigert, ohne Mitwirkung Richelieus etwas Ernstliches zu unternehmen. Nun war zwar Richelieu mit dem größten Theil seines Heeres in die Winterquartiere gegangen, aber er hatte doch Verstärkungen geschickt, und diese Verstärkungen waren am 17. Oktober unter den Befehl von Soubise getreten.

Als nun zugleich die Meldung einging, daß die Preußen über Leipzig abmarschirt waren, da gelang es dem Prinzen von Hildburghausen endlich, die Franzosen zum Vormarsch zu bewegen. Das nächste Ziel sollte die Wegnahme von Leipzig sein.

Soubise ging demnach in die Linie Weißenfels—Merseburg vor, die Reichsarmee überschritt bei Dornburg die Saale und marschirte über Teuchern nach Pegau.

Der Preußische Feldmarschall Keith, den der König mit 7 Bataillonen und 6 Eskadrons an der Saale hatte stehen lassen, zog sich vor der gewaltigen Uebermacht des Feindes nach Leipzig zurück.

Der Angriff des Gegners, den er dort mit Sicherheit erwartete, erfolgte jedoch nicht. Soubise versagte sich abermals den Absichten des Oberkommandos.

Der Französische General wußte, daß seine Regierung nicht gewillt war, die Truppen den Anstrengungen einer Winterkampagne auszusetzen. Sie sollten vielmehr hinter der Saale Quartiere beziehen, um dann im nächsten Frühjahr Magdeburg anzugreifen. Eben am 29. Oktober erhielt Soubise eine Weisung aus Paris, die ihm jede Operation rechts der Saale ausdrücklich untersagte. An die Möglichkeit, daß der König nun seinerseits die Saale überschreiten könnte, scheint man in Paris nicht gedacht zu haben.

Der König, im Begriff, nach Schlesien abzumarschiren, war durch Keiths Meldungen sehr überrascht.

„Les nouvelles“ schreibt er ihm, „que vous me donnez, ne laissent pas de m'embarrasser et de me faire changer le plan que je m'étais formé. Je viens de donner mes ordres au prince Ferdinand de Brunswick de marcher avec son corps de troupes tout droit vers Halle, d'où il viendra vous joindre. Pour moi, je n'attendrai que le corps du prince Maurice qui me joindra, où alors je marcherai incessemment à vous vers Leipzic pour vous joindre là, où en attendant vous resterez pour m'attendre là.“

Eigenhändig fügt er hinzu:

„Vous ne serez point attaqué par ces gens à Leipzic, ils craignent de ruiner la ville; mais puisqu'ils s'enhardissent à présent, je me flatte que, marchant à eux, cela en viendra à une bataille qui m'en débarrassera.“

Man fühlt beim Lesen dieser Worte die helle Freudigkeit, mit der der Königliche Feldherr zur Schlacht eilt.

Welch ein Gegensatz zwischen dem zögernd tappenden Vorgehen der Reichsarmee und den klaren, zielbewußten Anordnungen des Königs. In dem Augenblick, wo er die Möglichkeit einer Entscheidung sieht, schwinden alle Nebenrücksichten. Die Detachirungen zur Sicherung der Hauptstadt und zur Beobachtung Richelieus werden sofort herangezogen, und die Energie der Ausführung entspricht der Energie des Wollens. In Märschen, wie sie namentlich für die damalige Zeit fast unerhört sind, eilen von Berlin und von Magdeburg die Fürsten von Anhalt und von Braunschweig herbei, und eben an dem Tage, an dem Hildburghausen den Angriff auf Leipzig geplant hatte, vereinigt der König daselbst 24 000 Mann in 31 Bataillonen und 45 Eskadrons.

Am 31. Oktober, frühmorgens um 3 Uhr, marschirte die Preußische Armee auf Weißenfels.

Die Verhältnisse entwickeln sich nun sehr rasch zur entscheidenden Schlacht.

Ehe wir deren Verlauf verfolgen, ist es wohl geboten, auf die Gegner König Friedrichs einen schnellen Blick zu werfen.

Die Französische Armee galt noch für die erste der Welt. Noch schwebte über ihr der Glanz des Ruhmes, den Männer wie Turenne, Condé, Luxembourg, Villars um ihre Fahnen geschlungen hatten. Sie ergänzte sich, wie alle damaligen Armeen, durch Werbung, doch war es eine ihrer Eigenthümlichkeiten, daß einzelne Regimenter nur aus Ausländern bestanden. Diese Fremdenregimenter bildeten in sich abgeschlossene Körper, durch Ersatz, Sprache, Uniform und vertragsmäßige Sonderrechte scharf unterschieden. Sie galten neben der Garde als die vornehmsten und zuverlässigsten Truppentheile, die Prinzen des Königlichen Hauses waren ihre Chefs. Die Armee des Prinzen von Soubise bestand fast zum dritten Theile aus solchen Fremdenregimentern. Wir finden in der Ordre de Bataille 2 Deutsche Bataillone (Zweibrücken), 2 Deutsche Eskadrons (Nassau-Husaren) und 8 Schweizer Bataillone, nämlich je 2 Wittemer, Castella, Planta und Diesbach.

Uebereinstimmend heben die Berichte der Zeitgenossen die bessere Haltung dieser Fremdenregimenter gegen die National-Französischen hervor. Der Feldzug von 1757 sollte der Welt zu ihrer Ueberraschung zeigen, daß die Armee Ludwigs XV. nicht mehr auf der Höhe stand, die sie unter seinem großen Vorgänger eingenommen hatte.

Friedrich der Große hat einmal gesagt: „Der Geist einer armée ruhet auf ihren officiers“; und so sind es auch hier die Chargen, deren Versagen den Niedergang des Heerwesens bedingt. Allgemein sind die Klagen über die Zuchtlosigkeit, die Plünderung, die rohe Bedrückung der Einwohner durch die Französischen Truppen. Das Beispiel gaben vor Allem die Subalternoffiziere. Diese Leute gehörten dem niederen Adel an, der meist nichts besaß als den Anspruch auf eine Offizierstelle; sie hatten aber weder die Schule einer strengen Berufserziehung durchgemacht, noch hatten sie die Aussicht, in höhere Stellen aufzurücken. Ihre Laufbahn schloß ab mit dem Kapitän. Die Sucht, in wüster Kriegführung sich zu bereichern, prägt dieser Klasse von Offizieren den Stempel auf und beweist allein, daß sie ernsten, festen Gehorsam unter ihren Leuten zu erhalten gar nicht in der Lage waren.

Alle oberen Stellen waren ausschließlich den Söhnen des hohen Adels vorbehalten. Der junge Graf oder Prinz war in der Wiege geborener Offizier und konnte, wenn er erwachsen war, jederzeit seine Stelle beanspruchen, ohne die Befähigung dazu besonders nachzuweisen. In den ununterbrochenen Feldzügen Ludwigs XIV. hatte die Gewohnheit des Lagerlebens dafür gesorgt, daß diese Herren auch ohne weitere Vorbildung die nöthige Diensterfahrung sammelten, jetzt aber zeigte sich die ganze Verkehrtheit einer derart aufgebauten militärischen Hierarchie.

Ueber den Prinzen von Soubise finden sich nur ungünstige Urtheile; die härtesten sind die Französischen. Soviel ist sicher, daß er seiner dermaligen Aufgabe nach keiner Richtung gewachsen war. Zuzugeben ist, daß er in einer wesentlichen Grundlage der Kriegführung, in der Verpflegung der Armee, auf

das Erbärmlichste unterstützt wurde. Zwar waren zahlreiche Magazine angelegt, angeblich auch gefüllt, aber die Truppen litten trotzdem Mangel und hielten sich nun an den unglücklichen Landbewohnern schadlos. Schuld war die bodenlose Wirthschaft der Kriegskommissare. Diese Leute waren Civilbeamte, den Militärgesetzen nicht unterworfen, für ihre Person gleich fremden Gesandten unantastbar, und nur geleitet von gemeinster Gewinnsucht.

Alles in Allem war die Französische Armee derart, daß die Schlacht von Roßbach für sie nicht eine einfache Niederlage bedeutet, sondern die völlige Auflösung eines Heeres, das längst zur Katastrophe reif war. Ohne innere Festigkeit, ohne Führung, ohne rechte Verpflegung konnte diese Armee absolut keinen Halt geben für die Reichsarmee, die eines solchen Haltes doch so dringend bedurft hätte.

Die Reichsarmee zutreffend zu schildern, ist in dem engen Rahmen dieses Vortrages unmöglich. Die Versuchung ist groß, einzelne besonders charakteristische Züge vorzuführen. Aber solche aus dem Zusammenhang gerissene Einzelheiten machen fast den Eindruck eines Scherzes und wirken lediglich komisch. So aber darf man doch die Dinge nicht ansehen, wenn man der damaligen Zeit gerecht werden will. Die Reichsarmee war eben das Ergebniß der Reichskriegsverfassung, die in ihrer ganzen Erbärmlichkeit nur dann begreiflich ist, wenn man sich immer wieder vergegenwärtigt, wie denn diese heillosen Zustände historisch geworden waren.

Die einzelnen Kreise des Reichs hatten eine bestimmte Zahl von Mannschaften zum Heere zu stellen, die sie nun ihrerseits auf die Kreisangehörigen vertheilten. Die größeren Fürstenthümer waren dabei in der Lage, geschlossene Truppentheile zu stellen, aber die Kontingente der Grafen und Herrschaften, der geistlichen Stifter und freien Städte waren zum Theil so klein, daß beispielsweise die vom Schwäbischen Kreis aufzubringenden 7 Bataillone und 6 Eskadrons aus 179 verschiedenen Kontingenten zusammengesetzt waren. Die Gesammtmacht der Grafen v. Schönborn-Wiesentheid hatte eine Totalstärke von 1 Gefreiten, 2 Gemeinen und 1 Dragoner.

Daß von einer militärischen Ausbildung solcher Kontingente gar nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Den kleineren Herrschaften gelang es gar nicht, gediente Leute in ihren Sold zu bekommen, wenn sie die Werbetrommel rührten, und so wurden denn kurzweg ein paar Ackersleute vom Pflug weggefangen, die noch niemals ein Gewehr in der Hand gehabt hatten, und in die Uniform gesteckt.

Diesen buntscheckigen Kontingenten, die überhaupt noch keinem militärischen Verbande angehört hatten, denen ihre jetzigen Führer völlig fremd waren, war nichts gemeinsam, als der gänzliche Mangel aller militärischen Brauchbarkeit.

An die Reichsarmee hat sich der Fluch der Lächerlichkeit unvertilgbar geheftet. Und doch zeigt der Verlauf des Feldzuges, daß die Kontingente,

die für sich ganze Truppentheile bildeten, Hessen-Darmstadt und Kaiserlich Würzburg, die alte deutsche Waffentüchtigkeit und Mannszucht nicht verleugnet haben. Es ist traurig zu sehen, wieviel braves Soldatenblut in den elenden Zuständen der Reichskriegsverfassung verdorben wurde, und man kann sich nur wundern, daß es überhaupt gelungen ist, diese Truppen zusammen zu halten und bis an den Feind zu bringen.

Das ist aber hauptsächlich das Verdienst ihres Führers, des Prinzen von Hildburghausen. Er hat mit den denkbar schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen gehabt, und diesen Verhältnissen wird eine gerechte Geschichte das Meiste von dem zuschreiben müssen, was den Zeitgenossen begreiflicherweise lediglich als Fehler der Führung erschien. Wenn König Friedrich in einem Briefe an den Feldmarschall Keith die Wendung gebraucht: „Der Hilperhausen, so ich vor einen Narren estimire“ so werden wir diesem harten Urtheil nur insofern zustimmen müssen, als es in der That nicht klug war, den Oberbefehl über solche Truppen überhaupt anzunehmen, wozu er nach seiner Stellung keineswegs verpflichtet war.

Die Verpflegung des Heeres war noch viel erbärmlicher als bei den Franzosen und wirkte im Kontrast um so schroffer, als die musterhafte Preußische Verwaltung im Reiche wohl bekannt war. Gerade der Mangel an Lebensmitteln übte im Verein mit den sonstigen Gebrechen der Reichsarmee einen vernichtenden Einfluß.

So waren die beiden Heere beschaffen, die sich bei Roßbach mit den eisenfest gefügten Preußischen Truppen messen sollten.

Der Prinz von Hildburghausen war vor dem Anmarsch der Preußen wieder hinter die Saale zurückgegangen, wo die Franzosen schon vorher stehen geblieben waren.

Aber auch die ziemlich starke Saalelinie vermochten die Verbündeten bei ihrer ausgedehnten Aufstellung nicht zu halten, und der König ging am 3. November in drei Kolonnen bei Halle, Merseburg und Weißenfels über den Fluß.

Indem nun beide Parteien danach strebten, ihre getrennten Kräfte auf dem nächsten Wege zu vereinigen, kamen am späten Abend des 3. November die feindlichen Heere ganz nahe gegenüber zu stehen: die Reichsarmee mit den Franzosen auf den Höhen südlich Micheln, die Preußische Armee nördlich Braunsdorf.*)

Das Lager der Verbündeten hatte merkwürdigerweise die Front nach Norden, da sie von der Weißenfelser Kolonne der Preußen nichts wußten und deren Anmarsch nur von Halle und Merseburg erwarteten.

Der König, der noch am Abend des 3. die feindliche Aufstellung persönlich erkundet hatte, befahl daraufhin für den nächsten Morgen um 4 Uhr früh den Aufbruch aus dem Lager. Die Armee wurde westlich der Linie Bedra—Leihe zum Angriff auf die rechte Flanke des Gegners bereitgestellt.

*) Schreibweise der Ortsnamen wie auf den Karten von 1757.

Da aber überzeugte sich der König, daß der Feind in der Nacht seine Aufstellung vollständig geändert hatte. Auf die Nachricht, daß die Preußen sich bei Braunsdorf vereinigt hätten, wurde die Front nach Osten genommen, der rechte Flügel bei Branderoda, der linke bei Micheln. Die Französischen und die Reichstruppen standen unter dem Gewehr, des Preußischen Angriffs gewärtig.

Der Angriff erfolgte nicht. Der König führte die Armee hinter die Linie Schortau—Roßbach zurück.

Um diesen Entschluß richtig zu würdigen, wird es zweckmäßig sein, sich die Technik des damaligen Infanterieangriffs nochmals kurz zu vergegenwärtigen.

Die alte Schwierigkeit, die Vorwärtsbewegung und das Gewehrfeuer miteinander in Verbindung zu bringen, hatten damals nur die Preußen in befriedigender Weise gelöst.

Das Feuer des in acht dreigliedrigen Zügen vorgehenden Preußischen Bataillons gestaltete sich folgendermaßen: Das Bataillon rückte in Linie mit sehr kleinen und sehr langsamen Schritten vorwärts. Währenddessen kommandirte auf Avertissement des Bataillonskommandeurs zunächst der Führer des 1. Pelotons: „Machet euch fertig!" und „Marsch!" Die Leute machten fertig und rückten dann schnell drei große Schritte vor. Dann kamen die weiteren Kommandos „Schlaget an!" und „Feuer!" Nach der Salve wurde wieder in Linie eingerückt und im Marsch geladen. Wenn das 1. Peloton gefeuert hatte, kam das 8. an die Reihe, dann das 2., das 7., das 3., das 6. und so fort. Durch unausgesetzte Uebung und eisernen Drill war es nun so weit gebracht, daß die Salven ununterbrochen krachten.

Wenn z. B. der Führer des 3. Pelotons „Feuer!" kommandirte, dann hatten die Pelotons 1, 8, 2, 7 abgefeuert, die ersteren drei schon wieder geladen, das 7. lud eben wieder. Das 1. Peloton gab bereits von Neuem das Ankündigungskommando: „Peloton!", das 5. kommandirte: „Machet euch fertig!", das 4. „Marsch!", das 6. „Schlaget an!", so daß alle diese fünf Kommandos bei fünf verschiedenen Pelotons gleichzeitig abgegeben werden mußten. Und so sprang Kommando auf Kommando vom rechten zum linken Flügel und wieder zurück, vor Allem das Kommando „Feuer!", das Schlag auf Schlag bei einem der Pelotons abgegeben wurde.

Dieser Apparat ist schon bei einem einzelnen Bataillon außerordentlich künstlich, wenn man sich nun aber 30 bis 40 Bataillone nebeneinander denkt, die in scharf gerichteter Linie avanciren, und bei denen allen dieser Apparat gleichzeitig spielt, dann kann man nur staunend vor dieser Leistung des Exerzirdrills stehen, und daß dieser Mechanismus auch im feindlichen Feuer funktionirte, das will uns kaum glaublich erscheinen. Es war aber doch der Fall, das beweist das Zeugniß der Gegner, die einmüthig sind in der Bewunderung der Preußischen Ausbildung.

Hier nur das Urtheil eines Oesterreichischen Augenzeugen der Schlacht von Mollwitz:

„Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Superberes gesehen zu haben, sie marschirten mit der größten Contenance, und so schnurgleich, als wenn es auf der Parade gewesen wäre; ihr Feuer ging nicht anders, als wie ein stetes Donnerwetter."

Soviel aber ist klar, daß ein solcher Angriff nur denkbar war in einem Terrain, das annähernd eine freie Ebene darstellte. So wie die Römische Legion zum Treffen in campum descendit, so mußte auch das Preußische Bataillon die plaine aufsuchen, um seine überlegene Ausbildung zur Geltung bringen zu können.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß ein Infanterieangriff nach damaliger Technik, noch dazu gegen die doppelte Ueberzahl, in diesem Gelände ein Ding der Unmöglichkeit war.

Es ist absichtlich ein älterer Plan zur Erläuterung benutzt worden, weil dieser das Gelände noch annähernd so zeigt, wie es am Tage der Schlacht gewesen ist. Heut hat die unermüdliche, Alles nivellirende Thätigkeit des Bauern dort eine völlig andere Landschaft entstehen lassen. Die Büsche und Sümpfe, die den Lauf der Bäche begleiteten, sind verschwunden, ebenso die Steilfälle und Hohlwege; das ganze Gelände ist viel gangbarer, als es die Karten von vor 100 Jahren zeigen. Damals aber waren die Terrainschwierigkeiten für den Infanterieangriff unüberwindlich.

Der König ging also hinter die Linie Schortau—Roßbach zurück. Sicher ist ihm dieser Entschluß sehr schwer geworden, denn damit wurde abermals die Entscheidung hinausgeschoben, und er hatte keine Zeit zu verlieren, wenn er darauf rechnen sollte, noch rechtzeitig in Schlesien einzutreffen, um dem schwer bedrängten Bevern helfen zu können. Der König nahm an, daß seine Gegner den Rückzug über Freyburg fortsetzen würden, denn er wußte, daß sie seit Tagen ohne Lebensmittel und Fourage waren, und er behielt sich vor, nach Umständen ihre abmarschirenden Kolonnen anzugreifen.

Aber die Verbündeten hatten aus dem Unterlassen des gefürchteten Preußischen Angriffes den Muth geschöpft, ihrerseits gegen den König vorzugehen. Vielleicht hat zu diesem Entschluß auch der Umstand beigetragen, daß sie von den Schortauer Höhen aus das Lager der Preußen völlig übersahen und sich danach klar werden konnten, wie groß ihre numerische Ueberlegenheit war. Dem König gegenüber liegen bleiben konnten sie keinesfalls. Seit fünf Tagen hatte die Reichsarmee bei schneidender Kälte ohne Mäntel biwakirt, seit drei Tagen war kein Brot mehr geliefert worden. Die Verbündeten mußten ihrer verzweifelten Lage so oder so ein Ende machen.

Am frühen Morgen des 5. November schoben sie eine Seitendeckung nach der Schortauer Höhe hinaus, 8 Bataillone, 12 Eskadrons, sämmtlich

Französische Truppen unter dem Grafen St. Germain, und unter deren Schutz marschirten sie östlich an Zeugefeld vorbei zunächst auf Bettstaedt.

Ein einheitlicher Plan lag selbst dieser Bewegung in unmittelbarer Nähe des Feindes noch immer nicht zu Grunde.

Hildburghausen war entschlossen, anzugreifen. Er vermuthete allerdings, daß der König durch die ausholende Bewegung seiner Gegner zum Rückzug veranlaßt werden würde, um den Uebergang von Merseburg nicht preiszugeben, aber er scheute doch vor der Entscheidung durch die Waffen nicht zurück.

Anders Soubise. Er hatte es nur auf ein Manöver abgesehen, wollte dem Oberkommando nur insoweit folgen, als es sich um ein Manöver handelte, und machte sofort Schwierigkeiten, sobald es den Anschein hatte, als ob es noch zum Gefecht kommen könnte. Die Verhandlungen zwischen beiden Führern während ihres Flankenmarsches nahmen kein Ende, und nur so ist es zu erklären, daß es bei Reichertswerben erst um 3½ Uhr nachmittags zum Gefecht kam, während doch die ersten Truppen bereits um 8 Uhr früh aus dem Lager von Micheln aufgebrochen waren.

König Friedrich hatte sein Hauptquartier in Roßbach; er hatte seinen Flügeladjutanten Kapitän v. Gaudi beauftragt, den seit dem Vormittag gemeldeten Rechtsabmarsch des Feindes weiter zu beobachten. Gaudi that dies von einem Fenster des hochgelegenen Schlosses aus.

Der König sah in dem erwähnten Rechtsabmarsch nur eine Bestätigung seiner bisherigen Annahme, daß der Feind den Unstrutübergang von Freyburg gewinnen wolle, hielt demnach das Detachement des Grafen St. Germain auf der Schortauer Höhe für eine Arrieregarde, und beabsichtigte, diese Arrieregarde später mit seinem rechten Flügel anzugreifen.

Als daher Gaudi meldete, daß die feindlichen Teten von Zeugefeld sich nicht nach Südwesten, sondern nach Osten wendeten, da war der König zunächst geneigt, diese Meldung für unrichtig zu halten. Erst als er persönlich Infanteriekolonnen des Gegners, nun bereits bei Bettstaedt, beobachtet hatte, da gab er den Befehl, das Lager abzubrechen.

Nicht auf erste Eindrücke hin ist er geneigt zu handeln. Mit kühler Ruhe wartet er, bis die Lage keinen Zweifel mehr zuläßt, dann aber handelt er, und der Plan, der seinem Handeln zu Grunde liegt, hebt ihn hoch hinaus über alle Heerführer seiner Zeit.

Eine Disposition im Sinne der methodischen Kriegführung wäre eine einfache Frontveränderung nach Süden gewesen, etwa in die Linie Leihe—Janushügel, um hier den feindlichen Angriff zu erwarten.

König Friedrich faßte einen anderen Entschluß.

Er befahl den Abmarsch nach der linken Flanke, aber nicht, um sich dem Gegner einfach vorzulegen, sondern um dessen Anmarsch in Front und Flanke überraschend anzufallen.

Seydlitz ging mit der Kavallerie voraus, die Infanterie folgte, die schwere Artillerie (18 Geschütze) marschirte neben der Infanterie, auf der dem Feinde zugewendeten Seite.

Der Höhenrücken nördlich Lunstaedt entzog diese Bewegung dem Auge des Gegners. 5 Eskadrons Szekely-Husaren deckten zudem die rechte Flanke und verschleierten den Abmarsch vor den feindlichen Patrouillen.

Wohl hatten Hildburghausen und Soubise bemerkt, daß die Preußen ihre Zelte abbrachen, aber sie sahen darin nur ein Zeichen dafür, daß der König sich eiligst zurückziehen wolle, und in der Hast, nur ja seine Arrieregarde noch zu fassen, vergaßen sie die einfachste Vorsicht und marschirten — man kann fast sagen sinnlos weiter. Nur so erklärt sich nachher die völlige Ueberraschung durch den Preußischen Angriff. Man hielt es nicht einmal für nöthig, die fürchterliche Unordnung zu beseitigen, die unter den Marschkolonnen eingerissen war.

Die Marschordnung war nach der üblichen Methode ursprünglich so gewesen, daß das erste und zweite Treffen in Zugkolonne nebeneinander marschirten, derart, daß nach dem Linkseinschwenken mit Zügen die beiden Treffen angriffsbereit hintereinander gestanden hätten. Rechts vom zweiten Treffen war auf dem Marsch die Französische Reserveartillerie disponirt und rechts von dieser noch eine Reserveinfanterie. Demnach wären nach dem Einschwenken drei Treffen vorhanden gewesen, zwischen dem zweiten und dritten die schwere Artillerie.

Nun hat sich aber aus unaufgeklärten Gründen während des schleppend langsamen Marsches die Französische Infanterie des dritten Treffens sammt der Reserveartillerie zwischen das erste und zweite Treffen hineingeklemmt. Um die Geländebedeckung auszunutzen, hatte man den Abstand zwischen beiden Treffen ohnehin sehr gering bemessen (die Angaben schwanken zwischen 80 und 30 Schritt), und da hinein hatten sich nun 8 Bataillone und 30 schwere Geschütze mit Munitionswagen und Geschützbedeckung eingeschoben, wodurch ein gefährliches Durcheinander entstand.

Die Deutsche Reichsinfanterie war anscheinend nicht mitgekommen und bildete nun, wenn man will, ein angehängtes viertes Treffen.

Wenn man nun erwägt, daß die damalige Exerzirschule einen Aufmarsch nach der Tete nicht kannte, daß vielmehr die Linie in der Marschrichtung nur durch Hakenschwenken des Tetenzuges und nachheriges Einschwenken mit Zügen gebildet werden konnte, so ergiebt sich ohne Weiteres, daß die verbündete Armee geschlagen war, sobald die Teten ihrer sonderbaren Marschkolonnen auf die entwickelte Preußische Armee stießen.

So geschah es auch.

Als die feindliche Kavallerie vom rechten Flügel des ersten Treffens bis auf 1000 Schritt an Reichertswerben heran war, schwenkte sie gegen den Janus ab, wohl in der Absicht, den Weg nach Merseburg abzukürzen.

Seydlitz, der für seine Person allein oben auf der Höhe ritt, wartete ruhig, bis er seine Eskadrons so weit gekommen sah, daß er die rechte Flanke des Gegners fassen konnte, dann ließ er einschwenken, und nun braust die weltberühmte Seydlitz-Attacke über das Feld, die wie ein Sturmwind die Geschwader des Feindes hinwegfegt.

Mit 38 entwickelten Eskadrons (20 im ersten, 18 im zweiten Treffen) stürzte sich Seydlitz auf die anmarschirende Reiterei und faßte sie in Front und rechter Flanke. Nur wenigen feindlichen Eskadrons war es möglich, die Linie zu formiren.

Die Kaiserlichen Kürassiere machten den Versuch zum Widerstand, hatten sogar gegen das erste Preußische Treffen einen vorübergehenden Erfolg, aber das kurz hinterher mit voller Wucht anprallende zweite Treffen riß auch sie mit in die Flucht hinein.

Vergebens eilten die weiter zurückgebliebenen Regimenter der Verbündeten ihren Kameraden zu Hülfe, voran die vom rechten Flügel des zweiten Treffens, dann die Französischen Nassau-Husaren und Dapechon-Dragoner, die den Marsch des ersten Treffens in der linken Flanke begleiteten, endlich auch die Regimenter vom linken Flügel des ersten Treffens. Sie konnten das Schicksal des Reiterkampfes nicht mehr wenden.

Der 12 Fuß tiefe, 1000 Schritt lange Hohlweg westlich Reichertswerben, der heut nicht mehr vorhanden ist, wurde der fliehenden Kavallerie verhängnißvoll. In Massen stürzten die Reiter hinein, Menschen und Pferde lagen wild durcheinander.

Seydlitz verfolgte bis westlich Tagewerben, dann sammelte er, um sich neuen Aufgaben zuzuwenden.

Schon kurz vor dem Anreiten der Preußischen Kavallerie hatte der König die schwere Artillerie auf dem Janushügel auffahren und das Feuer eröffnen lassen.

Die Infanterie war hinter dem Höhenrücken zur Linie eingeschwenkt.

Die nun beginnende Infanterieschlacht trug ganz dasselbe Gepräge wie das vorangegangene Kavalleriegefecht. Als der König das Gelingen der Seydlitz-Attacke sah, ließ er die Infanterie in die Linie Lunstaedt—Reichertswerben schwenken.

Das Fußvolk des verbündeten Heeres war weit hinter der Reiterei zurückgeblieben. Ehe es nach der ersten Ueberraschung möglich war, Gefechtsformationen anzunehmen, traf der linke Preußische Infanterieflügel auf die zu unbehülflicher Masse zusammengedrängten feindlichen Marschkolonnen, denen schon das Feuer der schweren Preußischen Artillerie empfindliche Verluste beigebracht hatte.

Unter beständigem Geschütz- und Gewehrfeuer ging der linke Preußische Flügel dem Feinde entgegen, vor dem Regiment Alt-Braunschweig der König, vor dem Grenadier-Bataillon Lubath Prinz Heinrich.

Und nun ereignet sich die wundervolle Scene, die in geradezu einziger Weise das Verhältniß zwischen dem König und seinen Truppen bezeichnet.

Die Musketiere rufen ihm zu: „Vater, aus dem Wege, daß wir schießen können!"

Dieser einfache Vorgang entrollt uns ein Bild, das in seiner schlichten Größe ergreifend wirkt.

Wo die Gefahr am größten ist, vor der Front des Regiments, das senkrecht auf die feindlichen Teten treffen mußte, reitet der König.

Und die Soldaten sind daran gewöhnt, ihn an ihrer Spitze zu sehen, wenn es zur Schlacht geht. Sein Erscheinen vor der Front macht nicht den überwältigenden Eindruck eines historischen Momentes, wie sie ihn nur einmal erleben werden. In ihrer nüchternen Art bemerken sie nur, daß der König sie am Schießen hindert, und das rufen sie ihm einfach zu: „Vater, aus dem Wege!"

Dies ganz einzigartige, vom Herzen kommende und zum Herzen gehende Verhältniß Friedrichs zu seinen Truppen, wie es auch in der Anrede „Vater" so einfach sich ausspricht, das hatte der Krieg selbst geschaffen.

Wie oft hatten die Soldaten ihren König und Herrn in Kampf und Sturm gesehen. Bei Czaslau, bei Soor und Hohenfriedberg, bei Prag und Kolin hatte er mitten unter ihnen gestanden im Hagel der Geschosse, ohne mit der Wimper zu zucken.

Und an den mühseligen Marschtagen, in mancher kalten und nassen Nacht, da hatte er Jahr aus Jahr ein jede Noth und jede Entbehrung treulich mit ihnen getheilt, in ihrer Mitte biwakirend, immer im Dienst wie der jüngste Offizier, ohne Schonung für seine Person, unablässig besorgt für das Wohl der Armee.

Und das giebt zwischen dem Feldherrn und der Truppe einen Kitt — der ist eisenfest.

Nicht mit scheuer Verehrung schaut das Heer hinauf zu dem hoch über ihm stehenden, sieggekrönten König. Die rauhen Soldatenherzen hängen an ihm mit grenzenloser Hingebung, mit kindlicher Treue und Liebe.

Und darum eben ist dieses Heer in dem furchtbaren Kampf der langen sieben Jahre unüberwindlich geblieben.

Es ist das Heer, das jubelnd singt:

„Fridericus Rex, mein König und Held,
Für Dich schlügen wir den Teufel aus dem Feld!"

Es kam zu einem kurzen Zusammenstoß der Französischen Teten mit dem Preußischen linken Flügel. Kaum eine Viertelstunde währte der Kampf, dann brachen die nicht entwickelten Kolonnen der Franzosen, die nothgedrungen ohne einen Schuß abzugeben mit dem Bajonett vorgingen, unter dem mörderischen Feuer der Preußen zusammen und gingen zurück, die folgenden Bataillone mit sich fortreißend.

Die Reichsinfanterie war in diesem Moment noch so weit zurück, daß sie gar nicht zum Kampf gekommen ist. Die 6 Fränkischen Bataillone ergriffen die Flucht, sowie das Gefecht in ihre Nähe kam, und nahmen die 2 von Kurtrier mit, wenn es da des Mitnehmens noch bedurfte.

Auf diesen Moment hatte Seydlitz gewartet. Von Tagewerben her ritt er mit seinen wieder gesammelten Eskadrons gegen das zweite Treffen an und gestaltete so die durch den Infanterieangriff vorbereitete Niederlage zur Katastrophe.

Erst die hereinbrechende Dunkelheit setzte der unmittelbaren Verfolgung ein Ende.

Der Feind aber floh über Freyburg hinaus die ganze Nacht hindurch.

Die Franzosen kamen erst hinter der Werra wieder zum Stehen, obgleich der König nur bis über die Unstrut folgte; die Reichsarmee löste sich größtentheils auf und entlief nach der Heimath.

Hildburghausen berichtet wörtlich an den Kaiser:

„Es gieng alles über und über. Es war keine Möglichkeit einen Troupp mehr herzustellen, und wenn man meynte, eine Eskadron oder ein Bataillon bey einander zu haben, durfte nur eine einzige Stückkugel darunter fahren, da liefe alles wie die Schaafe davon, unser größtes Glück war, Allergnädigster Herr, daß es Nacht geworden ist, sonsten wäre, bey Gott, nichts davon gekommen."

Die Preußen verloren 3 Offiziere, 162 Mann todt, 20 Offiziere, 356 Mann verwundet, unter den Verwundeten Prinz Heinrich und Seydlitz. Seydlitz wurde Generallieutenant und Ritter des Schwarzen Adler-Ordens.

Die Verluste der Verbündeten lassen sich bei der fast völligen Auflösung aller Verbände nicht mit Sicherheit angeben. Die wahrscheinlichsten Angaben lauten auf 42 Offiziere, 3460 Mann für die Reichsarmee, 514 Offiziere, 6000 Mann für die Französische Armee. Unter den Verwundeten befand sich der Prinz von Hildburghausen. Die Gesammtverlustziffer stellt sich somit für die Preußen auf 541, für die Verbündeten auf 10 025.

Die Preußen nahmen 72 Kanonen, 15 Standarten, 7 Fahnen und 2 Paar Pauken.

Zur taktischen Würdigung der Schlacht ist wenig mehr zu sagen. Die Feldherrngröße des Königs überragt das Können seiner Gegner so gewaltig, daß es beinahe aussieht, als exerzire er gegen einen markirten Feind, dem er Vorschriften für sein Verhalten gegeben hätte.

Aber das muß doch nachdrücklich betont werden, daß die Schlacht für den König nicht nur durch das Ungeschick der Gegner gewonnen wurde — dies hat nur die Niederlage zur Katastrophe gestaltet —, sondern durch den genialen Plan der Führung und die musterhafte Ausführung dieses Planes durch die Truppe. Der Sieg der Preußen war nach menschlichem Ermessen auch dann gewährleistet, wenn der Feind die Absichten des Königs rechtzeitig erkannt hätte.

Denn dank der meisterhaften Disposition waren die Preußen in jedem Falle dem Feinde in der Entwickelung voraus. Nachdem einmal die Preußische Infanterie hinter dem Lunstaedter Höhenrücken eingeschwenkt war, konnten die Verbündeten ihre enorme numerische Ueberlegenheit niemals mehr zur Geltung bringen; und dies zu erreichen, hat mit Recht von jeher als der größte Triumph einer geschickten Führung gegolten. Auf das verständnißvolle Zusammenwirken der Waffen braucht nur kurz hingewiesen zu werden. Vom Feuer der schweren Artillerie zum Stutzen gebracht, wird die feindliche Kavallerie durch Seydlitz in der Flanke gefaßt und geworfen. Sowie die Reitergeschwader der Verbündeten verschwunden sind, richtet die Preußische Artillerie ihr Feuer auf die Infanterieteten des Gegners, bis der Nahkampf des Fußvolkes beginnt. Und als die vordersten Französischen Bataillone in Unordnung zurückwichen, als diese Unordnung sich der nachfolgenden Infanterie mittheilt, da ist Seydlitz wieder zur Hand. So stürmisch seine Attacke war, so kühl besonnen hat er seine Reiter aus der Verfolgung herausgezogen, weil er sich sagte, daß der bevorstehende Kampf der Infanterie ihm noch neue dankbare Aufgaben stellen würde.

So zeigt uns der kurze Verlauf des Gefechts in jedem Moment dasselbe Bild: das verständnißvolle Zusammenwirken aller Kräfte unter energischer, zielbewußter Führung.

Noch am Abend der Schlacht meldet der König seiner Schwester den Sieg. Der Brief schließt mit den Worten:

„A présent, je descendrai en paix dans ma tombe, depuisque la réputation et l'honneur de ma nation est sauvé.“

Wahrhaft Königliche Worte. Nicht an sich denkt er, nicht an seinen Ruhm, an seine Ehre: die Ehre seines Volkes ist gerettet, und so will er zufrieden in das Grab steigen.

Eine seltsame Stimmung am Abend eines fast beispiellos glänzenden Sieges. Und doch begreiflich. Der König sah voraus, daß die materiellen Folgen der Schlacht nur gering sein konnten. Wohl waren die Franzosen geschlagen, aber an ein Niederwerfen Frankreichs war darum doch entfernt nicht zu denken. Im nächsten Frühjahr würden sie mit stärkeren Heeren wiederkommen und versuchen, den Oesterreichern in den Preußischen Landen die Hand zu reichen.

Nicht ohne tiefe Bewegung kann man die resignirten Worte lesen, in denen der König selbst die Tragweite seines Sieges beurtheilt.

„La bataille de Rossbach“, schreibt er, „ne valait proprement au Roi que la liberté d'aller chercher de nouveaux dangers en Silésie.“

Und doch hatte die Schlacht von Roßbach noch eine andere, viel weiter, viel tiefer gehende Wirkung — eine Wirkung, die freilich der König zunächst nicht wahrnehmen konnte.

Wir müssen, um diese Wirkung zu verstehen, uns einen Augenblick zurückversetzen in die geistige Atmosphäre Deutschlands vor mehr als 150 Jahren.

Noch lag damals auf dem ganzen Volke der bleierne Druck, den die grauenvolle Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges über die Deutschen Lande verhängt hatte. Hatten doch die Großeltern der damals lebenden Geschlechter noch die entsetzliche Zeit gesehen, in der der Wohlstand, das blühende Leben und — was das Schlimmste war — das frohe, naive Selbstgefühl eines kräftigen Volkes in den Boden getreten wurde. Langsam, unendlich langsam hat unser Deutsches Vaterland die Schäden dieser Zeit überwunden — vor Allem innerlich überwunden. Mißhandelt und mißachtet von den Fremden, verarmt und ungeschickt, hatte der Deutsche sich gewöhnt, vom Ausland nicht nur das Gesetz für sein staatliches Dasein, sondern auch die Sitte für seine Lebensführung zu erborgen. Wie die Französische Politik den Kontinent beherrschte, so beherrschte der Französische Geschmack das private Leben, in Kunst und Literatur, in Kleidung und Sprache.

Und das war so geschehen, weil den Deutschen in den wüsten Kämpfen Aller gegen Alle das Nationalgefühl abhanden gekommen war; das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit war zu Grunde gegangen. Das Kaiserthum, jeder realen Macht entkleidet, war — ähnlich dem Papstthum — zu einer rein ideellen, von fern her wirkenden Gewalt geworden. Alle materiellen Interessen knüpften sich nicht an das Reich, sondern an die einzelnen Territorien, denn in diesen Ländern und Ländchen, so klein sie mitunter waren, wurde doch thatsächlich regiert. So drehte sich denn Jeder im engen Kreis, mit kleinlichen Mitteln kleine Ziele anstrebend; den Deutschen Nachbarstaat betrachtete man als Ausland.

Da trat König Friedrich auf, und der Eindruck seines Auftretens auf die Zeitgenossen war ungeheuer. In einer Zeit kleinmüthiger Verzagtheit zeigte er dem Deutschen Volke das Bild eines Fürsten von unbeugsamer Entschlossenheit, von nie verzagender Kühnheit. Wohl war das Volk noch nicht reif dafür, um zu verstehen, daß König Friedrich, wenn er die Preußischen Interessen vertrat, zugleich für Deutschlands Zukunft focht; aber auch ohne diese Erkenntniß zog des Königs Bild die Herzen der Menschen an.

Hören wir, was der junge Goethe, der Patriziersohn aus der urkaiserlichen Reichsstadt, schreibt:

„Und so war ich denn auch Preußisch, oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater seiner Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten."

Sicher hat Goethe Hunderttausenden aus der Seele geschrieben. Der Held Friedrich hatte es ihnen angethan; dem verschüchterten Geschlecht wurde

die Seele weit bei dem Gedanken, daß der erste Mann des Jahrhunderts unser war. Mit scheuer Bewunderung verfolgten sie seine Siegeslaufbahn, und als nun die Kunde mit Windeseile durch Deutschland brauste: Die Franzosen bei Roßbach geschlagen! da ging es wie ein tiefes Aufathmen durch die Seele des ganzen Volkes. Die Franzosen, die seit mehr als hundert Jahren in Deutschen Landen hausten, die zum äußeren Druck die Verachtung gefügt hatten, die Franzosen, deren Uebergewicht mit Haß und doch auch mit heimlicher Scheu ertragen wurde — die Franzosen geschlagen! Von den Preußen geschlagen! Mit einem Male empfand der Schwabe, der Thüringer, daß auch die Preußen Deutsche waren, woran er lange — lange nicht gedacht.

Wir Alle kennen aus unseren Kindertagen die Geschichte von dem Preußen, der in der Schlacht von Roßbach einen Franzosen vom Pferde stechen will, als ein Oesterreicher herbeieilt, dem bedrängten Franzosen zu Hülfe.

„Bruder Deutscher," ruft der Preuße, „laß mir den Franzosen!" „So nimm ihn holt!" antwortet lachend der Oesterreicher und reitet von dannen.

Ob diese Geschichte wahr ist, darauf kommt es gar nicht an; daß sie geglaubt wurde, daß sie jubelnd weiter erzählt wurde, das ist das Bezeichnende daran.

Das Deutsche Volk begann sich auf sich selber zu besinnen.

Von Roßbach her schreibt sich die Bewegung, die Bresche legte in die Alleinherrschaft des Französischen Geschmacks. Nimmer hätte ohne Friedrichs Siege Lessing seine Hamburgische Dramaturgie schreiben können, die in grimmigem Zorn und Hohn der geschraubten Unnatur den Krieg erklärte und aufs Neue die edlen Vorbilder der Antiken dem Publikum vor Augen stellte.

Ja, Lessing durfte es wagen, in seiner Minna von Barnhelm den sonst so gefürchteten Französischen Offizier als komische Figur auf die Bühne zu bringen, in der kostbaren Gestalt des Lieutenants Riccaud de la Marlinière.

Noch war freilich die Zeit nicht erfüllt, in der das Deutsche Volk seiner Einheit sich bewußt werden sollte, um, vom Druck des Auslandes frei, fortan seine Geschicke selbstherrlich zu bestimmen.

Aber es geht doch durch die Volksseele wie ein leises Klingen und Rauschen, wie ein Frühlingsahnen, und zum ersten Male sehen die Deutschen aller Gaue vertrauensvoll auf zu dem Flug des Preußischen Adlers.

Das ist es, was den Namen Roßbach unsterblich macht. Wir stehen an der Wiege des Deutschen Nationalgefühls. Und darum werden alle späteren Siege und Erfolge den Glanz dieses Namens niemals auslöschen können, und solange Deutsche Herzen schlagen, wird neben den Thaten von Hohenfriedberg und Leuthen gesungen und gesagt werden von König Friedrichs Sieg bei Roßbach.

Ordre de Bataille

der verbündeten Französischen und Reichsarmee in der Schlacht bei Roßbach.

General-Feldmarschall Herzog zu Sachsen-Hildburghausen.

Prinz von Soubise.

Avantgarde.

Szeczenyi. Nassau. Dapechon.

Erstes Treffen.

Brig. Bourbon. La Reine. Reding. Royal Roussillon. St. Chamont. Piemont.

Bourbon. Rougrawe. Beauvilliers. Fitz James. Bourbon Bousset. La Reine. Planta. Reding. Royal Roussillon. Deux Ponts. Brissac. St. Chamont. Piemont. Württemberg. Hohenzollern. Kurpfalz. Pretlak.

Zweites Treffen.

Brig. Wittemer. Castella. La Mark. Mailly.

Bayreuth. Ansbach. Diesbach. Wittemer. Salis. Castella. St. Germain. La Mark. Royal Pologne. Mailly. Trautmannsdorff.

Reserve.

Herzog von Broglie.

Brig. Lusignan. Rohan. Poitou. Penthièvre.

Descara. Lusignan. Beauvoisis. Rohan. Provence. Poitou. Lameth. Saluze. Penthièvre.

Reichstruppen.

Brig. Ferntheil. Barel. Holnstein.

Ferntheil. Kronegk. Trier. Barel. Darmstadt. Würzburg.

Anmerkung: Die kaiserlichen und Reichstruppen sind schraffirt.

Kaiserliche u. Reichstruppen . .	11 Batle.,	1 Gr. Komp.,	39 Esk.,	2 Drag. Komp.,	33 Gesch.	mit	7 073 M. Inf.,	3291 M. Kav.,	200 M. Art.
Franzosen	40 „		28 „		79 „	„	24 500 „ „	4550 „ „	800 „ „
Verbündete	51 Batle.,	1 Gr. Komp.,	67 Esk.,	2 Drag. Komp.,	112 Gesch.	mit	31 573 M. Inf.,	7841 M. Kav.,	1000 M. Art.

= 40 414 Mann.

Ordre de Bataille der Preußischen Armee umstehend.

Ordre de Bataille

der Preußischen Armee in der Schlacht bei Roßbach.

Der König.

General-Feldmarschall Keith.

General der Infanterie Fürst Moritz von Anhalt-Dessau.

Erstes Treffen.

Generallieutenant Heinrich Prinz von Preußen. Generallieutenant Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Gen. Majors Seydlitz. Oldenburg. Geist. Retzow. Itzenplitz. Schönaich.

Leib. Driesen. Billerbeck. Alt-Braunschweig. Kleist. Forcade. Itzenplitz. Retzow. Garde. Meyerinck. Markgraf Karl. Ramin. Kremzow. Rochow. Gensd'armes. Gardes du Corps.

Lubath. Wedell.

Zweites Treffen.

Generallieutenant von Forcade.

Gen. Majors Meinecke. Grabow. Asseburg. Meinecke.

Czettritz. Fink. Hülsen. Goltz. Winterfeldt. Meinecke.

Reserve.

Seydlitz. Mayr. Szekely.

27 Batle., 45 Esk., 72 Geschütze (davon 54 Batls. Geschütze) mit 16 200 M. Inf., 5400 M. Kav., 400 M. Art.

= 22 000 Mann.

Ordre de Bataille der verbündeten Französischen und Reichsarmee umstehend.

Führerausbildung.

Von

v. Zanthier,
Oberst a. D.

Kriege werden durch Schlachten entschieden. Der Kampf wird heutzutage fast ausschließlich mit den Feuerwaffen durchgeführt; während desselben sind die Soldaten im Einzelnen wie in den Massen theils Schützen, theils Scheiben; Ersteres absichtlich zur Vernichtung des Feindes, Letzteres nothgedrungen. Sieger ist derjenige, dem es gelingt, in der aktiven Rolle des Schützen dem Gegner überlegen zu sein, während er die passive der Scheibe, des Kanonenfutters, so viel als möglich einzuschränken versteht.

Das ist so einfach, daß es jedes Kind begreifen kann. Um so schwieriger aber ist es, jeden der Millionen von Soldaten, über die eine Großmacht verfügt, auf den Platz zu bringen, von dem er schießen kann und muß, sei es mit dem Gewehr, sei es mit der Kanone; ihm den Feind als Scheibe zu präsentiren, denn ohne Ziele kein Schießen, und dabei ihn zu bewahren, daß er selbst für den Feind nicht mehr zur Scheibe wird, als in jedem einzelnen Fall unbedingt nothwendig ist. Eine solche Leistung kann nur auf Grund eines wohlorganisirten Führungssystems zu Stande kommen, wie es ja in jeder Armee in mehr oder weniger zweckentsprechender Weise besteht; es bedarf dazu der Männer in genügender Zahl und von vollendeter Tüchtigkeit; nur in der Hand solcher werden selbst die besten Krieger im Massenkampfe ihre Gegner besiegen, vernichten können. Nur die Vernichtung des Feindes bewahrt ein Heer und das von ihm zu vertheidigende Vaterland vor eigner Vernichtung; das wußte schon der alte Cato, als er immer wiederholte: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam." Die müßige Frage, ob die Truppenführung eine Kunst oder ein Handwerk sei, kann die Militärliteratur getrost auf sich beruhen lassen; zu Beidem gehört Talent, Beides will geübt und ausgebildet sein. Wie Truppenführer auszubilden sind, damit wird sich nachstehende Arbeit beschäftigen.

Wer soll führen lernen? Jeder, dem im Kriege eine Führerrolle zufällt oder zufallen kann! Die Zahl dieser aber ist sehr groß! Sie umfaßt zunächst sämmtliche aktiven Unteroffiziere und Offiziere der Armee, vom niedrigsten

bis zum höchsten. Niemand lernt aus; das wäre nur möglich, wenn es lediglich darauf ankäme, sich ein bestimmtes Maß von „Wissen" anzueignen; ein solches aber tritt beim Truppenführer weit in den Hintergrund gegenüber dem „Können"! Letzteres, ohne bestimmte Eigenschaften des Geistes, der Seele und des Körpers, die entwickelt und gepflegt sein wollen, überhaupt kaum denkbar, ist ein Produkt aus Wissen, Denken, Ueben, aus Theorie und Praxis. Die gelehrtesten Leute sind häufig die unbrauchbarsten, die größten Theoretiker zuweilen die unpraktischsten Truppenführer; bei allen Waffengattungen, in allen Stellungen trifft man gelegentlich „den Mann, der Alles weiß und gar nichts kann". Im Können aber giebt es keinen Stillstand; entweder es geht damit vorwärts oder rückwärts.

Die aktiven Offiziere und Unteroffiziere reichen aber im Kriegsfalle als Führer für unsere Millionenheere nicht annähernd aus; die Ausbildung zu Offizieren und Unteroffizieren des Beurlaubtenstandes bildet daher einen sehr schwerwiegenden Faktor für die Kriegstüchtigkeit der Armee. Ein ernster, lange dauernder Krieg wird stets besonders große Verluste an Führern jeden Grades zur Folge haben; ein Mangel an solchen würde sich alsdann auf das Aeußerste fühlbar machen; darum verlangt F. O. 16*) Heranbildung eines zahlreichen Nachwuchses an Führern, namentlich in Hinblick auf den Krieg.

Wer soll lehren? Lehrer auf allen Gebieten, besonders aber der Truppenführung, ist der Offizier, d. h. der Berufsoffizier. F. O. 4. Für die Ausbildung der Unteroffiziere und Leutnants ist in erster Linie der Kompagnie- 2c. Chef verantwortlich, für die weitere Ausbildung der höheren Dienstgrade der nächste direkte Vorgesetzte. F. O. 6. Besonders im Regiment soll die einheitliche Erziehung zu allen Aufgaben der Führung erfolgen. — J. E. R. (Einleitung, 3**). — Vom Regimentskommandeur werden also ganz besonders an die untergebenen Organe die Befehle und Anweisungen zu ergehen haben, wie bei Ausbildung der Unterführer zu verfahren, was dabei zu erreichen ist und besonders wem die Lehrpflicht für die gemeinsame Führerausbildung einzelner Kategorien von Offizieren und Fahnenjunkern obliegt. In dem Bewußtsein, daß die Ausbildung eines zahlreichen und tüchtigen Führerpersonals zu seinen allerwichtigsten Pflichten gehört, wird wohl kein Regimentskommandeur es sich nehmen lassen, mit besonderem Eifer eine persönliche Lehrthätigkeit zu entfalten. Was sollte ihn auch davon abhalten? Bequemlichkeit sicher nicht! Ueberbürdung mit anderen Dienstgeschäften? Das hieße, das Wichtigste versäumen um sich mit Nebensächlichem zu befassen! Der Wunsch, anderen Leuten, z. B. den Herren „beim Stabe" ausreichende Beschäftigung zuzuweisen? Diese Herren mögen ihre bestimmten Lehraufgaben zugewiesen erhalten; immerhin können sie den Kommandeur in seiner verantwortlichen Lehrthätigkeit nicht er-

*) F. O. = Felddienst-Ordnung von 1900.
**) J. E. R. = Infanterie-Exerzir-Reglement.

setzen und sie sollen selbst lernen! Das Gefühl, der Lehraufgabe nicht voll gewachsen zu sein? Wer selbst auf der Höhe seiner Führerleistungen steht, ist auch im Stande, seine Untergebenen dazu heranzubilden; geringeres Talent für die Lehrthätigkeit läßt sich durch erhöhte Sorgfalt in der Vorbereitung ersetzen! Wer aber fühlt, daß er selber nicht im Stande ist, die an ihn herantretenden Führeraufgaben zu beherrschen, versündigt sich an der Armee und am Vaterlande, wenn er nicht geeigneteren Kräften Platz macht. Letzterer Grundsatz gilt für die Inhaber aller höheren Stellungen.

Der Regimentskommandeur ist für die Ausbildung eines zahlreichen und wirklich brauchbaren Führerpersonals sowohl dem obersten Kriegsherrn als auch seinen Vorgesetzten verantwortlich, die seine Leistungen auf diesem Gebiete zu überwachen und zu beurtheilen haben, ohne unmotivirt — und dann in der Regel störend — in dieselben einzugreifen. Inwieweit die Generale eigene Lehrthätigkeit entwickeln müssen, davon später.

Außerdem muß aber jeder Offizier, der es in seinem Beruf nicht nur zu höheren Stellungen bringen, sondern in ihnen auch wirklich etwas Tüchtiges leisten will, sein eigner Lehrer sein; die Aneignung der vollen wissenschaftlichen Grundlage, deren jeder höhere Offizier bedarf, kann er nur durch Selbststudium erreichen, wobei Manchem auch der Besuch der Kriegsakademie in nützlicher Weise zu Hülfe kommt; besonders darf Niemand das selbständige Denken vernachlässigen; im Kriege braucht der Offizier heutzutage seinen Kopf immer, seinen Degen selten oder nie.

Was soll gelehrt werden? „Eine Hauptstärke des Heeres beruht in seiner steten Bereitschaft" F. O. 33. Der Führer jeden Grades muß jedenfalls stets alles das vollkommen können, was er auf dem Platze zu leisten hat, auf den ihn ein heute ausbrechender Krieg stellen kann; die älteren Individuen eines Dienstgrades pflegen gleich bei Eintritt einer Mobilmachung in eine höhere Kommandostellung zu gelangen, als sie bis dahin innehatten; bei den rasch eintretenden Verlusten und Abgängen aller Art wird aber im Laufe eines Krieges fast jeder Führer, der bei der Truppe verbleiben kann, in die Lage kommen, wenigstens vorübergehend eine um einen Grad höhere Stellung ausfüllen zu müssen, als eigentlich seinem Dienstgrade entsprechend ist. Ein jeder Führer muß also nicht nur in den Obliegenheiten seiner Friedensstelle ganz sicher sein; er muß auch mindestens die nächsthöhere Führerrolle jeden Augenblick übernehmen und voll ausfüllen können; dazu genügt keineswegs, daß er über die ihm in einer solchen zufallende Thätigkeit allenfalls orientirt ist; ein Jeder muß an dem Platze, auf den er gestellt wird, ein Meister sein, und den macht bekanntlich nur Uebung, Uebung und immer wieder Uebung! Außer durch überlegene Disziplin und Ausbildung unserer Mannschaften können wir nur durch Meisterschaft in der Führung aller Kommandostellen künftigen Gegnern überlegen sein; die Zahl ihrer Streiter wird vielleicht größer sein als die unsrige, die Güte der Waffen gleich; die übrigen Kriegs-

mittel, wie sie mit Dampf, Elektrizität, Gas oder was sonst für Kräften betrieben werden, sind mit schnödem Mammon auf der ganzen Welt in gleicher Weise zu beschaffen, nur das Können des Individuums, besonders des Führers, kann uns noch Ueberlegenheit, Sieg verschaffen! Da nun aber alle anderen Heere auch ihre Führer ausbilden, kommt es für uns darauf an, den großen Vorsprung zu bewahren, den wir offenbar zur Zeit unserer letzten großen Kriege in dieser Beziehung hatten. Möge sich im Hinblick auf die Tüchtigkeit unseres Offizierkorps stets das Wort aus berühmten Munde bewahrheiten: „Alles können sie uns nachmachen, nur das Eine nicht.“

Bei der Infanterie muß jeder Gefreite und Unteroffizier zum sicheren Gruppenführer, jeder Unteroffizier und Leutnant des Friedensstandes, jeder Fahnenjunker und Leutnant des Beurlaubtenstandes zum sicheren Zugführer ausgebildet werden. Die Ausbildung zu diesen untersten Führerfunktionen stellt sich Mancher sehr leicht vor, und sie wäre es auch, wenn es nur auf die Erlernung der wenigen Kommandos ankäme, die das Reglement vorschreibt. Aber mit dem Bißchen „Gerade aus, an der grünen Kuppe, Schützen ꝛc.“ ist es nicht gethan; diese Führer führen in der vordersten Gefechtslinie meist selbständig von dem Augenblicke an, in dem sie mit ihren Schützen losgelassen sind. Wie weit sollen sie vorgehen, in welcher Gangart, wann das Feuer eröffnen, in welchem Tempo, auf welche Ziele, wie diese klar bezeichnen, wann Gelände gewinnen, welche Rücksicht auf Nebentruppen nehmen ꝛc. ꝛc.? Befohlen werden kann ihnen nichts von Alledem; der Kompagnieführer gehört nicht in die Schützenlinie, so lange er noch über geschlossene Abtheilungen verfügt; er würde im Ernstfalle sonst den Einfluß auf den gesammten Gang des Kompagniegefechtes verlieren. Auch eine Löwenstimme könnte bei dem Schlachtenlärm von hinten her die Schützenlinie nicht leiten; der Befehlsüberbringer würde, wenn er in vorderster Linie überhaupt ankäme, in 100 Fällen 99mal zu spät kommen; der Zugführer ist also innerhalb des ihm gesteckten engen Gefechtsrahmens lediglich auf vollste Selbstthätigkeit angewiesen, fällt er, der älteste Unteroffizier seines Zuges. Seine Thätigkeit vollzieht sich unter den schwersten äußeren Einflüssen, sie erfordert die hervorragendsten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes. Unendlich schnell muß er die Lage beurtheilen, unendlich schnell seine Entschlüsse fassen, mögen sie auch noch so einfach sein, unendlich schnell sie durch Kommando oder Befehl zur Ausführung bringen, worin ihn die Gruppenführer mit vollstem Verständniß zu unterstützen haben. Niemals kann ein gefaßter Entschluß rückgängig gemacht, niemals eine verlorene Sekunde wieder eingeholt werden; dem kleinsten Versehen in der Befehls- oder Kommandosprache folgt die blutige Strafe sofort. Am wenigsten läßt sich die Thätigkeit des Zugführers durch zahlenmäßige Bestimmungen, die etwa mit Metern, Minuten oder Patronenrahmen rechnen wollten, festlegen, und doch hängt von seinem Können im Wesentlichsten die Feuerüberlegenheit ab, und in ihr gipfelt unsere ganze heutige Taktik!

Als Schütze überlegen sein, dabei nicht mehr Scheibe als nöthig! Ist der Gegner tüchtig und gewandt, muß unser Zugführer nebst seinen Gehülfen noch tüchtiger und noch gewandter sein, und daran, daß wir es künftig mit tüchtigen und gewandten Gegnern zu thun haben werden, ist wohl nicht zu zweifeln!

Was der junge Infanterieführer in Bezug auf Aufklärung und Sicherung zu lernen hat, ist nicht schwierig; es wird im Frieden häufig erschwert durch Künsteleien bei unkriegsmäßig angelegten Uebungen. Um so mehr hat in dieser Beziehung der junge Kavallerist zu lernen! Taktik existirt für ihn kaum; als Zugführer, so lange er zu Pferde ist, reitet er sozusagen hinter seinem Rittmeister her; Gefecht zu Fuß beschränkt sich auf kurze, meist defensive und nicht bis zur Entscheidung durchgeführte Handlungen; selbstverständlich muß er für diese Zwecke das Feuer leiten und das Gelände benutzen können; das Raffinement im Können, das für den Infanteristen unentbehrlichstes Erforderniß ist, kann und braucht nicht von ihm verlangt werden. Dagegen kann und muß der junge Kavallerieführer beim Aufklärungsdienst die herrlichste Selbstthätigkeit entfalten! Um bei heutigen Verhältnissen als Patrouillenführer mustergültige Leistungen zu erzielen, dazu gehört nicht nur stählerne Kraft und zäheste Ausdauer von Roß und Reiter, äußerste Schneidigkeit und Entschlußfähigkeit des Letzteren, sondern auch eine außerordentlich ausgebildete Routine, gestützt auf eine ganze Menge von Wissen. General v. Schlichting schreibt in seinen „taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart" Theil II. Seite 178*) vom Patrouillenführer der Kavallerie: „Seine Aufgaben sind im Allgemeinen gefährlich genug und dabei gleich verantwortungsvoll und lohnend. In jedem jungen Kavallerieoffizier müßte eigentlich der Geist des angehenden Generalstabsoffiziers stecken, d. h. er bedarf zur wirksamen Erfüllung seiner Pflichten des vollen Verständnisses über den Zusammenhang der Heereshandlungen, die er hinter sich weiß und über die Bedeutung der feindlichen Bewegungen, die er vor sich zu Gesicht bekommt. Nur mit diesen Hülfsmitteln kann er zu brauchbaren und rechtzeitig eintreffenden Berichterstattungen gelangen". Es ist keine leichte Sache für den Kommandeur eines Kavallerie-Regimentes, die Ausbildung seiner gesammten Patrouillenführer, für die er die volle Verantwortung trägt, auf einen solchen Standpunkt zu bringen; es muß ihm dazu viel Passion und viel Geschick, besonders auch von den jungen Reitersleuten des Beurlaubtenstandes, entgegengebracht werden; wer die erforderlichen Eigenschaften nicht besitzt, muß bald ausgeschieden werden und findet im Kriege seinen Platz bei den Kolonnen und Trains.

Die praktische Ausbildung der Patrouillenführer für den Krieg ist dadurch besonders erschwert, daß bei den Friedensübungen gute Nachrichten meist zu leicht erlangt werden. Da wird von Manchen gelegentlich keinerlei

*) Vorstehendes Werk wird bei weiterer Bezugnahme einfach mit „Schlichting" bezeichnet werden.



Feuer respektirt; die Hände, die in Wirklichkeit sich im Todeskampf krampfen würden, zeichnen die köstlichsten Krokis, Freund und Feind legen ihrem gegenseitigen Verhalten Knigges „Umgang mit Menschen“ zu Grunde, und die höheren Führer sind dankbar und glücklich, wenn sie nur möglichst schnell gute Meldungen erhalten; da erntet denn zuweilen im großen Kreise der zur Kritik Versammelten ein junger Leutnant überschwängliches Lob für Thaten, für die 3 Tage Arrest noch viel zu wenig gewesen wären; sein Kamerad, der viel kriegsmäßiger verfahren ist und körperlich und geistig weit mehr sein Bestes an seine Aufgabe gesetzt hat, wird vielleicht getadelt; ist es ihm sehr zu verdenken, wenn er künftig auch lieber billige Lorbeeren erntet? Diesem Unfug, dem man auf allen Manöverfeldern begegnet, kann nicht streng genug entgegengetreten werden! Nicht nur jeder Schiedsrichter sondern jeder ältere Offizier beider Parteien müßte verpflichtet werden, jede Patrouille zu melden, bei der die an sich durchaus lobenswerthe Kühnheit in friedensmäßige Spielerei ausartet.

Der junge Feldartillerist tritt taktisch selbständig zum ersten Male als Batterieführer auf und selbst als solcher noch mit großer Einschränkung; um so größere Anforderungen werden an seine technische Ausbildung gestellt; in Rücksicht auf seine Zukunft sollten seine Vorgesetzten recht reichlich die später zu erörternden Mittel anwenden, um ihn für die Taktik vorzubereiten. Die Sondertruppen läßt diese Abhandlung außer Betracht.

Jeder Leutnant und Hauptmann der Infanterie — auch der Reserve und Landwehr — muß eine Kompagnie im Rahmen des Bataillons unter allen Verhältnissen führen lernen; je jünger die Leutnants darin zu vollkommenster Sicherheit gebracht werden, um so besser ist es. Jeder aktive Hauptmann und Stabsoffizier muß ganz sicher in der Bataillonsführung ausgebildet sein. Sämmtliche Stabsoffiziere sollen nicht nur ein Regiment führen können, sondern für sie beginnt mit der Möglichkeit, im Kriege über gemischte Truppenverbände verfügen zu müssen, bereits die Nothwendigkeit, in der höheren Truppenführung wirkliche, praktische Uebung zu erhalten, mit Truppen im Gelände! Ganz falsch wäre es, wenn erst mit der Beförderung zum Stabsoffizier überhaupt die Ausbildung zum höheren Truppenführer beginnen würde; durch die Hülfsmittel des Kriegsspiels, der Besprechung im Gelände, des Uebungsrittes müssen auch die jüngeren und jüngsten Berufsoffiziere rechtzeitig für die höhere Truppenführung vorbereitet werden; wer erst zu lernen beginnen wollte zu dem Zeitpunkte, wo schon im Ernstfalle sichere Leistungen von ihm verlangt werden können, kommt sicherlich mit seinem Können zu spät und gefährdet nicht nur seine eigene Karriere, sondern auch die Truppe, die ihm anvertraut wird, und somit die Armee und das Vaterland. Sinngemäß sind die Anforderungen bei den anderen Waffen zu stellen. Niemand lernt aus! Der Regimentskommandeur wird zwar, wenn er seine verantwortliche Lehrthätigkeit gewissenhaft ausübt, lehrend selbst lernen; er

wird sich auch, soweit seine Zeit reicht, wissenschaftlich beschäftigen, besonders um allen Erscheinungen der Neuzeit auf militärischem Gebiete zu folgen; er aber, so wenig wie alle Generale, kann der Uebung in der schlachtenentscheidenden Taktik entbehren, wenn er in seiner Meisterschaft nicht Schaden leiden will, und auch ohne ein Bißchen Strategie kann der höhere Führer heutzutage nicht auskommen, selbst wenn es ihm niemals beschieden wird, zu den wenigen auserwählten Strategen zu gehören, welche die großen Operationen der Armeen vorzubereiten und zu leiten haben; er soll meist selbständig aus der Operation zum Gefecht übergehen und dieses im Sinne oberer Heeresleitung führen; ist ihm deren Zweck und Wesen unbekannt, so wird er leicht die Konsequenzen der Operation verderben statt ihre Früchte zu ernten.

Es giebt gar Vieles zu lernen für den Truppenführer und je höher er steht, desto mehr! Diese Erkenntniß drängt uns nun sogleich die weitere und wichtigste Frage auf: „Wie soll gelehrt werden?"

Es wurde bereits gesagt, daß für einen Truppenführer jeden Grades das „Können" weit wichtiger ist, als das Wissen; Letzteres an sich hat für den Krieg überhaupt keinen Werth, wenn es nicht dem Können als Grundlage dient. Ein berühmter französischer Marschall that einmal den Ausspruch „Sur le champ de bataille laissez les livres à part". Was jeder Truppenführer vom niedrigsten bis zum höchsten sozusagen auswendig wissen muß, das sind die Allerhöchsten Vorschriften, die allein er seinen Handlungen zu Grunde zu legen hat; sie sind auf allerwissenschaftlichster Grundlage aufgebaut, in ihnen finden die beiderseitigen Wirkungen moderner Waffen stets vollste Berücksichtigung; auch die Lehren, die aus der Kriegsgeschichte überhaupt für die Zukunft gezogen werden können, sind in ihnen im Auszuge enthalten. Unsere Truppenreglements, unsere Felddienstordnung sind Meisterwerke, verfaßt durch Kommissionen von Fachmännern, die es durch Studium und Uebung zur Meisterschaft in ihrem Berufe gebracht haben.

Für die Thätigkeit in den untersten Führerstufen genügt als Grundlage des Wissens die genaue Kenntniß dieser Verordnungen. Es würde aber fehlerhaft sein, von den Unteroffizieren und Leutnants ein mechanisches Auswendiglernen derselben zu verlangen; sie würden dadurch nur ihr Gedächtniß beschweren, ohne den Sinn zu erfassen; nur an konkreten Fällen kann dem jungen Krieger das verständlich gemacht werden, was er in den Allerhöchsten Vorschriften liest; bei Anwendung der applikatorischen Methode wird es sich nicht nur seinem Gedächtniß einprägen, sondern er wird die Grundsätze für sein Handeln im Kriege, indem er sie übt, auch mit dem Verstande voll erfassen, und so erst wird das Können angebahnt!

Die applikatorische Lehrmethode ist die einzige, die bei der Ausbildung der Führer aller Grade direkt und sicher zum Ziel führt. Kein theoretische und wissenschaftliche Arbeit, soweit sie namentlich für gewisse Sonderstellungen

in der Armee erforderlich ist, mag den betreffenden Lehranstalten und dem Selbststudium überlassen bleiben; Letzteres hat sich bei jedem Offizier, der überhaupt auf Bildung Anspruch macht, in erster Linie auf die Kriegsgeschichte zu erstrecken; jedoch möge besonders der jüngere Offizier erwägen, wie schwer es ist, aus derselben richtige Folgerungen für die Zukunft zu ziehen; ist er damit zu bald bei der Hand, so geräth er unfehlbar auf Irrwege.

Eine wirklich stichhaltige Nutzanwendung aus den kriegerischen Ereignissen der Vergangenheit abzuleiten, ist nur wenigen, besonders begabten, theoretisch und praktisch gleichmäßig bis zur vollsten Reife durchgebildeten Offizieren beschieden; diese sind denn aber auch die berufensten Urheber zeitgemäßer Lehren auf dem Gebiete der Truppenführung; als größter Lehrmeister der taktischen und strategischen Grundsätze der Gegenwart muß General v. Schlichting anerkannt werden, auf dessen großes Werk diese Abhandlung in den wichtigsten Fragen noch Bezug nehmen wird. So klar die Grundsätze für die Taktik der einzelnen Waffen durch ihre Reglements hingestellt sind, so sehr entbehren wir eines amtlichen, zeitgemäßen Wegweisers für die höhere Truppenführung. Es würde ein Segen für die Armee sein, wenn das Schlichtingsche Werk obligatorisch der Ausbildung in der höheren Truppenführung zu Grunde gelegt oder wenn die darin enthaltenen Lehren in einer Instruktion für die höheren Truppenführer im Auszuge zusammengestellt würden; so lange das nicht geschieht, sträuben sich zu viele Leute gegen dieselben, die es dem General v. Schlichting nicht verzeihen können, daß er klüger ist als sie und auf militärischem Gebiete reichere Erfahrungen hat. Leider ist auch vielfach der Aberglaube verbreitet, daß bei einer Ausbildung nach Schlichtingscher Lehre die Strammheit und die Disziplin leiden müsse; wer in den Jahren 1888 bis 1896 dem XIV. Armeekorps angehört hat, wird gegen solchen Wahn wohl vollgültiges Zeugniß ablegen.

Doch zurück zur applikatorischen Lehrmethode. Jede Belehrung, die der Vorgesetzte seinen Untergebenen über Truppenführung angedeihen läßt, muß an einen bestimmten Fall anknüpfen; Aufgabe des Lehrmeisters ist es, die so angenommenen Kriegslagen so kriegsmäßig als möglich und so wechselvoll zu gestalten, daß er an ihnen das ganze Pensum dessen durchnehmen kann, was der Schüler wissen und können muß. Jedem Unterführer muß ausreichende Gelegenheit zu eigner Uebung gegeben werden; durch Uebung soll er sich aneignen:

1. die Fähigkeit, jede Lage schnell und richtig zu beurtheilen;

2. die Fähigkeit, auf Grund des gewonnenen Urtheils schnell und ohne Schwanken den richtigen Entschluß zu fassen;

3. die Fähigkeit, den so entstandenen Führerwillen durch Befehl oder Kommando zur vollkommensten Ausführung durch die Untergebenen zu bringen. Je niedriger der Führer, desto kürzer ist er durch die Befehle seiner Vorgesetzten bei allen Kriegshandlungen sozusagen angebunden, desto weniger

Spielraum ist seinem eigenen Urtheil gelassen; ohne ein solches, ohne selbstständige Entschlüsse, ohne gewandteste Befehls- oder Kommandoführung kommt aber selbst der Unteroffizier im Gefecht oder auf Vorposten nicht aus.

Je ähnlicher der Lehrer seine Aufgabe und ihre Durchführung der Wirklichkeit, dem Kriege, gestalten kann, desto wirksamer wird die Vorbereitung der Schüler für den Krieg sein; dementsprechend würden die Uebungen im Gelände, mit stärkeren Abtheilungen, womöglich in kriegsstarken Verbänden, gegen einen wirklich vorhandenen Feind das vollendetste Lehrmittel sein, das am direktesten zum kriegsmäßigen Können führen müßte; aber die der gesammten militärischen Ausbildung zugemessene Zeit ist so kurz, das betretbare Gelände findet sich so selten, und die Kräfte der zu belehrenden Führer sind anderweitig so vielfach in Anspruch genommen, daß solche Uebungen nur in beschränkter Zahl, gewissermaßen als Abschluß ganzer Ausbildungsperioden vorgenommen werden können; auch lernen bei den größeren Geländeübungen immer nur einzelne Kategorien von Führern, während die anderen und die Truppen ihnen nur als Mittel zum Zweck, sozusagen als Handwerkszeug dienen. Um allen Führern nach jeder Richtung hin vollendete Ausbildung angedeihen zu lassen, bleibt daher nichts Anderes übrig, als die Geländeübungen durch Ersatzmittel zu ergänzen; solche sind: 1. die Uebung auf dem Plane (Kriegsspiel); 2. die Besprechung im Gelände ohne Truppen in ihren verschiedensten Abstufungen; 3. die Ausbildung auf dem Exerzirplatz.

Alle drei Vorübungsarten müssen planmäßig nicht nur die Geländeübungen, sondern auch sich unter einander ergänzen; jede servirt dem Schüler den Lehrstoff anders; die Hauptsache bleibt, daß er das ihm vorgesetzte Menu auch richtig verdauen kann; daß ihm die darin enthaltenen Nährstoffe dauernd ins Blut übergehen; daß ihnen nicht Gifte des friedensmäßigen Schlendrians beigemischt sind, die seine taktische Konstitution verderben.

Uebungen auf dem Plane, Besprechungen im Gelände bereiten den Gefreiten auf die Führung seiner Gruppe, auf das Kommando eines Unteroffizierpostens vor; sie klären aber auch die Grundsätze des Generals für die Schlacht und die Operation und routiniren ihn für alle Aufgaben höchster Führung. Der Exerzirplatz dient nur der Ausbildung der unteren Truppenführer in der Beherrschung ihrer Truppen, in der Taktik ihrer Waffe.

„Unteroffiziere und Gefreite sollen Kriegsspiel spielen! Hat man so etwas in unserer Jugend jemals gehört! Der letzte Rest Altpreußischen Geistes muß mit solchem Verfahren ja aus der Armee verschwinden!" so etwa mag manch alter Soldat sprechen, der unsere großen Siege mit errungen und im stärksten Kugelregen nicht mit einer Wimper gezuckt hat. Nein, den Altpreußischen Geist der Ehre und Pflicht, der Disziplin und des unbedingten Gehorsams soll die Armee voll bewahren; Drill und Strammheit müssen sein und bleiben, aber die richtige Erziehung muß hinzukommen, besonders die der Führer! Dem hochseligen Kaiser Wilhelm I. wurde

einmal eine von einem Oesterreichischen Erzherzog verfaßte militärische Schrift vorgelegt, welche den Titel „Drill oder Erziehung“ trug; Seine Majestät übte kurze aber vielsagende Kritik, indem er das „oder“ durch „und“ ersetzte.

Der Hauptmann oder Rittmeister trägt persönlich die Verantwortung für die Ausbildung seines gesammten Unterführerpersonals; seine Vorgesetzten müssen ihm Gelegenheit geben, ihnen zu zeigen, wie weit es ihm gelungen ist, dieser Verpflichtung nachzukommen; für besondere Leistungen auf diesem Gebiete muß er besondere Anerkennung finden; das erfrischt und regt an. Je eifriger er sich mit dieser Lehrthätigkeit beschäftigt, desto mehr Zeit wird sie ihm allerdings kosten, und wie viele unserer Hauptleute behaupten nicht, daß ihre Zeit so wie so schon in nervenaufreibender Weise übermäßig in Anspruch genommen sei. Verfasser dieses, der nur 16 Jahre lang Kompagnien geführt hat, möchte aus eigenster Erfahrung dagegen behaupten, daß ein Hauptmann seine Kompagnie nach jeder Richtung vorzüglich ausbilden und erziehen kann, ohne seine Nerven zu opfern, wenn er über seine Zeit richtig verfügt, die ihn unterstützenden Organe gut anlernt und sich nicht berufen fühlt, alles das selbst zu thun, was ihm seine Leutnants und Unteroffiziere nicht nur abnehmen können, sondern vielmehr abnehmen müssen.

Es giebt Hauptleute, die glauben, jeden Schuß beim Schulschießen unter ihrer eigenen Aufsicht abgeben lassen zu müssen, weil sonst ihre Kompagnie bei Vergleichs- und Prüfungsschießen nicht konkurriren könne; da müssen allerdings die Leutnants und Unteroffiziere auf einem traurigen Standpunkt als Schießlehrer stehen! Aber wer trägt die Schuld daran? Lediglich der Hauptmann, der sich seine Schießlehrer nicht genügend herangebildet hat. Was thun nun diese, während der Chef von früh bis spät auf dem Scheibenstande die mit der Zeit geisttödtende Arbeit besorgt, dem einzelnen Mann die Anfangsgründe des militärischen Schießens — denn über diese führt das Schulschießen nicht hinaus — beizubringen? Entweder stehen sie als unbefriedigte Statisten daneben oder üben mit dem Rest der Kompagnie Felddienst bezw. bereiten diesen zum gefechtsmäßigen Schießen vor. In letzteren Fällen übernehmen sie die wichtigere, interessantere und anregendere, aber auch schwierigere Aufgabe, die theilweise bereits in die Führerausbildung hinüber greift; ob sie diese mustergültig erfüllen können, dürfte bei der Mehrzahl derselben zu bezweifeln sein. Gerade dazu gehört die größere Erfahrung und Intelligenz! Der Hauptmann, der die Rollen so vertheilt, kommt abends nervös und abgespannt nach Hause; befriedigt wird er selten sein, auch nicht, wenn noch so viele Leute die Bedingungen erfüllt hatten; er war eben den größten Theil des Tages am falschen Fleck Ebenso verhält es sich mit anderen Dienstzweigen, besonders dem Detailexerziren und dem inneren Dienst. Die volle Verantwortung für den gesammten Dienstbetrieb in der Kompagnie soll dem Chef wahrlich nicht abgenommen werden; er kann sie aber überhaupt nur tragen, wenn er sein Unterpersonal richtig anleitet,

verwendet und mitwirken läßt. Dann hat er auch Zeit genug zur Führerausbildung.

Die Ausbildung der Unterführer in einer Kompagnie ist während der ganzen Zeit des Dienstjahres zu betreiben, die dem Chef überhaupt zur Verfügung steht. Es ist sehr nützlich, wenn nach beendeter Rekrutenausbildung bereits die intelligentesten Leute des jüngsten Jahrganges den Uebungen auf dem Plane wenigstens zusehen; vorher müssen sie ein wenig im Kartenlesen, besonders auf dem Kriegsspielplane geübt sein. Diese Vorarbeit kann mit ihnen und den Einjährig-Freiwilligen ein Leutnant oder Unteroffizier vornehmen, letztere, sobald ihre Exerzirausbildung vollendet ist; die eingezogenen Reserve-Fahnenjunker müssen am gesammten Führerunterricht in ihrer Kompagnie theilnehmen neben dem gemeinsamen Unterricht, den sie außerdem im Regiment oder Bataillon durch einen Offizier erhalten.

Die Unterrichtsmittel sind außerordentlich einfach; wenn das Regiment an jedes Bataillon etwa acht Blätter eines Kriegsspielplanes ausgiebt und damit von Zeit zu Zeit gewechselt wird, so genügt das vollkommen; für die einzelne Unterrichtsstunde genügt meist ein Blatt, höchstens sind deren zwei erforderlich. Es ist auch vorgeschlagen worden, für diese Zwecke Pläne der Umgebung der Garnison herstellen zu lassen. Ich bin nicht dafür; die Umgegend hat genug für die Besprechungen im Gelände und die Geländeübungen zu leisten; man muß sich bei diesen schon vorsehen, daß die Taktik nicht einen zu örtlichen Anstrich erhält; gerade daß man immer mit dem dargestellten Gelände wechseln kann, ist ein Vortheil des Kriegsspielplanes. Ob der Sandkasten hier und da in der Armee noch üblich ist, weiß ich nicht; nach meiner Erfahrung sind mit ihm nicht annähernd die Erfolge zu erzielen wie mit dem Plane. Zu letzterem gehören dann außer Maßstab und Zirkel für den Leitenden noch einige in richtiger Größe geschnittene blaue und rothe Papierstückchen zum Markiren der eigenen und anschließenden Truppen und des Feindes. Bei jedem Kriegsspiel ist zu empfehlen, daß der Leitende niemals den Theilnehmern gestatte, selbst Truppen aufzustellen; er läßt die einzelnen Führer nur Befehle oder Kommandos ertheilen und markirt dann diesen entsprechend, so weit es ihm nöthig erscheint, selbst. Hat der Untergebene unklar befohlen, so sieht die Ausführung des Befehls dann zuweilen anders aus, als er gedacht hatte. Ausdrücke wie „ich würde, ich dachte, ich möchte“ dürfen nicht geduldet werden; sie sind fast immer ein Zeichen von mangelhafter Ueberlegung und Entschlußfähigkeit. Will der Leitende wissen, was der eine oder andere Führer dachte oder möchte, so wird er ihn danach fragen; am deutlichsten ersieht er das meistens aus einer recht energischen und korrekten Befehlsertheilung, und die soll ja beim Kriegsspiel gerade vorzugsweise geübt werden.

Die Aufgaben, die der Kompagniechef bei den Planübungen stellen kann, sind unerschöpflich, obgleich er sich in Anbetracht seines Auditoriums



zweckentsprechende Beschränkungen auferlegen muß. Grundsätzlich muß die in Betracht kommende Truppe in kriegsmäßigen Zusammenhang mit den anderen Truppen desselben Verbandes gesetzt werden; am besten wird stets mit einer Kompagnie gearbeitet; ein Leutnant führt dieselbe, Unteroffiziere die Züge, Gefreite die Gruppen; soll die Thätigkeit einer zweiten Kompagnie den weiteren Gegenstand der Uebung bilden, so führt sie ein anderer Leutnant, auch wohl mal ein Feldwebel. Die Kompagnien erhalten durch den Leitenden, nachdem er die Gesammtlage auf das Einfachste skizzirt hat, die Bataillonsbefehle. Die Maßnahmen des Feindes werden grundsätzlich durch den Leitenden bestimmt bezw. mitgetheilt; er hat es so ganz in der Hand, diejenigen Führungsgrundsätze zu belehrender Anschauung zu bringen, welche er sich für die betreffende Unterrichtsstunde vorgenommen hat.

Es soll nun versucht werden, an einem Beispiel zu erläutern, wie etwa eine solche Planübung zu leiten und durchzuführen ist. Es soll z. B. das Verhalten des Vortrupps beim Begegnungsgefecht geübt werden. Der Leitende bespricht kurz die Gliederung auf dem Marsche. Um 8 Uhr hat die Infanteriespitze Punkt X erreicht; wie stark ist sie, wie formirt, wer dabei? Die Kompagnie folgt auf 400 m, das Bataillon derselben auf 500 m. Wo sind die höheren Vorgesetzten, wo vermuthlich die Avantgarden-Kavallerie? Wie wird sie geritten sein? Was hat sie durch Seitenpatrouillen aufgeklärt? Welche Meldungen sind bisher eingegangen? Wie weit sind dieselben nach unten mitgetheilt? Die Spitze hat bisher ihren Marsch ununterbrochen fortgesetzt; nun wird hinten gehalten; wie verhält sie sich? Der Marsch geht weiter; auf der Höhe halb links erscheinen feindliche Reiter. Was befiehlt der Zugführer? Was kommandirt der Gruppenführer? Sind Seitenläufer zu entsenden? Muß eine zu passirende Ortschaft abgesucht werden? Alle diese Fragen, möglichst in Befehlsform beantwortet, sind durch Besprechung des Leitenden nach den Grundsätzen Allerhöchster Verordnung dem vorliegenden Fall entsprechend erledigt. Die Spitze nähert sich einer Höhe; ein in Karriere zurückkommender Reiter meldet, daß der Feind mit entwickeltem Bataillon von der anderen Seite gegen diese vorgeht! Der Bataillonskommandeur befiehlt: „Vortruppkompagnie setzt sich schleunigst in Besitz der Höhe!" Kompagniebefehl? Befehl des Führers der Spitze? Letztere erreicht die Höhe; vorgehende feindliche Schützen sind bis auf 300 m herangekommen, denen geschlossene Abtheilungen folgen. Worauf kommt es jetzt an? Halt und Feuer! Wer befiehlt dessen Eröffnung? Zugführer! Auf welches Ziel? Die Schützen als das Gefährlichere! Wer leitet das Feuer zunächst weiter? Gruppenführer! Warum? Weil der Zugführer nunmehr seinen Zug führen muß. Wie macht er das? Wer führt ihn nach? Wann schwärmt er aus; mit welchem Zwischenraum der Schützen untereinander? Wonach richtet sich das? In welcher Gangart bewegt er sich? Wie geht er in Stellung? Wie nimmt er das Feuer auf? Wo ist nun der Kompagnie-

führer? Durch welche Befehle greift er ein? Wieviel Schützen entwickelt er im Ganzen? Wie verhalten sich die anderen Züge? Der zum Stehen gebrachte Feind verstärkt seine Schützen; sein Feuer wird immer heftiger; neue Ziele treten auf; der Kompagnieführer oder einer der Zugführer fällt; der Rest des Bataillons ist entwickelt auf einer Seite oder auf beiden Seiten der Kompagnie 2c.

Der Leitende kann aber auch an ganz derselben Stelle die Sache ganz anders gestalten; er nimmt an, daß der Feind nicht gegen die Höhe vorgeht, sondern auf 1000 m Entfernung einen Waldrand besetzt hat. Das ganze Verhalten wird ein anderes. Die Spitze würde einen großen Fehler begehen, wenn sie allein das Feuer eröffnen wollte; sie zeigt sich gar nicht; nur der Führer mit seinem Glase, der Unteroffizier und die Schätzer beobachten. Entfernungen werden geschätzt; die eigene Entwickelung geschieht ruhiger; erst wenn sie genügend vorbereitet, wird auf höheren Befehl weiter gehandelt, es sei denn, daß anderweitiges Verhalten des Gegners den einen oder anderen unteren Führer plötzlich zu selbstthätigem Handeln veranlaßt. (J. E. R. II. 23.)

In einer Unterrichtsstunde läßt sich das Verhalten der Vortruppkompagnie nicht annähernd erschöpfend zur Darstellung bringen; es ist anders, wenn sie aus einem Dorfe, aus einem Engweg, in der Ebene, im Gebirge zur Entwickelung, zum Zusammenstoß mit dem Feinde kommt; es ist ganz anders, wenn der Gegner zunächst nur mit anderen Waffen auftritt, wenn er vielleicht die eigene zurückgeworfene Kavallerie verfolgt, oder wenn er in vorbereiteter Stellung gemeldet ist. Man sieht allein an dem einen Lehrgegenstand — Vortruppkompagnie —, wie unendlich verschieden der Kompagniechef seine Aufgaben gestalten kann.

In dieser Weise sind alle Grundsätze des Theil II J. E. R. zu erschöpfender Uebung und Besprechung zu bringen. Bei Angriff, Vertheidigung, Verfolgung und Rückzug sind die Abschnitte über zerstreute und geschlossene Ordnung, Schützengefecht, Verhalten gegenüber den verschiedenen Waffen, Benutzung des Schanzzeuges, Verhalten der Führer und Soldaten im Gefecht, Ausdehnung und Gliederung planmäßig durchzunehmen; so prägen sie sich nicht nur dem Gedächtniß jedes Einzelnen ein, sondern er erfaßt sie auch mit dem Verstande, und wird immer und immer wieder zum Denken, Entschließen, Befehlen veranlaßt; er tritt bereits mit Routine an die anderweitigen Uebungen heran. Auch der Vorpostendienst läßt sich in ähnlicher Weise auf dem Plane lehren in seinen ganzen Abstufungen vom Eintritt der Mobilmachung bis zur Gefechtsbereitschaft.

Langjährige Erfahrung hat gelehrt, daß die Unteroffiziere und Gefreiten mit außerordentlichem Eifer solchem Unterrichte folgen. Je mehr das Bewußtsein des eigenen Könnens wächst, desto mehr nimmt die Vorliebe für kriegsmäßige Uebungen aller Art und damit überhaupt die Freude am Beruf zu. Daß unsere Leutnants gerne lernen, ist nicht zu bezweifeln; zwar glauben

die meisten von ihnen, wenn sie von der Kriegsschule oder aus dem Kadettenkorps kommen, daß sie schon etwas können; es bedarf regelmäßig nur kurzer Zeit des Dienstes bei der Truppe, um sie von diesem Irrthum gründlich zu bekehren. Aber auch der Herr Hauptmann lernt selbst, indem er lehrt; seine Sicherheit in der Beherrschung der Allerhöchsten Vorschriften nimmt zu, und das ist bei Manchem recht sehr nöthig.

Natürlich werden in der Stube allein keine Unterführer ausgebildet, ebenso wenig wie die höheren Führer in den Hörsälen der Kriegsakademie oder in den Geschäftszimmern des Generalstabes. „Maßgebend bleibt stets das Gelände, die Natur."

Wir kommen zu Ersatzmittel 2, Besprechung im Gelände.

Für diesen Zweck besondere Uebungen anzusetzen, dazu ist bei den unendlich gesteigerten Anforderungen, die heutzutage an die Gesammtausbildung der Kompagnie gestellt werden müssen, die Zeit nur ausnahmsweise vorhanden; der Dienst der Mannschaften darf darum nicht ausfallen, und Freistunden zur Erholung müssen Offiziere und Unteroffiziere auch haben; sie bedürfen ihrer sogar noch mehr als der gemeine Mann! Aber jedesmal, wenn die Kompagnie überhaupt im Gelände übt, ja sogar häufig nach dem Exerziren außerhalb der Stadt, sei es in nächster Nähe des Platzes, sei es auf dem Rückmarsch, findet sich Gelegenheit zu einer kurzen Besprechung; diese hat besonders die Wichtigkeit der einzelnen Geländegegenstände zu lehren und in ihrer Benutzung für einen bestimmt hingestellten Fall die Unterführer zu üben. Wie das etwa zu machen ist, soll wiederum an einem Beispiel erläutert werden.

Rekruten und alte Leute waren zur Einzelausbildung im Gelände; Offiziere und Unteroffiziere waren als Lehrer thätig; für ihre Führerthätigkeit haben sie sich nur dadurch vervollkommnen können, daß sie am Entfernungsschätzen theilnahmen, was niemals unterbleiben sollte. Die Kompagnie hat auf dem Heimwege ein Dorf zu passiren. Der Hauptmann läßt außerhalb desselben die Gewehre zusammensetzen und die Mannschaften, die sich mit Singen oder ihren üblichen Scherzen vergnügen können, wegtreten; dann stellt er dem versammelten Führerpersonal folgende Aufgabe: „Die Kompagnie soll den Dorfrand rechts der Straße, Front nach B., zur Vertheidigung besetzen; links der Straße besetzen 3. und 4. Kompagnie, 2. Reserve an der Kirche; rechts hat die Kompagnie Anschluß an II. Bataillon. Vorgeschobene Kavallerie meldet, daß Feind von B. in Anmarsch, seine Tete jetzt noch etwa 4 km entfernt sei. Leutnant A. führt die Kompagnie, die Unteroffiziere X., Y., Z. die Züge. Beim Herausreiten hat der Hauptmann von dem Besitzer des besonders in Betracht kommenden Gehöftes die Erlaubniß erwirkt, dieses und den daran stoßenden Garten betreten zu dürfen unter der Zusicherung, daß keinerlei Beschädigung stattfinden werde. Leutnant A. eilt voran, orientirt sich über die Beschaffenheit seines Abschnitts und empfängt seine Zugführer mit dem Befehl: „erster und zweiter Zug besetzen den Saum des Obstgartens,

erster rechts, zweiter links des großen Apfelbaumes; dritter Zug als Unterstützungstrupp ins Gehöft!" Die Zugführer gehen sofort an ihre Plätze, die vom ersten und zweiten Zuge mit ihren Gruppenführern — je 6, da nur mit Kriegsstärke gerechnet wird. Unteroffizier X. meldet, daß er vom Gartenzaun aus kaum stehend freihändig schießen kann, daß eine etwa 30 m vorliegende Erhöhung das Schußfeld beeinträchtigt; er erhält Befehl, bis zu dieser vorzugehen, was nur durch eine enge Pforte möglich ist; er stellt dort seine Gruppenführer mit Zwischenräumen von 7 bis 8 m auf. Nunmehr meldet Sergeant Y., daß der erste Zug seinen rechten Flügel im Schießen hindere; mehr nach links zusammenschieben könne er seinen Zug nicht, da sein Frontraum überhaupt zu eng erscheine; er wird bis in gleiche Höhe mit X. vorgenommen, findet dort zwar gutes Schußfeld, aber keine Deckung. Der Hauptmann läßt die Länge des der Kompagnie zufallenden Frontraumes abschreiten, diese beträgt 90 m; auf dem rechten Flügel sind aber 10 bis 12 m unbenutzbar, da sonst die Schützen des II. Bataillons im Schießen behindert würden; es bleiben also kaum 80 m zur Besetzung verfügbar; darin haben bei engster Besetzung nur 1½ Züge Platz; obgleich die Kompagnie — weil auf beiden Flügeln angelehnt — zur größten Schützenentwickelung — 2 Züge — berechtigt war, muß der Unterstützungstrupp 1½ Züge stark gemacht werden; es erhellt, wie wichtig für schnelle und richtige Entwickelung ein richtiges Augenmaß ist. Es werden nunmehr die Vor- und Nachtheile besprochen, welche das Ueberschreiten des Waldrandes für die eigene und die feindliche Waffenwirkung bietet. Dann muß Leutnant A. sowohl wie die Zugführer melden, was sie zur Einrichtung der Stellung befehlen; ist der Erdboden so, daß in der voraussichtlich verfügbaren Zeit vom Spaten Gebrauch gemacht werden kann? Welche Befehle und Kommandos werden dazu gegeben? Nach welchen Punkten werden Entfernungen festgelegt? Durch welche Mittel? Sind zur Sicherung Infanteriepatrouillen zu entsenden? Es folgt die Frage, ob der Unterstützungstrupp im Gehöft richtig steht? Er muß, um die Schützenlinie zu unterstützen, durch das Wohnhaus und dann noch durch die enge Gartenpforte; mindestens muß der Gartenzaun umgelegt werden; wie geschieht das? Vielleicht findet sich für die geschlossene Abtheilung im Garten ein Platz, wo sie Deckung finden oder leicht herstellen kann? Weitere Fragen: „Wann wird nun die Stellung besetzt, wann das Feuer eröffnet, mit welchen Kommandos? ꝛc." Die Ziele werden entweder vom Leitenden supponirt, oder durch einige vorher entsandte Leute auf verabredetes Zeichen markirt!

Die Besprechung hat nun bereits über 20 Minuten gedauert; der Fall könnte noch eine Fülle von Belehrung liefern, aber es muß nach Hause marschirt werden. In der nächsten Woche wird dasselbe Dorf bei ähnlicher Gelegenheit passirt; die angenommene Kriegslage bleibt dieselbe; es werden die Verhältnisse bei der 3. oder 4. Kompagnie durchgenommen; diese liegen hier ganz anders; Gebäude bilden den äußeren Dorfrand; sie müssen besetzt

werden, weil der vorliegende breite Wiesengrund nirgends Schußfeld gewährt! Wie viel Schützen kann man in jedem derselben unterbringen? Was wird dazu befohlen, vom Kompagnieführer, von den Zugführern? Wie richten sich die einzelnen Gruppenführer ein? Wie gestaltet sich die Feuerleitung? Welche Nachtheile hat diese Besetzung, besonders auch gegenüber feindlicher Artillerie? sie müssen ertragen werden, weil Wirkung vor Deckung geht! Die Besprechung war kürzer; es bleibt noch Zeit, mit der Reservekompagnie sich zu beschäftigen. Wie ist diese feindlicher Geschoßwirkung möglichst zu entziehen? welche Wege führen von ihrem Platz nach den verschiedenen Abschnitten vorderster Linie? mit welchen Mitteln, in welcher Zeit sind solche herzustellen? ꝛc. Ein anderes Mal bietet dasselbe Dorf Gelegenheit zur Besprechung ganz anderer Gefechtslagen. Der Waldrand ist gestürmt; der Feind — Vertheidiger — ist im Dorfe verschwunden; die Kompagnie, bis zum Schluß des Angriffs Reserve, hatte den Anlauf geschlossen mitgemacht; sie muß, ohne Befehl abzuwarten, sofort den jenseitigen Rand zu gewinnen suchen! J. E. R. 83. Auf welchem Wege thut sie dies, in welcher Formation? Im Innern des Dorfes erhält sie aus einem Gebäude Feuer (Villa Beurmann in Bazeilles); wozu entschließt sich der Kompagnieführer, was befiehlt er, was die Zugführer? Oder sie erreicht den jenseitigen Ausgang; wie entwickelt sie sich zum Verfolgungsfeuer? Was thut sie, wenn der Feind verschwunden ist, was, wenn sie aus feindlicher Aufnahmestellung Infanterie- oder Artilleriefeuer erhält? Alle diese Aufgaben lassen sich im Frieden mit Truppen gar nicht durchführen, weil F. O. 670 es nicht zuläßt; traurig aber wäre es, wenn die unteren Truppenführer, auf deren Verhalten in diesen keineswegs leichten Lagen Alles ankommt, in den Krieg ziehen sollten, ohne für dieselben routinirt und geübt zu sein. Gerade alle die taktischen Verrichtungen, welche aus Friedensrücksichten mit Truppen nicht geübt werden können, müssen vorzugsweise zum Gegenstand der Besprechungen im Gelände am konkreten Falle gemacht werden; ich bin überzeugt, daß die meisten Infanterieführer, die bei kahlen Feldern ihre Sache tadellos machen, in Verlegenheit gerathen würden, wenn sie sich bei Angriff oder Vertheidigung mit ausgedehnten, hoch bestandenen Getreidefeldern abfinden sollten, weil ihnen dazu bisher jede Gelegenheit fehlte.

Der Stoff für diese Geländebesprechungen kann niemals ausgehen; in der Nähe jeder Garnison befinden sich Erhöhungen und Vertiefungen, Defileen und Wasserläufe, Ortschaften, Wälder, oder was sonst die Erdoberfläche trägt, an denen die Grundsätze Allerhöchster Verordnungen nicht nur erläutert, sondern auch zu routinirender Uebung gebracht werden können. Planübungen und Geländebesprechungen bereiten die jungen Führer ganz gewaltig auf die Leistungen vor, die von ihnen im Kriege gefordert werden müssen; sie werden wesentlich dazu beitragen, daß die Unordnungen, unter denen unsere Schlachten in den letzten Feldzügen alle litten, erheblich vermindert werden; sie werden dazu helfen, daß unsere Feuerwirkung erhöht, unsere Verluste ver-

ringert werden; vollendet wird mit ihnen die Ausbildung der unteren Führer nicht; der Kompagniechef muß für dieselbe zunächst noch ein drittes Surrogat verwenden: „den Exerzirplatz". Auf diesem soll der junge Truppenführer in erster Linie seine Truppe beherrschen lernen. „Es genügt im Kriege nicht, zu befehlen, auch nicht, das Richtige zu befehlen, sondern die Art und Weise, wie der Vorgesetzte befiehlt, ist von großem Einfluß auf das Verhalten der Untergebenen." Dieses „Wie" kann sich der Vorgesetzte aber nur da vollkommen aneignen, wo er ein wirkliches Kommando über eine Truppe führt. Gewiß wirkt schon die Verwendung bei der Rekrutenausbildung vorbereitend auf das Verhalten des Vorgesetzten gegenüber Untergebenen im Gefecht ein; die Stimme wird ausgebildet, eine Haltung verlangt, die dem Untergebenen imponirt, die Gewohnheit gepflegt, ihm den eigenen Willen aufzuzwingen! Die eigentliche Routinirung in der Befehls- und Kommandoertheilung, wie sie der Krieg erfordert, beginnt aber erst, sobald Jemand mit seiner Abtheilung, und sei sie auch noch so klein, in ein kriegsmäßiges Verhältniß gesetzt wird; da lernt er vom richtigen Platz, in der richtigen Körperhaltung und unter alleiniger Anwendung der in der Schlacht möglichen Führungsmittel befehlen und kommandiren, nachdem er sich jedesmal mit blitzartiger Geschwindigkeit klar gemacht hat, worauf es hier, gerade in diesem Falle ankommt; da lernt er seine Aufmerksamkeit richtig vertheilen zwischen Feind, eigener Truppe und Vorgesetzten. Dabei ist jede Künstelei von vornherein zu vermeiden; ein Hin- und Herlaufen in oder hinter der Schützenlinie ist im scharfen Gefecht ebenso undenkbar, wie ein Weiterflüstern der Befehle von Mann zu Mann; wo etwa die Stimme des Zugführers nicht ausreicht, greift der Gruppenführer von selbst energisch unterstützend ein. Nur der Leitende darf auf dem Exerzirplatze und bei Geländeübungen seinen Platz beliebig wählen — J. E. R. II. 53 —; der Führer hat sich nur ausschließlich mit dem zu beschäftigen, was seine Rolle im Kriege von ihm fordern würde; wenn er den Anforderungen, welche diese an ihn stellt, voll und ganz genügen will, so hat er zu ablenkender Thätigkeit auch nicht eine Sekunde Zeit; so würde z. B. ein Zugführer in der Schützenlinie keinen größeren Fehler begehen können, als sich mit den einzelnen Leuten seines Zuges instruirend zu beschäftigen, es sei denn, daß er den Zug ausbildend exerzirt; jeder Verstoß gegen diesen Grundsatz hat neben unnöthigem Geschrei Unaufmerksamkeit und daraus sich ergebende Versäumnisse zur Folge. Der Soldat muß ausgebildet in die größere Schützenlinie kommen; versieht er etwas, so greift der Gruppenführer ein, ist er nachlässig, wird er zur Bestrafung gemeldet.

Auf dem Exerzirplatze lernt der Führer neben seinem eigenen Verhalten zur Beherrschung seiner Truppe die Beherrschung der Formen und deren Verwendung für den jedesmaligen Gefechtszweck; es versteht sich von selbst, daß wir zu diesen Formen mit in erster Linie auch Feuerleitung und Feuerdisziplin rechnen. Der Gefechtszweck muß daher bei jeder, auch der

kleinsten Gefechtsübung, vom Leitenden so klar, aber auch so einfach wie möglich hingestellt sein. Um Gotteswillen keine weit hergeholten Ideen; die sind für kleine Abtheilungen ganz unbrauchbar; die Kompagnie ficht auf einem oder beiden Flügeln angelehnt im Angriff, in der Vertheidigung, im Rückzuge; sehr selten und nur für kurze Zeit kämpft sie allein; sie kann sich aus der Marschkolonne, der Kompagniekolonne, der Linie, in der Vorwärtsbewegung oder auf der Grundlinie entwickeln und nach beendetem Gefechtsauftrag in einer dieser Formationen sammeln, dabei ihren richtigen Platz im Verhältniß zu den anderen Kompagnien des Bataillons wieder einnehmend; auf diesen einfachsten Grundlagen sind die Exerzirplatzaufgaben für eine Kompagnie aufzubauen, die trotzdem, je nach den Annahmen oder Markirungen von Gelände und Feind unendliche Abänderungen zulassen; auch gewisse mehr „technische“ Verrichtungen wollen exerzirt sein, so z. B. das Verhalten bei nächtlicher Annäherung an eine feindliche Stellung und die vorbereitenden Maßregeln für das Eingraben. Das Exerzir-Reglement gestattet II. 8 gelegentlich auch die Bodengestaltung des Exerzirplatzes kriegsmäßig zu benutzen; II. 9 macht aber auf die Gefahren aufmerksam, die eine solche Benutzung im Gefolge hat; nach meinen Erfahrungen ist es am besten, wenn das Exerzirplatzgelände als solches bei Gefechtsübungen gar nicht benutzt wird; das umliegende Gelände darf ja doch nicht betreten werden, und so führt solches Verfahren regelmäßig zu Unklarheiten und Halbheiten, und die müssen bei der Führerausbildung peinlichst vermieden werden; weil dem so ist, ist und bleibt eben der Exerzirplatz für die Führerausbildung immer nur Hülfsmittel, wenn auch eins der unentbehrlichsten; mehr zu leisten ist er nicht geeignet. Unbedenklich kann seine Bodengestaltung dazu benutzt werden, um den Soldaten zu lehren, wie er allein, in Rotte, Gruppe, in eine Stellung hinein oder aus derselben herausgeht, wie er im Gelände ladet, anschlägt 2c.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist das Exerziren in kriegsstarken Zügen und Kompagnien. An solchen Formationen ist dem Führerpersonal zunächst zu zeigen, wie viel schwieriger sich die Beherrschung dieser so viel größeren Gebilde gestaltet; sie stellen höhere Anforderungen an die Stimme, an den Ueberblick; an ihnen ist aber auch plastisch zu erläutern, wie wichtig und zutreffend die durch den Theil II des Reglements aufgestellten Grundsätze sind. Es steht beispielsweise unter Nr. 25, daß der Frontraum einer Kompagnie im Gefecht etwa 100 m betragen soll; da läßt sich leicht erweisen, daß eine kriegsstarke Kompagnie, wenn sie überhaupt ihre Feuerkraft in vorderster Schlachtlinie genügend entfalten soll, einen solchen Frontraum unbedingt bedarf; daß sie aber andrerseits, falls sie denselben erheblich überschreiten würde, ihrem Führer aus der Hand kommen müßte, ganz abgesehen davon, daß in solchem Falle die Ausdehnungen größerer Kommandoeinheiten bis in das Unzulässige wachsen würden, da ist ferner zu zeigen, daß ein kriegsstarker Zug, wenn er mit gewöhnlichen Zwischenräumen ausschwärmt, diesen Frontraum

für sich allein beansprucht, daß daher in der Regel, wenn die Schützenlinie vor ihrem Eintritt in entscheidenden Feuerkampf noch längere Bewegungen auszuführen hat, zugweise geschwärmt werden muß; daß zwei Züge in demselben nur dann Platz haben, wenn die Schützen Tuch an Tuch stehen, wodurch Bewegungen schwierig und geradezu unmöglich werden, wenn das Gelände ernste Unbequemlichkeiten bietet; daß zu Anfang des Gefechtes von einer im Verbande kämpfenden Kompagnie mehr als zwei Züge auch dann nicht entwickelt werden können, wenn man gleich auf der Stelle in den Kampf um die Feuerüberlegenheit eintreten will oder muß; daß das Schwärmen ganzer Kompagnien auf die seltensten Ausnahmefälle zu beschränken ist, z. B. wenn eine einzelne Kompagnie — Vortrupp, Reserve 2c. — ihren besonderen Zweck gegen überlegenen Feind nur mit allen Gewehren erreichen kann. Auf diese Weise wird man am besten dem landläufigen Fehler zu schneller Auflösung entgegentreten, der dadurch entsteht, daß eine Kompagnie auf Friedensstärke oft über nicht mehr Köpfe verfügt, als ein kriegsstarker Zug.

Auf dem Exerzirplatze sollen alle Unterführer nicht nur für ihre gegenwärtige, sondern auch für die nächst höhere Führerstufe vorgeübt werden; dazu ist es unbedingt nothwendig, daß der Hauptmann seinen Leutnants häufig das Kommando der Kompagnie übergiebt und ihnen Gefechtsaufgaben stellt, daß möglichst alle Unteroffiziere thunlichst oft Züge übernehmen; daß die Gefreiten alle wiederholentlich Gruppen führen.

J. E. R. II. 10 sagt: „Jedenfalls sind häufige Uebungen im Gelände neben denjenigen des Exerzirplatzes erforderlich. Wenn durch vorangegangene Uebungen auf dem Platze der Grund zum vollen Verständniß über die bestimmenden Grundsätze und über den Werth der zu wählenden Formen gelegt ist, wird die Truppe aus den Uebungen außerhalb des Exerzirplatzes den höchsten Nutzen gewinnen."

„Ja, das ist ja Alles schön gesagt", wird unser Hauptmann ausrufen, „aber wo das Gelände hernehmen! Wenn ich auch den einzelnen Mann, die Rotten und Gruppen im Gelände ausbilden kann; wenn ich auch im Frühjahr und Sommer einige Plätze finde, auf denen ich meine Züge für das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen vorbilde; wenn ich im Winter bei Frostwetter mit den alten Leuten, die zur Bildung eines friedensstarken Zuges kaum ausreichen, wiederholt Angriffsbewegungen durch wechselndes Gelände durchführe und im Sommer bei Vorpostenübungen nicht gerade in Verlegenheit komme; für die gefechtsmäßige Ausbildung meiner Kompagnie, namentlich in Rücksicht auf das Führerpersonal, ist kein Gelände vorhanden; rücken wir dann auf den Truppenübungsplatz oder anderweitig hinaus, so verfügen die höheren Vorgesetzten über die gesammte Zeit und verlangen einfach, daß die Kompagnie im Gelände vollkommen ausgebildet sei!"

Diese Klagen sind nicht ganz unberechtigt, namentlich in Garnisonen, die in hochkultivirten Gegenden liegen; immer seltener wird ein Gelände

zu finden sein, in dem ein Kompagniechef in einer Jahreszeit, zu der er überhaupt über seine ganze Kompagnie verfügt, Angriffsgefechte durchführen oder Gefechtsübungen in zwei Parteien gegeneinander leiten kann; das braucht er aber auch gar nicht, wenn er auf seine Unterführer durch die drei vorstehend besprochenen Vorübungsarten erfolgreich eingewirkt hat. Ich behaupte, daß ein Hauptmann, der eine Uebung in zwei Parteien anlegt, fast jedesmal einen Fehler begeht. Macht er beide Parteiführer zu selbständig, setzt er sie in eine gewisse Unabhängigkeit von anderen Truppen, so schafft er Verhältnisse, wie sie im Kriege fast niemals vorkommen, höchstens einmal gegen Franktireurs oder aufsässige Landesbewohner, und die kann er doch durch die andere Partei nicht darstellen lassen; rahmt man aber bei solchen Uebungen Züge oder halbe Kompagnien in andere gedachte oder markirte Truppen kriegsmäßig ein, so muß man ihnen bei ihrer Winzigkeit zu großen Zwang anthun, um sie gerade dem feindlichen Partikelchen gegenüber ins Gefecht zu bringen; dadurch schadet man der Erziehung der Führer zur Selbstthätigkeit mehr, als man nutzt. Nur Vorpostenübungen, bei denen kleineren Abtheilungen doch immerhin sehr viel größere Fronten zustehen als im Gefecht, kann die Kompagnie in zwei Parteien gegeneinander machen, aber immer nur mit Vorsicht in der Aufgabenstellung, um nicht falsche, unkriegsmäßige Begriffe zu erwecken.

Der Kompagniechef muß eben zufrieden sein, wenn er für die Gefechtsausbildung Gelände zu einzelnen Akten findet, und um solches ausfindig zu machen, muß er meist fleißig und manchmal vergeblich suchen; er muß sich klar machen, was ihm das gefundene, betretbare Gelände für sein Gefecht leisten kann, und danach seine Uebung für den betreffenden Tag einrichten! Wie ein solcher unter Umständen ausgenutzt werden kann, soll wieder an einem Beispiel erläutert werden.

Der Hauptmann will drei Meilen marschiren und unterwegs die Kompagnie im Durchschreiten schwierigen Waldgeländes üben; ein solches ist gefunden. Was kann dabei für die Führerausbildung geschehen? Leutnant A. erhält den Befehl, die im Verbande angenommene Kompagnie, an die laut Bataillonsbefehl der Anschluß zu halten ist, in bestimmter Richtung und unter der Annahme durch den Wald zu führen, daß man jeden Augenblick auf den Feind stoßen könne. J. E. R. II. 76, Abs. 3 gelangt zur Uebung; er trifft aber nicht auf den Feind und erhält, kurz bevor er den jenseitigen Waldrand erreicht, den weiteren Befehl, sich in Anschluß an die angenommenen anderen Kompagnien — in der Mitte oder auf einem Flügel — zum Angriff gegen einen durch wenige Flaggen außerhalb des Waldes markirten Feind zu entwickeln; je nachdem dieser, der mit seinen wenigen Beinen unter Benutzung der Ackerfurchen jeden Flurschaden vermeiden konnte, näher oder weiter entfernt ist, schmalere oder breitere Front zeigt, gelangen diejenigen Grundsätze über geschlossene und zerstreute Ordnung, das Schützengefecht 2c. zur Uebung, die der Leitende gerade durchnehmen wollte. Ist die Entwickelung im Waldrande

vollendet und, wenn die Verhältnisse ein Feuer von dort erfordern, dieses eröffnet, so ist der Akt zu Ende; die sachliche Besprechung zieht aus ihm die Nutzanwendungen für die Führerthätigkeit und entwirft ein kurzes Bild, wie der Angriff dem Gelände angemessen sich weiter gestaltet hätte, wenn man dieses hätte betreten können. War das Durchschreiten des Waldes oder die anschließende Entwickelung nicht vollkommen ordnungsmäßig ausgeführt, so wird das eine oder andere wiederholt. Die Uebung war bis dahin kriegsmäßig und für die Routinirung der Führer nützlich.

Vielleicht hat der Hauptmann noch ein anderes, theilweise betretbares Gelände ermittelt, das er an demselben Tage zu einem zweiten, lehrreichen Gefechtsakt ausnutzen kann. Die Kompagnie formirt sich beim Weitermarsch unter Leutnant B. als Vortrupp einer Avantgarde; eine Brücke wird überschritten, die einen Engweg bildet oder als solcher angenommen wird. Supponirte Kavallerie meldet, daß der Feind gegen den Engweg im Anmarsch ist. Bataillonsbefehl: Die Kompagnie besetzt die vorliegende (betretbare) Höhe, um den Engweg für die nachfolgenden Truppen offen zu halten. Leutnant B., glücklicher Pferdebesitzer, ist in der Lage, ganz kriegsmäßig verfahren zu können; er sprengt voran, orientirt sich, überlegt, wo und wie stark er besetzen und wo er seinen Unterstützungstrupp aufstellen will, und giebt seinen Befehl, als ob es keinen Flurschaden gäbe, an die Zugführer. Diese sind in weniger glücklicher Lage, sie müssen ihre Plätze auf Umwegen, theilweise in Reihen erreichen, also aus Rücksicht für die Felder eine Reihe ganz anderer Kommandos abgeben, als in Wirklichkeit nothwendig wäre. Das ist ein Nachtheil; auf ihrem Fleck angekommen, können sie sich aber richtig im Gelände entwickeln und ihr Feuer gegen den angreifenden markirten Feind leiten; die Uebung mit der anschließenden Besprechung ist trotz der erwähnten Mängel für alle Theile, selbst für die Mannschaften, nutzbringend. Hätte die Stellung aus Rücksicht auf Flurschäden auch noch falsch besetzt werden müssen, vielleicht in nicht richtiger Front auf einem Feldwege, von dem aus die Leute nicht einmal alle schießen konnten, oder wären zur Besetzung Flankenbewegungen im feindlichen Feuer nothwendig gewesen, dann wäre die Uebung besser unterblieben; dann hätte sie bei den Führern falsche Vorstellungen erweckt, und jeder erfahrene Soldat weiß, wie nachtheilig derart fehlerhafte Uebungen auf die Gefechtsdisziplin der Mannschaften wirken. Ist aber auch dieser zweite Akt geglückt und hat der Hauptmann, nachdem er seine drei Meilen zurückgelegt, seine Kompagnie in tadelloser Haltung und Marschordnung in die Kaserne zurückgeführt, dann kann er mit seiner Tagesleistung zufrieden sein.

Wenn nun aber doch etwas Flurschaden entstanden ist, wer soll den bezahlen? Vom Hauptmann mit seinem geringen Einkommen und seiner großen Kinderschar ist das doch unmöglich zu verlangen! Da müßte er rigoros sein und schwerer mit demjenigen Untergebenen ins Gericht gehen, der im Uebereifer einige Halme zertrat, als mit dem, der sich träge und

gleichgültig zeigte; da würde die an sich so ruhig und lehrreich verlaufene Uebung häufig durch das berühmte „Raus aus den Kartoffeln" unterbrochen und gestört! Ja, da hilft Alles nichts, kleine Flurschäden müssen aus den für Gefechts- und Schießübungen zur Verfügung stehenden Mitteln den Kompagnien bezahlt werden! Ich habe als Kommandeur jahrelang den Kompagnien gestattet, Forderungen für Flurschäden anzumelden, und es handelte sich, obgleich von dieser Erlaubniß reichlich Gebrauch gemacht wurde, niemals um bedeutende Gesammtbeträge. Ein Theil dieser Mittel kann sicher nicht nutzbringender als für diesen Zweck verwandt werden!

Je weniger für einzelne Gefechtsakte betretbares Gelände der Kompagniechef in erreichbarer Umgebung seiner Garnison findet, desto fleißiger muß er eben zur Ausbildung seiner Unterführer mit den Surrogaten arbeiten; er kann im Nothfall mit ihnen ganz hübsche, wenn auch keine vollkommenen Ergebnisse erreichen; besser ist es, er macht wenige richtig angelegte und geleitete Uebungen im Gelände, als eine Menge solcher, die falsch und unkriegsmäßig verlaufen müssen und dann unfehlbar schädlich wirken. Die höheren Vorgesetzten sollten deshalb auch mehr auf die Qualität als auf die Quantität der Geländeübungen halten; die vielfach verbreitete Ansicht, daß bei jeder Uebung doch immerhin etwas gelernt werde, ist durchaus nicht zutreffend. Eins bleibt dem Kompagniechef immer: das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen, zu dem ihm das Gelände, nicht ein wohlbekannter, ebener Platz, unbedingt zur Verfügung gestellt werden muß! Richtig gehandhabt stellt es die allerbeste und kriegsmäßigste Geländeübung dar und bildet so zu sagen den Schlußstein der Ausbildung; bei keiner Gelegenheit ist besser zu erkennen, wie der Hauptmann während des ganzen Jahres sein Führerpersonal herangebildet hat, wie bei dieser. Zu bedauern ist, daß das Prüfungsschießen im Gelände bestimmungsmäßig vom Brigadekommandeur und nicht vom Regimentskommandeur abgehalten wird; nach den Anweisungen und unter der verantwortlichen Leitung des letzteren ist die Kompagnie das ganze Jahr ausgebildet worden; nun stellt beim Schlußakt sich ein Höherer ein, kommt mit zum Theil veränderten Ansichten und schiebt Abweichungen von diesen, die allein auf Rechnung des Regimentskommandeurs zu setzen sind, dem armen, bedauernswerthen Hauptmann in die Schuhe, dem er dadurch die ganze Freude an dem Ergebniß seiner Jahresarbeit verdirbt. Es ist sehr gut, wenn die höheren Vorgesetzten den vom Regimentskommandeur abzuhaltenden Besichtigungen beiwohnen; Meinungsverschiedenheiten sollten sie mit diesem allein ausgleichen, wenn sie nicht verleiden und verwirren und dadurch schaden wollen.

Für die Führerausbildung der besseren Einjährig-Freiwilligen und der eingezogenen Reservefahnenjunker muß wegen der Kürze ihrer Dienstzeit außerhalb der Kompagnie noch besonders etwas geschehen; die damit beauftragten Leutnants haben analog der Lehrmethode, die für die Hauptleute vorgeschlagen ist, zu verfahren; da ihnen häufig noch die Erfahrung und die

Routine in der Lehrthätigkeit fehlen wird, muß der Regimentskommandeur für sie eine anleitende und beaufsichtigende Instanz mit einer gewissen Verantwortlichkeit einsetzen; dazu steht der Oberstleutnant beim Stabe oder ein aggregirter Major zur Verfügung; diese Herren müssen auch den übenden Reserveoffizieren selbst Führerunterricht ertheilen; es mag ihnen das unbequem sein, aber es ist sehr nothwendig und lohnend. Falsch ist es, die dienstleistenden Offiziere des Beurlaubtenstandes mit großen Ausarbeitungen und Planmalereien zu quälen; sie sollen lernen, wie man den Feind schlägt, und tragen sie dazu im Kriege in der Ausdehnung bei, wie es ihre Führerstellung erfordert, so haben sie ihre Schuldigkeit vollauf gethan; mit Tinte, Feder und Buntstift legt man keinen Gegner auf die Strecke!

Zu einem höheren Kommando als dem über eine Kompagnie wird der Nichtberufsoffizier niemals kommen; um aber eine solche, wenn es von ihm verlangt wird, mit einiger Sicherheit führen zu können, müssen die Bataillonskommandeure ihm sowie auch den älteren aktiven Leutnants so häufig als möglich Gelegenheit geben, Kompagnien im wirklichen Bataillonsverbande — nicht nur im angenommenen oder markirten — zu führen, und zwar auf dem Exerzirplatze sowohl als auch im Gelände, womöglich sogar während der Herbstübungen.

In entsprechender Weise, wie bei der Infanterie, dürften auch bei den anderen Waffengattungen die Unterführer auszubilden sein; was dieselben zunächst lernen müssen wurde bereits gesagt; ins Einzelne gehende Vorschläge über das „Wie" können nur jeweils von Offizieren der betreffenden Waffe ausgehen.

Es handelt sich nun ferner um die Frage: „Wie sind die Berufsoffiziere weiter für höhere Kommandostellen vorzubilden?" Auch hierbei sind die Lehrmittel zu betrachten, welche die Surrogate liefern, und diejenigen, welche die den Erscheinungen des Krieges am nächsten kommenden Geländeübungen bieten; sie sollen in derselben Reihenfolge vorgeführt werden, die bei Besprechung der Ausbildung zu den untersten Führergraden gewählt wurde.

Zunächst das Kriegsspiel. Die Zeit liegt noch nicht ferne hinter uns, wo einem regelmäßig mit der Phrase aufgewartet wurde: „Kriegsspiel mag ganz nützlich sein, aber die Hauptsache ist doch, daß Jemand da ist, der es leiten kann!" Jeder gut organisirte Kopf, der den taktischen Lehrstoff beherrscht, kann Kriegsspiel leiten, und beide Anforderungen — betreffs des Kopfes wie des Lehrstoffes — sind an jeden älteren Offizier zu stellen; sonst kann er seine Stellung überhaupt nicht ausfüllen. Gleiches Talent für Kriegsspielleitung ist ebenso wenig jedem Menschen gegeben, wie für jede andere geistige Verrichtung. Wer eine besonders lebhafte Phantasie für den Aufbau kriegswahrer Lagen besitzt, wer schnell denkt, schnell rechnet, sehr redegewandt ist, wird jede Art von Uebungen interessanter gestalten können als derjenige, welchem diese Eigenschaften nicht in gleichem Maße zu Theil

wurden; bei redlichem Willen und guter Vorbereitung ist aber jeder Offizier, der sich nach seinem Wissen und Können überhaupt für höhere Stellungen eignet, auch im Stande, Kriegsspiel und jede andere Art von Uebungen in lehrreicher Weise zu leiten, und wenn mit der Zeit die Routine in der Leitung zunimmt so wachsen auch die Erfolge. Mitspielen kann jeder, der seinen gesunden Menschenverstand hat und die Allerhöchsten Vorschriften kennt; je richtiger der jüngere Offizier in Anwendung derselben an konkreten Fällen von seinem Kompagnie ꝛc. Chef bei kleinen Verhältnissen vorgeübt ist, desto besser wird es ihm beim Kriegsspiel ergehen; desto mehr wird er aber auch, auf festester Grundlage stehend, bei demselben lernen. Das Eine sollte niemals vergessen werden, weder von Vorgesetzten noch von Untergebenen, daß Kriegsspiel wie Uebungsritt keine Prüfungen sind, sondern lediglich Mittel, das Können zu vermehren, die Selbstthätigkeit zu fördern; werden Fehler gemacht, so führen sie hier keine Nachtheile herbei; sie nützen sogar, wenn die an sie geknüpfte sachliche Belehrung bewirkt, daß sie im Ernstfalle, im Kriege, vermieden werden.

Das Kriegsspiel muß innerhalb des Regimentsverbandes obligatorisch, d. h. als Dienst betrieben werden. Es ist ganz empfehlenswerth, wenn die Regimentskommandeure anordnen, daß zu Beginn des Winters einige Male bataillons- resp. abtheilungsweise — bei der Kavallerie unter Leitung des Majors — kleinere Kriegsspiele abgehalten werden, damit auch den jüngeren Hauptleuten und Rittmeistern Gelegenheit zu selbständiger Führung geboten wird; eine Reihe von Regimentskriegsspielen unter Leitung des Kommandeurs, bei der vorzugsweise die Stabsoffiziere gemischte Truppenverbände zu führen haben, ist aber ganz unentbehrlich. Wie nun einmal die Zeit-, Garnison- und Geländeverhältnisse liegen, ist es nur äußerst selten möglich, die weitere taktische Ausbildung dieser Herren durch Uebung mit Truppen im Gelände zu fördern; um so mehr muß dafür bei Kriegsspiel und Uebungsritt geschehen; denn Niemand lernt aus! Darum ist es auch im Interesse der höheren Truppenführung für den Kriegsfall außerordentlich nothwendig, daß auch außerhalb der Regimentsverbände Kriegsspiel betrieben wird. Die Regiments- und selbständigen Bataillonskommandeure, die Generale und die Offiziere der höheren Stäbe sollen ihr Können vervollkommen und routiniren; dazu sind Kriegsspiel und Uebungsritt unentbehrlich; das Bißchen Führen bei den Manövern und bei einzelnen Garnisonübungen genügt dazu lange nicht, ganz abgesehen davon, daß sich das fast immer als Examen darstellt und dadurch beeinflußt wird.

Je höher der Rang der bei Kriegsspiel und Uebungsritt Führenden, desto größer sind die Verhältnisse anzunehmen, die ja bei beiden Uebungsarten durch Rücksicht auf entstehende Kosten ꝛc. keine Beschränkung erleiden, wie beim Manöver; je größer die Verhältnisse sind, desto mehr muß das taktische Detail bei Seite gelassen werden, desto mehr tritt schließlich die

Operation und der Uebergang aus ihr zur Schlacht und umgekehrt aus der Schlacht zu erneuter Operation in den Vordergrund; desto kleiner muß beim Kriegsspiel der Maßstab der zu verwendenden Karten sein, die das Gelände ersetzen.

Da wir nun einmal den Uebungsritt mit in Betracht gezogen haben, so sei gleich erwähnt, daß bei diesem, da das Gelände wirklich vorhanden ist, nur Karten verwendet werden dürfen, wie sie im Kriege zur Verfügung zu stehen pflegen, also Generalstabs- und Uebersichtskarten; der Leitende, der anderes Kartenmaterial duldet, verwöhnt seine Untergebenen in der Anwendung von Führungsmitteln, und eine solche Verwöhnung ist stets ein Fehler.

Die geeignetste Zeit für das Kriegsspiel sind die Herbst- und Wintermonate. Im Regiments- und Bataillonsverbande wird am besten ein bestimmter Wochentag — zugleich Regimentsabend — dafür angesetzt; ist dieser allgemein bekannt, so wird sich auch die Geselligkeit mit ihren Festen danach richten. Auch wissenschaftliche Vorträge pflegen ja dem kameradschaftlichen Theil der Regimentsabende vorauszugehen; ich muß gestehen, daß nach meinen 35 jährigen Erfahrungen die Leutnantsvorträge für die Berufsbildung der Offiziere von eben so geringem Nutzen sind, wie die Winterarbeiten; in dieser Richtung könnte wohl ohne Schaden etwas mehr Entlastung der vielgeplagten Leutnants eintreten, als es stellenweise geschieht. Wer sich wissenschaftlich fortbilden will, lernt aus einer guten, mit Muße und Ueberlegung gelesenen Broschüre jedenfalls mehr, als wenn ihm derselbe Stoff als Vortrag servirt wird.

Der Leiter eines Kriegsspiels sollte stets darauf Rücksicht nehmen, daß die Theilnehmer meist einen Tag anstrengenden Dienstes hinter sich haben, und bedenken, daß bei zu langer Dauer des Spieles Interesse und Aufmerksamkeit nachzulassen pflegen. 1½ Stunden ist erfahrungsmäßig für die kleineren Kriegsspiele die geeignetste Zeitdauer; sie genügt vollkommen, wenn die jüngeren Theilnehmer in der bereits geschilderten Weise bei den Kompagnien ꝛc. vorgebildet sind; in die geringfügigsten Details der eigenen Waffe, die so sehr viel Zeit zu rauben pflegen, braucht dann nicht mehr eingegangen zu werden; die Details anderer Waffen können überhaupt bei Seite gelassen werden; um so nothwendiger ist es, daß man ihre Leistungen und Wirkungen kennen, schätzen und respektiren lernt.

Das Kriegsspiel der Generale ꝛc. kann natürlich länger dauern; in großen Garnisonen ist es als Garnisonkriegsspiel, mit Offizieren kleinerer Garnisonen schriftlich zu betreiben. Es ist sehr erfreulich und segensreich, wenn die kommandirenden Generale entweder die Leitung dieser Kriegsspiele selbst in die Hand nehmen, oder wenigstens für ihre Handhabung die grundlegenden Anordnungen treffen.

Für jede Uebung, möge sie auf dem Plane oder im Gelände, mit oder ohne Truppen stattfinden, ist die Anlage von der hervorragendsten Bedeutung.

Ueber dieses Thema kann nichts Besseres geschrieben werden, als in Schlichting, Band 3, Seite 233 bis 256 zu lesen ist. Von einer Wiederholung des dort Gesagten wird Abstand genommen und einem Jeden, der Uebungen irgend welcher Art zu leiten hat, dringend empfohlen, diesen Abschnitt, wie überhaupt das gesammte Schlichtingsche Werk selber auf das Eingehendste zu studiren.

Besonders hervorzuheben ist von dieser Stelle aus Folgendes: die Uebungsanlage bei Kriegsspiel und Uebungsritt muß nach denselben Grundsätzen erfolgen wie beim Manöver; es ist hier wie dort ein großer Fehler, wenn Detachements in unkriegsmäßiger Weise zusammengesetzt werden und wenn ihnen eine operative Freiheit eingeräumt wird, die ihnen im Kriege niemals zukommt; daraus entstehen alle jene falschen Anschauungen vor denen General v. Schlichting so eindringlich warnt, und die sich so bitter rächen müssen, indem sie im Kriege statt zu erlaubter und nothwendiger Selbstthätigkeit der Führer zu verbotener Willkür, zum Einbruch in das Revier des Nachbars, zur Desorganisation der gesammten Schlachtenthätigkeit führen.

Soll bei Kriegsspiel und Uebungsritt in kleineren Verhältnissen nur Taktik getrieben werden, was immer zu empfehlen ist, so sind täglich wechselnde auf einer jedesmal anderen Kriegslage basirte Aufgaben solchen vorzuziehen, denen eine durchgehende Allgemeine Kriegslage zu Grunde liegt. Der Leitende hat es dann viel mehr in der Hand, Abwechselung in sein Programm zu bringen und nacheinander eine große Menge taktischer Grundsätze auf applikatorischem Wege zur Uebung und Besprechung gelangen zu lassen; es ist dabei ziemlich gleichgültig, ob die jeweilige Aufgabe in der Form von Kriegslage und Befehl, oder nur als Auftrag gegeben wird. Operatives — strategisches — Kriegsspiel und Generalstabsreisen müssen nach durchgehender Allgemeiner Kriegslage geleitet werden; ihr Zweck ist es, zu lehren, wie im Kriege sich eine Handlung an die andere reiht, wie die eine aus der anderen hervorgeht zu ihrem Nutzen oder Schaden.

Alle Uebungen ohne Truppen haben, obwohl sie nur Surrogate sind und nie das wirkliche Manöver ersetzen können, vor letzterem einen Vortheil voraus: sie sind nicht an friedensmäßige Rücksichten auf das Wohlbefinden der Truppen gebunden; sie fragen weder nach Dislokation und Manövermagazinen, noch nach vereinzeltem Hitzschlag; sie können kriegsmäßig die Einbuße an Kraft einerseits mit dem erreichbaren Erfolge andererseits balanciren; mithin können bei ihnen zuweilen Aufgaben gestellt werden, wie sie den Truppen im Frieden nicht zugemuthet werden dürfen. Der Leitende, welcher sich darüber klar ist, daß er mit seinen Ersatzmitteln nicht zu Manöverbildern, sondern zu kriegerischen Erfolgen vorbereiten soll, darf sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, bei der Verfolgung, dem Rückzuge, bei der von Weitem zur Unterstützung oder zum Entsatz herbeieilenden Reserve ꝛc. Leistungen zu belehrender

Anschauung zu bringen, welche in Wirklichkeit bis zum letzten Hauch von Mann und Roß gehen würden.

Ersatzmittel II, welches vorstehend unter der Gesammtbezeichnung „Uebungsritt" schon mehrfach mit in Betracht gezogen wurde, nimmt bei der Ausbildung der Berufsoffiziere zu höheren Kommandostellen verschiedene Namen und Formen an: Besprechung im Gelände, Uebungsritt, Uebungsreise, Generalstabsreise. Das Gelände ist vorhanden, die Truppe nicht. Befehle werden von allen Führern nach Inhalt und Form an die gedachten Truppen genau so gegeben, wie an die wirklichen; Meldungen an vorgesetzte, Mittheilungen an benachbarte Kommandobehörden werden genau kriegsmäßig erstattet, eventuell zu Händen der Leitung. Damit ist aber auch das von den Theilnehmern zu fordernde Arbeitspensum, mit Ausnahme bei den anderen Zwecken dienenden Generalstabsreisen, klar vorgezeichnet; für den Schriftverkehr sind nur Bleistift und Meldekarte zu verwenden. Der Leitende muß sich bewußt sein, daß er die Passion und das Interesse der Theilnehmer beeinträchtigt, wenn er sie mit Arbeiten überbürdet und langweilt, die nicht eigentlich zur Sache gehören.

Unter Besprechung im Gelände sind die Ausflüge in die Umgebung der Garnison zu verstehen, die bei kleineren Verhältnissen hauptsächlich die Routinirung in der Taktik der eigenen Waffe zum Zweck haben; bei den Fußtruppen wird ein Theil der Theilnehmer, zuweilen nach kurzen Eisenbahnfahrten auch sämmtliche, zu Fuß zu sein. Kosten entstehen gar nicht oder nur in geringfügigstem Maße. War bei der Infanterie die Führerausbildung in den Kompagnien richtig betrieben, so kann hier nun gleich mit der Ausbildung der Hauptleute in der Führung von Bataillonen begonnen werden; das ist nach grundlegenden Anordnungen des Regimentskommandeurs Sache der Bataillonskommandeure; diese werden, so weit es der Dienst erlaubt, an den Besprechungen auch wenigstens die älteren Leutnants theilnehmen lassen. Am besten wird ein ähnliches Verfahren angewendet, wie es für den Hauptmann mit seinem Unterführern vorgeschlagen war; alle Theilnehmer auf einer Seite; Annahmen über die feindlichen und Nebentruppen, die zuweilen auch durch einige Flaggen markirt werden können, macht der Leitende; derselbe vertheilt die Kommandos über die in Betracht kommenden Bataillone an die Hauptleute; in der Regel versieht er selbst die Obliegenheiten des Regimentskommandeurs, die er aber auch gelegentlich unter Stellung einer eng begrenzten Aufgabe dem ältesten Theilnehmer übertragen mag. Führung der Bataillone im Verbande zu lehren, bleibt der stets im Vordergrunde stehende Zweck; auf die Kompagnieführungen wird zuweilen zurückgegriffen, wobei dann die Leutnants in Thätigkeit treten. Immer muß bei der Stellung und Ausführung der Aufgabe die Rücksicht auf die Truppen der eigenen und der anderen Waffen, die vor, neben oder hinter den in Betracht gezogenen Kommandoeinheiten stehen, kämpfen oder marschiren, eine derartige sein, daß Schlachtentaktik getrieben wird; die Uebung stellt sich also sozusagen als Bataillons-

oder Regimentsexerziren im Gelände ohne Truppen dar. Derartige Besprechungen zu gleichem Zweck in zwei Parteien gegen einander auszuführen, ist überaus schwer; wer es einmal versucht hat thut es so leicht nicht wieder.

Auch die Regimentskommandeure werden ähnliche Besprechungen im Gelände über die reine Infanterietaktik abhalten müssen, um ihre Stabsoffiziere zur Führung von Regimentern vorzubereiten; wenn sie zu denselben nur berittene Offiziere mitnehmen, so wird ihnen das Gelände in weiterem Umkreise zur Verfügung stehen.

Bei der Feldartillerie wird der Hauptzweck solcher Besprechungen die Ausbildung von Abtheilungs- und Regimentsführern sein; die Rücksicht auf die anderen gedacht oder markirt mitfechtenden Truppen muß bei dieser Waffe eine besonders große sein. Bei der Kavallerie muß der Regimentskommandeur diese Art von Besprechungen leiten; das Verhalten des Regiments und seiner Aufklärungsorgane als Divisionskavallerie oder im Verbande der Kavallerie-Division ist dabei zu lehren.

Leider werden solche so sehr nützlichen Besprechungen nicht allzuoft stattfinden können, weil bei der zweijährigen Dienstzeit der Mannschaften der Infanterie und Artillerie, bei dem außerordentlich vielseitigen Dienstbetrieb der Kavallerie die Offiziere der Truppenausbildung nicht allzuviel entzogen werden dürfen.

Zwischen Uebungsritt und Uebungsreise ist ein grundsätzlicher Unterschied wohl kaum zu machen; es kommt auf die Nomenklatur dabei auch gar nicht an. Wir wollen einmal annehmen, unter ersteren Begriff fielen diejenigen mehrtägigen taktischen Exkursionen, welche die Regimentskommandeure nach F. O. 12 mit Offizieren ihres Truppentheils unternehmen sollen, unter letzteren diejenigen militärischen Ausflüge, an denen unter Leitung von Generalen Offiziere verschiedener Stäbe und Truppentheile betheiligt sind.

Zum Uebungsritt braucht der Regimentskommandeur Geld. Bei richtiger Vertheilung und Verwendung der betreffenden Fonds — Gefechts- und Schießübungsgelder — pflegen die Mittel für einen fünf- bis sechstägigen Uebungsritt vorhanden zu sein. Die geeignetste Zeit sind die Herbstmonate nicht zu lange nach dem Manöver. Theilzunehmen haben möglichst alle Stabsoffiziere, die Hauptleute abwechselnd; reichen die Mittel noch aus, um einige Oberleutnants und Leutnants mitzunehmen, so wird das für die betreffenden Herren ein wahrer Segen sein; abgesehen von der angenehmen Abwechselung im dienstlichen Leben, wird frühzeitig ihr Gesichtskreis erweitert, ihre taktische Auffassung geläutert, und das muß ihnen für die Zukunft zu gute kommen. Ich habe als Kommandeur, in welcher Stellung (Jäger-Bataillon und Regiment) es mir vergönnt war, an mehr als 50 Tagen Uebungsritte zu leiten, immer Leutnants mitgenommen und fast ausnahmslos den Eindruck gehabt, daß ich ihnen dadurch eine große Freude bereitete; natürlich müssen sie die Mittel erhalten, um sich angemessen beritten zu machen.

Beim Uebungsritt ist — wie beim Regimentskriegsspiel — angewandte Taktik unter besonderer Berücksichtigung des Zusammenwirkens der Waffen zu treiben; die Theilnehmer sind also für die höhere Truppenführung vorzubereiten; auf die Waffentaktik wird gelegentlich zurückgegriffen, besonders wenn sich vorzugsweise anregende und lehrreiche Lagen dafür darbieten. Die Theilnehmer können auf einer Seite oder in zwei Parteien gegeneinander verwandt werden; handelt es sich z. B. um Auswahl, Einrichtung und Besetzung einer Vertheidigungsstellung oder um den geplanten Angriff auf eine solche, so wird oft mit Nutzen das erstere Verfahren angewandt; der Leitende vertritt dann selbst die Rolle des höchsten Führers und giebt den die einzelnen Abschnitte kommandirenden Theilnehmern seine Korps- oder Divisionsbefehle; diese befehlen weiter an ihre Unterführer. Es werden alsdann gemeinsam die ganzen Fronten abgeritten und erörtert, wie verschiedenartig sich das Verhalten der unteren Verbände je nach dem Gelände und der vom Leitenden zu supponirenden Thätigkeit des Feindes gestalten wird. Lassen die Aufgaben größere operative Freiheit zu wie meistentheils beim Begegnungsgefecht, bei Rückzug und Verfolgung, so wird besser in zwei Parteien gegeneinander gekämpft; niemals aber darf der größere Rahmen fehlen, damit man nicht auf die unkriegsmäßigen Abwege des Detachementskrieges geräth. Auch aus dem Gebiete des Vorpostendienstes sind gelegentlich Aufgaben zu stellen und in großen Zügen zu besprechen; das ist um so nöthiger, je mehr etwa das vorangegangene Manöver in diesem wichtigen Dienstzweige einseitige Erscheinungen zu Tage gefördert hatte, damit auch hierbei beileibe kein Schematismus einreißt.

An den Uebungsreisen würden wohl in erster Linie die Generale und Regimentskommandeure theilzunehmen haben, für deren Routinirung zu höherer und höchster Truppenführung sich jedenfalls die kommandirenden Generale besonders interessiren werden; das schließt nicht aus, daß dazu auch einige jüngere Stabsoffiziere kommandirt werden. Jedenfalls aber muß es als eine fehlerhafte Verschiebung der Ressortverhältnisse bezeichnet werden, wenn Generale auf der Uebungsreise vorzugsweise kleinere und kleinste Verhältnisse des Gefechts- und Vorpostendienstes mit Hauptleuten und Leutnants durchnehmen; darin liegt entweder ein Verkennen ihrer Stellung und Aufgabe oder ein Mißtrauensvotum gegen die Regimentskommandeure. Bei den Uebungsreisen ist entsprechend den Kommandostellen, welche die Theilnehmer in künftigen Kriegen einnehmen können, mit Armeekorps, Infanterie Divisionen, Kavallerie-Divisionen zu arbeiten; auf das Verhalten der Brigade- und Regimentsführer kann wohl noch eingegangen werden; die niedere Truppenführung gehört nicht mehr auf das Lehrprogramm; dagegen ist ohne ein „Bißchen Strategie" nicht mehr auszukommen. Auch Belagerung und Vertheidigung von Festungen sollte gelegentlich an Ort und Stelle mit höheren Offizieren nach Art der Uebungsreisen geübt werden. Bei der Große der anzunehmenden Verhältnisse wird stets in zwei Parteien gekämpft.

Die Kavallerieübungsreise muß das Verhalten der Kavallerie-Divisionen und ihrer unteren Verbände zum Gegenstand der Uebung haben. Es wäre sehr gut, wenn diese Reisen von im Frieden schon in ihrer Stellung vorhandenen Kavallerie-Divisionskommandeuren geleitet werden könnten.

Die Generalstabsreisen unterscheiden sich dadurch wesentlich von den Uebungsritten und Uebungsreisen, daß bei ihnen weniger höhere Truppenführer selbst als Gehülfen für solche ausgebildet werden sollen. Bei ihnen müssen dementsprechend zwar große, ganze Zeitperioden umfassende Kriegsverhältnisse zu Grunde gelegt werden; den Lehrstoff haben aber vorzugsweise diejenigen Verrichtungen zu bilden, welche der Generalstabsoffizier dem höheren Führer abzunehmen hat, damit dessen Geist nicht durch Beschäftigung mit zwar wichtigen, aber untergeordneteren Dingen von den großen Gesichtspunkten der Führung abgelenkt wird.

Eisenbahn, Telegraph, Luftballon, Märsche, Ortsunterkunft, Biwak und Verpflegung, Nachrichtenwesen, Munitionsersatz und Sanitätsdienst, Bagagen, Kolonnen und Trains, Kriegstagebücher, Operationsübersichten und Gefechtsberichte nehmen recht eigentlich die Thätigkeit des Generalstabsoffiziers in Anspruch. Ein guter Generalstabsoffizier braucht nicht gerade ein hervorragender Führer zu sein, ebenso wenig wie mancher bedeutende Führer ein guter Generalstabsoffizier sein würde. Ein geplagter und verantwortungsvoller Mann ist der Generalstäbler im Kriege auf alle Fälle; er muß arbeiten bei Tag und Nacht, und darum muß er auch auf der Generalstabsreise die Arbeiten bewältigen lernen, die ihm im Kriege zufallen; die feucht-fröhliche Muße, der sich der Theilnehmer am Uebungsritt oder der Uebungsreise nach vollbrachter Tagesleistung im Kameradenkreise hingeben kann, muß er sich zum Theil versagen; das bringt nun einmal sein Geschäft so mit sich.

Der Exerzirplatz dient nur Vorübungen für die Gefechtsführung der einzelnen Waffen und ist für diesen Zweck unentbehrlich. Am traurigsten ist es um die kriegsmäßige Ausbildung von Truppe und Führern da bestellt, wo der Platz stets als wirkliches Gefechtsfeld betrachtet wird, und wo auf ihm mit Rücksicht auf die Besichtigungen Gewohnheiten angenommen und Grundsätze gepflegt werden, die auf dem wirklichen Gefechtsfelde wieder abgestreift werden müssen. — J. E. R. II. 125. — Da die Besichtigungstage die wahren Uebungstage sein sollen, so sollten die höheren Vorgesetzten sich auf das Peinlichste davor hüten, daß sie nicht Anforderungen stellen, welche die Truppe zur Begehung solcher durch die Allerhöchste Vorschrift auf das Schärfste verurtheilter Fehler verleiten könnten.

„Im Bataillon findet die Gefechtsschule ihre sichere Grundlage; auf dem Zusammenwirken der Kompagnien in allen Gefechtslagen beruht die gesammte Fechtweise der Infanterie." (J. E. R. Einl. 3.) Je nach dem Gefechtszweck, der verfügbaren Zeit, dem Verhältniß zu anderen Truppen und dem Verhalten des Feindes werden die Formen, in denen dies Zusammenwirken geschieht,

verschieden sein; geregelt wird die Form für jeden einzelnen Fall durch den Entschluß, den Befehl des Bataillonsführers. Die Routinirung der Führer, diese Formen in geschicktester Weise in allen denkbaren Lagen nach richtigen Grundsätzen herzustellen und anzuwenden, bildet neben wenigen, einfachen Bewegungen in den geschlossenen Grundformationen das Pensum für die Exerzirausbildung des Bataillons. Der eigentliche Zweck des Bataillons-exerzirens ist also, daß der Bataillonskommandeur sich in der Beherrschung der Formenlehre übt und seine Hauptleute zu gleichem Können heranbildet; diesen Verpflichtungen wird er am besten nachkommen, wenn er alle durch das Reglement aufgestellten Grundsätze dadurch zur Uebung gelangen läßt, daß er — vielfach auf die Führung des Bataillons selbst verzichtend — seinen Hauptleuten mit demselben Aufgaben stellt. Nur Uebung macht den Meister, und nur von demjenigen Hauptmann ist völlige Beherrschung des Bataillons im Gefecht zu erwarten, welcher ein solches häufig exerzirt und mit ihm Gefechts-aufgaben gelöst hat. Daß bei solchem Verfahren die Kompagnien auf dem Platz vielfach von Oberleutnants und Leutnants geführt werden müssen, ist für deren Ausbildung geradezu Bedürfniß und muß den Gesammtleistungen der Armee im Kriege hervorragend zu gute kommen.

Allerdings kann der Bataillonskommandeur, der so verfährt, nicht jedes-mal darauf rechnen, daß das entstehende Gefechtsbild genau so aussieht, wie es ihm bei der Aufgabestellung vorgeschwebt haben mag; Bilderstellen ist aber auch ganz und gar nicht der Zweck des Exerzirens.

Auch das Exerziren im kriegsstarken Bataillon hat einen gewissen Werth, wenn auch nicht einen so hohen wie das in kriegsstarken Kompagnien; der Bataillonsführer disponirt ganz ebenso über seine 4 Kompagnien, wenn sie mit 36, als wenn sie mit 12 Rotten per Zug zur Stelle sind; er hat mit stets gleichen Fronträumen zu rechnen (J. E. R. II. 25); nur wenn im Kriege durch sehr bedeutende Abgänge die Effektivstärke sehr erheblich vermindert ist, sind dieselben zu verkürzen; auch die Tiefenabstände sind bei Kriegs- und Friedensstärke dieselben. Das Exerziren im kriegsstarken Bataillon hat also eigentlich nur den besonderen Zweck, allen Anwesenden optisch einzuprägen, wie ein solcher Truppenkörper in der Marschkolonne, in den geschlossenen Formationen und entwickelt zum Gefecht aussieht; auch wird dabei am anschaulichsten auf die Sätze des Reglements hinzuweisen sein, die vor übereilter Verausgabung der Kräfte warnen. Es wird genügen, wenn der Regimentskommandeur ein- bis zweimal im Jahre ein kriegsstarkes Bataillon formiren und es in Gegen-wart des ganzen Offizierkorps exerziren läßt.

Wenn der Regimentskommandeur überhaupt sein ganzes Regiment oder wenigstens zwei Bataillone in einer Garnison beisammen hat, so wird er gut thun, auch einige Male Entwickelungsaufgaben mit dem Regiment an die Stabsoffiziere zu stellen, vorausgesetzt, daß der Exerzirplatz groß genug dazu ist; durchgeführte Gefechte gehören unbedingt ins Gelände und zwar in ein

recht abwechselungsreiches; auf dem Exerzirplatz erzeugen sie regelmäßig falsche, schematische Begriffe und tragen dadurch die Hauptschuld an den Irrlehren des durch J. E. R. II. 82 Schlußsatz mit Recht so streng verpönten Normalangriffes; sie erzeugen Richtungsgrundsätze, die im Gelände wieder abgestreift werden müssen und leicht zu der endgültig überwundenen Treffentaktik zurückführen, sie haben somit nicht nur keinen Nutzen, sondern wirken sogar schädlich.

Wie und was bei der Infanterie exerzirt werden muß, ist in Schlichting, Band I, in vollkommenster Weise erörtert, besonders im fünften Abschnitt mit der Ueberschrift „Infanterie-Exerzirprobleme".

In gleicher Weise wie die Infanterie haben auch die anderen Waffen ihre Formenlehre auf den Exerzir- bezw. Schießplätzen zu erledigen; auch bei ihnen hört die Leistungsfähigkeit des ebenen, engbegrenzten Platzes auf, sobald die angewandte Taktik beginnt. Bei der Feldartillerie, deren Gefechtsformen an sich wenig abwechselungsreich, aber, besonders in den Kriegsformationen, technisch schwierig herzustellen sind, ist die Belehrung und Ausbildung, welche die Führer auf dem Exerzirplatz erhalten, mehr technischer als taktischer Natur; dementsprechend muß auch die Stellung der Platzaufgaben geschehen. Im Uebrigen sind auch diese Waffen auf Schlichting, Band I, besonders Abschnitt 2 G bezw. H hinzuweisen; auch diese Waffen würden fehlgreifen, wenn sie dem Exerzirplatz zur taktischen Weiterbildung älterer Offiziere eine wichtigere Rolle zugestehen wollten, als die eines Ersatzmittels; um so wichtiger werden auch für sie die Geländeübungen in Abtheilung, Regiment und Brigade.

Geländeübungen in größeren Abtheilungen als Kompagnie, Eskadron ꝛc. haben den Zweck, die älteren Berufsoffiziere entweder in der Taktik ihrer Waffe oder in der Führung gemischter Verbände zur vollkommensten Reife des Könnens zu führen.

Was hat das Bataillon im Gelände zu üben, vorausgesetzt, daß ihm solches überhaupt zur Verfügung steht? Die Klagen der Bataillonskommandeure in Betreff des Geländes sind noch berechtigter als die der Kompagniechefs. Es wird im Deutschen Reich wohl nur sehr wenige Garnisonen geben, in deren nächster Umgegend ein Bataillon in der besseren Jahreszeit ein Gefecht durchführen kann; im Winter aber, wenn der Flurschaden gering, hat der Bataillonskommandeur zu wenig Leute; er kann mit den alten Leuten pro Kompagnie nur einen Zug formiren, müßte die anderen markiren; zur Noth kann er mit solcher Formation wohl seinen Hauptleuten ganz nutzbringende Aufgaben stellen; ein Nothbehelf, ein Zwischending von Ersatzmittel und Wirklichkeit bleibt solche Uebung immer nur. Werden den Bataillonskommandeuren die alten Leute des ganzen Regiments jedesmal zur Verfügung gestellt, so wird ihre so sehr nothwendige Einzelausbildung um so mehr gestört, je mehr sie so wie so schon durch Wach- und Arbeitsdienst dem Kompagniechef entzogen sind; werden zu früh Rekruten eingestellt, so wird deren Ausbildung erheblich gestört. Die Geländeübungen im Bataillon, und zwar möglichst im

Vollbataillon, sind für die Führerausbildnng aber so unentbehrlich, daß, falls sie im Sommer in der Nähe der Garnison nicht ausgeführt werden können, ihre Möglichkeit höheren Orts anderweitig sichergestellt werden muß, wie wohl vielfach auch bereits geschieht; sie müssen alsdann auf den Truppenübungsplätzen, auf dem für Regiments- und Brigadeexerziren vorgesehenen Gelände oder in Verbindung mit den größeren Gefechts-Schießübungen stattfinden.

Es giebt aber Bataillonskommandeure, welche die ihnen so gebotene Zeit und Gelegenheit falsch ausnutzen, nämlich um die sogenannten Hauptmanns- und Leutnantsübungen zu erledigen, und mit diesen wollen wir uns denn an dieser Stelle auch gleich abfinden. Diese Uebungen finden bei der Infanterie wohl überall statt. F. O. 7 spricht von Felddienstübungen in zwei Parteien; ob damit auch kleine und kleinste Parteien gemeint sein sollen, ist nicht ersichtlich. Ueber die Nachtheile des Uebens in kleinen Abtheilungen gegen einander wurde schon bei den Geländeübungen der Kompagnie gesprochen; solche Uebungen so zu gestalten, daß die Führer nicht nur selbständige, sondern vielmehr kriegsmäßig richtige Entschlüsse fassen, ist außerordentlich schwer. Zur Kriegsmäßigkeit gehört, mit den seltensten Ausnahmen, engster Anschluß an andere Truppen; läßt die Aufgabe zu, daß der Führer mit seinem Zuge oder seiner Kompagnie sozusagen als Meteor im Weltall umherschweifen darf, so entstehen ganz falsche, unkriegsmäßige Anschauungen, und solche waren vor unseren letzten großen Kriegen durch die kleinen Uebungen, die im Fassen selbständiger Entschlüsse gewandt machen sollten, geradezu großgezogen worden. Jeder Leutnant und mancher Hauptmann fühlte sich auf dem Schlachtfelde unabhängig, faßte danach die selbständigsten, weitgehendsten Entschlüsse und hatte häufig die Kreide in der Tasche, mit der er seinen Namen auf die selbständig erbeuteten Trophäen schreiben wollte. Die Unordnung, die wir auf vielen Schlachtfeldern von 1866 und 1870 finden, verdankt neben dem mangelhaften Verständniß vieler höherer Führer für die Ziele und Zwecke der meist mustergültigen Operationen, neben der auflösenden Wirkung des damals schon nicht mehr zeitgemäßen Treffengefechtes den falsch angelegten, geleiteten und durchgeführten kleinen Felddienstübungen ihren Ursprung.

Gewiß muß der Offizier auch lernen, wie er mit detachirten Truppen eine Eisenbahn- oder Telegraphenlinie, eine wichtige Brücke rc. gegen Unternehmungen feindlicher Einwohner oder weit umher schweifender Kavallerie deckt; solche Aufgaben werden aber am besten gelegentlich bei den Besprechungen im Gelände gestellt, namentlich auch den Offizieren des Beurlaubtenstandes, denen sie beim Etappendienst vorwiegend zufallen werden.

Wenn es die Garnisonverhältnisse gestatten, pflegt zu den Leutnants- und Hauptmannsübungen Kavallerie, zu letzteren womöglich auch Artillerie herangezogen zu werden. Im Feldkriege bildet die niedrigste Kommandostelle, die über gemischte Truppen zu verfügen pflegt, der Führer der Avant- oder Arrieregarde einer Division; kleineren Infanterieverbänden wird Artillerie fast

nie, Kavallerie nur zum Vorpostendienst zugetheilt; verfährt man bei Friedensübungen in der Mischung der Waffengattungen anders, so ist die Anlage unkriegsmäßig und leistet nur dem mit Recht so verpönten Detachementskriege Vorschub.

Vorstehende oder ähnliche Erwägungen haben manche höhere Kommandostelle wohl zu der Anordnung veranlaßt, daß bei Offizier-Felddienstübungen vorwiegend Aufgaben aus dem Gebiete des Vorpostendienstes gestellt werden sollen; aber auch das ist nicht leicht, wenn etwas wirklich Kriegsmäßiges geleistet werden soll. Die Vorposten, die wir gewöhnlich bei unseren kleinen Manövern sehen, sind zumeist überhaupt nicht kriegsmäßig; da stehen sich Tag für Tag die Postenlinien auf 5 bis 8 km gegenüber, nicht näher, damit die Kavallerie Raum zum Patrouilliren behält, nicht weiter, damit ihre Pferde nicht zu sehr angestrengt werden; die Vorposten können mit Leichtigkeit umritten werden; will ein Vorpostenkommandeur dem vorbeugen, so wird ihm zu große Ausdehnung vorgeworfen.

Im Kriege gestaltet sich der Vorpostendienst meist ganz anders; so lange bei den großen Operationen die Gegner noch durch Tagemärsche getrennt sind, befinden sich die Kavallerie-Divisionen vor den Fronten der Armee; die Infanterie der Vortrupps besetzt die Marschstraßen, ein oder der andere Unterkunftsort sichert sich vielleicht selbständig. Steht ein Kampf um eine vorbereitete Stellung unmittelbar bevor, so ist bei Tage für die Kavallerie kein Raum mehr vor der Front, bei Nacht tritt unbedingt Gefechtsbereitschaft ein — F. O. 171 —; dasselbe ist der Fall, wenn ein Kampf am Abend ruht, um am anderen Morgen wieder aufgenommen zu werden. Am Abend vor einem Begegnungsgefecht könnte am ersten wohl einmal ein Vorpostendienst eintreten, der wenigstens Aehnlichkeit mit demjenigen hat, der bei unseren kleineren Manövern leider an vielen Stellen geradezu üblich geworden ist; letzteren nun aber deshalb auch noch zum Gegenstand fast aller Offizier-Felddienstübungen zu machen, ist doch wahrlich zu einseitig und lohnt weder Zeit noch Mühe; dazu kommt noch, daß solche Uebungen eigentlich jedes berechtigte Gefecht ausschließen, und zwecklose Gefechte dürfen nicht geführt werden, sonst schädigt man die Führerausbildung, statt sie zu fördern.

Aufgaben für kleine Abtheilungen zu stellen ist sehr leicht; sie aber so zu stellen, daß die Uebung kriegsmäßig wird und dann nützlich und nicht schädlich wirkt, ist sehr schwer und nur Wenigen gegeben; man sollte nicht glauben, was nach dieser Richtung hin gesündigt wird! Daher mag auch wohl für die Ausführung dieser Art von Uebungen der Ausdruck „Erledigen" gebräuchlich sein; man will eine Last los sein, die Niemandem nutzt, Wenigen Freude macht; bei der wohl zu selbständigen, aber meist unkriegsmäßigen und daher fehlerhaften Entschlüssen Gelegenheit geboten wird; oft wird dabei auf die Uebung selbst weit weniger Werth gelegt, als auf den betreffenden Bericht und das angeklebte Kroki. Wie anderweitig verfahren werden muß, um die

Offiziere in Bezug auf Beherrschung der Truppe, taktisches Verständniß, selbständige Entschlüsse und Ausführungen zu richtigem, kriegsmäßigem Können vorzubereiten, damit hat sich diese Abhandlung bisher fast ausschließlich beschäftigt; sehen wir nun, was der Kommandeur mit seinem Bataillon vorzugsweise im Gelände zu thun hat! Er soll die Formen, die er auf dem Exerzirplatz nach den Grundsätzen des Reglements geübt hatte, auf das Gelände übertragen, nach dem sie sich in jedem Falle ändern, obgleich sie mehr von dem Gefechtszweck als von der Bodenbeschaffenheit abhängig bleiben; er soll seinen Offizieren, insbesondere seinen Hauptleuten, an bestimmt und kriegswahr hingestellten Lagen lehren, wie das Bataillon, dessen Rahmen im Gefecht von keinem seiner Theile überschritten werden darf — J. E. R. II. 89 —, sich das ihm zufallende Gelände für den ihm auferlegten Zweck im durchgeführten Gefecht unterthan macht! Die Aufgaben stellt er in ähnlicher Weise, wie dies für die Besprechungen im Gelände vorgeschlagen wurde, wobei besonders in Betracht zu ziehen ist, daß das Bataillon selten allein kämpft, häufiger auf einem Flügel angelehnt, am häufigsten auf beiden; auch wie ein Bataillon sich im Reserveverhältniß unter Benutzung des Geländes verhält, ist zu üben. Nur wenn das Gelände mit Rücksicht auf den Anbau die völlige Durchführung des beabsichtigten Gefechtes nicht zuläßt, muß sich auch das Bataillon mit Hinstellung einzelner Gefechtsakte begnügen und diese durch Besprechung ergänzen. Aus welchen Gründen Gefechtsübungen, bei denen Rücksichtnahme auf die Felder eine zu große Rolle spielen muß, schädlich wirken, wurde schon bei den Geländeübungen der Kompagnie hervorgehoben. Aus Vorstehendem geht hervor, daß es für ein Bataillon am günstigsten ist, wenn es seine Geländeübungen abwechselnd mit denen auf dem Exerzirplatz abhalten kann; wird dagegen dem Bataillonskommandeur das Gelände in den Zeitabschnitten, in denen er über sein volles Bataillon verfügt, gänzlich versagt, so entsteht eine unheilvolle Lücke in der Führerausbildung.

Den sehr wichtigen Schlußstein für die Ausbildung der Infanterieoffiziere in der Taktik ihrer Waffe bildet das Regiments- und Brigade-Exerziren im Gelände. Etwas Besseres darüber zu sagen, als Schlichting in Theil I, Seite 123 bis 134 geschrieben hat, erscheint dem Verfasser nicht möglich; ein Auszug aus dem dort Gebotenen würde einer Verstümmelung gleichkommen: daher nehme ein Jeder das Buch selbst in die Hand und studire es. Hinzuzufügen ist nur Folgendes: „Jeder Regiments- oder Brigadekommandeur, der sich seiner verantwortlichen Verpflichtung, für reichlichen Nachwuchs an völlig routinirten höheren Infanterieführern zu sorgen, voll bewußt ist, wird weniger selbst exerziren, als den Aelteren seiner Untergebenen Aufgaben stellen; auch so kann er alle Grundsätze zur Anschauung bringen, die zu üben er sich vorgenommen hatte; es kommt eben bei diesen Exerzitien für den Leitenden darauf an, sich und die ihm untergebenen Offiziere, besonders die älteren, zu sicheren Führern für den Krieg, die Schlacht, vorzubereiten, und

nicht, sich mit ihnen für die Besichtigung einzuspielen. Untergebene in diesem so kostbaren Uebungsabschnitte das Regiment oder die Brigade nach eigener Idee exerziren zu lassen, empfiehlt sich weniger; der Kommandeur behält dabei den Lehrgang nicht genügend in der Hand.

„Die Kavallerie gehört dem Heerleibe der Schlacht nicht unmittelbar an", Schlichting Theil I, S. 174. Ihre Aufgaben im Kriege bestehen in Aufklärung, Verbindung der Kommandobehörden untereinander, Ausnutzung des Erfolges der anderen Waffen durch Verfolgung des geschlagenen Feindes, Loslösung der eigenen Truppen vom Feinde nach Mißerfolgen. Die Kavallerie kämpft fast niemals mehr, wie früher, in engster Verbindung mit den anderen Waffen, sondern allein oder unterstützt durch die ihren Divisionen dauernd zugetheilten reitenden Batterien. Die Ausbildung für die Sonderaufgaben der Waffe ist daher der Hauptzweck aller ihrer Friedensübungen, sei es, daß der Leutnant lernen soll, wie er sich auf Patrouille benimmt, sei es, daß die Excellenz sich übt, wie sie mit ihrer Division die feindlichen Reiterscharen über den Haufen rennt.

Der Aufklärungsdienst ist die wichtigste Verrichtung des Kavallerieoffiziers; er kann dafür praktisch nur auf dem Pferde und im Gelände geschult werden und bedarf der lebenden Objekte, die er erspähen, über die er Meldungen erstatten kann. Uebungen in zwei Parteien, auch bei geringen Truppenstärken, sind für diesen Zweck unentbehrlich; sie sind aber auch, ganz im Gegensatz zu den andern Waffen, durchaus kriegsmäßig zu gestalten. Weit vor der Front der Armee ist die Aufklärungs-Eskadron oft für längere Zeit auf sich allein angewiesen; ihr Führer allein kann bestimmen wie sie unter allgemeiner Festhaltung an dem vorgeschriebenen Ziele vorreiten, ob sie fechten, wohin sie ausweichen muß; ähnlich selbständige Entschlüsse haben die Avantgarden-Eskadrons und diejenigen zu fassen, welche in des Feindes Flanke entsendet sind. Es eröffnet sich da ein reiches Gebiet für die Aufgabenstellung bei kleineren Verhältnissen; dieses Gebiet erweitert sich, je mehr die Zahl der verfügbaren Schwadronen wächst; die Kavallerieteten auf mehreren Operationsstraßen können in Thätigkeit treten, Verfolgung und Rückzug geben den Lehrstoff für die Uebungen her. Können dabei die größeren Kavalleriekörper und die Infanterieteten der Marschkolonnen markirt werden, so nimmt die Uebung an Kriegsmäßigkeit zu. Dazu wird auch die in ihrer Ausbildungszeit so beschränkte Infanterie häufig einige Sektionen stellen können; nur muß man von ihr nicht verlangen, daß sie womöglich brigadeweise ausrückt, bloß um der Kavallerie Meldeobjekte zu bieten.

Die Kavallerie braucht für ihre kriegsmäßigen Uebungen weite Gefilde; die Aufgaben werden daher leichter zu stellen sein, wenn die betheiligten Schwadronen verschiedenen Garnisonen angehören. Man denke sich z. B. die Kavallerie des XIV. und XV. Armeekorps für ihre Ausbildung in sach- und fachkundiger Hand vereint; was für herrliche Uebungen könnten da auf beiden

Ufern des Rheines gemacht werden, oder quer über diesen hinweg unter Ausnutzung von Schwarzwald und Vogesen!

Bei den kleinen Uebungen mit der Infanterie, bei denen die Sammelplätze der feindlichen Parteien oft kaum eine halbe Meile auseinander liegen, lernt die Kavallerie gar nichts; bei den kleineren Manövern lernt sie wohl im Gelände reiten, für die großen Aufgaben, die ihrer im Kriege harren, lernt sie auch dort herzlich wenig.

Die Kavallerieoffiziere sollen für die Aufgaben ihrer Waffe ausgebildet werden! Dieser Zweck wird am sichersten verfehlt, wenn sie sich zu ihren Uebungen Truppen anderer Waffen heranholen, die ihren kavalleristischen Leistungen als Impedimenta anhängen; solche Mischungen sind unkriegsmäßig und verleiten zu falscher Aufgabestellung; da kommt es denn vor, daß die verfolgende Kavallerie nebst ihrem Anhang sich um Magazine oder steckengebliebene Heuwagen schlagen soll, statt scharfe Fühlung am Feinde zu halten und ihn zu verhindern, daß er sich zu neuen Thaten rüste, während die Reiterscharen des Zurückgehenden sich mit der Rettung von Mehlsäcken, statt mit der Rettung ihrer Armee abgeben müssen. Wohl kommt auf solche Weise zuweilen ein ganz niedliches kleines Gefechtsbild zu Stande; die Kavallerieführer aller Grade werden aber dadurch bei ihrer Ausbildung auf Abwege geführt, so daß man sich nicht wundern kann, wenn im Kriege die Fühlung mit dem Feinde völlig abreißt, wie nach Wörth, und ihm volle Zeit und Gelegenheit geboten wird, um sich zu retabliren.

Auch der Kavallerist wird behaupten, daß er für seine Uebungen nur ausnahmsweise betretbares Gelände finde, und ohne einige Gelder für Flurschäden kann er auch gar nicht auskommen; Patrouillen und Meldereiter müssen ab und zu einmal durchs Feld reiten; dagegen ist bei den kleineren Uebungen das Gefecht selbst Nebensache, der Entschluß, ob gekämpft werden soll oder nicht, weit wichtiger; es muß genügen, wenn der Führer mit seinen wenigen Schwadronen in der Marschkolonne auf dem Wege bleibt und der Leitung meldet: „Ich attackire", Schwierigkeiten in der Leitung und Durchführung des Kavalleriegefechtes entstehen erst mit zunehmender Größe des Truppenkörpers; es zu lehren, ist Sache des Regiments-, Brigade und Divisionsexerzirens im Gelände; dort wird angewandte Kavallerietaktik getrieben, wobei sich die Leitenden wohl zu hüten haben, daß sie mit ihren Aufgaben nicht in Gebiete hinüberschweifen, auf denen die Kavallerie heutzutage nichts mehr zu suchen hat.

Die Feldartillerie kann als unselbständigste der Waffen selbstverständlich nicht in zwei Parteien gegen einander üben; um so wichtiger werden für die Ausbildung ihrer Führer in der Waffentaktik neben den größeren Schießübungen die Geländeübungen, welche F. O. 548 vorschreibt. Wie dort zu üben ist lehrt Schlichting Theil I, 2 F und 6 M. Welcher Art die dabei zu stellenden Aufgaben sein müssen, dürfte dem nicht zweifelhaft sein, der das ganze 6. Kapitel desselben Theils studirt hat.

Dem Kriege am nächsten kommen die Uebungen in zwei Parteien mit gemischten Waffen, vorausgesetzt, daß sie richtig angelegt und geleitet sind; dazu gehört in erster Linie, daß die Mischung der betheiligten Truppen, sei es durch die Kriegsgliederung, sei es durch die Truppeneintheilung für besondere Zwecke, überhaupt kriegsmäßig denkbar ist. Wenn auch in dieser Abhandlung über die sogenannten Hauptmanns- und Leutnantsübungen, wie sie für gewöhnlich ausgeführt werden, der Stab gebrochen ist, so sollen damit die Uebungen in kleineren Abtheilungen gegeneinander nicht ganz vom Programm der Führerausbildung gestrichen werden. Entsendungen zu Grenz- und Küstenschutz müssen zur Abwehr feindlicher Unternehmungen fechten; beim Kampf um eine Stromlinie kann ein Vorpostendetachement des Vertheidigers in die Lage kommen, das Gefecht gegen die zuerst übergesetzten Abtheilungen des Angreifers eine Zeit lang allein selbständig zu führen; kleine Abtheilungen können einem ein Gebirge mit starken Heeressäulen durchschreitenden Gegner sehr lästig werden; er bedarf, um sie abzuschütteln der Entsendungen 2c. Solche Gefechtslagen sind, wo sich zu ihnen Gelegenheit bietet, natürlich zu üben, ebenso wie von den Garnisonen der Festungen der Festungskrieg; dadurch wird zum Nachdenken, zur Entschlußfassung angeregt; die Führer werden daran gewöhnt, sich auch mit außergewöhnlichen, schwierigen Lagen rasch und schneidig abzufinden. Nur die Isolirung kleiner Truppenmischungen für Uebungszwecke, die den Verhältnissen des Krieges nicht entsprechen, schafft falsche Vorstellungen und führt auf Abwege, weit ab von den Anforderungen, welche die Schlacht an die Führer stellt.

Sobald es sich um Schlachtentaktik handelt, sind die kleinsten gemischten Verbände, die unter einheitlichem Kommando wenigstens eine Zeit lang allein fechten können, die Avant- oder Arrieregarden der kleinsten Heerestheile, die operativ auf einer Marschstraße bewegt werden dürfen, also der Divisionen; ihre Stärke entspricht etwa derjenigen Truppenmenge, die bei den Brigademanövern jeder Partei zur Verfügung gestellt wird, und somit kommen wir denn zum Schlußakt der Führerausbildung in jedem Dienstjahre, den Manövern, und damit auch sehr bald zum Schluß unserer Abhandlung.

Die Manöver bilden recht eigentlich das Feld für die Lehrthätigkeit der Generale; über deren Anlage und Leitung ist nichts Anderes zu sagen als: „Siehe Schlichting, Theil III, Kapitel 5.“ Nur zwei grundsätzliche Fragen bleiben noch zu erörtern: „Wer soll im Manöver führen?“ und „Wie muß die Kritik beschaffen sein?“

Im Manöver sollen höhere Führer für den Krieg geschult werden, wobei nicht aus dem Auge zu lassen ist, daß eine Hauptstärke des Heeres in seiner steten Bereitschaft liegt. Es müssen stets geschulte Führer für diejenigen Kommandostellen vorhanden sein, welche im Kriegsfalle zu besetzen sind; folglich müssen mindestens alle solche höheren Offiziere, die bei einer in absehbarer Zeit eintretenden Mobilmachung möglicherweise in eine höhere

Kommandostelle einrücken könnten, für diese vorgeübt werden! Das geschieht nicht, wenn Truppenverbände von Offizieren geführt werden, von denen bereits ganz feststeht, daß sie in nächster Zeit entweder über höhere Verbände verfügen oder überhaupt aus der Armee scheiden werden. Wie oft hat man erlebt, daß bei den Manövern Oberstleutnants Vorposten kommandirten, also Dienstverrichtungen ausführten, die ihnen im Kriege ihrem Range nach überhaupt gar nicht mehr zufallen konnten, während die voraussichtlichen Vorpostenkommandeure in einem baldigen Kriege, die jüngeren Stabsoffiziere und älteren Hauptleute, auf diesem wichtigen Gebiete ohne Uebung blieben. Das bestangelegte und geleitete Manöver büßt einen Theil seines bezweckten Erfolges ein, wenn in der Bestimmung der Führer unrichtig verfahren wird.

Wie die Kritik beschaffen sein soll, darüber läßt F. O. 592 eigentlich keinen Zweifel. Zunächst ist an Stelle des früher gebräuchlichen Ausdruckes „Kritik" seit langer Zeit die Bezeichnung „Besprechung" getreten. Nicht durch ätzende, zersetzende, verletzende kritische Bemerkungen sollen Uebungen und Besichtigungen jeder Art, mögen sie im Zimmer, auf dem Exerzirplatz oder im Gelände stattfinden, abgeschlossen werden, sondern durch sachlich belehrende Besprechungen. Kein Führer handelt aus Bosheit oder Gleichgültigkeit anders, als es sich der Leitende gedacht hat; er ist aber meist gar nicht im Stande, ebenso zu denken wie sein Vorgesetzter, der die Gegenaufgabe und die Lage auf beiden Seiten kennt. Der Führer, der seinen Auftrag erhalten hat, soll sich ohne Rücksicht auf etwaige Liebhabereien des Leitenden kriegsmäßig die Frage vorlegen: „Worauf kommt es hier in diesem Falle an?" Darauf faßt er seinen Entschluß, danach giebt er seine Befehle; hat er logisch gedacht, energischen Entschluß gefaßt und deutlich befohlen, so hat er seine Schuldigkeit gethan; hat er während des Gefechtes die Ruhe bewahrt und mit Konsequenz nach den Grundsätzen gehandelt, welche die Allerhöchsten Vorschriften als Richtschnur hinstellen, so steht er auf der Höhe seiner Aufgabe. Glaubt alsdann der Leitende, eine bessere Lösung zu wissen, so mag er diese bei der Besprechung zur Erwägung anheimstellen; das wird für alle Zuhörer belehrend wirken, und Belehrung ist der einzige Zweck der Besprechung. Auch wirkliche Fehler werden häufig vorkommen; sie sind vielfach sogar die Folgen mangelhafter Uebungsanlagen oder unrichtiger, höherer Befehle; der Leitende forsche nach dem Grunde, aus welchem sie entstanden sind, und sorge in geeigneter Weise dafür, daß sie in Zukunft vermieden werden. Stets muß der Vorgesetzte auch bei der Besprechung eingedenk sein, daß er bei seinen Untergebenen diejenigen Eigenschaften pflegen und fördern soll, welche sie im Kriege als Führer am nöthigsten gebrauchen: „Schneidige Initiative und Selbstthätigkeit, klare und ruhige Ueberlegung, muthige und freudige Verantwortlichkeit für die eigenen Handlungen!"

Auch kurz soll jede Besprechung sein. Nebensächliche Dinge gehören grundsätzlich nicht in die allgemeine Besprechung größerer Uebungen; sie können

anderweitig erledigt werden, sonst kommen entweder die Hauptsachen zu kurz, oder die Zuhörer können den wichtigsten Belehrungen nicht mehr mit der nöthigen Aufmerksamkeit folgen, weil sie theils durch ein zu reichliches Menu geistig übernommen, theils durch Langeweile abgespannt sind. Aus letzteren Gründen erscheint es auch recht zweckwidrig, wenn sämmliche anwesenden vorgesetzten Instanzen des Leitenden oder Besichtigenden dessen Bemerkungen mit denselben oder etwas anderen Worten wiederholen; Abweichungen in den Ansichten gleichen sich am besten später unter vier bis acht Augen aus.

Zum Schluß fassen wir noch einmal kurz die aufgestellten Fragen nebst den darauf ertheilten Antworten zusammen.

Wer soll lernen? Jeder, der im Kriegsfalle in irgend einer Führerstelle thätig sein müßte oder könnte.

Wer soll lehren? Jeder Berufsoffizier vom Kompagnie- rc. Chef aufwärts unter möglichster Festhaltung der Ressortverhältnisse.

Was soll gelehrt werden? Alles, was der Führer jeden Grades im Kriege, besonders in der Schlacht, können muß.

Wie soll gelehrt werden? Nach applikatorischer Methode an kriegswahren Lagen, unter planmäßiger Ausnutzung aller sich darbietender Gelegenheiten und Lehrmittel so, daß Geist, Herz und Gemüth gleichzeitig dabei profitiren.

Neben richtiger Heeresorganisation und tadelloser Disziplinirung und Ausbildung der Mannschaften vermag nur das überlegene Können der Führer aller Grade in einem künftigen Kriege den Sieg an unsere Fahne zu fesseln. Siegen aber müssen wir! Es darf kein Zweifel darüber bestehen, daß der nächste Europäische Kontinentalkrieg um unsere Existenz geführt werden wird!

Möge die Zukunft an der Spitze der deutschen Streiter jederzeit ein zahlreiches, routinirtes, richtig geschultes Führerpersonal finden, das es versteht, im Großen und im Kleinen die Massen als Schützen zur rechten Zeit an den richtigen Platz zu führen und ihre Waffen auszunutzen, ohne durch ungeschickten, zwecklosen Aufbau lebendiger Scheiben die Ströme Deutschen Blutes nutzlos zu vermehren, die auch der bestgeführte Krieg nicht nur kosten wird, sondern kosten muß!

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, Kochstr. 68—71.

Das Kaisermanöver 1899.

Mit Uebersichtskarte, Plänen und Anlagen.

Die Paraden vor Seiner Majestät dem Kaiser und Könige waren nach der Allerhöchst für die Manöver befohlenen Zeiteintheilung festgesetzt:

für das XV. Armeekorps und die Kavalleriedivision B. (ohne 28. Kavalleriebrigade) am Montag, den 4. September bei Straßburg i. E.,

für das XIII. (Königlich Württembergische) Armeekorps und die Kavalleriedivision A. am Donnerstag, den 7. September bei Stuttgart,

für das XIV. Armeekorps und die 28. Kavalleriebrigade am Freitag, den 8. September bei Karlsruhe i. B.

Für das Manöver wurde folgende Allgemeine Kriegslage ausgegeben.

(Siehe Uebersichtskarte. Anlage 1.)

Ein **blaues Heer** hat seinen Aufmarsch in der Pfalz nördlich Germersheim—Landau und westlich davon begonnen. Die zu diesem Heere gehörigen Armeekorps XIII und XIV vollenden ihre Mobilmachung bei Stuttgart und Ulm bezw. bei Mannheim und Heidelberg.

Ein **rothes Heer** versammelt sich im Elsaß. Das in diesem Lande garnisonirende XV. Armeekorps steht schon marschbereit bei Straßburg.

Roth:

XV. Armeekorps: 30., 31. und 41. Infanteriedivision und Kavalleriedivision B. (ohne 28. Kavalleriebrigade), 34 Bataillone, 30 Eskadrons, 22 Batterien.

Die 41. Infanteriedivision war neu zusammengestellt aus Theilen der 30. und 31. Division. Die der Kavalleriedivision B. zugetheilte 16. Kavalleriebrigade mit reitender Abtheilung Feldartillerie-Regiments Nr. 8 gehört dem VIII. Armeekorps, die 33. Kavalleriebrigade dem XVI. Armeekorps an. Beide Brigaden vereinigten sich erst bei Straßburg. (Siehe Anlage 2, Kriegsgliederung für Roth.)

Besondere Kriegslage für Roth.

Am 4. September erhält das XV. Armeekorps (30., 31. und 41. Infanteriedivision) den Auftrag, mit der ihm unterstellten Kavalleriedivision B. (ohne 28. Brigade) über den Rhein zu gehen, um möglichst viele der noch südlich des Main in der Mobilmachung begriffenen Truppen an der Vereinigung mit ihrem Heere zu verhindern.

Am 5. September geht dem bereits auf dem rechten Rhein-Ufer befindlichen Generalkommando XV. Armeekorps über Basel eine Mittheilung aus Ulm vom 4. September zu, daß die dort mobil gemachten Truppen des blauen XIII. Armeekorps am Morgen dieses Tages in der Richtung auf Geislingen abmarschirt seien. Truppentransporte, von München über Ulm, Cannstatt, Bietigheim nach Germersheim bestimmt, würden erwartet.

Der kommandirende General des XV. Armeekorps hatte sich entschlossen, mit den bei Straßburg versammelten Truppen unverzüglich den Vormarsch in nordöstlicher Richtung über den Rhein und den Schwarzwald anzutreten. Die verfügbare Kavallerie des Armeekorps sollte den Infanteriedivisionen vorauseilen, um gegen Ulm und Stuttgart aufzuklären, sich unter Umständen einem Vormarsch des Gegners vorzulegen und das Heraustreten des XV. Armeekorps aus dem Schwarzwald zu verschleiern und zu sichern.

Um diese Aufgaben zu erfüllen, wurde die Kavalleriedivision B. (ohne 28. Kavalleriebrigade) am 5. September nach Bühl und Steinbach, am 6. September in die Gegend von Herrenalb und Gernsbach geschickt. Am 7. September erreichte sie Neuenbürg südwestlich Pforzheim. Ihr wurde eine aus den Divisionskavallerie-Regimentern des Armeekorps gebildete Korpskavalleriebrigade zugetheilt, die am 5. September über Achern die Gegend von Ottenhöfen, Kappelrodeck, am 6. September Simmersfeld, am 7. September die Nagold bei Calw und Liebenzell zu erreichen hatte. Als Divisionskavallerie verblieb bei den Infanteriedivisionen je 1 Eskadron.

Hinter der Kavallerie wurden am 5. September auf dem rechten Flügel die 31. Infanteriedivision und in der Mitte die 30. Infanteriedivision bis an den Fuß des Gebirges westlich Oberkirch und Achern vorgeschoben. Auf dem linken Flügel erreichte die 41. Infanteriedivision, bei Drusenheim den Rhein überschreitend, an diesem Tage das rechte Rhein-Ufer und die Gegend von Schwarzach.

Der Marsch über den Schwarzwald stellte außergewöhnliche Leistungen für die Truppen in Aussicht. Die beiden südlichsten Kolonnen hatten am 6. September mit einem Theil ihrer Kräfte den steilen Aufstieg zur Paßhöhe des Gebirges zu überwinden und hier zu nächtigen. Die von der 31. Infanteriedivision einzuschlagende Kniebis-Straße steigt von westlich Oppenau

bis zur Alexanderschanze unweit Kniebis 722 m, die Marschstraße der 30. Infanteriedivision über Achern—Reichenbach von östlich Kappelrodeck bis zum Ruhestein 715 m. Auf den Höhen angekommen, mußten die Truppen meist biwakiren, nur wenige zerstreut liegende Gehöfte boten Obdach. Pferde waren fast gar nicht unterzustellen. Zur Verpflegung reichten die wenigen armen Ortschaften nicht aus, an Stroh fehlte es gänzlich, nur Holz war vorhanden. Besondere Maßnahmen waren mithin für die Nachführung der Verpflegung und Bereithaltung der Biwaksbedürfnisse nöthig. Am Tage erschwerte die große Hitze den Marsch. Nachts machte sich die auf den Gebirgshöhen herrschende Abkühlung empfindlich bemerkbar.

Am 7. September setzte die 31. Infanteriedivision den Marsch über den Kniebis nach Freudenstadt und Dornstetten fort. Die 30. Infanteriedivision stieg in das Murg-Thal hinab, erreichte Reichenbach und, mit der Spitze das steile östliche Ufer ersteigend, Urnagold.

Auch hier fand die Truppe nur wenig zerstreut liegende Orte zur Unterkunft und neben der Straße in den schmalen, durch Gebirgswässer berieselten Wiesenthälern wenig Raum für Biwaks.

Die 41. Infanteriedivision hatte auf der nördlichsten Marschstraße weniger schwierige Verhältnisse zu überwinden. Sie erreichte am 6. September Baden und Steinbach, am 7. September Herrenalb und Gernsbach.

Dem Generalkommando, das am 7. September nach Herrenalb gekommen war, ging hier die Nachricht zu, daß die 39. Infanteriedivision und die 28. Kavalleriebrigade nebst reitender Abtheilung Feldartillerie-Regiments Nr. 14 (vergl. Kriegsgliederung) am 6. September den Rhein bei Drusenheim überschritten hätten und dem linken Flügel des Armeekorps auf einen Tagemarsch folgten. (Annahme.) Diese Truppen gehörten zum XIV. Armeekorps, das am 8. September Parade hatte. (Lage am 7. September Abends siehe Uebersichtsskizze.)

Ferner erhielt der kommandirende General Nachrichten, die besagten, daß Karlsruhe, Durlach, Weingarten und Bretten frei vom Feinde gefunden wären, daß aber das blaue XIII. Armeekorps am 7. September mit allen Theilen bei Stuttgart versammelt sei.

Es lag somit die Möglichkeit vor, daß dieses Armeekorps nicht auf Germersheim zur Armee weiter marschiren, sondern in westlicher Richtung sich gegen das XV. Armeekorps wenden würde, um es beim Austritt aus dem Gebirge an dem schwierigen Nagold-Abschnitt anzugreifen.

Die Nagold, welche gleichlaufend mit der Murg von Süden nach Norden den Schwarzwald durchschneidet, mündet bei Pforzheim in die Enz. Der Nagold-Abschnitt ist von erheblicher Bedeutung. Die Ufer sind steil, stark bewaldet und überhöhen die Thalsohle um etwa 250 m. Ein Aufstieg aus dem Thal auf den wenigen verfügbaren Straßen ist für größere Truppen-

massen schwierig. Das Gelände westlich der Nagold hat einen plateauartigen Charakter mit tiefeingeschnittenen Thälern. In den weiten Waldungen liegen geschlossene Bauernschaften mit mäßigen Unterkunftsräumen. Das Gelände zwischen der Nagold und der weiter östlich fließenden, ebenfalls bei Pforzheim in die Enz mündenden Würm, zeigt mehr abgerundete Formen. Die zahlreichen kegelartigen Kuppen und hohen Bergrücken werden durch tiefe Schluchten mit bewaldeten Hängen getrennt. Erst der Würm-Abschnitt hat weniger steilen Charakter. Die Geländeformen werden flacher. Die Thalränder bilden besonders bei Weil der Stadt und Merklingen gute Stellungen mit weitem Schußfeld. Oestlich der Würm schließt sich welliges Hochland an, mit zahlreichen Waldungen bestanden. Dies Land ist in hoher Kultur. Die meist sehr wohlhabenden Ortschaften sind für die Unterkunft sehr günstig, die Straßen vorzüglich.

Die Geländeverhältnisse an der Nagold und an der Würm mußten für die weiteren Vormärsche des XV. Armeekorps von entscheidender Bedeutung sein. Um sich die für den Austritt aus dem Gebirge wichtigen Nagold-Uebergänge frühzeitig zu sichern, beabsichtigte der kommandirende General für den 8. September die Marschfähigkeit seiner Truppen voll auszunutzen und mit den Spitzen der Avantgarden die Höhen östlich der Nagold zu erreichen.

Er befahl daher:

Roth.
XV. Armeekorps.

Herrenalb, 7. September 1899, 2° Uhr Nachmittags.

Korps-Befehl.

1. Die in Ulm mobil gemachten Truppen des feindlichen XIII. Armeekorps sind bereits am 4. d. Mts. auf Geislingen vormarschirt. Karlsruhe, Durlach, Weingarten, Bretten sind heute vom Feinde frei gefunden worden.
2. Die Kavalleriedivision geht morgen frühzeitig, unter Vereinigung im Vormarsch mit der an der Nagold bei Liebenzell angelangten Korpskavalleriebrigade, durch den Hagenschieß-Wald in der allgemeinen Richtung auf Stuttgart vor und verschleiert und sichert das Herauskommen des Armeekorps aus dem Gebirge.

   Außer gegen Stuttgart ist auch in Richtung Besigheim—Bruchsal aufzuklären und hierbei die Bahnlinie Cannstatt—Bietigheim—Bretten zu zerstören, auf der feindliche Truppentransporte erwartet werden.

   Ich rechne auf rechtzeitige und ausgiebige Meldungen nach Hirsau (Post), wohin Korpskavalleriebrigade durch Relaislinie stete Verbindung zu halten hat.
3. Das Armeekorps, dem Verstärkungen von Drusenheim in Richtung Pforzheim auf Entfernung von 1 Tagemarsch folgen, wird heute mit

seinen Avantgarden die Nagold-Linie in Besitz nehmen und hierzu einen größeren Marsch ausführen.

4. Die 31. Infanteriedivision bricht aus ihrem Unterkunftsbezirk in und vorwärts Freudenstadt auf der Straße Pfalzgrafenweiler—Neu Bulach derartig auf, daß sie etwa 10° Uhr Vormittags die Gegend von Warth—Spielberg erreicht, Stab Berneck.

   In jenem Bezirk ist unter Zuhülfenahme der Ortschaften abzukochen und Nachmittags so weiter zu rücken, daß etwa 6° Uhr mit der Avantgarde Calw (zugleich Divisions-Stabsquartier) besetzt werden kann; Unterkunft rückwärts bis Ober-Haugstett gestattet.

5. Die 30. Infanteriedivision marschirt aus ihrem Unterkunftsbezirk um Reichenbach auf der Straße über Besenfeld—Simmersfeld—Hofstett nach Agenbach, Ober-Reichenbach bezw. Kollwangen, Teinach, Zavelstein so vor, daß sie gleichfalls etwa 10° Uhr Vormittags etwa in der Gegend von Aichhalden—Agenbach abkochen kann, Stab in Neuweiler. Nachmittags ist so weiter zu rücken, daß etwa 6° Uhr mit der Avantgarde Hirsau (zugleich Divisions-Stabsquartier) besetzt wird; Unterkunft rückwärts bis Würzbach gestattet.

6. Die 41. Infanteriedivision bricht aus ihrem Unterkunftsbezirk um Gernsbach auf der Straße Herrenalb, Dobel, Höfen, Langenbrand so auf, daß sie ebenfalls etwa 10° Uhr Vormittags etwa bei Höfen und Dobel abkochen kann, Stab in Höfen. Nachmittags etwa 6° Uhr ist mit der Avantgarde Liebenzell (Divisions-Stabsquartier) zu erreichen; Unterkunft rückwärts bis Langenbrand gestattet.

7. Ueberall sind von starken Avantgarden die Höhen östlich der Nagold zu sichern (bei 31. Division einschl. 495 westlich Stammheim), Verbindung mit den Nebenkolonnen aufzunehmen, Artillerie jedoch zurückzuhalten.

   Die Divisionen haben bis zur Würm aufzuklären, weitere Patrouillen behalte ich mir vor.

8. Beginn des Abkochens, Aufbruch am Nachmittag und Eintreffen an der Nagold sind telegraphisch zu melden. Zur Beschleunigung des Abkochens sind Verpflegungsfahrzeuge in die Marschkolonne zu vertheilen. Eine reichliche Abendkost ist zu verabfolgen.

9. Munitionskolonnen sind an die Queue der Unterkunft der Divisionen heranzuziehen, der übrige Theil der 1. Staffel ist zurückzuhalten, sobald Ergänzung der Verpflegungsfahrzeuge erfolgt ist. (Annahme.)

   Die 2. Staffel erreicht Gegend von Reichenbach.

10. Das Generalkommando befindet sich über Mittag in Calmbach, 6° Uhr Nachmittags in Hirsau, woselbst 8° Uhr Nachmittags Befehlsempfang stattfindet.

Der kommandirende General.

Durch Ordonnanz an die Divisionen. gez. Frhr. v. Meerscheidt-Hüllessem.



Der Hitze war inzwischen kühleres Wetter gefolgt. Schon am 7. September hatten starke Regengüsse eingesetzt; am 8. September gingen schwere Gewitterregen nieder.

Die Kavalleriedivision B. hatte für diesen Tag in Ausführung ihrer Aufgabe folgende Anordnungen getroffen:

Roth.
Kavalleriedivision B.

D. St. Q. Neuenbürg, 7. September 5^{30} Uhr Abends.

Divisions-Befehl.

1. Eine feindliche Armee marschirt bei Germersheim auf. Ihr XIII. Armeekorps macht um Stuttgart und Ulm mobil; die um Ulm mobilen Verbände marschiren seit 4. September über Geislingen vor.
2. Das Armeekorps soll feindliche Armee und XIII. Armeekorps getrennt erhalten; hierzu erreicht es durch Doppelmarsch morgen Abend mit Avantgarden: 31. Infanteriedivision Calw — 30. Infanteriedivision Hirsau — 41. Infanteriedivision Liebenzell. Diese Marschziele werden auch Divisions-Stabsquartiere; der Würm-Abschnitt bildet die Aufklärungsgrenze der Infanterie.
3. Die Kavalleriedivision (ohne 28. Brigade), verstärkt durch Korps-Kavalleriebrigade, soll beschleunigt in Richtung Stuttgart aufklären und dem Korps den Austritt aus dem Gebirge sichern.
4. Zur Feststellung der Flügelausdehnung des Feindes um Stuttgart werden vorgeschoben:
   a) 1 Eskadron an der Straße Heimsheim—Leonberg gegen die Linie Eßlingen—Waiblingen,
   b) 1 Eskadron an der Straße Oeschelbronn—Nußdorf gegen die Linie Waiblingen—Marbach.

   Zur Feststellung, ob Linie Bretten—Karlsruhe vom Feinde frei ist oder Bahntransporte von Bretten auf Bietigheim gehen, wird 1 Eskadron an der Straße Pforzheim—Bretten vorgeschoben zur Aufklärung gegen Linie Mühlacker—Karlsruhe und Bahnzerstörung südlich Knotenpunkt Bretten. (Annahme.)
5. Die Division wird morgen frühzeitig über Pforzheim Vereinigung mit Korps-Kavalleriebrigade anstreben.
6. Zur Sicherung der Vereinigung und Feststellung stärkerer feindlicher Kavallerie westlich Stuttgart—Markgröningen und deren Abzeichen gehen unverzüglich vor:
   a) 1 Dragonereskadron der Korps-Kavalleriebrigade in Linie Waldspitze westlich Höfingen—Haldenwald-Mühle westlich Heimerdingen,
   b) 1 Eskadron der 33. Brigade im Anschluß links — Nordrand Heuthal-Wald—Uebergang Iptingen.

7. Die Weisungen für die Eskadronführer zu 4. und 6. liegen bei.
8. Die Division steht morgen früh 5^{30} Uhr mit der Tete am Ausgange von Brötzingen nach Pforzheim in Marschkolonne und folgender Ordnung bereit:

Marschordnung und Truppeneintheilung:

Linke Kolonne: Führer Oberst v. Wallenberg.
Ulanen 7 (ohne 4.), Ulanen 13 (ohne 5.);

Rechte Kolonne — dabei Divisionsstab —: Führer Generalmajor v. Enckevort.
Dragoner 9 (ohne 5.), Artillerie, Dragoner 13.

Das Pionierdetachement mit den ihm zu überweisenden Faltbootwagen der 16. und 33. Brigade steht morgen früh 5^{30} Uhr mit der Tete bei Bahnhof Birkenfeld im Enz-Thalwege und schließt sich Dragoner 13 an.

Antreten wird diesseits befohlen.

9. Zum Anmarsch werden zugewiesen: der 16. Brigade: Weg über Arnbach—Obernhausen westlich Birkenfeld vorbei; Dragoner 9 und Artillerie: Weg im Enz-Thal; Dragoner 13: Weg über Büchenbronn.
10. Die Division geht nach Durchschreiten von Pforzheim mit rechter Kolonne über Seehaus—Tiefenbronn, mit linker Kolonne über Wurmberg—Wimsheim—Friolzheim.
11. Die Korps-Kavalleriebrigade steht morgen früh 7 Uhr bei Heimsheim; sie läßt an den Würm-Uebergängen von Merklingen—Tiefenbronn schwache Besetzungen gegen feindliche Zerstörungsversuche.
12. Als Nachrichtenoffiziere treten: Rittmeister Graf Rothkirch 5^{30} Uhr bei Brötzingen zur linken Kolonne, Rittmeister v. Kap-herr 7 Uhr bei Heimsheim zur Korps-Kavalleriebrigade; sie fordern dort nach Bedarf Meldereiter an.
13. Die große Bagage steht morgen früh 7^{30} Uhr mit Tete am Ausgange von Brötzingen nach Pforzheim; Anmarschwege und Reihenfolge siehe 8. und 9. Sie erhält weitere Weisungen durch den Führer, Leutnant Reichmann Ulanen 7. Die große Bagage des Divisionsstabes marschirt stets an der Spitze der Kolonne.

    Die Korps-Kavalleriebrigade dirigirt ihre große Bagage selbständig; hält dabei Abschnitt Tiefenbronn—Liebenzell—Alt Hengstett—Merklingen unbedingt frei.
14. Das Generalkommando ist morgen über Mittag in Calmbach, von 6 Uhr Abends in Hirsau.

gez. v. Engelbrecht,
Generalleutnant.

Kavalleriedivision B.

Weisungen für die strategischen Aufklärungsabtheilungen.

1. **Allgemein.** Friedensbestimmung. Die Linie Plittersdorf—Rastatt—Freiolsheim—Pforzheim — die Enz bis Bissingen—Marbach darf vor 11. September 4 Uhr früh nach Norden unter keinen Umständen überschritten werden.

Die Linie Enzweihingen—Strudelbach—Gebersheim—Leonberg—Warmbronn—Böblingen darf vor 8. September 6 Uhr früh unter keinen Umständen überschritten werden.

Die Eskadrons rücken deshalb im Laufe des 7. an die zuletzt genannte Linie heran und ziehen ihre Offizierpatrouillen auf dieser Grundlinie auseinander. Der Aufbruch der letzteren erfolgt am 8. September 6 Uhr Vormittags, die Eskadrons folgen mit entsprechendem Abstande.

2. **Besonders.**

a) **Eskadron Sydow** (5. **Ulanen** 13) treibt Offizierpatrouillen vor auf den Straßen:

1. Renningen—Warmbronn—Vaihingen a. d. Fildern—Degerloch;
2. Rutesheim—Leonberg—Bothnang—Stuttgart;
3. Rutesheim—Ditzingen—Feuerbach—Cannstatt,

mit dem Auftrage, festzustellen, ob, wann und in welcher Stärke feindliche Marschteten die Linie Vaihingen a. d. Fildern—Ditzingen in Westrichtung überschreiten.

Die Eskadron hält sich als Rückhalt und bewegliche Meldesammelstelle an der Straße Heimsheim—Leonberg und befördert alle Patrouillenmeldungen nur an das Generalkommando über die vom Leutnant Grafen Königsmarck (Ulanen 13) zu errichtende Kavallerie-Telegraphenstation Heimsheim.

b) **Eskadron Knorr** (4. **Ulanen** 7) treibt Offizierpatrouillen vor auf den Straßen:

1. Mönsheim—Heimerdingen—Münchingen—Zuffenhausen;
2. Iptingen—Eberdingen—Schwieberdingen—Ludwigsburg;
3. Gr. Glattbach—Enzweihingen—Markgröningen—Thamm,

mit dem Auftrage, festzustellen, ob, wann und in welcher Stärke feindliche Marschteten die Linie Münchingen—Bissingen in Westrichtung überschreiten.

Die Eskadron hält sich als Rückhalt und bewegliche Meldesammelstelle an der Straße Oeschelbronn—Wiernsheim—Nußdorf und befördert alle Patrouillenmeldungen nur an das Generalkommando über die vom Leutnannt Gallus (Ulanen 7) zu errichtende Kavallerie-Telegraphenstation Niefern.

gez. v. Engelbrecht,
Generalleutnant.

Kavalleriedivision B.

Weisungen für die taktischen Sicherungsabtheilungen.

1. **Allgemein.** Friedensbestimmung. Die Linie Plittersdorf—Rastatt—Freiolsheim—Pforzheim — die Enz bis Bissingen—Marbach darf vor 11. September 4 Uhr früh nach Norden unter keinen Umständen überschritten werden.

Die Linie Enzweihingen—Strudelbach—Gebersheim—Leonberg—Warmbronn—Böblingen darf vor 8. September 6 Uhr früh unter keinen Umständen überschritten werden.

2. **Besonders.**

a) Die **Eskadron Klöckler** (4. Dragoner 15) rückt im Laufe des 7. September nach Flacht und hat zum 8. September 6 Uhr Vormittags in den Waldrand von der Spitze westlich Höfingen—Haldenwald-Mühle (westlich Heimerdingen) Postirungen vorgeschoben, welche mit der Schußwaffe feindlichen Durchbruchsversuchen entgegentreten. Ihre Patrouillen haben beschleunigt in dem Bezirke Höfingen—Zuffenhausen—Möglingen—Hemmingen festzustellen, ob, wo, wann und in welcher Stärke feindliche Kavallerie in Westrichtung sich vorbewegt.

b) **Eskadron Dorff** (5. Dragoner 9) rückt im Laufe des 7. September nach Mönsheim und hat zum 8. September 6 Uhr Vormittags im Waldrande von der Haldenwald-Mühle bis einschließlich Bachübergang bei Iptingen Postirungen vorgeschoben, welche mit der Schußwaffe feindlichen Durchbruchsversuchen entgegentreten. Ihre Patrouillen haben beschleunigt in dem Bezirke Hemmingen—Möglingen—Bissingen—Iptingen festzustellen, ob, wo, wann und in welcher Stärke feindliche Kavallerie in Westrichtung sich vorbewegt.

Meldungen hierüber an die Division auf die Straße Tiefenbronn—Seehaus—Pforzheim, wichtige Meldungen in besonderer Ausfertigung auch direkt an Generalkommando XV. Armeekorps.

gez. v. Engelbrecht,
Generalleutnant.

Korps-Kavalleriebrigade Itzenplitz. O. U. Hirsau, 7. September 1899, 9 Uhr Nachmittags.

Brigade-Befehl.

1. Der Feind ist am 4. September mit Truppen von Ulm auf Geislingen marschirt. Weitere Truppenmassen stehen bei Stuttgart und Germersheim.
2. Das XV. Armeekorps soll die Vereinigung letzterer beider Gruppen verhindern. Es erreicht mit seinen Divisions-Stabsquartieren morgen Calw—Hirsau—Liebenzell, Vorposten auf das rechte Nagold-Ufer vorgeschoben.

Die Kavalleriedivision soll auf Stuttgart aufklären und den Austritt des Armeekorps aus dem Gebirge ermöglichen.

3. Die Korps-Kavalleriebrigade (ohne 1. und 4. Dragoner 15 und 3. und 4. Husaren 9) soll sich morgen mit der Kavalleriedivision bei Heimsheim vereinigen.
4. Zur Sicherung der Vereinigung geht sofort 4. Dragoner 15 nach Flacht vor und sichert in der Linie Höfingen—Haldenwald-Mühle, westlich Heimerdingen. Verbindung mit einer von der Kavalleriedivision in die Linie Haldenwald-Mühle—Iptingen vorgeschobenen Eskadron ist aufzunehmen.

   Nähere Weisungen liegen bei.

   Die Würm-Uebergänge zwischen Merklingen und Tiefenbronn sind von 6 30 Uhr Vormittags ab seitens der 2. Dragoner 15 durch selbstständige Unteroffizierposten gegen feindliche Zerstörungsversuche zu sichern.
5. Die Brigade steht morgen 6 Uhr Vormittags hart westlich Neuhausen zum Vormarsch bereit. Plätze werden angewiesen.
6. An Offizierspatrouillen sind sofort abzusenden, welche am Feinde zu bleiben haben:
   a) seitens des Husarenregiments 9 eine auf Döffingen—Böblingen, eine auf Schafhausen—Magstadt,
   b) seitens des Dragonerregiments 15 eine auf Weil der Stadt—Leonberg.

   Meldungen, auch über Uniformen feindlicher Kavallerie, an die Division und das Generalkommando in Hirsau, eventuell über Telegraphen- oder Relaislinie. (Telegraphenlinie: Heimsheim—Mühlhausen—Neuhausen—Unter-Haugstett—Hirsau; Relaislinie: Hausen—Neuhausen—Unter-Haugstett—Hirsau (Post).
7. Die große Bagage parkirt von 7 30 Uhr Vormittags ab hart westlich Liebenzell, Deichsel nach Osten, dazu 1 Offizier vom Husarenregiment 9. Reihenfolge: Stab, Dragoner, Husaren (Aufstellung eventuell auf Straße nach Schöneberg).
8. Meldungen treffen mich bei der Avantgarde.

gez. Graf v. Itzenplitz,
Generalmajor und Brigadekommandeur.

Diktirt den Befehlsempfängern.

Besondere Kriegslage für Blau.

Bei dem Generalkommando XIII. Armeekorps in Stuttgart gingen folgende Nachrichten ein:

Am 5. September ist der Feind in erheblicher Stärke bei Kehl und Neufreistett über den Rhein gegangen. Kavallerie rückt das Rhein-Thal abwärts vor. Patrouillen erscheinen vor Rastatt.

Am 6. September dringt ein Theil des Feindes mit allen Waffen weit



hinauf in das Rench- und Acher-Thal, ein anderer Theil belegt alle Ortschaften des rechten Rhein-Thals bis gegen Oos hin. Starke Kavallerie erscheint bei Gernsbach, Herrenalb und Freiolsheim.

Am 7. September steigt Feind aller Waffen vom Kniebis herab und erreicht Freudenstadt und Dornstetten. Auch aus dem oberen Murg-Thal sowie von Baden und Gernsbach wird Feind aller Waffen gemeldet. Starke Kavallerie hat bereits Birkenfeld (südwestlich Pforzheim) sowie Liebenzell und Calw erreicht.

Im Laufe des 7. September war das XIII. Armeekorps bei Stuttgart vereinigt. Am Abend dieses Tages ging nachstehendes Telegramm des Oberkommandos vom 7. September Nachmittags bei dem Generalkommando ein: „Feind scheint sich getheilt zu haben. Ein Theil marschirt das Rhein-Thal abwärts, ein anderer überschreitet in 2 bis 3 Kolonnen den Schwarzwald. Gegen ersteren ist die 29. Infanteriedivision, deren Mobilmachung bereits beendigt, von Heidelberg in Marsch gesetzt und hat heute Mingolsheim (zwischen Wiesloch und Bretten) erreicht. Das Vordringen des über den Schwarzwald marschirenden Feindes zu verhindern, ist Aufgabe des XIII. Armeekorps. Es kommt darauf an, die Eisenbahn Ulm—Cannstatt—Bietigheim—Germersheim unversehrt zu erhalten, da durch ihre Unterbrechung der gesammte Aufmarsch der Armee in bedenklicher Weise verzögert werden würde. Für die Sicherung der Bahn gegen einzelne Patrouillen durch Landsturmtruppen ist Vorsorge getroffen. Als sonstige Unterstützung kann dem Generalkommando nur die Kavalleriedivision A. überwiesen werden, welche bei ihrer Durchfahrt durch Cannstatt angehalten worden ist und am heutigen Abend dort verwendungsbereit stehen wird. Wie aus der Kriegsgliederung der feindlichen Armee bekannt, ist das rothe XV. Armeekorps dem XIII. Armeekorps an Infanterie allerdings überlegen, steht ihm aber an Zahl der Geschütze nach. Es wird daher wohl gelingen, den getheilten und in getrennten Kolonnen aus dem Gebirge heraustretenden Feind mit zusammengehaltenen Kräften zu schlagen."

Stärke des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps: 26., 27. Infanteriedivision, Korpsartillerie und Kavalleriedivision A. (Siehe Anlage 3, Kriegsgliederung für Blau).

24 Bataillone, 40 Eskadrons, 25 Batterien.

Lage am 7. September Abends siehe Uebersichtskarte (Anlage 1).

Der kommandirende General XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps entschloß sich, die Kavalleriedivision A. am 8. September aus der Linie Ludwigsburg—Stuttgart in Richtung Heimsheim—Weil der Stadt vorzusenden, um festzustellen, auf welchen Straßen der Feind den Vormarsch durch den Schwarzwald fortsetzen würde, und um das Vordringen feindlicher Kavallerie aus dem Schwarzwald zu verhindern.

Die 26. Infanteriedivision, die nördlich Stuttgart in Unterkunft lag, sollte Leonberg erreichen, die 27. Infanteriedivision aus ihren Quartieren bei Stuttgart bis nach Vaihingen a. d. Fildern vorrücken.

Beide Divisionen hatten Vortruppen in die Linie Malmsheim, Magstadt, Böblingen vorzuschicken und die Würm-Uebergänge von Merklingen bis Aidlingen und Ehningen zu besetzen.

Es wurde daher befohlen:

Blau.
XIII. Armeekorps.

K. H. Q. Stuttgart, 7. September 1899, 8 Uhr Nachmittags.

Korps-Befehl.

1. Die zu erwartenden feindlichen Kräfte bestehen anscheinend aus dem bei Straßburg über den Rhein gegangenen XV. Armeekorps mit einer Kavalleriedivision.

Diese Kräfte scheinen sich getheilt zu haben.

Gegen einen im Rhein-Thal abwärts marschirenden Theil ist das XIV. Armeekorps von Heidelberg in Bewegung gesetzt worden. Es hat am 7. September Mingolsheim und Michelfeld erreicht.

Der andere Theil durchschreitet in zwei bis drei Kolonnen den Schwarzwald. Am 7. September haben starke feindliche Kolonnen aller Waffen den Kniebis überschritten und sind heute bis Freudenstadt—Dornstetten gelangt.

Auch im oberen Murg-Thal sowie bei Baden und Gernsbach sind feindliche Kräfte gemeldet.

Starke feindliche Kavallerie hat Birkenfeld südwestlich Pforzheim sowie Liebenzell und Calw erreicht.

2. Das XIII. Armeekorps hat den Auftrag, das Vordringen des Feindes aus dem Schwarzwald zu verhindern und die Eisenbahnlinie Ulm—Cannstatt—Bietigheim—Germersheim gegen feindliche Unternehmungen zu schützen. Es tritt hierzu am 8. September den Vormarsch an.

3. Die Kavalleriedivision A. bricht 7 Uhr Vormittags aus der Linie Ludwigsburg—Stuttgart auf und geht in der allgemeinen Richtung Heimsheim—Weil der Stadt vor.

Sie klärt über Pforzheim, Hirsau, Calw auf und sucht festzustellen, auf welchen Straßen der im oberen Murg-Thal, bei Baden und Gernsbach gemeldete Gegner den Schwarzwald durchschreitet. Das Vordringen feindlicher Kavallerie aus dem Schwarzwald und Unternehmungen derselben gegen die Eisenbahn Ludwigsburg—Mühlacker sind zu verhindern. Die Eisenbahnlinie selbst ist durch Landwehr rc. geschützt.

Mit dem XIV. Armeekorps ist Verbindung aufzunehmen (letzteres Annahme).

4. Die 26. Infanteriedivision erreicht mit den Hauptkräften die Gegend von Leonberg (Divisionsstabsquartier) und östlich und schiebt Vortruppen in die Linie Malmsheim—Renningen—Magstadt vor. Ihre Aufklärungsmaßregeln schließen bei Calw—Hirsau an die der Kavalleriedivision A. an und dehnen sich bis Wildberg aus. Die Zwecke der Aufklärung sind die gleichen wie die der Kavalleriedivision.

Die Würm-Uebergänge von Merklingen bis Schafhausen, beide Orte einschließlich, sind frühzeitig durch Radfahrer bezw. Kavallerie zu besetzen.

Die Luftschifferabtheilung und das Radfahrerdetachement werden für den 8. September der Division zugetheilt.

5. Die 27. Infanteriedivision erreicht mit den Hauptkräften die Gegend von Vaihingen a. d. Fildern (Divisions-Stabsquartier) und östlich und schiebt Vortruppen in die Linie Maichingen—Sindelfingen vor.

Die Aufklärung richtet sich gegen Nagold sowie über Bondorf gegen die von Freudenstadt—Dornstetten heranführenden Anmarschwege, um den Vormarsch des feindlichen rechten Flügels festzustellen. Hierzu ist über Herrenberg bezw. durch den Schönbuch frühzeitig und weit um die feindliche Flanke herum aufzuklären und durch entsprechende Relais, Kavallerie-Telegraphen ꝛc. für rechtzeitiges Gelangen der Nachrichten an mich Sorge zu tragen.

Die Würm-Uebergänge bei Ditzingen—Aidlingen und Ehningen sind frühzeitig durch Kavallerie zu besetzen.

6. Alle näheren Anordnungen für Marsch, Unterkunft und Sicherung sowie bezüglich der Bagagen treffen die Divisionen selbständig, doch müssen die Würm-Uebergänge spätestens um 11 Uhr Vormittags besetzt, im Uebrigen die Marschziele um 12 Uhr Mittags erreicht sein. Grenze für Marsch, Unterkunft und Verpflegung zwischen den Infanteriedivisionen bildet die Straße Stuttgart—Heslach—Schatten—Jägerhaus—Maichingen. Diese Straße gehört der 27. Infanteriedivision.

7. Die **Korpsartillerie** wird in Stuttgart vereinigt.

8. Die erste Staffel der **Kolonnen und Trains** bleibt auf die Divisionen vertheilt und ist von diesen zu dirigiren; sie muß das rechte Neckar-Ufer am 8. September um 12 Uhr Mittags geräumt haben.

Die zweite Staffel erreicht am 8. September 12 Uhr Mittags Cannstatt und Gegend östlich (Annahme).

9. Korpshauptquartier: Ditzingen.

Meldungen an das Generalkommando bis 10 Uhr Vormittags nach Stuttgart, von 10 Uhr Vormittags ab nach Ditzingen.

Der kommandirende General.
gez. Frhr. v. Falkenhausen.



Auf Grund dieses Korps-Befehls ordnete der Kommandeur der Kavalleriedivision A. Folgendes an.

Blau. D.St.Q. Cannstatt, 7. September 1899, 10 Uhr Nachmittags.
Kavalleriedivision A.

Divisions-Befehl.

1. Die zu erwartenden feindlichen Kräfte bestehen anscheinend aus dem bei Straßburg über den Rhein gegangenen XV. Armeekorps mit einer Kavalleriedivision. Diese Kräfte scheinen sich getheilt zu haben.

   Gegen einen im Rhein-Thal abwärts marschirenden Theil ist die 29. Infanteriedivision von Heidelberg in Bewegung gesetzt und hat am 7. September Mingolsheim (zwischen Wiesloch und Bretten) erreicht.

   Der andere Theil durchschreitet in zwei bis drei Kolonnen den Schwarzwald. Starke feindliche Kolonnen aller Waffen haben heute den Kniebis überschritten und sind bis Freudenstadt—Dornstetten gelangt.

   Auch im oberen Murg-Thal sowie bei Baden und Gernsbach sind feindliche Kräfte gemeldet. Starke feindliche Kavallerie hat Birkenfeld südwestlich Pforzheim sowie Liebenzell und Calw erreicht.

2. Das XIII. Armeekorps hat den Auftrag, das Vordringen des Feindes aus dem Schwarzwald zu verhindern und die Eisenbahnlinie Ulm—Cannstatt—Bietigheim—Germersheim, deren lokalen Schutz Landsturmtruppen innehaben, gegen feindliche Unternehmungen zu schützen. Es tritt hierzu am 8. September den Vormarsch an und erreicht mit der 26. Infanteriedivision die Gegend von Leonberg, Vortruppen bis 11 Uhr Vormittags in Linie Merklingen—Schafhausen, mit der 27. Infanteriedivision die Gegend von Vaihingen a. d. Fildern, Vortruppen bis 11 Uhr Vormittags in Linie Ditzingen—Ehningen.

3. Die Kavalleriedivision A. geht über die allgemeine Linie Heimsheim—Weil der Stadt vor, um das Vordringen feindlicher Kavallerie aus dem Schwarzwald zu verhindern.

4. Vier Offizierpatrouillen, welche um die Flügel der gegnerischen Kavallerie herum den weiteren Vormarsch des bei Baden und Gernsbach gemeldeten Feindes aller Waffen feststellen sollen, erhalten besonderen Befehl.

5. Aufklärungseskadrons, um 6 Uhr Vormittags den Glems-Bach bezw. die Linie Ditzingen—Gerlingen—Vaihingen a. d. Fildern überschreitend, gehen vorauf:

   vom Dragonerregiment 25:

   a) über Markgröningen—Hochdorf—Nußdorf—Wurmberg,
      Aufklärung gegen Pforzheim zwischen genannter Straße und der Enz;

b) über Schwieberdingen—Heimerdingen—Weissach—Friolzheim,
Aufklärung gegen Pforzheim über die Linie Wimsheim—Tiefenbronn sowie über Tiefenbronn—Steinegg gegen die Linie Schellbronn—Liebenzell;

c) über Ditzingen—Rutesheim—Heimsheim,
Aufklärung über Mühlhausen und Hausen gegen Liebenzell;

vom Dragonerregiment 26:

d) über Leonberg—Malmsheim—Merklingen,
Aufklärung über Merklingen gegen Liebenzell und Hirsau;

e) über Leonberg—Renningen—Weil der Stadt,
Aufklärung über Weil der Stadt gegen Hirsau und Calw.

Die zu b bis e genannten Eskadrons suchen baldmöglichst die Würm-Uebergänge
bei Steinegg (b), Mühlhausen und Hausen (c), Merklingen (d), Weil der Stadt (e)
in feste Hand zu bekommen.

Feindliche Patrouillen sind, um den Vormarsch der Division zu verschleiern, überall über die Würm zurückzudrängen. Die Eskadrons versuchen ferner Patrouillen durch die gegnerische Kavallerie hindurch gegen die voraussichtlich am 8. Mittags von der gegnerischen Infanterie erreichte Enzlinie durchzudrücken und zwar:

Eskadron a) über Pforzheim auf Neuenbürg,
" b) über Unter-Reichenbach auf Neuenbürg und Höfen,
" c) über Liebenzell auf Höfen,
" d) über Hirsau auf Calmbach,
" e) über Calw auf Calmbach.

6. Als Rückhalt für die vorgeschobenen Eskadrons rücken, um 6^{30} Uhr Vormittags den Glems-Bach bezw. die Linie Ditzingen—Gerlingen—Vaihingen a. d. Fildern überschreitend:

Dragonerregiment 25 nach Perouse,
" " 26 nach Malmsheim und Renningen.

7. Vom Gros der Division bricht auf:

die 27. Kavalleriebrigade um 7 Uhr Vormittags von Kornwestheim über Kornthal,

die 30. Kavalleriebrigade mit der Reitenden Abtheilung um 7^{0} Vormittags von Zuffenhausen über Weil im Dorf. Beide Brigaden erreichen Ditzingen um 8^{15} Uhr Vormittags.

8. Das Pionierdetachement bricht um 7 Uhr Vormittags von Ditzingen auf, sucht Anschluß an das Dragonerregiment 25 und unterstützt dessen vorgeschobene Eskadrons in der Besetzung der Würm-Uebergänge bei Mühlhausen und Hausen.

9. Meldesammelstelle zunächst Bahnhof Leonberg.

Zur Verfügung des Majors von Unger stellt dortselbst um 6^{30} Uhr Vormittags das Dragonerregiment 26 einen Zug unter einem Offizier.

10. Die große Bagage, und zwar für den 8. einschließlich der Verpflegungsfahrzeuge, sammelt sich bis 9^{30} Uhr Vormittags bei Münchingen und ordnet sich dort nach näherer Anweisung der Führer. Alsdann rückt dieselbe über Hemmingen, Heimerdingen nach Weissach.

Die Chaussee Ludwigsburg—Stuttgart darf seitens der Bagagen des Ulanenregiments 19, der 30. Kavalleriebrigade, der Artillerie und Pioniere nicht vor 8 Uhr Vormittags überschritten werden. Die Bagage der in Stuttgart liegenden Stäbe und Truppen muß die Straße Stuttgart—Zuffenhausen bis 7 Uhr Vormittags frei gemacht haben.

11. Ich bin um 8 Uhr Vormittags bei Bahnhof Ditzingen.

gez. Frhr. v. Schele.
Generalmajor.

Nähere Bestimmungen für die Aufklärungsorgane.

1. Instruktion für die vier gegen die feindlichen Infanterieteten angesetzten Offizierpatrouillen.

Es kommt darauf an, festzustellen, auf welchen Straßen der am 7. Abends bei Baden und Gernsbach festgestellte Feind aller Waffen den Schwarzwald durchschreitet.

Voraussichtlich erreicht derselbe im Laufe des 8. den Enz-Abschnitt etwa auf der Linie

Enzklösterle über Kaltenbronn,
Wildbad, Calmbach, Höfen } über Dobel,
Neuenbürg über Langenalb.

Die Patrouillen — je zwei des Ulanenregiments Nr. 19 und 20 in der Stärke von je zwei Offizieren, zwei Unteroffizieren und 15 bis 20 Reiter — darunter die im Brieftaubendienst ausgebildeten Unteroffiziere und Mannschaften beider Regimenter — brechen am 8. September 6^{0} Vormittags von

Markgröningen (Ulanenregiment Nr. 20) bezw.
Vaihingen a. d. Fildern (Ulanenregiment Nr. 19)

auf und reiten:

um den feindlichen linken Kavallerieflügel (Birkenfeld) herum

a) 1 Patrouille des Ulanenregiments Nr. 20 auf Neuenbürg zur Beobachtung der über Langenalb heranführenden Straße,
b) 1 Patrouille des Ulanenregiments Nr. 20 auf Höfen zur Beobachtung der von Dobel heranführenden Straße;

um den feindlichen **rechten** Kavallerieflügel (Calw) herum

c) 1 Patrouille des Ulanenregiments Nr. 19 auf Calmbach und Wildbad, zur Beobachtung der von Dobel auf Wildbad heranführenden Straße,

d) 1 Patrouille des Ulanenregiments Nr. 19 auf Enzklösterle und Sprollenhaus, zur Beobachtung der von Kaltenbronn dorthin heranführenden Straßen.

Diese 4 Patrouillen haben lediglich die feindliche Infanterie als ihr Ziel zu betrachten und haben sich nicht durch Meldungen über die feindliche Kavallerie aufhalten und schwächen zu lassen.

Von ihrer Geschicklichkeit wird erwartet, daß sie sich unter dem Schutz der Wälder **unbemerkt** bis an ihr Ziel heranschleichen, um dort aus sorgfältig versteckter Aufstellung zu beobachten.

Zur Nachrichtenbeförderung sind in erster Linie die jeder Patrouille mitgegebenen acht Brieftauben zu verwenden. Meldungen durch dieselben sind zu adressiren an Generalkommando XIII. Armeekorps, Ditzingen bei Leonberg.

Ferner treten nach Feststellung der Punkte, bis wohin die feindlichen Infanterieteten am 8. vorgedrungen sind, die beigegebenen jüngeren Offiziere mit einem Theil der Mannschaften den Rückweg an — erforderlichenfalls unter dem Schutze der Nacht — und setzen Alles daran, dem Divisionsführer (vermuthlich Gegend vorwärts Heimsheim) bis zum Morgen des 9. September mündlich über das Ergebniß der Erkundung Meldung zu erstatten.

Die älteren Offiziere mit den übrigen Mannschaften bleiben unbedingt vom 8. zum 9. September am Feinde und suchen am 9. früh seine weitere Vormarschrichtung festzustellen. Frühzeitige Meldungen hierüber, eventuell gleichfalls durch Brieftauben, sind von besonderem Werth.

2. Die im Divisionsbefehl durch Ziffer 5 in Marsch gesetzten Aufklärungsorgane werden eindringlichst darauf hingewiesen, daß sowohl die vorgetriebenen Patrouillen Alles aufbieten, um schleunigste Nachrichtenbeförderung zu den nächsten rückwärtigen Abtheilungen zu gewährleisten, als auch daß jede vorgeschobene Eskadron bezw. Regiment zwecks unbedingt sicherer und schneller Verbindung zur Meldesammelstelle an geeigneter Stelle Relaisposten aufstellt.

   Auch haben die vorgeschobenen Eskadrons unter einander Verbindung zu halten und sich gegenseitig zu orientiren.

3. Alle Patrouillen und Aufklärungsorgane werden darauf hingewiesen, daß es behufs Erkennung der gegnerischen Kriegsgliederung von besonderem Werth ist, festzustellen, welchen Regimentern die feindlichen angetroffenen Abtheilungen angehören.

gez. Frhr. v. Schele,
Generalmajor.



8. September.

Am 8. September 6 Uhr Morgens überschritten die Aufklärungsabtheilungen der Kavalleriedivision A. die Linie: Lauf des Glems-Baches, Ditzingen, Vaihingen a. d. Fildern. Sie mußten, da die Kavallerie des Gegners schon nahe war, die aufgestellte Sicherungslinie derselben umgehen oder durchreiten, um dann nach langem beschwerlichen Marsch das XV. Armeekorps auf den Straßen des Schwarzwaldes aufzusuchen. Die Ergebnisse ihrer Erkundungen konnten naturgemäß erst spät beim Generalkommando XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps eintreffen.

Die Offizierpatrouillen und Aufklärungseskadrons der rothen Kavalleriedivision B. näherten sich am 8. September schon frühzeitig dem Gegner. Der Führer der Division, der um 7^{30} Uhr Morgens die drei zur Verfügung stehenden Kavalleriebrigaden bei Heimsheim, Tiefenbronn und Friolzheim vereinigt hatte, erhielt Meldung, daß die bis Höfingen und Heimerdingen vorgeschobenen Sicherungen von feindlicher Kavallerie durchbrochen seien, daß diese sich Flacht und Perouse nähere und Reiter und Radfahrer westlich Heimsheim erschienen wären. Der Divisionskommandeur führte die Division nach dem linken Würm-Ufer zurück und stellte sie gegen 10^{15} Uhr Vormittags bei Mühlhausen, Steinegg und Lehningen bereit.

Die Aufklärungseskadrons der blauen Kavalleriedivision A., denen die Dragonerregimenter 25 und 26 folgten, hatten nach Durchbrechung der feindlichen Sicherungslinie bei Nußdorf, Heimerdingen und Höfingen bereits gegen 9 Uhr die Würm erreicht, während das Gros über Ditzingen, Rutesheim und Perouse folgte. Von der Anwesenheit starker Kavallerie bei Heimsheim unterrichtet, setzte die Division 10^{45} Uhr den Marsch nach Heimsheim fort.

Auch die Divisionskavallerie des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps hatte gegen 9 Uhr Vormittags die Würm erreicht, die feindlichen Postirungen überwältigt und die Uebergänge bei Merklingen und Schafhausen mit je 1, bei Weil der Stadt mit 2 Eskadrons und 60 Radfahrern besetzt, Patrouillen weiter gegen die Nagold vortreibend. Um diese Uebergangspunkte dem Feinde wieder zu entreißen, setzte sich die Kavalleriedivision B. würmaufwärts in Bewegung, nur einige Eskadrons bei Hausen, Mühlhausen und Tiefenbronn belassend. Gegen Mittag wurden die Dragoner des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps aus Merklingen vertrieben und Weil der Stadt überfallen und besetzt. Inzwischen war die Kavalleriedivision A., nach leichtem Gefecht mit den feindlichen Eskadrons bei Hausen und Mühlhausen, auf das linke Würm-Ufer gefolgt. Es kam zu einem Artilleriekampf zwischen beiden Kavalleriedivisionen in der Gegend des Büchel-Berges.

Die Kavalleriedivision B. nahm westlich Weil der Stadt eine Bereitschaftsstellung. Von hier wurde sie gegen 4 Uhr Nachmittags durch die Vor-

truppen der 26. Infanteriedivision vertrieben, die sowohl Merklingen wie auch Weil der Stadt wieder nahmen und die Kavalleriedivision B. veranlaßten, auf Simmozheim zurückzugehen. Als die Kavalleriedivision A. auf dem linken Würm-Ufer nicht weiter folgte, ging die Kavalleriedivision B. in der Gegend von Deufringen, Gechingen, Stammheim zwischen 6 und 7 Uhr Abends in Unterkunft, um am 9. September gegen den linken Flügel des im Vormarsch von Stuttgart gegen Weil der Stadt vermutheten Feindes operationsbereit zu sein.

Die Kavalleriedivision A. verblieb zu beiden Seiten der Würm bei Mühlhausen und Heimsheim und entsandte zahlreiche starke Patrouillen gegen Liebenzell, Hirsau und Calw, wo sie auf den Feind stießen.

Vom XV. Armeekorps erreichte die 31. Infanteriedivision, nachdem sie Mittags bei Berneck abgekocht hatte, gegen 5 Uhr Neu-Bulach und Calw, Vortruppen Stammheim—Alt-Hengstett. Ihre Patrouillen stießen auf Dragoner der feindlichen 27. Infanteriedivision.

Die 30. Infanteriedivision, die besondere Schwierigkeiten auf dem Marsche vorgefunden hatte und deren Trains nur mit Hülfe von Vorspann und durch Eingreifen von Infanterie die Steigungen überwinden konnten, kochte bei Agenbach ab und langte gegen 6³⁰ Uhr Abends in Hirsau und Würzbach an, Vortruppen Neu-Hengstett—Möttlingen.

Die 41. Infanteriedivision, in ihrem Vormarsch von feindlichen Patrouillen umschwärmt, kam bis Liebenzell, Schömberg. Die Anwesenheit ihrer Vortruppen bei Unter-Haugstett und Monakam wurde von den vorgeschobenen Eskadrons der Kavalleriedivision A. festgestellt.

Das Generalkommando erreichte Hirsau.

Bis zum Abend war bei demselben bekannt:

Starke Kavallerie (Kavalleriedivision A.) ist bei Hausen über die Würm gegangen; die Besetzung der Würm-Uebergänge bei Merklingen und Weil der Stadt durch Infanterie (26. Infanteriedivision); weiter nördlich nur durch Kavallerie; Durchmarsch starker Kräfte durch Leonberg; Eintreffen von Infanterie und Artillerie bei Vaihingen a. d. Fildern.

Auch das XIII. (Königlich Württembergische) Armeekorps hatte am 8. September seine Marschziele erreicht. Im Anschluß an die zwischen Tiefenbronn und Merklingen untergekommene Kavalleriedivision A. waren alle Würm-Uebergänge bis Ehningen hinauf in Händen der Spitzen des Armeekorps, dessen Vortruppen Malmsheim, Renningen, Magstadt, Maichingen, Sindelfingen und Böblingen belegten.

Die 26. Infanteriedivision kam nach Leonberg und Ditzingen, die 27. in die Gegend von Vaihingen a. d. Fildern, die Korpsartillerie wurde in Stuttgart zusammengezogen.

Das Generalkommando nahm Unterkunft in Ditzingen.



9. September.

(Plan 1.)

Dem Generalkommando XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps ging am Nachmittage des 8. September die Nachricht zu, daß am 6. September Feind aller Waffen — vermuthlich eine Division stark — bei Drusenheim über den Rhein gegangen sei und die Richtung auf Steinbach genommen habe, die 29. Infanteriedivision sei heute bis in die Gegend südlich Bruchsal gekommen. (Annahme.)

Daraufhin wurde folgender Befehl erlassen:

Generalkommando
XIII. (K. W.) Armeekorps.

K. H. Q. Ditzingen, 8. September 1899,
4 Uhr Nachmittags.

Korps-Befehl.

1. Eine feindliche Kavalleriedivision heute Mittag bei Neuhausen nordöstlich Liebenzell festgestellt; vorgetriebene feindliche Kavallerieabtheilungen zeigten sich heute Vormittag in dem Gelände nördlich der Linie Stuttgart—Leonberg—Heimsheim (weiße und rothe Ulanen, rosafarbene Dragoner und blaue Husaren), sowie bei Böblingen (blaue Husaren).
2. Das Armeekorps setzt morgen den Vormarsch fort.
3. Die Aufgabe der Kavalleriedivision bleibt unverändert.
4. Die 26. Infanteriedivision hat mit Tagesanbruch die Höhen bezw. Hänge östlich Hirsau—Calw durch vorgeschobene Abtheilungen zu besetzen. Die Division marschirt über Weil der Stadt auf Alt-Hengstett. Radfahrerdetachement und Luftschifferabtheilung bleiben bis auf Weiteres der Division zugetheilt.
5. Die 27. Infanteriedivision marschirt in zwei Kolonnen auf Gechingen. Rechte Kolonne über Maichingen—Döffingen—Dätzingen, linke Kolonne über Sindelfingen—Dagersheim—Aidlingen.
6. Die Korpsartillerie folgt der rechten Kolonne der 27. Infanteriedivision und ist von der Division mit entsprechender Weisung für Aufbruch und Marsch zu versehen.
7. Die Spitzen der Infanterie überschreiten die Würm um 7 Uhr Vormittags.
8. Der 3. und 4. Zug der Korps-Telegraphenabtheilung folgen der 26. Infanteriedivision.
9. Die großen Bagagen und die den Divisionen zugetheilten Kolonnen und Trains dürfen die Würm zunächst nicht überschreiten. Die II. Staffel verbleibt bei Cannstatt (Annahme).
10. Ich reite an der Spitze der 26. Infanteriedivision.

Der kommandirende General.
gez. Frhr. v. Falkenhausen.



Inzwischen gingen Meldungen ein, daß der Feind bereits die Nagold und zwar bei Calw—Liebenzell in erheblicher Stärke erreicht habe, die Gegend bei der Stadt Nagold und bis Bondorf aber noch frei vom Feinde sei. Die am 7. bei Freudenstadt, Dornstetten gemeldete feindliche Kolonne war also anscheinend in nordöstlicher Richtung auf Calw weitermarschirt.

Der kommandirende General erließ daher, in weiterer Ausführung seiner Absicht, den Gegner am 9. September bei seinem Aufstieg aus dem Nagold-Thal anzugreifen, am 8. September Abends 9^{50} Uhr telegraphisch folgenden Befehl:

XIII. Armeekorps.

K. H. Q. Ditzingen, 8. September 1899, 9^{50} Uhr Nachmittags.

Telegramm.

Nach bis jetzt, 9 Uhr Nachmittags, eingegangenen Nachrichten haben die Spitzen des feindlichen Armeekorps in erheblicher Stärke die Nagold-Linie Calw—Liebenzell erreicht. Dagegen ist die Gegend Nagold—Bondorf frei vom Feinde. Kolonne Freudenstadt augenscheinlich über Pfalzgrafenweiler—Berneck auf Calw marschirt.

Infolgedessen wird das Armeekorps morgen den Marsch in die Linie Möttlingen—Simmozheim—Alt-Hengstett antreten.

26. Infanteriedivision Vormarsch über Weil der Stadt mit den Hauptkräften auf Möttlingen, 27. Infanteriedivision, wie befohlen, in zwei Kolonnen über Dätzingen und Aidlingen, Richtung Alt-Hengstett.

Kavalleriedivision A. hat gegen Vormarsch des feindlichen linken Flügels zu wirken.

Generalkommando.

Die im Laufe der Nacht eingehenden Meldungen ließen nun keinen Zweifel, daß der Gegner mit Vortruppen bis zum Abend des 8. September bereits das östliche Nagold-Ufer erreicht und die Linie Möttlingen—Alt-Hengstett schon besetzt habe.

Der kommandirende General glaubte daher, am 9. September den Aufstieg der feindlichen Hauptkräfte aus dem Nagold-Thal, selbst bei der nach der Unterbringung des Korps frühest angängigen Aufbruchstunde, nicht mehr verhindern zu können. Er entschloß sich nunmehr, die 26. Infanteriedivision auf dem östlichen Würm-Ufer zunächst bereitzustellen, mit der 27. Infanteriedivision und der Korpsartillerie auf dem westlichen Ufer den im Anmarsch von Alt-Hengstett gegen die Würm gedachten rechten Flügel des Gegners anzugreifen.



Daraufhin wurde am 9. September 3^{30} Uhr früh aus Ditzingen befohlen:

Blau.
XIII. Armeekorps.

H. Q. Ditzingen, 9. September 1899 3^{30} Uhr Vormittags.

Korps-Befehl.

1. Vortruppen des **Feindes** sind noch gestern Abend in die Linie Möttlingen —Alt-Hengstett vorgerückt.
2. Die 26. Infanteriedivision verbleibt auf den Höhen östlich Weil der Stadt und stellt die 52. Infanteriebrigade aufgeschlossen in Marschkolonne — Spitze da, wo der Weg nach Schafhausen abbiegt — zu meiner Verfügung. Das Divisions-Kavallerieregiment ist, soweit verfügbar, zur Verstärkung der Kavalleriedivision zu entsenden.
3. Von der 27. Infanteriedivision marschirt die rechte Kolonne auf Ostelsheim, die linke Kolonne ist möglichst beschleunigt heranzuziehen; die Division tritt dem Feinde in geeigneter Stellung entgegen.
4. Die Korpsartillerie ist auf die Höhen östlich Ostelsheim vorzuziehen.
5. Aufgabe der Kavalleriedivision bleibt es, gegen das Vorgehen des linken feindlichen Flügels zu wirken.
6. Die Bagagen, Kolonnen und Trains dürfen vorerst über Leonberg—Vaihingen a d. Fildern nicht vorgezogen werden.
7. Ich begebe mich zunächst an die Spitze der 52. Infanteriebrigade.

Der kommandirende General.
gez. Frhr. v. Falkenhausen.

Der kommandirende General verließ um 4 Uhr Vormittags Ditzingen und erreichte 6^{20} Uhr die Höhen östlich Weil der Stadt, wo er die 26. Infanteriedivision antraf und Meldung erhielt, daß der Feind von Möttlingen auf Weil der Stadt vorginge. Dem Divisionskommandeur wurde befohlen, falls er überlegen mit Umgehung seines rechten Flügels angegriffen würde, rechts zu schwenken und den Angriff so lange auszuhalten, bis die übrigen Theile des Korps in Wirksamkeit treten könnten.

Die beim Generalkommando XV. Armeekorps bis zum Abend des 8. September eingehenden Meldungen ließen die Annahme zu, daß der Gegner mit je einer Division von Renningen auf Merklingen und von Vaihingen a. d. Fildern auf Weil der Stadt marschiren würde. Der kommandirende General entschloß sich daher, den Feind in der vermutheten Front Weil der Stadt—Merklingen mit einer Division festzuhalten, mit den anderen beiden Divisionen den rechten feindlichen Flügel zu umfassen.

Daraufhin wurde folgender Korpsbefehl erlassen:

Roth.
XV. Armeekorps.

H. Q. Hirsau, 8. September 9[20] Uhr Nachmittags.

Korps-Befehl.

1. **Gegner** hat im Anmarsch über Leonberg Weil der Stadt und Merklingen mit Infanterie, Würm-Uebergänge nördlich und südlich Weil der Stadt bis Tiefenbronn und Aidlingen mit Kavallerie besetzt.
   Außerdem sind starke Truppen südlich Vaihingen a. d. Fildern in Unterkunft.
2. Das **Armeekorps**, das mit seiner Avantgarde bei Alt-Hengstett (31. Division), Hundsrücken westlich Simmozheim (30. Division), Unter-Haugstett (41. Division) steht, wird aus den Unterkunftsbezirken an und westlich der Nagold morgen zum Angriff vorgehen.
3. Hierzu stehen um 5 **Uhr Vormittags** in **Marschkolonnen**:
   Gros der 31. Division mit Spitze am Bahnübergang 1½ km westlich Alt-Hengstett,
   Gros der 30. Division mit Spitze östlich Ottenbronn bei Wegekreuz östlich Höhe 569,
   Gros der 41. Division mit Spitze an Wegegabel 300 m östlich Unter-Haugstett.
4. Die **Korps-Kavalleriebrigade** scheidet aus dem Verband der Kavalleriedivision aus und steht aus Unterkunft bei Neu-Hengstett 5 Uhr Vormittags gedeckt am Büchel-Berg, Front gegen Osten, bereit, gegen Linie Merklingen—Tiefenbronn und darüber hinaus aufklärend.
5. Die **Kavalleriedivision** steht aus ihrer Unterkunft um Gechingen 5 Uhr Vormittags im Gelände westlich Ostelsheim bereit, gegen feindlichen Uebergang bei Weil der Stadt und Schafhausen einzugreifen, und gegen Würm-Linie Ehningen—Weil der Stadt sowie darüber hinaus aufklärend.
6. Verfügung über 1. Staffel der Kolonnen und Trains treffen die Divisionen, 2. Staffel rückt nach Simmersfeld.
7. Ich befinde mich von 4[30] Uhr Vormittags an bei Höhe 569 östlich Ottenbronn.

Der kommandirende General.
gez. Frhr. v. Meerscheidt-Hüllessem.

Auf Grund weiterer Entschließungen wurde am 9. September früh befohlen:

Roth.
XV. Armeekorps.

Bei Ottenbronn, 9. September 4[30] Uhr Vormittags.

Korps-Befehl.

1. **Gegner** hält Würm bei Merklingen und Weil der Stadt noch besetzt.
2. **Armeekorps** wird über Merklingen und nördlich angreifen.

3. 31. Division geht 5^{15} Uhr Vormittags von Alt-Hengstett über Simmozheim auf Merklingen vor, nimmt Höhe 531 und Merklingen in Besitz, Uebergänge über die Würm vorbereitend.
4. 30. Division geht gleichfalls 5^{15} Uhr Vormittags von Höhe 569 östlich Ottenbronn über Möttlingen, Münklingen auf Hausen vor und überschreitet die Würm in Richtung auf Steinbruch östlich Hausen—Ai-Berg.
5. 41. Division, mit Korps-Kavalleriebrigade am Büchel-Berg, die ihr unterstellt wird und zu benachrichtigen ist, geht ebenfalls 5^{15} Uhr Vormittags von Unter-Haugstett über Neuhausen—Lehningen auf Mühlhausen vor und überschreitet die Würm in Richtung auf Heimsheim.
6. Kavalleriedivision B. geht von westlich Ostelsheim auf Weil der Stadt vor und deckt rechten Flügel des Armeekorps.
7. Ich begebe mich zunächst über Simmozheim auf Höhe 531 südwestlich Merklingen.

Der kommandirende General.
gez. Frhr. v. Meerscheidt-Hüllessem.

In der Nacht vom 8. zum 9. September fiel starker Regen. Bei beginnendem Tageslicht erschwerte das trübe Wetter und der aufsteigende dichte Morgennebel die Fernsicht. Erst gegen 9 Uhr wurde das Wetter heller.

Die rothe Kavalleriedivision B. (2 Brigaden) versammelte sich am 9. September früh 4^{45} Uhr südwestlich Ostelsheim. Nach Aidlingen und Dätzingen waren Eskadrons vorgeschoben, die Döffingen und Schafhausen von feindlicher Kavallerie besetzt meldeten. Gegen 6 Uhr ging vom Generalkommando des XV. Armeekorps die Weisung ein, den rechten Flügel des Armeekorps, die 31. Infanteriedivision, welche über Simmozheim auf Merklingen vorgehen würde, zu decken. Die Kavalleriedivision B. stellte sich darauf am Weilberg nördlich Ostelsheim bereit. Von dort beschoß 7 Uhr Vormittags die reitende Abtheilung feindliche Artillerie östlich Weil der Stadt (der 26. Infanteriedivision angehörig). Die bis 7^{45} Uhr einlaufenden Meldungen ließen erkennen, daß sich feindliche Kolonnen über Aidlingen und Döffingen auf Ostelsheim vorbewegten. Vor diesen ging die Division auf Simmozheim zurück, wo sie 8^{45} Uhr Vormittags eintraf und dann in der Richtung auf Merklingen weiterritt. Bei Kuppe 531 schwenkte sie nach Süden ein und ließ ihre Artillerie auffahren, welche durch ein Infanterieregiment der 31. Infanteriedivision (das Infanterieregiment 132) gedeckt wurde.

Die 31. Infanteriedivision hatte 5^{20} Uhr Vormittags von Alt-Hengstett den Marsch über Simmozheim auf Merklingen angetreten. 7^{20} Uhr nahm die Avantgarde das vom Feinde nur schwach besetzte Merklingen und schlug auf Befehl des Generalkommandos die Richtung auf den Ai-Berg ein. Inzwischen eröffneten feindliche Batterien von östlich Weil der Stadt das Feuer, die Artillerie der 31. Infanteriedivision fuhr auf Höhe 531 südöstlich Merklingen auf. Das Gros der Division marschirte auf Merklingen weiter.

Die 30. Infanteriedivision ging 5^{15} Uhr Vormittags von Höhe 569 östlich Ottenbronn über Möttlingen, Münklingen nach Hausen an der Würm, vertrieb hier einige feindliche Radfahrer und ließ das Feldartillerie-Regiment 30 auf dem westlichen Würm-Ufer südwestlich Hausen auffahren, da vom Westsaume des Reisach-Waldes südlich Heimsheim sich Artilleriefeuer bemerkbar machte. Das regnerische Wetter und der über dem Würm-Thal liegende Nebel erschwerten zunächst das Erkennen der feindlichen Aufstellung.

Als die Avantgarde bei Hausen das östliche Würm-Ufer betrat, verstummte die feindliche Artillerie. Bald aber zeigte sich auf den Südhängen des Bezenbuckels eine lange feindliche Schützenlinie, auch auf Höhe 448 feindliche Artillerie. Die Division entwickelte das Avantgarden-Infanterieregiment zwischen dem Reisach-Wald und dem Gasthaus östlich Hausen mit der Front nach Norden und zog das Gros der Infanterie sowie das Feldartillerie-Regiment 30 auf das östliche Würm-Ufer nach.

Auch die 41. Infanteriedivision hatte sich um 5^{15} Uhr östlich Unter-Haugstett gesammelt, die Avantgarde war auf der Straße nach Möttlingen vorgeschoben. Die der Division unterstellte Korps-Kavalleriebrigade stand am Büchel-Berg nördlich Münklingen.

Um 5^{50} Uhr Vormittags trat die Division unter Bildung einer neuen Avantgarde von Unter-Haugstett auf Neuhausen an und ließ die bisherige Avantgarde von Möttlingen über Unter-Haugstett folgen, da ein Durchkommen auf kürzerem Wege nach Neuhausen sich als unmöglich erwies. Die Korps-Kavalleriebrigade erhielt Befehl, nach der Gegend westlich Mühlhausen zu rücken, um die linke Flanke der Division zu sichern. Auf dem Vormarsch nach Lehningen wurde der Feind in Mühlhausen und auf dem Bezenbuckel gemeldet. Von hier erhielt die Avantgarde auch Artilleriefeuer. Die Artillerie der Division fuhr daher gegen 7^{30} Uhr Vormittags nördlich Lehningen auf, die Avantgarde nahm die von feindlichen abgesessenen Reitern vertheidigte Würm-Brücke bei Mühlhausen. Der Divisionskommandeur entschloß sich, als die einlaufenden Meldungen die Besetzung der Höhen des Bezenbuckels bestätigten und im Nebel dort das Aufblitzen von Gewehr- und Kanonenschüssen zu erkennen war, diesen Berg vom Feinde zu säubern. Zwischen 8^{15} und 8^{45} Uhr formirte sich die Division zum Angriff. Der Feind aber räumte frühzeitig seine Stellungen und war verschwunden, als die Division die Kuppe 448 erreichte.

Die blaue Kavalleriedivision A. hatte für den 9. September früh 6^{30} Uhr die Versammlung bei Lehningen befohlen und das Ulanenregiment 11 nach Neuhausen zur Aufklärung nach der Nagold von Unter-Reichenbach bis Ernstmühl, das Ulanenregiment 19 nach Münklingen zur Aufklärung gegen Ernstmühl, Alt-Hengstett und Ostelsheim vorgeschoben. Zur Beobachtung



der nach Pforzheim führenden Straßen stand die 3. Dragoner 25 bei Mönsheim, die 1. Ulanen 15 bei Friolzheim.

Als die am 9. September früh eingehenden Meldungen die Besetzung von Möttlingen und Simmozheim und den Vormarsch feindlicher Kolonnen von Liebenzell und Hirsau gegen die Würm feststellten, wurde die reitende Abtheilung der Kavalleriedivision mit 4. Dragoner 26 auf das östliche Würm-Ufer zurückgeschickt und südlich Heimsheim auf Kuppe 479 in Stellung gebracht. Um 6[30] Uhr trat auch die Kavalleriedivision den Rückmarsch in eine Bereitschaftsstellung hinter Höhe 448 südlich des Bezenbuckels an, wo sie sich um 7[15] Uhr versammelt aufstellte und wohin sie auch die reitende Artillerie, die einige Schüsse auf die in das Würm-Thal herabsteigenden feindlichen Kolonnen abgegeben hatte, heranzog. Die 30. Kavalleriebrigade besetzte zum Fußgefecht Höhe 448 vor den reitenden Batterien. Die beiden anderen Kavalleriebrigaden hielten rechts und links gestaffelt dahinter. Als sich nun die Avantgarden der gegnerischen 30. und 41. Infanteriedivision mit Infanterie und starker Artillerie bei Hausen a. d. Würm und Mühlhausen entwickelt hatten, zog die Kavalleriedivision A. zunächst ihre Artillerie, dann die abgesessenen Schützen zurück und ging in östlicher Richtung bis hinter den Wartmauer-Berg, wo sie sich 10[50] Uhr versammelt aufstellte.

Die 26. Infanteriedivision hatte ihre schon am 8. September nach Malmsheim, Renningen und Magstadt vorgeschobenen Avantgarden mit Tagesanbruch des 9. September auf den Höhen östlich Weil der Stadt vereinigt, die Würm-Uebergänge bei Merklingen, Weil der Stadt und Schafhausen besetzt und gegen die Nagold aufgeklärt.

Das Gros der Division trat um 5 Uhr Vormittags von Eltingen den Vormarsch über Renningen an und marschirte auf den Höhen östlich Weil der Stadt auf, eine Infanteriebrigade (die 52.) zur Verfügung des kommandirenden Generals bereit haltend. Die Divisionsartillerie (8 Batterien) ging zu beiden Seiten der Straße Magstadt—Weil der Stadt in Stellung und beschoß zunächst die reitenden Batterien der Kavalleriedivision B. auf dem Weilberg bei Ostelsheim. Man erwartete einen Angriff auf Weil der Stadt. Als jedoch kurz nach 7 Uhr erkannt wurde, daß der Feind auf Merklingen marschire, wurde Höhe 457 an der Planmühle von 2 Bataillonen besetzt, das Divisions-Kavallerieregiment gegen Malmsheim vorgeschoben und bald darauf der Artilleriekampf gegen die nunmehr erscheinende Artillerie der 31. Infanteriedivision südwestlich Merklingen aufgenommen.

Die 27. Infanteriedivision hatte seit dem 8. September Abends alle Anstrengungen gemacht, um den rechten feindlichen Flügel festzustellen. Das Divisions-Kavallerieregiment mit Radfahrabtheilung hatte die Würm-Uebergänge bei Dätzingen, Aidlingen und Ehningen besetzt und Patrouillen gegen die Nagold über Gechingen und Deckenpfronn vorgesandt, um den Verbleib

des im Laufe des 8. September im Marsch von Berneck auf Calw gemeldeten Feindes zu erkunden.

Die Division trat, ihre Quartiere frühzeitig verlassend, um 6 Uhr Vormittags in 2 Kolonnen von Maichingen und Sindelfingen den Vormarsch auf Dätzingen und Aidlingen an. Der rechten Kolonne folgte die Korpsartillerie. Als die Division das östliche Würm-Ufer erreicht hatte, ging ein Befehl des Generalkommandos ein, wonach sie auf Ostelsheim zu marschiren habe, um von hier aus weiter gegen die feindliche Flanke vorzugehen. Die Korpsartillerie sei bei Ostelsheim einzusetzen. Daraufhin marschirte die rechte Kolonne der 27. Infanteriedivision gegen 8 Uhr bei Ostelsheim auf, die Korpsartillerie ging in Bereitschaft südlich des Weilberges, die linke Kolonne erstieg von Aidlingen aus den Wolfs- und Venusberg, das Dragonerregiment 7 ging auf Gechingen vor.

Inzwischen ließen die einlaufenden Meldungen immer mehr erkennen, daß die rechte Flügelkolonne des Gegners von Calw über Alt-Hengstett in nordöstlicher Richtung marschirte.

Als sich südwestlich Merklingen die Batterien der 31. Infanteriedivision zeigten und das Feuer gegen die 26. Infanteriedivision bei Weil der Stadt eröffneten, fuhr um 8[30] Uhr Vormittags die Korpsartillerie XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps auf dem Weilberg auf, geschützt durch die 53. Infanteriebrigade.

Die 54. Infanteriebrigade erreichte um diese Zeit den Venusberg.

Der kommandirende General XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps war gegen 8 Uhr ebenfalls auf dem Weilberg eingetroffen.

Hier langten Meldungen an, daß zwei feindliche Divisionen (30. und 41.) bei Hausen und Mühlhausen über die Würm gegangen seien und in Richtung auf Perouse vorrückten, die Kavalleriedivision A. aber vor ihnen ausweichen müsse.

Der kommandirende General entschloß sich nun, die von vornherein gehegte Absicht eines kräftigen Vorstoßes gegen des Feindes rechte Flanke durchzuführen.

Die 26. Infanteriedivision glaubte das rechte Würm-Ufer allein mit der 51. Infanteriebrigade und ihren acht Batterien in der Linie Mühlberg, Planmühle, Höhe 476 östlich Weil der Stadt halten zu können; der 52. Infanteriebrigade wurde daher befohlen, von der Wegegabel bei Schafhausen über Bahnhof Dätzingen auf dem linken Würm-Ufer durch den Steckenthal-Wald und östlich auf Weil der Stadt vorzugehen.

Die 27. Infanteriedivision erhielt den Befehl, sich in Besitz der Höhe 510 (westlich Weil der Stadt) zu setzen, während sowohl die nördlich des Steckenthal-Waldes aufgefahrene Divisionsartillerie als auch die Korpsartillerie vom Weilberge aus gegen die feindlichen Stellungen bei Merklingen wirkten. Der Kommandeur der 27. Infanteriedivision ließ die Infanterie der

53. Infanteriebrigade über den Wannen und durch den Grund des Thalacher-Baches gegen Höhe 510 vorgehen und diese Höhe gegen 9[30] Uhr besetzen. Sie war von feindlicher abgesessener Kavallerie und einiger Infanterie (Kavalleriedivision B. und Infanterieregiment Nr. 132) nur schwach vertheidigt worden.

Von der linken Kolonne der Division (54. Infanteriebrigade) konnte die Infanterie wegen des langen, beschwerlichen und anstrengenden Marsches nur langsam folgen und erreichte erst 9[45] Uhr Ostelsheim. Um diese Zeit setzte die 53. Infanteriebrigade ihre Bewegung gegen Höhe 531 südwestlich Merklingen fort, während die 52. Infanteriebrigade den Galgenberg erreichte. Die Korpsartillerie begann mit der Divisionsartillerie der 27. Infanteriedivision den Stellungswechsel vom Weilberge nach Höhe 510.

Auf dem rechten Flügel des Armeekorps war inzwischen erkannt worden, daß sich starke feindliche Kräfte bei Merklingen auf das rechte Würm-Ufer vorbewegt hatten und sich hinter Höhe 452 östlich Merklingen entwickelten, auch gingen Meldungen ein, daß der Feind von Hausen—Heimsheim sich in Richtung Malmsheim vorbewegte.

Der Kommandeur der 26. Infanteriedivision hatte daher mit der 51. Infanteriebrigade eine Rechtsschwenkung vorgenommen und die sehr starke Stellung Mühlberg—Planmühle mit fünf Bataillonen, Weil der Stadt mit einem Bataillon besetzt. Eine Artillerieabtheilung war auf dem Mühlberg aufgefahren, zwei Abtheilungen nahmen östlich Weil der Stadt den Kampf gegen die feindliche Artillerie östlich Merklingen auf. Dragonerregiment Nr. 23 schützte die rechte Flanke.

Das Armeekorps stand mithin kurz nach 10 Uhr in der Linie Mühlberg—Weil der Stadt—Höhe 510 westlich Galgenberg unter Einsatz der gesammten Artillerie in entwickelter Front bereit, die Offensive fortzusetzen. Hinter dem linken Flügel bildete die 54. Infanteriebrigade die Reserve. Die Kavalleriedivision A. hielt nordöstlich Heimsheim.

Die rothe 31. Infanteriedivision hatte beim Durchschreiten von Merklingen die Stellung des Gegners auf den Höhen östlich Weil der Stadt erkannt und entwickelte sich nach der rechten Flanke. Sie zog die Artillerie (6 Batterien) von Höhe 531 über die Würm auf Höhe 452 vor, stellte ein Infanterieregiment links, ein Regiment rechts derselben in erster Linie auf und beließ ein Regiment dicht östlich Merklingen. Das Infanterieregiment Nr. 132 verblieb auf dem linken Würm-Ufer südwestlich Merklingen bei der Kavalleriedivision B. Die 28. Kavalleriebrigade, die Karlsruhe am frühen Morgen verlassen hatte und über Neuhausen heranbeordert war, erhielt Befehl, sich mit der Kavalleriedivision B. zu vereinigen.

Inzwischen gingen beim Generalkommando XV. Armeekorps die Meldungen ein, daß von Süden auf dem linken Würm-Ufer starke Kolonnen

mit Artillerie im Anmarsch seien. Auch wurde nunmehr erkannt, daß vom Bezenbuckel nur feindliche Kavallerie in östlicher Richtung ausgewichen sei und gegenüber der 30. und 41. Infanteriedivision keine feindliche Infanterie stehe. Daraufhin erging 9⁴⁵ Uhr Vormittags an die 30. Infanteriedivision der Befehl, die Front nach Malmsheim zu nehmen und durch den Reisach-Wald sowie über den Ai-Berg an den linken Flügel der 31. Infanteriedivision heranzurücken, um den rechten Flügel des nordöstlich Weil der Stadt stehenden Feindes zu umfassen. Die 41. Infanteriedivision sollte sich in Höhe der Frohnmühle zur Verfügung des kommandirenden Generals stellen und den Bezenbuckel mit einem Infanterieregiment und einer reitenden Abtheilung besetzt halten.

Der kommandirende General beabsichtigte: „dem Angriff des Gegners von Süden und Südwesten mit der 31. und 30. Infanteriedivision auf den Höhen östlich Merklingen entgegenzutreten und die 41. Infanteriedivision aus der Linie Büchelberg—Hausen gegen die Flanke dieses Angriffs vorgehen zu lassen, um den Gegner nach Südosten zurückzuwerfen."

Um 10 Uhr Vormittags wurde das Manöver abgebrochen und in Anbetracht des auf den 10. September fallenden Sonntags Unterkunft dem XV. Armeekorps westlich, dem XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps östlich der Würm angewiesen. Bis zum 11. September früh trat Unterbrechung der Operationen ein.

11. September.

Beim Oberkommando des blauen Heeres war am 9. September die Nachricht eingetroffen, daß der bei Straßburg und nördlich über den Rhein gegangene Feind nicht weiter im Rhein-Thal abwärts auf Karlsruhe marschirt sei, sondern sich mit allen Kräften in erheblicher Stärke in den Schwarzwald gewendet habe.

Daraufhin wurden das Armee-Oberkommando der blauen Armee und das XIV. Armeekorps (siehe Kriegsgliederung der Blauen) mit der Eisenbahn und mit Fußmarsch von Mannheim und Bruchsal (Annahme) am 9. und 10. September nach der Enz in Bewegung gesetzt. Das Armeekorps erreichte bis zum 10. Abends mit den Spitzen Mühlacker und Roßwag, (29. Infanteriedivision), Enzweihingen und Ober-Riexingen (28. Infanteriedivision).

Das am 9. September Abends 11 Uhr in Gr. Sachsenheim eintreffende Oberkommando der blauen Armee hatte noch während der Eisenbahnfahrt Nachrichten über die am Vormittage an der Würm stattgehabten Kämpfe und über die gegenwärtige Aufstellung des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps östlich der Würm erhalten.

Das XIII. (Königlich Württembergische) Armeekorps theilte ferner mit, es beabsichtige, am 11. September die Kavalleriedivision A. östlich Heimsheim,

die 26. Infanteriedivision nördlich Malmsheim, die 27. Infanteriedivision bei Renningen—Magstadt, unter Abzweigung nach Dagersheim, die Korpsartillerie auf der Straße Renningen—Eltingen bereit zu stellen. Endlich ging die Nachricht ein, daß sich vor den Vorposten des XIV. Armeekorps an der Enz nur feindliche Patrouillen gezeigt hätten, daß aber lange feindliche Truppenkolonnen (rothe 39. Infanteriedivision) am Morgen im Schwarzwalde durch Gernsbach auf Herrenalb marschirt und am 7. September mehrere feindliche Batterien durch Achern auf der Straße nach Ottenhöfen dem Vormarsch des Feindes gefolgt seien.

Daraufhin wurde folgender Armee-Befehl ausgegeben:

Blaue Armee. A. H. Q. Gr. Sachsenheim, 9. September 11[45] Uhr Abends.

Armee-Befehl.

1. Das XIII. Armeekorps ist heute am Würm-Abschnitt bei Weil der Stadt auf den Feind gestoßen und hat vor sich 3 Infanteriedivisionen des rothen XV. Armeekorps sowie eine Kavalleriedivision festgestellt.

   Weitere starke Truppenkolonnen des Feindes sind heute früh durch Gernsbach auf Herrenalb marschirt.

2. Die Armee wird unverzüglich mit vereinten Kräften zunächst das rothe XV. Armeekorps angreifen.

3. Das XIV. Armeekorps marschirt östlich des Grenzbaches unter Deckung seiner rechten Flanke über Weissach auf Perouse und im Strudelbach-Thal sowie über Heimerdingen auf Rutesheim vor.

   Die Linie Aurich—Enzweihingen—Ober-Riexingen ist von den Teten um 5 Uhr Vormittags zu überschreiten.

4. Die Kavalleriedivision A. steht 5[30] Uhr Vormittags östlich Heimsheim bereit, klärt frühzeitig gegen Tiefenbronn, Mühlhausen, Hausen a. d. Würm und Merklingen sowie in Richtung Pforzheim auf, verschleiert den Anmarsch des XIV. Armeekorps und setzt sich demnächst auf dessen rechten Flügel.

   Sie meldet an die Armee und zunächst auch an das XIII. Armeekorps.

5. Das XIII. Armeekorps hat bis zum Herankommen des XIV. Armeekorps einem Kampfe mit dem als überlegen erkannten Gegner in Richtung auf Gebersheim—Höhen westlich Leonberg auszuweichen, jedoch mit den Vortruppen die Fühlung am Feinde dauernd aufrecht zu erhalten.

   Gegen einen Angriff des rothen XV. Armeekorps auf das XIV. Armeekorps hat das XIII. Armeekorps flankirend einzugreifen.

Die Korpsartillerie XIV. Armeekorps bleibt dem XIII. Armeekorps unterstellt.

Verbindung zum XIV. Armeekorps.

6. Das stellvertretende Generalkommando XIII. Armeekorps sorgt für den örtlichen Schutz von Stuttgart sowie der Eisenbahn Ulm—Cannstatt—Bietigheim—Germersheim durch Ersatz- und Landsturmtruppen (Annahme).

7. Von den Kolonnen und Trains hat das XIV. Armeekorps nur die für das Gefecht nöthigen heranzuziehen, die übrigen bei Sersheim, Gr. Sachsenheim, die großen Bagagen nördlich der Enz zu belassen (Annahme).

Dem XIII. Armeekorps stehen die Wege südlich der Straße Ludwigsburg—Schwieberdingen—Heimerdingen (diese ausschließlich) zur Verfügung.

Die Kavalleriedivision hat die großen Bagagen so zurückzuschicken, daß der Vormarsch des XIV. Armeekorps nicht gestört wird.

8. Ich marschire mit der linken Kolonne XIV. Armeekorps. Meldungen von 6[30] Uhr Vormittags ab nach Kirche Heimerdingen, wohin die Armeekorps sowie die Kavalleriedivision A. Relais und sobald möglich Telegraphenverbindung sicher zu stellen haben.

gez. v. Bülow,
General der Kavallerie.

Auf Grund dieses Armeebefehls ordnete das Generalkommando des XIV. Armeekorps den Vormarsch in 4 Kolonnen an. Und zwar:

29. Infanteriedivision von Dürrmenz auf Mönsheim und von Roßwag auf Weissach—Perouse. Ihr war der Schutz der rechten Flanke und die Aufklärung gegen den über Herrenalb im Anmarsch gemeldeten Feind übertragen;

28. Infanteriedivision über Rieth und Eberdingen sowie über Hochdorf und Heimerdingen auf Rutesheim.

Beim XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps blieb es im Wesentlichen bei den bereits gegebenen Bestimmungen.

Am Nachmittage des 9. September war beim Generalkommando des XV. Armeekorps die Aufstellung der feindlichen Vorposten des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps westlich Magstadt, Malmsheim und Heimsheim bekannt. Bei letztgenanntem Ort waren ausgedehnte Kavallerielager, bei ersteren Orten größere Biwaks gemeldet. Die gegen die Enz entsandten Patrouillen hatten feindliche Vortruppen (XIV. Armeekorps) an den Flußübergängen zwischen Ober-Riexingen und Dürrmenz angetroffen. Auch sollten Truppenausladungen bei Illingen, Mühlacker und Vaihingen an der Enz bevorstehen.



Die 39. Infanteriedivision (siehe Kriegsgliederung) hatte die Gegend westlich Pforzheim erreicht.

Der kommandirende General beabsichtigte, am 11. September den bei Malmsheim und Renningen stehenden Gegner anzugreifen, um ihn an der Vereinigung mit den an der Enz neu auftretenden Kräften zu hindern, sich aber die Vormarschrichtung bis zum Eintreffen näherer Nachrichten vorzubehalten.

Er befahl daher:

Roth.
XV. Armeekorps.

K. H. Q. Liebenzell, 9. September 8 Uhr Nachmittags.

Korps-Befehl.

1. Die feindlichen Vorposten stehen unverändert westlich Malmsheim, an den Gehölzen südlich Renningen und westlich Magstadt. Größere Biwaks sollen bei Malmsheim und Renningen sein. Bei Heimsheim ausgedehnte Kavallerielager. Patrouillen haben an den Enz-Brücken bei Ober-Riexingen und Roßwag Feuer erhalten und Enzweihingen, Aurich, Dürrmenz anscheinend von feindlicher Infanterie besetzt gefunden.
2. Ich werde morgen den bei Malmsheim und Renningen stehenden Gegner an der Vereinigung mit den an der Enz neu auftretenden Kräften zu hindern suchen.
3. Die Kavalleriedivision B. (ohne reitende Abtheilung Feldartillerie 14) klärt gegen die Enz-Linie sowie in Richtung Heimsheim und gegen die von Heimsheim—Malmsheim—Leonberg an die Enz führenden Straßenzüge auf, steht 5^{45} Uhr Vormittags hinter ihrer Vorpostenlinie bei Höhe 473 westlich Friolzheim bereit und setzt sich, nöthigenfalls unterstützt von 41. Division, in sofortigen Besitz des Bezenbuckels.
4. Die 31. Infanteriedivision steht 5^{15} Uhr Vormittags auf der Straße Simmozheim—Merklingen, mit Tete am Wegekreuz nördlich 500, zum Vormarsch bereit.*)
5. Die 30. Infanteriedivision steht 5^{15} Uhr Vormittags auf Straße Möttlingen—Münklingen mit Tete am Ostausgang, wo Straßen nach Hausen und Merklingen sich gabeln, zum Vormarsch bereit.
6. Die 41. Infanteriedivision (einschließlich reitende Abtheilung Feldartillerie 14) steht gleichfalls 5^{15} Uhr Vormittags auf Straße Neuhausen—Lehningen mit Tete bei Ziegelei westlich Lehningen zum Vormarsch bereit.
7. Die Infanteriedivisionen klären rechtzeitig durch zahlreiche Patrouillen auf, um die Absichten des Feindes festzustellen, und zwar 31. Division

*) Bei der Artillerie der 30., 31. und 41. Infanterie-Division traten je zwei Batterien hinzu, in der Annahme, daß dem Korps von Straßburg Verstärkungen an Artillerie nachgesandt seien. Diese sechs Batterien wurden aus den vorhandenen neu formirt.



in Richtung Magstadt—Malmsheim, 30. Division in Richtung Malmsheim—Heimsheim, durch die Wälder gegen die Straßen nach Perouse und Rutesheim, 41. Division gegen Heimsheim—Mönsheim.

Die Teten der Infanteriedivisionen sind seitens der 30. Division rechtzeitig telegraphisch zu verbinden.

8. Die 39. Infanteriedivision, welche (ohne 82. Infanteriebrigade) heute die Gegend zwischen Birkenfeld und Feldrennach erreicht und morgen mit der 82. Infanteriebrigade bis 5^{10} Uhr Vormittags in Pforzheim ausschifft, rückt mit den zuerst ausgeschifften Theilen (2 Jägerbataillone) sofort nach Seehaus vor; die ganze übrige Division folgt aufgeschlossen 5^{30} Uhr Vormittags von Pforzheim über Seehaus auf der südlichen Straße nach Wimsheim unter besonderer Aufklärung gegen Enzweihingen —Dürrmenz; mit Kavalleriedivision B. ist möglichst bald Verbindung aufzunehmen.

9. Die Luftschifferabtheilung folgt zunächst der 39. Division.

10. Die Staffeln der Divisionen verbleiben vorerst im Nagold-Thale, Munitionskolonnen an die Divisionen herangezogen, die 2. Staffel verbleibt bei Calmbach. Die 1. Staffel 39. Division kann bis Pforzheim, die 2. bis Neuenbürg gezogen werden.

11. Ich befinde mich von 5^{15} Uhr Vormittags ab bei der Avantgarde 30. Division östlich Münklingen.

Der kommandirende General.
gez. Frhr. v. Meerscheidt-Hüllessem.

Das Regenwetter hatte am 9. September und den ganzen 10. September hindurch angehalten. Die Wege waren durchweicht, die Felder fast ungangbar. Truppenbewegungen außerhalb der Straßen wurden nahezu unmöglich.

Seine Majestät der Kaiser und König befahlen Allerhöchst am 10. Abends, daß am 11. September keine größeren Gefechte, sondern im Wesentlichen nur Märsche stattzufinden hätten.

Die blaue Armee erhielt nunmehr vom Oberkommando des Heeres den Befehl, sich am 11. September hinter der Glems in der Linie Schwieberdingen—Leonberg zu vereinigen.

Das XIV. Armeekorps marschirte über Nußdorf, Hochdorf, Hemmingen und auf den gleichlaufenden nördlichen Straßen mit der 29. Infanteriedivision nach Stammheim, Münchingen, mit der 28. Infanteriedivision nach Pflugfelden, Möglingen, Schwieberdingen. Das XIII. Armeekorps erreichte mit der 27. Infanteriedivision Leonberg, Gerlingen, Eltingen, mit der 26. Infanteriedivision und der Korpsartillerie des XIII. (Königlich Württembergischen) und des XIV. Armeekorps Kornthal, Feuerbach, Ditzingen. Die Kavallerie-

division A., die den Rückzug deckte, kam auf den rechten Flügel nach Markgröningen, Asperg, Ludwigsburg.

Dem rothen XV. Armeekorps war die Nachricht gegeben worden, daß der Feind in der Nacht auf Leonberg abgezogen sei. Das Oberkommando theilte mit, das rothe Heer würde am 11. September die Lauter überschreiten und das feindliche Heer angreifen. Der kommandirende General hatte beschlossen, aus der Linie Hausen—Pforzheim mit den Spitzen bis zur Linie Heimerdingen—Vaihingen an der Enz, mit der Kavalleriedivision B. bis Sersheim vorzurücken, um den Feind vollständig von seiner Armee zu trennen.

Das XV. Armeekorps trat am 11. September früh 5[30] Uhr den Vormarsch von seinen Versammlungspunkten in nordöstlicher Richtung an. Es kam zwischen Weissach und Heimerdingen, sowie bei Nußdorf zu einigen unbedeutenden Zusammenstößen mit den feindlichen Arrieregarden.

Am Abend erreichte das Armeekorps:

mit der 31. Infanteriedivision Perouse, Flacht, Weissach,
" " 30. " Eberdingen, Rieth, Nußdorf,
" " 41. " Enzweihingen, Aurich, Iptingen,
" " 39. " Vaihingen a. d. Enz, Gr. Glattbach,
" " Kavalleriedivision B. Sersheim, Illingen, Schützingen.

Die Vorposten standen in der Linie Rutesheim—Heimerdingen—Hochdorf—Pulverdingen—Ober-Riexingen denen der blauen Armee gegenüber.

12. September.

(Plan 2.)

Am 11. September Nachmittags hatte Seine Majestät der Kaiser und König Allerhöchst die Führung der blauen Armee übernommen und beschlossen, am 12. September früh die Glems zu überschreiten, um den Feind unter Umfassung seines rechten Flügels anzugreifen und gegen die Enz zu werfen.

Das XIV. Armeekorps sollte sich mit der 28. Infanteriedivision und der Korpsartillerie um 6 Uhr Vormittags auf dem Hardtberge und an der Katharinenlinde nordwestlich Schwieberdingen verschanzen, mit der 29. Infanteriedivision zur selben Zeit über Hemmingen auf Hochdorf vorgehen; das XIII. (Königlich Württembergische) Armeekorps erhielt Befehl, mit der 26. Infanteriedivision über Hirschlanden—Heimerdingen auf Eberdingen, mit der 27. Infanteriedivision über Rutesheim—Weissach auf Nußdorf anzugreifen. Die durch eine reitende Artillerieabtheilung verstärkte Kavalleriedivision A. hatte um 7 Uhr Vormittags die Enz bei Bissingen zu überschreiten, um über Gr. Sachsenheim—Vaihingen a. d. Enz und Enzweihingen gegen linke Flanke und Rücken des Feindes zu wirken.

Das Oberkommando der rothen Armee ertheilte dem XV. Armeekorps den Befehl, den vor ihm zurückgewichenen Feind anzugreifen und auf Stuttgart zurückzuwerfen, um nach erfochtenem Siege möglichst bald zur Armee zu stoßen. Die Kavalleriedivision B. mit den Jägerbataillonen Nr. 8 und 10 würde zu einer weiter nördlich ausgreifenden Bewegung besondere Befehle unmittelbar erhalten.

Beim Generalkommando des XV. Armeekorps in Nußdorf wurde im Laufe des 11. September Nachmittags bekannt, daß hinter den auf dem westlichen Glems-Ufer stehenden feindlichen Vorposten größere Gruppen der blauen Armee bei Eltingen und Leonberg, bei Ditzingen—Münchingen und bei Schwieberdingen ständen, und daß der Feind an Infanterie, noch mehr an Kavallerie, stärker wäre als das XV. Armeekorps.

Der kommandirende General des XV. Armeekorps ordnete, dem erhaltenen Befehle folgend, für den 12. September den Angriff unter Umfassung des rechten feindlichen Flügels an. Die 31. Infanteriedivision hatte den Stützpunkt für den rechten Flügel abzugeben, zunächst nach Heimerdingen zu rücken und mit einem Detachement die Burghöhe östlich Weissach zu besetzen.

Zum Angriff sollten vorgehen:

die 30. Infanteriedivision von Eberdingen über Hemmingen,
die 41. Infanteriedivision über Rieth und Hochdorf,
die 39. Infanteriedivision über Enzweihingen und Pulverdingen.

Von den Divisionen war der Strudelbach um 6 Uhr Vormittags gleichzeitig zu überschreiten.

Die ersten Staffeln der Kolonnen und Trains konnten bis zum Grenz-Bach folgen, die zweiten blieben bei Pforzheim.

Somit war für den 12. September ein Zusammenstoß beider Parteien auf der Hochfläche zwischen Glems- und Strudel-Bach im Begegnungsgefecht zu erwarten. Das wellige Hochland gehört zu den fruchtbarsten Theilen Württembergs. Strudelbach und Glems sind scharf eingeschnitten und haben steile, zum Theil mit Wein bestandene Ufer. Die vorhandenen Straßen führen mit erheblichem Fall zu den Thalsenken hinunter, sind meist hohlwegartig eingeschnitten und haben den ausgesprochenen Charakter von Wegeengen. Truppenentwickelungen außerhalb der Straßen werden erst möglich, nachdem die Hochfläche erreicht ist. Auf derselben bildet der theilweise bewaldete Hohscheid bei Hochdorf die höchste Erhebung. Er setzt sich, niedriger werdend, nach Süden bis nördlich Heimerdingen fort und ist größtentheils mit einzelnen, unzusammenhängenden Waldstücken bestanden. Die Waldungen dehnen sich westlich des Strudelbachs bis zum Grenz-Bach aus und umspannen das Dorf Eberdingen, welches tief im Grunde liegt, halbkreisförmig. Nordöstlich Hochdorf behindern die Holzungen um Pulverdingen die Fernsicht. Zwischen diesen und den südöstlich liegenden Höhen des Hardt und der Katharinenlinde ist das

Gelände frei und übersichtlich. Die Stellung am Hardt und der Katharinenlinde gewährt weiten Ueberblick und vorzügliches Schußfeld über das nach Westen, Nordwesten und Norden glacisartig abfallende Gelände.

Vom blauen XIV. Armeekorps hatten am frühen Morgen des 12. September die Truppen der 28. Infanteriedivision mit der Korpsartillerie, unterstützt durch die beiden Pionierkompagnien, die Höhen am Hardt und bei der Katharinenlinde befestigt und sich gegen 6 Uhr hier bereitgestellt. Um 6^{45} Uhr Vormittags besetzte der Gegner (39. Infanteriedivision) Pulverdingen. Seine bei diesem Orte auffahrende Artillerie wurde sofort von den 10 Batterien des XIV. Armeekorps unter Feuer genommen.

Die 29. Infanteriedivision erreichte gegen 6^{35} Uhr Vormittags Hochdorf und stieß hier auf einen von Rieth her anrückenden Feind (41. Division), der sich des Dorfes bemächtigte. Der Divisionskommandeur beschloß, bis zum Eingreifen des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps das Kaiserfeld zu behaupten, wo die Division inzwischen aufmarschirt war. Es entspann sich ein heftiges Gefecht mit wechselndem Erfolge, in das die an der Katharinenlinde stehende Korpsartillerie des XIV. Armeekorps zur Unterstützung der 29. Infanteriedivision eingriff. Aber gegen 7 Uhr entwickelte sich in ihrer linken Flanke ein neuer Gegner (die 30. Infanteriedivision), der mit erheblichen Kräften gegen den Zeilwald und östlich vorstieß. Der Versuch der 29. Infanteriedivision, nördlich Hochdorf anzugreifen, hatte anfangs Erfolg, scheiterte aber schließlich an dem vom Pulverdinger Holz her flankirenden feindlichen Feuer (39. Infanteriedivision). Gegen 8 Uhr ging die 29. Infanteriedivision mit erheblichen Verlusten auf Höhe 356 östlich des Zeilwaldes zurück und fand Aufnahme bei der starken Stellung der 28. Infanteriedivision. Der Gegner folgte auf das Kaiserfeld.

Vom XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps stieß die 26. Infanteriedivision im Vormarsch über Hirschlanden mit ihrer Avantgarde an der Südspitze des Eulenberg-Waldes auf schwache feindliche Kräfte (Vortruppen der 31. Infanteriedivision), vertrieb diese und traf gegen 6^{50} Uhr Vormittags auf die von der 31. Infanteriedivision besetzte Stellung bei Heimerdingen. Hier erhielt sie vom Armeeführer die Aufforderung, ungesäumt in Richtung Hochdorf vorzustoßen, um die 29. Infanteriedivision zu entlasten. Den Angriff der 26. Infanteriedivision bereiteten die 12 Batterien der Divisionsartillerie und der Korpsartillerie aus einer Stellung südöstlich Heimerdingen vor. Als der Sturm um 7^{40} Uhr Vormittags durchgeführt wurde, gelang es der Infanterie erst nach längerem Kampf und unter Verlusten in Heimerdingen einzudringen und den Gegner zum Rückzuge zu zwingen. Entscheidend hierfür war das Eingreifen der 27. Infanteriedivision. Diese Division hatte bei ihrem Durchmarsch durch Rutesheim die Besetzung der Burghöhe östlich Weissach durch den Feind (ein Infanterieregiment

der 31. Infanteriedivision) erfahren. Sie war darauf vom Wege nach Flacht nördlich abgebogen und hatte ihre Artillerie (sechs Batterien) auf Höhe 438 entwickelt. Zugleich ging sie mit einer Brigade rechts durch den Bonlanden-Wald vor, mit einer Brigade holte sie links aus. Um 7⁴⁵ Uhr Vormittags wurde der Angriff auf die Burghöhe durchgeführt. Der Gegner wich gegen 8 Uhr in den Heuthal-Wald zurück. Die Batterien der 27. Infanteriedivision vermochten nun gegen die feindliche Stellung bei Heimerdingen zu wirken.

Der **kommandirende General des rothen XV. Armeekorps** hatte seinen Standpunkt bei der 30. Infanteriedivision genommen. Als er hier die Nachricht über den ungünstigen Stand des Gefechts bei Heimerdingen erhielt, ließ er 7²⁰ Uhr Vormittags die der 41. Infanteriedivision zugetheilten beiden reitenden Abtheilungen der Korpsartillerie von Höhe westlich Hochdorf über die Mahlmühle auf Haldenwaldmühle zur Unterstützung der 31. Infanteriedivision abrücken. Nach dem Verlust von Heimerdingen und der Burghöhe östlich Weissach befahl er 8⁵ Uhr früh der 41. und 39. Infanteriedivision, ihre verfügbaren Kräfte zur Aufnahme der 31. Infanteriedivision nach den Höhen westlich Eberdingen zu schicken, wohin auch die Artillerie der 30. Infanteriedivision sofort in Marsch gesetzt wurde. Von der 30. Infanteriedivision wandte sich das Infanterieregiment 136 nach Süden gegen den rechten Flügel der feindlichen 26. Infanteriedivision am Jägerhaus im Eulenberg-Wald, wurde jedoch von dem daselbst siegreich vordringenden Feinde abgewiesen.

Die **41. Infanteriedivision** sandte ihre Artillerie sofort über Eberdingen zurück. Die **39. Infanteriedivision** marschirte in mehreren Kolonnen über Rieth und Enzweihingen nach Nußdorf, ihre Artillerie hatte bereits durch die überlegene Artillerie des Gegners vom Hardt und der Katharinenlinde her stark gelitten. Bei Enzweihingen stießen Theile der Division auf die über Vaihingen a. d. Enz heranreitende **Kavalleriedivision A.**, welche vor dem feindlichen Artillerie- und Infanteriefeuer mit den schon übergegangenen Theilen in Richtung auf Hochdorf auszuweichen suchte. Etwa eine Brigade mußte nördlich der Enz bleiben, da der Feind die Uebergänge besetzt hielt. Die Batterien der Kavalleriedivision wurden südlich Enzweihingen gegen Rieth in Stellung gebracht.

Während das **rothe XV. Armeekorps** gegen 8⁵⁰ Uhr früh mit dem größten Theil seiner Kräfte und besonders seiner Artillerie nach dem linken Strudelbach-Ufer und dem Plateau westlich Eberdingen abzog und nur geringe Kräfte noch bei Hochdorf und dem Hohscheid hielten, setzte der **Führer der blauen Armee das XIV. Armeekorps** zum Angriff auf Hochdorf in Bewegung. Der Infanterie folgte die Artillerie in staffelweisem Vorgehen, nachdem sie den Angriff in ausgiebiger Weise vorbereitet hatte. Vom **XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps** erreichten um dieselbe Zeit die

vorderen Infanterielinien der 26. Infanteriedivision den Nordsaum der Waldungen nördlich Heimerdingen. Die 27. Infanteriedivision hatte den Heuthal-Wald durchschritten und entwickelte sich, mit ihrem linken Flügel fast bis Nußdorf ausholend, gegen die rechte Flanke des das Plateau westlich Eberdingen besetzt haltenden Feindes. Gegen 9 Uhr begannen sämmtliche Kräfte der blauen Armee den letzten konzentrischen Angriff gegen die vom XV. Armeekorps zu beiden Seiten des Strudelbaches eingenommenen Stellungen. Als um 9[15] Uhr Vormittags das XIV. Armeekorps in Hochdorf eindrang und den Feind auch vom Hohscheid vertrieb, wurde das Manöver beendet.

13. September.

(Plan 3.)

Nach Beendigung des Manövers am 12. September wurden auf dem Hohscheid die Befehle zu dem Manöver für den 13. September unter Zugrundelegung einer neuen Kriegslage ausgegeben.

Die blaue Erste Armee wurde durch Seine Majestät den König von Württemberg geführt und bestand aus drei Armeekorps und einem Kavalleriekorps, letzteres unter Führung Seiner Majestät des Kaisers und Königs.

Das rothe XX. Armeekorps stand unter Befehl des Generals der Infanterie, Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs, v. Plessen. Es wurde gebildet aus 4 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision.

Kriegslage.

(Uebersichtskarte.)

Ein blaues Heer ist zwischen Kappel und Selz auf das rechte Rhein-Ufer übergegangen und in Süddeutschland eingedrungen.

Ein im nordöstlichen Bayern gesammeltes rothes Heer rückt ihm entgegen.

Besondere Kriegslage für Blau.

(Kriegsgliederung Anlage 4.)

Am 12. September ist die Erste Armee des blauen Heeres im Vormarsch von Liebenzell—Pforzheim auf stärkere feindliche Kavallerie, welche nach geringem Widerstande auf Ditzingen abzog, gestoßen. Als jedoch feindliche Infanterie an der Glems bis Markgröningen abwärts gemeldet wurde, machte die Erste Armee etwa am Strudelbach Halt.

Ein über den linken Flügel der Armee vorgeschobenes Kavalleriekorps, welches bei Pleidelsheim den Neckar überschritten und den Murr-Abschnitt erreicht hatte, meldet, daß die nördlichste der feindlichen Marschkolonnen bei Neckarweihingen über den Neckar und über Ludwigsburg auf Möglingen—Schwieberdingen vorgegangen sei. Sie bestehe nach Aussage der Gefangenen

aus einer der vier Infanteriedivisionen des XX. Armeekorps, deren südlichste über Waiblingen und Cannstatt auf Feuerbach marschiren sollte.

Von der Ersten (blauen) Armee wurde darauf am 12. September 1 Uhr Nachmittags aus Vaihingen a. d. Enz befohlen: die Armee geht mit dem XIII. (Königlich Württembergischen) und XV. Armeekorps westlich der Linie Gebersheim — Enzweihingen in Unterkunft; Vorposten bis in die Linie Clausenmühle (westlich Leonberg)—Nordostrand des Rauwalds—Heimerdingen — Hochdorf—Pulverdingen—Enz-Uebergang bei Ober-Riexingen vorgeschoben. Grenze für Unterbringung, Sicherung und Aufklärung zwischen beiden Armeekorps ist die Straße Mönsheim—Weissach—Heimerdingen—Hemmingen, die dem auf dem rechten Flügel befindlichen XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps zufällt. Letzteres hat besonders für Aufklärung über die Linie Bothnang—Münchingen auf Stuttgart zu sorgen und Verbindung mit dem linken Flügel der Zweiten Armee zu halten. Das XIV. Armeekorps hat in die Gegend von Vaihingen a. d. Enz, Groß- und Klein-Sachsenheim zu rücken und die Enz-Uebergänge bei Unter-Riexingen, Bissingen und Bietigheim zu besetzen. Das Kavalleriekorps verbleibt zwischen Neckar und Murr und klärt gegen Flanke und Rücken des Feindes auf.

Die Hauptquartiere der Korps waren mit dem Armee-Hauptquartiere telegraphisch zu verbinden. Die Verlängerung der telegraphischen Verbindung von Vaihingen a. d. Enz über Enzweihingen auf Hardthof, und von Groß-Sachsenheim auf Bissingen sollte vom XV. bezw. XIV. Armeekorps eingeleitet werden.

Das Oberkommando des blauen Heeres theilte am Abend mit, die übrigen Armeen hätten die Linie Renningen—Herrenberg erreicht. Um den zwischen Bothnang und Tübingen angetroffenen Feind morgen anzugreifen, solle der linke Flügel der Zweiten Armee von Renningen über Eltingen auf Stuttgart vorgehen, die Erste Armee den ihr gegenüberstehenden, offenbar schwächeren Feind zu schlagen suchen und dadurch die Entscheidung der Schlacht geben.

Besondere Kriegslage für Roth.

(Kriegsgliederung Anlage 5.)

Auf dem rechten Flügel des rothen Heeres hatte das XX. Armeekorps am 12. September den Neckar zwischen Neckarweihingen und Cannstatt überschritten, während das linke Nachbarkorps mit seinem rechten Flügel über Cannstatt und Stuttgart bis Bothnang gelangte.

Die vor der Front des XX. Armeekorps auf Pforzheim vorgeschickte Kavalleriedivision D. war auf 4 bis 5 feindliche Marschkolonnen, die von Niefern—Tiefenbronn herkamen, gestoßen und vor denselben bis hinter Ditzingen—Gerlingen zurückgewichen. Der Feind folgte nur wenig über den

Strudelbach hinaus und schob seine Vorposten bis dicht an Leonberg heran und an den Ostrand des Rauwalds sowie in die Linie Heimerdingen—Hochdorf—Pulverdingen—Ober-Riexingen.

Das XX. (rothe) Armeekorps stand am 12. September Nachmittags zwischen Neckar und Glems

mit der 90. Infanteriedivision bei Möglingen, Pflugfelden,
" " 85. " bei Münchingen, Stammheim,
" " 57. " bei Kornthal, Zuffenhausen,
" " 58. " bei Feuerbach, Cannstatt,
" " Kavalleriedivision D. bei Ditzingen, Gerlingen, Weil im Dorf.

Vorposten waren an der Glems von Markgröningen bis Ditzingen und weiter bis Gerlingen ausgestellt. Zur Besetzung des befestigten Hohen Asperg war auf dem rechten Flügel ein Detachement aller Waffen (1 — 1/4 — 1) abgezweigt.

Abends 10 Uhr ging bei dem Generalkommando in Ludwigsburg folgendes Telegramm des Oberkommandos aus Stuttgart ein:

„Südlich des XX. Armeekorps hat rothes Heer Linie Bothnang—Tübingen erreicht, Rechter feindlicher Flügel bei Herrenberg. Werde morgen zum Angriff vorgehen und versuchen, rechtsschwenkend Feind mit meinem linken Flügel zu umfassen. XX. Armeekorps hat bei dieser Bewegung Drehpunkt zu bilden."

Auf Grund dieser Weisung und in Erwartung einer Umfassung des rechten Flügels wurde vom Hauptquartier Ludwigsburg 11 Uhr Abends befohlen, daß die 90., 85. und 58. Infanteriedivision am 13. September 5 Uhr früh in der Front die Höhen des Ried, des Knöbel und des Lotterberges besetzen und diese befestigen sollten. Zum Schutz des rechten Flügels hatte sich die 57. Infanteriedivision zu derselben Zeit dicht westlich Kornwestheim zur Verfügung des Führers bereit zu stellen. Die Kavalleriedivision D. wurde nach Höhe 320 nordwestlich Kornwestheim befohlen, von wo sie gegen Marbach und Bietigheim aufzuklären hatte. Die Brücken über den Neckar bei Neckargröningen und Cannstatt wurden besetzt, bei Mühlhausen eine neue Brücke hergestellt, Kolonnen, Bagagen und Trains, mit Ausnahme der nothwendigen Munitionskolonnen und Feldlazarethe, über den Neckar zurückgeschickt.

Am 13. September begannen mit beginnendem Tageslicht die Geländeverstärkungen. Die gewählte Stellung bot in Front und rechter Flanke weite Uebersicht und sehr gutes Schußfeld auf den glacisartigen Abfällen.

Der Führer der blauen Armee befahl für den 13. September dem XIII. (Königlich Württembergischen) und XV. Armeekorps den Angriff auf die feindliche Front in Linie Ditzingen—Markgröningen, während dem bereits links vorwärts gestaffelten XIV. Armeekorps sowie dem Kavalleriekorps der umfassende Angriff des feindlichen rechten Flügels zufiel.

Gegen 7 Uhr Morgens überschritten die Spitzen der Marschkolonnen die Vorpostenlinie:

das XIII. (Königlich Württembergische) Armeekorps ging auf Ditzingen —Nippenburg,

das XV. Armeekorps auf Schwieberdingen—Markgröningen,

das XIV. Armeekorps, die Enz bei Bissingen und Bietigheim überschreitend, auf Asperg—Eglosheim vor.

Das Kavalleriekorps erhielt die Weisung, das Vorgehen des XIV. Armeekorps zu unterstützen und später gegen Flanke und Rücken des Gegners zu wirken.

Um 8 Uhr traten die Spitzen des XIII. (Königlich Württembergischen) und XV. Armeekorps an der Glems mit dem Feinde in Berührung.

Die 26. Infanteriedivision entwickelte ihre Avantgarde von Ditzingen gegen den westlich des Seewaldes in Stellung befindlichen Feind, ihre Artillerie fuhr zunächst westlich Ditzingen auf.

Die 27. Infanteriedivision besetzte mit der Avantgarde die Höhen östlich Nippenburg, Artillerie am Kaiser Wilhelm-Stein westlich der Glems.

Die 31. Infanteriedivision entwickelte sich aus Schwieberdingen gegen die feindlichen Stellungen auf dem Knöbel und trat mit ihrer Artillerie von der Laib-Höhe aus in das Gefecht.

Die 30. Infanteriedivision, die sich von Markgröningen nach Südosten gewandt hatte, begann mit ihrer Artillerie von Höhe 304 den Kampf gegen feindliche Artillerie auf dem Ried, ihre Infanterie marschirte auf.

Inzwischen hatte das XIV. Armeekorps die Enz auf einer Feldbrücke bei Untermberg und auf den Straßenbrücken bei Bissingen und Bietigheim überschritten; die 39. Infanteriedivision nahm die Richtung auf Dorf und Bahnhof Thamm, die 28. Infanteriedivision auf Hohenstange. Hier erhielten die Kolonnen Artilleriefeuer vom Hohen Asperg und entwickelten ihre Artillerie auf den Höhen nördlich und östlich Thamm. An diesem Artilleriekampf betheiligten sich auch die beiden reitenden Abtheilungen des Kavalleriekorps, das frühzeitig den Neckar überschritten und sich 6[15] Uhr Vormittags verdeckt hinter der Vogelg'sang-Höhe (südlich Heutingsheim) aufgestellt hatte, um ein etwaiges Vorgehen des Feindes gegen das XIV. Armeekorps in der Flanke zu fassen.

Als um 8[30] Uhr Vormittags die feindliche Artillerie auf dem Hohen Asperg niedergekämpft war, setzte das Kavalleriekorps den Marsch auf Ludwigsburg fort, wohin schon 7[40] Uhr Vormittags die Jägerbataillone 8 und 10 vorausgesandt waren. Auch das XIV. Armeekorps trat den Weitermarsch auf Möglingen und Pflugfelden an.

Das Armee-Oberkommando hatte die Entwickelung der Armeekorps von der Hardt-Höhe (nordwestlich Schwieberdingen) aus beobachtet und sich gegen 8 Uhr Morgens nach der Höhe Laib begeben. Die eingehenden Meldungen

stellten den Feind in verstärkter Stellung von Kornthal über den Knöbel, rechter Flügel auf den Höhen südlich und südöstlich Möglingen fest. In der Front entwickelten das XIII. (Königlich Württembergische) und XV. Armeekorps nunmehr ihre gesammten Kräfte östlich der Glems (siehe Plan 3). Vom XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps gewann die 26. Infanteriedivision allmählich gegen den Seewald Boden, die 27. Infanteriedivision setzte sich in Münchingen fest, die Artillerie wurde auf dem Strohberg vereinigt. Das Armeekorps vermochte jedoch zunächst gegen den starken, gut verschanzten Feind keine wesentlichen Fortschritte zu machen.

Das XV. Armeekorps schob seine Infanterie bis zur Straße Münchingen—Möglingen vor, gewann letzteren Ort gegen 10 Uhr und vereinigte seine Artillerie zur flankirenden Wirkung gegen den Ried auf Höhe 322 westlich Möglingen.

Die gesammte Kraft der Armee gelangte nunmehr einheitlich zur Wirkung.

Unter dem Feuer von 27 Batterien arbeitete sich die Infanterie beider Armeekorps näher an die feindliche Stellung heran. Der entscheidende Angriff sollte jedoch auf Befehl des Armeeführers erst durchgeführt werden, wenn das XIII. (Königlich Württembergische) Armeekorps mehr Gelände gewonnen hatte und die umfassenden Bewegungen des XIV. Armeekorps und des Kavalleriekorps wirksam wurden.

Das Kavalleriekorps hatte inzwischen Ludwigsburg auf zwei Straßen durchritten. Die beiden Jägerbataillone und die 4 reitenden Batterien begannen kurz vor 9 Uhr Vormittags vom Kaiserstein östlich Pflugfelden den Kampf gegen den Feind, welcher die Höhen nordwestlich Kornwestheim und diesen Ort besetzt hielt (57. rothe Infanteriedivision). Das Kavalleriekorps marschirte hinter der Höhe des Kaisersteins auf und ging um 9 Uhr gegen den durch das Feuer erschütterten Gegner zur Attacke vor. Dieser versuchte zwar durch Einsatz starker Kavallerie (Kavalleriedivision D.) den Angriff aufzuhalten, sein linker Flügel wurde aber durch den Stoß des Kavalleriekorps geworfen. Verfolgt von dem Feuer der bis Höhe 320 vorgegangenen Batterien trat der gegenüberstehende Feind (57. Infanterie-Division und Kavallerie-Division D.) den Rückzug auf Mühlhausen am Neckar an.

Inzwischen war die Umfassung der feindlichen Front durch das XIV. Armeekorps vollendet und die 39. Infanteriedivision westlich Pflugfelden neben der 30. in den Kampf gegen den rechten Flügel auf dem Ried getreten. Der Feind versuchte zwar durch einen Vorstoß gegen Möglingen sich hier Luft zu machen, wurde aber abgewiesen und genöthigt, gegen 10^{30} Uhr Vormittags unter schweren Verlusten den Ried zu räumen. Diesen Moment benutzte das Kavalleriekorps, beschoß mit Artillerie von der Kornwestheimer Höhe den Feind, attackirte die zurückfluthenden Bataillone und nahm die bewegungsunfähigen Batterien auf dem Ried, um sich sodann um 11 Uhr Vormittags südöstlich des Ried zu weiterer Verwendung wieder bereit zu stellen.

Nachdem der rechte Flügel des rothen Armeekorps zurückgeworfen war, hielt auch die Mitte nicht mehr Stand und zog auf Zuffenhausen ab. Der linke Flügel, gegen welchen die 26. Infanteriedivision Fortschritte nicht hatte erringen können, mußte, als andere Theile des XIII. (Königlich Württembergischen) Armeekorps vom Knöbel her die Flanke bedrohten, den Seewald räumen.

Die Erste Armee hatte durch ihren vollständigen Sieg über den rechten feindlichen Flügel die Entscheidung in dem Kampfe des blauen Heeres herbeigeführt.

Das Manöver schloß, abweichend von der ursprünglichen Zeiteintheilung, am 13., statt am 14. September. Die Fußtruppen wurden daher bereits am Nachmittage und Abend des 13. September mit der Eisenbahn in ihre Garnisonen abbefördert; die berittenen Waffen traten den Rückweg mit Fußmarsch an.

E—.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

42½. 45. 30.

Roth.

41. J. D. 2. 4. 6.
Gen. Maj. v. Pe

90. J. B.
Ob. Frhr. v. Salmuth.

owski.

Ob. Heckert.
172.
K. Württ. J. R. Grossherzog Friedrich von Baden.
K. W. Ob. v. Muff.
126.

ert.
132.
K. S
Knann.
138.

Kav. R. 41
Maj. v. Hertzbe

5. 4.
D. 15.

Oberstlt. Mue
III.
9. 8. 7. 31.
9

1 Zug K. Tel. Abth. ½ Zug D

Pi. 15.

30. J. D. 12. 3. 6.
Gen. Lt. Stoetzer.

60. J. B.
Gen. Maj. Frhr. v. Gall.

Ob. Tecklenburg.
99.

Ob. Kuehne.
143.

59. J. B.
Gen. Maj. Kohlhoff.

Ob. Ritter.
97.

Ob. v. Twardowski.
136.

Oberstlt. v. Horn.
3. 2. 1.
D. 15.

Ob. Korwan.
II. I.
6. 5. 4. 3. 2. 1. 15.

1 Zug K. Tel. Abth. 1 Zug Div. Br. Tr. 2. 1. Pi 15.

30. 2.

n Baden.
tzig.
7.
n.
13.

Kriegsgliederung.

48. 45. 37.

nigl. Württ.) Armeekorps. 24. 10. 18.
lleutnant Frhr. v. Falkenhausen.
Che stabes: K. P. Oberstlt. Sixt v. Armin.
Kon Artillerie: Gen. Maj. v. Epplen.
Kon Pioniere: K. P. Maj. Heiber.

29. J. 12. 5. 6.
Gen. Maj. v.

58. J. B.
Gen. Maj. v. Voigt.

gl. Württ.)
nürlen.

J. R. Prinz Wilhelm.
Ob. Crotogino.
112.

Karl.
lotow.
123.

helm I.
ser.
124.

Ob. Fähndrich.
142.

26. J. D. (1. Königl. Württ.) 12. 5. 6.
K. P. Gen. Lt. v. Caemmerer.

52. J. B. (2. Königl. Württ.)
Gen. Maj. v. Freudenberg.

J. R. Alt-Württemberg.
Ob. v. Knoerzer.
121.

J. R. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn.
K. P. Ob. Kretzschmer.
122.

51. J. B. (1. Königl. Württ.)
Gen Maj. v. Hiller.

Gren. R. Königin Olga.
K. P. Ob. v. Normann.
119

J. R. Kaiser Friedrich, König von Preussen.
K. P. Ob. v. Monsterberg.
125.

D. R. Prinz
Maj. Weis

Grossherzogl. Hessisches Garde-D. R.
Oberstlt. v. Görne.
D. 23.

Ob. Rich
IV.
12. 11. 10.

F. A. R. Prinz-Regent Luitpold von Bayern.
Ob. v. Münzenmaier.
III. I.
9. 8. 7. 3. 2. 1. 29.

1/2 Zug Div. Br. Tr. Pi. 13.

1/2 Zug Div. Br. Tr. 2. 1. Pi. 13.

K. A.
K. P. Ob. Koehne.
r. III.
10. 9. 8. 7. 13.

Abth. K. Tel. Abth.

. 30. 2.

rtt.)
XIX.

w.
25.
off.
26.

Kriegsgliederung.

70 1/2. 60. 43.

XV. A
Generalleutnant Fr
Chef des Gener

XIII. (Königl. Württ.) Armeekorps. 22. 2. 12.

K. P. Generalleutnant Frhr. v. Falkenhausen.
Chef des Generalstabes: K. P. Oberstlt. Sixt v. Armin.

31. J. D.
Gen. Lt. v. Hugo.

62. J. B.
Ob. v. Wartenberg.

J. R. Markgraf Karl.
Ob. Hoffmeister.
60.

Ob. Frhr. v. Eynatten.
137.

61. J. B.
Gen. Maj. v. Twar dowski.

Oberstlt. Geppert
1

Oberstlt. v. Hartma
1

5./U. 15.

Ob. Bennin.
II. 6. 5. 4. — I. 3. 2. 1. — 31.

1 Zug K. Tel. Abth. — 1/2 Zug Div. Br. T

D. (2. Königl. Württ.)
Gen. Lt. v. Hiller.

B.
Württ.)
Maj.
zke.

Wilhelm,
eussen.
mpp.
120.

rer.
127.

53. J. B.
(3. Königl. Württ.)
Gen. Maj. v. Schnürlen.

Gren. R. König Karl.
K. P. Ob. v. Flotow.
123.

J. R. König Wilhelm I.
K. P. Ob. Müser.
124.

5./D. 26.

A. R. König Karl.
Ob. v. Wilmowski.
4. — I. 3. 2. 1. — 13.

Zug Div. Br. Tr.

26. J. D. (1. Königl. Württ.)
K. P. Gen. Lt. v. Caemmerer.

52. J. B.
(2. Königl. Württ.)
Gen. Maj. v. Freudenberg.

J. R. Alt-Württemberg.
Ob. v. Knoerzer.
121.

J. R. Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, König von Ungarn.
K. P. Ob. Kretzschmer.
122.

51. J. B.
(1. Königl. Württ.)
Gen. Maj. v. Hiller.

Gren. R. Königin Olga.
K. P. Ob. v. Normann.
119.

J. R. Kaiser Friedrich, König von Preussen.
K. P. Ob. v. Monsterberg.
125.

5./D. 25.

F. A. R. Prinz-Regent Luitpold von Bayern.
Ob. v. Münzenmaier.
III. 9. 8. 7. — I. 3. 2. 1 — 29.

1/2 Zug Div. Br. Tr.

Luftsch. Abth. — K. Tel. Abth.

2. 54. 4.

0. 24. 2.

26. K. B. (1. Kgl. Württ.)
K. P. Gen. Maj. Heinrich XIX. Prinz Reuss D.

D. R. Königin Olga.
K. P. Oberstlt. v. Bredow.
4. 3. 2. 1.
D. 25.

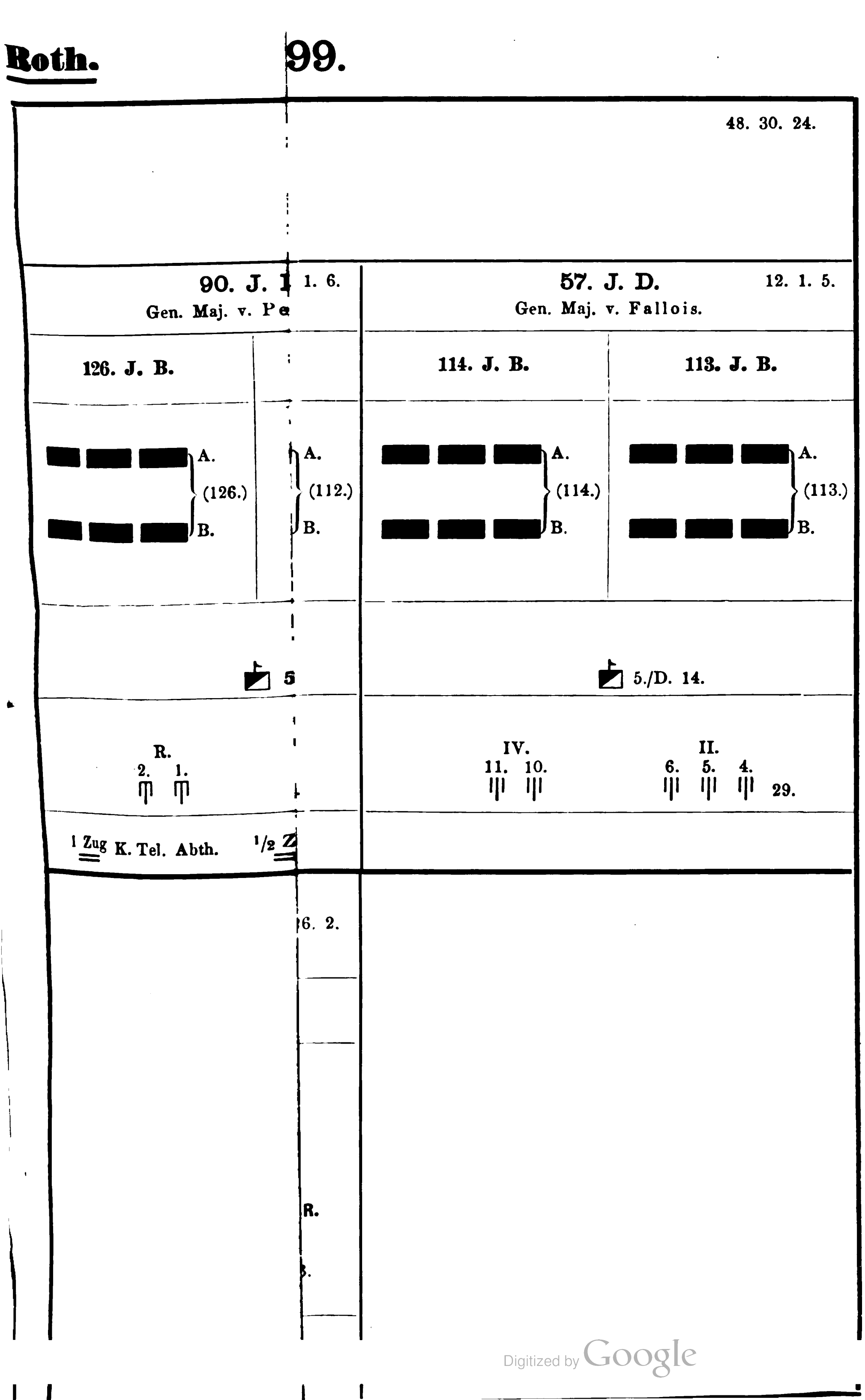
D. R. König.
Oberstlt. Frhr. v. Starkloff.
4. 3. 2. 1.
D. 26.

Blau.
. Armee.

Anlage 4.

Kriegsgliederung

für den 13. September 1899.

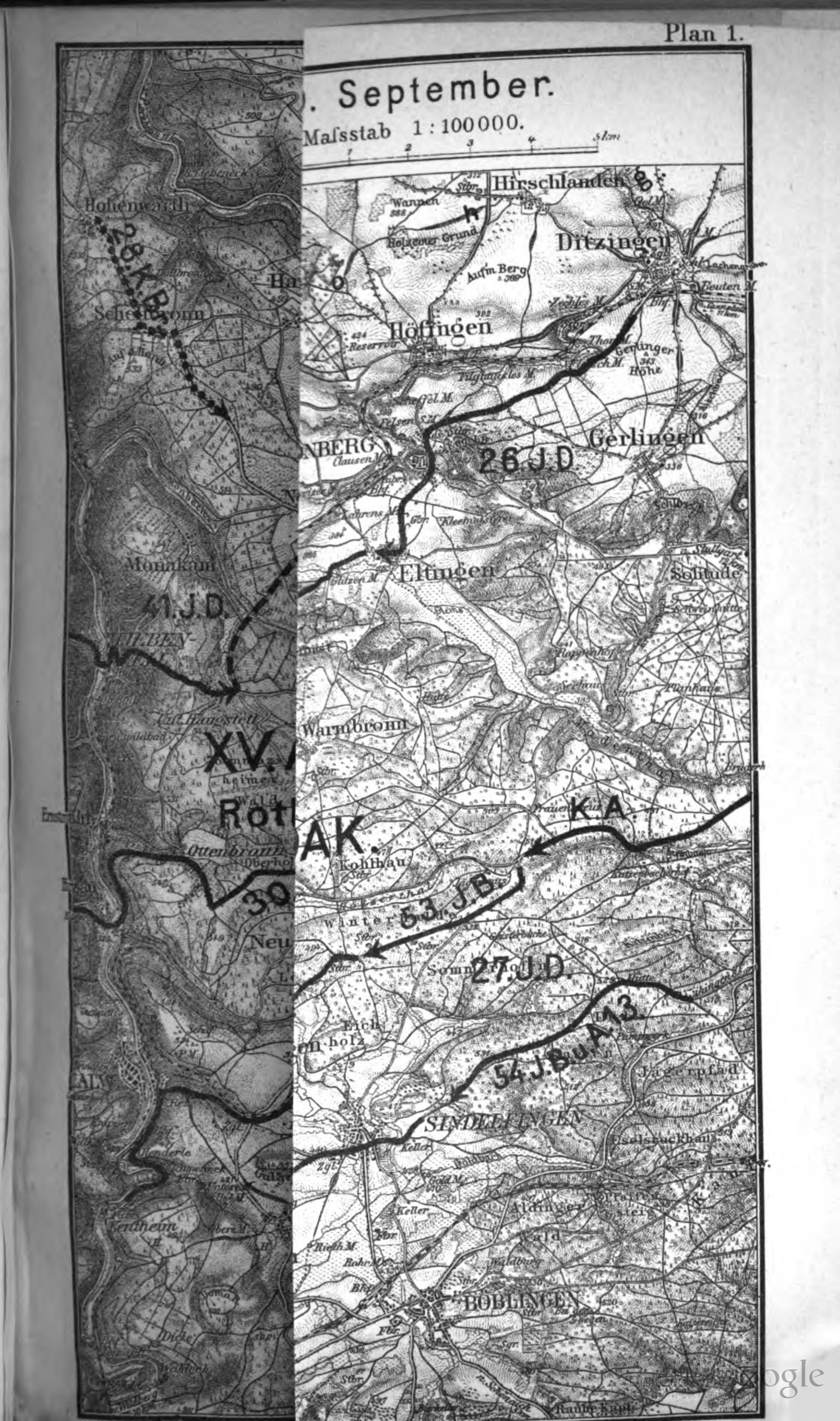

Roth.
99.
48. 30. 24.
90. J. B. 1. 6.
Gen. Maj. v. Pe
126. J. B.
A.
(126.)
B.
A.
(112.)
B.
5
R.
2. 1.
1 Zug K. Tel. Abth.
½ Z
57. J. D. 12. 1. 5.
Gen. Maj. v. Fallois.
114. J. B.
113. J. B.
A.
(114.)
B.
A.
(113.)
B.
5./D. 14.
IV.
11. 10.
II.
6. 5. 4.
29.
6. 2.
R.

Roth.
IX. Armeekorps.

Anlage 5.

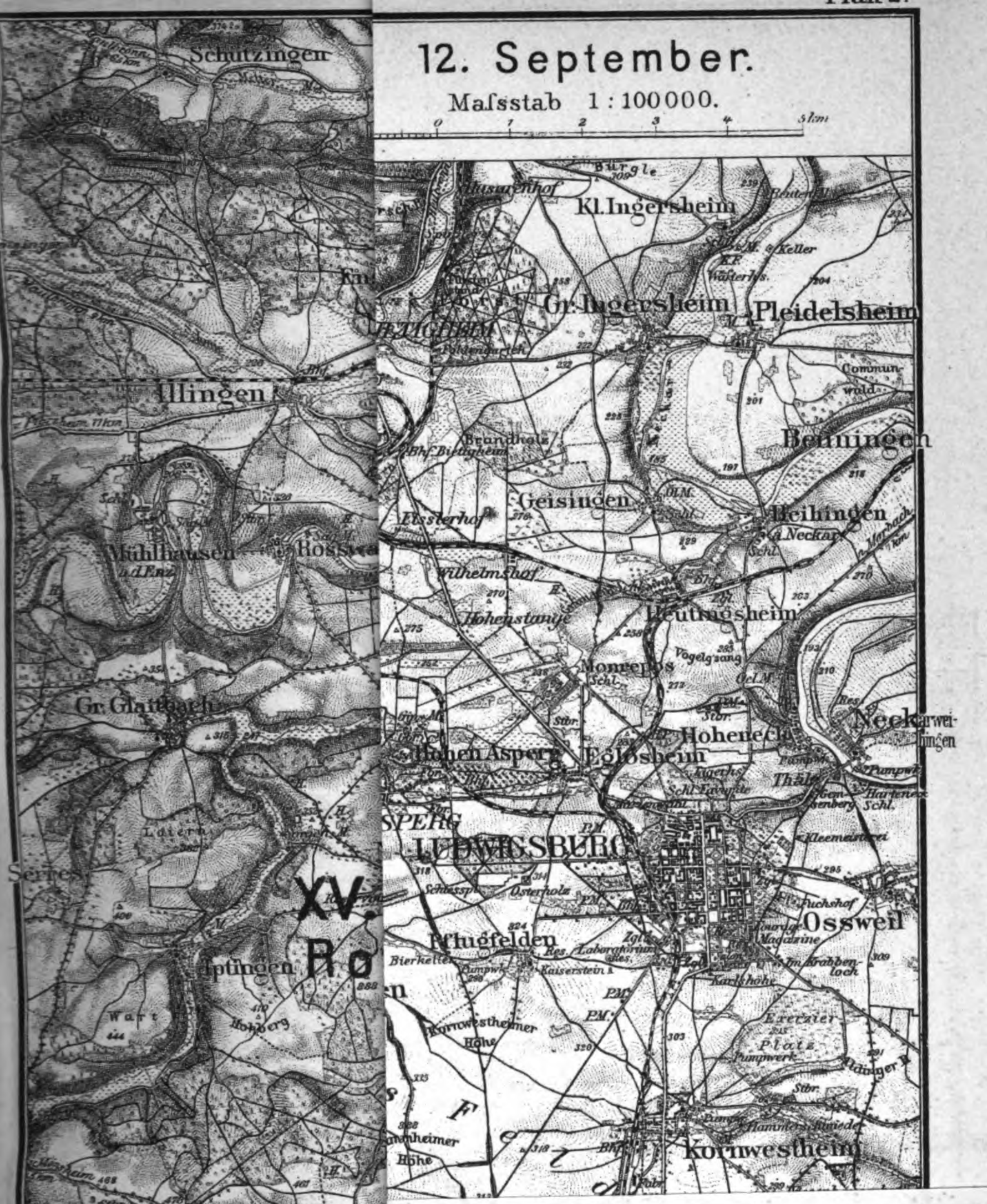
Kriegsgliederung

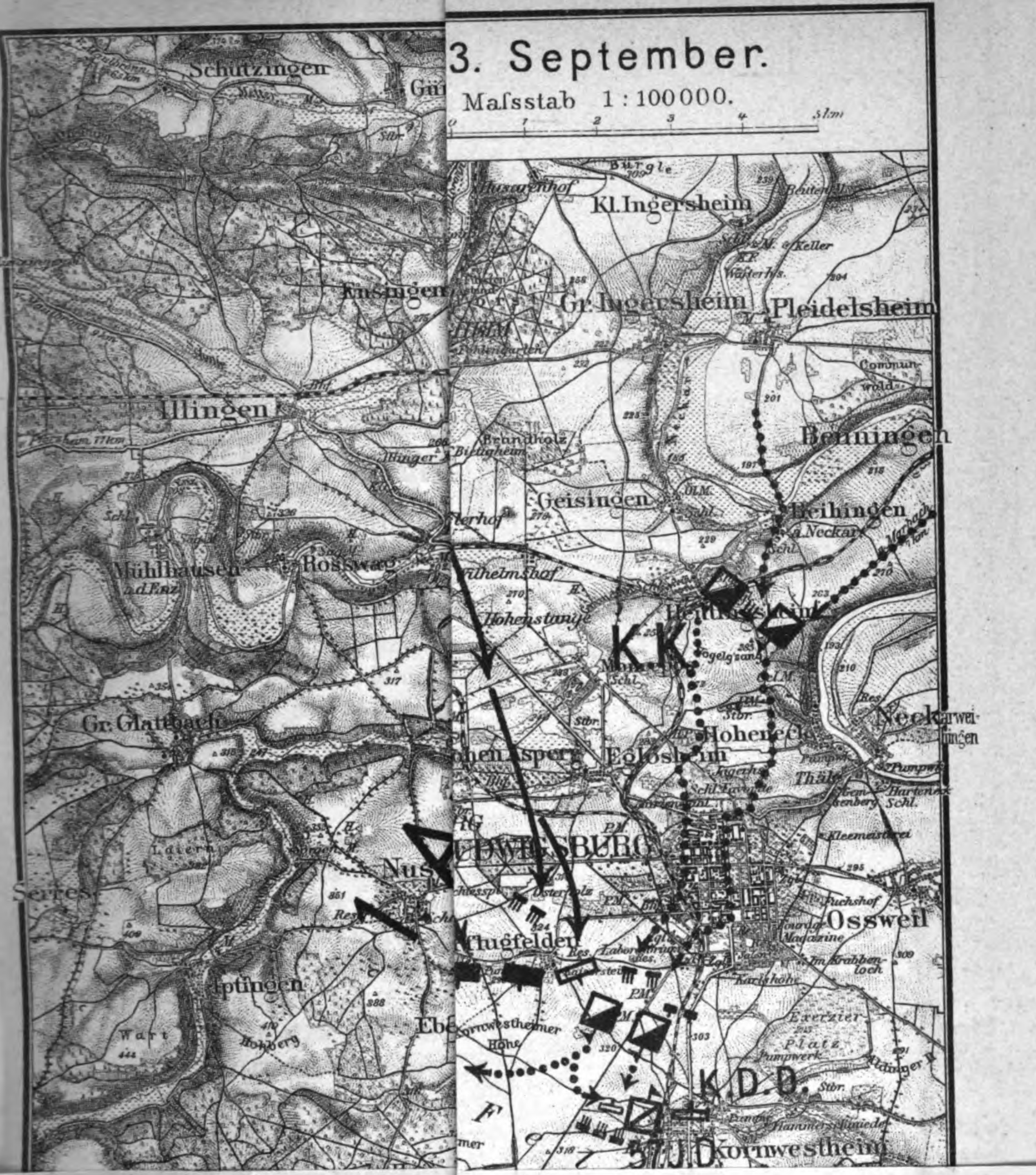
für den 13. September 1899.



. September.
Maſsstab 1 : 100000.
Hirschlanden
Ditzingen
Höfingen
Gerlingen
26.J.D.
Eltingen
Solitude
Hohenwarth
28.K.Br.
Monakam
41.J.D.
Warmbronn
XV.A
Rot
AK.
K.A.
53.J.B.
27.J.D.
30
54.J.B.u.A.13.
Sindelfingen
Calw
Böblingen
Jägerpfad

Plan 2.


12. September.
Maſsstab 1:100000.
0
1
2
3
4
5 km
Schützingen
Illingen
Mühlhausen
a.d.Enz
Gr. Glattbach
Serres
Iptingen
Wart
444
Hohberg
XV.
Ro
Kl. Ingersheim
Gr. Ingersheim
Pleidelsheim
Communwald
Benningen
Brandholz
Bhf. Bietigheim
Geisingen
Heihingen
a. Neckar
Marbach
Wilhelmshof
Hohenstange
Heutingsheim
Vögelsang
Monrepos
Schl.
Hohen Asperg
Eglosheim
Hoheneck
Neckarweihingen
Pumpw.
Schl. Favorite
LUDWIGSBURG
Schiessplatz
Osterholz
Pflugfelden
Bierkeller
Kaiserstein
Laboratorium
Kleemeisterei
Fuchshof
Ossweil
Magazine
Karlshöhe
Im Krabbenloch
Kornwestheimer Höhe
Exerzier Platz
Pumpwerk
Kornwestheim



3. September.
Maſsstab 1:100000.
Schutzingen
Kl. Ingersheim
Ensingen
Gr. Ingersheim
Pleidelsheim
Illingen
Beihingen
Geisingen
Mühlhausen a.d. Enz
Rosswag
Wilhelmshof
Hohenstange
KK
Gr. Glattbach
Hohenasperg
Eglosheim
Hoheneck
Ludwigsburg
Osweil
Thalhausen
Eglosheim
Kleemeisterei
Fuchshof
Exerzier Platz
K.D.D.
Kornwestheim
37.J.D.

Beispiele strategischer Kavallerieverwendung unter Napoleon.

Von

Frhrn. v. Freytag-Loringhoven,

Major im großen Generalstabe und Lehrer an der Kriegsakademie.

(Mit 2 Skizzen im Text und 6 Skizzen in Steindruck.)

Vorbemerkung.

Die Ereignisse des Deutsch-Französischen Krieges haben die Aufmerksamkeit der militärischen Welt in hohem Maße auf die Verwendung der Kavallerie vor der Front der Armeen gelenkt. Den Erfahrungen dieses Krieges sind im Wesentlichen diejenigen Grundsätze entnommen, die jetzt der Reiterwaffe zur Richtschnur ihres Handelns auf diesem Gebiete dienen. Von berufenen Federn sind dann neuerdings diese Grundsätze weiterentwickelt worden, wobei es nicht ausbleiben konnte, daß die Aufmerksamkeit sich auch anderen Epochen der Kriegsgeschichte zuwandte, und dabei vornehmlich auf die Napoleonische Zeit, die zuerst eine strategische Verwendung großer Reitermassen zeigte, zurückgegriffen wurde. Es erschien daher nicht unangebracht, das eigentlich Charakteristische strategischer Kavallerieverwendung unter Napoleon, wo es in seinen Feldzügen besonders hervortritt, kurz zu skizziren. Diesen Zweck verfolgt Verfasser in der nachfolgenden Arbeit, in der Hoffnung, durch eine gedrängte Zusammenstellung denjenigen Kameraden, welche diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit widmen wollen, den Ueberblick zu erleichtern.

Die Kriegführung des 18. Jahrhunderts kannte das selbständige Auftreten von Kavalleriemassen vor der Front der Armeen nicht. Die kleinen, ungetheilt in Schlachtordnung lagernden Heere bedurften ihrer kaum. Mit dem Auftreten gemischter Divisionen, später Armeekorps, bei den Französischen Revolutionsheeren machte sich die Nothwendigkeit geltend, diesen auch Reiterei zuzutheilen, um sie zu selbständigem Auftreten zu befähigen. Napoleon hat die den vergrößerten Heeren entsprechend angewachsene Kavallerie zuerst in größere, dauernd außerhalb des Korpsverbandes verbleibende Körper vereinigt und sie vor der Front der Armee im strategischen Aufklärungsdienste verwandt. Von ihm nimmt, und zwar mit dem Feldzuge 1805, wie der heutige Krieg überhaupt, so auch dieser für die jetzige Kriegsweise so wichtige Dienstzweig seinen Ausgang.

Ulm 1805.

(Hierzu Skizze 1.)

Bei der in Süddeutschland auftretenden Armee Napoleons war im Jahre 1805 jedem der 2 bis 4 Infanteriedivisionen zählenden Armeekorps eine Kavalleriebrigade, meist 3 bis 4 Regimenter zu 3 oder 4 Eskadrons, im Ganzen 1700 bis 1800 Reiter stark, zugetheilt. Oefter wurden diese Korps-Kavalleriebrigaden auch als Divisionen bezeichnet. Sie bestanden durchweg aus leichten Regimentern, Husaren und reitenden Jägern, die außer Säbel und Pistolen stets Karabiner führten; reitende Artillerie befand sich nicht bei ihnen. In erster Linie hatten sie die Aufgaben unserer heutigen Divisionskavallerie zu lösen.

Die Kavallerie der damals noch nicht über 6000 Mann starken Kaiserlichen Garde, welche als Armeereserve diente, zählte 1400 Reiter in ihren Reihen. Unter dem einheitlichen Befehle Murats stand die sogenannte Kavalleriereserve, aus zwei schweren (Kürassier-) Divisionen, Nansouty und d'Hautpoul und 4 Dragonerdivisionen, Beaumont, Bourcier, Klein, Walther bestehend. Nur die schweren Divisionen stellten indessen eine eigentliche Reservekavallerie dar, indem sie Napoleon meistentheils als Schlachtenreiterei zurückhielt, während den Dragonerdivisionen die Aufgaben unserer heutigen Kavalleriedivisionen vor der Front der Armee zugedacht waren. Kürassier- wie Dragonerdivisionen wurden je nach Bedarf vorübergehend einzelnen Armeekorps zugetheilt, und da die ganze Masse der Reiterreserve nur in den seltensten Fällen vereinigt war, so blieb die Befehlsführung Murats vielfach nur dem Namen nach bestehen.

Auch die Divisionen der Reserve waren mit Karabinern bewaffnet, einer jeden waren drei reitende Geschütze zugetheilt. Die Durchschnittsstärke der Divisionen betrug 2500 Reiter, erreichte sonach nur etwa zwei Drittel der Gefechtsstärke unserer heutigen Kavalleriedivisionen. Die Kürassierdivisionen zählten 2 bis 3 Brigaden zu 2 Regimentern zu 3 oder 4 Eskadrons, die Dragonerdivisionen 3 Brigaden zu 2 Regimentern zu 3 Eskadrons.

Außerdem war der Kavalleriereserve eine 5800 Mann starke unberittene Dragonerdivision des Generals Baraguay d'Hilliers angegliedert. Sie zählte zwei Brigaden zu je vier Bataillonen und fand 1805 anfänglich bei Bedeckung des Artillerieparks der Armee, späterhin im Etappendienst Verwendung.*)

Am 24. September des Jahres 1805 standen die aus den Lagern bei Boulogne am Kanal nach dem Oberrhein herangeführten Französischen Heerestheile in einer Gesammtstärke von etwa 140 000 Mann in der Front Straßburg—Mannheim entwickelt. Das 2. Korps Marmont, 21 000 Mann stark, hatte

*) 1806 finden sich vier Bataillone Dragoner zu Fuß der Garde zugetheilt. Sie wurden später mit Sächsischen und Preußischen Pferden beritten gemacht, und damit hörte diese unberittene Kavallerie als solche auf zu bestehen.



von Holland aus Mainz erreicht, das 1. Korps Bernadotte befand sich mit 18 000 Mann im Anmarsch aus Hannover nach Würzburg. Die Napoleon verbündete Bayerische Armee, 23 000 Mann zählend, war in der Gegend von Bamberg zusammengezogen worden.

Napoleon wußte, daß eine Oesterreichische Armee, ohne das Herankommen ihrer durch Mähren anrückenden Russischen Bundesgenossen abzuwarten, in Bayern eingebrochen und bis an die Iller vorgerückt war und Vortruppen bis an die östlichen Ausgänge der Schwarzwaldpässe vorgeschoben hatte. Seine Absicht ging dahin, die am Oberrhein verfügbaren Heerestheile mit einer nördlichen Umgehung des Schwarzwaldes an den Neckar in die Linie Stuttgart—Neckarelz vorzuführen, während unter dem Oberbefehl Bernadottes dessen 1. Korps, verstärkt durch eine 7000 Mann zählende Bayerische Division des Generals Wrede, und das 2. Korps Marmont, im Ganzen 46 000 Mann, in der Gegend südlich Würzburg zusammentraten, um demnächst in der allgemeinen Richtung über Ansbach und Eichstädt vorzugehen. Derart trachtete der Kaiser, seine gesammte Macht in der rechten Flanke der Oesterreicher zu vereinigen und diese von den anrückenden Russen zu trennen.

Die 140 000 Mann, die er persönlich vom Oberrhein an den Neckar führte, standen am 24. September, wie folgt:

In der Gegend von Straßburg die Grenadierdivision Oudinot des 5. Korps Lannes*) und dessen leichte Kavalleriebrigade, die vier Dragonerdivisionen Beaumont, Bourcier, Klein, Walther, die Kürassierdivision d'Hautpoul und die Dragoner zu Fuß;

Karlsruhe gegenüber das 6. Korps Ney;

bei Speyer das 4. Korps Soult;

Mannheim gegenüber das 3. Korps Davout und die Kürassierdivision Nansouty.

Die Korps von Ney, Soult und Davout gingen im Laufe des 25., 26. und 27. September bei Karlsruhe, Speyer, Mannheim über den Rhein und rückten über Durlach—Pforzheim, über Sinsheim und über Heidelberg auf Stuttgart, Heilbronn und Neckarelz vor. Murat erhielt den Auftrag, am 26. September bei Kehl den Rhein zu überschreiten und mit den vier Dragonerdivisionen die Bewegung der erwähnten drei Marschälle an den Neckar gegen den oberen Schwarzwald zu verschleiern. Der Marschall Lannes mit den bereits eingetroffenen Theilen seines Korps, die Kürassierdivision d'Hautpoul und die Dragoner zu Fuß sollten als Rückhalt für die vier berittenen Dragonerdivisionen vorwärts Kehl Aufstellung nehmen. Murat wurde angewiesen, Abtheilungen seiner Dragoner in die Schwarzwaldpässe vorzutreiben. Für den Fall, daß der Feind mit stärkeren Kräften bei Freudenstadt Aufstellung

*) Die Division Gazan des Korps war noch nicht aus dem Lager von Boulogne eingetroffen.



genommen hatte, was der Kaiser jedoch für unwahrscheinlich hielt, sollte Lannes nur bis Oberkirch vorrücken und das Eintreffen weiterer Kräfte abwarten. Für den Fall, daß der Feind den Kniebispaß nur schwach besetzt hatte, wurde Murat angerathen, sich mit Lannes ins Einvernehmen zu setzen, um den dortigen feindlichen Posten aufzuheben. „Uebrigens", sagt der Kaiser,*) „denke ich mich in kein ernsthaftes Gefecht nach dieser Richtung einzulassen."

Das Vorgehen einer starken Reitermasse über Kehl, ihre Entfaltung in der Ebene des rechten Rheinufers, das gleichzeitige Vortreiben von Kavallerieabtheilungen auf den über den südlichen Schwarzwald führenden Hauptstraßen mußte den Gegner glauben machen, daß es Napoleon auf ein frontales Erzwingen der Schwarzwaldpässe, wie es Moreau im Jahre 1800 angestrebt hatte, abgesehen habe. Während diese Scheinbewegung in der Ausführung begriffen war, überschritten das 6., 4. und 3. Korps den Rhein und näherten sich dem Neckar, den sie am 1. Oktober an den angewiesenen Punkten erreichten. Am 29. September ging der große Park der Armee, unter Bedeckung der Dragoner zu Fuß bei Kehl über den Rhein und rückte über Rastatt, Bruchsal auf Heilbronn ab, am 30. folgte die Garde gleichfalls über Kehl nach dem rechten Ufer und nahm die Richtung über Ettlingen, Pforzheim auf Ludwigsburg. Der Kaiser, der am 26. September in Straßburg eingetroffen war, begab sich am 1. Oktober nach Ettlingen und traf am 2. in Ludwigsburg ein.

Unter dem 28. September bereits war an Murat aus Straßburg der Befehl ergangen, drei seiner Dragonerdivisionen und die Kürassierdivision d'Hautpoul derartig über Rastatt, Pforzheim in Marsch zu setzen, daß ihre Spitze am 2. Oktober die Gegend von Stuttgart erreichte. Bereits vorher war Lannes über Pforzheim auf Ludwigsburg marschirt, das er am 1. Oktober erreichte, ihm folgte die Garde, die am 2. daselbst eintraf. Der letzteren folgte die Division Gazan des Korps Lannes.

Ney, der bei Stuttgart dem Feinde am nächsten war, hatte bei Pforzheim einen Oesterreichischen Reiterposten aufgehoben und damit zuerst Fühlung mit dem Feinde gewonnen. Ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers wies ihn an, zunächst nicht über Stuttgart hinaus zu gehen und sich vereinzelt in keinen ernsthaften Kampf einzulassen.

Während die Masse der Reiterreserve wieder auf die Heerestheile der vordersten Linie am Neckar aufschloß, war die Dragonerdivision Bourcier mit zwei Regimentern vorwärts Kehl verblieben, hatte mit den übrigen die Ausgänge des Schwarzwaldes nach der Rheinebene besetzt behalten und hiermit sowie dadurch, daß sie weiterhin fortgesetzt in die Berge streifen ließ, des Feindes Aufmerksamkeit nach dieser Richtung wach erhalten. Weiter nördlich klärte Lannes in der rechten Flanke seines über Rastatt gerichteten Marsches

*) Correspondance 9249. XI.

gegen den Schwarzwald auf. Der Kaiser schreibt ihm vor, am 27. September seine Kavallerie über Baden und Wildbad vorzutreiben.*) Sie hat vor Tagesanbruch aufzubrechen, mit zwei Regimentern 2 lieues (9 km), mit einem Regiment 2 weitere lieues zurückzulegen. Von letzterem Regiment soll eine Eskadron noch eine lieue über das Marschziel des Regiments hinaus, von dieser eine Abtheilung ausgesuchter Pferde noch eine lieue weiter vorgetrieben werden. Im Ganzen wurde sonach hier eine Aufklärung auf etwa 30 km in der Richtung auf Stuttgart angestrebt.

Der weitere Vormarsch vom Neckar zur Donau erfolgte mit dem Korps Lannes, der Garde, der Kavalleriedivision d'Hautpoul von Ludwigsburg über Gmünd und Aalen, mit Soult von Heilbronn auf Nördlingen, mit Davout und Nansouty von Neckarelz über Dinkelsbühl auf Nördlingen, während Bernadottes Armeeabtheilung über Ansbach gegen die Donaustrecke Neuburg—Ingolstadt angesetzt wurde. Murat fiel mit den drei bereits an der Enz verfügbaren Dragonerdivisionen und dem Korps Ney, das ihnen zu folgen hatte, der Auftrag zu, von Stuttgart über Göppingen auf Heidenheim vorzugehen und das Durchschreiten der Rauhen Alb durch die Armee gegen Ulm**) zu decken.

Murat wird angewiesen, sich hierzu mit den Dragonern am 3. Oktober in Marsch zu setzen, am 4. Göppingen zu erreichen und unter Belassung einer Division daselbst, am 5. durch eine weitere Geislingen und am 6. durch die dritte Heidenheim zu besetzen sowie gegen Ulm aufzuklären. Mit Absicht wird hier die Kavallerie nur in kleinen Märschen vorgetrieben, um nicht vorzeitig die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen; ausdrücklich wird Murat vom Kaiser ermahnt, Alles anzuwenden, um seine Pferde bei gutem Futterstande zu erhalten, lieber sechs Stunden täglich weniger zu marschiren, als die Pferde übertrieben anzustrengen.

Diese Bewegung wurde ohne Schwierigkeit ausgeführt, da die Oesterreicher es versäumten, die leicht zu sperrenden Zugänge zur Rauhen Alb der Französischen Kavallerie zu verschließen. — Eine schwache Oesterreichische Kavallerieabtheilung wurde bei Göppingen nach leichtem Gefecht zersprengt.

Das Korps Ney brach am 4. von Stuttgart auf und erreichte am 6. die Hochfläche der Rauhen Alb, ihm folgten die Dragoner zu Fuß. Die Dragonerdivision Bourcier, die nunmehr am Oberrhein entbehrlich war, hatte sich inzwischen am 2. bei Rastatt zusammengezogen und folgte dem rechten Flügel der Armee in beschleunigten Märschen über Stuttgart.

*) Correspondance 9268. XI.

**) Die Oesterreichische Armee befand sich zur Zeit, als die Franzosen den Neckar erreichten, noch in weiten Quartieren beiderseits der Iller zwischen Bodensee und Lech. Erst am 4. Oktober wurde eine engere Versammlung bei Ulm angeordnet, die bis zum 8. Oktober durchgeführt sein sollte.

Der Kaiser schätzte zur Zeit als er diese Anordnungen traf, die Oesterreichische Armee in Deutschland auf 100 000 Mann.*) Seine Nachrichten lauteten dahin, daß sie noch an der Iller stände. Murat wird am 2. Oktober aus Ludwigsburg auf die Wichtigkeit hingewiesen, feindliche Patrouillen aufzuheben und Kenntniß von den Maßnahmen des Gegners zu erlangen. Vor Allem kommt es dem Kaiser darauf an, rechtzeitig zu erfahren, ob der Feind etwa bei Ulm auf das nördliche Donau-Ufer übergeht, um sich auf die Spitzen der aus der Rauhen Alb heraustretenden Französischen Korps zu werfen. Indem er seinem Gegner vernünftige Beweggründe unterlegt, kann er ein bewegungsloses Verharren desselben an der Iller nicht erwarten, er ist auf einen feindlichen Vorstoß nach dem linken Donau-Ufer gefaßt und erwartet einen solchen entweder über Heidenheim oder über Nördlingen. Daher werden die Armeekorps der Mitte konzentrisch auf Nördlingen angesetzt.

Vor Mitternacht, vom 3. zum 4. Oktober, läßt Napoleon Murat schreiben**), erwartet er in Ludwigsburg Nachricht, ob der Feind noch an der Iller stehe, bezw. welche Richtung er eingeschlagen habe. „Ihnen liegt es ob, meinen Anmarsch zur Donau in der empfindlichen rechten Flanke zu decken. Ich muß daher rechtzeitig benachrichtigt werden, falls der Feind zum Angriff übergehen sollte, damit ich meine Entschlüsse fassen kann und nicht den Willen des Feindes zu thun brauche."

Der hier Murat ertheilte Auftrag war dem Kaiser so wichtig erschienen, daß er ihn neben diesen schriftlichen Weisungen auch noch in mündlicher Rücksprache näher zu erläutern für nöthig hielt.

Während derart die Aufklärung und Sicherung in der Richtung auf Ulm Murat zufiel, erfolgte sie vor der Front der Armee durch die leichte Kavallerie der Korps. Am 3. Oktober erhält Lannes, der sich auf dem Marsche von Ludwigsburg nach Gmünd befindet, einen Befehl***), in dem es heißt: „Treiben Sie Ihre Patrouillen so weit als möglich vor, über Gmünd auf Heidenheim und auf Aalen, und trachten Sie, mich morgen wissen zu lassen, ob bei Heidenheim oder Nördlingen der Feind angetroffen worden ist."

Seit dem 4. Oktober hielt der Kaiser einen feindlichen Gegenstoß auf dem linken Donau-Ufer von Ulm her nicht mehr für wahrscheinlich und ordnete dementsprechend an, daß Murat die drei Dragonerdivisionen Beaumont, Klein und Walther bei Heidenheim zusammenzuziehen habe. Sie sollten von dort aus die Ebene von Nördlingen aufklären, wo sich feindliche

*) Thatsächlich 72000 Mann, davon 56000 Mann an der Iller unter General Mack, dem Namen nach unter Erzherzog Ferdinand; 16000 Mann unter Feldmarschall-Leutnant Kienmayer zwischen Ingolstadt- Donauwörth und München.

**) Correspondance 9313. XI.

***) Correspondance 9321. XI.



Kavallerie*) gezeigt hatte. Diesem Befehle an Murat folgte erneut die Mahnung, die schwachen Pferde zu schonen und für weit zu entsendende Patrouillen eine sorgfältige Auswahl zu treffen.

Die nachrückende Division Bourcier langte rechtzeitig am 6. bei Geislingen an, um Murats bisherigen Auftrag von dort aus gegen Ulm zu übernehmen; Ney nahm bei Giengen Aufstellung unter Aufklärung auf Gundelfingen und Lauingen, und Murat setzte sich auf Befehl des Kaisers am 6. von Heidenheim auf Donauwörth in Marsch.

Bei seinem Eintreffen in Gmünd, am 5. abends glaubte der Kaiser den Feind, der thatsächlich bei Nördlingen nur wenige Eskadrons zählte, dort mit einer 6000 Mann starken Vorhut anwesend, die Aufklärung der Kavallerie der Marschälle Lannes und Soult reichte sonach keine 20 km über die Spitzen der Infanterie der Korps hinaus, die am 5. bereits Aalen und Ellwangen durchschritten hatten. Am Abend des 6. erreichte die vorderste Division Soults, mit einem starken Marsche über Nördlingen vorgehend, Donauwörth, und es gelang ihr, sich in Besitz der dortigen, nur von einem Oesterreichischen Bataillon besetzten Donau-Brücke zu setzen. Am 7. früh ging alsdann Murat hier über und weiter bis an den Lech-Uebergang von Rain vor, den er mit abgesessenen Dragonern zwei Oesterreichischen Bataillonen entriß. Der Kaiser verlegte noch am 7. sein Hauptquartier nach Donauwörth. Während Ney auch weiter den Auftrag behielt, Ulm auf dem linken Donau-Ufer zu beobachten, gewann Davout am 8. den Uebergang von Neuburg, Bernadottes Armeeabtheilung den von Ingolstadt. Kienmayer, der sich mit seinen schwachen Kräften auf die bloße Beobachtung des Flußlaufes hatte beschränken müssen, zog sich auf Dachau zurück. Vor der Mitte des Französischen Heeres klärte am 8. Murat mit den zur Stelle befindlichen drei Dragonerdivisionen, der aus Davouts Marschkolonne auf Donauwörth abgezweigten Kürassierdivision Nansouty und der leichten Kavallerie des Marschalls Lannes, im Ganzen etwa 10 000 Pferde stark, in dem Winkel zwischen rechtem Donau- und linkem Lech-Ufer, gegen die Straße Ulm—Burgau—Augsburg auf, ihm folgte der Marschall Lannes mit der Grenadierdivision Oudinot. Eine mehrere tausend Mann starke Oesterreichische Abtheilung unter Feldmarschall-Lieutenant Auffenberg, die von Ulm her vorgeschoben war, wurde bei Wertingen zersprengt. Soult ging jetzt beiderseits des Lech auf Augsburg und Landsberg vor, ihm wurde demnächst die Dragonerdivision Walther unterstellt, die Garde- und die beiden Kürassierdivisionen schlugen gleichfalls die Richtung auf Augsburg ein, und auch Marmonts Korps wurde dorthin herangezogen, während Bernadotte mit seinem Korps und den Bayern sowie Davout gegen die Isar zur Beobachtung Kienmayers und der vom Inn her erwarteten Russen Stellung nahmen.

*) Einige Eskadrons Kienmayers.



Am 10. Oktober war auf diese Weise die Französische Armee in zwei Fronten gegen Iller und Isar, mit zurückgehaltenen Kräften am Lech entwickelt. Der Oesterreichischen Iller-Armee waren die Verbindungen über Augsburg und Landsberg verlegt. Der Kaiser blieb indessen, obwohl bereits seit dem 6. abends der Donau-Uebergang bei Donauwörth gewonnen war, mehrere Tage über den Gegner im Zweifel. Murats Aufmerksamkeit mochte am 8. durch das Gefecht bei Wertingen gefesselt sein, aber, trotzdem er noch am 9. mit den beiden ihm verbleibenden Dragonerdivisionen und der Kavallerie des Marschalls Lannes, die vor diesen den Aufklärungs- und Sicherungsdienst versah, Zusmarshausen erreichte, meldete an diesem Tage nicht eine einzige vorgeschobene Abtheilung den Anmarsch der Oesterreicher von Ulm und Günzburg auf Burgau, obwohl dieser Ort nur 15 km von Zusmarshausen entfernt war. Infolge der Niederlage Auffenbergs bei Wertingen beschloß Mack noch am 9. den Rückzug auf Günzburg. Dieser wurde sofort eingeleitet und in der Nacht zum 10. auf Ulm fortgesetzt. Auch diese Bewegung entging der Kavallerie Murats vollständig.

Am Abend des 9. setzte sich Ney vom linken Ufer her in Besitz des Donau-Ueberganges von Günzburg und gewann damit eine unmittelbare Verbindung mit der Hauptmacht. Bereits seit dem 6. hatte seine Kavallerie und die Dragonerdivision Bourcier die Brenz erreicht, trotzdem verging der 10. und 11., ohne daß der Kaiser, der seit dem 10. abends in Augsburg weilte, Kenntniß von der fortgesetzten Anwesenheit des feindlichen Heeres bei Ulm erhielt. Er glaubte seinen Gegner im Rückzuge nach Vorarlberg und übertrug am 11. früh dessen Verfolgung Murat mit seiner Kavallerie und den Korps von Ney und Lannes, während er sich für seine Person mit den übrigen Kräften auf München gegen die Russen zu wenden beabsichtigte. Im Laufe des 11. gewann er dann doch die Auffassung, daß der Feind noch an der Iller verweilte. Er glaubte ihn jetzt in einer Stellung zwischen Memmingen und Ulm, Front nach Osten, und erst das Gefecht einer Division Neys bei Haslach auf dem linken Donau-Ufer, von dem der Kaiser am 12. abends Kenntniß erhielt, gab volle Klarheit darüber, daß der Feind noch in Masse unmittelbar bei Ulm stand. Erst jetzt ist Napoleon in der Lage, den größten Theil seines Heeres zur völligen Einkesselung Macks auf Ulm in Bewegung zu setzen, während Bernadotte, Davout und die Kürassiere von d'Hautpoul auf München vorgehen.

Er hatte Recht, wenn er von sich sagte, er habe die Fehler seiner Gegner nicht gekannt, die er bestraft hätte; er habe nur auf der Karte gebrütet. Seine Kavallerie wenigstens hat ihm in den Tagen, die der am 17. Oktober erfolgenden Uebergabe des größten Theiles der Oesterreichischen Iller-Armee bei Ulm voraufgingen, nicht dazu verholfen, diese

Fehler kennen zu lernen. Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß die Französische Kavallerie in der Aufklärung im Großen nicht geschult war. Schon die Thatsache, daß der Kaiser dafür bis ins Einzelne gehende Anordnungen traf, beweist das. Er zeigte seiner Reiterei hier zum ersten Male den großen Krieg im heutigen Sinne, und was er mit ihr erstrebt, wie er den strategischen Aufklärungsdienst auffaßt, ist noch heute lehrreich. Ist doch in den Worten, die er am 3. Oktober an Murat richtet,*) „damit ich nicht den Willen des Feindes zu thun brauche", im Grunde die ganze Bedeutung dieses Dienstzweiges enthalten, die darin gipfelt, dem Feldherrn die Freiheit des Entschlusses zu wahren.

Jena 1806.

(Hierzu Skizze 2.)

Aus dem Umstande, daß die leichten Kavallerieregimenter des Marschalls Lannes 1805 vor den Dragonern in erster Linie den Aufklärungs- und Sicherungsdienst versahen, geht hervor, daß sie für denselben vorzugsweise geeignet waren. Diesem Umstande trug der Kaiser bei Eröffnung des Feldzuges 1806 dadurch Rechnung, daß er der Kavalleriereserve**) von Hause aus drei leichte Regimenter zutheilte. Die Kavallerie der Korps wurde dafür etwas geschwächt und war bei ihnen nur noch in Brigaden zu drei Regimentern zu je drei Eskadrons in einer Stärke von 1000 bis 1500 Mann vertreten.

Der Vormarsch vom 7. bis 14. Oktober.

Der Kaiser rückte 1806 aus seinem Aufmarschgebiet am oberen Main mit 160 000 Mann auf drei Hauptstraßen über Hof und Plauen, über Kronach und Schleiz und über Coburg und Saalfeld vor.

---

*) Vergl. S. 230.

**) Zusammensetzung der Kavalleriereserve bei Beginn des Feldzuges 1806, nach Foucart, La cavalerie pendant la campagne de Prusse.

Husarenbrigade	Lasalle, 5. u. 7. Husarenregiment	6 Eskadrons	1181 Mann,
Chasseurbrigade	Milhaud, 13. Chasseurregiment	3 „	576 „
(das außerdem zur Brigade bestimmte 11. Chasseurregiment stieß erst im Dezember zu ihr),			
1. schw. Kavalleriedivision	Nansouty, 6 Regimenter . . .	18 „	2736 „
2. „ „ „	d'Hautpoul, 4 „ . . .	12 „	2033 „
1. Dragonerdivision . .	Klein, 5 „ . . .	15 „	2358 „
2. „ „ . .	Grouchy, 6 „ . . .	18 „	3288 „
(erreichte die Armee erst nach den Schlachten bei Jena und Auerstädt),			
3. Dragonerdivision . .	Beaumont, 6 Regimenter . . .	15 „	3079 „
4. „ „ . .	Sahuc, 6 „ . . .	18 „	3149 „
1. Husarenregiment . .	bei der Person des Kaisers . .	3 „	434 „
		108 Eskadrons	18834 Mann.



Am 7. Oktober gelangte von der rechten Flügelkolonne das 4. Korps Soult nach Bayreuth, seine Kavallerie nach Berneck, hinter ihm das 6. Korps Ney nach Pegnitz. In der Mitte waren die leichten Regimenter der Kavalleriereserve und eine Division des 1. Korps Bernadotte nach Nordhalben an die nördlichste Spitze des befreundeten Bayerischen Gebiets vorgeschoben, dahinter standen, bis an den Main zurückreichend, die übrigen Divisionen des 1. Korps, und zwischen sie eingeschoben die Dragonerdivision Beaumont. Um Lichtenfels befand sich das 3. Korps Davout, bei ihm die Dragonerdivision Sahuc. Das Hauptquartier des Kaisers und die Garde waren in Bamberg. Von der linken Kolonne stand das 5. Korps Lannes von Hemmendorf rückwärts bis zum Main, das 7. Korps Augereau war noch auf dem linken Main-Ufer bei Burgebrach zurück. Die Kürassierdivisionen standen von hier nordwärts bis zum Main.

Bei Beginn des Vormarsches war Napoleon über seinen Gegner sehr im Ungewissen. Er wußte von der Ansammlung stärkerer Preußischer Kräfte bei Naumburg, Weimar, Erfurt und Gotha sowie von einer feindlichen Abtheilung bei Hof und glaubte, möglicherweise bereits in der Linie Plauen—Schleiz—Saalfeld, an den nördlichen Ausgängen des Frankenwaldes, auf ernsthaften Widerstand zu stoßen. Daneben verlautete allerdings auch, daß der Gegner Bewegungen über den Thüringer Wald hinweg nach dem Werra-Thal vornehme. Da es zunächst galt, eine Gebirgslandschaft zu durchschreiten, an deren jenseitigen Ausgängen man den Feind anzutreffen gefaßt sein mußte, erschien ein weites Vortreiben der Kavalleriemassen nicht angängig. Als daher am 8. Oktober Murat, zu dessen leichten Regimentern noch zwei solche des 1. Korps stießen, die Bewegung antrat, folgte ihm die Infanterie Bernadottes dicht auf.

Von den fünf Reiterregimentern gingen drei auf der Hauptstraße über Ebersdorf auf Saalburg vor, je eines sicherte in den Flanken. Schwache feindliche Vortruppen zogen auf Schleiz ab, und die Französische Kavallerie folgte bis Gräfenwarth, die vorderste Infanteriedivision Bernadottes besetzte hinter ihr Saalburg. Das nach rechts entsandte Kavallerieregiment erreichte Lichtenberg, mit einer Schwadron Hof und stellte durch sie den Abzug des Feindes von dort und von Plauen auf Schleiz fest. Die Verbindung mit der bis Conradsreut vorgegangenen Kavallerie des Marschalls Soult wurde hergestellt. Die Spitze der Infanterie der rechten Kolonne gelangte nach Münchberg. Das in der linken Flanke sichernde Regiment Murats erreichte Lehesten; Patrouillen desselben gelangten bis Leutenberg, Probstzella, Gräfenthal und stellten auf der Straße Coburg—Saalfeld die Verbindung mit der Kavallerie des Korps Lannes, die Neustadt erreicht hatte, her. Die Infanterie des letzteren Korps gelangte nach Coburg. Man stieß auf dieser Straße nur auf Preußische Husarenabtheilungen.

Am Abend des 8. sicherte derart die Französische Kavallerie an der Saale von Hof bis südlich Saalfeld in einer Gesammtbreite von 50 km. Murat meldete aus Ebersdorf dem Kaiser, der am 8. sein Hauptquartier von Bamberg nach Kronach verlegte, daß die Preußische Armee um Naumburg versammelt sein sollte, was auch eine Meldung des Marschalls Lannes bestätigte. Fürst Hohenlohe sollte mit einem Korps bei Jena stehen, in Hof sich nur ein Regiment befunden haben, in Leipzig keine feindlichen Truppen sein. Soult dagegen meldete aus Münchberg, daß eine Sächsisch-Preußische Abtheilung unter Tauentzien, die bisher in Hof gestanden, sich auf Plauen gewandt habe sowie daß bei Zwickau 55 000 Mann unter Hohenlohe stehen sollten.*)

Am 9. Oktober ging bei der mittleren Kolonne das Korps Bernadotte gegen Schleiz vor. Eine dort befindliche Abtheilung der Armee Hohenlohes unter dem General Grafen Tauentzien, 8½ Bataillone, 9 Eskadrons, 1 Batterie, wurde auf Mittel-Pöllnitz zurückgeworfen. Von seinen fünf leichten Regimentern hatte Murat bei Schleiz nur zwei zur Stelle, und die Fühlung mit dem abziehenden Gegner ging am Abend des 9. verloren, indem die Französische Kavallerie nicht weiter als in Höhe von Löhma folgte, das 1. Korps bei Schleiz verblieb.

In der rechten Flanke der mittleren Kolonne hatte Murat die beiden Regimenter der Brigade Lasalle über Tanna auf Mühltruf, unter Aufklärung auf Pausa und gegen die Straße Plauen—Gera entsandt. Das in der linken Flanke aufklärende Regiment der Brigade Milhaud war bei sehr schlechten Wegen in bergigem und waldbedecktem Gelände erst um 8 Uhr abends in Ziegenrück angelangt und damit 4 km hinter dem ihm vorgeschriebenen Marschziele Posen zurückgeblieben, nach dem es nur eine Schwadron vorgehen ließ. General Milhaud bittet bereits jetzt, das Regiment durch ein anderes ablösen zu wollen, da es den schweren Dienst nicht länger zu leisten vermöchte. Patrouillen, die er auf Gräfenthal, Saalfeld und gegen die Straße Saalfeld—Neustadt hatte vorgehen lassen, waren überall auf Preußische Husaren gestoßen. Saalfeld und Pößneck sollten von Preußischer Infanterie und Kavallerie besetzt sein.

Bei der rechten Kolonne erreichte das 4. Korps mit seiner Infanterie Groß-Zöbern, mit seiner Kavallerie und einem ihr zugetheilten leichten Bataillon

*) Die verbündete Preußisch-Sächsische Armee hatte an diesem Tage das Hauptquartier in Erfurt; die Hauptarmee, 58 000 Mann, befand sich zwischen Eisenach, Gotha und Erfurt gestaffelt, deren Avantgarde unter dem Herzog von Weimar bei Ohrdruf, mit Vortruppen jenseits des Thüringer Waldes. Von der mit Einschluß der Sachsen 43 000 Mann starken Armee Hohenlohes stand die Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Stadt Ilm, Vortruppen im Thüringer Wald, die Hauptmacht um Blankenhayn; die Sachsen befanden sich im Anmarsch von Zwickau über die Elster nach der Saale. 27 000 Mann unter Rüchel standen bei Creuzburg. Die gesammte verbündete Macht in Thüringen betrug 128 000 Mann.



Meßbach. Hinter Soult gelangte die Spitze Neys nach Münchberg. Soult meldete, daß vom Feinde 1000 Reiter, Artillerie und etwas Infanterie von Plauen in der Richtung auf Gera abgezogen seien. Es verlaute, daß 50 000 Mann bei Freiberg und Chemnitz zum Schutze Dresdens zusammengezogen würden.*)

Von der linken Kolonne gelangte die Spitze des 5. Korps bis in die Höhe von Gräfenthal, das 7. Korps erreichte Coburg.

Der Kaiser verlegte sein Hauptquartier nach Ebersdorf; er sah am Abend des 9. noch durchaus nicht klar in den Absichten des Gegners. Nach den eingegangenen Meldungen stand dieser mit starken Kräften sowohl auf dem linken Saale-Ufer als auch in der rechten Flanke des Französischen Vormarsches in der Richtung auf Dresden. Der Kaiser befiehlt daher Murat, am 10. frühzeitig auf Auma, Pößneck und Saalfeld aufzuklären, nöthigenfalls seiner Kavallerie die vorderste Division Bernadottes folgen zu lassen, damit das Korps Lannes bei seinem Vorgehen auf Saalfeld, wenn nöthig, rechtzeitig unterstützt werde. Napoleon wirft Murat vor, daß er seine Kavallerie zu sehr zersplittere, und empfiehlt ihm, stets vier Regimenter auf der Hauptstraße vereinigt zu halten. Da Soult am 10. Plauen erreichen werde, sei die Aufklärung von der Hauptstraße nach rechts jetzt weniger wichtig. Um dem Mangel an Kavallerie in vorderster Linie abzuhelfen, wird die Dragonerdivision Beaumont vorgezogen. Dafür rückt am 10. die Dragonerdivision Sahuc zwischen das 1. und 3. Korps ein.

Am 10. Oktober setzte sich Murat für seine Person mit der Division Beaumont auf Pößneck in Marsch, um den in der dortigen Gegend bereits befindlichen General Milhaud zu unterstützen. In der Richtung auf Auma ging, um die Fühlung mit Tauentzien wieder aufzunehmen, General Wathier**) mit zwei Kavallerieregimentern des 1. Korps von Löhma aus vor. Ihm entging trotzdem die Anwesenheit starker feindlicher Kräfte bei Mittel-Pöllnitz.***) Auf dem Marsche nach Pößneck erreichte Murat ein Befehl des Kaisers, der ihn auf die Hauptstraße zurückrief. Nachdem er Milhaud ein Dragonerregiment belassen hatte, traf Murat mit den übrigen Regimentern der Division Beaumont über Auma bei Einbruch der Dunkelheit in der Gegend von Triptis ein. Von hier befahl er der bis dorthin vorgegangenen Brigade Wathier, Erkundungen in der Richtung auf Gera und Neustadt vorzunehmen. Diese fanden Mittel-Pöllnitz jetzt vom Feinde frei, stießen jedoch bei Groß-Ebersdorf auf ihn und erhielten auch in Neustadt Feuer. Hinter Murat gelangte das 1. Korps nach Auma, die Division Dupont desselben war Milhaud auf Pößneck nachgesandt

*) Vergl. Skizze 4.

**) Kommandeur der Kavalleriebrigade des 1. Korps.

***) $20\frac{1}{2}$ Bataillone, 25 Eskadrons, 5 Batterien Sachsen im Marsche nach der Saale und Tauentziens Truppen.



worden. Die Brigade Lasalle wurde von Mühltruf herangeholt und setzte sich bei Mittel-Pöllnitz an die Spitze der Kavallerie der mittleren Kolonne.

Soult war nicht über Plauen hinausgegangen; er hatte ein Kavallerieregiment bis Reichenbach 20 km seitwärts-vorwärts entsandt. Der Marschall neigte an diesem Tage auch zu der Annahme, daß sich jetzt nur noch schwache Kräfte des Feindes auf dem rechten Ufer der Elster befinden dürften.

Der Kaiser glaubte am 10., daß es in der Absicht des Feindes gelegen habe, mit dem linken Flügel über Jena, Saalfeld, Coburg, mit dem rechten Flügel über Meiningen, sonach beiderseits des Thüringer Waldes zum Angriff überzugehen.

Nach dem Empfange von Soults Bericht vom 9. abends vermuthete er, daß der Gegner, in diesem Vorhaben durch den Französischen Vormarsch gestört, sich jetzt bei Gera zu versammeln trachte. Auch der Kanonendonner, der von der linken Kolonne, wo Lannes an diesem Tage bei Saalfeld die Vorhut Hohenlohes unter dem Prinzen Louis Ferdinand schlug, herüberschallte, machte Napoleon an dieser Ansicht nicht irre. Er legte dem Gefecht bei Saalfeld nur geringe Bedeutung bei und glaubte, daß Lannes dort nicht der Unterstützung bedürfe.

Aus Schleiz, wohin sich der Kaiser im Laufe des Tages begeben hatte, ergeht um 6 Uhr abends der Befehl an Soult, am 11. in der Richtung auf Gera vorzugehen, dort würde die Lage sich klären. Der Kaiser hofft vor dem Feinde in Dresden zu sein, glaubt also an einen Linksabmarsch desselben von der Saale über die Elster und sieht in denjenigen feindlichen Truppen, auf die man bisher gestoßen war, die Seitendeckungen dieses Marsches. Die Französische Armee soll daher in der Richtung auf Gera vereinigt werden, Soult hierzu am 11. Weida, Bernadotte von Auma her Gera, Lannes von Saalfeld aus Neustadt erreichen. An Murat ergeht um 8^{30} abends die Benachrichtigung: der Kaiser wolle unbedingt am 11. Gera erreicht sehen und sich für seine Person dorthin mit dem Korps Bernadotte vorbegeben, um zu wissen, was der Feind mache. Nochmals wird Murat ermahnt, die Kavallerie mehr geschlossen zu halten, und dafür getadelt, daß er Milhaud ein Dragonerregiment überlassen habe; sodann ausdrücklich darauf hingewiesen, daß auch von dem Marsche auf Gera aus nach der Saale zu auf Jena aufzuklären sei.

Am 11. Oktober ging Murat infolgedessen mit der Husarenbrigade Lasalle auf Gera vor. Den Husaren folgte ein leichtes Infanterieregiment des 1. Korps, dann die zur Stelle befindlichen 5 Regimenter der Division Beaumont, diesen die übrigen Theile des 1. Korps. Auch dessen Division Dupont wurde mit den beiden Reiterregimentern Milhauds von Pößneck herangezogen und traf am Abend südlich Gera ein, Murat für seine Person war dort noch vor Mittag angelangt. Noch diesseits Gera hatte er dem Kaiser Meldung zurückgesandt, daß der Ort seit Mitternacht vom Feinde

geräumt sei, und daß die bei Schleiz geworfenen Truppen nebst anderen, die von Leipzig gekommen, auf Roda abmarschirt wären. Es war der Abmarsch der Sachsen dorthin von Mittel-Pöllnitz beobachtet worden; dennoch ließ Murat in dieser Richtung nicht stärkere Theile folgen, und trotzdem der Kaiser ausdrücklich Aufklärung auch auf Jena gefordert hatte, ritt auch an diesem Tage kein Franzose an oder gar über die nur 20 km seitwärts der Vormarschstraße Murats befindliche Saale. Die Versammlung der Armee Hohenlohes bei Jena blieb unbemerkt.

Lasalle ging noch bis Wachholderbaum und entsandte eine Abtheilung von 50 Pferden auf Zeitz. Nördlich Gera war die Brigade auf Sächsische Bagagen gestoßen. Lasalle meldete, er habe mit der Masse bei der großen Ermüdung der Pferde nicht weiter vorgehen können. Die Dragonerdivision Beaumont bezog Unterkunft nördlich Gera an der Straße, mit der Spitze bei Langenberg, bis wohin auch eine Infanteriekompagnie vorgeschoben wurde, während der Rest des in die Kavallerie eingeschobenen leichten Infanterieregiments bei Tinz verblieb. Die beiden vordersten Divisionen Bernadottes wurden gleichfalls nördlich Gera mit den Dragonern untergebracht. Die Brigade Wathier sicherte in beiden Flanken bei Ronneburg und Kaltenborn. Soult erreichte Weida, Lannes Neustadt.

Der Kaiser war für seine Person mit dem 1. Korps auf Gera vorgeritten, dann für die Nacht wieder nach Auma zurückgegangen. Der Tag hatte die Vermuthung einer feindlichen Versammlung bei Gera nicht bestätigt. Alle durch Reisende und Landeseinwohner eingehenden Nachrichten besagten, daß die feindliche Hauptmacht noch bei Erfurt stehe, und der Marsch der zwischen Elster und Saale angetroffenen feindlichen Truppen über Roda nach dem linken Saale-Ufer schien das zu bestätigen. Dementsprechend beschloß der Kaiser in der Nacht vom 11. zum 12. die Armee eine große Linksschwenkung ausführen zu lassen, um dem Gegner die linke Flanke abzugewinnen und ihm den Rückzug an die Elbe zu verlegen. Der rechte Flügel der Armee wird hinter der Mitte fort, deren Marschstraße kreuzend, auf Jena an den linken Flügel herangezogen, während der bisherigen Mitte, dem 3. Korps Davout von Mittel-Pöllnitz und dem 1. Korps Bernadotte, von nördlich Gera die Richtung auf Naumburg gegeben wird.

Völlig geklärt war indessen die Lage noch nicht. Lasalle wurde beauftragt, Kundschafter aufzutreiben und ihnen bis zu 6000 Francs zu bieten, falls sie aus Naumburg sichere Nachricht brächten, ob und wo der Feind sich zur Schlacht zusammenzöge oder ob er auf Magdeburg zurückwiche, sowie wo sich König Friedrich Wilhelm befinde. Auch während in den nächsten Tagen die angeordnete Linksschwenkung zur Ausführung kam, blieb die Lage noch fortgesetzt ungewiß. Um 4 Uhr früh am 12. schreibt der Kaiser an Murat*):

*) Foucart, Jena S. 517.

„Sie sehen, daß ich den Feind vollständig umfasse, aber ich brauche Nachrichten über das, was er zu thun beabsichtigt . . . überschwemmen Sie mit Ihrer Kavallerie*) die ganze Leipziger Ebene".

Dieser Auftrag wurde durch einen gleichzeitigen Befehl Berthiers genauer dahin erläutert, daß Patrouillen auf Leipzig und Naumburg zu entsenden seien, die Masse der Reiterei sich aber auf Zeitz zu wenden habe, um von dort aus für den Fall, daß der Feind immer noch bei Erfurt verharrte, gemeinsam mit Davout auf Naumburg vorzugehen.

Murat rückte infolgedessen am 12. Oktober mit Milhaud und Beaumont über Zeitz nach Teuchern, die Brigade Lasalle schob er rechts seitwärts auf Mölsen. Vorgeschobene Eskadrons erreichen Pegau, Weißenfels und Stösen, sowie in der Nacht zum 13. von Pegau aus Leipzig. Auch die Kavallerie Davouts ging selbständig vor und erreichte Naumburg um 3^{30} nachmittags, $4^1/_2$ Stunden vor der Infanterie der Vorhut des Korps. Sie nahm einen Preußischen Brückenzug und ein Magazin.

Um 8^{30} vormittags des 12. noch hatte der Kaiser an Davout geschrieben**): „Es wäre möglich, daß der Feind seine Rückzugsbewegung hinter der Ilm und Saale ausführt, denn er scheint mir Jena zu räumen". In Gegensatz hierzu stellte jedoch Lannes, als er von Neustadt gegen Jena vorrückte, im Laufe dieses Tages die Anwesenheit stärkerer feindlicher Kräfte daselbst fest, und die Meldung hierüber erreichte den Kaiser am 13. Oktober früh in Gera.

Nunmehr läßt er Alles, was von seinen Truppen zwischen Saale und Elster erreichbar ist, sich bei Jena vereinigen, während Davout und Bernadotte aus der Gegend von Naumburg gegen die linke Flanke des Feindes wirksam werden sollen. Der Kaiser ist in dem Glauben, der Gegner könne nur noch auf Magdeburg abziehen wollen. Eine Agentennachricht sowie die Aussagen von Gefangenen und Ueberläufern schienen das zu bestätigen. Es ging aus denselben hervor, daß die Preußische Hauptmacht sich von Erfurt mehr auf Weimar gezogen habe. Immer aber blieb dann noch die Hoffnung, den Feind auf der Hochfläche zwischen Ilm und Saale zu erreichen und ihm eine Niederlage zu bereiten.

Am 14. Oktober schlug Napoleon zwischen Jena und Weimar mit 95 000 Mann die Hälfte der feindlichen Macht, die Armee Hohenlohes und die Abtheilung Rüchels, zusammen etwa 50 000 Mann stark, während Davout bei Auerstädt mit 27 000 Mann den Angriff der saaleabwärts rückenden 45 000 Mann zählenden Armee des Herzogs von Braunschweig, bei der sich der König befand, zurückwies. Bis zum 15. Mittags aber war der Kaiser im Glauben, bei Jena die gesammte Preußische Macht geschlagen zu

*) Lasalle, Milhaud, Beaumont.

**) Foucart, Jena S. 521.



haben, und erhielt dann erst Kunde davon, daß auch Davout bei Auerstädt gefochten hatte.

Ein **Rückblick auf die Tage vom 7. bis 14. Oktober** läßt erkennen, wie zu Anfang die Kavalleriekörper überall an der Infanterie kleben. Freilich darf die gebirgige und waldige Natur des zu durchstreifenden Gebietes, in dem jeden Augenblick die Hülfe der nachrückenden Infanterie erforderlich werden konnte, nicht außer Acht gelassen werden. Dazu waren die Patrouillen darauf angewiesen, im fremden Lande, meist ohne Kenntniß der Sprache, sich mühsam ihren Weg zu suchen. Der gänzliche Mangel an Karten trat als eine weitere Erschwerung hinzu*). Ein Hauptgrund aber dafür, daß die Kavallerie sich nicht von der Infanterie freizumachen wußte, wird darin zu suchen sein, daß es nicht in ihrer Gewohnheit lag, auf Märschen zu traben, denn wir finden es als Ausnahme in den Befehlen besonders erwähnt, wenn es verlangt wird. Hierzu trat die weitere Gewohnheit, auch den durch den schnelleren Schritt der Pferde erreichten Abstand von der Infanterie nicht beizubehalten, denn diese schob sich meist am Abend mit ihren vorderen Theilen in die von der Kavallerie belegten Ortschaften hinein. Auch hier fehlte, wie 1805, der Französischen Reiterei der Trieb zum selbständigen Vorwärtsstreben, das allerdings in unseren Tagen durch die verbesserte Schußwaffe der Reiter und deren vermehrte Uebung im Fußgefecht gegen jene Zeit wesentlich begünstigt wird.

Erst bei weiterem Fortschreiten, da der Gegner nirgends stärkere Kavallerie entgegensetzt, und da das Gelände freier wird, bildet sich von selbst eine zweckmäßige Verwendung der Kavallerie heraus. Sicherlich aber hätten die Leistungen von Anbeginn größere sein und längere Zeit auf derselben Höhe bleiben können, wenn nicht die fortgesetzten Schrittmärsche, die Einfügung in die Infanteriekolonnen, sowie die Verwendung ganzer Brigaden und Regimenter zu Aufträgen, wie sie sehr wohl von kleinen Abtheilungen und einzelnen Eskadrons gelöst werden konnten, die Pferde vorzeitig abgenutzt hätten.

Die Verfolgung des Preußischen Heeres.

Die Anstrengungen, denen die Divisionen der Kavalleriereserve bei ihrer Heranziehung auf das Schlachtfeld von Jena unterworfen wurden, waren bedeutend. Da sie zum Theil sehr weit nach rechts entsendet waren, zum Theil erst von rückwärts vorgeholt werden mußten, legten sie in 21 bis 27 Stunden 45 bis 65 km zurück, um zur Entscheidung zur Stelle zu sein. Zu diesen für das damalige Pferdematerial starken Leistungen, die den Schlachten an der Saale voraufgegangen waren, im Verein mit der mangelnden Klarheit über die Gesammt-

*) Wie groß dieser war, geht unter Anderem daraus hervor, daß einer der Korpsführer, der Marschall Lannes, unter dem 8. Oktober aus Coburg dem Kaiser meldet, er sei völlig ohne Karte und habe keine Mittel, sich eine solche zu verschaffen. Er bittet den Kaiser, ihm eine etwa übrige senden zu wollen.

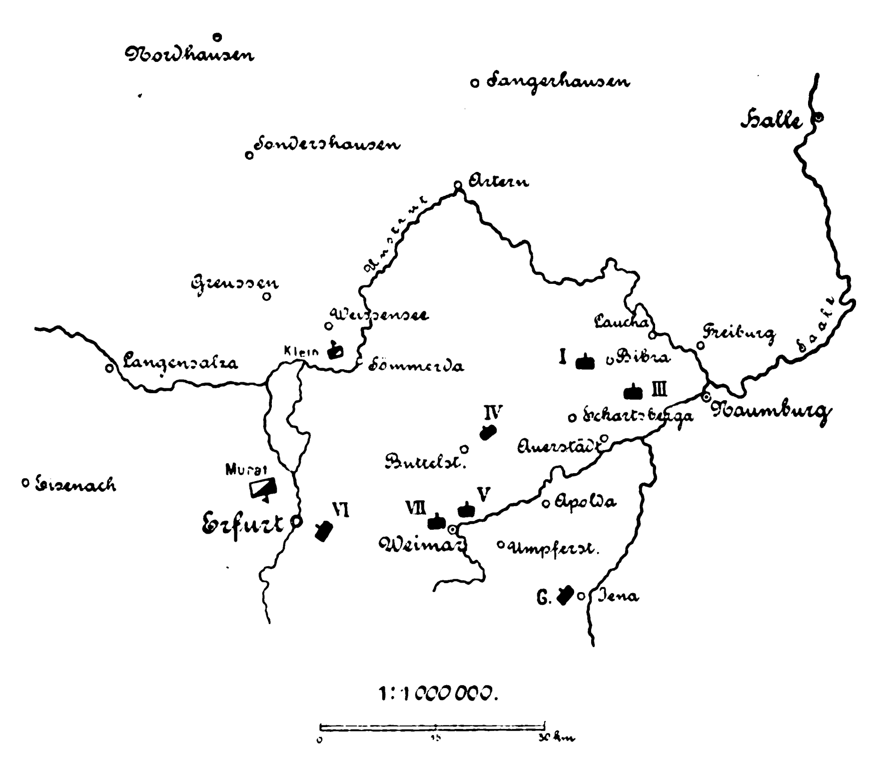


lage, die der Kaiser am 14. abends noch nicht übersah, liegt die Erklärung dafür, daß die Verfolgung am 15. Oktober nicht ganz die Früchte zeitigte, welche sie hätte haben können, daß die Fühlung mit dem Feinde zum Theil verlorenging.

Murat war in dem Glauben, der Feind hätte sich mit seiner Hauptmasse auf Erfurt zurückgewandt,*) mit der gesammten Kavalleriereserve, 90 Eskadrons, dorthin aufgebrochen. Der Abend des 15. Oktober zeigt die Französische Armee mit ihrer Hauptmasse zwischen Freiburg a. d. Unstrut und Weimar,**)

Skizze 3.

Aufstellung des franz. Heeres am 15. Oct. 1806 Abends.



das Korps Ney und Murat mit der Masse der Kavalleriereserve noch in der Gegend von Erfurt, nur die Dragonerdivision Klein ist bei Weißensee bereits in nördlicher Richtung, in welcher der Rückzug des größten Theils der Preußischen Armee erfolgt war, vorgeschoben.

---

*) Es hatten nur etwa 9000 Mann des Preußischen Heeres diese Richtung eingeschlagen.

**) Vergl. Skizze 3.

Am 16. gewann der Marschall Soult im Verein mit der Dragonerdivision Klein, von Buttelstedt über Sömmerda auf Greußen vorgehend, zuerst die Spur des Preußischen Rückzuges auf Nordhausen. Er folgte diesem über den Harz auf Magdeburg.*) So bildete das Korps Soult die Spitze der Verfolgung, der sich Murat und Ney anschlossen. Ersterer versuchte vergeblich, den verlorenen Vorsprung wieder einzuholen und erneut in der Richtung auf Magdeburg an die Tete zu gelangen. Anfänglich hatte er noch gehofft, bei seinem Anmarsch von Erfurt gegen den Harz den Herzog von Weimar, der über Mühlhausen—Heiligenstadt—Osterode mit 13000 Mann zurückging, von der Vereinigung mit den Preußischen Hauptkräften abzuhalten, dann aber unterlassen, ihm mit aller Kraft nachzusetzen. Er meldete am 17. Oktober dem Kaiser, es habe diese auf 6000 Mann geschätzte feindliche Abtheilung zu wenig Vorsprung, um noch vor der Französischen Armee Magdeburg zu erreichen, er betrachte sie bereits als abgeschnitten. Auch fürchte er durch die Verfolgung des Herzogs zu sehr von der Mitte der eigenen Armee abgezogen zu werden. Dieses Verhalten fand nicht die Billigung des Kaisers, der erst das ganze linke Elb-Ufer vom Feinde gesäubert wissen wollte, bevor er sich in Unternehmungen über die Elbe hinaus einließ.

Thatsächlich sah sich Murat einstweilen verhindert, mit der Reiterei wirksamen Antheil an der Verfolgung zu nehmen. Zwar scheint ihm noch südlich des Harzes, bevor er sich mit seiner Reitermasse, der Infanterie Soults folgend, in die Gebirgsengnisse einfädelte, vorübergehend der Gedanke gekommen zu sein, die von Soult und Ney eingeschlagenen Straßen über Nordhausen kreuzend, eine indirekte Verfolgung über Sangerhausen—Mansfeld einzuleiten, aber er verzichtete dann doch darauf und folgte Soult über den Harz.

Ein solches Vorgehen über Mansfeld wäre das einzige Mittel gewesen, die Kavalleriereserve noch westlich der Elbe wieder zur Thätigkeit zu bringen. Sie hätte hier mit drei Märschen zu je 40 km in der Flanke des Preußischen Rückzuges über Halberstadt auf Magdeburg wirksam werden können und bei dem Zustande, in dem sich damals die geschlagene Preußische Armee befand, hätte hier unfehlbar der Französischen Kavallerie ein großer Erfolg gewinkt. Wäre sie plötzlich in der Flanke des Preußischen Rückzuges erschienen, während Soult scharf über den Harz nachdrängte, so hätten sich voraussichtlich nur noch Trümmer nach Magdeburg hineingerettet.

Während der linke Französische Flügel: Soult, Murat, Ney sich derart auf Magdeburg wendete, rückte der Kaiser mit dem rechten Flügel auf Wittenberg, Rosslau und Barby gegen die Elbe vor, um nach vollzogenem Uebergang auf Berlin, Potsdam und Brandenburg den Marsch fortzusetzen. Murat hatte unter dem 19. Oktober dem Kaiser sein Eintreffen in Halberstadt mit seiner

*) Vergl. Skizze 4.

vordersten Brigade gemeldet*) und geäußert: „Morgen werden fünf Kavalleriedivisionen die Ebenen von Magdeburg überschwemmen." Diese Ueberschwemmung hatte indessen jetzt ihren Zweck verfehlt, der Feind hatte die schützenden Wälle von Magdeburg bereits erreicht. Unter Belassung der Dragonerdivisionen Sahuc und Klein vor Magdeburg, das die Marschälle Soult und Ney auf dem linken Elb-Ufer einschlossen, wendete sich Murat mit Lasalle, Milhaud, Beaumont, Nansouty und d'Hautpoul rechts auf Kalbe, ging dann bei Rosslau am 23. Oktober über die Elbe, erreichte noch an demselben Tage mit der Spitze Treuenbrietzen und setzte sich derart erneut vor die mittlere Kolonne des rechten Flügels der Armee, der jetzt von den Korps Lannes und Augereau gebildet wurde.

Bei dieser Seitwärtsbewegung aus der Gegend westlich Magdeburg und dem nunmehrigen Vormarsch auf Potsdam wurden der Kavallerie Marschleistungen zugemuthet, welche die etwa seinerzeit durch ein östliches Herumgreifen um den Harz bedingt gewesenen weit überstiegen. Die leichten Regimenter und die Division Beaumont legten am 23. Oktober 60 km zurück. Als am 24. Lasalle durch einen abermaligen Marsch von 59 km über Potsdam und Spandau Charlottenburg, Beaumont die Gegend von Potsdam erreichte, gelangte Nansouty nicht über Langerwisch, d'Hautpoul nicht über Treuenbrietzen hinaus.**) Letzterer blieb damit 27 km hinter dem ihm zugewiesenen Marschziele zurück, weil er am Tage vorher mit seinen schweren Reitern 64 km hatte leisten müssen. Der verlorene Vorsprung war trotzdem nicht wieder einzuholen gewesen. Nur wenig vor der Infanterie des 3. und 5. Korps vermochte Murat die Gegend von Berlin und Potsdam zu erreichen. Die Fühlung mit dem Feinde aber war darüber völlig verlorengegangen.

Der bereits am 21. Oktober erfolgte Abmarsch Hohenlohes aus Magdeburg mit etwa 20 000 Mann über Rathenow, um, Berlin nördlich umgehend, die Oder zu erreichen, wurde erst am späten Abend des 24. dem in Potsdam befindlichen Kaiser gerüchtweise bekannt. Sofort traf er darauf Anordnungen, Hohenlohe aufsuchen zu lassen.

General Savary, Adjutant des Kaisers, erhielt Befehl, mit 120 Pferden von Potsdam über Nauen auf Friesack vorzugehen, und die Brigade Lasalle entsendete am 25. früh eine Abtheilung von 50 Pferden auf Oranienburg. Sie folgte dorthin mit ihrer Masse im Laufe des Tages und klärte von hier auf Falkenthal, Gransee, Lindow, Neu-Ruppin auf. Lasalle meldete, gerüchtweise verlaute, daß Hohenlohe mit 18000 Mann Magdeburg verlassen habe, um über Kyritz Stettin zu erreichen. General Milhaud rückte an demselben Tage mit seinem Chasseurregiment von Potsdam nach Hennigsdorf und ließ von dort auf Fehrbellin und Nauen streifen. Noch am 25. brachte dann eine

*) Foucart, Prenzlau, Lübeck. S. 148.

**) Vergl. Skizze 5.

Meldung Bernadottes aus Brandenburg in bestimmter Weise die Bestätigung des vermutheten feindlichen Marsches von Magdeburg zur Oder, und nunmehr traf der Kaiser endgültige Anordnungen, um die Verfolgung mit voller Kraft wieder aufzunehmen. Schon hatte Murat dieser Absicht wirksam vorgearbeitet. Auf seinen Befehl war Lasalle am 26. nach Zehdenick gerückt, und Murat selbst folgte ihm mit den Dragonerdivisionen Beaumont und Grouchy*) bis Oranienburg nach, während der Kaiser Lannes von Spandau und Potsdam über Oranienburg, Zehdenick, Templin, Bernadotte von Brandenburg über Nauen, Cremmen zur Verfolgung Hohenlohes ansetzte. Dieser wurde bei Prenzlau von der Französischen Kavallerie gestellt und streckte daselbst am 28. Oktober die Waffen.

Es schlossen sich hieran für Murat mit den Divisionen Grouchy und d'Hautpoul und der Brigade Lasalle, für Savary mit zwei leichten Kavallerieregimentern sowie für das Korps Bernadotte weitere Verfolgungsmärsche, die gegen Blücher gerichtet waren. Dieser General führte die noch zwischen Elbe und Oder befindlichen Theile der Preußischen Armee und die Truppen des Herzogs von Weimar, die unterhalb Magdeburg die Elbe überschritten hatten, da der Weg nach der Oder verlegt war, durch Mecklenburg auf Lübeck zurück. An seine Fersen heftete sich von Magdeburg her Soult mit seinem Korps und der Dragonerdivision Sahuc, Ney die weitere Beobachtung der Festung überlassend. Den vereinigten Kräften Soults, Murats und Bernadottes gelang es dann, Blücher durch einen überraschenden Angriff Lübeck zu entreißen, und durch dessen Waffenstreckung bei Ratkau am 7. November fand die Französische Verfolgung ihren Abschluß.

Die Forderung Napoleons: „Keine Ruhe, solange noch ein Mann dieser Armee übrig ist",**) war damit erfüllt, Worte, welche die ganze Kraftentfaltung ausdrücken, die er in diese Verfolgung ohne Gleichen in der Kriegsgeschichte hineingelegt hat. Freilich, solche Ergebnisse waren nicht ohne Opfer zu erreichen gewesen. Schmolzen schon die Korps gewaltig zusammen,***) so war die Kavalleriereserve, als sie Lübeck erreichte, nahezu nicht mehr dienstfähig. Am 5. November sah sich Murat genöthigt, dem Kaiser zu melden, alle Truppen seien sehr ermüdet, er werde, falls der Feind den Rückzug noch über Lübeck hinaus fortsetzen sollte, die Kürassierdivision d'Hautpoul und die Dragonerdivision Grouchy daselbst zurücklassen

*) Diese Division hatte, mit dem 3. Korps, Davout, marschirend, Berlin erreicht.

**) „Point de repos qu'on n'ait vu le dernier homme de cette armée." An Bernadotte 28. Oktober. Foucart, Prenzlau, Lübeck S. 452.

***) Bernadotte beziffert am 31. Oktober die Gesammtstärke der Truppen, mit denen er den Marsch über Neubrandenburg hinaus fortsetzte, nur auf 12000 Mann von 25000 Mann, die sein Korps bei Eröffnung des Feldzuges gezählt hatte. Seine leichte Kavallerie bezifferte er nur noch auf 700 bis 800 Pferde, diejenige Soults am 1. November auf nur 500 Pferde.

müssen, nur die Division Sahuc*) und die leichten Brigaden seien noch brauchbar. Er hatte die erwähnten beiden Divisionen eigentlich schon in Schwerin zurücklassen wollen, nur weil Alles darauf hindeutete, daß der Feind in Lübeck versuchen werde, sich einzuschiffen und somit daselbst noch erreicht werden konnte, fand er sich bewogen, sie noch weiter mitzunehmen.

Ohne Frage war es weniger die Länge der Märsche als der Fortfall aller Ruhetage, der solche Wirkung hervorbrachte. Auch das Erreichte war indessen nur dadurch zu leisten gewesen, daß in großem Maßstabe ein Austausch mit den besseren Pferden der gefangenen Preußischen Regimenter stattgefunden hatte. Diese Pferde sollten eigentlich in die auf Befehl des Kaisers in Spandau und Potsdam angelegten Kavalleriedepots eingeliefert werden. Thatsächlich aber gelangten dorthin nur Pferde, die zur Zeit völlig unbrauchbar waren und die zum größten Theile Französischen Regimentern angehörten. Trotz des stattgehabten Austausches aber war die Kavallerie zu Ende der Verfolgungsmärsche gänzlich verbraucht,**) ihre Regimenter fanden sich um ein Viertel, ein Drittel, ja bis zur Hälfte ihres Bestandes geschwächt.

Die Verwendung der Französischen Kavallerie im zweiten Theile des Feldzuges 1806 bei der Verfolgung zeigt, wie sie gelernt hat, wo es der Zweck erfordert, sich von der Infanterie freizumachen und dieser auf einen halben bis auf einen ganzen Tagemarsch vorauszueilen. Die rasche Abnutzung der Pferde führte dann von selbst dazu, nur besonders Ausgesuchte unter Führung der gewandtesten Offiziere für die Entsendungen zu verwenden. Wir finden diese von Offizieren geführten Patrouillen von 6 bis zu 100 Pferden, in der Regel aber 25 bis 50 Pferde stark bemessen. Wie der Krieg allmählich die Aufklärung weit vor der Front von selbst herausbildet, lehrt das Beispiel des Französischen Anmarsches zur Weichsel, im Spätherbst 1806.

Das Vorgehen gegen die Weichsel. Der Winterfeldzug 1807.***)

Nachdem Cüstrin und Stettin genommen waren, ging zu Anfang November das 3. Korps Davout über Frankfurt a. O. auf Posen, das 5. Korps Lannes von Stettin auf Schneidemühl vor. Davout hatte vor seiner Front die drei leichten Kavallerieregimenter seines Korps, in einer Breite von 180 km, von Glogau bis Schneidemühl und in einer Tiefe von 150 km, von Frankfurt a. O. bis Posen, aufklären lassen.

Der Kaiser war mit der Entsendung von Patrouillen auf so weite Entfernungen einverstanden, immerhin ermahnte er Davout, seine Kavallerie

*) Diese hatte vor Magdeburg einige Zeit der Ruhe genossen.

**) Foucart, Prenzlau—Lübeck: „La cavalerie était éreintée et ne tenait plus debout“.

***) Vergl. Skizze 6.



nicht zu zersplittern, sie auf der Hauptanmarschstraße zusammenzuhalten, sie in Masse überhaupt erst einen Tagemarsch und mehr der Infanterie des Korps voraufgehen zu lassen, wenn sie durch die Dragonerdivision Beaumont und die leichte Brigade Milhaud*) verstärkt sei.

Als Davout Posen erreicht hatte, trieb er aufs Neue die Aufklärungsabtheilungen 150 km vor. Sie klärten gleichfalls in einer Breite von 150 km, von Kalisch bis Thorn, auf. Als die Spitze des Korps Sompolno erreichte, war die leichte Kavalleriebrigade 55 km vorgeschoben, weitere 50 km vor der Front der Brigade streifte eine Abtheilung von 50 Pferden bereits über Kutno bis Lowitsch und gewann hier am 19. November zuerst Fühlung mit Russischer Kavallerie. Abtheilungen von gleicher Stärke klärten 50 km seitwärts in beiden Flanken auf.**)

Jenseits der Weichsel gelangte die Französische Kavallerie im Dezember 1806 zu keiner bedeutenden Thätigkeit mehr. Aus dem Ansetzen der Armee auf die beiden Hauptübergangspunkte, Warschau und Thorn, ergab sich eine Theilung der Kavalleriereserve in zwei Korps. Der Marschall Bessières wurde mit der Führung der sogenannten 2. Kavalleriereserve betraut. Diese bestand aus den Dragonerdivisionen Grouchy, Sahuc, der Kürassierdivision d'Hautpoul und der leichten Kavalleriebrigade Tilly. Ihr Auftrag ging dahin, vor der Front der bei Thorn übergehenden linken Flügelarmeeabtheilung Bernadotte (dessen 1. Korps und das 6. Korps Neys) in dem Raume zwischen der Weichsel und Wkra aufzuklären, während die übrigen Kavalleriedivisionen als 1. Kavalleriereserve unter Murats Befehl vor dem rechten Flügel der Armee verblieben. Die Operationen bestanden hier jedoch mehr in einem Zurückdrücken der Russen, die narewaufwärts, und der Preußen, die nach dem Ostpreußischen Seengebiete auswichen. Die Elemente und die Beschaffenheit des östlichen Kriegsschauplatzes geboten Napoleon Halt, seine Armee bedurfte dringend der Wiederherstellung. Doch sie sollte die Ruhe in den Winterquartieren nicht lange genießen.

Ein Vorstoß des Oberbefehlshabers der Russisch-Preußischen Streitkräfte, Generals v. Bennigsen von Ostpreußen her, veranlaßte den Kaiser, schon Ende Januar die Winterquartiere aufzuheben und die Armee an der Ostpreußischen Grenze, in der Linie Myschinez—Neidenburg, zu versammeln. Von hier aus trat er den Vormarsch auf Allenstein an, bestrebt

*) Diese Truppentheile kamen von Spandau, wohin sie die Gefangenen von Prenzlau geleitet hatten.

**) Die Lage hier gleicht einigermaßen derjenigen der Deutschen Dritten und Maas-Armee bei ihrem Vormarsche auf Châlons im August 1870. In beiden Fällen gilt es, einen neuen Feind erst aufzusuchen; an der Weichsel, nachdem der bisherige Gegner aus dem Felde geschlagen, in Frankreich, nachdem dieser nach Metz hineingeworfen und die Fühlung mit der Armee von Châlons durch die Dritte Armee verloren worden war.



die feindliche linke Flanke zu umgehen, ähnlich wie vor Jena. Auch die Kavallerievertheilung und -verwendung gewährt im Wesentlichen dasselbe Bild wie dort. Auch hier warnt der Kaiser Murat wiederholt vor der Zersplitterung seiner Kavallerie. Da die Russen der Entscheidung bei Allenstein auswichen, ergab sich in der Folge ein einfaches Nachdrängen, wobei die Kavalleriereserve, an der Tete der Hauptkolonne, stets von dem vordersten Korps naheauf gefolgt war. Bei Pr. Eylau stellte sich Bennigsen schließlich zur Entscheidung. Napoleon verblieb im Besitze des Schlachtfeldes, aber die Kraft seines Heeres war gebrochen. Der Rückzug in neue Winterquartiere, die jetzt zwischen Passarge und Weichsel unter Basirung auf Thorn bezogen wurden, glich dem eines geschlagenen Heeres. Vor Allem befand sich die Kavallerie nach den Anstrengungen des Winterfeldzuges in einem völlig zerrütteten Zustande.

Friedland 1807.*)

(Hierzu Skizze 7, S. 249.)

Zu Beginn des Sommerfeldzuges 1807, Anfang Juni, zählte die Französische Armee in der Garde, sieben Armeekorps und der Kavalleriereserve etwas über 200 000 Mann, denen Bennigsen nur wenig mehr als die Hälfte entgegenzustellen vermochte. Die Kavalleriereserve zählte: 3 Kürassier-, 5 Dragoner-, 1 leichte Kavalleriedivision. Letztere vereinigte unter dem General Lasalle die leichten Brigaden der Kavalleriereserve, jetzt vier an der Zahl. Mit 5 Armeekorps, der Garde und 7 Divisionen der Kavalleriereserve, etwa 140 000 Mann, brach der Kaiser, nachdem am 26. Mai Danzig gefallen war, am 9. Juni von östlich Liebstadt über die Passarge gegen die bei Guttstadt befindliche, etwas über 70 000 Mann zählende Russische Hauptmacht vor.

Die Russen entzogen sich dem Stoße dieser überlegenen Massen durch einen Abmarsch auf dem rechten Alle-Ufer in eine verschanzte Stellung bei Heilsberg. Der Kaiser marschirte am 10. Juni aus seiner Versammlung westlich Guttstadt auf dem linken Alle-Ufer über Launau ab. Seine Spitze stieß an diesem Tage bei Heilsberg auf die Russen und wurde unter schwerem Verluste abgewiesen, worauf er am 11. seine Armee aufschließen ließ und sie in der Front Launau—Reimerswalde—Großendorf auf dem linken Alle-Ufer der Russischen Stellung gegenüber entwickelte.

Bennigsen beschloß, dem vernichtenden Schlage auszuweichen, bewerkstelligte in der Nacht zum 12., unbemerkt von den Franzosen, mit der Masse seines Heeres den Abzug nach dem rechten Alle-Ufer und nahm auf diesem seinen weiteren Rückzug nach Bartenstein. Eine Nachhut und mehrere tausend Kasaken begleiteten den Marsch auf dem linken Alle-Ufer. Eine Division

unter General Kamenski war bereits am Nachmittage des 11. auf Bartenstein auf dem rechten Ufer in Marsch gesetzt worden, überschritt hier am 12. den Fluß und rückte, Pr. Eylau links lassend, nach Uderwangen. Am 13. vollzog sie alsdann südlich Königsberg die Vereinigung mit den Preußischen Truppen des Generals L'Estocq, die von der unteren Passarge vor dem 1. Französischen Armeekorps des Generals Victor dorthin zurückgewichen waren. Die Russische Hauptmacht hatte am 13. früh, in ihrer Gesammtheit auf dem rechten Alle-Ufer marschirend, die Gegend von Schippenbeil erreicht und brach von dort am Nachmittage nach Friedland auf. Bennigsen hatte die Absicht, durch die Alle gedeckt, nach Wehlau zu rücken und dort über den Pregel zu gehen. Er hoffte, daß es L'Estocq gelingen würde, einstweilen das nur mangelhaft befestigte Königsberg zu halten.

Napoleon ging, als der Abzug der Russen von Heilsberg am 12. früh offenbar wurde, mit einer starken Spitze nach Pr. Eylau vor. Er war in dem Glauben, die Russische Armee würde suchen über Domnau bei Königsberg die Vereinigung mit L'Estocq zu erreichen. Durch den Marsch auf Pr. Eylau gewann er die innere Linie zwischen der Russischen Hauptmacht und dem Preußischen Heerestheil. Am Abend des 12. stand die Französische Armee in zwei großen Kolonnen auf den Straßen Heilsberg—Landsberg—Pr. Eylau und Heilsberg—Dixen—Pr. Eylau gestaffelt. Dem Rückzuge der Russen war auf dem rechten Alle-Ufer über Heilsberg nur die Dragonerdivision Latour-Maubourg und eine Brigade der leichten Kavalleriedivision Lasalle gefolgt; ihre reitende Artillerie hatte am 12. nachmittags mit der Russischen Nachhut noch einige Schüsse gewechselt.

Bei seinem Eintreffen in Pr. Eylau am 12. abends wußte Napoleon nur, daß der Feind von Heilsberg auf beiden Alle-Ufern abgezogen war. Da eine Seitendeckung der Division Kamenski, bei deren Marsch auf Uderwangen östlich Pr. Eylau, im Laufe des Tages von der Französischen Kavalleriespitze gespürt worden war, so wurde der Kaiser in dem Glauben bestärkt, der Feind werde suchen, von Bartenstein aus über Domnau Königsberg zu erreichen. Die Division Kamenski schien seine vorderste Marschstaffel zu bilden.

Gegen Mittag des 13. Juni ließ Napoleon Murat mit 2 Kürassier-, 1 Dragonerdivision und drei Vierteln der leichten Kavalleriedivision Lasalle auf Königsberg vorgehen und ihm Davouts Korps folgen, während Soult mit Letzterem in gleicher Höhe auf Kreuzburg rückte. Der Kaiser hoffte, daß es Soult dabei noch gelingen würde, L'Estocq, der bei Zinten gemeldet war, von Königsberg ab gegen das Haff zu drängen. Das von der unteren Passarge vorgegangene Korps des Generals Victor, dem bisher dieser Auftrag zugefallen war, wurde von Mehlsack über Landsberg auf Pr. Eylau herangezogen.

Ebenfalls hierher schlossen im Laufe des Tages noch weitere zwei Korps Ney und Mortier sowie die Garde und drei Kavalleriedivisionen auf, während das Korps des Marschalls Lannes auf Domnau in Marsch gesetzt wurde.

Skizze 7.

Zum Feldzuge von Friedland 1807.



Derart fühlte der Kaiser sowohl in der Richtung auf Domnau wie in der auf Königsberg, mit Theilen seines Heeres vor, während die übrigen bei Pr. Eylau bereit blieben, je nach Bedarf in der einen oder der anderen Richtung verwandt zu werden.

Der Tag verging indessen, ohne daß die Lage geklärt wurde. Schon am Morgen hatte der Kaiser die beiden Eskadrons Elitegendarmen seines Hauptquartiers in der Richtung auf Bartenstein entsandt. Sie sollten von

dort nach Pr. Eylau Relais legen. Da der Feind von ihnen hier nicht angetroffen wurde, so konnte er nach Ansicht des Kaisers nur über Schippenbeil auf Domnau marschirt sein. Um 11^{30} vormittags mußte Napoleon indessen noch bekennen, daß die Bewegungen seines Gegners bis jetzt völlig unklar seien. Um 3 Uhr nachmittags hatte die Kavallerie endlich Nachricht gebracht. Die Latour-Maubourg zugetheilte leichte Kavalleriebrigade hatte am Morgen des 13. Bartenstein vom Feinde frei gefunden und dessen Abzug auf Schippenbeil festgestellt. Um 4 Uhr nachmittags wußte der Kaiser, daß die Kavallerie des Marschalls Lannes westlich Friedland feindliche Patrouillen angetroffen hatte; aus der Richtung von Königsberg war Kanonendonner gehört worden, aber wo sich die feindliche Hauptmacht befand, blieb nach wie vor verborgen.

Um 9 Uhr abends kehrte ein zum Marschall Lannes auf Domnau entsandter Ordonnanzoffizier des Kaisers zurück und meldete, daß feindliche Kräfte aller Waffen bei Friedland vom rechten nach dem linken Alle-Ufer übergegangen seien. Immer noch aber blieb es unklar, ob es nur eine entsendete Abtheilung des Feindes oder dessen Hauptmacht sei, die über Friedland vorging. Auf alle Fälle ließ der Kaiser noch am Abend des 13. die Dragonerdivision Grouchy und das Korps Mortier zu Lannes auf Domnau abrücken und behielt sich vor, ihnen im Laufe der Nacht weitere Truppentheile folgen zu lassen.

Es war thatsächlich die feindliche Hauptmacht, die bei Friedland überging. Bennigsen hatte am 13. zum Schutze seines Weitermarsches auf Wehlau Kavallerie nach dem linken Alle-Ufer und als Rückhalt für diese dann auch Infanterie übergehen lassen. Am 14. früh ließ er sich verleiten, immer stärkere Theile seines Heeres nach dem linken Ufer hinüberzuziehen, und gab dadurch Napoleon Gelegenheit, ihm die Niederlage von Friedland zu bereiten.

Die Unsicherheit über die Lage, in welcher der Kaiser sich den ganzen 13. hindurch befunden hatte, setzt bei der starken Reiterei, über die er verfügte, in Erstaunen. Es erscheint ihm erforderlich, die Elitegendarmen auf Bartenstein zu entsenden, um überhaupt aus dieser Richtung Nachrichten zu erhalten. Die Armee bleibt den Vormittag des 13. über mehr oder weniger um Eylau stehen, weil dem Kaiser weder von der 20 km entfernten Alle noch von dem einige 30 km entfernten Königsberg Nachrichten zugehen. Nirgends gewahrt man bei der Französischen Kavallerie ein Sich-Anhängen an die Bewegungen des Feindes, nirgends ein Vorgehen aus eigenem Antriebe. Es tritt hier zu Tage, wie Napoleon, wenn er den Werth des Zusammenfassens der Kavallerie in größeren Massen und deren Verwendung vor der Front der Armee erkannte und zuerst eine solche einführte, wenn er der Kavallerie auch die Ziele bezeichnete, auf die es ihm ankam, doch den vollen Nutzen aus ihr nicht zu ziehen wußte. Er hat es stets verschmäht, sein Heer zu erziehen, und deshalb auch in diesem Dienstzweige nicht durchgreifend gewirkt. Einige

der angeführten Beispiele beweisen, daß, wenn nicht bei Murat, so doch unzweifelhaft in der Truppe das Verständniß dafür vorhanden und weiterer Entwickelung fähig war. Zum Theil wird man freilich die abnehmende Kriegslust bei der Französischen Kavallerie in Anschlag bringen müssen, wenn ihre Leistungen vor Friedland so geringe waren. Ferner trug Napoleon selbst die Schuld hieran durch die Organisation, die er ihr gab, und die eine gewisse Unklarheit der Befehlsverhältnisse mit sich brachte. Das Durcheinander der Korpskavallerie und der Divisionen der Kavalleriereserve in demselben Dienstzweige konnte nur schädlich wirken, die Einheit mußte darunter leiden. Da die Masse der Kavallerie unter Murats Führung, wenn auch häufig nur dem Namen nach, vereinigt blieb, so mußte der Aufklärung die nöthige Breite abgehen, wie das Beispiel des Tages vor Friedland deutlich zeigt. Die Kavalleriereserve findet zum größten Theile in der Richtung auf Königsberg Verwendung, der Raum zwischen der Straße Bartenstein—Eylau—Königsberg und der Alle bleibt unbeobachtet, und doch vermuthet der Kaiser den ganzen Vormittag über den Feind im Anmarsch über Domnau. Mehrere voneinander unabhängige Kavalleriedivisionen vor der Front bezw. in den Flanken der Armee, die jede für sich selbständig im Rahmen eines Auftrages verfuhren, jede unmittelbar dem Hauptquartier unterstellt waren und an dieses meldeten, hätten allein den Kaiser in eine Lage versetzen können, „nicht den Willen des Feindes zu thun“.

Die Mängel zu großer Massenbildungen bei der Reiterei sollten sich in verstärktem Maße im Feldzuge 1812 bemerkbar machen.

Rußland 1812.

(Hierzu Skizze 8.)

Bei der Armee, die der Kaiser nach Rußland führt, finden wir die Kavalleriereserve zum ersten Male in Kavalleriekorps vertreten. Sie zählte deren im Ganzen vier, und zwar das 1., Nansouty, 60 Eskadrons, 24 reitende Geschütze, 12 000 Reiter stark, in einer leichten, zwei Kürassierdivisionen, das 2., Montbrun, von der gleichen Zahl der Truppeneinheiten und Geschütze, jedoch nur 10 000 Reiter stark; das 3., Grouchy, eine leichte, eine Kürassier-, eine Dragonerdivision, mit derselben Zahl der Eskadrons und Geschütze wie die obigen, 10 000 Reiter zählend. Das 4., Latour-Maubourg, eine leichte, eine Kürassierdivision, 44 Eskadrons, 24 Geschütze, 8000 Reiter stark.

Die leichte Kavallerie bei den Korps war ihnen in der wechselnden Stärke von 12 bis zu 24 Eskadrons zugetheilt, die Kavallerie der Garde zählte in 35 Eskadrons 6000 Mann. Im Ganzen entfielen auf eine Armee von rund 475 000 Mann,*) welche Napoleon in erster Linie über die Russische Grenze führte, 95 000 Reiter; sonach bildete die Kavallerie ein Fünftel des gesammten Heeres.

*) Einschl. Truppen der Artillerie- und Brückenparks sowie der Ingenieurtruppen.



Der Kaiser vollzog den Aufmarsch derartig, daß er am 20. Juni mit der Hauptgruppe, Garde, 1., 2., 3. Korps, 1. und 2. Kavalleriekorps, 220 000 Mann, von der heutigen Russischen Grenze rückwärts bis Wehlau gestaffelt stand. Das 4. und 6. Korps sowie das 3. Kavalleriekorps, 80 000 Mann unter seinem Stiefsohn Eugen Beauharnais, dem Vicekönig von Italien, bildeten bei Oletzko eine rechts rückwärts der Hauptmacht befindliche Staffel. Bei Ostrolenka und mit Theilen bei Warschau, standen das 5., 8. und 7. Korps sowie das 4. Kavalleriekorps, 80 000 Mann unter dem König Jérome von Westfalen. Ein 34 000 Mann starkes Oesterreichisches Hülfskorps unter dem Fürsten Schwarzenberg versammelte sich bei Lublin und war bestimmt, südlich der Poleßje vorzugehen. Das 10. Korps des Marschalls Macdonald, 32 000 Mann stark, befand sich bei Tilsit, darunter 20 000 Mann Preußischer Hülfstruppen. Macdonald sollte als abgesonderte linke Flügelgruppe sich in nördlicher Richtung auf Riga wenden.

Die Russen standen diesem Aufmarsche gegenüber mit der Ersten Westarmee unter dem General Barclay de Tolly, zwischen Wilna und Lida, davon ein Korps unter dem Grafen Wittgenstein bei Keidany, im Ganzen etwa 105 000 Mann, davon 17 000 Mann regulärer Kavallerie in 134 Eskadrons und 1500 Kasaken in 4 Regimentern mit der Zweiten Westarmee unter dem Fürsten Bagration bei Wolkowisk, 37 000 Mann, davon 7000 Mann regulärer Kavallerie in 52 Eskadrons und 4000 Kasaken in 9 Regimentern. 7000 Kasaken unter dem Ataman Platow unterhielten bei Grodno die Verbindung zwischen beiden Armeen. Im Ganzen verfügte sonach Rußland auf dem Kriegsschauplatz nördlich der Poleßje in erster Linie über nicht mehr als rund 150 000 Mann. Die Reiterei mit rund 37 000 Mann einschließlich der Kasaken bildete etwa ein Viertel der Gesammtmacht.

Unter General Tormasow waren bei Luzk, zum Schutze des Gebiets südlich der Poleßje, 38 000 Mann und 2000 Kasaken in der Versammlung begriffen.

Die reguläre Kavallerie der Ersten und Zweiten Westarmee war in vier sogenannte Kavalleriekorps, eigentlich Divisionen, meist zu 24 Eskadrons mit einer reitenden Batterie, eingetheilt. Außerdem war den Infanteriekorps, welche 22 bis 28 Bataillone zählten, leichte Kavallerie, meist in der Stärke von 8 Eskadrons zugewiesen.

Napoleon besaß beim Einmarsch in Rußland kein völlig zutreffendes Bild über die Aufstellung seines Gegners. Er vermuthete zwischen den beiden Gruppen von Barclay und Bagration noch eine dritte bei Grodno, wo nur Platows Kasaken waren. Der Kaiser beschloß, mit der von ihm in Person geführten Hauptmacht am 24. Juni den Niemen bei Kowno zu überschreiten und sich dabei in der rechten Flanke gegen den bei Grodno vermutheten feindlichen Heerestheil durch den Vicekönig zu decken, der erst am 30. Juni den Niemen zwischen Kowno und Grodno überschreiten sollte. Er hoffte derart,

indem er persönlich die feindliche Hauptmacht bei Wilna aufsuchte, die weiter aufwärts am Niemen vermutheten Theile des Feindes, da diese nicht vorzeitig gedrängt wurden, dort fest und von der Vereinigung mit Barclay abzuhalten. In gleichem Sinne wurde die dritte Gruppe unter Jérome Bonaparte beauftragt, erst am 1. Juli bei Grodno einzutreffen, um auch Bagration, gegen den sie insbesondere bestimmt war, fernzuhalten.

Am 25. Juni war der Niemen-Uebergang der Hauptmacht bei Kowno vollzogen, nachdem vom Feinde daselbst nur Kasakenposten angetroffen worden waren, und der Vormarsch auf Wilna wurde in drei Kolonnen in einer Frontbreite von 40 km angetreten. Auf der südlichsten (Haupt-) Straße hatte Murat mit über 20000 Reitern des 1. und 2. Kavalleriekorps die Spitze, dann folgte Davout mit 72000 Mann, hinter diesem die Garde mit 47000 Mann. Eine linke Seitenkolonne, bestehend aus einer schweren Kavalleriedivision, einer leichten Kavalleriebrigade, einer Infanteriedivision, ging außerdem noch in der Richtung auf Keidany vor, um den bis dorthin ausgedehnten rechten Flügel Barclays abzuschneiden.

Am 28. wurde Wilna nach einem unbedeutenden Reitergefecht besetzt. Während die übrigen Heerestheile dorthin aufschlossen, brach Murat mit dem 2. Kavalleriekorps und zwei Divisionen des Korps Davout zur Verfolgung Barclays, der auf Swenzjany abgezogen war, nach Njementschin auf. Gleichzeitig schlug Nansouty mit seinem 1. Kavalleriekorps und einer Division Davouts die Richtung auf Lawarischki ein, um dem von Lida anrückenden linken Flügelkorps Barclays, unter dem General Dochturow, den Weg zu verlegen. Am 3. Juli gewann Murat bei Swenzjany Fühlung mit der Russischen Nachhut, die hinter die Disna zurückwich. Ueber diesen Fluß erzwang Murat am 5. Juli den Uebergang bei Widsy und breitete sich nach der Düna aus, während links rückwärts von ihm die Korps von Ney und Oudinot die Gegend von Swenzjany und Wilkomir erreichten, und auch Nansouty wieder zu ihm stieß. Diesem war es nicht gelungen, Dochturow abzuschneiden, nur dessen Nachhut hatte er noch bei Swir erreicht.

Barclay war in das befestigte Lager von Drissa zurückgewichen. Bei der ungeheueren Ueberlegenheit der Französischen Kavallerie blieb der Russischen nur ein fortgesetztes Ausweichen übrig. Dennoch verfuhr sie dabei nicht ohne Glück und Geschick. Ihr in Masse auf einer Straße zusammengehaltener Gegner konnte doch zunächst auch nur mit der Spitze wirksam werden, und in dem waldigen, sumpf- und seenreichen Gelände zwischen der Wilija und Düna bereitete die Russische Reiterei, unterstützt von kleinen Infanterieabtheilungen und reitender Artillerie, Murat sehr erheblichen Aufenthalt. Er mußte häufig das Eintreffen der Infanterie abwarten und konnte seine Ueberlegenheit an Kavallerie nicht zur Geltung bringen. Der Versuch, die Vereinigung der Flügel der weitgedehnten Aufstellung Barclays mit dessen Mitte zu verhindern, mißlang gleichfalls, nur die Nachtheile einer Massenanhäufung

der Reiterei wurden verspürt. Man bekam es bald genug zu empfinden, daß 20 000 Pferde auf eine Straße gesetzt, unmöglich Unterhalt finden konnten. Lediglich auf grüne Fouragirung angewiesen, fielen sie massenhaft. In einer einzigen Nacht verloren die beiden Murat unterstellten Kavalleriekorps allein 1000 Pferde infolge frischen Grünfutters. Nicht wenig hat dann allerdings auch die namentlich von den National-Französischen Regimentern geübte schlechte Pferdepflege dazu beigetragen, die Truppe zu schwächen. Vollends aber die Pferde der nachrückenden Heerestheile und gar diejenigen des zahlreichen Fuhrwesens fanden nichts mehr zu leben. Das unausgesetzte Lagern unter freiem Himmel, zu dem das wenig angebaute Land zwang, schwächte die Armee zusehends, zumal mit dem 29. Juni schwere, fünf Tage anhaltende Regengüsse einsetzten. Diese verdarben die ungebesserten Naturwege Litthauens völlig und verlangsamten die Bewegungen ungemein. Auf der Straße von Kowno bis Wilna bezeichneten nicht weniger wie 10 000 Pferdeleichen den Durchzug der Großen Armee. Nur eine Gliederung in kleinere beweglichere Körper, als es die schwerfälligen Kavalleriekorps Napoleons waren, deren zahlreiche Kürassierregimenter überhaupt nicht zum Aufklärungsdienst gebraucht werden konnten, eine vermehrte Ausbreitung im Raume, eine Vertheilung auf mehrere Vormarschstraßen hätte der Reiterei, selbst auf diesem dürftigen Kriegsschauplatze derartige Erfahrungen erspart. Zum Mindesten wären sie nicht in dieser Weise empfindlich hervorgetreten.

Immerhin darf man bei Beurtheilung der damaligen Verhältnisse die Wegearmuth des Landes, die Schwierigkeit, sich bei völligem Mangel an Karten in ihm zurecht zu finden, die Unkenntniß der Landessprache seitens der Franzosen nicht übersehen.

So wenig es gelang, die Flügelkorps der Ersten Russischen Westarmee abzudrängen, so wenig auch sollte es gelingen, Bagration an der Vereinigung mit Barclay zu hindern.

Da die Armeeabtheilung des Vizekönigs in der ihr anfänglich gewiesenen Richtung keinen Feind vor sich fand, so wurde sie vom Kaiser nach der Gegend östlich Wilna an die Hauptmacht herangezogen. Dafür war Davout mit 40 000 Mann bereits am 30. Juni von Wilna über Oschmjana auf Minsk aufgebrochen, um Bagration aufzusuchen und ihm den Weg zu verlegen, während Jérome, der am 30. Juni Grodno erreicht hatte, der Zweiten Russischen Armee von dort aus nachdrängte. Bei drei Infanteriedivisionen verfügte Davout über den größten Theil des 2. Kavalleriekorps, Grouchy, und zwei abgetrennte Kavalleriebrigaden anderer Korps, im Ganzen 80 Eskadrons, die damals wohl noch etwa 8000 Pferde zählen mochten.

Sein Gegner, Bagration, war am 28. Juni von Wolkowisk aufgebrochen und hatte die Richtung auf Minsk eingeschlagen. Als er den Anmarsch Davouts erfuhr, marschirte er mit Platow vereint über Nowo-Swershen und Neswish auf Sluzk. Hierbei aber galt es, sich bereits gegen einen neuen

auf der Straße Sslonim—Bobruisk anrückenden Gegner zu decken, da jetzt Jéromes Spitze hier wirksam zu werden begann. Sie bestand in den 44 Eskadrons des 4. Kavalleriekorps, Latour-Maubourg. Diesem folgte unmittelbar das 5. Polnische Korps, Poniatowski, das in seiner Kavalleriedivision Kaminski über 16 Eskadrons verfügte, so daß auch hier im Ganzen 60 Eskadrons in vorderster Linie verwendbar waren.

Platow hatte mit seinen Kasaken, 16 regulären Eskadrons unter General Wassiltschikow und einem Infanterieregiment die Nachhut Bagrations übernommen. Es gelang ihm am 9. Juli, bei Korelitschi die vorderste Brigade der Polnischen Reiterdivision Rosnietzki vom Korps Latour-Maubourgs in einen Hinterhalt zu locken und völlig zu zersprengen. Am 10. griff er bei Mir abermals mit Erfolg die ganze Division Rosnietzki an und warf sie mit großem Verlust zurück. Die Kasaken haben, begünstigt durch das waldige Gelände dieser Gegenden, Bagrations Rückzug sehr erleichtert. In noch höherem Maße als den Polnischen Lanzenreitern, der besten Truppe der leichten Kavallerie Napoleons, machten sich die Kasaken den schweren Französischen Regimentern gegenüber lästig. Dank der Ausdauer und Genügsamkeit ihrer Pferde waren sie in hohem Grade beweglich. Sie verschwanden plötzlich spurlos in den Wäldern, um an Stellen, wo man sie keineswegs erwartete, ebenso plötzlich wieder aufzutauchen. Gegen ihre Fechtweise in der Lawa*) versagten die geschlossenen Attacken regulärer Eskadrons. Die Kasaken wichen in ihr einem gegen sie gerichteten Stoße in der Front aus, verdichteten sich in den Flanken des Gegners und fielen ihn von dort aus erneut an. Ihre große Dreistigkeit und die dem Naturmenschen eigene hohe Findigkeit machten sie den Franzosen sehr gefährlich, dazu kam noch, daß sie ihnen im Fußgefechte weit überlegen waren.

Bei Romanow entspann sich nochmals ein Kavalleriegefecht zwischen Platow und Rosnietzki, dann verloren die Franzosen die Fühlung mit Bagration und er entkam glücklich durch die Wälder nach Bobruisk. Die Franzosen gaben die weitere Verfolgung auf, und der Kaiser zog die Heerestheile Jéromes links auf Mohilew und Orscha heran. Bei Mohilew am Dnjepr, wohin sich Davout gewandt hatte, erfolgte noch ein Zusammenstoß zwischen ihm und Bagration, aber die Vereinigung des letzteren mit der Armee Barclays bei Smolensk war Französischerseits nicht mehr zu hindern.

Barclay hatte am 18. Juli den Rückmarsch von Drissa nach Witebsk auf dem rechten Düna-Ufer angetreten, dann westlich der Stadt auf dem linken Ufer Stellung genommen. Napoleon ließ der Russischen Hauptmacht das Kavalleriekorps Montbrun auf dem rechten Ufer folgen, während er mit

*) Die den Kasaken eigenthümliche „Lawa“ stellt ein Mittelding zwischen unserer eingliederigen Attacke und dem Oesterreichischen „Rudel“ dar. Die Reiter bewegen sich dabei in kleinen Trupps und schließen auf gegebenes Zeichen nach einem Mittelpunkte, dem sogenannten Majak, wörtlich Leuchtthurm, zusammen.



allem Uebrigen auf dem linken Ufer vorging. Da die voraufgegangenen Regentage die ohnehin schon mangelhaften Nebenwege völlig unbrauchbar gemacht hatten, so blieb nur übrig, die noch etwa 180 000 Mann zählende Hauptmacht auf die eine große Straße zu verweisen. Es folgten sich derart das 1. Kavalleriekorps Nansouty, das 4. Korps, die Garde, das 1. und 3. Korps, sämmtlich in einer einzigen langen Kolonne. Das Fortschreiten mußte dadurch ungemein verlangsamt werden, und es wiederholte sich dasselbe Schauspiel wie an der Disna. In den Wäldern und Sümpfen, die den Lauf der Düna bis nahe an Witebsk begleiten, verursachten selbst schwache Russische Abtheilungen nennenswerthen Aufenthalt. Da die Wirksamkeit der Kavallerie in diesem Waldgebiet ausgeschlossen war, so nahm ein Infanterieregiment die Spitze, diesem erst folgte die leichte Kavallerie Nansoutys. Zu weitausgreifenden Umgehungsbewegungen aber war die Französische Reiterei zu schwerfällig, auch mochte der Kaiser fürchten, sie dabei völlig aus der Hand zu geben. Die Unterkunfts- und Verpflegungsschwierigkeiten steigerten sich bei diesem Marsche in einer Kolonne in unbegrenztem Maße, das Verpflegungsfuhrwesen vermochte die Armee, insbesondere die vordersten Theile, überhaupt nicht mehr zu erreichen. Als dann die Russen bei Witebsk der Schlacht auswichen und auf Smolensk zurückgingen, sah sich Napoleon genöthigt, zunächst einen Halt eintreten und die Truppen Unterkunft beziehen zu lassen. Die vier Kavalleriekorps der Armee waren um diese Zeit, Anfang August, bereits auf etwa die Hälfte ihres Bestandes zusammengeschmolzen, auch die übrigen Truppen hatten sehr gelitten und waren um ein Drittel ihrer anfänglichen Stärke geschwächt.

Der Feldzug ist von da an bis zur Schlacht von Borodino ein einfaches Nachdrängen hinter den Russen auf der Hauptstraße über Smolensk nach Moskau unter mehrfachen heftigen Gefechten, ohne daß es zur Entscheidungsschlacht kommt. Zu einer Thätigkeit in großem Rahmen vor der Front der Armee gelangt die Französische Reiterei nicht mehr, auch ist sie dazu in ihrem damaligen Zustande kaum noch befähigt. Bei Borodino thut sie sich noch einmal durch glänzende Angriffe hervor, aber es ist nur ein letztes Aufleuchten ihres Ruhmes vor dem Untergang, der ihr bevorsteht.

Das Verweilen des Französischen Heeres in und bei Moskau vom 14. September bis 19. Oktober giebt den Russen Gelegenheit, ihre zahlreichen irregulären Reiter*) für den Parteigängerkrieg in Thätigkeit zu setzen,

*) Nach Mamyschew, Lebensbeschreibungen Russischer Führer, Band I, Liefrg. 3, Leben des Ataman Platow, war bei einer Neuordnung des Don-Kasakenheeres im Jahre 1802 die Aufstellung von 80 Regimentern zu fünf Sotnien zu 100 Mann, mit Einschluß der im Gebiete des Donheeres ansässigen Kalmyken, vorgesehen worden. Nach Oberst Tschitschagow, Organisation der Kavallerie, Petersburg 1890, hat das Donheer 1812 mehr als 50 000 Reiter, und zwar 60 Regimenter zu je 500 bis 600 Pferden gleich bei Beginn des Feldzuges aufgestellt. Dazu traten noch, nach Aufbietung der Reichswehr,



den Feind mit einem Netz von Parteigängerhaufen zu umziehen, die, gestützt auf bewaffnete Volksbanden und zum Theil mit Abtheilungen der Reichswehr untermischt, bei der schwer zu schützenden über 1000 km langen Verbindungslinie des Gegners ein willkommenes Feld der Thätigkeit finden mußten. Ihre Beweglichkeit machte sie in den weiten Räumen des Kriegsschauplatzes, dessen Wälder ihnen überall Schutz gewährten, schwer faßbar, gestattete ihnen, das Volk auch in entlegeneren Theilen des Landes zum Widerstand aufzubieten und es mit erbeuteten Französischen Waffen zu versehen.*)

Begreiflicherweise mußten die Massen Russischer irregulärer Reiter, so beschränkt auch ihr Werth in einer Feldschlacht war, hier, wo sie überall Unterstützung durch die Bevölkerung fanden, dem Feinde vollends gefährlich werden mit dem Augenblick, wo dieser den Rückzug von Moskau begann. Die Umstände waren hier um so günstiger, als bei der Stellung des Russischen Heeres südlich Moskau, seitwärts der Französischen Verbindungslinie, die Verfolgung von Hause aus als eine Parallelverfolgung eingeleitet werden konnte. Derart fanden die fortgesetzt den Französischen Rückzug umschwärmenden Kasakenhaufen und die durch leichte Kavallerie und reitende Artillerie verstärkten Parteigänger stets Rückhalt an der Masse des Russischen Heeres, das dem Feinde bis Smolensk in der Flanke blieb. Die Französische Kavallerie aber war jetzt bereits derartig zusammengeschmolzen, daß sie sich außer Stande sah, die Flanken des Rückzuges wirksam zu schützen. Die vier Kavalleriekorps zählten, als der Rückzug begann, zusammen nur noch

26 Regimenter, von denen ein Theil die Armee noch südlich Moskau erreichte und mit bei der Verfolgung der Franzosen Verwendung fand. Die übrigen Kasakenheere stellten im Ganzen 25 Regimenter, jedoch zu 1000 bis 1200 Reitern auf. Außerdem wurde 1812 eine Division von vier regelmäßigen Kasakenregimentern in der Ukraine gebildet, die später in Ulanenregimenter umgewandelt worden sind. 1813 gehörte diese Division dem Verbande der Schlesischen Armee an. Die Don-Kasakenregimenter waren schon im Jahre 1812 selten vollzählig, sie blieben meist unter der Stärke von 500 bis 600 Reitern und zählten vielfach deren nur 300 bis 400.

*) Die erste Anregung, den Parteigängerkrieg ins Werk zu setzen, ging vom Oberstlieutenant Dawydow aus, der sich noch vor der Schlacht von Borodino südlich der Französischen Verbindungslinie, zwischen Moshaisk und Wjasma, mit einer kleinen Husaren- und Kasakenabtheilung festsetzte. Seine erfolgreiche Thätigkeit hierselbst bewog alsdann den damaligen Russischen Oberbefehlshaber, Fürsten Kutusow, derartigen Unternehmungen eine größere Ausdehnung zu geben, während das Russische Heer südlich Moskau an der Straße nach Kaluga Aufstellung nahm. Dawydow wurde auf 700 Reiter verstärkt, eine weitere Abtheilung von 2000 Reitern und zwei Geschützen gegen die feindliche Verbindungslinie entsandt. Eine Anzahl kleinerer Abtheilungen umgab Moskau auf der West-, Nord- und Südseite, und kein einziger Courier- oder Wagenzug gelangte unbehelligt zur Französischen Armee. Auch starke Bedeckungen erwiesen sich vielfach als ungenügend; zahlreiche zu Beitreibungen entsandte Abtheilungen wurden aufgehoben. Der Verlust, der den Franzosen allein durch die Parteigänger und bewaffneten Volkshaufen in dieser Zeit zugefügt worden ist, wird auf 30 000 Mann veranschlagt. Leer, Uebersicht der Kriege Rußlands, I.



5000 Berittene, und schon jetzt befand sich bei der Armee eine Brigade von 4000 unberittenen Kavalleristen. Außerdem hatte die Gardekavallerie um diese Zeit noch 4000 Berittene in dienstfähigem Zustande.

Der völlige Untergang der „Großen Armee" im Jahre 1812 brachte es mit sich, daß die Truppen Napoleons in den Feldzügen 1813 und 1814 Neuschöpfungen waren. Die Zahl von mehr als 400 000 Mann, über die er bei Beginn des Herbstfeldzuges 1813 bereits wieder an der Elbe verfügte, läßt seine organisatorischen Gaben ohne Zweifel in glänzendem Lichte erscheinen, aber diese eilfertig zusammengerafften Massen krankten an allen Schwächen neugebildeter Heere. Zwar zeigten sie sich vorübergehend befähigt, unter der Führung des Kaisers noch Bedeutendes zu leisten, aber ihre Mangelhaftigkeit hat zuletzt doch das Meiste dazu beigetragen, seine Entwürfe scheitern zu lassen. Vor Allem war es auch dem mächtigen Willen Napoleons nicht möglich gewesen, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Schaffung einer leistungsfähigen Kavallerie binnen einer kurz zugemessenen Frist in noch weit höherem Grade entgegenstellen als der Organisation der übrigen Waffen. Die Französischen Kavalleriekorps des Jahres 1813 blieben mit Ausnahme des 1., Latour-Maubourg, das seine Formation früh hatte vollenden können und eine größere Zahl geschulter Kavalleristen in seinen Reihen zählte, mehr oder weniger stets nur eine Anhäufung von ungeübten Reitern auf rohen Pferden; im Aufklärungsdienst versagten sie ganz, und die zahlreiche tüchtige Kavallerie der Verbündeten behauptete dauernd ihre Ueberlegenheit.

Die angeführten Beispiele lassen erkennen, daß in der Art der strategischen Kavallerieverwendung, wie sie von Napoleon angestrebt wurde, überall die Keime des heutigen Verfahrens enthalten sind. Gleichwohl sind die Grundsätze des Kaisers in den langen Friedensjahren, die seinem Sturze folgten, wieder völlig in Vergessenheit gerathen. Erst der Krieg 1870/71 hat sie erneut aufleben lassen und ihnen allgemein Geltung verschafft. Damals drangen sie in der Französischen Armee noch nicht überall durch, wie die hier gegebene flüchtige Skizze erkennen läßt. Selbst der erste Reiterführer Napoleons war seiner strategischen Aufgabe keineswegs gewachsen, und der Kaiser hat über diese geringe Befähigung seines Schwagers Murat sich mehrfach bitter geäußert.

Alles Schöpferische, Belebende in der Kriegführung ging von Napoleon selbst aus; es zum Gemeingut seiner Armee zu machen, dazu fehlte diesem Gewaltmenschen bei aller Größe die erzieherische Gabe, die allein Dauerndes zu schaffen vermag.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.



ssenfels

n. Leipzig

11 Km

Pegau

Mölsen

Skizze

Zum Feldzu

1 : 3 700 00

50 100 150

Verlag d. Kgl. Hofbuchhandlung v. E. S

ssenfels

Mölsen

n. Leipzig 11 km

Pegau

Skizze 8.

Zum Feldzug 1812.

1 : 3700000.

50 100 150 200 250 300 km

Verlag d. Kgl. Hofbuchhandlung v. E. S. Mittler u. Sohn. Berlin, Kochstr. 68/71.

senfels

n. Leipzig 11 Km

Pegau

Mölsen

Skizze

Zum Feld

1 : 37

50

100

Verlag d. Kgl. Hofbuchhan

…senfels

Mölsen

n. Leipzig 11 km

Pegau

Skizze 8.

Zum Feldzug 1812.

1 : 3 700 000.

0 50 100 150 200 250 300 km

Verlag d. Kgl. Hofbuchhandlung v. E. S. Mittler u. Sohn. Berlin, Kochstr. 68/71.

Die Operationen Napoleons von La Rothière bis Bar sur Aube vom 1. bis 25. Februar 1814.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 14. Februar 1900

von

Petzel,

Oberstleutnant beim Stabe des Infanterieregiments Kaiser Wilhelm (2. Großherzoglich Hessisches) Nr. 116.

(Mit einer Kartenskizze.)

Das Jahr 1814 hatte für Kaiser Napoleon unter sehr ungünstigen Auspizien begonnen.

Seine Hoffnung, durch eine gewagte Kordonstellung längs des ganzen Rheines die Verbündeten vom Ueberschreiten des Stromes abzuhalten, hatte sich nicht erfüllt, und mit Beginn des neuen Jahres hatten sie auf der ganzen Linie Frankreichs Grenzen überschritten.

Des Kaisers überraschender Vorstoß auf Brienne war durch das rechtzeitige Ausweichen Blüchers ohne wesentlichen Erfolg geblieben, und seine Erwartung, durch keckes Ausharren bei La Rothière die Verbündeten einzuschüchtern und zum Einstellen ihres Vormarsches zu veranlassen, hatte sich als trügerisch erwiesen.

Im Begriffe abzumarschiren, war er am 1. Februar mit überlegenen Kräften angegriffen und unter schweren Verlusten gezwungen worden, sich erst bei Lesmont über die Aube und dann bei Troyes auch über die Seine zurückzuziehen.

Des Kaisers Lage war jetzt eine nahezu hoffnungslose.

Vor sich einen ihm an Zahl und Werth der Truppen unendlich überlegenen Gegner, hinter sich ein durch die unaufhörlichen Kriege der letzten Dezennien völlig erschöpftes, nach Frieden, — Frieden um jeden Preis, — seufzendes Land, sah der Kaiser die eigene Armee, durch die Mißerfolge der letzten Zeit demoralisirt, durch zahlreiche Desertionen und verheerende Krankheiten in erschreckender Weise zusammenschmelzen.

Die Marschälle, einst seine starken Stützen, deren keckem Wagemuth er so manchen seiner glänzenden Siege verdankte, waren jetzt des ewigen Kriegs-

lebens herzlich müde. Sie sehnten sich nach dem endlichen ruhigen Genuß der hohen Ehren und materiellen Güter, mit denen der Kaiser sie zu seinem eigenen Schaden nur allzu freigebig überschüttet hatte, deren gänzlichen Verlust sie bei Fortsetzung des für Frankreich aussichtslosen Krieges überdies befürchten mußten.

Zwar thaten sie unter des Kaisers Augen noch immer in anerkennenswerther Weise ihre Schuldigkeit, aber jenen rücksichtslosen Unternehmungsgeist, der sie dereinst beseelt, und der allein jetzt noch des Kaisers Schicksal wenden konnte, den hatten sie verloren, und dieser Mangel machte sich nur allzu oft empfindlich geltend.

Zu alledem traf jetzt eine Unglücksbotschaft nach der anderen im Kaiserlichen Hauptquartier ein.

Aus Belgien und den Niederlanden kam die Nachricht von dem ständigen Vordringen Bülows, Winzingerodes, des Herzogs von Weimar und des Englischen Korps Graham, von dem Falle von Herzogenbusch, der Besetzung Brüssels und der Einschließung und Beschießung Antwerpens durch die Verbündeten.

Von der Marne meldete Macdonald den Verlust Vitrys und Châlons'.

Aus Spanien kamen ungünstige Nachrichten über die Lage Soults und Suchets und aus Italien die Kunde vom Abfalle Murats.

Caulaincourt, der Bevollmächtigte des Kaisers beim Friedenskongreß zu Châtillon, schilderte in trüben Farben Frankreichs Aussichten für die bevorstehenden Verhandlungen, und zu alledem sandte König Joseph Bericht auf Bericht über eine besorgnißerregende Gärung in Paris und in den Provinzen.

Unter diesen Umständen bedurfte es augenscheinlich nur noch eines entschlossenen Vordringens der Verbündeten auf Paris um den allgemeinen Zusammenbruch der Napoleonischen Herrschaft herbeizuführen, des Kaisers Schicksal endgültig zu besiegeln.

In der That erwartete Napoleon auch nichts Anderes. Seine Hoffnung beruhte nur noch auf dem Erfolge der diplomatischen Verhandlungen in Châtillon, und sein einziger Gedanke war jetzt darauf gerichtet, durch schrittweise Vertheidigung des Weges nach Paris Zeit und günstigere Bedingungen für den Friedensschluß zu gewinnen.

Wider Erwarten nutzten aber die Verbündeten ihren Sieg nicht aus; sie drängten auf Troyes nicht nach, und neue Hoffnung erfüllte sofort des Kaisers Herz.

Da erhielt er in der Nacht vom 4. zum 5. Februar von Marmont, der sich nach der Schlacht von La Rothière von ihm getrennt hatte und mit seinem Korps weiter nördlich über die Aube gegangen war, die überraschende Meldung, daß sich die feindlichen Kräfte getheilt hätten und daß Blücher in Richtung auf Fère Champenoise abmarschire.

Diese Meldung war thatsächlich richtig. Der Wunsch, sich dem hemmenden Einfluß der Oesterreichischen Diplomatie zu entziehen, hatte Blücher bestimmt, sogleich nach der Schlacht von La Rothière die abermalige Trennung der Schlesischen von der Hauptarmee den verbündeten Monarchen vorzuschlagen. Die durch diese Schlacht geschaffene günstige Lage, die augenscheinliche Nothwendigkeit, die getrennt im Marne-Thal aus Deutschland nachrückenden Korps York, Kleist und Kapczewitsch baldigst unter einheitlichen Befehl zu bringen, und endlich die eingetretenen Verpflegungsschwierigkeiten boten den äußeren Vorwand für Blüchers Vorschlag und verschafften ihm die Genehmigung der Monarchen.

Demgemäß hatte er sich noch am 2. Februar mit den Korps Sacken und Olsuwieff in Richtung auf Châlons sur Marne in Marsch gesetzt.

Die Meldung Marmonts machte auf Napoleon im ersten Augenblick einen geradezu niederschmetternden Eindruck, denn er glaubte, der Gegner beabsichtige nun unter Ausnutzung seiner großen numerischen Ueberlegenheit, ihn mit seinen Hauptkräften in der Front festzuhalten, während Blücher um seinen linken Flügel ausholend, ihn von Paris abdrängen wolle. Des Kaisers Hoffnung auf Zeitgewinn wäre hiermit zu nichte geworden.

In diesem Gefühl schrieb er noch am 5. Februar Abends an Caulaincourt und ertheilte ihm unbedingte Vollmacht zum Friedensschluß „um", wie es in dem betreffenden Schreiben heißt, „die Hauptstadt zu retten, worauf die letzten Hoffnungen der Nation beruhen". Gleichzeitig aber traf der Kaiser doch alle Anordnungen, um der ihm drohenden Gefahr zu begegnen.

Marmont, der bei Méry s. Seine stand, erhielt Befehl, sofort nach Nogent abzurücken, um sich hier nöthigenfalls Blücher vorzulegen.

Der Kaiser selbst brach mit seinen Hauptkräften am 6. Morgens nach Nogent auf, wo er am 7. eintraf, während Mortier zur Deckung dieses Abmarsches zunächst bei Troyes verblieb und erst nach Ausführung eines kurzen Offensivstoßes am 8. mit Tagesanbruch dem Kaiser auf Nogent folgte.

In der Französischen Armee herrschte in diesen Tagen allgemeine Muthlosigkeit. Ein Augenzeuge*) sagt darüber: „Die Räumung von Troyes zerstreute unsere letzten Hoffnungen. Der Soldat marschirte in einer düsteren Traurigkeit, die nicht zu beschreiben ist. Wo werden wir enden?" Diese Frage ist in jedem Munde! Auch des Kaisers Stimmung war jetzt eine sehr gedrückte, und derselbe Augenzeuge schreibt:**)

„Als Napoleon am 7. Abends in Troyes seine Depeschen erhalten hat, schließt er sich in sein Zimmer ein und beobachtet das düsterste Schweigen.

Der Fürst von Neufchâtel und der Herzog von Bassano dringen zu ihm; er reicht ihnen stumm die eingegangenen Papiere, sie lesen sie und auf diese peinliche Lektüre folgt neues Schweigen."

---

*) Fain, S. 65. — **) Ebenda, S. 66.

Diese Stimmung sollte aber schon innerhalb weniger Stunden in ihr völliges Gegentheil umschlagen.

Bei den Verbündeten hatten sich die Verhältnisse inzwischen folgendermaßen gestaltet:

Den äußersten rechten Flügel ihres Heeres in Frankreich bildeten die Korps York, Kleist und Kapczewitsch. Dieselben waren durch die Einschließung der im Rücken der Verbündeten noch von den Franzosen besetzten großen Festungen aufgehalten worden und rückten jetzt über Vitry und Châlons s. M. dem Heere nach.

Die Spitze dieser drei Korps bildete das Korps York, welches dem von Napoleon aus den Niederlanden zurückberufenen Korps Macdonald unter beständigen Gefechten auf dem Fuße folgend — am 4. Februar Vitry, am 5. Châlons genommen hatte.

Dem Korps Yorcks folgten mit ein bis zwei Tagemärschen Abstand die Korps Kleist und Kapczewitsch.

Zur Vereinigung mit diesen drei Korps befand sich — wie schon früher erwähnt — seit dem 2. Februar Blücher mit dem Korps Sacken und Olsuwieff von Brienne im Marsche ebenfalls auf Châlons.

Die Hauptarmee der Verbündeten sollte nach der vor Blüchers Abmarsch in Brienne getroffenen Verabredung mit ihren Hauptkräften die Offensive auf Troyes fortsetzen, um Napoleon in der Front zu beschäftigen und festzuhalten, zur dauernden Verbindung mit der Schlesischen Armee sollten das Korps Wittgenstein sowie die Kavallerie des Russischen Generals Seßlawin auf dem rechten Ufer der Aube belassen werden.

Aus Gründen, deren Erörterung nicht im Rahmen dieser Arbeit liegt, hielt Fürst Schwarzenberg diese Verabredung jedoch nicht ein. Er setzte die Offensive auf Troyes zunächst nicht fort, nahm vielmehr schon vom 5. Februar ab eine allgemeine Linksschiebung vor, in deren Ausführung das Korps Wittgenstein auf das linke Aube-Ufer, General Seßlawin sogar auf den äußersten linken Flügel der Hauptarmee gezogen und nur der Oberst Wlassow mit einer schwachen Kasakenabtheilung auf dem nördlichen Aube-Ufer belassen wurde.

Durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände wurde Blücher über diese Entblößung seiner linken Flanke zu spät und in nicht genügender Weise unterrichtet und traf deshalb seine weiteren Anordnungen fälschlich im Gefühl voller Sicherheit.

Seine ursprüngliche Absicht war gewesen, sich auf dem kürzesten Wege mit seinen im Marne-Thal anrückenden Korps zu vereinigen. Als er aber, in Sommesous eintreffend, die Meldung von der Einnahme Châlons' durch York und vom Rückzuge Macdonalds im Marne-Thale erhielt, faßte er den Entschluß, dem Französischen Marschall womöglich eine Katastrophe zu bereiten. — In dieser Absicht bestimmte er, daß York demselben an der Klinge bleiben,

Sacken aber ihm bei La Ferté s. Jouarre den Weg verlegen und hierzu unter größter Beschleunigung seines Marsches über Fère Champenoise—Etoges auf Montmirail marschiren sollte.

Blücher selbst wollte mit dem Korps Olsuwieff Sacken langsam folgen und hierbei die Korps Kleist und Kapczewitsch über Epernay an sich ziehen.

So bewegte sich denn die Schlesische Armee in vier räumlich erheblich weit getrennten, nur in sehr loser Fühlung miteinander stehenden Gruppen in der allgemeinen Richtung auf La Ferté s. Jouarre, während sich gleichzeitig ihr Abstand von der Hauptarmee infolge deren Linksschiebung mehr und mehr erweiterte.

Diese Sachlage blieb dem Kaiser Napoleon nicht verborgen.

Sogleich nach seinem Eintreffen in Nogent, am 7., hatte er den Marschall Marmont über Villenauxe auf Sézanne zur Beobachtung Blüchers vorgeschoben. Durch seine Kavallerie und durch Kundschafter erhielt Marmont Kenntniß von dem isolirten Vormarsch Sackens auf Montmirail. Er meldete hierüber dem Kaiser mit der Bitte, ihm noch weitere Truppen zur Verfügung zu stellen, da er glaube, dem Feinde von Sézanne aus empfindlich Abbruch thun zu können.

Diese Meldung Marmonts wurde noch in derselben Nacht durch eine Meldung Macdonalds über den Marsch Yorcks längs der Marne ergänzt.

Mit bewundernswürdigem Scharfblick übersah der Kaiser aus diesen beiden Meldungen sofort die Lage der Schlesischen Armee und die Chancen, die sie ihm bot.

Mit dieser Erkenntniß hatte er aber auch seine ganze geistige Spannkraft wiedergefunden, und als Talleyrand beim Morgengrauen mit den auf Napoleons Befehl in der Nacht entworfenen Friedensinstruktionen für Caulaincourt erschien, wies ihn der Kaiser schroff ab.

„Jetzt ist von ganz anderen Dingen die Rede", sagte er. „Ich bin in diesem Augenblicke dabei, Blücher mit den Augen zu schlagen. Er rückt auf dem Wege von Montmirail vor. Ich breche auf und werde ihn morgen, werde ihn übermorgen schlagen, und dann werden wir sehen."

Fürwahr, eine in der Geschichte nicht allzuhäufige Voraussicht kommender Dinge.

Der Entschluß des Kaisers ging dahin, das Vordringen der verbündeten Hauptarmee auf Paris durch eine Art Flankenstellung seiner Hauptkräfte bei Nogent und Montereau zu verzögern, sich inzwischen mit dem kleineren Theil seines Heeres auf die Schlesische Armee zu werfen, deren Korps in ihrer Vereinzelung zu schlagen und sich dann wieder mit ganzer Kraft gegen Schwarzenberg zu wenden.

Dieselbe Ausnutzung der inneren Linie, die dereinst in Italien den Feldherrnruhm des jungen Generals begründet hatte, sollte jetzt also den wankenden Thron des Kaisers retten.

In diesem Sinne traf er seine Dispositionen.

Während Victor mit 14000 Mann bei Nogent s. Seine verblieb und Oudinot 25000 Mann um Montereau zusammenziehen sollte, erhielt Marmont den Befehl, mit seinem Korps und den Kavalleriekorps der Generale Nansouty und Doumerc über Sézanne auf Champaubert vorzurücken. Der Kaiser selbst folgte ihm am 9. mit dem Korps Ney, der alten und der jungen Garde unter Mortier auf Sézanne.

Der Marsch der Französischen Armee gestaltete sich außerordentlich schwierig.

Die von Nogent auf Champaubert führende Straße — damals noch ein unbefestigter Verbindungsweg — war durch anhaltenden Regen aufgeweicht und nach dem Berichte von Augenzeugen in der traurigsten Verfassung. Die Französischen Geschütze versanken infolgedessen buchstäblich oft bis über die Achsen und konnten nur mit unsäglicher Mühe, mit Hülfe requirirten Vorspannes, der Sappeure und ganzer Infanteriebataillone fortgeschleppt werden.

Die Trains vermochten unter diesen Umständen zunächst gar nicht zu folgen, und da wegen des allgemeinen Nothstandes, der weitgehenden Requisitionen und Konskriptionen der Landstrich längs der Marschstraße nur geringe Hülfsquellen bot, war die Verpflegung der Truppen in diesen Tagen äußerst mangelhaft.

Dazu strömte fast beständig ein mit Schnee vermischter, von eisigem Winde begleiteter Regen hernieder, erschwerte jede Bewegung aufs Aeußerste und machte die Rasten und Biwaks unter freiem Himmel fast unerträglich. Zwar hatte der Kaiser vorsorglich seine besten Truppen für diese Expedition bestimmt, aber ein großer Theil von ihnen bestand doch in der Hauptsache nur aus jungen, an keine Strapazen gewöhnten Soldaten und erlitt unter den geschilderten Verhältnissen empfindliche Abgänge.

Es bedurfte eben der ganzen unbeugsamen Energie eines Napoleon, um das Unternehmen nicht schon in seinen Anfängen scheitern zu lassen.

Unermüdlich griff der Kaiser überall persönlich ein. Freigebig spendete er Offizieren und Mannschaften Anerkennungen und Auszeichnungen für thatkräftiges Handeln und reichlich ließ er den Landeseinwohnern aus seiner Privatschatulle die geleisteten Hand- und Vorspanndienste zur Stelle bezahlen, dadurch ihre Dienstfreudigkeit aufs Aeußerste anspornend.

So erreichte er denn unter unsäglichen Mühen am 9. Februar Abends Sézanne, wo zu seiner größten Ueberraschung von Norden her fast gleichzeitig Marmont mit seinen Truppen eintraf.

Marschall Marmont hatte am 8. die zum Korps Sacken gehörenden Kasaken des Obersten Karpoff aus Sézanne vertrieben, diese Stadt besetzt und — des Kaisers Befehl gemäß — am 9. den Vormarsch auf Champaubert fortgesetzt. Die Schwierigkeiten während desselben waren die gleichen, wie sie

Napoleon während seines Marsches nach Sézanne zu überwinden hatte. Aber, nicht annähernd so willensstark wie der Kaiser, war Marmont nur langsam vorwärts gekommen.

Erst am späten Nachmittag des 9. erreichte seine Avantgarde die Sumpfniederung des Petit Morin und fand diese noch unwegsamer als den bisher durchschrittenen Landstrich. Bei weiterem Vorrücken stieß die Französische Avantgardenkavallerie südlich Champaubert auf die Vorposten des Korps Olsuwieff und wurde von diesem nach kurzem Gefechte zurückgewiesen.

Durch die bei dieser Gelegenheit gemachten Gefangenen erfuhr der Marschall die ihm und — wie er wußte — auch dem Kaiser völlig unerwartete Nähe der Korps Kleist und Kapczewitsch und gab nun das ganze Unternehmen verloren.

Er sagte sich in theoretisch durchaus richtiger Erwägung, daß angesichts des unerwartet starken, nunmehr alarmirten und auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam gemachten Gegners ein Ueberschreiten des schwierigen Morin-Abschnittes der Französischen Armee nur Verderben bringen könne. Deshalb, und um nicht selbst isolirt angegriffen zu werden, machte der Marschall Kehrt und ging auf Sézanne zurück, wo er — wie wir sahen — am Abend wieder mit dem Kaiser zusammentraf.

Dieser mochte wohl die Berechtigung der Bedenken Marmonts anerkennen, sah aber die Gesammtlage doch von einem völlig anderen Standpunkte an als jener.

Für ihn handelte es sich jetzt nicht mehr um die größeren oder geringeren Chancen eines strategischen Coups, sondern um Sein oder Nichtsein. Mit der seine ganze Kriegführung charakterisirenden Rücksichtslosigkeit gegen äußere Schwierigkeiten setzte er sich deshalb über alle jene Bedenken hinweg. Er befahl Marmont, sofort wieder Kehrt zu machen, und am 10. Vormittags erschien dieser, nunmehr dicht gefolgt vom Kaiser mit den Hauptkräften der Armee, wiederum vor der Avantgarde Olsuwieffs nördlich St. Prix.

Bei der Schlesischen Armee hatten sich mittlerweile die Dinge folgendermaßen entwickelt:

In dem lebhaften Drange, Macdonald bei La Ferté s. Jouarre zuvorzukommen, hatte General v. Sacken seinen Marsch auf das Aeußerste beschleunigt, während das Hauptquartier mit dem Korps Olsuwieff nur langsam folgte, um Kleist und Kapczewitsch aufschließen zu lassen. Infolgedessen hatte sich der Vorsprung Sackens mehr und mehr vergrößert, und als am 9. Abends seine Avantgarde schon vor La Ferté erschien, stand Olsuwieff noch 50 km weiter östlich um Champaubert. Hinter ihm erreichten — etwa 20 km zurück — die Korps Kleist und Kapczewitsch die Gegend von Vertus, während das Korps York zwischen Dormans und Château Thierry nördlich Champaubert dislozirt war, 30 km schlechtesten Landweges von Olsuwieff entfernt.

So war denn die Schlesische Armee in dem Augenblick, wo Napoleon sich anschickte, den vernichtenden Stoß in ihre linke Flanke zu führen, noch immer über einen weiten Flächenraum zersplittert. Die Aufmerksamkeit ihrer Führer war fast ausschließlich nach Westen auf Macdonald und über ihn hinaus nach Paris gerichtet. Eine Gefahr von Süden her befürchtete man in Blüchers Hauptquartier nicht. Man wähnte Napoleon vollauf mit der so nothwendigen Retablirung seiner Streitkräfte beschäftigt und durch die verbündete Hauptarmee gefesselt, über deren völlige Unthätigkeit am 7., 8. und 9. Februar Blücher nicht orientirt war.

Allerdings meldete am 9. Morgens Oberst Wlassow den Marsch starker feindlicher Kolonnen von Villenauxe auf Sézanne. Dieser Meldung legte man aber in Blüchers Hauptquartier keinen großen Werth bei, weil ihr keine besondere Bestätigung durch Oberst Karpoff folgte, den man noch immer in Sézanne wähnte.

Dieser hatte sich vor Marmont unmittelbar nach dem Morin-Uebergange südlich Montmirail zurückgezogen und zwar an seinen kommandirenden General, Sacken, aber weder an Olsuwieff noch an das Hauptquartier gemeldet. Sacken selbst aber hatte die Meldung für zu unwichtig gehalten, um sie weiter zu geben.

So kam es, daß das Hauptquartier der Schlesischen Armee auch jetzt noch ohne Kenntniß von der gänzlichen Entblößung seiner linken Flanke blieb und sich dem Gefühle voller Sicherheit hingab.

Aus dieser Sorglosigkeit wurde man am 9. Abends durch die Meldung vom Erscheinen der Avantgarde Marmonts nördlich St. Prix in unliebsamster Weise aufgeschreckt. Zwar vermochte man im Augenblicke die volle Tragweite dieser Meldung nicht zu übersehen, traf aber doch unverzüglich die für den Fall eines stärkeren feindlichen Angriffs erforderlich scheinenden Anordnungen.

Demgemäß erging an Sacken Befehl, am 10. bei Montmirail zu verbleiben und gegen Sézanne scharf aufzuklären. York sollte über Château Thierry auf Montmirail vorrücken, um im Nothfalle Sacken unterstützen zu können. Kleist und Kapczewitsch sollten näher an Olsuwieff heranschließen, der einstweilen bei Champaubert belassen wurde. Den Befehlen an Sacken und York wurden theils mündlich, theils schriftlich noch besondere Direktiven für verschiedene Eventualitäten hinzugefügt, wie wir später sehen werden, nicht zum Heile der Schlesischen Armee. Das Hauptquartier selbst ging noch am 9. spät Abends nach Vertus zurück, um sich der Gefahr eines Ueberfalles zu entziehen.

Inwieweit diese, immerhin nur halben Maßnahmen der augenblicklichen Lage entsprachen, möge hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls hätte ihre Durchführung das Gelingen der Absicht Napoleons erheblich erschwert, da alsdann eine gegenseitige Unterstützung der einzelnen Gruppen der Schlesischen Armee am 10. Februar nicht unmöglich gewesen wäre.

Da aber half Napoleon wieder sein altes Kriegsglück, und gerade das seinen Intentionen so zuwiderlaufende Zurückgehen Marmonts nach Sézanne am 9. Abends wurde ihm zum größten Vortheil.

Als nämlich kein weiterer Angriff auf das Korps Olsuwieff erfolgte und die in Ermangelung anderer Reiterei zur Aufklärung auf St. Prix vorgetriebene Kavalleriestabswache des Armee-Oberkommandos dort nur einige Französische Ulanen antraf, die sofort auf Sézanne flohen, ließ man im Blücherschen Hauptquartier vollends jede Besorgniß fallen. Man sagte sich, daß, wenn der Feind einen Schlag gegen die Schlesische Armee beabsichtigte, er dieselbe zweifellos nicht alarmirt, sondern mindestens doch die günstige Gelegenheit zu einem Ueberfalle auf das Korps Olsuwieff ausgenutzt haben würde.

Man erklärte sich den ganzen Vorgang dahin, daß Theile der im Rückzuge auf Paris begriffenen früheren Garnison Vitrys unverhofft auf die Vortruppen Olsuwieffs gestoßen und nun eiligst auf Sézanne zurückgewichen seien.

Die später von verschiedenen Seiten einlaufenden Meldungen stellten dann allerdings die Anwesenheit Napoleons mit starken Kräften bei Sézanne in unzweifelhaftester Weise fest. Aber infolge der bereits erwähnten Unkenntniß über die absolute Passivität der Hauptarmee und infolge der eben dargelegten Erwägungen hielt man in Blüchers Hauptquartier das Ganze nicht für eine ernste Offensive, sondern nur für eine Demonstration Napoleons zu Gunsten Macdonalds.

Um diese durch Bedrohung in der rechten Flanke lahmzulegen und gleichzeitig einem Wunsche Schwarzenbergs auf Verringerung der Lücke zwischen beiden verbündeten Armeen zu entsprechen, wurden am 10. Morgens die Korps Kleist und Kapczewitsch über Fère Champenoise auf Sézanne in Marsch gesetzt. York und Sacken erhielten wieder die Direktion auf La Ferté s. Jouarre, während Olsuwieff vorläufig bei Champaubert verbleiben sollte.

Dies war die allgemeine Lage der Schlesischen Armee, als am 10. Februar Morgens Marmont erneut nördlich St. Prix erschien und auf Befehl des mit ihm vorgerittenen Kaisers die Avantgarde Olsuwieffs unverzüglich angriff.

Nach kurzem heftigen Kampfe wurde dieselbe auf Champaubert zurückgeworfen, wo sie durch ihr Gros Aufnahme fand.

Aus den ihm zugehenden Meldungen seiner Kavallerie erkannte Napoleon sehr bald die völlige Isolirung des Russischen Korps und beschloß, sie zu dessen Vernichtung auszunutzen.

Durch allmähliches Einsetzen stärkerer Kräfte die Russen in der Front beschäftigend, ließ er sie unter geschickter Ausnutzung des Geländes und seiner großen numerischen Ueberlegenheit auf beiden Flügeln umgehen, ihnen so nicht nur nach Osten und Westen, sondern auch nach Norden den Weg verlegend.

Als General Olsuwieff die ihm drohende Gefahr der Umzingelung erkannte und endlich den Rückzug auf Etoges befahl, war es zu spät. Von dem übermächtigen Feinde auf allen Seiten umgangen und mit Ungestüm angegriffen, wurden die Russen nach tapferer Gegenwehr zersprengt und größtentheils niedergehauen oder gefangen. Nur einigen hundert Mann mit dem größten Theile der Artillerie gelang es, sich unter dem Schutze der mittlerweile eingetretenen Dunkelheit und des waldigen Geländes durchzuschlagen und später den Anschluß an das Korps Kapczewitsch zu erreichen.

Das Korps Olsuwieff, dessen Führer selbst in Gefangenschaft gerieth, hatte aufgehört zu existiren.

So hatte denn der Kaiser sein kühnes Unternehmen mit einem glänzenden Erfolge eingeleitet. Zwar waren dessen taktische Ergebnisse nicht allzu groß, denn das Korps Olsuwieff hatte wenig mehr als 4000 Mann mit 24 Geschützen gezählt, aber von außerordentlicher Bedeutung war der moralische Eindruck dieses Erfolges, den der Kaiser in seiner bekannten Weise durch übertriebene Bulletins und Armeebefehle nach Kräften steigerte. Praktisch wichtiger war freilich der strategische Erfolg, den der Kaiser durch die Vernichtung des Korps Olsuwieff erreicht hatte, denn er stand jetzt mit seiner 20 000 Mann Infanterie, 10 000 Reiter zählenden Armee mitten zwischen den Korps der Schlesischen Armee auf der einzigen direkten Straße, welche dieselben zu ihrer Vereinigung benutzen konnte.

Für Napoleon handelte es sich jetzt um die Frage, gegen welche der feindlichen Gruppen er sich zuerst wenden sollte.

Ihm am nächsten waren die Korps Kleist und Kapczewitsch. Sie zählten zusammen rund 20 000 Mann und waren ihm daher, besonders an Kavallerie, numerisch nicht gewachsen, während die Korps Yorck und Sacken zusammen 30 000 Mann zählten, dem Kaiser also überlegen waren.

Aber Kleist und Kapczewitsch hatten den ungehinderten Rückzug nach Süden und Osten offen; sie konnten also Napoleons Stoß jederzeit ausweichen. Dieser hatte aber jetzt keine Zeit zu weit ausholenden Operationen, er brauchte dringender denn je schnell ins Auge springende Erfolge.

Demgegenüber konnten Yorck und Sacken nur nach Norden über die Marne ausweichen, wo sich ihnen nach des Kaisers Berechnung Macdonald rechtzeitig vorzulegen vermochte, was für beide Korps zu einer Katastrophe führen konnte.

Der Kaiser entschloß sich deshalb ohne Besinnen zur Fortsetzung seiner Offensive gegen Sacken und Yorck.

Seinen Truppen nur kurze Rast gönnend, ließ er bereits gegen Mitternacht den General Nansouty mit der Hauptmasse der Kavallerie und einer Infanteriebrigade auf Montmirail abrücken. Er selbst folgte mit dem Gros der Armee um 5 Uhr Morgens.

Marschall Marmont erhielt Befehl, mit einer Infanterie- und einer Kavalleriedivision auf Etoges vorzugehen, um des Kaisers Abmarsch zu verschleiern und ihm den Rücken gegen die Korps Kleist und Kapczewitsch zu decken.

Noch vom Gefechtsfelde des 10. hatte Napoleon mehrere Ordonnanzoffiziere an Macdonald abgesandt mit einer Orientirung über die Lage, seine Absicht, und dem Befehl, sofort Front zu machen und den ihm folgenden Gegner anzugreifen.

Macdonald hatte aber — von Sackens Avantgarde heftig gedrängt — bereits am 9. Abends die Marne überschritten und die Brücke bei La Ferté s. Jouarre gesprengt. Er konnte deshalb dem Befehl des Kaisers nicht nachkommen. Ein empfindlicher Strich durch dessen Rechnung!

General v. Sacken hatte, wie wir gesehen haben, am 9. Befehl erhalten, vorläufig bei Montmirail stehen zu bleiben, wohin Yorck zu seiner Unterstützung für alle Fälle heranrücken werde. Dieser Befehl enthielt aber den Zusatz: wenn General v. Sacken die Lage für ungefährlich halte, möge er die Verfolgung Macdonalds wieder aufnehmen.

Als nun am Abend des 9. der Feind aus der Gegend von Champaubert verschwand, sah auch General v. Sacken die Lage in gleicher Weise als ungefährlich an wie das Armee-Oberkommando. Er hatte sich deshalb wieder auf La Ferté in Marsch gesetzt, wo er mit seinem Gros im Laufe des 10. eintraf.

Im Begriff, die von Macdonald gesprengte Marne-Brücke wieder herzustellen, erhielt er hier gegen Abend die Nachricht vom Erscheinen Napoleons bei Champaubert und gleichzeitig den Befehl, unverzüglich zur Vereinigung mit Kleist und Kapczewitsch auf Vertus heranzurücken, nöthigenfalls dorthin durchzubrechen und, wenn dies nicht möglich sein sollte, mit Yorck vereint bei Château Thierry hinter die Marne zurückzugehen.

Er brach deshalb noch am Abend des 10. von La Ferté auf und stieß nach anstrengendem Nachtmarsche am 11. Morgens etwa 1½ Meilen westlich Montmirail auf Nansouty, den er unverzüglich angriff und auf Montmirail zurückdrängte. — Hier war aber inzwischen auch Napoleon eingetroffen und hatte mit den zuerst anlangenden Truppen des Gros Nansouty aufgenommen.

In dem Glauben, daß er nur schwächere Kräfte vor sich habe, und in der Absicht, die Franzosen von ihren Verbindungen mit Sézanne abzudrängen und auf Yorck zu werfen, richtete General v. Sacken seine Angriffe besonders gegen den Französischen linken Flügel. Napoleon, diese Absicht durchschauend, nahm denselben langsam zurück, seine Reserven verdeckt hinter dem rechten Flügel aufstellend.

In dem Augenblicke nun, wo General v. Sacken zum entscheidenden Angriff gegen den feindlichen linken Flügel ansetzte, ließ Napoleon seine Reserven vorbrechen, warf den Russischen linken Flügel über den Haufen, und

nun war es wohl auch um das Korps Sacken geschehen. Da — im Augenblicke der höchsten Gefahr — erschien von Norden her die Brigade v. Pirch, gefolgt von der Brigade v. Horn, beide vom Korps Yorck, auf dem Schlachtfelde.

General v. Yorck hatte, dem früher erwähnten Befehl des Armee-Oberkommandos entsprechend, sein Korps über Château Thierry in Marsch gesetzt und es am 10. an der nach Montmirail führenden Straße echelonnirt.

Ohne genügende Orientirung über die allgemeine Lage und ohne rechtzeitige Kenntniß von dem Schicksal Olsuwieffs war er durch nicht übereinstimmende Direktiven des Hauptquartiers und widersprechende Nachrichten von Sacken zu der Annahme veranlaßt, dieser werde einem isolirten Kampfe ausweichen und an ihn heranrücken.

Es ist bekannt, wie er dann — durch das Ausbleiben weiterer Nachrichten von Sacken und den aus der Richtung von Montmirail hörbaren Kanonendonner beunruhigt — mit den Brigaden v. Pirch und v. Horn dorthin aufgebrochen war, und wir haben gesehen, wie dieselben in dem für die Russen gefährlichsten Augenblicke auf dem Schlachtfelde eintrafen.

Das Erscheinen der Preußen in seiner rechten Flanke zwang Napoleon, von Sacken abzulassen und sich gegen diesen neuen Feind zu wenden. Aber die einbrechende Dunkelheit und die völlige Erschöpfung der Französischen Truppen ließen es hier nicht mehr zu einem entscheidenden Angriff kommen.

So wurde es denn Sacken möglich, unter dem Schutze der beiden Preußischen Brigaden seinen Rückzug nach Norden fortzusetzen und durch einen äußerst schwierigen, verlustreichen Nachtmarsch am 12. Morgens bei Château Thierry den Anschluß an das Korps Yorck zu gewinnen. Beide Korps begannen dann ungesäumt den Uebergang auf das rechte Marne-Ufer.

Napoleon mußte seinen Truppen nothgedrungen während der Nacht vom 11. zum 12. Ruhe gönnen und ihre Verpflegung ordnen.

Sobald aber nach Tagesanbruch die Verbände wiederhergestellt waren, brach er zur Verfolgung der Korps Yorck und Sacken auf.

Mit der ganzen ihm eigenen rücksichtslosen Energie führte er dieselbe persönlich durch. Infolgedessen kam es im Laufe des 12. südlich Château Thierry zu einer Reihe äußerst heftiger Arrieregarden-Gefechte, in deren Verlaufe nur die vortreffliche Disziplin der Infanterie Yorcks, die hingebende Aufopferung der Preußischen Kavallerie unter General v. Jürgaß und Oberstleutnant v. Sohr und die mustergültige Deckung des Rückzuges durch General v. Horn das Korps Sacken vor völliger Auflösung retteten.

Von Montmirail aus hatte Napoleon wiederum Befehl an Macdonald geschickt, sofort Kehrt zu machen und sich Yorck und Sacken auf dem rechten Marne-Ufer bei Château Thierry vorzulegen. Zu einem derartigen Unternehmen reichte aber die Thatkraft des Französischen Marschalls nicht mehr aus. So gelang es auch dem Korps Yorck, zwar unter empfindlichen Ver-

lusten, aber ohne eine entscheidende Niederlage, das rechte Marne-Ufer zu erreichen und hinter sich die beiden Marne-Brücken abzubrechen.

Erst am 13. Nachmittags wurde es den Franzosen möglich, eine derselben wiederherzustellen.

Napoleon hatte inzwischen eine fieberhafte Thätigkeit entfaltet, und was er an diesem einen Tage Alles geleistet hat, um die bei ihm befindlichen Truppen wieder ganz schlagfähig zu machen, alle irgend erreichbaren Verstärkungen an sich zu ziehen, den Widerstand auf allen Theilen des Kriegsschauplatzes und einen vollständigen Volkskrieg in Frankreich zu organisiren, ist geradezu bewunderungswerth.

Sobald die Marne-Brücke bei Château Thierry wieder gangbar war, ließ er Mortier mit einer Infanterie-, zwei Kavalleriedivisionen die Verfolgung des Gegners aufnehmen. Er war eine kurze Zeit im Zweifel, ob er selbst mit dem Gros der Armee Mortier folgen oder sich jetzt wieder gegen die feindliche Hauptarmee wenden solle, deren Vordringen gegen Nogent und die Yonne ihm gemeldet wurde.

Da aber erhielt er am Abend des 13. eine Meldung Marmonts, daß Blücher die Offensive gegen ihn ergriffen, ihn bis Champaubert zurückgedrängt habe, und daß er voraussichtlich am 14. auf Montmirail werde zurückweichen müssen.

Sofort faßte der Kaiser nun den Entschluß, sich auf Blücher zu werfen.

Noch in derselben Nacht brach er von Château Thierry nach Montmirail auf, wo er gegen Morgen eintraf.

Blücher hatte am 10. auf die Meldung von der Vernichtung Olsuwieffs den Entschluß gefaßt, seine Armee um Vertus und nöthigenfalls auch weiter nördlich zu konzentriren.

Er hatte deshalb sofort die Korps Kleist und Kapczewitsch Kehrt machen und auf Bergères abrücken lassen, wo sie am 11. Vormittags eintrafen.

Gleichzeitig war an Yorck und Sacken der Befehl zum Durchbruch auf Vertus ergangen.

Es ist bekannt und vorhin kurz erwähnt, wie durch eine Verkettung unglücklicher Umstände dieser Befehl nicht zur Ausführung kam.

Als nun am 11. gegen Mittag Geschützfeuer aus der Richtung von Montmirail hörbar wurde, das sich am Abend und während des 12. in nördlicher Richtung fortsetzte, glaubte man im Hauptquartier der Schlesischen Armee, Yorck und Sacken seien hinter die Marne zurückgegangen und würden nördlich derselben Anschluß an die beiden anderen Korps suchen.

Diese Annahme wurde am Abend des 12. durch eine Meldung Yorcks über die Ereignisse bei Montmirail und Château Thierry bestätigt.

Um nun den Feind von der Verfolgung Yorcks und Sackens abzuziehen, beschloß Blücher, den vor ihm befindlichen Gegner, über dessen Stärke er völlig im Unklaren war, anzugreifen.

Er trat deshalb am 13. den Vormarsch auf Montmirail an, vermochte aber, durch Marmonts überlegene Kavallerie und dessen sehr geschickte Benutzung des unübersichtlichen Geländes aufgehalten, an diesem Tage nur bis Champaubert vorzudringen.

Hier erfuhr Blücher am Abend, vermuthlich durch einen Agenten Napoleons, daß dieser mit seinen Hauptkräften bereits im Abmarsch gegen die Seine begriffen sei, und glaubte deshalb, Marmont solle lediglich diesen Abmarsch decken.

Um dessen Isolirung zu einem partiellen Erfolg auszunutzen, setzte er am 14. Morgens seinen Vormarsch auf Vauchamps fort und griff Marmont erneut an.

Dieser hatte von Napoleon Befehl erhalten, nur schrittweise zu weichen, und dabei des Kaisers Anmarsch möglichst zu verschleiern.

Wiederum sehr geschickt manövrirend, war Marmont bei Blüchers Anmarsch langsam bis westlich Vauchamps zurückgegangen, wo er in günstiger Stellung Front machte und das Herankommen des Kaisers erwartete.

Napoleon hatte spät in der Nacht Montmirail erreicht, seinen Truppen dort eine kurze Rast gegönnt und war vor Tagesanbruch wieder gegen Vauchamps aufgebrochen. Er erreichte mit seinen Teten Marmont in dem Augenblick, wo die Avantgarde Blüchers sich gegen die Französische Stellung zu entwickeln begann.

Die Lage mit schnellem Blick übersehend, massirte der Kaiser seine ganze Infanterie hinter der Front der Stellung, während er seine numerisch dem Feinde etwa fünffach überlegene Kavallerie gegen dessen Flanken und Rücken ansetzte.

So brach er gegen Mittag zum Angriff vor, und nun entspann sich ein Kampf, wie ihn in gleicher Heftigkeit die Kriegsgeschichte nicht allzu oft aufweist.

Es würde zu weit führen, hier auf seine Einzelheiten einzugehen. Es sei deshalb gestattet, seinen Verlauf nur in kurzen Zügen anzugeben:

Blücher, durch den Angriff Napoleons völlig überrascht, gab gerade in dem Augenblick, wo seine Avantgarde, über den Haufen geworfen, zurückfluthete, dem Gros den Befehl zum Rückzuge auf Etoges.

Die schwerfällige Russische Infanterie Kapczewitschs vermochte sich aber nicht mehr rechtzeitig vom Feinde loszulösen, und die Infanterie Kleists, welche die Russen nicht im Stiche lassen wollte, hatte das gleiche Schicksal.

In der Front von der Französischen Infanterie heftig gedrängt, von der Französischen Artillerie mit Kartätschen überschüttet, ohne Unterstützung durch die eigene allzu früh zurückgeschickte Artillerie, unausgesetzt auf allen Seiten durch die feindliche Kavallerie angefallen, geriethen beide Korps in die denkbar schwierigste Lage. Nur dank der mustergültigen Disziplin und Hingebung der Preußischen Truppen des Korps Kleist gelang es Blücher,

der selbst wiederholt in Gefahr war, gefangengenommen zu werden, sich schließlich durch die ihm den Weg verlegenden Französischen Kavalleriemassen durchzuschlagen und unter schweren Verlusten Bergères zu erreichen. Hier ordnete er während der Nacht seine Truppen einigermaßen und setzte am 15. vor Tagesanbruch den Rückzug auf Châlons fort, wo er auf dem rechten Marne-Ufer wieder Front machte, entschlossen, dem Feinde erneut Widerstand zu leisten.

Hierzu sollte es aber nicht mehr kommen.

Napoleon hatte während des ganzen Tages wiederum eine staunenswerthe Energie entfaltet. Seine Generale unausgesetzt zu neuen Angriffen anfeuernd, hatte er die Verfolgung des geschlagenen Feindes erst nach Einbruch der Nacht und infolge völliger Erschöpfung seiner Truppen abgebrochen.

Er stand jetzt vor der Frage, ob er am 15. die Verfolgung Blüchers fortsetzen oder sich gegen die Hauptarmee der Verbündeten wenden solle.

Diese hatte sich endlich am 10. doch gegen Paris in Bewegung gesetzt, die Seine-Uebergänge bei Nogent, Bray und Montereau sowie die ganze Yonne-Linie in Besitz genommen und Victor und Oudinot zum Rückzug über Nangis gezwungen.

Die von den Marschällen fortgesetzt einlaufenden beunruhigenden Meldungen, die verzweifelten Berichte König Josephs über die Stimmung in Paris, die Ueberschätzung seiner gegen Blücher errungenen Erfolge und endlich die Unterschätzung der Charaktergröße dieses seines gewaltigsten Gegners, bestimmten den Kaiser, von demselben abzulassen und den unmittelbaren Schutz seiner Hauptstadt selbst zu übernehmen.

Marmont und Grouchy zur Beobachtung Blüchers zurücklassend, brach er mit dem Gros der Armee am 15. von Etoges auf. In drei Gewaltmärschen erreichte er am 17. Februar nordwestlich Nangis den Anschluß an seine Marschälle, um schon am 18. bei Montereau, 21 Meilen vom Schlachtfeld des 14. entfernt, über das Korps des Kronprinzen von Württemberg herzufallen und ihm eine empfindliche Niederlage beizubringen.

Am gleichen Tage aber lief im großen Hauptquartier der Verbündeten die Meldung Blüchers ein, daß seine Armee um Châlons versammelt, völlig retablirt und bereit sei, unverzüglich die Offensive wieder zu ergreifen.

Acht Tage später, am 25. Februar, langten die Spitzen der Französischen Armee auf der Verfolgung Schwarzenbergs bei Bar wieder an der Aube an, die sie drei Wochen zuvor auf dem Rückzuge von La Rothière überschritten hatten. Da aber ging auch im Kaiserlichen Hauptquartier Troyes die überraschende Meldung ein, daß Blücher thatsächlich abermals die Offensive ergriffen habe, die, wie bekannt, der Todesstoß für Napoleon wurde.

Die soeben skizzirten Operationen Napoleons gehören wohl unstreitig zu dem Bedeutendsten von all dem Bedeutenden, was er als Feldherr je geleistet.

Zwar hatten sie nicht den dauernden Erfolg, die entscheidende Tragweite wie die Operationen der Feldzüge von 1796, 1805, 1806 und 1809, aber damals stand Napoleon im aufsteigenden Aste seiner Macht, und seine Hülfskräfte übertrafen bei Weitem diejenigen seiner Gegner.

Im Jahre 1814 war seine Macht gebrochen, sein persönliches Ansehen im vollsten Niedergange, seine Hülfsquellen nahezu erschöpft. Die geistige Spannkraft, die er dessenungeachtet jetzt entfaltete, der Scharfblick, mit dem er jeden sich bietenden Vortheil erkannte, die Schnelligkeit, mit der er seine Entschlüsse faßte, und die unbeugsame Energie, mit der er sie trotz aller Schwierigkeiten durchführte, sind deshalb um so bewunderungswerther. Mit Recht fordert daher der Biograph*) des „Feldherrn" Napoleon hier für den 44jährigen Kaiser dieselbe Bewunderung, wie sie dem 26jährigen General in Italien gezollt wird.

Derselbe Biograph giebt uns zugleich aber auch die Erklärung, weshalb all die hervorragenden Leistungen, alle glänzenden Erfolge dieser Tage Napoleons Schicksal nicht zu wenden vermochten. Er sagt nämlich, der Herrscher habe in Siegestrunkenheit den Maßstab für das menschlich Erreichbare verloren, die als Feldherr erreichten militärischen Erfolge als Staatsmann nicht zu verwerthen gewußt, und so sei der zügellose Herrscher der Verderber des Feldherrn geworden.

Sechsundachtzig Jahre sind seit den Kämpfen jener Tage verflossen. Gewaltige kriegsgeschichtliche Ereignisse haben sich in diesem Zeitraum abgespielt. Mit ihnen und den großartigen Fortschritten auf allen Gebieten der Technik ist auch eine allgemeine Umwälzung auf allen Gebieten der Kriegführung eingetreten. Nur schwer vermögen wir uns heute noch in eine solche zurückzuversetzen, die weder mit Eisenbahn, noch mit Telegraphen, noch mit all den anderen Erfindungen der Neuzeit rechnete. Da drängt sich denn unwillkürlich die Frage auf, ob es eine Berechtigung hat, noch heute, wo so viele und viel näher liegende Dinge unser Interesse in Anspruch nehmen, kriegerische Operationen jener längst vergangenen Zeit zum Gegenstande einer Betrachtung wie die vorliegende zu machen. Ich meine, diese Frage bejahen zu sollen.

Die Operationen Napoleons von seinem Aufbruch von Nogent bis zur Schlacht von Montereau werden als Beispiele einer äußerst geschickten Ausnutzung der inneren Linie für alle Zeiten mustergültig bleiben trotz Eisenbahn und Telegraph.

---

*) Graf Yorck v. Wartenburg, „Napoleon als Feldherr."

Der unerwartete Erfolg, den Marmonts muthlose Umkehr bei St. Prix und sein Rückmarsch auf Sézanne am 9. Abends zeitigte, die für Napoleon in keiner Weise vorauszusehende Isolirung Olsuwieffs am 10. und Sackens am 11. und endlich Blüchers Irrthum über Marmonts Aufgabe am 13., ein Irrthum, der ihn unerwartet Napoleon entgegen und zur Niederlage von Etoges führte, bleiben dauernd lehrreiche Beispiele für die Unberechenbarkeit aller Dinge im Kriege.

Die außerordentlichen Marschleistungen Napoleons in diesen Tagen mit theilweise noch ganz jungen, ungeübten Truppen, auf grundlosen Wegen, bei ungünstigster Witterung und mangelhafter Verpflegung, werden uns bei einem etwaigen Kriege im Osten allezeit als Muster dafür dienen können, was wir gegebenenfalls unter gleichen Verhältnissen von unseren Truppen fordern dürfen.

Die geradezu verzweifelte Lage, in der sich Blücher in der Zeit vom 9. bis 14. lediglich durch den Mangel einer den Franzosen numerisch gewachsenen Kavallerie befand, zeigt deutlich, mit welchen Schwierigkeiten auch eine moderne Heerführung ohne ausreichende Kavallerie künftig zu rechnen haben wird, zumal wenn sie auf einen Kriegsschauplatz angewiesen ist, der mangels fester Straßen eine ausgiebige Verwendung von Fahrrädern und anderen derartigen technischen Hülfsmitteln ausschließt.

Das Unterliegen der opfermuthigen Preußischen Kavallerie bei Château Thierry und Etoges gegenüber den Französischen Kavalleriemassen, denen sie in Bezug auf Personal und Material, auf Reitergeist und taktische Ausbildung bei Weitem überlegen war, läßt lehrreiche Schlüsse zu auf die Aufgaben, die — mutatis mutandis — auch unserer Kavallerie bei einem Kriege gegen zwei Fronten zufallen werden.

Werthvoller aber als dieses Alles ist der Beweis, den ganz besonders die Operationen jener Tage dafür erbringen, daß weder die großen Massen noch auch das Genie allein im Kriege dauernden Erfolg verbürgen.

Wie einerseits das gerade in jenen Tagen so glänzend bewährte Feldherrngenie Napoleons ihn nicht vom Untergange zu retten vermochte, so waren es andererseits auch nicht die erdrückenden Massen seiner Gegner, denen er erlag. Denn diese — verkörpert in der Hauptarmee der Verbündeten — standen damals bekanntlich im Begriff, Napoleon das Feld zu räumen. Aber auch die Schlesische Armee wäre in jenen Tagen rettungslos verloren gewesen, wenn nicht die Altpreußische Disziplin, die hingebende Soldatentreue der Truppen Yorcks bei Château Thierry und Kleists bei Etoges sie vor dem Untergange bewahrt hätten.

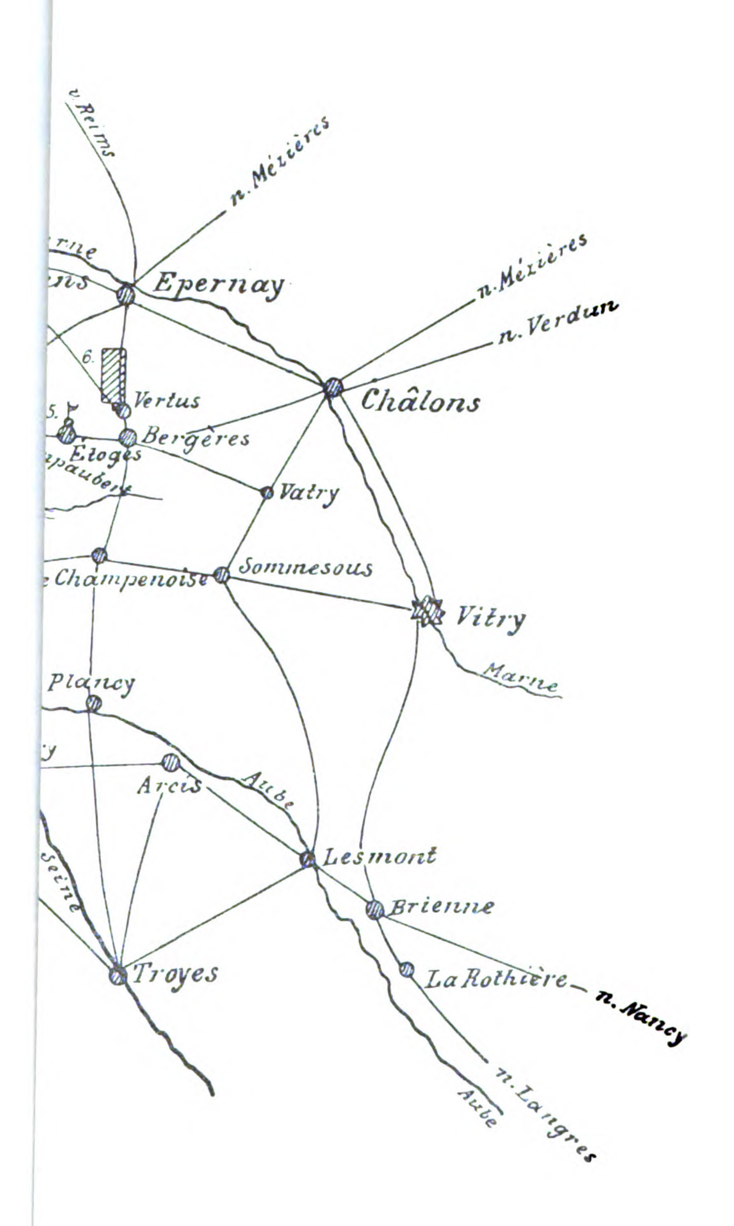
Nur die in diesem Boden wurzelnde Charakterstärke Blüchers ist es dann gewesen, die das Zurückfluthen der großen Massen zum Stehen brachte und sie schließlich zum Siege fortriß.



Disziplin und hingebende Treue für Kaiser und Vaterland werden aber auch in allen künftigen Kriegen sicherere Bürgen dauernden Erfolges sein als alle Erfindungen der Neuzeit; denn diese werden meist beiden kämpfenden Parteien in gleicher Weise zu gute kommen und nur derjenigen das Uebergewicht geben, welche jene moralischen Größen ganz ihr Eigen nennt.

Und deshalb ist es wohl berechtigt, uns auch heute noch an der Väter Thaten vor Augen zu führen, was jenen in den Stunden schwerster Gefahr zum Heile gereichte, uns dabei des Dichterwortes erinnernd:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"



v. Reims
n. Mézières
Epernay
n. Mézières
n. Verdun
Châlons
6.
Vertus
5.
Bergères
Etoges
Vatry
Champenoise
Sommesous
Vitry
Marne
Plancy
Arcis
Aube
Lesmont
Seine
Brienne
Troyes
La Rothière
n. Nancy
n. Langres
Aube

Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitslehre auf das Präzisionsschießen der Infanterie.

Von

H. Rohne,

Generalleutnant z. D.

In früheren Studien, die sich auf das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen der Infanterie bezogen, habe ich an der Hand der Wahrscheinlichkeitslehre den Nachweis geführt, daß auf großen und mittleren Entfernungen (über 500 m) die richtige Schätzung der Entfernung auf die Treffwirkung von größerem Einfluß ist als eine hohe Präzision. Gleichwohl habe ich hervorgehoben, daß es aus erzieherischen Gründen durchaus richtig und geboten sei, durch das Schulschießen eine hohe Präzisionsleistung anzustreben, daß das aber vornehmlich auf kleinen Entfernungen geschehen könne und müsse. Denn nur auf solchen ist die Präzision der Waffe so hoch, daß für das Treffen die Fehler des Schützen im Zielen und Abkommen von ausschlaggebender Bedeutung werden. Ich werde meine Untersuchungen auf solche Entfernungen beschränken, auf denen Höhen- und Breitenstreuung als gleich anzusehen sind; ebenso werde ich nur solche Ziele in Betracht ziehen, deren Höhen- und Breitenausdehnungen annähernd gleich groß sind. Während es sich beim gefechtsmäßigen Abtheilungsschießen um das Treffen breiter, niedriger Ziele handelt — das Ziel bilden nicht die einzelnen Schützen, sondern die ganze Schützen- rc. linie —, kommen in Folgendem nur kleine Ziele in Betracht. Bei jenem waren nur die Höhenabweichungen die Ursache von Fehlschüssen; hier handelt es sich meist um Ziele, bei denen die Fehlschüsse ebenso wohl durch Abweichungen nach der Seite als durch solche nach der Höhe entstehen können. Es wird sich die Untersuchung wesentlich mit dem Treffen kreisförmiger Ziele beschäftigen, wie ja denn beim Schulschießen auf den Entfernungen bis 300 m die „Ringscheibe" mit ihren Abarten die bedeutendste Rolle spielt.

Bei meiner Untersuchung werde ich eine Voraussetzung machen, die zwar nicht in voller Schärfe, aber doch annähernd zutrifft. Ich werde nämlich annehmen, daß das Gewehr „richtig" schießt, d. h., daß bei richtigem Haltepunkt die mittlere Flugbahn die Mitte des Ziels trifft oder daß dem Schützen ein in dieser Beziehung etwa vorhandener Fehler bekannt ist und er diesem Rechnung zu tragen vermag; denn nur dann hängt das Treffen lediglich von der Präzision ab.

In der „Schießlehre für die Infanterie“ ist im § 12 eine Erklärung über die Geschoßstreuung gegeben. Man versteht darunter die Erscheinung, daß die unter scheinbar ganz gleichen Verhältnissen abgefeuerten Schüsse keineswegs denselben Punkt treffen, vielmehr sich auf einer Fläche zwar scheinbar regellos, in Wahrheit aber streng gesetzmäßig ausbreiten. Es war dort auch gezeigt, wie man aus der Größe der Streuung die gegen ein Ziel von bekannten Abmessungen zu erwartenden Prozentzahlen der Treffer errechnen könne. Hier, wo es sich nicht wie dort um das Treffen von Rechtecken, sondern von Kreisen handelt, bedarf man eines anderen Maßstabes für die Bestimmung der Präzision.

Um den mittleren Treffpunkt denke man sich einen Kreis geschlagen, der genau die Hälfte aller Schüsse einschließt. Den Halbmesser dieses Kreises werde ich fortan mit r_{50} bezeichnen; er heißt der „Halbmesser der besseren Hälfte der Schüsse“. In früheren Jahren, namentlich zu Lebzeiten des um das Schießen aus Handfeuerwaffen so hochverdienten Hauptmanns v. Plönnies, war er ein sehr beliebter Maßstab für die Beurtheilung der Präzision. In einer amtlichen Schrift über das „aptirte Zündnadelgewehr“ ist er auch benutzt; später ist er in allen anderen Armeen ersetzt worden durch die „mittleren Höhen- und Breitenstreuungen“, in Deutschland durch die allerdings wissenschaftlich gar nicht zu verwerthende „Höhen- und Breitenstreuung“*) (Z. 22 der Schießvorschrift). Für den vorliegenden Zweck, wo man es mit kreisförmigen Zielen zu thun hat, besitzt er sehr große Vorzüge vor den anderen Maßen.

Wenn der Halbmesser der besseren Hälfte der Schüsse bekannt ist, so kann man die Zahl der in einem Kreise von anderer Größe zu erwartenden Trefferzahlen sehr leicht bestimmen. Der Kreis, dessen Halbmesser von der doppelten Größe des r_{50} ist, schließt, obschon sein Flächeninhalt viermal so groß ist, nur 93,75 pCt. aller Treffer ein; der Kreis, dessen Halbmesser 0,50 r_{50} ist, dagegen 15,91 pCt. Der Kreis, dessen Halbmesser 3 r_{50} ist, nimmt 99,80 pCt., für die Praxis also alle Treffer auf.

Bezeichnet n das Verhältniß zwischen dem Halbmesser eines Kreises zu r_{50} (dem Halbmesser des die bessere Hälfte der Schüsse einschließenden Kreises), so lassen sich die innerhalb dieses Kreises zu erwartenden Trefferprozente (100 p) errechnen. Es ist nämlich nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeitslehre:

$$p = 1 - 0{,}5^{\,n^2},$$

so daß z. B. für $n = 1$ $p = {}^1/_2$ 100 p also 50 pCt.,
„ $n = 1{,}5$ $p = 0{,}7898$ 100 p „ 78,98 „
„ $n = 2$ $p = 0{,}9375$ 100 p „ 93,75 „ wird.

*) Bereits in der „Schießlehre für die Infanterie“ (§ 12) ist darauf hingewiesen, daß diese Größe in hohem Grade vom Zufall und von der Willkür bei Fortlassung der „Ausreißer“ abhängig ist.

Die nachstehende Zusammenstellung, die nach dieser Formel errechnet ist, giebt die zu jedem n $\left(\frac{r}{r_{50}}\right)$ gehörige Prozentzahl von Treffern P an. Zur Erleichterung von auszuführenden Rechnungen ist die Differenz für 0,01 n noch beigefügt.*)

n	P	Differenz n = 0.01	n	P	Differenz n = 0,01	n	P	Differenz n = 0,01
0,05	0,173	0,035	1,05	53,43	0,688	2,05	94,57	0,164
0,10	0,69	0,103	1,10	56,77	0,666	2,10	95,29	0,144
0,15	1,55	0,172	1,15	60,02	0,650	2,15	95,94	0,134
0,20	2,73	0,236	1,20	63,14	0,624	2,20	96,51	0,114
0,25	4,24	0,302	1,25	66,14	0,600	2,25	97,01	0,100
0,30	6,04	0,360	1,30	69,01	0,574	2,30	97,44	0,086
0,35	8,14	0,420	1,35	71,73	0,544	2,35	97,83	0,078
0,40	10,50	0,472	1,40	74,30	0,514	2,40	98,15	0,064
0,45	13,10	0,520	1,45	76,72	0,484	2,45	98,44	0,058
0,50	15,91	0,562	1,50	78,98	0,452	2,50	98,69	0,050
0,55	18,92	0,602	1,55	81,09	0,422	2,55	98,90	0,042
0,60	22,08	0,632	1,60	83,04	0,390	2,60	99,07	0,034
0,65	25,39	0,662	1,65	84,85	0,362	2,70	99,37	0,030
0,70	28,80	0,682	1,70	86,51	0,332	2,80	99,56	0,019
0,75	32,29	0,698	1,75	88,03	0,304	2,90	99,71	0,015
0,80	35,82	0,706	1,80	89,42	0,278	3,00	99,80	0,009
0,85	39,40	0,716	1,85	90,67	0,250	—	—	—
0,90	42,96	0,712	1,90	91,81	0,228	—	—	—
0,95	46,50	0,708	1,95	92,83	0,204	—	—	—
1,00	50,00	0,700	2,00	93,75	0,182	—	—	—

Beispiele und Anwendungen.

1. Ein Schütze A hat auf der Ringscheibe nach einer längeren Reihe von Schüssen die Hälfte seiner Schüsse innerhalb des Ringes 10 sitzen; wie vertheilen sich voraussichtlich die Schüsse auf die verschiedenen Ringe?

Da Ring 10 einen Halbmesser von 15 cm hat, so ist $r_{50} = 15$ cm. Für den Ring 12 (r = 5 cm) ist $n = \frac{5}{15} = 0{,}33$. Diesem n entsprechen nach vorstehender Zusammenstellung 7,43 pCt. Für Ring 11 (r = 10 cm) ist n = 0,67 und P = 26,53; d. h. es fallen innerhalb des Ringes 11 unter 100 Schüssen 26,53 Treffer; da davon 7,43 im Ring 12 liegen, so wird Ring 11 26,53 — 7,43 = 19,11 mal getroffen.

*) Eine solche Tabelle ist zuerst von dem Schweizerischen Oberst Siegfried in seinem klassischen „Beitrag zur Schießtheorie angewendet auf das Schießen mit den Schweizerischen Handfeuerwaffen", Frauenfeld 1871, berechnet worden. Sie ist von mir nach Beseitigung einiger Rechenfehler wiedergegeben.

Siegfried bemerkt hierbei, daß nach seinen Untersuchungen die Dichtigkeit der Treffer in nächster Nähe des mittelsten Treffpunktes größer sei, als nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitslehre. Das hat sich bei den von mir angestellten Untersuchungen nicht bestätigt. Einen Grund für diese auffällige Erscheinung giebt Siegfried nicht an.

Innerhalb des Ringes	10	liegen 50 pCt.,	im Ring	10	also 50 — 26,53 =	23,47 pCt.
„ „ „	9	„ 70,82	„ „ „	9	„ 70,82 — 50 =	20,82 „
„ „ „	8	„ 85,40	„ „ „	8	„ 85,40 — 70,82 =	14,58 „
„ „ „	7	„ 93,75	„ „ „	7	„ 93,75 — 85,40 =	8,35 „
„ „ „	6	„ 97,70	„ „ „	6	„ 97,70 — 93,75 =	3,95 „
„ „ „	5	„ 99,27	„ „ „	5	„ 99,27 — 97,70 =	1,57 „
„ „ „	4	„ 99,80	„ „ „	4	„ 99,80 — 99,27 =	0,53 „
außerhalb des Ringes	4	liegen				0,20 „

2. Ein Schütze B hat gegen dieselbe Scheibe die Hälfte seiner Schüsse innerhalb des Ringes 7. Wie vertheilen sich die Schüsse nach Prozenten auf die verschiedenen Ringe?

r_{50} ist in diesem Falle = 30 cm; daraus ergiebt sich für Ring 12 n = 0,167; Ring 11 n = 0,333 2c. Mithin liegen:

innerhalb Ring	12	1,94 pCt.,				
„ „	11	7,43 „	im Ring	11	also 7,43 — 1,94 =	5,49 pCt.,
„ „	10	15,91 „	„ „	10	„ 15,91 — 7,43 =	8,48 „
„ „	9	26,53 „	„ „	9	„ 26,53 — 15,91 =	10,62 „
„ „	8	38,20 „	„ „	8	„ 38,20 — 26,53 =	11,67 „
„ „	7	50,00 „	„ „	7	„ 50,00 — 38,20 =	11,80 „
„ „	6	61,06 „	„ „	6	„ 61,06 — 50,00 =	11,06 „
„ „	5	70,82 „	„ „	5	„ 70,82 — 61,06 =	9,76 „
„ „	4	78,98 „	„ „	4	„ 78,98 — 70,82 =	8,16 „
„ „	3	85,40 „	„ „	3	„ 85,40 — 78,98 =	6,42 „
„ „	2	90,25 „	„ „	2	„ 90,25 — 85,40 =	4,85 „
„ „	1	93,75 „	„ „	1	„ 93,75 — 90,25 =	3,50 „

Außerhalb des Ringes 1 liegen also 6,25 pCt. der Schüsse, von denen ein Theil noch die Scheibe trifft.

Beim Schützen A war r_{50} 15, bei B 30 cm; die Streuungshalbmesser verhalten sich also wie 1:2; dagegen ist die Präzision (die Treffsicherheit) von A viermal so hoch als die von B; denn die Kreisfläche, in die B die Hälfte seiner Schüsse gebracht hat, ist viermal so groß als die von A. Die Größe des Ziels, die erforderlich ist, um eine gewisse Zahl von Treffern hereinzubringen, ist für die Güte der Schießleistung entscheidend. Die Präzision steht also im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat des Streuungshalbmessers.

Wo es sich um das Treffen sehr breiter, aber niedriger Ziele handelt, wo also lediglich die Höhenstreuung entscheidet, steht die Präzisionsleistung im umgekehrten Verhältniß zu der Größe (dort zum Quadrat) der Streuung. Je kleiner das Ziel, um so mehr nähert sich auch das Verhältniß der Treffer diesem Verhältniß von 4 : 1. So liegen z. B.:

innerhalb des Ringes	10	bei A 50,00,	bei B 15,91	pCt. Treffer; Verhältniß	3,14 : 1
„ „ „	11	„ „ 26,53	„ „ 7,43	„ „ „	3,57 : 1
„ „ „	12	„ „ 7,43	„ „ 1,94	„ „ „	3,83 : 1

Bei Benutzung der Ringscheibe mit 24 Ringen (Sch. V. Z. 134) würden im Ring 24 bei A 1,94, bei B 0,48 pCt. Treffer zu erwarten sein; Verhältniß 4 : 1.

3. Ich muß befürchten, daß die meisten meiner Leser meinen Ausführungen nur mit Zweifeln und Kopfschütteln gefolgt sind. Sie werden alle sich auf die Wahrscheinlichkeitslehre stützenden Folgerungen für „graue Theorie" ansehen, die vor der Praxis nicht Stand halten. Darum möchte ich an einem Beispiel aus dem Leben zeigen, daß in der That eine vollständige Uebereinstimmung zwischen Theorie und Praxis besteht, und daß daher bei **richtiger** Anwendung die verschriene Theorie der Praxis sehr wichtige Dienste zu leisten im Stande ist. Bei einem Vergleichsschießen auf 150 m im freihändigen Anschlag (stehend, kniend und liegend) wurden gegen die Ringscheibe im Mittel 9,14 Ringe erschossen. Würde ein „Praktiker" wohl in der Lage sein, auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen anzugeben, wie sich ungefähr die Schüsse auf die verschiedenen Ringe vertheilen? Ich glaube kaum. Dagegen ist es dem Ballistiker, der mit der Wahrscheinlichkeitslehre vertraut ist, ein Leichtes, hierauf die Antwort zu geben. Die Methode ist ganz die in den vorstehenden Beispielen benutzte; es vermag also Jeder das Resultat der Rechnung zu prüfen.

Der Durchschnitt der erschossenen Ringe 9,14 entspricht einer mittleren Abweichung der Schüsse vom Mittelpunkt der Scheibe von 16,8 cm.*) Die „**wahrscheinliche Abweichung**" oder r_{50} ist aber das 0,845fache der mittleren Abweichung nach der Wahrscheinlichkeitslehre („Schießlehre für die Infanterie" S. 42), also 16,8 · 0,845 = 14,2 cm.

Das Verhältniß des Halbmessers für die innerhalb Ring 12 liegenden Schüsse zu r_{50} ist 5 : 14,2 oder 0,35 : 1; das der Halbmesser für die innerhalb Ring 11 (10, 9 ꝛc.) liegenden Schüsse das 2 (3, 4 ꝛc.) fache, woraus dann die in die einzelnen Ringe fallenden Trefferprozente, wie in den Beispielen 1 und 2 gefunden werden.

Nachstehend sind die auf diese Weise errechneten und die thatsächlich erschossenen Ergebnisse einander gegenübergestellt.

		Errechnete	Erschossene	Unterschied
Von 100 Schüssen trafen Ring	12	8,2	7,3	+ 0,9
= = = = =	11	20,9	20,8	+ 0,1
= = = = =	10	24,8	24,8	± 0
= = = = =	9	20,7	16,9	+ 3,8
= = = = =	8	13,6	11,7	+ 1,9
= = = = =	7	7,3	7,8	— 0,5
= = = = =	6	3,0	5,2	— 2,2
= = = = =	5	1,1	2,9	— 1,8
= = = = =	4	0,2	0,8	— 0,6
= = = = =	3 u. wenig.	0,2	1,6	— 1,4

*) Wären durchschnittlich 9,0 Ringe geschossen, so würde die mittlere Abweichung 17,5 cm betragen, da ein 17,5 cm vom Mittelpunkt der Scheibe entfernter Schuß genau in der Mitte des Ringes 9 liegt. Da die erschossene Ringzahl 9,14 betrug, so ist die Abweichung um 0,14 · 5 oder um 0,7 cm kleiner als 17,5, mithin 16,8 cm.

Abgesehen von den Ringen 6 und 9 ist die Uebereinstimmung doch recht beachtenswerth. Daß in den höheren Ringen das errechnete Resultat über, in den niedrigen Ringen dagegen unter den erschossenen Zahlen liegt, deutet darauf hin, daß in der Rechnung ein kleiner Fehler stecken muß. In der That ist die mittlere Abweichung der Schüsse nicht 16,8 cm, sondern muß größer sein. Der Grund liegt darin, daß die Scheibe nur 12 Ringe zählt, und daß infolge davon die außerhalb des Ringes 1 sitzenden Schüsse nicht mit ihrer wahren, sondern einer zu kleinen Abweichung in Rechnung gestellt sind. Wahrscheinlich betrug die mittlere Abweichung nicht 16,8, sondern 17,1 cm. Hätte man diesen Werth eingesetzt, so würde die Uebereinstimmung noch größer sein.

4. Ist r_{50} bekannt, so kann man auch die gegen andere Ziele zu erwartenden Treffer annähernd berechnen.

Für **Ballons** ist das ohne Weiteres klar. Nach den Mittheilungen der Bayerischen Militärschießschule (Beiheft 11 zum Mil. Wochenblatt Jahrgang 1898) haben die Ballons*) einen Halbmesser von 10 cm, d. h. man erreicht gegen einen Ballon genau so viel Treffer, wie man Ring 11 und 12 trifft. Schütze A aus Beispiel 1 würde 25,53, B 7,43, die Abtheilung, welche das oben erwähnte Vergleichsschießen abgehalten hatte, würde 29,1 (bezw. 28,1) pCt. Treffer erhalten. Das sind natürlich nur „Wahrscheinlichkeitswerthe", die lediglich für den Fall gelten, daß das Schießen gegen die Ballons mit genau derselben Präzision ausgeführt wird, die aus den früheren Schießen bekannt ist. Erfahrungsmäßig schwankt aber die Präzision selbst unter scheinbar denselben Verhältnissen stets etwas.

Kopf- und Brustscheiben sind Ziele, deren Höhe und Breite so wenig untereinander verschieden sind, daß man die dagegen zu erwartenden Trefferprozente ohne großen Fehler denen in einem Kreis von gleichem Flächeninhalt gleich setzen kann.

Der Einfluß des gemachten Fehlers ist derart, daß man in Wirklichkeit **nicht ganz** das errechnete Trefferergebniß erhalten wird.

Die **Kopfscheibe** hat einen Flächeninhalt von 650 qcm, der gleich ist einem Kreise mit einem Halbmesser von 14,4 cm. Da der Schütze A ein r_{50} von 15 cm hat, wird $n = \frac{14,4}{15} = 0,96$; er wird mithin 47,2 pCt. Treffer erhalten; für B war $r_{50} = 30$, mithin $n = 0,48$; B wird also auf 14,71 pCt. Treffer rechnen dürfen; die erwähnte Abtheilung — $r_{50} = 14,2$, $n = 1,01$ — auf 50,68 pCt.

*) Es sind hier die vor der Herausgabe der „Anleitung zur Darstellung gefechtsmäßiger Ziele für die Infanterie" von 1900 üblichen kugelförmigen Ballons gemeint.



Der Flächeninhalt der Brustscheibe beträgt 1300 qcm und ist gleich einem Kreise von 20,3 cm Halbmesser. Schütze A würde ($n = \frac{20,3}{15} = 1,35$) 71,73 pCt., B ($n = 0,67$) 26,52 pCt., die erwähnte Abtheilung ($n = 1,43$) 75,75 pCt. Treffer erwarten dürfen.

5. Unter Umständen kann es von Interesse sein, die Präzisionsleistung zweier Schießen miteinander zu vergleichen. Oben ist bereits entwickelt, daß die Präzision im umgekehrten Verhältniß zum Quadrat des Streuungshalbmessers (r_{50}) stehe. Um den Streuungshalbmesser aus der gegen ein Ziel von bekannter Größe erreichten Trefferprozentzahl zu finden, ist der umgekehrte Weg einzuschlagen, wie bei Berechnung der Trefferprozente. An einem Beispiel wird das sofort klar werden.

Die Bedingung 1 des Schulschießens fordert auf 150 m stehend aufgelegt gegen die Ringscheibe bei der 2. Schießklasse: kein Schuß unter 8, für die 1.: nicht unter 9, für die besondere Klasse nur Spiegeltreffer.

Wie groß darf r_{50} höchstens sein, damit diese Bedingung sicher erfüllt wird?

Offenbar ist zur Erfüllung der Bedingung nöthig, daß kein Schuß eine größere Abweichung vom Scheibenmittelpunkt hat, als 25 cm bei der 2. (15 bezw. 10 cm bei der 1. bezw. besonderen) Klasse. Alle Schüsse (streng genommen nur 99,80 pCt.) liegen innerhalb eines Kreises, dessen Halbmesser gleich $3 \cdot r_{50}$ ist. Mithin darf r_{50} nicht größer sein, als ein Drittel der zulässig größten Abweichung, d. h. nicht größer als 8,33 cm für die zweite, 6,67 cm für die erste und 5 cm für die besondere Klasse. Das ist eine so hohe Präzision, die aus jeder Klasse nur sehr wenig Schützen besitzen dürften.

Die zur Erfüllung der Bedingungen der drei Schießklassen erforderliche Präzision verhält sich umgekehrt wie die Größen der Trefflächen, d. h. wie die Quadrate der Durchmesser der Ringe, also wie $\frac{1}{50^2} : \frac{1}{40^2} : \frac{1}{30^2}$, d. h. wie 1 : 1,56 : 2,56.

Natürlich können die Bedingungen auch bei geringerer Präzisionsleistung erfüllt werden; ja es läßt sich auch angeben, mit welcher Wahrscheinlichkeit die Bedingungen erfüllt werden.

Es wird wohl schwerlich auf Widerstand stoßen, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß eine Truppe gut vorbereitet ist, wenn etwa die Hälfte ihrer Leute die Bedingungen mit der vorgeschriebenen Patronenzahl (Vorübung 3, Hauptübung 5 Patronen) erfüllt. Genügt diese Patronenzahl bei einer bedeutend größeren Zahl der Mannschaften nicht, so ist die Bedingung zu schwer; es bleibt ein zu großer Theil der Leute hängen, verliert Vertrauen



und Luft, und es wird eine große Zahl von Patronen verbraucht für eine Uebung, die bei etwas veränderter Bedingung nützlicher hätte verwendet werden können. Erfüllt aber ein erheblich größerer Theil aller Mannschaften die Bedingung ohne Nachgabe von Patronen, so beweist das, daß die Bedingurg zu leicht war; die Leute nehmen dann die Sache auf die leichte Schulter, und es wird bei späteren Uebungen hapern.

Die Wahrscheinlichkeit, mit einem Schuß acht oder mehr Ringe zu schießen, sei w; dann ist die Wahrscheinlichkeit, daß alle drei Schüsse innerhalb der Acht liegen = w^3. Soll diese Wahrscheinlichkeit $^1/_2$ sein, so muß

$$w^3 = 0{,}5, \text{ mithin}$$
$$w = 0{,}794 \text{ sein.}$$

Der Wahrscheinlichkeit $0{,}794$ entsprechen $79{,}4$ pCt.; mithin muß n (das Verhältniß zwischen dem Halbmesser des Ziels und r_{50}) = $1{,}51$ sein (siehe Zusammenstellung); d. h. es muß für die

$$\text{2. Klasse } r_{50} = \frac{25}{1{,}51} = 16{,}5 \text{ cm}$$
$$\text{1. } \quad = \frac{20}{1{,}51} = 13{,}2 \text{ cm}$$
$$\text{besondere } \quad = \frac{15}{1{,}51} = 9{,}9 \text{ cm sein.}$$

Eine Abtheilung, deren r_{50} auf 150 m beim Schießen stehend aufgelegt 16,5 cm beträgt, hat also die Wahrscheinlichkeit $^1/_2$ (man kann 1 gegen 1 wetten), daß die erste Bedingung der 2. Klasse von der Hälfte der Mannschaft mit drei Patronen erfüllt wird. Dieselbe Abtheilung würde dagegen nur die Wahrscheinlichkeit 0,26 haben, daß die Bedingung der 1. Klasse (drei Schüsse innerhalb der 9) erfüllt würde. Die Erfüllung der Bedingung der besonderen Klasse (drei Spiegel) würde nur die Wahrscheinlichkeit von 0,08 haben.

Das wird durch die Erfahrung nahezu bestätigt, wie ich durch das mir von einem Kompagniechef in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellte Material nachweisen kann. In dieser Kompagnie wird der Schießdienst mit ganz besonderer Sorgfalt betrieben. Die drei letzten Jahrgänge, durchschnittlich 79 Köpfe stark, brauchten zur Erfüllung der ersten Bedingung der 2. Klasse durchschnittlich 361,7 Patronen, d. h. pro Kopf 4,58 Patronen. Durchschnittlich 38,7 Mann also 49 pCt. erfüllten die Bedingung ohne Nachgabe von Patronen; 28 pCt. derselben (22 Mann) hatten auch die Bedingung der 1. Klasse, aber nur 9 pCt. (7 Mann) hatten die Bedingung der besonderen Klasse (drei Spiegel) mit drei Patronen erfüllt. Eine größere Uebereinstimmung zwischen Theorie und Praxis ist kaum denkbar.

6. Bedingung 2 fordert bei freihändigem Anschlag auf 150 m „kein Ring unter 5 bezw. 7 und 8". Durch den freihändigen Anschlag wird die Präzisionsleistung erheblich herabgesetzt und zwar auf ungefähr das 0,4fache,



wie man aus dem Vergleich der Treffflächen erkannte. Ring 5 hat den Durchmesser von 80 cm; die Treffflächen verhalten sich in der 2. Klasse wie $50^2 : 80^2$, also wie $0{,}39 : 1$; Ring 7 hat den Durchmesser von 60 cm, das Verhältniß der Treffflächen ist bei der 1. Klasse also wie $40^2 : 60^2$ oder wie $0{,}44 : 1$. Bei der besonderen Schießklasse ist das Verhältniß wie $0{,}36 : 1$. Verhältnißmäßig ist die Bedingung für die 1. Klasse etwas schwieriger, für die besondere Klasse etwas leichter als für die 2. Klasse. Bemerken möchte ich noch, daß der Aufwand an Patronen zur Erfüllung dieser Bedingung bei der oben erwähnten Kompagnie um eine Kleinigkeit höher war als bei der ersten Bedingung. Während hier 4,58 Patronen nöthig waren, erforderte die zweite Bedingung 4,92. Dagegen gelang es 39 (gegen 38,7) Mann diese Bedingung mit drei Patronen zu erfüllen. Hieraus folgt, daß diese zweite Bedingung in einem durchaus richtigen Verhältniß zur ersten steht.

7. Nach der Schießvorschrift vom Jahre 1893 wurden in der 2. Klasse erst vier Bedingungen auf 100 m geschossen, ehe zur Entfernung von 150 m übergegangen wurde. Die fünfte, der jetzigen ersten entsprechende Bedingung lautete: „150 m, stehend aufgelegt, 27 Ringe, zwei Schüsse innerhalb 9". Die Bedingung „drei Schüsse innerhalb 8" ist schwieriger als „27 Ringe, zwei Schüsse innerhalb 9".

Von denselben Mannschaften, welche die erste Bedingung der 2. Schießklasse schossen (im Ganzen 237), erfüllten die Bedingung „3 Schüsse innerhalb 8" mit 3 Patronen 116 (49 pCt.), dagegen erhielten 122 Leute, also fast 52 pCt. der Stärke mit 3 Patronen „27 Ringe, 2 Schüsse innerhalb 9." Nur dreimal wurden 27 Ringe erschossen, ohne daß 2 Schüsse innerhalb der 9 gesessen hätten. Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn 27 Ringe geschossen werden, in den weitaus meisten Fällen auch zwei Schüsse innerhalb 9 liegen. Nur wenn 11, 8, 8 oder 12, 8, 7 geschossen wird, beträgt die Summe der Ringe 27, ohne daß 2 Schüsse innerhalb 9 liegen.

Man erkennt hieraus, daß die Anforderungen an die Präzision jetzt jedenfalls höher sind als früher, namentlich, wenn man berücksichtigt, daß die schwierigere Bedingung jetzt schon beim ersten Schießen erfüllt werden muß.

Im Allgemeinen empfehlen sich Bedingungen, bei denen eine gewisse Zahl von Ringen gefordert wird, mehr als solche, bei denen kein Schuß außerhalb eines bestimmten Ringes sitzen darf, weil diese Bedingung dem Zufall einen größeren Einfluß einräumt als jene. Die Geschicklichkeit des Schützen und nicht der Zufall muß aber den Ausschlag geben. Ein Schütze, der 12, 12, 7 schießt, hat unbedingt besser geschossen als ein anderer, der 8, 8, 8 geschossen hat, und doch hat dieser die Bedingung erfüllt und jener nicht. Jener Schütze braucht mindestens noch 3 Patronen, um die Bedingung zu erfüllen, während ein Anderer, der 7, 8, 8 geschossen hat, mit Nachgabe von einer Patrone der Bedingung Genüge thun kann.

8. Nach Z. 134 der Schießvorschrift wird für das Preisschießen der Offiziere und Unteroffiziere auf 150 m die 24theilige Ringscheibe benutzt. Es werden 3 Schüsse stehend aufgelegt, 4 stehend freihändig abgegeben, und es müssen dabei mindestens 140 Ringe geschossen sein. Es entspricht das einer Präzision, bei der gegen die 12theilige Scheibe 70 Ringe erschossen werden.

Ein Durchschnittsschütze der besonderen Schießklasse — der die ersten Bedingungen mit der Wahrscheinlichkeit von 1/2 mit 3 Patronen erfüllt — hat für das Schießen stehend aufgelegt ein r_{50} von 9,9 cm (vergl. Beispiel 5), also rund 10 cm. Unter der Annahme, daß die Präzision beim freihändigen Schießen nur die $\frac{1}{2_{,56}}$ fache ist, würde hierfür $r_{50} = 16$ cm sein. Die durchschnittliche Abweichung verhält sich zur wahrscheinlichen (r_{50}) wie $1 : 0{,}845$ oder wie $1{,}18 : 1$; sie beträgt also für das aufgelegte Schießen $11{,}8$, für das freihändige $18{,}9$ cm ($1{,}6 \cdot 11{,}8 = 18{,}9$). Da die Halbmesser der Ringe 11 und 10 10 bezw. 15 cm messen, so werden beim aufgelegten Schießen durchschnittlich $10{,}64$ Ringe geschossen, mit 3 Schüssen also $31{,}92$ Ringe. Im freihändigen Anschlag werden durchschnittlich $9{,}38$ Ringe, mit 4 Schüssen also $37{,}52$ Ringe erschossen. Die Summe der Ringe ($31{,}92 + 37{,}52$) beträgt also $69{,}44$; auf der 24theiligen Scheibe würden also fast 139 Ringe erschossen werden. Es geht hieraus hervor, daß nur ein Schütze, dessen Präzision über dem Durchschnitt der besonderen Klasse steht, Aussicht hat, den Preis zu erringen.

9. Interessant ist noch eine Untersuchung über die Größe der Präzision auf verschiedenen Entfernungen. Von vornherein kann man behaupten, daß unter sonst gleichen Umständen die 50prozentigen Streuungshalbmesser mindestens im einfachen Verhältniß mit der Entfernung wachsen, die Präzision also im quadratischen Verhältniß damit abnehmen muß. Auf der doppelt so großen Entfernung wird man auf ein mindestens doppelt so großes r_{50} rechnen müssen. Die Abnahme der Treffer findet nur bei sehr kleinen Zielen in nahezu demselben Verhältniß statt, wie die der Präzision (vergl. Beispiel 2 letzter Absatz).

Leider gestattet die Schießvorschrift nur wenige Vergleiche in dieser Beziehung. Bei der 1. Schießklasse eignen sich die 5. und 7. Bedingung zu einem solchen Vergleich. Die 5. Bedingung lautet: „150 m liegend aufgelegt, Kopfscheibe 3 Figuren"; die 7. „300 m liegend aufgelegt, Ringkopfscheibe 5 Treffer, 30 Ringe". Nach Beispiel 3 ist die Kopfscheibe in Bezug auf Trefffläche gleich einem Kreise von $14{,}4$ cm Halbmesser. Um 60 pCt. Treffer zu erhalten, darf n nicht größer als $1{,}14$, mithin r_{50} nicht größer als $12{,}5$ cm sein. — Die 7. Bedingung fordert durchschnittlich 6 Ringe; d. h. sie gestattet eine „mittlere" Abweichung von höchstens 35 cm. Die „wahrscheinliche" darf also $29{,}6$ cm ($35 \cdot 0{,}845 = 29{,}6$) nicht übersteigen. Die 50prozentigen Streuungshalbmesser stehen also in dem Verhältniß von

12,5 : 29,6 oder von 1 : 2,3. — In ähnlicher Weise findet man, daß die zur Erfüllung der entsprechenden Bedingungen der besonderen Schießklasse zulässigen Größen der 50prozentigen Streuungshalbmesser sich verhalten wie 1 : 2,7. — Ist der Patronenaufwand zur Erfüllung der verschiedenen Bedingungen nahezu der gleiche, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß die Streuung auf 300 m ungefähr 2 1/2 mal so groß ist, als auf 150 m. Eine Folgerung über dieses Verhältniß auf anderen Entfernungen ist jedoch nicht zulässig.

10. Die Schießvorschrift von 1899 hat gegenüber der von 1893 an zwei Stellen Erleichterungen gebracht. Bei der Bedingung 2 der zweiten Schießklasse lautet die Forderung: „kein Schuß unter 5 (früher 6)", ebenso bei der Bedingung 4 der besonderen Klasse: „kein Schuß unter 7 (früher 8)". Beide Aenderungen sind von verschiedenem Werthe. Bei der 2. Klasse ist die Größe der Trefffläche — und diese entscheidet für den erforderlichen Präzisionsgrad — von 926 auf 1256 qcm, also um 31 pCt., bei der besonderen Klasse dagegen von 491 auf 707 qcm, also um 44 pCt., gewachsen. Die Erleichterung fällt also bei der besonderen Klasse stärker ins Gewicht. — Je größer die Zahl der Ringe ist, die erschossen werden muß, um so stärker macht sich eine Vergrößerung oder Verringerung der Trefffläche fühlbar. So ist z. B. die Trefffläche innerhalb des Ringes 11 genau 4mal so groß als die des Ringes 12; dagegen verhält sich die von Ring 2 eingeschlossene Fläche zu der des Ringes 1 wie 1 : 1,2. Wenn man davon spricht, daß eine Truppe um 1 oder 2 Ringe besser geschossen hat als eine andere, so ist damit sehr wenig gesagt. Eine Steigerung von Ring 1 auf 3 ist lange nicht so viel werth, als eine solche von Ring 6 auf 5, obgleich dort zwei Ringe, hier nur einer mehr getroffen sind.

Die an anderen Stellen vorgenommenen Aenderungen, das Fallenlassen der Forderung, eine bestimmte Summe von Ringen zu erschießen, bedeuten weniger eine Erleichterung als eine Vereinfachung, da die strengeren Forderungen „kein Schuß unter . . ." aufrechterhalten sind. Freilich wird nicht immer, aber doch mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit die verlangte Ringzahl erreicht, wenn kein Schuß die zulässig größte Abweichung überschritt. So wurden z. B. bei der mehrfach erwähnten Kompagnie in 88 pCt. aller Fälle 27 Ringe und mehr erschossen, wenn die Bedingung, kein Schuß unter 8, erfüllt war.

11. In der Schießvorschrift für die Jäger und Schützen sind die Bedingungen sehr komplizirt. So fordert z. B. Bedingung 1 der besonderen Klasse 3 Spiegel, 33 Ringe. Um 33 Ringe zu erschießen mit 3 Schuß, darf r_{50} nicht größer als 8,45 cm sein. Aus den Ausführungen zum Beispiel 5 geht hervor, daß um mit Sicherheit drei Spiegel zu treffen, r_{50} nur 5 cm messen darf, daß aber bei einem r_{50} von 9,9 cm die Bedingung in der Hälfte aller Fälle erfüllt wird. Mit dem $r_{50} = 8{,}45$ ist die Wahrscheinlichkeit, einen

Spiegel zu treffen ($n = \frac{15}{8,45} = 1,77$), etwa $0,89$, die, drei Spiegel zu treffen, also $0,89^3$ oder $0,705$. In den weitaus meisten Fällen werden drei Spiegel getroffen sein, wenn die Bedingung „33 Ringe" erfüllt ist; nur in dem Falle, daß 12, 12, 9 geschossen wurde, sind die erforderlichen Ringe ohne drei Spiegel getroffen. Das Nichttreffen von drei Spiegeln ist Zufall, wenn 33 Ringe getroffen sind.

Bedingung 4 verlangt 1 Spiegel, 27 Ringe, kein Ring unter 8. Während man auf einen Spiegel schon bei einem r_{50} von 19,7 cm rechnen darf, erfordert das Treffen von 27 Ringen ein r_{50} von nur 16,9 cm. In der Regel gewährleistet das Treffen von 27 Ringen auch einen Spiegelschuß. Bei der in dem Vorstehenden mehrfach erwähnten Kompagnie kam es unter hundert Fällen nur 3 bis 4 mal vor, daß drei Neunen, also 27 Ringe ohne Spiegel, geschossen wurden. Die Forderung „kein Schuß unter 8" ist jedenfalls am schwierigsten zu erfüllen und hängt sehr vom Zufall ab. Wenn die Bedingung einfach lautete: „28 Ringe", so wäre die Forderung eines Spiegels darin bereits eingeschlossen, die Möglichkeit, der Bedingung mit einem Schuß unter 8 zu genügen, sehr eingeschränkt und die Bedingung, wenn auch vielleicht um eine Kleinigkeit schwieriger, so doch gerechter, weil sie den Einfluß des Zufalls einschränkt und einem guten, aber wenig glücklichen Schützen die Bedingung mit Nachgabe von nur einer Patrone ermöglicht, wo jetzt mindestens drei Patronen nachgegeben werden müssen. Das ist z. B. der Fall, wenn 10, 10, 7 geschossen ist.

An Vorschlägen zur Aenderung der Bedingungen und der Scheiben für das Schulschießen ist in der Literatur kein Mangel. In Anknüpfung an das Vorstehende möchte ich einigen Gedanken Ausdruck geben, ohne jedoch bestimmte Vorschläge zu machen, wozu ich mich nicht berufen fühle.

Zweck des Schulschießens ist unbestritten Ausbildung im Präzisionsschießen und Vorbereitung auf das gefechtsmäßige Schießen. Im Kriege sind Ziele von geringer Höhe und großer Breite weit häufiger als schmale Ziele von großer Höhe. Dem muß das Schulschießen Rechnung tragen und thut dies auch in weit höherem Maße als früher. So ist z. B. die Figurscheibe ganz verschwunden. Aber unter diesem Gesichtspunkte müßte die Ringscheibe nicht ein Rechteck von 1,7 m Höhe und 1,2 m Breite, sondern eher umgekehrt von 1,2 m Höhe und 1,7 m Breite sein, wenn man nicht ein Quadrat von 1,2 oder 1,7 m vorzieht. Bei den Bedingungen 9 und 10 der 2. Schießklasse (bezw. 7 und 8 der anderen Klassen) zählt ein Schuß mit tadelloser Höhenrichtung, aber einer Seitenabweichung von nur 61 cm als Fehler, während ein Schuß mit 59 cm Seitenabweichung und 85 cm Höhenabweichung als Treffer gilt.

Die Erkenntniß der Gesetze der Streuung und Treffwahrscheinlichkeitslehre könnte meines Erachtens durch eine andere Zählung der Ringe auf der

Ringscheibe wesentlich gefördert werden. Die von außen nach innen steigenden Nummern haben eine lediglich konventionelle Bedeutung; sie besagen aber sonst nichts über die Güte eines Schusses. Bezeichnet man die Ringe umgekehrt mit von innen nach außen ansteigenden Zahlen, also

Ring 12 mit 1,
" 11 " 2,
" 10 " 3 u. s. w.,

so weiß man sofort, daß ein Schuß im Ring 10 höchstens 15 cm vom Scheibenmittelpunkt abliegt, da die die Ringe begrenzenden Kreise mit einem um je 5 cm wachsenden Halbmesser geschlagen sind. Ein Schütze, der 27 Ringe erschossen hat, weiß, daß sein mittlerer Treffpunkt höchstens 20 cm vom Mittelpunkt abliegt. Es leuchtet sofort ein, daß, um beim Preisschießen überhaupt in Konkurrenz zu treten, die Abweichung der Schüsse im Mittel 15 cm nicht übersteigen darf. Man erkennt sofort, daß ein Fortschritt von 4 auf 3 Ringe (jetzige Bezeichnung 9 und 10) eine ganz andere Bedeutung hat, als ein Fortschritt von 12 auf 11 oder 10 (jetzige Bezeichnung 1, 2 und 3).

Die Bedingungen würden alsdann z. B. lauten: „kein Schuß über 5" statt jetzt „unter 8", womit ausgedrückt würde, daß kein Schuß eine größere Abweichung als 25 cm haben dürfte. Die Bedingung 9 der 2. Klasse „25 Ringe" würde umgeändert werden müssen in „nicht über 40 Ringe", womit ausgedrückt würde, daß die mittlere Abweichung der Schüsse höchstens 40 cm erreichen dürfte.

Bisweilen wird in der Fachpresse der Wunsch geäußert, beim Schießen gegen die Ringkopf- oder Brustscheibe Figurentreffer besonders zu bewerthen. Das ist ein ganz unberechtigtes Verlangen; denn ein Schuß im Ring 11, der bei vortrefflicher Höhenrichtung nur 6 cm Seitenabweichung hat, ist, trotzdem er dann ein Fehlschuß sein würde, ein weit besserer Schuß als ein solcher in Ring 9, der bei schlechterer Höhen- und Seitenrichtung doch ein Figurentreffer sein kann. Es ist lediglich Zufall, kein Verdienst des Schützen, wenn ein solcher Schuß vorkommt. Weit eher wäre es gerechtfertigt, bei den Bedingungen 7 und 8 der 2. Klasse (5 und 6 der anderen) die Figuren nicht auszuschneiden, sie vielmehr mit einem Kreise von 14 bezw. 20 cm Halbmesser (vergl. Beispiel 4) zu umgeben und jeden Schuß innerhalb dieses Kreises als Treffer zu zählen. Der Soldat soll lernen, auf solche Figuren zu zielen, das Treffen der Figur kann ihm nicht anders gelehrt werden, als durch das Präzisionsschießen überhaupt.

Ich will jedoch eine solche Künstelei nicht vorschlagen, sondern lieber einen anderen Gedanken anregen. Wer aufmerksam die photogrammetrischen Aufnahmen der Bayerischen Militärschießschule (Beiheft 11 zum Militär-Wochenblatt von 1898) mit den vorschriftsmäßigen Kopf- und Brustscheiben vergleicht, muß zugeben, daß beide wenig Aehnlichkeit miteinander haben. Namentlich ist die Brustscheibe nicht das Bild eines liegenden Schützen. Unter

Zugrundelegung dieser Aufnahmen ließe sich eine Scheibe herstellen, die eine größere Aehnlichkeit mit einem liegenden Schützen hat und bei der es auch fast ganz vermieden wird, daß ein vorzüglicher Schuß kein Treffer ist.*)

Worauf es mir ankommt, ist, an Beispielen aus dem Leben die Richtigkeit der Wahrscheinlichkeitslehre und ihre Anwendung auf das praktische Schießen zu zeigen. Es ist zu hoffen, daß die dem Vernehmen nach in Aussicht genommene Einrichtung eines Lehrstuhls für Ballistik an der polytechnischen Hochschule die Kenntniß der Gesetze auch in den Kreisen der Infanterieoffiziere befördert. Wer diese Gesetze beherrscht, wird es auch verstehen, sie auf das gefechtsmäßige Schießen anzuwenden. Wie die Wahrscheinlichkeitslehre die eigentliche Grundlage für das artilleristische Schießen bildet, so muß sie es auch für das infanteristische Schießen werden.

*) Vergl. „Beiträge zur Frage der Schießausbildung der Infanterie ꝛc." von v. Mach. Berlin 1896, Liebelsche Buchhandlung. Auch die neue Schießvorschrift für die Schweizerische Infanterie hat zweckentsprechende Kopf- und Brustscheiben. Vergl. „Militär-Wochenblatt" Nr. 52/1900, Sp. 1254.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Breslau und Leuthen.

Vortrag, gehalten in der Milit. Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage, dem 24. Januar 1898,

von

v. Leszczynski,
Generalmajor und Chef der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung II des großen Generalstabes.

(Mit einem Plane in Steindruck.)

Die Schlacht von Kolin hatte mit gewaltigem Schlage die stolzen und nach der glänzenden Einleitung des Frühjahrsfeldzuges so berechtigten Hoffnungen König Friedrichs vernichtet.

Die Aufhebung der Belagerung von Prag war die unmittelbare Folge dieses Unglückstages. Hieran reihten sich im Laufe der nächsten Monate die Räumung des nördlichen Böhmens, der mißlungene Versuch des Königs, die große Oesterreichische Armee in der Gegend von Zittau zur Schlacht zu zwingen, und endlich die Nothwendigkeit für ihn, mit dem kleineren Theile seiner Armee Ende August gegen die bedrohlich heranrückende Französische und Reichsarmee über Dresden hinaus sich westwärts gegen die Saale zu wenden. Er übertrug dem Generalleutnant Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern den Oberbefehl über die in der Lausitz zurückbleibende Hauptarmee und beauftragte ihn mit der Deckung der Mark und Lausitz und der Vertheidigung von Schlesien.

Der Herzog gehörte zu den vom Könige besonders geschätzten Generalen; er hatte sich als ein tüchtiger, zuverlässiger und in hohem Grade tapferer Unterführer gezeigt, selbständige Aufträge, wie soeben noch die Beobachtung der sich versammelnden Daunschen Armee während der Einschließung von Prag, zur Zufriedenheit des Königs ausgeführt. Der General Winterfeldt wurde ihm als Berather beigegeben, und so glaubte der König ihn seiner neuen, ganz selbständigen und recht schwierigen Aufgabe gewachsen. Aber Bevern hat von Anfang an kein Vertrauen zu sich selbst gehabt, und wirklich zeigte sich bald, daß er nicht die einem Oberbefehlshaber nothwendigen Eigenschaften besaß. Als Winterfeldt am 7. September bei Moys gefallen war, verfiel Bevern dem sich ihm aufdrängenden übervorsichtigen und ängstlichen Rathe einiger seiner Generale und des Armee-Intendanten, der seine Aufgabe, die Truppen zu verpflegen, als deren Selbstzweck ansah. Zieten,

der sich ebenfalls bei der Armee befand, war in diesem Kreise unbeliebt; sein Rath galt nichts. Vergebens warnte der König vor dem Kriegsrathhalten, indem er schrieb: „Ich bitte Ew. L. um Gottes Willen, allen Kriegsrath abzuschaffen und dagegen mehr Vertrauen zu sich selbst zu haben. In einem Kriegsrathe kommt weiter nichts heraus, als daß nach vielem vergeblichen Streiten die timide Parthie den größeren Haufen machet." Trotzdem drang im entscheidenden Augenblicke die „timide" Auffassung fast stets durch.

Auch das Oberkommando der Oesterreichischen großen Armee, die im September noch etwa 85 000 Mann stark den 40 000 Mann Beverns gegenüber stand, war zu kräftiger Kriegführung ungeeignet. Herzog Karl von Lothringen, ihr Oberbefehlshaber, der Bruder des Kaisers, galt zwar seiner Schwägerin Maria Theresia als ein bedeutender Heerführer, obgleich ihn König Friedrich schon viermal geschlagen hatte, aber die Armee hatte kein Vertrauen zu ihm. Denn obgleich persönlich tapfer, feurig und fähig eines gelegentlichen kriegerischen Schwunges, war er doch schwankend in seinen Entschlüssen, bequem, dem Unerwarteten gegenüber fassungslos, schmeichelnden Günstlingen und den Tafelfreuden zugeneigt. Ihm als Berather zur Seite stand der Feldmarschall Graf Leopold Daun, hochangesehen als Organisator der Armee und Sieger von Kolin, ein kaltblütiger, sehr unterrichteter General, aber ein übervorsichtiger Pedant. Er strebte nach dem Oberbefehle, den er dem Herzog von Lothringen mißgönnte — so standen sich Beider Ansichten stets schroff gegenüber, und es fehlten Einigkeit, Entschlußfähigkeit und Konsequenz in der Ausführung des Beschlossenen. Alles, was diese Führung zustande gebracht hat, ist ausnahmslos auf die sehr vernünftigen Rathschläge und Befehle aus Wien zurückzuführen, wo man stets darauf hinwies, daß das einzige zu erstrebende Ziel die Eroberung Schlesiens, der sicherste Weg dazu der Angriff auf den viel schwächeren Gegner sei. Aber diese Rathschläge und Befehle wurden erst dann befolgt, wenn es sich gar nicht mehr umgehen ließ, wenn langathmige Kriegsrathsbeschlüsse nach wochenlangem Zögern endlich ihr Einverständniß erklärt hatten. Einem solchen Oberbefehle gegenüber hätten sich die Bevern gestellten schweren Aufgaben wohl lösen lassen, wenn Selbständigkeit und Kühnheit des Entschlusses mit Schnelligkeit der Ausführung vorhanden gewesen wäre, wenn der Herzog, wie König Friedrich von seinen Generalen verlangte: „Etwas auf seine Hörner genommen hätte".

Bevern entschloß sich nach dem Gefechte bei Moys, die Gegend von Görlitz und damit die Deckung der Lausitz aufzugeben und nach Schlesien zu marschiren, um, auf Breslau und Schweidnitz basirt, diese wichtige Provinz zu vertheidigen. Langsam rückte er in der Richtung auf Liegnitz ab, wobei die Sorge um die Verpflegung ihn noch mehr zögern ließ. So geschah es, daß die Oesterreicher ihm bei Liegnitz zuvorkamen, ihn endgültig von Schweidnitz abschnitten und seine Verbindung mit dem schwach befestigten Breslau ernsthaft bedrohten. Einen Augenblick fand er in dieser schwierigen

Lage seine Energie wieder; ein geschickter, dem Feinde verborgen gebliebener, schneller Abmarsch nach Norden führte ihn nach Breslau, indem er bei Steinau auf das rechte Oder-Ufer ging, stromaufwärts Breslau erreichte und, indem er dort wieder das linke Oder-Ufer betrat, am 1. Oktober hinter dem schützenden Abschnitt des Lohe-Flusses stand, bevor die Oesterreicher recht zum Begreifen des Geschehenen gekommen waren. Ihnen blieb nichts übrig, als sich der Preußischen Armee gegenüber auf dem anderen, dem linken Lohe-Ufer aufzustellen. Beide Theile begannen sich zu verschanzen, ohne sonst während des ganzen Monats auch nur das Geringste gegeneinander zu unternehmen.

Der König hatte, seitdem er den Franzosen und der Reichsarmee nach Thüringen entgegenmarschirt war, bange Wochen unter den schwierigsten Verhältnissen verlebt, ohne seinem für jetzt wichtigsten Ziele, der Unschädlichmachung seiner dortigen Gegner, näher zu kommen. Denn vorsichtig wichen sie dem Schlage aus, und der König konnte nicht hinter ihnen her, sonst hätte er sich zu weit von der Elbe entfernt. Schweres war über ihn seit dem Unglückstage von Kolin hereingebrochen: Das unheilvolle Zerwürfniß mit seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, der Tod seiner geliebten Königlichen Mutter nagten an ihm; jetzt im September kamen von allen Seiten neue Unglücksbotschaften. Der ihm so nahestehende Winterfeldt gefallen, seine Armee in Ostpreußen von den Russen geschlagen, die Schweden in Pommern eingedrungen — nun rückte noch die zweite, größere Französische Armee unter dem Herzog von Richelieu durch das ihr offen liegende Nordwest-Deutschland gegen die Elbe vor: Die Altmark war unvertheidigt, und nichts hinderte Richelieu, sich gegen Magdeburg, das Hauptbollwerk Preußens, zu wenden.

So bedrückten den König Kummer und äußerste Besorgniß um das Schicksal seines Hauses und seines Staates, aber seine große Seele überwand in hartem Kampfe, was sie quälte, und kühn und gefaßt schaute er auch ferner dem Schicksale ins Antlitz. Das zeigen die an seine Schwester Wilhelmine gerichteten Worte: „Ich stemme mich gegen das Mißgeschick, so daß ich glaube, bis jetzt waren meine Handlungen frei von Schwäche. Ich halte an dem Entschluß fest, nie meine Schande und die Schmach meines Hauses zu unterzeichnen."

Die schlimmsten Befürchtungen erfüllten sich nicht, seine zahlreichen Feinde gelangten nicht zum Zusammenwirken, und wieder einmal zeigte sich, daß ein fester zielbewußter Wille stärker ist als die vielköpfige Menge. Richelieu, gewonnen durch einen höchst schmeichelhaften Brief des Königs, der ihn als Friedensvermittler anrief — gewonnen vielleicht durch materiellere Mittel, rührte sich nicht, sondern begann, sich für die Winterquartiere einzurichten; die Russen verließen unerwartet Ostpreußen, der dort kommandirende Feldmarschall Lehwaldt konnte den Befehl erhalten, nach Pommern zu marschiren. Aber je länger, je peinigender wurde das Warten für den

König, er mußte manövriren und detachiren, die Zeit verging, der Winter rückte heran und damit die Unmöglichkeit, die so ungünstige strategische Lage zu bessern und noch in diesem Feldzuge eine endgültige Entscheidung zu erreichen.

Da erfolgte der überraschende Kroateneinfall des Generals Hadik in die Mark; 24 Stunden (am 16. Oktober) waren die Oesterreicher Herren von Berlin, dann zogen sie sich, als von allen Seiten Truppen herbeieilten, schnell und geschickt aus der Schlinge und verschwanden, wie sie gekommen waren. Der König hatte, auf der Jagd hinter Hadik her, am 18. Oktober bei Torgau das rechte Elbe-Ufer betreten, und nun, im Hinblicke auf das so lange erfolglose Belauern der Franzosen und der Reichsarmee, tauchte der Plan in ihm auf, jetzt gleich nach Schlesien zu marschiren, um Bevern zu entlasten und mit ihm vereint die Oesterreicher zu vertreiben.

In diesem Sinne schrieb er an Bevern, er wolle unter dessen Mitwirkung über Görlitz auf Schweidnitz operiren. Denn endlich hatte das Oesterreichische Oberkommando sich dazu aufgerafft, Schweidnitz anzugreifen. Der General Nádasty war mit etwa einem Drittel der Armee vor die Festung marschirt, deren förmliche Belagerung am 26. Oktober begann. Die Sorge um Schweidnitz und der Umstand, daß die ihm gegenüberstehende Armee sich bedeutend geschwächt hatte, ließen in dem Herzog den Gedanken entstehen, jetzt vielleicht über seinen Gegner herfallen zu können. Aber die Nachricht, daß der König einstweilen seinen Marsch nach Schlesien aufgab, weil sich endlich die Möglichkeit darbot, mit den Franzosen und der Reichsarmee ein Ende zu machen, brachte Bevern aufs Neue ins Schwanken. Der König seinerseits, glücklich, daß der Herzog endlich einen Entschluß gefaßt zu haben schien, der seiner eigenen Feuerseele entsprach, redete zu, drängte und versuchte, die wieder vorgebrachten Bedenken zu zerstören. Wirklich traf Bevern alle Anordnungen für den Angriff zum 12. November früh. Da lief am 11. abends die Nachricht von dem Siege bei Roßbach ein; sie mußte, so hätte man meinen sollen, ein weiterer Sporn zur schleunigen Ausführung sein, aber im Gegentheil: sie verursachte neues Zögern! Der Feldjäger nämlich, der sie gebracht hatte, meldete, es seien bestimmte Königliche Befehle unterwegs, und das genügte, den Herzog wieder für ängstlichen Rath empfänglich zu machen. Der Angriff wurde vertagt. Am 12. kam des Königs Schreiben, es billigte den Angriff und theilte mit, der König hoffe am 28. bei Schweidnitz zu stehen.

Jetzt befahl Bevern den Angriff für den 14., doch diesmal trat ein schwerwiegendes Ereigniß der Ausführung entgegen. Schweidnitz hatte kapitulirt! Unter dem vernichtenden Eindrucke dieser Kunde meldete Bevern dem Könige, daß er nun den Angriff aufgebe, weil dieser, selbst im Falle eines Sieges, zu Nichts führen könne, als den Feind höchstens bis ans Schweidnitzer Wasser zu verfolgen; dann müßte er doch wieder nach Breslau und zu seinen Magazinen zurück, um nicht durch das Schweidnitzer Be-

lagerungskorps von dieser Stadt abgeschnitten und zwischen zwei Feuer gebracht zu werden. Uebrigens wolle er sich aufs Aeußerste vertheidigen, fürchte aber, von der wieder vereinigten Oesterreichischen Armee angegriffen zu werden.

Man versteht diesen Gedankengang nicht. Nach unserer Anschauung hätte Bevern, um dem Angriffe der bald wieder vereinigten feindlichen Armee zu entgehen, den Theil, der ihm jetzt schon so lange gegenüberstand, angreifen müssen, bevor Nádasty wieder heran war. Diese Absicht hatte er ja auch mehrfach ausgesprochen, der König ihn dazu ermuthigt. Schlug er die Hauptarmee, so hatte er mit Nádasty dann leichtes Spiel, und dieser hätte sich wohl gehütet, den Sieger von Breslau abzuschneiden. Die Erklärung für Beverns Verhalten aber liegt in den damaligen methodischen Anschauungen vom Kriege, die das moralische Element ignorirten und deshalb eine geschlagene einer siegreichen Armee gleichwerthig erachteten, und das, obgleich Niederlagen damals eine Art schwerer moralischer Depression erzeugten, wie sie uns unbekannt ist, die in Massendesertion zum Ausdrucke kam.

Der König gerieth über den Verlust von Schweidnitz und über Beverns Absicht, sich nunmehr völlig passiv zu verhalten, in den äußersten Zorn. Am 18. November schrieb er aus Königsbrück: „Ich bin gezwungen, E. L. frei und ganz rein herauszusagen, daß Ich von Dero Betragen zum höchsten unzufrieden bin, ferner, so muß ich nicht nur Denenselben lediglich den Verlust von Schweidnitz zuschreiben, sondern Sie werden Mich auch um ganz Schlesien bringen, Meine ganze Armee decouragiren und Mich in Verlust von Land und Leuten setzen, Ihrer Reputation aber einen ewigen Affront und Schande zu Wege bringen. Ich habe Sie vor timide Rathgeber und conseils gewarnt, sagen Sie aber Kyau und Lestwitz von Meinetwegen grade heraus, daß ihre Köpfe Mir insonderheit davor repondiren und fliegen sollten, wenn sie gleichsam wie alte . . . . agiren würden, und dieses wird noch mehreren andern Generals arriviren, die dergleichen lacheté und Schwachheit bezeigen und ihr devoir nicht wie redliche Leute thun werden. Ew. L. aber befehle Ich nochmals und positive, den Feind auf den Hals zu gehen, ihn zu attackiren und zu schlagen."

Am folgenden Tage, dem 19. November, gab der König dem Herzog Kenntniß von seinen demnächstigen Absichten. Er schrieb: „Ich bin den 23. in Görlitz. Wenn Ew. L. den Feind schlagen, so werde Ich nicht nach Liegnitz, sondern statt dessen grade nach Landshut und Hirschberg marschiren, um den Feind von seinen Magazins abzuschneiden, daß solcher nach Braunau und Böhmen laufen muß. Würden aber, wie ich nicht hoffe, Ew. L. geschlagen, so müssen Dieselben Breslau defendiren, und Ich werde Mich solchen Falls über Glogau zu Ihnen ziehen. Wenn E. L. den Feind schlagen, so müssen Sie solchen brav mit vigueur verfolgen, nicht bis an den Schweidnitzer Bach, sondern bis gegen das Gebirge, und Mir also den geschlagenen Feind entgegentreiben, weil Ich von der andern Seite dazu kommen und ihn abschneiden werde."

Dieses ist der letzte Brief des Königs, den der Herzog vor der Schlacht von Breslau erhalten hat.

Zwei andere Schreiben hat er erst nach der Schlacht bekommen; die dann noch folgenden haben ihn nicht mehr erreicht, insbesondere dasjenige nicht, das der König geschrieben hatte, nachdem ihm die bei Breslau verlorene Schlacht bekannt geworden war, und das die der veränderten Lage entsprechenden Maßregeln erörterte. Obgleich nun die in diesen Briefen gegebenen Weisungen keinen Einfluß mehr auf Beverns Entschlüsse ausüben konnten, so ist es doch interessant, aus ihnen zu ersehen, wie sich die Absichten des Königs ausgestalteten, je mehr er sich dem Schauplatz der bevorstehenden Ereignisse näherte. Gerade auf Breslau wollte er marschiren. Bevern sollte dem Feinde sofort folgen, falls dieser sich gegen den König wenden würde, unter keinen Umständen sollte er sich rückwärts zwingen, keinen Marsch sich abgewinnen lassen, sondern beständig dem Feinde „in den Hacken" liegen. Der König wollte seinen Gegner in der Flanke attackiren, Bevern sollte gleichzeitig in der Front angreifen und zwar so, daß der Feind immer nach der Oder getrieben würde.

Also auf eine Vernichtungsschlacht war es abgesehen; ein Entschluß, bewundernswerth in der Kühnheit und rücksichtslosen Energie des Entwurfs, wenn man die geringen Mittel erwägt, über die der König verfügte: 40 000 Mann in zwei weit voneinander entfernten Heerhaufen gegen versammelte 80 000, wenn man ferner bedenkt, daß ein Mißlingen mit Untergang gleichbedeutend war.

Vermochten die Briefe des Königs nichts mehr an Beverns Entschlüssen zu ändern, so haben sie doch auf seine Seelenstimmung mächtig eingewirkt, den unglücklichen General fast zur Verzweiflung getrieben. Denn sie waren, dem furchtbaren Ernst der Lage entsprechend, in einem Ton abgefaßt, der weit von formellen Rücksichten und gnädiger Gesinnung entfernt war: „Wo dieselben solches nicht thun, so repondiret schlechterdings dero Kopf davor." — „E. L. werden Mir aber wegen der Importanz der Sache nicht verdenken, wenn Ihnen gerade heraussage, daß dero Kopf Mir davor repondiren soll" — so kann nur ein König schreiben, der für die politische Existenz seines Volkes, für die eigene und des Volkes Ehre ringt und die Vernichtung sich heranwälzen sieht, aber den eisernen Willen besitzt, sie abzuwenden mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel.

Nach der Eroberung von Schweidnitz erhielt der Herzog von Lothringen aus Wien den gemessenen Befehl, Bevern unverzüglich anzugreifen und sich Breslaus zu bemächtigen. Ein Kriegsrathsbeschluß setzte zu dem Unternehmen den 22. fest.

Die Preußische Armee stand am Morgen dieses Tages hinter dem nur an einzelnen Stellen überschreitbaren sumpfigen Abschnitt der unteren Lohe, der rechte Flügel hinter dem verhauenen Pilsnitzer Eichwald und bei dem Dorfe Pilsnitz, die Mitte bei Schmiedefeld und Höfchen, der linke Flügel

zwischen Kl. Mochbern und Gräbschen. Diese $^3/_4$ Meile lange Stellung war von nur $27^1/_2$ Bataillonen und 30 Schwadronen besetzt. Die Schlachtordnung, in der die Infanterie das erste, die Kavallerie das zweite Treffen ausmachte, konnte somit keine zusammenhängende Linie bilden, sie bestand vielmehr aus drei ungleich starken Gruppen, die den voraussichtlichen Uebergangspunkten gegenüber aufgestellt waren; die schwächste, 4 Bataillone 10 Schwadronen, war die des linken Flügels. Die Dörfer waren verschanzt, vorgeschobene Redouten sollten die Lohe-Uebergänge bestreichen, was sie theilweise, ihrer falschen Anlage wegen, nicht konnten. Eine vierte abgesonderte Gruppe bildete der Zietensche Heerestheil, 12 Bataillone, 60 Schwadronen, der zur Deckung der linken Flanke auf den Hügeln von Herdam stand; ein paar Freibataillone in leichten Erdwerken und einige Schwadronen stellten die Verbindung zwischen ihm und der Armee her. Der Oesterreichische Angriff geschah in vier Kolonnen. Er wurde durch ein übermächtiges Feuer der schweren Artillerie vorbereitet, das sehr bald das Preußische zum Schweigen brachte. Nachdem dann zahlreiche Brücken über den Fluß geschlagen waren, begannen die Angreifer überzugehen, was ungestört geschah, aber wegen der Terrainschwierigkeiten und des Mangels an Manövrirfähigkeit nicht überall pünktlich beendet war. Die Angriffe erfolgten deshalb auch ganz ungleichzeitig, wodurch der ohnehin äußerst hartnäckige Widerstand der Preußen sich bis zur Abenddämmerung verlängerte. Nádasty, dessen Korps die rechte Flügelkolonne bildete, wurde von Zieten gänzlich abgeschlagen; die stärkste Oesterreichische Kolonne, 35 Bataillone, warf den linken Preußischen Flügel zwischen Gräbschen und Kl. Mochbern. Der diese vier Bataillone kommandirende Generalleutnant Schulz wehrte sich verzweifelt und fiel; Prinz Ferdinand von Preußen, der jüngste Bruder des Königs, ergriff die Leibfahne seines Regiments, um es immer und immer wieder vorzuführen; alle diese Tapferkeit war vergeblich, das kleine Häuflein mußte schließlich dem Druck der gewaltig überlegenen feindlichen Massen weichen. Ebenso erging es dem gleich tapfer ringenden Centrum, das von vorn und dann auch in seiner linken Flanke gefaßt, durch die zweite und dritte Angriffskolonne endlich zurückgezwungen wurde. Der Preußische rechte Flügel aber wies alle Angriffe der vierten Kolonne ab. Der Kampf hatte bis zum Eintritt der Dunkelheit gedauert; die Oesterreicher verzichteten auf jede Verfolgung, und der Preußische Rückzug geschah überall in so guter Ordnung, daß Bevern mit Zieten den Gedanken erwog, mittelst eines Nachtangriffes sich der verlorenen Stellungen wieder zu bemächtigen. Der Plan scheiterte an dem Umstand, daß die vom Gefechtsfelde zurückmarschirenden Truppen ohne Befehl bereits in die Vorstädte und die Stadt selbst zurückgegangen waren und nun auf das rechte Oder-Ufer geführt werden mußten, wo sich die Armee im Laufe der Nacht sammelte.

Die Preußische Armee hatte in der Schlacht über 6000 Mann, 5 Fahnen und 36 Geschütze eingebüßt. Der Gesammtverlust vergrößerte sich in den

folgenden Tagen durch Fahnenflucht noch beträchtlich. Die Oesterreicher verloren an Mannschaften fast ebenso viel.

Der Herzog von Bevern blieb am 23. mit der Armee eine Meile nordöstlich Breslau stehen und versuchte die Widerstandsfähigkeit der Stadt zu heben, wie er denn auch dem Kommandanten, Generalleutnant v. Katte, den Befehl zur energischen Vertheidigung gab. Am frühen Morgen des 24. beritt er die Vorposten, nur von einem Reitknecht begleitet, und gerieth in der Dunkelheit zwischen einen Kroatenposten, der ihn gefangen nahm. Diese Kroaten gehörten einem Streifkorps von ein paar tausend Mann an, mit dem der Oesterreichische General Beck über die Oder gesetzt war. Es ist oft behauptet, aber ebenso oft und mit Recht widerlegt worden, daß Bevern seine Gefangenschaft absichtlich herbeigeführt habe. Auch der König hat nie an dieses böse Gerücht geglaubt, sondern Bevern, der bald aus der Gefangenschaft zurückkehrte, zwar schweigend, aber nicht ungnädig wieder aufgenommen.

Bis zum Nachmittage des 24. wartete die Armee auf die Rückkehr ihres vermißten Befehlshabers; als dessen Gefangennahme bekannt wurde, übernahm der Generalleutnant v. Kyau als Rangältester das Kommando. Er entschloß sich, ein schon in der Nacht angekommenes Schreiben des Königs zu öffnen, das neben jetzt nicht mehr ausführbaren Weisungen den Befehl enthielt, den Kommandanten von Breslau, Generalleutnant v. Katte, durch den Generalleutnant v. Lestwitz zu ersetzen. Lestwitz begab sich in die Stadt, nachdem Kyau ihm mitgetheilt hatte, er werde noch an demselben Tage mit der Armee nach Glogau abmarschiren, um nicht in Breslau mit eingeschlossen zu werden. Diese Befürchtung war durch das Erscheinen der Kroaten Becks auf dem rechten Oder-Ufer hervorgerufen, also grundlos, aber ein Zeichen, wie tief der Geist in der Armee hinabgedrückt war. Kyau marschirte thatsächlich ab, und Lestwitz schloß noch denselben Abend eine Kapitulation, wonach Breslau gegen freien Abzug der Garnison übergeben wurde. Wenn man überhaupt nach Gründen für diese unglaubliche Kapitulation suchen will, so mag man sie darin finden, daß Lestwitz verwundet und durch die Ereignisse der letzten Tage tief niedergedrückt war und an einem guten Ausgang der Dinge verzweifelte, und daß er Breslau in einem Zustande völliger Verwirrung vorfand, dessen er nicht mehr Herr zu werden vermochte. Sein Vorgänger Katte, ein altersschwacher Mann, war nicht im Stande gewesen, Ordnung zu schaffen; der vor den Thoren stehende Nádasty drohte mit Bombardement, die Bevölkerung war schwierig, Oesterreichische Sympathien traten zu Tage, so glaubte es Lestwitz für seine Pflicht halten zu müssen, daß er die der Unterstützung durch die Armee beraubte Stadt übergab, um sie vor Zerstörung zu bewahren. So fiel Breslau ruhmlos, und das Ausrücken der Garnison war ein neuer Schatten, der die Preußische Waffenehre traf. Die zehn Bataillone der Besatzung, Schlesier, die ihre Heimath für den König von Preußen verloren glaubten, und gefangene Sachsen, waren größten-

theils auseinandergelaufen, so daß thatsächlich von 4000 Mann nur 120 Offiziere, 151 Unteroffiziere, 338 Gemeine ausmarschirten.

Die Nachricht von dem Siege bei Breslau versetzte Wien trotz Roßbach in einen Freudentaumel; man verglich die Schlacht bei Breslau mit dem berühmten Siege des Prinzen Eugen bei Malplaquet und glaubte die Entscheidung gefallen. Das bereits im September von der Kaiserin erlassene Patent, das die Besitzergreifung von Schlesien für Oesterreich aussprach, sollte jetzt in Kraft treten, ein hoher Beamter die Verwaltung der Provinz übernehmen.

Nach der Uebergabe von Breslau nahm die Oesterreichische Armee in dem Preußischen Lager hinter der Lohe Stellung. Die nächsten Tage vergingen, ohne daß etwas geschah. Der Wunsch einerseits, in Schlesien behagliche Winterquartiere zu beziehen, andererseits das unbestimmte Gefühl einer Gefahr, die durch das weitere Herankommen des Preußenkönigs schnell sehr groß werden konnte, ließ rasche Entscheidungen nicht aufkommen.

Endlich beschloß ein am 2. Dezember abgehaltener Kriegsrath auf Drängen des Generals der Kavallerie Lucchesi, dem Könige nach Neumarkt entgegenzugehen und ihn aus den Stellungen zu vertreiben, in denen er sich, ließe man ihm Zeit dazu, vielleicht stark befestigen könnte. Diesen Beschluß förderte ein kurz zuvor eingetroffenes Kaiserliches Reskript, das zwar keinen Befehl zur Schlacht, aber die Aufforderung erhielt, die Armee sollte näher an Liegnitz herangehen, dies behaupten und dem Vordringen des Königs in Schlesien ein Ziel setzen. Gerade, weil Daun im Kriegsrath für Abwarten hinter der Lohe gesprochen hatte, entschied sich der Herzog für Lucchesis kühne Auffassung, die ihm schmeichelte. Auch der Armee gefiel sie. Ihre Stimmung war siegesgewiß, und mit Grund, denn von Kolin an waren große Erfolge errungen. Nach Art der Gegner König Friedrichs, in der Verblüffung und Lähmung der Thatkraft bei Unglücksfällen mit maßlosem Uebermuth im Glück wechselte, war man jetzt dazu gelangt, verächtlich auf die Preußische Armee herabzusehen und den baldigen Sturz des Preußenkönigs zu verkünden. Wie man vor 17 Jahren davon gesprochen hatte, den Schneekönig an die Gestade der Ostsee heimzuschicken, so war jetzt der Spott über die Potsdamer Wachtparade an der Tagesordnung.

Und doch! Das immer näher und näher kommende Heranrücken des Königs war geeignet, dies übertriebene Selbstbewußtsein stark zurückzudrängen, vornehmlich bei den Führern, die genau die blitzähnlichen Schläge ihres Gegners kannten. Auch damals gab es bei den Feinden Preußens etwas, was man das Preußische Albdrücken nennen kann, dasselbe, woran 1870 die Franzosen litten, und dem sie immer wieder und wieder erlagen; es war die gewaltige, alle seine Gegner überragende Persönlichkeit Friedrichs.

Wie anders hätten sich die Dinge gestaltet, wäre Kyau sofort und energisch verfolgt worden. Die Auflösung seiner Armee war dann kaum zu verhindern! Andererseits hätte ein einige Tage früher angetretener Vormarsch

gegen den König dessen Vereinigung mit den Bevernschen Truppen bei Parchwitz, wie sie wirklich stattfand, hintertrieben oder, weil dann ein weiteres Ausweichen nöthig gewesen wäre, beträchtlich verspätet. Was jetzt beschlossen und ausgeführt wurde, waren halbe Maßregeln. Man kannte den König und fürchtete ihn, und dennoch blieb man bei der eigenen Art, den Krieg zu führen, die sich an Oertlichkeiten, Festungen, Stellungen klammerte, nicht aber die feindlichen Streitkräfte im freien Felde zu ihrem vornehmsten Ziel machte. Man traute dem Könige zu, er käme nach Schlesien, nur um zu decken, was noch zu retten sei; von seinem zum Aeußersten entschlossenen Seelenzustande vermochte man keine Vorstellung zu gewinnen.

Deshalb erwartete wohl selbst diejenige Partei des Kriegsraths, die zum Vorgehen drängte, und der Prinz Carl ein offenes Ohr lieh, nicht, daß der König es wagen würde, das ihm entgegengehende Oesterreichische Heer anzugreifen und ebenso wenig, daß er eine Schlacht annehmen würde. So ist auch die im Kriegsrath beschlossene Absicht zu verstehen, den König aus seinen Stellungen zu vertreiben; keinesfalls ist sie als entscheidender und endgültiger Wille zur Schlacht aufzufassen. Viel eher dachte man daran, ihn zurückzumanövriren. Das Maß von Energie und rücksichtsloser Entschlossenheit der Kriegführung in einem Augenblick, wo für den König Alles auf dem Spiele stand, war eben den Oesterreichischen Feldherren fremd und deshalb unverständlich. Man glaubte, der König würde nach Glogau ausweichen, sowie er das überlegene Oesterreichische Heer vor sich sehe.

Kyau hatte sich am 24. November mit der Bevernschen Armee auf dem rechten Oder-Ufer in der Richtung auf Glogau in Bewegung gesetzt. Wenn weiterhin die noch immer für Bevern bestimmten, von Kyau geöffneten Direktiven des Königs nicht mehr wirken konnten, so ergeben sich aus ihnen doch dessen Absichten, nachdem er den Ausgang der Schlacht — noch nicht die Einnahme — von Breslau erfahren hatte. Am 24. war ihm ein bestimmt auftretendes Gerücht zu Ohren gekommen, daß Bevern die Oesterreicher am 22. total geschlagen und theils gegen Neumarkt, theils gegen Liegnitz hin zersprengt habe. Nur zu gern glaubte er daran!! Schien doch nun das Meiste der großen Arbeit gethan, Schlesien gerettet, nur noch ein Aufräumen nöthig. Aber schon am 25. traf Beverns Meldung von der Niederlage ein, und bewundernswerth ist es, wie schnell der König sich in die neue, nun so unendlich viel ungünstigere und verwickeltere Lage hineindachte und sofort die ihr angepaßten Befehle erließ. Bevern sollte für seine Person mit einer ausreichenden Garnison in Breslau bleiben, mit seinem Kopfe dafür stehen, daß die Stadt aufs Aeußerste gehalten werde, alle anderen Truppen, die Hauptmasse seiner Armee, bei Leubus über die Oder dirigiren, wo sich der König mit ihnen gegen den 28. zu vereinigen gedachte.

Als nun Kyau ihm die Gefangennahme Beverns, nicht aber seine Absicht berichtete, nach Norden abzumarschiren, schrieb der König in der Voraussetzung,

daß Kyau selbst in Breslau bleiben werde: „Indeß gebe ich Euch wegen Breslau die Antwort, daß dem sei, wie ihm wolle, Breslau und Ihr Euch nicht ergeben und eher Alle nicht mehr leben sollet, denn Ich ganz gewiß und ohnfehlbar baldigst zum Sukkurs komme." — Die nächste Meldung Kyaus war aus Hünern vom 27. datirt: „er sei aus Mangel an Verpflegung und Besorgniß noch stärkerer Desertion nach Glogau zu gehen gezwungen, wisse von Breslau nichts, befürchte aber dessen Uebergabe, so daß der Gegner sich mit ganzer Kraft gegen den König wenden könnte". Nun wußte der König, daß die Vereinigung über Leubus unmöglich geworden war, und ferner, daß Kyau es unterlassen hatte, die ihm wegen der Erhaltung von Breslau empfohlenen kräftigen Maßregeln dem General Lestwitz anzubefehlen. Er entschloß sich, Kyau sofort des Kommandos zu entheben und den Generalleutnant v. Zieten damit zu betrauen. Den Befehl dazu brachte noch am 27. der Flügeladjutant Major Wendessen nach Hünern, und Zieten meldete an demselben Tage, daß Breslau über, und er gezwungen sei, mit der Armee aus Mangel an Verpflegung nach Glogau zu marschiren, wo er am 29. eintreffen würde.

Der König hatte am 12. November Leipzig mit seinem kleinen etwa 13 000 Mann starken Korps verlassen und war über Torgau am 28. in Parchwitz eingetroffen. Das Korps hatte also in 16 Tagen, einschließlich drei Ruhetage, 41 Meilen zurückgelegt, eine für damalige Truppen bedeutende Marschleistung, die nur ermöglicht wurde, indem der König nicht lagern sondern kantonniren und durch die Quartierwirthe verpflegen ließ, eine Maßregel, die er auch später in ähnlichen drängenden Kriegslagen angewendet und sich damit für einen wichtigen Zweck über die Pedanterie seiner Zeit hinweggesetzt hat.

Die Nachricht von dem Verluste Breslaus war der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte. Denn blieb die Hauptstadt in Feindeshand, so war mit ihr die Provinz mit allen ihren Hülfsquellen, der dritte Theil des Staates, verloren! Dazu war die geschlagene Armee, die einzige größere, die er noch besaß, demoralisirt, auf einem fluchtartigen Rückzuge, die Hoffnung fast vernichtet, durch einen entscheidenden Schlag Oesterreich zum Frieden zu zwingen, die Wahrscheinlichkeit eines Sieges, ja selbst die, den Krieg mit einiger Aussicht auf endlichen Erfolg weiter zu führen, in Frage gestellt. Der König war innerlich tief erschüttert und weit entfernt davon, sich einer Selbsttäuschung über die äußerste, würgende Gefahr seiner Lage hinzugeben. Daß er so fühlte, daß er auf Alles gefaßt war, beweist besser als alles Andere seine am 28. November niedergeschriebene kurze letztwillige Verfügung, die in knappster Form militärische und politische Anweisungen für den Todesfall und Bestimmungen über sein Begräbniß in Sanssouci enthält.

Dennoch trug er nach außen hin eine heitere Ruhe zur Schau, geeignet, Vertrauen einzuflößen, wo jedes Einzelnen Blick sich hülfesuchend ihm zuwandte, wo das Gefühl allgemein war, Er allein könne helfen. In seinem

Geiste waren alsbald neue Entschlüsse fertig, groß und kühn gedacht, für gewöhnliche Anschauungsweise freilich bedenklich, ja verzweiflungsvoll, die aber nun mit der unerschütterlichen Festigkeit des obersten, des Königlichen Willens ausgeführt wurden. Des Königs Wille war jetzt, mit Zieten vereinigt, die Oesterreicher aufzusuchen, anzugreifen und unter allen Umständen zu schlagen, und sollten sie „auf dem Zobten oder auf den Kirchthürmen von Breslau stehen". Denn ohne einen Sieg war er verloren; — „so war es das Gesetz der schlichten Nothwendigkeit, das zu einem verzweiflungsvollen Entschluß führte, und eine höhere Weisheit giebt es in solchen Lagen nicht". Keineswegs aber würde jeder Andere diese scheinbar schlichte Nothwendigkeit auch erkannt und den Heldenmuth gehabt haben, demgemäß zu handeln. Der König wußte, daß der Feind in dem verschanzten Lager vor Breslau stand — dies erfuhr er in Parchwitz — trotzdem blieb er fest dabei, über die Weistritz zu gehen und seinen linken Flügel anzugreifen. Was er stets von seinen Generalen gefordert hatte: „Offensive", „auf den Hals gehen", „die Bataille suchen ohne Rücksicht auf die Zahl des Feindes", das wollte er nun wieder selbst thun; es war in Königlicher Selbständigkeit der Versuch des letzten Rettungsmittels.

Zieten war am 29. November in Glogau angekommen; seiner unverwüstlichen Thätigkeit gelang es, die Truppen in kurzer Zeit zu retabliren, vor Allem, die Verpflegung sicherzustellen. Am 1. und 2. Dezember führte er dem Könige bei Parchwitz 18 000 Mann (darunter 8000 Pferde) zu und brachte 16 schwere Geschütze mit, die bald darauf als die „berühmten Brummer" eine große Rolle spielen sollten. Der König verfügte jetzt über 48½ Bataillone und 132 Schwadronen, zusammen höchstens 31 000 Mann, zu denen 96 Bataillonskanonen und 71 schwere Geschütze gehörten.

Noch kannte er nicht den Entschluß des Feindes, ihm entgegen zu gehen, noch nahm er an, die Oesterreicher wollten ihn hinter der Lohe erwarten, und um sie dort anzugreifen, bereitete er Alles vor.

Den 3. Dezember benutzte er, um die für die bevorstehenden Kämpfe nöthige neue Ordre de bataille anzuordnen. Die Bataillone, die bei Roßbach gefochten hatten, wurden in der Avantgarde und im ersten Treffen mit solchen des Bevernschen Korps vermischt, um diesen neues Selbstvertrauen und den nöthigen Halt zu geben; das zweite Treffen bestand durchweg aus Truppen des Bevernschen Korps.

Durch persönliche Ansprachen und durch andere Maßregeln wirkte er ermuthigend auf den gemeinen Mann ein. Schon am 1. Dezember war in Parchwitz ein großes Avancement befohlen, am 3. aber hielt der König den Generalen und Stabsoffizieren die allbekannte herrliche Ansprache, wodurch er seinen festen Entschluß zum Siege in nachhaltig begeisternder Weise der ganzen Armee einflößte. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß um diese Zeit des Königs Heer zumeist aus Landeskindern bestand, daß die fremden Elemente

darin, soweit sie nicht ganz zuverlässig, durch die Unglücksfälle des Kriegsjahres weggespült waren, deshalb war die Begeisterung dieser Armee zwar ernst und schweigend, wie es dem Volkscharakter eigen ist, aber zu Allem entschlossen und lediglich auf Pflicht- und Ehrgefühl gegründet. Der Gedanke, für den König, dessen gewaltige Größe selbst dem Einfachsten bereits verständlich war, das Aeußerste zu wagen, war es, der diese dem Siege so günstige feste Stimmung hervorrief und erhielt. Noch einmal: das Pflichtgefühl war der innerste Kern dieser geräuschlosen Begeisterung, die mit dem Grundzuge von des Königs eigenem Charakter, der Hingabe für den Staat, übereinstimmte, so, wie er es einmal ausgedrückt hat: „Wenn ich mehr Leben hätte als eins, ich würde sie alle für mein Vaterland opfern."

Am 4. Dezember setzten sich beide Gegner in Marsch. Die Preußische Armee trat vor Tagesanbruch an, der König mit den Husaren und Freibataillonen an der Tete. Neumarkt war besetzt, es wurde umgangen, das Thor durch abgesessene Husaren gesprengt und der Ort genommen, während die darin steckenden Kroaten zu entwischen suchten. Sie wurden zwischen Neumarkt und Kammendorf gestellt, gefangen und niedergehauen. In Neumarkt fand man die Oesterreichische Feldbäckerei vor; 80 000 fertige Brotportionen waren eine willkommene Beute. Den Rest der fliehenden Kroaten nahm der Sächsische General Nostitz bei Lampersdorf auf. Er hatte Neumarkt unterstützen sollen, war aber zu spät gekommen und konnte nur noch die Verfolgung unterbrechen. Er blieb mit seinen fünf Kavallerie-Regimentern (drei Sächsischen und zwei Oesterreichischen Husaren-Regimentern) die Nacht über bei Borne stehen. Die Preußische Armee biwakirte um Neumarkt, die Avantgarde, die Kavallerie und Artillerie eine halbe Meile vorwärts zwischen Bischdorf und Kammendorf.

Die Oesterreicher erreichten am 4. Dezember erst spät, da sie zwei Flußläufe zu überschreiten hatten, die Linie Nippern—Saara. Die Armee blieb die Nacht über unter dem Gewehr. Trotz ihrer offensiven Absichten waren die Oesterreichischen Führer durch das schnelle und entschlossene Vorgehen des Königs aufs Aeußerste überrascht, ja verblüfft. Wie wenig sie darauf gerechnet hatten, zeigt die Unterbringung der Feldbäckerei, dieses Kleinods der damaligen Heere, in Neumarkt weit vor der Front. Das Heranrücken des gefürchteten Preußenkönigs wirkte auf die neuen Sieger von Malplaquet derart, daß man ein weiteres Vorwärtsgehen völlig aufgab. Aber die Schlacht war mit Ehren kaum noch zu vermeiden, und ein stichhaltiger Grund dafür lag in Anbetracht der beiderseitigen Stärkeverhältnisse wahrlich nicht vor. So nahm man den Gedanken an den unmittelbar bevorstehenden Kampf auf; das Gepäck wurde über die Weistritz zurückgeschickt und ein frühzeitiger Aufbruch am nächsten Morgen befohlen. Dieser Aufbruch aber sollte allein bezwecken, eine Aufstellung zu nehmen, geeignet, dem König die Schlacht anzubieten und sie vertheidigungsweise zu führen. Denn es erschien zu gewagt, daß man

sich in der Bewegung befände, wenn der König herankam. Eine Offensivschlacht nun gar lag so völlig außerhalb des Gedankenganges der Oesterreichischen Heerführer, daß sie gar nicht in Betracht kam.

Der König erhielt im Biwak bei Neumarkt am späten Abend des 4. die zuerst ungläubig aufgenommene fast undenkbare aber sichere Nachricht, daß die Oesterreicher ihre feste Stellung verlassen hätten und nun mit der Weistritz im Rücken dicht vor ihm ständen. Die Erleichterung, die seinen Angriffsplänen durch das Aufgeben des Breslauer Lagers und zweier deckender Flußläufe erwuchs, war außerordentlich groß und veranlaßte ihn zu dem Ausspruch: „Der Fuchs ist aus seinem Loch gekrochen, nun wollen wir seinen Uebermuth bestrafen." Auch er ordnete einen sehr frühzeitigen Aufbruch für den 5. an, damit ihm der Gegner nicht durch eine Bewegung zuvorkäme.

Die Beschaffenheit des Geländes, auf dem sich die Schlacht abspielen sollte, ergiebt sich aus dem Plan. Von besonderer Wichtigkeit für den Gang des Kampfes ist ein Hügelzug, der sich von Borne über Radaxdorf und Lobetinz nach Süden zieht und dann mehr nach Osten herumbiegt, um im Glanzberg, Sagschützer und Gohlauer Berg die höchsten Punkte zu erreichen; der Sagschützer Kiefernberg markirte sich ganz besonders scharf wegen seiner Bewachsung. Sonst sei noch bemerkt, daß an tiefer gelegenen Stellen, hauptsächlich im Osten und Südosten, aber auch im Norden, Teiche, Gräben, Büsche und Hecken die im Allgemeinen gute Gangbarkeit beeinträchtigten.

Ueber die Weistritz (Schweidnitzer Wasser) führten bei Lissa und Rathen feste Brücken; außerdem hatten die Oesterreicher am 4. noch mehrere Feldbrücken geschlagen. Von den Ortschaften hat nur das Dorf Leuthen Wichtigkeit erlangt, insbesondere sein in der Mitte liegender ummauerter Kirchhof. Der Boden war am 5. Dezember leicht gefroren und leicht mit Schnee bedeckt, nicht weich und deshalb günstig für Truppenbewegungen. Das Wetter war neblig und trübe, die Uebersicht auf weitere Entfernungen den ganzen Tag erschwert.

Am frühen Morgen des 5. Dezember rückte die Oesterreichische Armee in die Stellung ein, worin Prinz Carl die Schlacht anzunehmen gedachte. Die Oesterreichische Hauptarmee zählte 54 Bataillone, 78 Schwadronen; das Nádastysche Korps 32 Bataillone, 36 Schwadronen, im Ganzen also 86 Bataillone, 114 Schwadronen, 41 schwere und etwa 170 Bataillonsgeschütze. Eine größere Zahl schwerer Geschütze war im Lager vor Breslau zurückgelassen, ein Leichtsinn, der sich schwer rächen sollte. Die Kopfzahl der Armee betrug, leichte Truppen, Husaren und Kroaten eingerechnet, noch etwa 68 000 Mann, da abgesehen von den Garnisonen in Breslau, Liegnitz und Schweidnitz noch Detachements leichter Truppen sich seitwärts der beiden Armeeflügel und auf dem rechten Oder-Ufer befanden. Die Stellung der beiden Infanterietreffen: 26 Bataillone im ersten, 20 Bataillone im zweiten Treffen, erstreckte sich von Frobelwitz nach Leuthen, beide vor der Front

liegende Dörfer waren mit Grenadier-Kompagnien besetzt. Der rechte Kavallerieflügel, 36 Schwadronen unter dem General Luchesi, stand von westlich Guckerwitz nach Nippern zu und wurde im Laufe des Vormittags durch die 8 Bataillone der Reserve nach Norden verlängert, so daß Nippern der Anlehnungspunkt für den äußersten rechten Flügel war. Der Marsch der Reserve nach dieser Gegend geschah auf das Drängen des Generals Luchesi, der durch das Herankommen der Preußischen Armee in der Richtung Neumarkt—Borne—Heide seine Stellung für besonders gefährdet und dem Preußischen Hauptstoß ausgesetzt hielt. Der vor der Front des rechten Flügels liegende Zettelbusch, sowie die nördlich und östlich von Nippern liegenden theilweise sumpfigen Büsche waren übrigens solche Hindernisse für das Vorgehen einer damaligen Armee, daß die Befürchtungen Luchesis schon wegen des Zustandes des Terrains hätten grundlos sein müssen. Die Büsche waren mit vorgeschobenen Grenadier-Kompagnien besetzt. Die Kavallerie des linken Flügels (38 Schwadronen) unter dem General Serbelloni hatte ihre Aufstellung südlich Leuthen an den linken Infanterieflügel anschließend. Das Nádastysche Korps war zur Verlängerung des linken Flügels der Armee aus dem dritten Treffen am Morgen des 5. herangezogen worden, seine beiden Infanterietreffen schlossen sich links an den linken Kavallerieflügel an und bildeten hinter Sagschütz einen nach Osten sich wendenden Haken. Hier standen die Württemberger und Bayern. Der Sagschützer Kiefernbusch, der Scheitelpunkt des Hakens, war von drei vorgeschobenen Württembergischen Grenadier-Bataillonen besetzt und durch einen Verhau und ein paar leichte Feldwerke unterstützt. Es ist Nádasty von seinen Oberfeldherren später zum Vorwurf gemacht worden, daß er diesen wichtigen Punkt nicht durch Kaiserliche, sondern durch für unzuverlässig erklärte verbündete Truppen hat besetzen lassen, deren eiliges Zurückgehen gleich beim ersten Stoß der Preußen die Ursache für die darauf folgende schnelle Niederlage thatsächlich gewesen ist. Man hat sich auch im Oesterreichischen Hauptquartier beeilt, die Ursachen für den Verlust der Schlacht lediglich den Württembergischen und Bayerischen Truppen zuzuschieben. Auf dem äußersten linken Flügel war der Kaulbusch von zwei Oesterreichischen Bataillonen besetzt, während Nádastys Kavallerie (36 Schwadronen) hinter dem Kaulbusch nach dem Mittelteich zu hielt. Die Oesterreichische schwere Artillerie war in fünf Batterien vertheilt: je eine nördlich und südlich Frobelwitz, eine südöstlich Leuthen, eine nördlich Sagschütz und eine zwischen Sagschütz und Gohlau auf dem Kirchberge.

Es ergiebt sich aus dieser Beschreibung, daß die Oesterreichische Aufstellung zu ausgedehnt, über eine Deutsche Meile lang war. Eine halbe Meile nur lagen die Weistritz-Uebergänge hinter dem Centrum, also zu nahe, um bei einem Rückzuge nicht in Gefahr zu kommen. Man versteht nicht, warum die Oesterreicher nicht bis zu der erwähnten Hügelkette von Borne nach Radaxdorf und weiter vorgegangen sind, wenn man nicht dem Ausspruche

eines Zeitgenossen beistimmen will, der sagt: „Es scheint, als wenn sie gleich aller ihrer Sinne beraubt waren, sobald sie Nachrichten vom Anmarsch des Königs erhielten. Starr und gedankenlos standen sie da und wußten nicht, ob sie vor oder zurück sollten."

Am 5. morgens um 5 Uhr formirte sich die Preußische Avantgarde: 9 Bataillone, 3 Frei-Bataillone, 2 Jäger-Kompagnien, 15 Eskadrons Dragoner (aus dem zweiten Treffen des rechten Flügels), 40 Eskadrons Husaren und 10 schwere Geschütze; die Infanterie des Gros vereinigte sich mit der in der Nähe der Avantgarde lagernden Kavallerie. Nachdem der König die beiden Treffen des Gros rangirt hatte, was eine ziemliche Zeit in Anspruch nahm, bildete die Armee für den Vormarsch in der Richtung Kammendorf—Borne (Skizze unten rechts) vier Kolonnen, so wie die Skizze auf dem Plan es zeigt, also flügelweise rechts abmarschirt, so daß die erste Staffel jeder Kolonne aus Truppen des ersten, die zweite aus Truppen des zweiten Treffens bestand; die Kavalleriekolonnen auf den äußeren Seiten, die schwere Artillerie und die Munitionswagen hinter den Infanteriekolonnen. Der König ließ vor Antritt des Marsches bekannt machen, daß die Oesterreicher vorgerückt seien, und daß es heute wahrscheinlich zur Schlacht kommen werde. Diese Nachricht erregte allgemeine Freude; man konnte, wie ein Augenzeuge berichtet, „unseren braven und entschlossenen Truppen in den Augen lesen, daß sie mit Ungeduld den Augenblick erwarteten, wo sie mit dem Feinde handgemein werden würden".

Vor 7 Uhr war Alles, Avantgarde und Gros, in der Richtung auf Borne zu beiden Seiten der Breslauer Straße in Bewegung, der König selbst, seiner Gewohnheit gemäß, bei der Vorhut. Bei Eintritt der Morgendämmerung gewahrten die Husaren der Spitze, in der Höhe von Lampersdorf angekommen, vor sich eine Linie Reiterei. Zunächst lag die Vermuthung nicht fern, man sei auf den rechten Flügel des Gegners gestoßen; deshalb befahl der König den Aufmarsch der Avantgardenkavallerie. Inzwischen aber meldeten vorgegangene Patrouillen, es sei nur eine vorgeschobene Abtheilung, eine Aussage, die der Augenschein bestätigte, nachdem es heller geworden war.

In der That war es der Sächsische General Graf Nostitz, der dort mit seiner Kavalleriedivision die Nacht gesattelt und gezäumt gehalten hatte und die Preußen beobachtete. Die von Nostitz zurückgeschickten Meldungen hatten zwar den um seine Flanke so besorgten Grafen Lucchesi dazu veranlaßt, dringend um Verstärkung des rechten Flügels zu bitten, im Uebrigen aber im Oesterreichischen Hauptquartier eher die Meinung hervorgerufen, Nostitz sei zu vorsichtig und ängstlich.

Der König ließ nun die Avantgarde wieder antreten, aber erst, nachdem er sechs Bataillone von ihr vorwärts seitwärts der Tete der rechten Kavalleriekolonne des Gros, die südlich der Straße marschirte, sich hatte setzen lassen, eine weise Vorsichtsmaßregel, die durch die Nähe des Lampersdorfer Busches

hervorgerufen war und bezweckte, die für dergleichen damals sehr empfindliche Linienkavallerie vor unliebsamen Ueberraschungen durch Kroaten zu sichern. Demnach blieben bei der Avantgarde nur noch drei Bataillone, und zwar eins Itzenplitz und zwei Meyerinck. Nostitz hatte sich mit seinen Reitern beim Beobachten zu lange verweilt; der vom König befohlene Angriff, den der General Zieten kommandirte, wurde ihm verderblich. Die zur Attacke vorgeführten 34 Schwadronen Husaren warfen sich auf ihn, und wenn in der Front der Kampf auch zuerst schwankte, so entschied der Oberstleutnant v. Kleist mit dem 1. Bataillon Szekely-Husaren ihn schnell dadurch, daß er die rechte Flanke von Nostitz faßte, während die anderen Schwadronen in die gelockerten Reihen einbrachen. Nun war kein Halten mehr, die Sächsischen Chevaulegers und Oesterreichischen Husaren jagten auf Heide und Frobelwitz zurück, dem rechten Flügel ihrer Armee entgegen, die Preußischen Husaren hinterher; sie konnten erst bei Heide zum Stehen und Sammeln gebracht werden.

11 Offiziere und 540 Mann verloren die Gegner, Graf Nostitz fiel, mit vierzehn Wunden bedeckt, in Gefangenschaft und starb wenige Tage später; drei Standarten wurden von den Siegern erobert. Der König ließ die Höhen von Borne besetzen und durchschritt mit den Dragonern der Avantgarde dieses Dorf, wo er erfuhr, daß die ganze feindliche Armee auf kaum eine halbe Meile Entfernung ihm gegenüber stände.

Um sich einen Ueberblick zu verschaffen, ritt er mit dem Fürsten Moritz von Dessau auf einen der etwas vorwärts gelegenen Hügel, wahrscheinlich auf den Schönberg, wo heut das Schlachtdenkmal steht. Er kannte die Gegend von den Manövern her genau; nun sah er die feindliche Aufstellung fast in ihrer ganzen Ausdehnung vor sich, so genau, daß man, wie er sagt, die Oesterreicher hätte Mann für Mann zählen können. Uebrigens muß das langgestreckte Dorf Leuthen im Süden und der Zettelbusch im Norden ihm doch beträchtliche Theile der Flügel des Feindes verborgen haben. Während er hier beobachtete, waren die Husaren zu seiner Deckung und zur Besetzung der südlich sich hinziehenden Hügelkette herangeholt worden; sie waren es, die den späteren Rechtsabmarsch der Armee zu verschleiern hatten.

Der König kam zu dem Entschluß, den Schlag gegen den linken feindlichen Flügel zu führen. Das entsprach seinem ursprünglichen Plane, den er während des ganzen Marsches erwogen und ausgestaltet hatte: den Gegner von Böhmen ab und gegen die Oder zu drängen; das war das große anzustrebende strategische Ziel, wozu mitzuwirken er den Herzog von Bevern so oft aufgefordert hatte. Jetzt, wo er den Feind endlich in Reichweite vor sich sah, ergab es sich, daß das strategische mit dem taktischen Ziele zusammenstimmte. Er sieht, daß die Anhöhen bei Frobelwitz stark mit Artillerie besetzt sind, daß der feindliche rechte Flügel sich hinter einem ihm als unzugänglich bekannten Gelände, dem Zettelbusch, verliert, er beobachtet Truppenbewegungen

nach diesem Flügel hin und weiß, daß das Gelände überhaupt einen Angriff auf diesen Flügel, daß es vor Allem dessen Umgehung verbietet. Auch einen Stoß auf den Theil der feindlichen Aufstellung zwischen Frobelwitz und Leuthen hält er nicht für zweckentsprechend, weil, wie er in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges sagt, die linke Flanke seines Angriffes durch den rechten Flügel seines Gegners stark bedroht gewesen wäre, und die Schlacht doch mit der Wegnahme des Hügels bei Sagschütz hätte enden müssen, der das Schlachtfeld weithin beherrscht. Dann wäre das Schwerste bis zuletzt geblieben, bis zu einer Zeit, wo die Truppen bereits erschöpft sein mußten und keine großen Dinge mehr leisten konnten. Wenn man aber mit dem Schwersten begann, das erste Feuer der Soldaten benutzte, so mußte sich das Andere um so leichter von selbst finden. So war und blieb nur der linke Flügel als Angriffsobjekt; er erschien dem König nur mittelmäßig angelehnt, was thatsächlich nicht ganz der Fall war. Seiner eigenen Armee gewährte die Weistritz Deckung vor einer Bedrohung der rechten Flanke. Diese taktischen Erwägungen, die ihn wohl zunächst beschäftigten, da er vor Allem einen Sieg gebrauchte, vereinigten sich in günstigster Weise mit dem strategischen Grundgedanken seiner Operationen, und so gestaltete sich aus den Erwägungen die Ausführung: die volle Stärke dort einzusetzen, wo er es nur mit einem Theile der feindlichen Kräfte zu thun hat, also auf dem feindlichen linken Flügel, den eigenen linken dagegen außerhalb des Feuers zu halten und ihn zu refüsiren, um Fehler zu vermeiden, wie sie bei Prag und Kolin verhängnißvoll geworden waren. Zweierlei war Grund- und Vorbedingung für den Erfolg: Ueberraschung und Schnelligkeit. Wenn die Oesterreicher zu rechter Zeit bemerkten, daß ihr linker Flügel das Angriffsziel sei, so vermochten sie ihn nachhaltig zu verstärken, mit ausreichenden Truppen dem Stoße entgegenzutreten. Das durfte nicht sein, und der König ergriff zunächst eine Maßregel, um die Oesterreicher möglichst lange in Ungewißheit zu lassen und über seine Absichten zu täuschen. Während des Kavalleriegefechts und später war nämlich die Armee im langsamen Vormarsche geblieben und inzwischen mit ihren Teten über Borne hinaus vorgerückt; hier machte sie nun Bewegungen, die die Oesterreicher zu der Annahme verleiten sollten und wirklich auch verleiteten, die Preußische Armee wolle aufmarschiren, um — natürlich — den rechten Oesterreichischen Flügel anzugreifen. Diese den Oesterreichern so bedenklich erscheinenden Bewegungen bestanden darin, daß die Kolonnenspitzen, die beim Umschreiten von Borne die richtigen Abstände verloren hatten, sie wiederherstellten, wodurch dem Beobachter auf der feindlichen Seite ein Bild entstand, das wohl so aussehen mochte, als ob der Aufmarsch beginnen sollte. Der Oesterreichische rechte Flügel wurde infolgedessen noch mehr verstärkt; nicht nur die Reserve, die schon auf dem Marsche war, sondern auch Kavallerieregimenter des linken Flügels, von Daun selbst geführt, eilten dorthin, auf das immer stürmischer

werdende Verlangen Lucchesis, dessen frühere Besorgnisse nun ihre sichtliche Bestätigung zu finden schienen. Der bedächtige Daun selbst war also jetzt überzeugt, das es dem rechten Flügel gelte. So erfüllte sich die erste Bedingung für das Gelingen: die der Ueberraschung; die zweite, die der Schnelligkeit, gewährleistete die im Vergleiche zu seinem schwerfälligen Gegner ungemein große Manövrirfähigkeit, der Drill der Preußischen Truppen.

Der östlich Borne von der Armee scheinbar beabsichtigte Aufmarsch fand nicht statt; den Ostrand des Dorfes besetzten die drei Frei-Bataillone und die Jäger. Die Armee selbst schwenkte mit den Teten ihrer vier Kolonnen nach Süden (Skizze rechts unten), also rechts, und formirte im Weitermarschiren nunmehr die Schlachtordnung in zwei Treffen in rechts abmarschirter geöffneter Zugkolonne. Im Einzelnen ist noch zu bemerken, daß die sechs, der Avantgarde zur Deckung der rechten Kavalleriekolonne bereits entnommenen Bataillone sich vor die Kavallerie des rechten Flügels setzten, um diese gegen Ueberraschungen weiter zu sichern, also an der Tete der Armee sich befanden, der wiederum die zehn Schwadronen Zieten-Husaren aufklärend vorausgingen. Die übrigen drei Bataillone der Avantgarde unter dem Generalmajor Wedel marschirten als Marschkolonne für sich links, also gegen den Feind zu, in gleicher Höhe mit der Infanterietete. Zehn Schwadronen Puttkamer-Husaren stießen zum linken Kavallerieflügel, während drei Schwadronen Warnery-Husaren die Arrieregarde bildeten. Die schwere Artillerie in fünf Batterien marschirte außerhalb (links) des ersten Treffens; im Zwischenraume zwischen beiden Infanterietreffen befanden sich die Infanterie- und Artillerie-Munitionswagen. Husaren-Offizierpatrouillen beobachteten den rechten feindlichen Flügel weiter, andere klärten in der Richtung auf Kanth (nach Süden) auf.

Während die Armee in dieser Ordnung sich mit der befohlenen Direktion auf den weithin sichtbaren Zobtenberg vorwärts bewegte, befand sich der König, noch vom Fürsten Moritz begleitet, auf der äußeren Seite seines Heeres, nach dem Feinde zu gedeckt von den übrigen zwanzig Schwadronen Husaren, die gleichzeitig die Armee cotoyirten und deren Marsch verschleierten. Von feindlicher Seite wurde kein Versuch gemacht, sich Aufklärung über den Abmarsch und das zeitweise Verschwinden der Preußen hinter den Hügeln zu verschaffen. Der König ritt die Kammlinie des Hügelzuges entlang, der sich, wie erwähnt, von Borne nach Radaxdorf südlich, dann nach Lobetinz südöstlich zieht.

Nach dem Gelände vermochte der Gegner nicht vollständig die Bewegung der Preußen einzusehen, aber völlig verborgen bleiben konnte sie ihm auch nicht. Der Abmarsch von Borne nach Süden bewies, daß der Angriff auf den rechten Oesterreichischen Flügel aufgegeben war, er konnte aber ferner die Ansicht erwecken, daß der König an diesem Tage überhaupt nicht mehr schlagen wollte. Diese Ansicht befestigte sich bei dem Oberkommando zur

Ueberzeugung, und selbst der vorsichtige Daun gab ihr mit einem Seufzer der Erleichterung Ausdruck, indem er sagte: „Diese Leute ziehen davon; lassen wir sie!"

Nur Nádasty, der auf dem linken Flügel befehligte, sah das Verderben gegen ihn sich heranwälzen, indem er vermöge seiner Stellung bei Sagschütz die Bewegungen der Preußen richtig erkannte. Dringender und dringender bat er um Verstärkung, aber zu spät! Was von Reserven vorhanden, was überhaupt für entbehrlich gehalten worden war, befand sich nun eine Meile entfernt auf dem rechten Flügel; der erleichternde Gedanke, die Preußen zögen ab, hatte jede Gegenmaßregel verhindert, so etwa eine Angriffsdemonstration auf den Preußischen linken Flügel, die alsbald die Absichten des Königs enthüllt und durchkreuzt oder mindestens erschwert hätte. Lucchesi hatte zu früh Gehör gefunden, Nádasty fand es zu spät; die Verwendung der Reserve vor der Schlacht rächte sich nun in furchtbarer Weise.

Es war 12 Uhr vorbei, als die Preußische Armee durch Linkseinschwenken ihre Schlachtlinie hergestellt hatte. Der rechte Kavallerieflügel hielt südöstlich Schriegwitz, den Kaulbusch vor der Front, die äußere Flanke durch die erwähnten sechs Bataillone gedeckt; die Infanterielinie stand mit ihrer rechten Flanke links von Schriegwitz und erstreckte sich bis hinter die Höhe westlich Lobetinz nach Nordwesten, in einer Länge von etwa 3800 Schritt. Der linke Kavallerieflügel hielt hinter Radaxdorf. Die drei Avantgarden-Bataillone Wedels standen als Vortreffen, mit einer Batterie von zehn schweren Geschützen links neben sich, vor dem rechten Flügel der Infanterie. Die Husaren machten die Front allmählich frei und sammelten sich als sogenannte Reserve hinter dem zweiten Infanterietreffen. Die schwere Artillerie war vor der Front derart vertheilt, daß (außer den zehn Geschützen beim Vortreffen) standen:

1 Batterie	von	17	Geschützen	vor dem rechten Infanterieflügel,
2 Batterien	= je	14	=	= der Mitte,
1 Batterie	=	16	=	= dem linken Infanterieflügel.

Der kurze Dezembertag gewährte nur noch vier Stunden Tageslicht, und es war die höchste Zeit, nunmehr den Arm zum Schlage zu erheben. Und diese Zeit genügte zum Siege. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Fridericianischen Schlachten, daß ihr Verlauf so kurz ist. Aber damals lag die Aussicht auf taktischen Erfolg lediglich in der Wucht des richtig angesetzten ersten Stoßes der Armee, die einen einzigen, nur als Ganzes verwendbaren Körper bildete, als ein Ganzes bewegt und geleitet werden mußte, als Ganzes entweder siegte oder geschlagen wurde. Ersatz und Organisation, durchaus voneinander abhängig, und als deren natürliche Konsequenz die Ausbildung von Truppen und Führern waren nur und konnten nur auf eine solche Durchführung des Gefechts gerichtet sein. Bei der Uniformität der damaligen Heere in Organisation, Bewaffnung und

Taktik ergab sich ein Unterschied lediglich durch die moralischen und nationalen Verschiedenheiten der Heere: das Preußische ganz durchsetzt vom Geiste der Offensive, seinen Gegnern durch seine Ausbildung, die genaue und schnelle Ausführung der während des Gefechts nöthigen Bewegungen überlegen, nun auch überlegen durch den Geist, der es durchglühte; — bei den Oesterreichern Langsamkeit, pedantische Bedächtigkeit, taktisches Ungeschick, aber auch Zähigkeit und tapferes Ausharren innerhalb vorsorglich gewählter, womöglich künstlich verstärkter Stellungen.

Der König war zu den drei Bataillonen des Vortreffens geritten und setzte sie selbst zum Angriff auf den Sagschützer Kiefernberg an; es war gegen 1 Uhr, als Wedel mit ihnen den Vormarsch antrat. Die Avantgarden-Batterie begleitete seinen linken Flügel und begann ihr Feuer mit so großem Erfolg, daß schon der erste Schuß zwei feindliche Geschütze demontirte, die folgenden aber durch ihre furchtbare Wirkung den Muth der Vertheidiger des Kiefernbergs völlig erschütterten. Fast gleichzeitig wurden die sechs Bataillone der äußersten rechten Flanke in das Gefecht verwickelt. Nádasty war, um vorerst die Kavallerie des Preußischen rechten Flügels zu werfen, mit der seinigen vorgerückt und brach hinter dem Kaulbusch hervor. Sein überraschendes Erscheinen brachte die Preußischen Reiter zum Stutzen. Nun aber richteten die Preußischen Bataillone ein so wirksames Feuer auf Nádastys Schwadronen, daß diese in Ueberstürzung zurückflutheten. So hatte sich gleich bei Beginn der Schlacht die weise Voraussicht des Königs erprobt, daß in Anbetracht des Terrains sein rechter Kavallerieflügel den Schutz durch Infanterie nöthig haben könnte.

General Wedel ließ sich durch das feindliche Geschützfeuer nicht im Vormarsch aufhalten; seine Bataillone schritten vielmehr so kräftig zu, daß der König, der sich inzwischen mehr nach dem linken Flügel begeben und auf dem Lobetinzer Berge sich aufgestellt hatte, durch mehrere Adjutanten sagen ließ, die Bataillone sollten nicht so ausreißen (versteht sich: nach vorwärts!), die Armee könnte nicht folgen. Wedel hatte vor dem Kiefernberg zwei Gräben zu überschreiten, dann begann im Avanciren das kleine Gewehrfeuer, und diesem hielten die Württemberger nicht mehr Stand; sie verließen die Kiefern unter Zurücklassung ihrer Geschütze und zogen sich nach dem nordöstlich Sagschütz gelegenen Kirchberg. Die dort stehende Batterie von 14 Geschützen begann zu feuern, während sich die Zurückgegangenen unter ihrem Schutz zu sammeln suchten. Auch die Batterie nördlich Sagschütz mußte, bedroht wie sie war, abfahren und ging bis hinter Gohlau zurück. Zugleich mit Wedels Angriff auf den Kiefernberg waren die sechs Bataillone der rechten Flanke gegen den Kaulbusch avancirt und hatten die darin steckenden Oesterreicher durch das Kartätschfeuer ihrer Geschütze vertrieben. Wedel aber, der nun, nachdem der Kaulbusch genommen war, seine rechte Flanke sicher wußte, setzte seinen Angriff weiter fort, nachdem er seine zwar gelichteten aber zu neuen Thaten bereiten Bataillone geordnet hatte. Er wandte sich, ohne auf seine

schwere Batterie zu warten, die nicht so schnell folgen konnte, gegen den Kirchberg, indem die Bataillone mit halbrechts sich weiter bewegten. So kamen sie neben den rechten Flügel des ersten Infanterietreffens, vor dem sie beim Antreten gestanden hatten. Unverzüglich erfolgte der Angriff auf die Batterie am Kirchberg. Durch das stetige Rechtsziehen war es gelungen, dem Feinde die Flanke abzugewinnen und sich dem Feuer der Batterie einigermaßen zu entziehen, das außerdem durch die auf sie zurückfluthenden in Unordnung befindlichen Württemberger und Oesterreicher maskirt wurde. Nach einigen auf nächste Entfernung abgegebenen Salven und Kartätschlagen ihrer Feldstücke drangen die drei Bataillone in die Batterie und nahmen sie, unterstützt durch das Grenadier-Bataillon Kremzow, das rechte Flügel-Bataillon des ersten Treffens, das Fürst Moritz persönlich herangeführt hatte. Die bei der Kirchbergshöhe stehenden Württemberger und Bayern mußten zurück, obgleich Nádasty noch im letzten Augenblick — aber wieder zu spät — Oesterreichische Bataillone heranführte. Noch einmal setzte sich die feindliche Infanterie, verstärkt durch die Bataillone von Nádastys zweitem Treffen, hinter einem tiefen Graben nördlich des Kirchbergs, aber nun erschienen, wiederum von dem unermüdlich thätigen Fürsten Moritz herangeholt, die sechs Bataillone der rechten Flanke, noch weiter nach rechts übergreifend und so den äußersten rechten Flügel der Preußischen Infanterielinie bildend. Ein heftiger Kampf entspann sich, Preußische Artillerie fuhr auf dem Kirchberge auf, andere wirkte von weiter links her mit; ihr mörderisches Feuer und die unerschütterliche Haltung der Preußischen Bataillone, die stets weiter überflügelnd unwiderstehlich auf die linke Flanke des Gegners drückten, brachen bald den Widerstand, und in Unordnung floh der Feind theils in der Richtung auf Leuthen theils dem Rathener Busch zu.

Während dieses unaufhaltsamen Vorgehens der Preußischen Avantgarden-Infanterie hatten auf dem äußersten rechten Flügel bedeutende Reiterkämpfe stattgefunden. Wie erwähnt, hatte Nádasty den durch die Flanken-Bataillone abgewiesenen Versuch gemacht, die Preußische Kavallerie des rechten Flügels in der Flanke zu fassen.

Nachdem nun der Kaulbusch gesäubert war und Nádasty seine Schwadronen, denen Preußisches Artilleriefeuer stark zusetzte, bis auf die Höhe hinter Gohlau zurückgenommen hatte, bedrohte er von hier aus zwar die Bataillone der avancirenden Preußischen Avantgarde, wagte aber bei ihrer festen Haltung nicht, etwas gegen sie zu unternehmen. Nun führte Zieten seine Reiter westlich des Mittelteiches vor. Das enge Gelände mit vielen Gräben und Hecken erschwerte den Vormarsch im feindlichen Feuer, und so kam der Kavallerieflügel nicht geschlossen zur Attacke, sondern regimenter- selbst schwadronsweise. Aber Zietens Umsicht gelang es, die theilweise schon weichenden Schwadronen zu ordnen und einheitlich vorzuführen. Die Kaiserliche Kavallerie wurde vollständig in die Flucht geschlagen und trug neue Verwirrung in die bereits

erschütterte und sich auflösende Infanterie Nádasdys. Die größten Erfolge hatte die Brigade Lentulus, die Regimenter Garde du Corps und Gensdarmes. Ihnen kam unter Anderen das Dragonerregiment Jung Modena unter die Klinge, das völlig zusammengehauen wurde. Ebenso erfolgreich erwies sich der Ritt der Zietenhusaren, die, aus dem dritten Treffen herangeführt, sich auf zurückweichende feindliche Infanterie warfen, sie völlig zersprengten und an 2000 Gefangene machten. Das Nádasdysche Korps war vom Schlachtfelde weggefegt, der Oesterreichische linke Flügel zertrümmert, die Infanterie floh entweder in der Richtung auf Leuthen oder hinter die Weistritz, die Kavallerie sammelte Nádasdy hinter dem Rathener Busch, ihr gegenüber hielt Zieten mit der Kavallerie des Preußischen rechten Flügels. So hatte sich der Einleitungsakt der Schlacht zu einem völligen Siege eines kleinen Theils der Preußischen Armee ausgestaltet.

Auf Oesterreichischer Seite waren schon während der eben geschilderten Kämpfe Anstrengungen gemacht worden, um dem Verderben Einhalt zu thun, aber es war keine Zeit, die Preußen waren zu schnell! In dem Raum, den das Nádasdysche Korps zwischen Sagschütz und Leuthen eingenommen hatte, hielt kaum noch eine geschlossene Truppe Stand; die vereinzelt und athemlos herankommenden Verstärkungen geriethen in den Strudel der Flüchtenden und vermehrten nur ihre Zahl. Wohl niemals wird sich feststellen lassen, was hier von Oesterreichischer Infanterie der Auflösung verfiel. Das Feld war mit Flüchtigen bedeckt, und wie eine Gewitterwolke rückten die Preußischen Infanterietreffen heran, mit ihrem rechten Flügel an dem Gefecht betheiligt wie die Echelons herankamen, während die neun Avantgarden-Bataillone, stetig sich rechts ziehend, Salve auf Salve den Fliehenden und den herankommenden Unterstützungen in Flanke und Rücken jagten, während die schweren Batterien der Avantgarde, des rechten Flügels und des Centrums ihre Geschosse in die Massen schleuderten. In dieser Verwirrung bewahrten die drei Sächsischen Chevaulegersregimenter, die am Morgen bei Borne gefochten hatten, wacker ihre Haltung und warfen sich der Preußischen Infanterie entgegen, aber vergebens, auch sie mußten weichen. Nun fegten Preußische Husaren in diesen Wirrwarr hinein und sammelten an Gefangenen, was zu erreichen war.

Herzog Karl von Lothringen ergriff das einzige Mittel, was noch übrig zu sein schien, wenn er seine Armee nicht rettungslos aufgerollt sehen wollte. Er entschloß sich zu einer großen Frontveränderung, die sich nur ausführen ließ, indem der rechte Flügel nach Süden herum schwenkte, das Centrum, und was vom linken Flügel noch übrig war, ebenfalls mit der Front nach Süden ihre Stellung veränderten. Eine solche Bewegung, wie sie den Oesterreichischen Truppen hier nothgedrungen zugemuthet wurde, wäre für ihre Schwerfälligkeit und Langsamkeit schon unter gewöhnlichen Verhältnissen schwer ausführbar gewesen. Hier aber unter dem Feuer eines siegesgewissen Gegners, gehemmt durch entgegenströmende Flüchtlinge, zu ungewohnter Eile angetrieben, kamen

sie athemlos in mangelhafter Ordnung und nur sehr allmählich an. An einer Stelle häuften sich die Truppen zu tiefen Massen, an anderen klafften weite Lücken. Während für die Schwenkung selbst das Dorf Leuthen das Pivot gebildet hatte, zog sich die neue Front dahinter immer weiter nach Westen, je nachdem die Regimenter vom rechten Flügel in die neue Linie einrückten.

Das auf fast 1800 Schritt langgestreckte Dorf bildete ein bei der damaligen ausschließlich geschlossenen und linearen Fechtart nicht zu unterschätzendes Fronthinderniß, zugleich einen Stützpunkt für die ganze Bewegung, die sich in seiner Nähe am schnellsten vollzog, so daß hier dem herankommenden Gegner eine achtunggebietende Feuerfront entgegentrat. Auch gelang es, die gesammte noch nicht verlorene schwere Artillerie auf dem Windmühlenhügel hinter Leuthen in Batterie zu bringen, von wo sie im weiteren Verlauf der Schlacht nachdrücklich wirkte.

Aber diese neue Front barg eine große Gefahr bei jedem Mißerfolg. Die Oesterreicher standen jetzt mit dem Rücken nach der Oder; ihre einzige Rückzugsstraße lag in der geraden Verlängerung ihrer linken Flanke, und das Gefühl der Unsicherheit, das durch diese Aufstellung bei den Truppen entstand, trug dazu bei, deren durch die bisherigen Ereignisse bereits erschütterte Standhaftigkeit noch mehr hinabzudrücken.

Der König war, wie wir wissen, zum linken Infanterieflügel geritten. Gleichzeitig und während Wedel gegen Sagschütz vorging, gab er den Befehl zum Avanciren der Infanterie. Sie trat vom rechten Flügel bataillonsweise in Echelons mit 50 Schritt Abstand und mit halbrechts an. Durch diese Art des Vormarschs, wie er eben nur einer streng disziplinirten und schon im Frieden dafür eingeübten und ausgebildeten Infanterie möglich war, wurde die Absicht erreicht, den linken Flügel aus dem Feuer und doch das Ganze in einer Hand zu halten. Da das erste Treffen 20 Bataillone stark war, jedes Echelon 50 Schritt Abstand von dem überstehenden hatte, ergiebt sich, daß die äußerste Staffel des linken Flügels 1000 Schritt hinter der äußersten des rechten zurück war. Durch das Rechtsziehen kam der linke Flügel jetzt rechts von Lobetinz, während die Frontlinie sich in der Richtung auf Leuthen vorbewegte, begleitet vom Könige, der sich nun dauernd zwischen den beiden Infanterietreffen aufhielt, überall anfeuernd und helfend, wo es Noth that. Die schweren Batterien machten dieses Vorgehen ebenfalls staffelweise derart mit, daß sie eine immer 250 Schritt hinter der anderen blieben. So rückte die Staffellinie heran, vom rechten Flügel an griffen die Bataillone nach und nach in das Gefecht ein, schoben und drängten Alles, was noch südlich von Leuthen stand, zurück im Anschluß an die Avantgarden-Bataillone, die, eine Art Haken bildend, fortwährend gegen die feindliche Flanke wirkten. Je näher die Infanterie an Leuthen herankam, je mehr Bataillone des ersten Treffens die Feuerzone betraten, um so mehr verwandelte sich deren flankirende Vorbewegung in eine frontale, bis

sie vor dem Dorfe zunächst zum Stehen kam. Was vom Gegner noch südlich davon war, wurde bald hineingeworfen, aber die Eroberung von Leuthen selbst war ein schweres Stück Arbeit.

Der Dorfkirchhof war der Gegenstand des heißesten Ringens; ihn vertheidigte das Regiment Roth Würzburg heldenmüthig und wurde dabei fast ganz aufgerieben. Aber auch andere Punkte des Dorfes wurden den andringenden Preußen ernstlich streitig gemacht, und der Kampf wogte hin und her, denn das Gefecht in den engen Dorfgassen, zwischen Häusern und Gärten, Zäunen und Hecken war eine ungewohnte Arbeit für die an die geschlossene Linie gewöhnten Preußischen Bataillone. Die glänzenden Regimenter der Potsdamer Garnison, das 2. und 3. Bataillon Garde, das Garde-Grenadier-Bataillon Retzow, sowie die Regimenter Pannewitz und Münchow fochten hier mit Standhaftigkeit und äußerster Bravour unter schweren Verlusten, denn das Artilleriefeuer vom Windmühlenberge schmetterte in sie hinein; aber endlich gelang es dem Hauptmann Möllendorf vom 3. Bataillon Garde, mit diesem den Kirchhof zu stürmen, und nach halbstündigem Kampf waren die Oesterreicher aus Leuthen hinausgeworfen. Während des mörderischen Dorfgefechts waren die Bataillone des zweiten Treffens ins erste gezogen worden, um entstandene Lücken in der Gefechtslinie zu schließen, und auch diejenigen des linken Flügels kamen jetzt heran. Sie trafen auf die sich nach Westen verlängernde Oesterreichische Infanterie-Linie und traten gegen diese in ein stehendes Gefecht, das vorübergehend nicht ohne Rückschläge war. Der König erkannte rechtzeitig die Nothwendigkeit, die neue rechte Oesterreichische Flanke zu erschüttern; er ließ einen bedeutenden Theil der schweren Artillerie des linken Flügels auf dem Butterberge auffahren, von wo aus die jetzige Linie des Gegners enfilirt und dem eigenen linken Flügel ein kräftigerer Halt gegeben wurde, während die Geschütze des Centrums und rechten Flügels, in zwei großen Batterien vereinigt, theils gegen den Windmühlenberg, theils gegen die hinter dem Dorfe stehenden Infanteriemassen wirkten.

Die siegreichen Preußischen Bataillone waren aus Leuthen herausgetreten und trafen nördlich davon auf eine wohl meist erschütterte aber an Zahl noch übermächtige Infanterie. Wenn auch die Ordnung bei den Oesterreichern vielfach zerrüttet war, viele zersprengte Bataillone sich hinter dem Windmühlenberge in Haufen von 100 Mann Tiefe zusammendrängten, so waren doch noch genug Abtheilungen vorhanden, die ihren Halt bewahrt hatten und die nun festen Fußes die Preußen mit ihrem Feuer empfingen. Das Avanciren der Preußischen Infanterie hatte ein Ende, ihre Glieder waren gelichtet, die Kämpfer abgemattet von dem heißen Gefecht, und nun auch das zweite Treffen völlig in die Gefechtslinie gezogen. Auf nahe Entfernung schleuderten sich die Gegner Salve auf Salve entgegen, aber das bisherige Vorgehen stockte — die Schlacht stand, die Dunkelheit rückte rasch heran. Wenn auch das Preußische schnelle und sichere Feuer endlich das Uebergewicht errang,

wenn auch im feindlichen Centrum und linken Flügel Schwanken und Flucht begannen, denn die etwas flankirende Stellung der Preußischen Avantgarden-Bataillone wirkte noch immer: die Entscheidung vermochte die erschöpfte Preußische Infanterie nicht mehr zu erkämpfen. Sie sollte von einer anderen Seite, von der schlachtengewinnenden Waffe des großen Königs, von der Kavallerie kommen, und wieder war es ein Flankenangriff, der den Sieg vollendete, wie die anfängliche und dauernde Wirkung auf die Flanke ihn angebahnt.

Der König hatte dem Generalleutnant v. Driesen, dem Kommandeur der Kavallerie des linken Flügels, ausdrücklich befohlen, die linke Flanke der Infanterie zu decken. Driesen, bei Beginn der Schlacht hinter Radaxdorf aufmarschirt, war anfänglich dort stehen geblieben und später der vorgehenden Infanterie gefolgt. Zunächst blieb er jenseits Radaxdorf, gegen Sicht durch das Hügelgelände gedeckt, halten, während er selbst alle Bewegungen des Feindes, besonders die des Oesterreichischen rechten Kavallerieflügels, scharf im Auge behielt.

Der diesen Flügel befehligende General Lucchesi war, als die große Schwenkung begann, erst bis Heide, und als der Kampf um Leuthen entbrannte, bis etwa in die Höhe dieses Dorfes vorgegangen. Hier nahm er die scheinbar entblößte Flanke des linken Preußischen Infanterieflügels wahr und begann sich zum Angriff darauf vorzubereiten, zumal er von Driesens Nähe mit 50 Schwadronen in seiner eigenen Flanke keine Ahnung und auch keinen Versuch gemacht hatte, sich über das aufzuklären, was hinter den Hügeln etwa vorginge. Driesen, der Lucchesis Bewegungen beobachtet hatte, zog sich, als er dessen Vorhaben erkannte, hinter seinen Hügeln verborgen weiter links, um ihn zu überflügeln, und nun, als die Ueberflügelung weit genug, bis zu 10 Schwadronslängen, gediehen war, schwenkte er ein, setzte zur Attacke an, und plötzlich erschienen seine heranstürmenden Geschwader auf den Höhen. Im ersten Treffen befanden sich 20 Schwadronen Kürassiere und 10 Schwadronen Dragoner, im zweiten 15 Schwadronen Kürassiere; Puttkamer-Husaren, 10 Schwadronen, folgten als drittes links überragendes Treffen.

Nun, wiederum zu spät, ersah Lucchesi die ihm drohende Gefahr, entdeckte, daß er weit überflügelt und seine Flanke dem Anprall rettungslos preisgegeben sei. Er glaubte das Mittel, einer Niederlage zu entgehen, nur noch darin zu finden, daß er links schwenken ließ, um sich im Galopp hinter die eigene im Feuer stehende Infanterie zu ziehen. Aber wiederum war es zu spät! Zwar warfen sich einige seiner Front schwenkenden Schwadronen dem heranjagenden Gegner entgegen, aber sie wurden von den Kürassieren übergeritten, während die Dragoner die linke Flanke, die flinken Husaren den Rücken der feindlichen unentwickelten Reitermasse faßten. Hier und da ein kurzer Kampf, dann wandte sich die Oesterreichische Kavallerie zur Flucht, Alles von ihrer eigenen Armee überreitend und mitreißend, was ihr im Wege war. Lucchesi, der das Unheil dieses Tages begonnen hatte, vollendete es

so; aber durch seinen Reitertod im wilden Getümmel sühnte er seine Schuld. Als die Oesterreichische Infanterie des rechten Flügels das in ihrem Rücken sich entladende Ungewitter gewahr wurde, warf sie die Gewehre fort und gab, davonstürzend, jeden Widerstand auf; ihr folgte, was im Centrum und weiter links bis jetzt noch gefochten hatte. Die siegreiche Preußische Kavallerie, unterstützt und verstärkt von den Husarenregimentern der Reserve, hielt nun Nachlese. Die in der beginnenden Dunkelheit auf engem Raum sich abspielenden Scenen eines wilden und wirren Durcheinanders werden sich nie mehr ans Licht ziehen lassen. In kurzer Zeit waren die Kaiserlichen Reiter-Regimenter auseinandergesprengt durch das Ungestüm der frischen, kampfeslustigen und vom Erfolg gehobenen Preußischen Schwadronen. Die feindliche Infanterie hatte jeden Widerstand aufgegeben, ihre Reihen lösten sich, und sie und die Kavallerie waren durcheinandergewürfelt im Strudel der Flucht, in dem hier und da noch ein Bataillon zusammenhielt, hervorragend wie ein umbrandeter Fels. So wälzten sich die Massen den Weistritz-Uebergängen zu, hinter und mitten unter ihnen die Preußischen Reiter, denen sich nun auch einige Regimenter des rechten Flügels zugesellten.

Vier Oesterreichische Bataillone, die am nördlichen Abhange des Windmühlenberges standen, verschmähten es, zu weichen, und versuchten im allgemeinen Chaos heldenmüthigen Widerstand. Es waren die Regimenter Durlach und Wallis. Da warf sich Generalmajor Meyer mit den Bayreuth-Dragonern und dem Regiment Karabiniers auf sie und vernichtete sie. Auch die Kanoniere der großen Batterie auf dem Windmühlenberge wehrten sich nach gut Oesterreichischer Art, die noch bei Königgrätz sich so glänzend bewährt hat, bei ihren Geschützen, bis das Grenadier-Bataillon Schenkendorf die Batterie stürmte und auch hier ein Ende machte.

Nur Nádasdy, der als der zuerst Geschlagene Zeit gehabt hatte, seine Truppen zum Theil zu sammeln, versuchte eine Deckung des Rückzuges mittelst einiger Schwadronen und Bataillone, und wirklich gelang es ihm, die Weistritz-Uebergänge oberhalb Lissa bis zum späten Abend zu schützen und so einem beträchtlichen Theil der Fliehenden Sicherheit zu gewähren.

Während die Preußische Kavallerie auf dem Schlachtfelde den Kehraus machte, war der kurze Dezembertag zu Ende gegangen, und schon im Dunkel folgte langsam die Infanterie, ihre gelichteten Bataillone zusammenschließend, ermattet vom heißen Kampfe, den zumeist sie hatte tragen müssen, aber in fester unerschütterter Haltung, und rückte bis an die große Breslauer Straße vor.

Der König beabsichtigte, sich des wichtigsten der Weistritz-Uebergänge — dessen bis Lissa — noch zu bemächtigen, um den Feind daran zu hindern, daß er sich etwa hinter dem Flußlauf festsetze. Nun erschien er vor der Front und fragte, ob noch einige Bataillone Lust hätten, ihm zu folgen. Die Grenadier-Bataillone Manteuffel, Wedel und Ramin nahmen sogleich Gewehr

auf, und mit ihnen und den Seydlitz-Kürassieren ging es in der tiefen Dunkelheit langsam gegen den Ort vor. Vor ihm, in seinem Innern und am Ostausgange kam es zu einem letzten Aufflackern des Kampfes, aber schnell wich der Feind, und der König begab sich in das Lissaer Schloß. Unterdessen war, ohne ausdrücklichen Befehl, die ganze Armee ihrem Könige in der Richtung auf Lissa gefolgt; die Schritte beflügelten sich, als noch einmal Kanonendonner herübertönte. So eilten denn die Generale voraus; sie fanden aber den König bereits im Schloß. Er dankte ihnen, seinem jungen Bruder Ferdinand, der auch an diesem Tage sich als echter Hohenzoller erwiesen hatte, Driesen, Zieten, Retzow, Wedel und all den übrigen tapferen Männern mit den Worten: „Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens, sowie den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen." Den Fürsten Moritz ernannte er zum Feldmarschall, indem er sagte: „Ich gratulire Ihnen zur gewonnenen Bataille, Herr Feldmarschall", und weiter: „Sie haben Mir so bei der Bataille geholfen, wie Mir noch nie Einer geholfen hat."

Indessen richteten die Truppen vor Lissa ihr Nachtlager auf der schneebedeckten Erde her, hungrig und müde, ermattet durch die blutige Arbeit des Tages, aber stolz auf ihren König, glücklich über den unerhörten Sieg und stark durch die Ueberzeugung, ihre Pflicht wie brave Soldaten gethan zu haben. Und der König sagte von ihnen: „Es ist unnöthig, zu erinnern, daß unsere ganze Armee vom Offizier bis zum gemeinen Mann Wunder der Tapferkeit in dieser Bataille gethan hat. Man darf nur die That reden lassen."

Der Rückzug der Oesterreicher aber ging die ganze Nacht hindurch bis in die schützenden Befestigungen hinter der Lohe. Sie hatten gegen 3000 Todte und 6000 bis 7000 Verwundete und schon auf dem Gefechtsfelde über 12 000 Gefangene nebst 51 Fahnen und Standarten und 131 Geschützen eingebüßt. Diese Verluste vermehrten sich während des schleunigst von Breslau auf Schweidnitz nach Böhmen angetretenen, von Zieten verfolgten, regellosen Rückzugs auf 21 000 Mann. Breslau mit seiner starken Garnison fiel, bald auch Liegnitz, und durch diese Ereignisse steigerte sich der Oesterreichische Gesammtverlust seit dem 4. Dezember auf etwa 45 000 Mann, 14 000 Mann mehr, als die ganze Potsdamer Wachtparade stark gewesen war. In tief zerrüttetem Zustande kam die Oesterreichische Armee in Böhmen an, kaum 20 000 Mann waren noch unter den Waffen. Die Preußen erkauften ihren Sieg mit dem Verlust von 202 Offizieren, 6059 Mann, darunter 19 Offiziere, 1131 Mann todt. Aber Schlesien war frei, die ganze Kriegslage mit einem Ruck zu Gunsten Preußens verändert, die Anschläge seiner Gegner vernichtet.

Zwei Stunden länger Tag, und es wäre der größte Sieg des Jahrhunderts gewesen: so schreibt der König über Leuthen. Wir wissen: es war auch so der größte Sieg des Jahrhunderts!

Wenn er das höchste erstrebte Ziel, die Vernichtung des Feindes, nicht erreichte, nicht erreichen konnte, weil die Naturgesetze, das Physische im Soldaten, eine unüberschreitbare Grenze steckten, so war er doch unerhört, übermenschlich fast. Die vollständige Zertrümmerung eines Heeres durch einen Gegner, der noch nicht halb so stark ist wie der Besiegte, ist an und für sich etwas, was Verstand und Phantasie schwer zu fassen vermögen, nur denkbar und erlebt bei Kämpfen civilisirter Heere gegen Barbaren. So schlug Karl XII. die Russen bei Narwa. Hier bei Leuthen standen sich zwei Armeen gegenüber, in allem Aeußerlichen nur unwesentlich verschieden; die eine getragen von einer Reihe von Erfolgen, die andere, zum größeren Theile aus Truppen bestehend, die eine verlorene Schlacht unmittelbar hinter sich hatten — und diese siegte! Warum sie siegte, wissen wir: es war ihr Königlicher Führer, der sie zu gewaltiger That befähigte und mit sich riß. — Wie Königgrätz und Sedan etwas Einziges sind, so auch Leuthen. Alle drei sind Gipfelpunkte mächtiger militärischer Größe in genialer Einfachheit der strategischen Anlage in Klarheit. über das Gewollte, in kühner und doch überlegter Durchführung des Willens und — zur Durchführung Heere, die ihrem materiellen Werth und ihrem sittlichen Gehalte nach die eigensten Schöpfungen ihrer Königlichen Führer waren. Aber Leuthen taucht leuchtend aus der finstern Nacht des Unheils empor, als Niemand mehr zu hoffen wagte. Darum schauten die Zeitgenossen mit hellem Jubel, scheuer Bewunderung oder wildem Zorn auf den Mann und König, der das vollbracht, den Einzigen, der nicht gezagt hatte und der nun der Sieger war. Seine Preußen jauchzten ihm zu, mit ihnen das arme, in Ohnmacht versunkene, verspottete Deutschland, das er schon durch die den Franzosen bei Roßbach ertheilte Lektion moralisch erobert und dem er schlummernde Erinnerungen an die Gemeinsamkeit des Blutes neu erweckt hatte; England, selbst das feindliche Frankreich, waren voll seines Ruhmes; ganz Europa pries den heldenmüthigen Preußenkönig, den Sieger von Leuthen.

Um keinen der vielen Schlacht- und Kampfestage des großen Königs haben Bewunderung und Liebe einen solchen Sagenkranz geflochten, wie um die Schlacht am 5. Dezember 1757. Manches davon, so der Bericht von der gefährlichen Begegnung des Königs mit Oesterreichischen Offizieren im Lissaer Schloß, hält vor der Kritik nicht Stand. Anderes aber ist wirklich geschehen und glaubhaft bestätigt. Dazu gehört die Erzählung von dem Gesange, mit dem die Truppen gegen den Feind marschirten. Während der König die im Rechtsabmarsche befindliche Armee auf den Höhen östlich von Radaxdorf begleitete, tönte zu ihm das Brausen eines von vielen tausend Menschenkehlen gesungenen geistlichen Liedes hinüber. Es war der alte Choral: „O! Gott, Du frommer Gott“, ein Choral, dessen Inhalt die Alles überwindende Kraft des Gehorsams und Pflichtgefühls zum schlichtesten und deshalb so ergreifenden Ausdruck bringt. Der König hatte streng be-

fohlen, der Marsch solle in lautloser Stille geschehen, und um diese wieder herzustellen, wollte ein Offizier aus dem Gefolge hinreiten. Aber der König verbot das und wandte sich zu Zieten mit den Worten: „Meint Er nicht auch, daß ich mit solchen Leuten heut siegen werde?“

Als nun im Abenddunkel die Armee über das blutige Schlachtfeld dem König nach Lissa folgte, begann eine einzelne Stimme den Choral: „Nun danket Alle Gott“, und nicht lange währte es, da sang das ganze kleine Heer das Danklied, und wahrlich: Gott hatte an ihrem König und an jedem Preußischen Soldaten heut große Dinge gethan.

In diesen beiden geistlichen Liedern finde ich den Kern des Geistes, der die Armee beseelte: Gehorsam und Pflichtgefühl, auf Gott vertrauend, als es in den Kampf ging, Dank an Gott, als das blutige Tagewerk so glänzend durch, bis zum Tode von Tausenden, erfüllte Pflicht gethan war. Wir Alle verstehen, was es heißt, wenn ein Heer von solchem Geiste erfüllt ist: dann ist es unüberwindlich. Und wie sein Heer, so fühlte auch der König. An den Feldmarschall Keith schrieb er damals: „Wenn Preußen jemals Ursache gehabt hat, ein »Herr Gott, Dich loben wir« anzustimmen, so ist es bei dieser Gelegenheit. Nie habe ich so viele Hindernisse zu überwinden gehabt, aber Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat.“

Wir wissen nicht, was die Vorsehung unserem Vaterlande vorbehalten hat. Aber das Eine ist sicher, daß neuer Kampf gegen eine Welt von Feinden, so wie ihn der große König sieben Jahre durchringen mußte, um die Existenz seines Staates zu erhalten, um seine und seines Hauses Ehre zu bewahren, nur dann einen glücklichen Ausgang nehmen wird, wenn Volk und Heer bereit sind, ihr Alles daran zu setzen für König und Vaterland.

Gemeinsame Siege, wie bei Leuthen, gemeinsames Leid in den sieben furchtbaren Kriegsjahren, haben König Friedrich und sein Volk mit ehernen Klammern zusammengefügt, und damals entstand aus dem Volke eine Nation, zu einer Zeit, als das übrige Deutschland nur noch ein geographischer Begriff war. Da haben Preußens König und Preußens Volk gelernt, aneinander zu glauben, füreinander zu stehen, und so ist es geblieben in vielen schweren Zeiten bis heute, denn der Geist von Leuthen war immer wieder vorhanden, wenn der König sein Volk rief. Das Preußische Offizierkorps ist der Hüter dieses Geistes, darauf verpflichtet durch den Eid, den Jeder seinem Könige geschworen hat. Sorgen wir dafür, daß dieser Geist nimmer schwächlich und schwankend werde in ruhig dahinfließenden, friedlichen Tagen, die vielleicht nur scheinbar friedlich sind, sorgen wir dafür, daß unser alter Preußischer Wahlspruch: „Mit Gott für den König und für das Vaterland“ ein Wahrspruch bleibe.



Die Eingeborenen-Armee Indiens.

Von

v. Stumm,

Oberleutnant im Husarenregiment Königin Wilhelmina der Niederlande (Hannov.) Nr. 15.

Vorbemerkung.

Die Armee, welche England in Indien hat, und die sowohl seiner Macht im Lande selbst das nöthige Rückgrat bieten, wie auch an den Grenzen und über jene hinaus ein Bollwerk sein soll gegen die Invasionsgelüste seiner Nachbarn, besteht aus Europäischen und eingeborenen Truppen.

Die Friedenspräsenzstärke des Heeres stellt sich auf 220 000 Mann, davon 73 000 Europäische Truppen. Dazu kommen noch etwa 20 000 Mann Imperial Service Troops, d. h. Truppen aus den Staaten eingeborener Fürsten, welche diese aus eigenen Mitteln zur Verfügung der Indischen Regierung halten müssen; ferner etwa 24 000 Mann eingeborene Reserve und 20 000 Mann Europäische Freiwillige (Volunteers), zusammen 284 000 Mann.

In Folgendem möchte ich mich mit dem weitaus interessanteren Theile der Indischen Armee, d. h. mit dem eingeborenen Theile derselben, beschäftigen. — Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, ein Bild zu geben von der Organisation der „Eingeborenen-Armee“, ihrer Zusammensetzung aus den einzelnen Volksstämmen, deren Eigenart und Werth als Soldaten, sowie vom Rekrutirungssystem.

Bei der Besprechung der verschiedenen Rassen, die in der Armee vorhanden sind, habe ich versucht, in möglichster Kürze auf deren geschichtliche Entwickelung, soweit dieselbe von Einfluß auf die kriegerischen Instinkte der betreffenden Stämme war, zurückzukommen.

Organisation.

Wie bekannt, ist die jetzige Eingeborenen-Armee Indiens hervorgegangen aus den eingeborenen Truppen, wie dieselben vor dem großen Indischen Aufstande 1857 von der East India Company gehalten wurden. Nach dem Aufstande hat die Britische Regierung die Verwaltung des Landes von der East India Company übernommen, und die eingeborenen Truppen wurden ein Theil der Armee Ihrer Majestät der Königin von England.

Die gegenwärtige Stärke der Eingeborenen-Armee Englands beträgt 145 624 Mann, bestehend aus Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Pionieren. Im Kriegsfalle kann augenblicklich eine Reserve von 18 000 Mann einberufen werden, und in zwei Jahren soll die Zahl auf 24 000 Mann gebracht werden. Die Imperial Service Troops, in ungefährer Stärke von 20 000 Mann, sind hierbei nicht eingerechnet. Mit Ausnahme von einigen, unter besonderen Bedingungen geworbenen Regimentern ist die Armee verpflichtet, gegebenenfalls in jedem Theile der Erde für die Sache Ihrer Majestät zu kämpfen.

Die Armee ist eingetheilt in vier Befehlsbezirke (Commands) und zwar: Punjab, Bengal, Madras, Bombay.

Befehligt und ausgebildet wird die Armee von Britischen Offizieren. Der „Commander in Chief in India“ steht an der Spitze der Armee, wenn er auch gesetzmäßig dem Generalgouverneur von Indien unterstellt ist. An der Spitze eines jeden der vier Commands steht ein Generalleutnant. Die ersteren sind eingetheilt in Distrikte unter dem Befehle von Generalmajoren und Brigadegeneralen.

Die Britischen Offiziere der Infanterie und Kavallerie bilden das „Indian Staff Corps“ und stehen unter besonders vortheilhaften Bedingungen betreffend Gehalt, Beförderung und Pension. Sie sind dagegen verpflichtet, ihre gesammte Dienstzeit in der Eingeborenen-Armee zu dienen. In den sieben ersten Jahren ist es ihnen noch erlaubt, mit einem Offizier der Britischen Armee zu tauschen, dann nicht mehr. Die Artillerie- und Pionieroffiziere gehören nicht zum „Indian Staff Corps“, vorausgesetzt, daß sie nicht erklären, ihre gesammte Dienstzeit in der Eingeborenen-Armee zu verbringen, in welchem Falle sie in den Genuß der Vortheile des „Indian Staff Corps“ treten. Die Beförderung geschieht entsprechend der Dienstzeit, nach 11 Jahren zum Hauptmann oder Rittmeister, nach 20 Jahren zum Major, nach 26 Jahren zum Oberstleutnant. Die Beförderung zu höherem Range erfolgt jetzt nach Wahl.

Das Gehalt für einen Leutnant beläuft sich auf 325 Rs. = 442 Mk., für einen Oberstleutnant auf 1250 Rs. = 1700 Mk. monatlich. Pensionsberechtigt sind Offiziere von 20 jähriger Dienstzeit mit 200 £. = 4160 Mk. und solche mit 32 jähriger Dienstzeit mit 700 £. = 14 280 Mk. jährlicher Pension.

Infanterie.

Das Infanteriebataillon besteht aus zwei Halb-Bataillonen, diese wieder aus zwei Doppel-Kompagnien zu je zwei Kompagnien; 7 Britische Offiziere, 1 Arzt, 16 Eingeborenen-Offiziere und 80 Eingeborenen-Unteroffiziere sind bei jedem Bataillon. Die Stärke des Bataillons variirt zwischen 800 im Punjab und Bengalen und 720 in Madras und Bombay. —

Im Mobilmachungsfalle werden zwei bis drei Bataillone zu Regimentern vereinigt. Jedes Bataillon hat eine Reserve von 160 bis 218 Mann.

Kavallerie.

Jedes Kavallerieregiment, mit Ausnahme der Guides und der Lancers des Hyderabad-Kontingents, besteht aus vier Schwadronen. Die Stärke beträgt 7 Britische Offiziere, 1 Arzt, 17 Eingeborenen-Offiziere und 608 Unteroffiziere und Mannschaften.

Die Organisation eines Kavallerieregiments beruht auf dem sogen. Silladar-System, d. h. Pferde, Sattelzeug, Uniform und Montirungsstücke sowie die Waffen, mit Ausnahme der Schußwaffen, sind Privateigenthum des Regiments und werden gegen eine Eintrittszahlung sowie monatliche Subskription seitens der Mannschaften, während ihrer gesammten Dienstzeit geliefert. Das Eintrittsgeld von 350 bis 400 Rs. wird dem Manne bei seiner Entlassung zurückgezahlt. Je zwei Mann müssen sich einen Packmaulesel nebst Pferdepfleger, der auch das Futtergras schneiden muß, halten. Zwei auf Kameelen berittene Ordonnanzen befinden sich bei jeder Schwadron.

Die Kavallerie ist mit Säbel und Henry-Martini-Karabiner ausgerüstet. Die Lancers auch mit der Lanze, die aber nur vom ersten Gliede getragen wird; alle Mannschaften sind jedoch mit derselben ausgebildet.

Artillerie.

Mit Ausnahme einiger Batterien Feldartillerie des Hyderabad-Kontingents sind nur Bergbatterien von Eingeborenen bedient. Diese Maßnahme ist eine Folge des Aufstandes von 1857. Bei jeder Bergbatterie befinden sich 4 Britische und 3 Eingeborenen-Offiziere, sowie 253 Unteroffiziere und Mannschaften. Jede Batterie hat 6 2,5 zöllige gezogene Vorderlader-Geschütze, die auf Mauleseln befördert werden.

Die vorerwähnten Feldbatterien, bei denen 2 Britische und 2 Eingeborenen-Offiziere, sowie 128 Unteroffiziere und Mannschaften sich befinden, bestehen aus je 2 glatten Sechspfündern und 2 Zwölfpfünder-Haubitzen.

Dienstzeit.

Der Eingeborene dient drei Jahre bei der Truppe. Nach Ablauf derselben kann er entweder abgehen oder, wenn nichts gegen ihn vorliegt, bis zu 21 Jahren weiterdienen, worauf er pensionsberechtigt wird.

Rassen-Zusammenstellung.

Die Regimenter und Bataillone sind heute nach dem Rassensystem organisirt, d. h. entweder besteht das ganze Regiment aus demselben Volksstamme (Class Regiments), oder es sind verschiedene derselben vorhanden, die dann kompagnieweise zusammengestellt werden (Class Companys).

Quartiere.

Die Truppen sind in den Garnisonen mit Ausnahme derjenigen in Birma und der Nordwestgrenze, wo sie in Zelten lagern, in Baracken untergebracht, die die Regierung baut und unterhält.

Erziehung.

Jedes Regiment hat eine Regimentsschule, deren Besuch nicht obligatorisch ist. Der Infanterist hat ein Examen im Lesen, Schreiben, Arithmetik und Dienstkenntniß zu bestehen, bevor er zum Unteroffizier befördert wird. Außerdem bestehen einige Militärschulen, in denen der eingeborene Soldat für besondere Dienstzweige ausgebildet werden kann.

In Changla Gali, Pachmarhi, Deolali und Bangalore sind Schießschulen. Der sehr wichtige Dienst bei den Packtrains wird in den Hauptquartieren der Distrikte gelehrt. Turnschulen befinden sich in Umballa, Lucknow, Poona und Secundarabad. Landesaufnahme wird im Roorkee Engeneering College, Thierarzneikunde in Lahore und Poona gelehrt.

Urlaub.

Mit ein Grund für die Beliebtheit des Dienstes in der Eingeborenen-Armee bei den Mannschaften ist die Freigiebigkeit, mit der Urlaub ertheilt wird. Die Zeit des Urlaubs ist vom 15. März bis 15. Oktober, in welcher Periode bis 30 pCt. der Truppen beurlaubt werden können. Man gewährt den Urlaubern freie Fahrt nach und von Hause.

Handhabung der Disziplin.

Die Disziplin in der Eingeborenen-Armee wird auf Grund der Kriegsartikel gehandhabt. Diese dürften ihrer Einfachheit und Wirksamkeit wegen den entsprechenden Gesetzen der meisten Armeen äußerst vortheilhaft zur Seite gestellt werden. Wenn auch fünf verschiedene Arten von Kriegsgerichten vorgesehen sind, so werden doch die meisten Vergehen, soweit sie nicht durch den Kommandeur der Truppe selbst erledigt werden können, durch ein sogen. „Summary Court Martial“ abgeurtheilt. Dieser Gerichtshof ist in einem vereidigten Offizier personifizirt, dem mehr oder weniger pro forma, drei Britische oder eingeborene Offiziere als Beisitzer zugetheilt werden, von denen einer als Dolmetscher fungirt.

Die Strafbefugnisse dieses Gerichtes erstrecken sich auf Gefängnißstrafen, Dienstentlassung und Körperstrafen, letztere bis zu 50 Peitschenhieben. Gefängnißstrafen bis zu drei Monaten werden in Militär-Arrestlokalen abgebüßt, Strafen von längerer Dauer dagegen in den Strafanstalten der Civilbehörden. Leute, die in letzteren ihre Strafe verbüßt haben, gehen des Wiedereintritts in die Armee verlustig.

Das System der „Summary Court Martials“ ist eine Eigenthümlichkeit der Eingeborenen-Armee und kurz nach der Revolution 1857 eingeführt

worden, um die Strafgewalt des Kommandeurs wirksam zu unterstützen. Die Art der persönlichen Auseinandersetzungen bei Gelegenheit eines solchen Gerichtes ist für den Eingeborenen verständlicher; er tritt mehr aus seiner Verschlossenheit heraus, was das ganze Verfahren erleichtert.

Schießausbildung.

Die Ausbildung des Mannes ist äußerst gründlich und genau. Rekruten werden erst dann vom Regiment angenommen und einrangirt, wenn sie einen gewissen Grad von Schießfertigkeit aufweisen können. Leute, die diese nicht nach einer gewissen Zeit erreichen können, werden entlassen, was viel Zeit und Mühe erspart. Jedes Regiment hat einen Schießklub, in welchem Armeemunition zu äußerst billigen Preisen verausgabt wird. Diese Klubs erfreuen sich großer Beliebtheit, und die jährlichen, in jedem Armeebezirke abgehaltenen Preisschießen tragen viel zur Ausbildung eines guten Schützenmaterials bei.

Sold.

Der Durchschnittssold für den eingeborenen Soldaten (Infanterie) beträgt 7 Rs. = 9,52 Mk., für den Unteroffizier 12 bis 14 Rs. = 16,32 bis 19,04 Mk., für den Offizier 50 bis 100 Rs. = 68 bis 136 Mk. monatlich. Wenn auch, selbst nach dortigen Begriffen, diese Zahlungen nicht extravagant genannt werden können, so ermöglichen sie es doch, den Regimentern ein ganz vorzügliches Material zuzuführen. Gute Führung wird ermuthigt und belohnt durch Erhöhung des Soldes (Good conduct pay). Es besteht eine Alterspension sowie eine solche für erhaltene Wunden.

Fast alle eingeborenen Soldaten sind verheirathet, aber mit Ausnahme von Madras- und Gurkha-Regimentern haben nur wenige ihre Familien in der Garnison. Die Zahlung von Pensionen an die Erben von gefallenen Soldaten hat viel zur Beliebtheit der Armee beigetragen und eine lange gehegte Abneigung gegen den Dienst in anderen Ländern aufgehoben.

Sport.

Der eingeborene Soldat giebt sich mit Vorliebe allerlei Sport hin. Der Infanterist ist ein passionirter Ringkämpfer, auch übt er sich besonders gern in Englischen Spielen, wie Cricket, Football 2c. Beinahe alle sind eifrige Jäger, was ich besonders von den Gurkhas sagen kann. Für den Kavalleristen geht nichts über gewisse Lanzen- und Säbelübungen zu Pferde. Das Tent pegging, d. h. das Aufspießen eines Zeltpflockes mit der Lanze, sowie das Lemon cutting oder das Durchschneiden einer aufgehangenen Citrone in vollster Gangart mit dem Säbel übt das Auge und stärkt den Arm, der die Waffe trägt. Ein nicht zu unterschätzender Werth aller Sportzweige ist das hierbei übliche stete Zusammengehen von Vorgesetzten und Leuten. Die Folge hiervon ist das bessere Bekanntwerden untereinander und die Stärkung des persönlichen Einflusses der Offiziere auf

ihre Untergebenen, welchem Umstande beinahe alle fähigen Offiziere und Beamten ihre Erfolge zu danken hatten.

Die Rassen.

Die Eingeborenen-Armee rekrutirt sich aus den Volksstämmen und Rassen Indiens, in denen kriegerische Instinkte besonders vorhanden sind. Hierbei sei bemerkt, daß die Stämme des Nordens denen des Südens, die Bewohner der Gebirge denen der Ebene an Kriegstüchtigkeit überlegen sind.

Die große Zahl der verschiedenen kriegstüchtigen Stämme verbietet mir, auf alle in meiner Besprechung einzugehen. Ich werde mich mit denjenigen begnügen, die, sei es durch ihre Zahl oder besondere Kriegstüchtigkeit, in der Armee eine Rolle spielen. Zuvor möchte ich noch sämmtliche Stämme oder Kasten Indiens anführen, aus denen sich die Indische Armee überhaupt rekrutirt. Es sind diese:

Nord-Indien: Brahmanen, Rajputs.
Oestliches Punjab und Nordost-Rajputana: Jats, Gujars.
Punjab: Sikhs, Dogras.
West-Indien: Mahratten, Meers, Mhairs, Meenas, Bhils.
Gebirgsstämme: Gurkhas, Garhwalis.
Mohammedanische Stämme: Afghanen und Pathans, Balutchen und Brahuis, Mohammedaner vom Punjab, Hindustan, Rajputana, Madras, Bombay und Dekkan.

Es ist schwer, einen dieser Stämme als den bestgeeigneten zur Lieferung von brauchbarem Soldatenmaterial zu bezeichnen, so verschieden sind sie an Eigenart, und so verschieden ist das Urtheil Englischer Offiziere über sie. Ich gebe daher in Folgendem eine kurze Charakteristik des werthvollsten Materials der Eingeborenen-Armee und vor Allem derjenigen Stämme, die für Englands Sache treue Waffendienste gethan.

Gurkhas.

Die Indische Armee besitzt 121 Kompagnien dieses vorzüglichen und kriegerischen Gebirgsstammes. Seine Heimath ist Nepal, im südlichen Central-Himalaya gelegen. Der Gurkha ist eine Mischung von Mongole und Arier, doch ist der erstere in diesem kleinen, gedrungenen Menschenschlage typisch. Die Mischung der beiden Rassen geschah in den Jahrhunderten um Christi Geburt durch die Mongolische Einwanderung über die Pässe des nordöstlichen Himalaya einerseits; auf der anderen Seite trieb das siegreiche Schwert des Mohammedaners, besonders im 12. Jahrhundert, Arische Stämme aus Hindustan nach Nepal. Jahrhunderte langer Kampf zwischen Mongolen und Ariern war die Folge, was nicht wenig zur Entwickelung und Vererbung kriegerischer Instinkte beigetragen haben dürfte. Der Kampf endigte mit der geistigen Oberherrschaft des Ariers, während politisch

ungebrochen das Mongolenthum bestand; eine Parallele zu England und den Normannen.

Seinen Namen Gurkha führt der letztere auf einen „Guru" oder Heiligen Namens „Gurkhanath" zurück, der in Central-Nepal lebte, nach dem dann der Platz und später das ganze Land den Namen Gurkha bekam. Noch heute lebt die Sage von dem Heiligen im Kriegsrufe des Gurkha fort. Mit „Guru Gurkhanath Ki jai!": „Sieg dem Guru Gurkhanath!" und das Kukrimesser in der Faust stürzt sich der kleine blutdürstige Gurkha auf den Gegner. In allen den vielen Kämpfen, die der Stamm der Gurkhas im Laufe der Jahrhunderte gehabt, hat er gezeigt, daß er einer der besten Streiter der Erde ist.

Das 18. Jahrhundert ist besonders reich an kriegerischen Erfolgen gewesen. 1790 eroberten die Gurkhas vorübergehend Tibet und Lassa, 1793 Kumaon, Garhwäl und Kängra, und nur ein energischer Widerstand durch die Sikhs konnte eine Ausdehnung ihres Reiches von Bhutan nach Kashmir verhindern; 1814 gaben die Gurkhas Lord Hastings und den Truppen der East India Company Gelegenheit, die Nachtheile einzusehen, die ein von unfähigen Generalen geleitetes Heer einem muthigen Gegner gegenüber hat. Beinahe 30 Jahre herrschte dann Bürgerkrieg um die Herrschaft im Lande. 1848 boten die Gurkhas den Engländern Hülfe zur Unterdrückung der Revolution im Punjab an, welche damals abgewiesen, 1857 aber mit Dank zum Kampfe gegen die revolutionirende Eingeborenen-Armee angenommen wurde.

Der Grundzug des Gurkha ist ein gewisses Phlegma und vielleicht gerade dieses theilweise macht ihn zu einem ausgezeichneten Soldaten, denn fraglos leistet ein kalt denkender und praktisch veranlagter Kopf in der Hitze des Gefechts gute Dienste. Alle heißblütigen Völker, wie Franzosen, Italiener, Spanier, Griechen, haben uns gezeigt, wie leicht Temperamentsfehler eine Uebersetzung in taktische Mißgriffe finden.

Der Gurkha gleicht in seiner Kaltblütigkeit und Zähigkeit dem Engländer. Beide haben den großen Vortheil, daß sie die Eigenschaften nicht erst sich aneignen müssen, sondern daß sie ihnen „angeboren" sind. Trotz der Kälte und Schwerfälligkeit im Temperament erfüllt Kampfesbegeisterung den Gurkha im Augenblicke der Schlacht, eine Begeisterung, die bei ihm nicht auf Erregung, sondern Ueberzeugung beruht. Die Geschichte der Indischen Armee ist voll von seinen glänzenden Waffenthaten. Wenn er auch nicht den Elan des später von mir angeführten Pathans hat, so ist doch seine gleichbleibende Zähigkeit und Ausdauer in allen Wechselfällen des Krieges von großem Werthe. Er besitzt nicht die Art von Eigendünkel, von mißverstandenem Selbstbewußtsein, das so manches gute Soldatenmaterial in Indien verdirbt. Er ist heiter von Gemüth, genießt die Sonnenseiten des

Lebens, während die Schattenseiten ihn nicht bedrücken. Ein gesunder Humor setzt ihn über die Beschwernisse und Entbehrungen eines Krieges hinweg.

Sein untersetzter muskulöser Körperbau, sein scharfes Auge und Ohr, seine angeborene Passion und Fähigkeit zum Waidwerke geben ihm die Qualifikation zu einem ausgezeichneten Soldaten im Gebirgskriege. In Assam und Birma würden seine Fähigkeiten, sich im dichten Dschungel zurechtzufinden, von unvergleichlichem Werthe sein. Die Waffenthaten der „Little Gurkhas“ in den Feldzügen an der Nordwestgrenze haben ihnen ungetheiltes Lob und wohlverdiente Lorbeeren eingebracht.

Sikhs.

„Sikh“ ist der Name, den die Mitglieder eines kriegerischen Ordens von Hindu-Dissidenten und Puritanern und nicht, wie häufig angenommen wird, ein besonderer Stamm führt. Der Umstand jedoch, daß die Jats im Punjab das politische und soziale Uebergewicht haben und daß über zwei Drittel der Sikhs zu diesem Stamme gehören, berechtigt die Sikhs, sich mit den Jats für identisch zu erklären, mit dem Unterschiede, daß die Religion der Sikhs in diesen höhere militärische Tugenden geschaffen hat, die besonders in den vielen und erfolgreichen Kriegen unter Führung Ranjit Singhs zu Anfang des 19. Jahrhunderts gezeitigt und entwickelt wurden.

Erst das 15. Jahrhundert sah die Sekte der Sikhs entstehen. Wie die Lehre des Protestantismus den Dogmen der Römischen Kirche gegenüber trat, so versuchte der Gründer des Sikhismus, Nanak, durch seine neue Lehre ein verfeinertes Hinduthum zu schaffen, frei von allen seinen Irrthümern und seiner Schwerfälligkeit. Die neue Lehre war eine gesunde Mischung vom Besten im Hinduthum und dem Besten im Mohammedanismus. Eigenartig ist die Thatsache, daß trotz der Fundamentallehre von einem Gott, von der geistigen und religiösen Gleichheit von Sikh und Muselman in den Augen Gottes, ein Jahrhunderte langer Kampf zwischen den beiden letzteren die Rasse der Sikhs zu dem machte, was sie heute ist, einer der kriegstüchtigsten, die Indien kennt.

Bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts blieb die Sekte der Sikhs lediglich eine religiöse Gemeinschaft. Das folgende Jahrhundert aber zeigt uns schon das Sikhthum als einen politischen Faktor, geeinigt durch gemeinsame Verfolgung fanatischen Aberglaubens und die Leiden, die ihnen unmenschliche Grausamkeit mohammedanischer Fanatiker brachte.

Politisch und militärisch geeinigt, beginnen sie einen langen Kampf gegen den Mohammedanismus und gegen die Schwäche und Unmenschlichkeit der Mogulkaiser. Aus den Trümmern des vernichteten Mogulreiches erwuchsen zahlreiche kleine Staaten der Sikhs, die, neben dem Kampf gegen den gemeinsamen Feind, unter sich um den Vorrang stritten. 1797 vereinigte Ranjit Singh die gesammten Sikhs unter seiner Führung und errang die Herr-

schaft über den ganzen Punjab. Als er 1808 die Sikhs-Staaten südlich des Sutley seiner Herrschaft unterordnen wollte, stellten sich letztere unter Britischen Schutz. Unter Ranjit Singh wurden die Sikhs eine kraftvolle Nation, und ein wohlorganisirtes Heer von 124 000 Mann aller Waffen, von Französischen und Italienischen Offizieren nach Europäischem Muster ausgebildet, hat den Engländern in den Sikh-Kriegen manch heiße Schlacht geliefert, wenn es auch schließlich unterlag.

Die vortrefflichen soldatischen Eigenschaften, die der Engländer in den Sikhs als Gegner würdigen gelernt hatte, wußte er bald nach der Unterwerfung des Punjab für die eigene Sache zu verwenden. 1846 wurden zwei Sikh-Regimenter in Ferozepore und Ludhiana gebildet, jetzt das 14. und 15. Sikh-Regiment; ein drittes Regiment, jetzt das 45. Sikh-Regiment, wurde einige Jahre später formirt. Außerdem wurden die Kommandeure der Indischen Armee angewiesen, 200 Sikhs pro Bataillon einzurangiren, was dank der schlaffen Disziplin in damaliger Zeit nicht geschah und sich beim Ausbruche des großen Aufstandes bitter rächen sollte. 1847 wurde das Korps der Guides und die Punjab Frontier Force gebildet, deren Zusammensetzung einen großen Prozentsatz an Sikhs aufzuweisen hatte.

Als der große Aufstand ausbrach und vor dem Geiste der Sikhs das Schreckgespenst einer neuen Mogulherrschaft aufstieg, da strömten Hunderte, die bereits lange das Schwert mit der Pflugschaar vertauscht hatten, nach Lahore und traten in die Reihen der von Lord Lawrence gebildeten Regimenter, alle erfüllt mit glühendem Hasse gegen die Hindusoldaten, alle beseelt von dem Wunsche, zum Falle Delhis, die Jahrhunderte lange Hochburg ihrer bittersten Feinde, die ihren Vätern manch bittere Qualen bereitet, beitragen zu können. Und so geschah es, daß ein Volk, das vor acht Jahren noch gegen England in Waffen gestanden, mit einem Eifer und einer Ergebenheit der Sache Englands sich annahm, wie wohl Aehnliches die Geschichte nicht aufzuweisen hat. Seit dem Aufstande bilden die Sikhs einen beträchtlichen und werthvollen Theil der Armee, und ihre Thaten in allen Feldzügen im letzten halben Jahrhundert sprechen für sie ein hohes Lob. China, Abessinien, Afghanistan, Egypten und Birma haben ihre Dienste gesehen.

Als Soldat zeigt der Sikh Ruhe, Kaltblütigkeit und entschlossenen Muth und verliert in der Schlacht nicht so leicht den Kopf, wozu andere Stämme eher geneigt sind, was eine Folge davon ist, daß er auch in den Wechselfällen des alltäglichen Lebens große Selbstbeherrschung zeigt. Als Mann ist er einer der schönsten Typen in Asien. Er ist selbstbewußt, ohne anmaßend zu sein. Sein Charakter ist fest und entschlossen, frei von den mannigfachen Parteilichkeiten und Vorurtheilen, wie solche reichlich emporwuchern in einem Lande wie Indien. Seine Selbstachtung gebietet Anderen Achtung vor ihm. Er ist Soldat durch Instinkt und Tradition.

Feigheit ist für ihn] schlimmer als Verbrechen. Kurz, mit all diesen Vorzügen und einer imponirenden männlichen Erscheinung dürften die Sikhs eine der besten Rassen des Orients sein. Die Armee besitzt 84 Kompagnien dieses vorzüglichen Soldatenmaterials.

Dogras.

Die Dogras sind vorwiegend ein Gebirgsstamm von Rajput-Abstammung. Schon 1000 Jahre vor Christi Geburt ist von ihnen die Rede. Ihre Heimath ist das Land zwischen Sutley und Chenab im westlichen Himalaya. Der Name Dogra ist vom Indischen „Dogur", d. h. „Berg", entnommen. Fürstenthümer bildeten sich kurz nach Alexanders Einbruch in Indien, bei welcher Gelegenheit Rajputs von Ajudha und Delhi — die Vorfahren der heutigen Dogras — nordwärts zogen, um den Griechen sich entgegenzustellen. Bis zum Jahre 1760 bestand fortwährender Kampf zwischen den einzelnen Staaten, in welchem Jahre sie der Raja von Jummoo vereinigte. Das 11. und der Anfang des 12. Jahrhunderts, in welchem sie in gemeinsamem Kampfe gegen die mohammedanischen Eindringlinge zu Felde zogen, aber in der großen Schlacht von Delhi erlagen, sieht sie immer weiter nordwärts in die Berge sich zurückziehen, wo sie für lange Zeit dem Mohammedanismus den Eingang verwehrten und auch nie dauernd unter das Joch der Herrscher zu Delhi kamen.

Der große Kaiser Akbar wußte sie geschickt aus unversöhnlichen Feinden zu loyalen und starken Bundesgenossen zu machen, und bis zu Beginn des 18. Jahrhunderts haben sie den Mogulherrschern manch werthvollen Waffendienst geleistet. Mit dem Verfalle der Mogulherrschaft im 18. Jahrhundert wuchs der Dogra-Staat zu einem mächtigen und selbständigen Reiche heran. Aber das Ende des Jahrhunderts, das ihnen einen vernichtenden Kampf mit Afghanen, Sikhs, Rajputs, Mahratten bringt, sieht sie unter der Herrschaft der Sikhs, welche, wie ich vorher erwähnte, um diese Zeit den ganzen Punjab beherrschten.

Lange Jahre leisteten sie den Sikhs treue und treffliche Kriegsdienste. Gulab Singh, ein Dogra, wurde zum Raja von Kashmir und Jummoo gemacht. Schlecht hat er es allerdings seinen Wohlthätern gelohnt; denn als die Engländer im Kriege mit den Sikhs waren, fiel er klug berechnend ab und trat zu den ersteren über. Die Unterwerfung der Sikhs brachte ihm von den Engländern die unabhängige Herrschaft über Kashmir und Jummoo ein sowie den Titel und die Gerechtsame eines Mâharâjas. Von da ab haben sich die Dogras stets loyal den Engländern gegenüber erwiesen; bei dem großen Aufstande 1857 tapfer für deren Sache gefochten und auch in China, Abessinien, Afghanistan, Birma und vor Allem in den Kämpfen an der Nordwestgrenze den Engländern gute Dienste geleistet.

Von Charakter ist der Dogra scheu und zurückhaltend, dabei besitzt er Charakterstärke. Er hat nicht die Fähigkeiten und den Schneid, den der Sikh oder Pathan sein Eigen nennt; dafür entschädigt eine stark ausgeprägte Selbstachtung sowie ein ruhiges unbeugsames Festhalten an dem, was er seine Ehre nennt, und das giebt ihm die Grundbedingung zu einem guten Soldaten. Gesetz und gute Zucht sind dem Dogra geläufig, und wenn er auch unter dem Einflusse der Vorurtheile seiner Rasse steht, so ist er doch, in der Garnison wie im Felde, durchweg leicht zu behandeln, und willig schüttelt er alle Vorurtheile ab, wenn die Nothwendigkeit des Krieges es erfordert. Einfachen und frohen Gemüths, dabei abergläubisch, wurzelt das Gefühl großer Anhänglichkeit tief in ihm; treues Festhalten an seinem Brotherrn ist eine Art Religion bei ihm; eines Verrathes dürfte er unfähig sein. So genießt er denn auch in der Armee den Ruf eines der zuverlässigsten Soldaten.

Von Körperbau ist er nicht so groß wie der Sikh und nicht so muskulös wie der kleine Gurkha. Er ist mittelgroß und von leichtem Körperbau, dabei außerordentlich hart und zähe. Seine Gewandtheit in den Bergen und seine Ausdauer bei langen Märschen stellen ihn gleichwerthig an die Seite der Gurkhas und Pathans. Der Anblick eines Dogra-Regiments wird auch den Kritischsten befriedigen müssen. Die Armee zählt 52 Kompagnien Dogras.

Rajputs.

Der Rajput ist Arischer Abstammung und leitet dieselbe auf den Strom der Arischen Bewegung zurück, der sich im Jahre 2000 v. Chr. vom Oxus in Centralasien nach Persien und Indien ergoß und im Punjab zum Halten kam. Ein siegreiches Schwert machte aus den neuen Eindringlingen bald Herren und Könige, und der Name Rajput meint: „Solche von königlicher Abstammung.“ — Ein geborenes Herrschergeschlecht, gaben sie Indien den Stoff, aus dem Könige geschaffen werden, und noch heute rollt in den Adern beinahe aller großen Hinduhäuser Rajputblut, das zum Streiter und Herrscher prädestinirt. Kein Haus Indiens kann sich längerer Stammbäume und glänzenderer Geschichte und Tradition rühmen.

Die Rajputs bilden eine feudale Militäraristokratie; sie sind empfindlich gegen jede Beleidigung, und nichts geht ihnen über die Ehre ihrer Frauen. Ich führe nur zwei Fälle an, die zeigen sollen, mit welchem Heroismus die Rajputfrauen ihre Ehre zu wahren verstanden: Als im Jahre 1303 Ala-ud-din-Khilji ihre Festung Chitor in Rajputana belagerte und eine schmachvolle Uebergabe unausbleiblich war, ließen sich die Frauen auf den Begräbnißstellen verbrennen, während die Männer sich in die Schwerter der Gegner stürzten. — Im Jahre 1803, als Sir Arthur Wellesley Gawalgarh (im Dekkan) belagerte, ließen sich die Weiber und Töchter der Krieger tödten,

bevor diese einen letzten verzweifelten Ausfall machten, um ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Die Geschichte zeigt uns die Rajputs im Kampfe unter Porus gegen Alexander und seine siegreichen Griechen. Der Heldenmuth der Rajputs trieb die Araber im 8. Jahrhundert aus Sindh heraus. Während der Blüthezeit der Mogulherrscher waren sie werthvolle Bundesgenossen der Mogulkaiser. Das Jahr 1715 sieht ihre Herrschaft frei und unabhängig, aber dem wohldisziplinirten Heere der Mahratten erlag der stolze Stamm, bis die Engländer sie von dem Joche durch die Eroberung des Punjabs befreiten. Lord Clive bildete das erste Regiment aus ihnen, das in der Schlacht von Plassey und in manchen Feldzügen des nächsten Jahrhunderts den Engländern gute Dienste leistete. Die Armee, mit der Lord Lake die Mahratten besiegte, war voll von Rajputs, welche auch an der Eroberung von Arakan, Java und den Kämpfen in Nepal und Afghanistan von 1838 bis 1842 theilnahmen. Im Kampfe mit den Sikhs, bei der Unterwerfung des Punjabs, haben sie England gute Dienste geleistet. Wenn auch das Jahr 1757 den größten Theil der Rajputs treulos und verrätherisch sah, so ward doch ihre Ehre aufrechterhalten von der kleinen Schaar Helden, die ihr Leben ließen bei der Vertheidigung der Residentur von Lucknow. Rajputs haben theilgenommen beinahe an allen Feldzügen nach dem Aufstande, einschließlich China, Egypten, Afghanistan und Birma, wo sie vorzügliche Dienste leisteten.

Charakteristisch am Rajput ist sein Rassestolz. Leider ist es nicht mehr ganz der rechte Eigenstolz, den ein wahrer Mann besitzen soll; den hat er leider etwas eingebüßt, und daran sind die Großthaten seiner Ahnen schuld, in deren Glorienschein er sich wohlgefällt. Wenn er auch nicht mehr der Rajput von früher ist, so ist er sicher noch ein guter Soldat. Je reiner von Blut er ist, je unvermischter von Abstammung, desto besser ist er. Einen Kardinalfehler besitzt er. Er kann Fehlschlagen seiner Erwartungen und Niederlagen nicht mit der Energie ertragen, die unbedingt einem Feldsoldaten eigen sein müssen. Er ist tapfer, und so lange die Sonne ihm scheint, geht er hin, wohin man ihn schickt, und der Tod in tausendfacher Form läßt ihn unbewegt, ja er wird manch verzweifelte That in tollkühnem Wagen unternehmen. Daß aber die von mir erwähnten Schwächen, die von vielen erfahrenen Offizieren dort anerkannt werden, die Regierung nicht veranlassen, von einer Rekrutirung aus den Rajputs in größerem Umfange abzusehen, zeigt die Zahl der heute in der Armee vorhandenen Rajputs. Es sind 92 Kompagnien von ihnen vorhanden.

Pathans.

Die Pathanstämme, zu denen die Afridi, Waziri, Orakzai, Mohmund Suliman Khel und eine Anzahl anderer Stämme gehören, bewohnen das Land zwischen Indus, Kashmir, Afghanistan und Belutchistan. Sie

sind Mischrassen von Afghanischer, Scytischer, Türkischer, Persischer und Indischer Abstammung und mohammedanischen Glaubens. Einer Million dieser wilden Gesellen erfreut sich die Englische Regierung als Unterthanen und über eine Million dürfte jenseits der Grenze noch zu finden sein. Von dortiger informirter Seite wird behauptet, daß 250 000 Afridis in diese Zahlen einzurechnen sind, von denen 30 000 Mann jeden Augenblick wohlbewaffnet auftreten können.

Eine Geschichte haben diese wilden Gebirgsvölker nur insofern, als sie seit Jahrhunderten eine Art kriegstüchtiger Söldner waren, die sich da anwerben ließen, wo ein reicher Fürst ihre Dienste gut bezahlte oder Aussicht auf reiche Beute war, und so muß ich mich begnügen, mich mit ihrer Persönlichkeit allein zu befassen. Einige ihrer Sprichwörter charakterisiren sie. Da heißt es z. B.: „Eines Pathans Feindschaft glimmt wie ein Dungfeuer", oder „Halte Deinen Nächsten arm, aber gebrauche ihn. Wenn er klein ist, spiele mit ihm, wenn er stark wird, vernichte ihn." „Sprich sanft mit Deinem Feinde, allmählich vernichte ihn mit Haut und Haar."

Der Pathan ist treu- und gewissenlos und wenn er auch muthig ist, wird er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seinen Gegner meuchlings zu ermorden. Die wilden, rauhen und düsteren Berge seiner Heimath haben nicht verfehlt, ihren Einfluß auf seinen Charakter auszuüben. Und wenn er auch nicht gerade mit seiner finsteren Grimmigkeit ein beliebtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein dürfte, so flößt er doch in Verbindung mit seinem starken Individualismus Achtung und Bewunderung ein. Als Soldat zeigt er großen Schneid, wenn auch sein nie gezähmtes, heißes Temperament ihn in der Hitze des Gefechtes oftmals den Kopf verlieren läßt und das setzt ihn in Nachtheil gegenüber Truppen von selbst weniger körperlicher Entwickelung, aber kühlerem Blute. Trotz seines Blutdurstes, seiner Grausamkeit, Rachsucht und seiner Neigung zum Verrathe muß man doch seine Fähigkeit und seinen Muth anerkennen. Sein offener, entschlossener Blick, seine aufrechte Haltung, sein fester Gang geben ihm auf der anderen Seite das Aussehen eines ganzen Mannes.

Auch er hat seine Ehre, und sein Ehrencodex enthält drei Hauptpunkte: das Asylrecht für Jeden, selbst für seinen Feind, das Gastrecht und die Blutrache. Wenn auch Viele an seiner Treue zweifeln, so hat er sich doch in der Regel als ein loyaler und ergebener Soldat gezeigt. — Die Armee besitzt 67 Kompagnien Pathans.

Von den übrigen zahlreichen Stämmen, aus denen sich die Armee rekrutirt, und die, wenn sie auch gute Soldaten sind, so doch keine so hervorragenden Eigenschaften besitzen, wie die bisher genannten, möchte ich noch der Mahratten gedenken. Dieses Volk, das Jahrhunderte hindurch ganz Indien in Schrecken setzte, ist den zersetzenden Einflüssen der Civilisation anheim-

gefallen, und der Mahratte von heute giebt sich lieber dem einträglicheren, aber friedlichen Ackerbau und Handel hin und hat so an Kriegstüchtigkeit eingebüßt.

Die Armee zählt aber doch noch 60 Kompagnien von ihnen.

Das Rekrutirungssystem.

Jedes Regiment rekrutirt für sich. Das ganze Rekrutirungssystem ist ein Werbesystem und steht unter Kontrole der Indischen Militärbehörden. Besonders ausgewählte Britische Rekrutirungsoffiziere begeben sich zur Zeit der Rekrutirung in die betreffenden Rekrutirungsbezirke der einzelnen Stämme. Ihnen ist ein Offizier desjenigen Truppentheils zugetheilt, für den Rekruten geworben werden sollen. Die beste Zeit ist die von Anfang Januar bis Mitte April, vor der Frühjahrsernte, wenn die Leute weniger zu thun haben.

Braucht ein Regiment Rekruten, so sendet der Kommandeur einen Eingeborenen-Offizier nebst einigen Leuten zum Standquartiere des Rekrutirungsoffiziers. Alle sind von dem Stamme, aus dem die neu Anzuwerbenden genommen werden sollen; sie sind genau über die Qualität der einzelnen Stammesgenossen unterrichtet, und wird der Führer für die Rekruten verantwortlich gemacht. — In Ermangelung eines Eingeborenen-Offiziers werden auch Unteroffiziere entsandt, welche um so interessirter ihrer Pflicht sich unterziehen, als eine schlechte Auswahl der Mannschaften oder allzulanges Ausbleiben ihr Avancement verzögert.

Vier bis sechs Wochen giebt man der rekrutirenden Abtheilung durchschnittlich Zeit. Alle werden sorgfältig ausgewählt, damit sie durch ihre Erscheinung und ihr Auftreten auf den Rekruten und seine Familie, die sehr oft Schwierigkeiten macht, einen überzeugenden Eindruck machen. Sehr oft überläßt der Regimentskommandeur dem Führer einer Rekrutirungsabtheilung die Wahl der mitzunehmenden Mannschaften, da der letztere ja ganz für den Ausfall der neuen Rekruten verantwortlich ist. Mannschaften, die sich besonders beim Rekrutiren ausgezeichnet, werden durch Belohnung oder Beförderung zu weiterem Interesse ermuthigt.

Die zunächst provisorisch ausgehobenen Rekruten werden zur ärztlichen Untersuchung dem Distriktsarzte vorgeführt und Zurückgewiesene frei nach Hause befördert. Angenommene Leute erhalten vom Tage ihrer Annahme Sold und freie Reise zu ihrem Regiment.

Eine andere, wenn auch nicht so zuverlässige Art der Aushebung ist die Absendung der erwähnten Rekrutirungsabtheilungen zu den vielen großen Märkten. Hierbei macht sich der ungünstige Umstand geltend, daß dort angetroffene Eingeborene aus den verschiedensten Gegenden zusammenströmen und es den Aushebenden schwerer wird, mit Bestimmtheit die richtige Rasse herauszufinden, die verlangt wird.

Endlich werden Urlauber aufgefordert, ein oder zwei ihres Stammes mitzubringen; sie werden eindringlich gewarnt, nur gutes Material zu beschaffen, da sie sonst bei Zurückweisung der Rekruten deren Reisekosten nach Hause tragen müssen.

Daß dieses System der Rekrutirung von Erfolg gekrönt ist, davon habe ich mich beim Anblicke mancher Eingeborenen-Regimenter überzeugt. Das Material ist ganz vortrefflich, und mehr als ein Regiment sticht vortheilhaft gegen die Britischen Truppen ab.

Die große Frage aber nun zu beantworten: „Sind diese Leute alle, ist die »Eingeborenen-Armee« als solche auch zuverlässig?" ist schwierig. Die Geschichte zeigt ein solch wechselvolles Bild von Zuverlässigkeit und Untreue, die Ursachen hierzu sind so verschiedenartige, daß eine positive Beantwortung ausgeschlossen ist. Einen Anhalt für solche denen die Lösung der Frage sehr am Herzen liegt, könnte der Umstand bieten, daß augenscheinlich die Indische Regierung selbst größeres Vertrauen zu ihrer braunen Armee momentan hegt, indem sie seit Anfang dieses Jahres die gleiche Waffenausrüstung der Europäischen und Eingeborenen-Armee beschloß und bereits damit begonnen hat. Sämmtliche nach China abgegangenen Truppen haben das neue Lee-Metford-Gewehr.

Es ist dies ein großer Schritt. Denn das Heft, das die Britische Armee der „Eingeborenen-Armee" gegenüber durch deren Ausrüstung mit einer inferioren Feuerwaffe bisher in der Hand hatte, gab sie hiermit fort.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.


Digitized by Google

Russische Urtheile über die Deutsche Armee.

Erläutert
von
A. v. Drygalski.

I.

Im Verlaufe des Jahres 1899 und auch in jüngster Zeit sind im „Russischen Invaliden" verschiedene Korrespondenzen über die Deutsche Armee von im Auslande befindlichen Russischen Offizieren veröffentlicht worden, die, sämmtlich den Charakter scharfer Beobachtung und dabei möglichster Unparteilichkeit an sich tragend, ebenfalls für die Deutschen Leser von Interesse sein und zum Nachdenken Anregung geben dürften.

Wir führen zunächst die Hauptpunkte eines im „Invaliden" Nr. 53 und Nr. 55 von 1900 enthaltenen und hauptsächlich auf die Infanterie bezüglichen Berichtes mit den nothwendigen Erläuterungen unter thunlichster Beibehaltung des Wortlautes an.

Der Berichterstatter N. Potapow will, wie er äußert, nichts Neues sagen, sondern zu dem in seinen Umrissen hinlänglich bekannten Bilde von der Deutschen Armee nur einige belebende Farben liefern. Er schreibt: „Anfang Februar a. St. sind die Rekruten der Deutschen Armee bereits mit ihrer 12 bis 14 Wochen dauernden Einzelausbildung fertig, und es beginnt nunmehr das Exerziren in der Kompagnie. Trotz der verhältnißmäßig kurzen Ausbildungszeit wird diese so gründlich ausgenutzt, daß man die Rekruten in der Front nicht von den älteren Leuten zu unterscheiden vermag. Die Kompagnien stehen schon Ende Februar auf einer Stufe der Ausbildung, wie sie die unsrigen erst volle drei Monate später erreichen. — (In Rußland treffen die Rekruten erst im Dezember ein und werden am 1. Mai a. St. in die Kompagnien eingestellt; es bleibt dann in der Einzelausbildung noch Vieles nachzuholen.)

Auch die Deutschen Kompagniechefs sind mit der Einzelausbildung nie völlig zufrieden und »schleifen« auch an den älteren Leuten fortwährend, bis zu den Wendungen, Griffen und dem Einzelmarsche herab. Die Beharrlichkeit der Offiziere und Unteroffiziere dabei ist staunenerregend. Dieselbe Sache wird zehn, zwanzig, dreißig Male hintereinander durchgemacht, bis sie tadellos geht.

Eine gewisse Uebertreibung dabei tritt häufig hervor. Man verlangt, besonders was Gleichmäßigkeit anbetrifft, geradezu das Unmögliche und rennt sozusagen mit dem Kopfe durch die Wand. — (Es werden dafür Beispiele angeführt.) Ungeachtet der Langweiligkeit der Uebungen an sich, ist für den Zuschauer besonders die Einübung des Marschirens von Interesse. Man sieht dabei wie in einem Spiegel die sprichwörtlich gewordene Deutsche Peinlichkeit. Der Soldat bleibt keinen Augenblick unbeobachtet und wird von Offizieren und Unteroffizieren fortwährend zurechtgestutzt, wobei sich die Lehrer, um besser sehen zu können, sogar auf die Hocke setzen. . . . Eine derartige peinliche Sorgfalt wird auch auf alle anderen Anforderungen gelegt. So muß der Soldat, um den Anschlag im Knieen besser einzuüben, mitunter auf einen Tisch steigen oder sich beim Anschlag im Liegen lang auf einer dazu bestimmten und auch auf den Exerzirplatz mitgenommenen Bank ausstrecken.

Es werden durch diese beharrliche Einwirkung ungeheure Ergebnisse erreicht. Man sieht nicht nur eine militärische Haltung und Aufstellung, sondern eine solche, die geradezu etwas stutzermäßig Schönes, Parademäßiges, fast *Theatralisches* hat. Es erstreckt sich das sogar auf die Spielleute und Musiker. Kurz, was das rein Aeußerliche anbetrifft, ist der Deutsche Infanterist in seiner Art ein Virtuose.

Die Sache hat aber auch ihre Kehrseite. So wird durch die Art der Einübung des Marschirens ein zu kurzer Schritt erzeugt. Der Fuß wird zu hoch vom Boden erhoben; der Körper lehnt sich daher, um das Gleichgewicht zu erhalten, zu weit nach rückwärts, und der Fuß tritt nicht auf die Stelle, wohin die Spitze zeigt, sondern gleitet etwas zurück. Man kann das besonders beim Parademarsch bemerken. Freilich ist der Nutzen eines zu räumlichen Schrittes ein fraglicher, man muß ihn aber doch für die Attacke üben. Außerdem werden die Leute durch die übermäßige Anspannung aller Glieder ermüdet, und bei schneller Veränderung der Aufstellung ist oft eine nicht wünschenswerthe Uebereilung sichtbar. (?)

Auf den dekorativen Effekt wird bis zum Mißbrauche Gewicht gelegt. Nicht nur bei den Mannschaften, sondern auch bei den Offizieren tritt das Streben, eine gute Figur zu machen und elegant zu erscheinen, scharf hervor. Weniger auf der Straße als im Dienste und in der Front. Ein Beispiel dafür geben besonders die Posten vor dem Gewehr auf den Wachen. Wie sind sie sich ihrer Stellung als Wächter der Ordnung bewußt! Mit fast verächtlichen Blicken sehen sie über das in der Nähe befindliche Publikum hinweg. Scharfe, kurz abgemessene Bewegungen, eine strenge Miene, jeder Zoll ein Ausdruck des Pflichtbewußtseins. Zieht aber den Posten nicht gerade dieses Streben, sich äußerlich stramm zu zeigen und zu imponiren, von der Erfüllung seiner eigentlichen Aufgaben ab? Höchst charakteristisch ist das Aufziehen der Wache und die Ablösung der Posten in Berlin »Unter den Linden«. Hier sieht man die Preußische Strammheit in ihrem glänzendsten

Lichte, und das Publikum nimmt an diesem Schauspiele den lebhaftesten Antheil; Alt und Jung marschirt im Tritt voran und nebenher. Kein Wunder, das liegt der Bevölkerung seit langer Zeit in Fleisch und Blut. Fast neun Zehntel aller Männer sind mit dem Soldatenhandwerk und der strengen Disziplin durch eigene Erfahrung bekannt.

Ihre Uebungen hält die Berliner Garnison bereits von der Zusammenstellung der Kompagnie an auf dem dazu sehr geeigneten Tempelhofer Felde ab. — (In Rußland findet der Sommerdienst vom 1. Mai ab fast ausschließlich in den Lagern statt.)

Schon um 4 Uhr morgens kann man die Truppen mit der Musik voran hinausmarschiren sehen. Vor jeder Kompagnie reitet der Hauptmann (stets auf einem anständigen Pferde). — (In Rußland sind die Kompagniekommandeure gar nicht, die Adjutanten und Stabsoffiziere häufig nur sehr mangelhaft beritten.)

Betrachtet man die Kompagnien, so kann man sich davon überzeugen, wie wenig Leute in den Kasernen zurückgeblieben sind. Weniger als 50 Rotten habe ich nie gezählt, häufig 54, 56 und auch mehr. Rechnet man die Unteroffiziere und Spielleute hinzu, so bringt die Kompagnie täglich etwa 125 Mann hinaus, so daß nur 20, einschl. aller Abkommandirten, Kranken, Offizierburschen &c. nicht mit ausrücken. — (In Rußland sieht man die Kompagnien bei einer Etatsstärke von 100 bis 115 Mann, einschl. aller Dienstgrade, meistens nur in der Stärke von 30 bis 34 Rotten exerziren. Alle übrigen Mannschaften bleiben aus diesen und jenen Gründen [Abkommandirungen zu wirthschaftlichen oder anderen Arbeiten, Krankheiten, Bedienung &c.] in der Kaserne oder im Lager zurück.)

Und so geschieht es in Preußen schon zu Beginn unseres Februars! Auf dem Marsche zum Tempelhofer Felde benutzen viele Kompagniechefs die Zeit, um die eben erst in die Front eingestellten Rekruten praktisch mit dem Patrouillendienst bekannt zu machen. Es werden dazu, nach Erreichung des Weichbildes der Stadt, zwei bis drei Patrouillen unter Offizieren oder Unteroffizieren auf verschiedenen Straßen der Kompagnie vorangeschickt.

Die Mannschaften tragen dabei die Gewehre stets umgehängt. Zur Verbindung der Kompagnie mit den voran befindlichen Patrouillen dienen vereinbarte Zeichen, die sogar auf eine Entfernung von 800 bis 1000 Schritt ihren Zweck erfüllen. Auf diese Uebung werden höchstens 15 bis 20 Minuten verwendet. Während der übrigen drei Stunden wird exerzirt, wobei den Kompagniechefs volle Freiheit belassen wird.

Was aber auch geübt werden mag, sei es Frontexerziren, zerstreutes Gefecht oder Anschlag und Zielen, überall ist die den Deutschen eigene Neigung für das Systematische und dabei Gründliche hervortretend. Dabei verlangt man wiederum nicht nur Regelmäßigkeit, sondern auch Effekt, letzteren in einer entschieden übertriebenen Weise. Es gehört dazu das keineswegs

schöne, scharfe Auftreten beim Marsch auf das Kommando: »Richt Euch!« Die häufige Erneuerung des Asphalts, besonders in Berlin, steht damit in erklärlichem Zusammenhang.

Wie streng systematisch verfahren wird, geht aus folgendem, von mir selbst gesehenen Fall hervor. Ein Kompagniechef befahl seinen Offizieren, ihren Zügen das Ausschwärmen und die Vorbewegung der Schützen zu zeigen. Er selbst betheiligte sich daran zunächst nicht, sondern beobachtete nur. Ein junger Leutnant verfuhr bei seiner Aufgabe etwas eilig und hatte seinen Leuten innerhalb 10 Minuten, wie er meinte, alles Nöthige, aber in Bausch und Bogen, beigebracht. Die Kette bewegte sich planlos auf dem Platze hin und her und feuerte mit Platzpatronen. Schließlich konnte der Hauptmann das nicht mehr länger mit ansehen und ließ die Uebung nach allen Regeln der Kunst, mit Ausschwärmen auf der Stelle 2c., auf sein Kommando durchmachen. Der junge Offizier wurde dabei selbst eingehend instruirt und auf alle von ihm begangenen Fehler bezw. Unterlassungen aufmerksam gemacht.

Unserer Meinung nach stimmt dies, die Autorität des Leutnants bei den Soldaten untergrabende Verfahren des Hauptmanns nicht mit dem, was man sonst über die Selbständigkeit der unteren Führer in Deutschland hört und liest, überein. Der Kompagniechef hätte dasselbe Ergebniß durch rechtzeitige vorherige Belehrung des Leutnants erreichen können, ohne sein Ansehen als Vorgesetzter bei den Leuten so zu schädigen.

Ich hatte dann auch den Eindruck, daß, als der Kompagniechef sich zu den anderen Zügen begeben hatte und der Leutnant nunmehr seinen Zug allein, aber in geschlossener Ordnung exerzirte, die Soldaten viel weniger aufpaßten und sich auch sonst in jeder Weise gehen ließen." — Der Russische Berichterstatter faßt wohl in diesem Falle die Sache etwas einseitig auf und vergißt, daß unsere soeben erst aus dem Kadettenkorps oder aus der Kriegsschule gekommenen jungen Offiziere in der Praxis des Dienstes meistens noch sehr unerfahren sind und daher auf die geschilderte Art unterwiesen werden müssen. In Rußland haben die Offizieranwärter, schon ehe sie zur Truppe kommen, volle zwei Jahre in den, besondere Bataillone oder Kompagnien bezw. Eskadrons und sogar Batterien bildenden Kriegs- und Junkerschulen den ganzen Dienst ihrer Waffe durchgemacht, viele davon als Unteroffiziere und Zugführer. Außerdem müssen die aus den Junkerschulen hervorgehenden Offizieranwärter oft mehrere Jahre Unterfähnriche (derselbe Dienstgrad, wie die Deutschen Fähnriche mit der Offizierswaffe) bleiben und als solche, ehe sie Offiziere werden, deren Dienst thun. Man kann sie also während dieser Uebergangszeit so heranziehen, daß sie, wenn wirkliche Offiziere geworden, mit ihren Obliegenheiten als Führer vertrauter sind, als unsere neubeförderten Leutnants.

Nach unserer eigenen Erfahrung glauben wir auch nicht, daß das von dem Russischen Berichterstatter bemängelte Verfahren des betreffenden Kom-

pagniechefs wirklich die Autorität des jungen Leutnants — wenigstens nicht dauernd — zu schädigen vermochte. Es will eben Alles gelernt sein, und der Soldat merkt auch einem noch unerfahrenen, anfangs vielleicht von ihm heimlich belächelten Vorgesetzten sehr bald an, was in ihm, nur der Entwicklung bedürfend, steckt.

Der Berichterstatter fährt fort: „Die Formationsverwendungen beim Exerziren erstrecken sich meistens nur auf Herstellung der Zugkolonnen und Aufmarsch in die Front. Die meiste Zeit wird mit Einübung des zerstreuten Gefechts, Bewegungen in Kompagniefront und Vorübungen für das Schießen zugebracht. Jede Minute wird ausgenutzt. Rühren oder gar die Gewehre Zusammensetzen kommen nur sehr wenig vor und dauern immer nur ganz kurze Zeit.

Auch beim Kompagnieexerziren sind meistens nicht nur die Bataillons- sondern auch die Regimentskommandeure auf dem Platze anwesend. Sie mischen sich aber nicht ein, sondern sehen nur zu und machen gelegentlich den Kompagniechef auf dieses oder jenes aufmerksam, was sie anders wünschen. Letzterer theilt das dann sogleich seinen Leuten mit.

Jedes Exerziren endigt mit dem Parademarsch mit Musik, zugweise oder in Kompagniefront, im gewöhnlichen und im Laufschritt, was wohl eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Der gewöhnliche Schritt ist zu kurz, der Laufschritt zu weit, worunter die Richtung und die Ordnung leiden. Im Allgemeinen aber ist der Parademarsch stets vorzüglich und von wahrhaft imposanter Wirkung. Sehr viel trägt dazu die vortreffliche Haltung der Spielleute und Musiker bei. Auch sie müssen, wenn sie sonst nicht gebraucht werden, fleißig abseits exerziren und dürfen nicht, wie bei uns, in einem schrecklichen Charivari einzeln ihre Instrumente mißhandeln. Die Musik als solche wird nur zu Hause geübt.

Auf dem Heimwege werden die Gewehre meistens umgehängt oder bequem auf der Schulter getragen. Es wird außerhalb der Stadt auch ohne Tritt marschirt, die Leute dürfen sprechen, rauchen 2c.; dennoch bleibt die Truppe stets in voller Ordnung und achtet auf jeden Befehl.

So wird dem Preußischen Soldaten die Disziplin unter Gewährung von Erleichterungen und die Erholung ohne Vergessen der dienstlichen Pflicht zur zweiten Natur."

Den Abschluß der Beobachtungen Potapows über die Deutsche Infanterie macht eine Schilderung des Ausbildungsganges der einzelnen Bataillone, den er außerordentlich durchdacht und zweckmäßig findet. „Es ist dazu genügende Zeit vorhanden, so daß man sich nicht zu überhasten braucht. Die Leistungen der Bataillone sind, dank der die Arbeit der Bataillonskommandeure erleichternden Gewissenhaftigkeit und Intelligenz der Kompagniechefs, sowohl im Frontexerziren als bei den Gefechtsübungen im Gelände, ganz vortreffliche." Mit besonderer Genauigkeit bespricht der Berichterstatter die

Bataillonsbesichtigungen, die nach ihm den Ausbildungsgang nicht stören, sondern seinen Schlußstein bilden und durch die dabei geübte eingehende Kritik fördernd wirken.

II.

Ein anderer Beurtheiler, unter der Chiffre B. B — w, der zu seinen Beobachtungen über die Deutsche Armee offenbar die weitgehendste Erlaubniß der Militärbehörden gehabt und in ähnlicher Weise auch die Französische Armee kennen gelernt hat, äußert sich besonders, wenn auch nicht ausschließlich, über die Deutsche Kavallerie. Er betont zunächst, nicht ohne einige den Russischen Standpunkt kennzeichnende Glossen, das ganze, die Initiative auch der unteren Dienstgrade in den Vordergrund stellende und „mustergültig" gewordene System der Verwaltung und Ausbildung der Deutschen Armee und geht dann auf die Unterbringung der Truppe über.

Er erkennt den Deutschen Kasernements große Vorzüge nicht nur den Russischen, sondern auch den Französischen gegenüber zu. Er lobt ihre große Räumlichkeit, ihre gute Zustandhaltung und die Anwendung aller modernen Mittel der Technik zur Erhaltung der Gesundheit, die ganz in der Nähe befindlichen Exerzirplätze ꝛc. Die Kasernen werden im Winter zweckmäßig erwärmt, und in den Mannschaftsstuben kann man sogar den Paletot ablegen, ohne sich zu erkälten. Ebenso befriedigt ist er von den Pferdeställen, die ihm um so besser erscheinen mochten, als in Rußland die Unterkunft der Pferde sehr viel zu wünschen übrig läßt und in vielen Fällen kaum Schutz vor der Witterung bietet. Er tadelt jedoch bei uns die vielfach zu hohe Temperatur im Winter und daß das Sattelzeug in den Ställen selbst und nicht, wie in Frankreich, in besonderen Vorräumen untergebracht ist, was die Konservirung befördert. Sehr auffallend erscheint es ihm (im Gegensatz zu der Russischen Methode), daß bei vielen, wo nicht allen Deutschen Kavallerieregimentern die Pferde im Stalle aus Eimern und nicht, wie in Rußland, fast durchweg draußen getränkt werden.

Ebenso erregt es seine Verwunderung, daß die Pferde den ganzen Winter hindurch, (?) bei einigen Regimentern sogar bei den großen Manövern, ohne Hufeisen gehen. — Letzteres kann sich wohl nur auf die hinteren Hufe beziehen und wird von dem Beurtheiler durch angestammte Gewohnheit und das Vorhandensein weicher Wege auch neben den Chausseen erklärt. In Rußland gehen übrigens die Kasakenpferde vielfach auch unbeschlagen.

Bevorzugt wird die Deutsche Armee durch die zahlreichen, in Rußland bekanntlich nur für die Garde vorhandenen, gedeckten Reitbahnen fast für jede einzelne Eskadron ꝛc. Sie sind zwar nicht so groß wie die älteren Französischen, dafür wird aber auch in kleineren Abtheilungen geritten.

Bei jedem Regiment besteht ein vortrefflich eingerichteter Springgarten, dessen Ausstattung näher geschildert wird. Auch auf die gymnastischen Uebungen

der im Allgemeinen ziemlich plumpen Mannschaften wird großes Gewicht gelegt, die Geräthe dazu sind sehr reichhaltig. Diese Reichhaltigkeit übt auf den Beobachter eine verblendende Wirkung aus und führt zu dem Glauben, daß die Französische Armee in dieser Richtung viel niedriger steht! Es ist das aber durchaus nicht der Fall. Bei den Franzosen herrscht nicht ein solcher Ueberfluß an Geräthen, dafür springen aber bei ihnen die Rekruten schon nach zwei Wochen von verschiedenen Seiten über lebende Pferde ohne Sprungbrett, während die Deutschen Rekruten nach sechs Monaten kaum im Stande sind, mit Sprungbrett über ein mäßig hohes, hölzernes Pferd zu kommen und drei bis vier Mann in jeder Eskadron nicht einmal von hinten hinaufzuspringen vermögen. Hierüber in der Folge noch Näheres.

„Aehnlich wie in Frankreich, wohnen in Deutschland die Offiziere nicht in den Kasernen, sondern in Privatquartieren. Nur bei einigen Regimentern sind in den Kasernen kleine Wohnungen für einige der jüngsten Offiziere vorhanden. Während sich aber die Französischen Offiziere offen über ihre Nichtkasernirung beklagen, erklären die Deutschen diese abweichende Einrichtung bei ihrer Armee nicht durch materielle Ursachen, sondern durch solche höherer, sozusagen moralischer Art. Sie sind der Meinung, daß die beständige Anwesenheit der Stabs- und anderen älteren Offiziere im Kasernement ungünstig auf die Initiative der unteren Dienstgrade einwirken und sie vernichten würde. Sogar die Unteroffiziere haben ihre abgesonderten Wohnräume und Kasinos." — In den Russischen Kasernements sind für die Offiziere besondere „Flügel" oder auch ganze Gebäude vorhanden. Stehen die Kasernen, wie es namentlich an der Westgrenze oft der Fall ist, entlegen von bewohnten Orten, so sind alle Offiziere in besonderen Baulichkeiten in der Nähe der Mannschaftsbehausungen fiskalisch untergebracht, oder sie lassen sich gegen Empfang der Quartiergelder eigene Wohnhäuser bauen; so namentlich im Kaukasus und in Asien.

An diese, die Verhältnisse im Allgemeinen richtig beurtheilende Einleitung schließen sich die Beobachtungen B. B — ws, über die Organisation und Ausbildung unserer Kavallerie, wobei von uns nur die dem Beurtheiler besonders auffallenden, weil von der Russischen Organisation abweichenden Punkte berührt werden sollen.

Wir ersehen daraus, daß das Prinzip der Einheitskavallerie in Deutschland weniger befolgt wird als in Rußland, da es bei uns schwere, Linien- oder mittlere (Ulanen-) und leichte Regimenter giebt. — In Rußland giebt es, abgesehen von einigen Regimentern der Garde und den als leichte Reiterei anzusehenden Kasaken, bekanntlich nur Dragoner.

Auch besteht bei der Deutschen Armee seit 1896 im Frieden nur eine Kavalleriedivision, während die übrige Kavallerie brigadeweise den gemischten Divisionen zugetheilt ist. — In Rußland giebt es schon im Frieden zwei selbständige Kavalleriekorps; die nicht in diesen Verband eingefügten

Divisionen bezw. selbstandigen Brigaden stehen, unabhängig von den Infanteriedivisionen, nur im Verbande der Armeekorps.

„Von den im Frieden vorhandenen fünf Eskadrons eines Deutschen Kavallerieregiments rücken bei einer Mobilmachung nur vier ins Feld. Eine fünfte bleibt als Ersatzeskadron zurück, wird aber nicht, wie in Frankreich, schon vorher, sondern erst beim Eintritt der Mobilmachung dazu bestimmt, was, der gleichmäßigeren Ausbildung halber, vortheilhafter erscheint. — (In Rußland rücken alle sechs Eskadrons des Regiments aus, die Ersatz- bezw. Marscheskadrons werden bei den oft weit entlegenen »Kadres des Kavallerieersatzes« [eine Abtheilung für jedes reguläre Regiment] formirt, denen im Frieden die Remontirung und die erste Ausbildung der jungen Pferde vor der Absendung an die Regimenter obliegt.)

Die Zahl der Rotten in den Zügen schwankt in Deutschland von 12 bis 16, wird aber voraussichtlich im Kriege bis auf mindestens 17 gebracht werden, wohin auch die Franzosen, wenigstens in den Grenzbezirken, zu streben scheinen. — (Der schon im Frieden vorhandene Mobilmachungsstand in Rußland ist 16 Rotten pro Zug.)

Nicht mit in der Front befindliche, sondern dem Stabe zugetheilte Soldaten giebt es bei der Deutschen Kavallerie noch weniger als bei der Französischen. Die Nichtstreitbaren sind auf die denkbar geringste Zahl beschränkt. — (In Rußland giebt es sehr viele Nichtstreitbare.)

Die Befehle werden, soweit es irgend möglich, mündlich ertheilt oder von dem Regimentskommandeur bezw. dem Adjutanten ohne alle Förmlichkeiten auf ein Blatt Papier geschrieben. Hinsichtlich der Beschränkung des Schriftwesens erreichen also die Deutschen wirklich das Ideal.

Um die Abkommandirung von Ordonnanzen zur Kriegszeit zu vermindern, also mehr Säbel am Feinde zu haben, besteht seit 1895 die Einrichtung besonderer Abtheilungen von Meldereitern (Jäger zu Pferde). — Dieses Auskunftsmittel hat man in Rußland seit drei Jahren nachgeahmt, die berittenen Ordonnanzen werden dort aber nicht von der Kavallerie, sondern von den vielgenannten »Jagdkommandos« der Infanterietruppentheile gestellt und auch bei ihnen ausgebildet.

Dem Russischen Beobachter erscheint es übrigens aus vielen Anzeichen wahrscheinlich, daß bei einer Mobilmachung die an der Grenze stehenden Kavallerieregimenter nicht nur vier, sondern alle fünf Eskadrons mit ins Feld nehmen und nur ein Ersatzkadre zurücklassen würden, welches bei dem in Deutschland bestehenden Ersatzsysteme auf territorialer Grundlage noch an demselben Tage auf den vollen Bestand einer Eskadron gebracht werden könnte. — Diesem in Rußland nicht in demselben oder auch nur in annäherndem Maße durchführbaren Ersatzsysteme schreibt der Berichterstatter auch sonst eine hervorragende Bedeutung für die Kriegsbereitschaft und die innere Festigkeit der Armee sowie für ihren Zusammenhang mit der übrigen

Bevölkerung zu. „In den Grenzbezirken muß man freilich vorläufig auch in Deutschland von einer vollständigen Anwendung dieser Ergänzungsart absehen, so besonders in Elsaß-Lothringen, wo z. B. im XV. Armeekorps nur 30 pCt. ehemals Französischer Elsässer eingestellt werden. Allerdings merkt man ihnen ihr Franzosenthum kaum mehr an. Der seit 30 Jahren thätige Deutsche Einfluß hat so »erfolgreich« gewirkt, daß das gewöhnliche Volk fast nur noch Deutsch spricht, und daß die Soldaten, mit denen ich Gelegenheit hatte zu sprechen, nur mit Mühe die einfachsten Französischen Redensarten verstanden. Zur Verdeutschung des Landes tragen die Truppen sehr viel bei." —

Besonders eingehend äußert sich unsere Quelle über den Personalbestand der Kavallerie. Es heißt da:

„Bei der Kavallerie ist der Mannschaftsbestand nicht ein so gleichartiger (will sagen, aus demselben Heimathsbezirke) wie bei der Infanterie, da die Husaren und Dragoner aus den einzelnen Landwehrbrigadebezirken, die Ulanen und Kürassiere aber innerhalb der ganzen Provinz (Armeekorpsbezirk) ausgehoben werden.

Für die Anforderungen an Größe und sonstige Körperbeschaffenheit sind ziemlich weite Grenzen gesteckt. Es giebt bei den leichten Regimentern viele Leute unter dem Normalmaße. Im Durchschnitt und im Vergleich zu den Russischen Kavalleristen erscheinen sie sogar als zu klein. Es wird aber große Rücksicht auf sonstige Beanlagung und auf Lust und Liebe zum Kavalleriedienst genommen. Auch hat der Regimentskommandeur das Recht, ungeeignete Rekruten zurückzuweisen und durch andere ersetzen zu lassen.

Obwohl in der Deutschen Kavallerie die Dienstzeit nur drei (in Rußland fünf Jahre) dauert, beträgt das jährliche Rekrutenkontingent doch nur ein Fünftel der vollen Mannschaftsstärke, da es viele Kapitulanten und Freiwillige giebt; dadurch wird die Ausbildung erleichtert. Trotz aller dieser zweckmäßigen Maßregeln darf man jedoch nicht glauben, daß der Deutsche Soldat dem Bilde entspricht, welches man sich im Allgemeinen von ihm macht, also groß, gut gewachsen und gewandt ist. Ueber seine geistigen und moralischen Eigenschaften vermag ich noch nicht zu urtheilen, die körperlichen aber sind folgende: Größe im Allgemeinen eine mittlere; so sind die Deutschen Infanteristen im Durchschnitt größer als die Französischen. Ein weiterer Unterschied besteht darin, daß die Deutschen ziemlich ungeschickt und schwerfällig sind oder doch aussehen.

Da sie sehr jung eingezogen werden, haben sie, oft blondhaarig und bartlos, ein knabenhaftes Gepräge." — (In Rußland erfolgt die Einstellung erst nach vollendetem 21. Lebensjahre, die körperliche Entwickelung der in der Heimath meistens mangelhaft ernährten Rekruten ist deshalb aber keineswegs mehr vorgeschritten als bei uns.)

„Wenn sich selbst überlassen, so z. B. an Festtagen, gehen die Rekruten auf der Straße langsam, ohne Haltung, sprechen wenig, blicken trübselig zur

Seite und übersehen fast durchweg die ihnen begegnenden Offiziere. (?) Die Franzosen sehen dagegen viel kecker, fast frech aus. — Obwohl die Deutschen Soldaten gern gut essen, sind sie doch sehr anspruchslos und überaus sparsam. Für Politik interessiren sie sich nicht, lesen daher wenig, sondern treiben sich zwecklos auf den Straßen umher oder erwarten ihre Dulcineen.

Die genannten, der Ausbildung dienenden Stämme sind, wie bereits erwähnt, bei den Deutschen sehr groß und gehen aus verschiedenen, gänzlich voneinander getrennten Kategorien hervor. Zur ersten, kleineren, gehören die künftigen Offiziere der Armee und der Reserve, die als Freiwillige eintreten und Avantageure bezw. Einjährige genannt werden; zur zweiten, größeren, zählen die Kapitulanten, darunter Unteroffiziere und Gemeine. Zwischen ihnen besteht, obwohl sie dieselbe Uniform tragen und gleichen Dienst thun, eine vollständige Scheidung. Die Avantageure und Fähnriche wohnen gewöhnlich in Privatquartieren, unterhalten sich auf eigene Kosten, essen obligatorisch in der Gesellschaft der Offiziere und treten niemals in nähere Beziehungen zu den Kapitulanten 2c. — (In Rußland werden die Junker nur selten zur Gesellschaft der Offiziere gezogen.)

Was die kapitulirenden Unteroffiziere anbetrifft, so darf man sich darunter nicht die moralisch und geistig am höchsten stehenden, zur Einwirkung auf ihre Untergebenen geeignetsten Soldaten denken. Diejenigen Unteroffiziere, von deren Intelligenz und Reichthum an Kenntnissen im Kriege von 1870/71 man sich Wunderdinge erzählt, waren leider (für die Deutschen) keine gewöhnlichen Unteroffiziere, sondern Fahnenjunker. Erstere sind tüchtige Leute, von mittelmäßiger Begabung, die bei der Truppe bleiben, weil sie wissen, daß dadurch ihre Zukunft besser gesichert wird, als es ihnen sonst möglich wäre. Welche Wichtigkeit in Deutschland den Kapitulanten beigelegt wird, zeigt sich darin, daß es Unteroffiziere die nicht kapitulirt haben, wenigstens bei der Kavallerie, gar nicht giebt.

Man nimmt dazu ansehnliche Soldaten, von guter Führung, gute Reiter 2c. Ihre wissenschaftliche Bildung beschränkt sich meistens auf Lesen und Schreiben und ist mit der der Französischen Unteroffiziere, von denen eine Menge militärischen und anderen Wissens verlangt wird, gar nicht zu vergleichen. Dabei können die kapitulirenden Mannschaften in Deutschland nicht, wie in Frankreich, im Frieden Offiziere werden und müssen mitunter jahrelang auf die Tressen und selbst die Gefreitenknöpfe warten, da keine Vakanzen vorhanden sind. Im Durchschnitt bestand bei den von mir gesehenen Regimentern mehr als ein Drittel des ganzen Bestandes aus Kapitulanten." — Dem Russischen Beurtheiler mußte dieser wohl etwas zu stark angenommene Prozentsatz um so mehr auffallen, als in der Russischen Armee bei jeder Kompagnie, Eskadron 2c., einschl. Wachtmeister 2c., nur drei Kapitulanten (mit Zulage) gehalten werden dürfen und auch dieser Bestand nicht immer erreicht wird. Alle anderen Unteroffiziere und Gefreiten haben ihre

obligatorische Dienstzeit bei der Fahne noch nicht zurückgelegt, erhalten ihre Ausbildung zum Unteroffizier in den bei jedem selbständigen Truppentheile bestehenden Lehrkommandos und dienen als Unteroffiziere bei der Fahne höchstens zwei Jahre.

Der Berichterstatter schildert nunmehr sehr eingehend und richtig die Art der Remontirung und den Pferdebestand der Deutschen Kavallerie, den er im Allgemeinen vorzüglich findet, und der noch stets durch rationelle Züchtung verbessert wird. Es sei hierbei darauf hingewiesen, daß man in Rußland seit diesem Jahre das bisherige, den Bedürfnissen längst nicht mehr entsprechende, Remontirungssystem durch einzelne, gegen Vorschuß, aber für eigene Rechnung und Gefahr ankaufende Offiziere aufgegeben und durch Remontekommissionen nach Deutschem Muster ersetzt hat. Hand in Hand geht damit die Hebung der Landespferdezucht und eine bedeutende Erhöhung der für die Remonten zu zahlenden Preise.

Von besonderem Interesse für uns sind die Urtheile des Russischen Beobachters über das Deutsche Ausbildungssystem, da er es im Gegensatze zu vielen seiner Landsleute nicht als nur auf Pedanterie und mechanischer Drillerei, sondern auf wohl durchdachter Folgerichtigkeit und „Erweckung von Lust und Liebe" begründet ansieht, worin sich andere Russen bekanntlich eine besondere Führerschaft, wo nicht Ausschließlichkeit zuzuschreiben lieben. Uns will es sogar dünken, daß der Russische Kamerad Manches bei uns in zu idealem Lichte betrachtet.

Er schreibt: „. . Die Ausbildungsmethode ist deshalb interessant, weil bei ihr, wie ein rother Faden, die bereits mehrfach erwähnte Entwickelung der Initiative zur Erscheinung tritt, der die Armee die Erfolge von 1870/71 verdankt. Nach Einführung der kurzen Dienstzeit sah sich Deutschland früher als andere Staaten genöthigt, sein Ausbildungssystem zu verändern und den Schwerpunkt desselben auf die Offiziere zu verlegen, die in der zur Verfügung stehenden kurzen Zeit Bauern und Arbeiter zu Soldaten machen sollen. Dabei dürfen die ausbildenden Offiziere bei ihren Untergebenen nicht die Initiative unterdrücken und vorzugsweise durch Strafen auf ihren Eifer einwirken, sondern sie sollen im Gegentheil bei ihnen Liebe zum Dienste, Findigkeit und Vertrauen zu den Vorgesetzten entwickeln, wobei sie selbst als Beispiel und Autorität in sittlicher und geistiger Hinsicht zu dienen haben.

Die Ausbildungsarbeit in ihrer Vertheilung zeigt vieles Gute. Vor Beginn der Periode macht der Regimentskommandeur die Eskadronchefs mit seinen Anforderungen bekannt, wobei er die Art der Ausführung ganz seinen Untergebenen überläßt und sich in ihre Anordnungen durchaus nicht einmischt. Kommt der Regimentskommandeur in die Bahn, um z. B. selbst zu reiten, so nimmt er zwar die Meldung des betreffenden Offiziers entgegen, macht aber sonst über das, was er vom Dienste sieht, gar keine Bemerkung. Man sieht übrigens die höheren Vorgesetzten mitunter Monate hindurch nicht in

der Bahn oder auf den Plätzen. Ein Rittmeister sagte mir einst scherzhaft, daß, selbst wenn der Oberst wüßte, daß die Rekruten seiner Eskadron verkehrt auf den Pferden ritten und den Schwanz statt der Zügel in der Hand hielten, oder wenn man die Remonten nur auf Halfter ausbildete, er dem Offizier kein Wort sagen, sondern nur ihn, den Eskadronchef, selbst zur Rechenschaft ziehen würde. Die Schwadronschefs beobachten ihren Offizieren, besonders den älteren gegenüber dasselbe System der Nichteinmischung. Dabei wird der ältere Offizier im Beisein der Mannschaften nie dem jüngeren einen Tadel oder auch nur eine Bemerkung aussprechen und dadurch seine Autorität bei den Leuten schädigen.

Da die Ausbildung nur Sache der Offiziere ist, so sind die Unteroffiziere hauptsächlich für den inneren Dienst und die Oekonomie bestimmt. Selbst wenn die Rekruten in der Bahn reiten, sieht man keine Unteroffiziere. Der Reitunterricht der Abtheilungen ist für den Offizier wie ein Heiligthum und wird nicht (wie bei anderen Kavallerien) durch das Umhergaloppiren unbetheiligter Reiter oder die Anwesenheit von ganzen Haufen Avancirter und selbst noch nicht ausgebildeter Exerzirgefreiter entweiht, die fortwährend unterwegs sind und sich tadelnder Bemerkungen befleißigen. Natürlich kommen Ausnahmen vor, und ich habe gesehen, daß sogar Abtheilungen von Meldereitern durch Unteroffiziere ausgebildet wurden. (Siehe darüber auch unten.)

Der Reitunterricht der älteren Leute erfolgt nicht (wie in Rußland) zug- sondern abtheilungsweise (in Klassen), je nach dem Dienstalter und der Reitfertigkeit der Mannschaften. Es wird dadurch eine größere Gleichmäßigkeit der Ausbildung erzielt, und der Offizier hat nicht, wie bei uns, die Unannehmlichkeit, für die Ausbildung seines Zuges nach jeder Richtung hin verantwortlich zu sein.

Die Art der Rekrutenausbildung und ihre Ergebnisse in Deutschland und in Frankreich weichen sehr voneinander ab. Man geht in Deutschland zielbewußter und weniger eilfertig vor. Man übt, ehe man die Rekruten auf die Pferde setzt, zuerst sechs Tage den Sitz, das Auf- und Absteigen an einem hölzernen Pferde. Der Sitz hat folgende Eigenthümlichkeiten: die Reiter sitzen mehr im Spalt als in Frankreich, der Oberschenkel wird möglichst weit zurückgenommen. Der Unterschenkel hängt senkrecht herab, darf aber auch, je nach der Größe des Reiters, etwas zurückgenommen werden; die Haltung der Fußspitzen und Absätze wird nicht genau beobachtet. Der Oberkörper wird ebenfalls senkrecht gehalten mit vorgeschobener Brust und zurückgenommenen Schultern, was bei dem Sitzen, vorwiegend auf Spalt, der ganzen Haltung etwas Unnatürliches und Gezwungenes giebt. (Siehe darüber auch III. Artillerie.) Große Aufmerksamkeit verwendet man auf die Stellung des Kopfes und der Hände, auch darauf, daß die Ellenbogen fest angelegt werden. Die Zügel werden nicht, wie in Frankreich, in der ganzen Hand, sondern wie bei uns, zwischen dem kleinen und dem Nebenfinger gehalten.

Auf das Zusammenwirken von Zügel und Schenkeln wird schon bald nach den ersten Stadien des Reitunterrichts gesehen, und es darf aus dem Halten erst dann angeritten werden, wenn die Pferde am Zügel stehen. Beim Reiten in der Bahn wird hauptsächlich auf Einhaltung der Abstände geachtet, schwierigere Touren oder Durcheinanderreiten werden selten geübt. Man verlangt hauptsächlich Reinheit der Bewegungen und läßt, im Gegensatze zu den Franzosen, viel mit einer Hand (nur mit den Kandarenzügeln) reiten. Am Schlusse der Unterrichtsperiode wird, gewissermaßen zur Prüfung des Erreichten, auch einzeln geritten, meistens im Galopp, der überhaupt sehr bevorzugt wird. Die Pferde gerathen aber dabei nie in Schweiß!

Das Springen über Barrieren (im Freien auch über Gräben) wird viel geübt. Die Pferde sind daran so gewöhnt, daß einige Offiziere die Abtheilungen im Schritt über die Hindernisse gehen lassen, wobei sie sich vollständig ruhig verhalten und sogar die Abstände nicht verlorengehen. Selbstverständlich werden zur Ausbildung der Rekruten stets die ruhigsten Pferde genommen. Auch hierin findet aber ein Unterschied zwischen der Französischen und der Deutschen Armee statt. Während man bei der ersteren wirklich die besten Pferde dazu auswählt, benutzt man bei den Deutschen für die Rekruten die ältesten von den besseren, die ihr Alter nicht nur durch ihre musterhafte Ruhe, sondern auch durch ihr greisenhaftes Aussehen und eine gänzliche Theilnahmlosigkeit für ihre Umgebung erweisen. . . Es mag diese Methode in ökonomischer Hinsicht praktischer sein, aber kaum für die auszubildenden Reiter.

Merkwürdig ist es, daß, obwohl das Deutsche Temperament ruhiger ist als das der Franzosen, in der Reitbahn die entgegengesetzte Erscheinung hervortritt. Die Deutschen Offiziere sprechen fortwährend, regen sich auf und laufen in der Bahn umher. Es wird aber fast nie von der Peitsche Gebrauch gemacht, weil man die eigene Einwirkung der Reiter auf die Pferde nicht stören will. Bereits Anfang April wird draußen gruppenweise in einem oder in zwei Gliedern geritten, stets in sehr lebhafter Gangart, besonders im Galopp, wobei man vielfach über das Normalmaß hinausgeht. So sollen z. B. im Feldgalopp in einer Minute 560 m (in Rußland nur 426 m) zurückgelegt werden. Ich habe mich aber vielfach mit der Uhr in der Hand davon überzeugt, daß die abgemessene Strecke von 2 km in 3 Minuten, 18 bis 22 Sekunden geritten wird, also 560 m in 56 bis 57 Sekunden.

Bereits im April ist die Rekrutenausbildung beendigt. Die Ergebnisse unterscheiden sich von den in Frankreich erreichten, meiner Meinung nach, in Folgendem: Der Sitz der Franzosen ist freier, ungleichmäßiger, vielleicht sogar ungeschickter (was aber auch mit an dem Schnitt der Uniform liegen mag), während die Haltung der Deutschen eine gezwungenere und einförmigere ist; die Französischen Rekruten sitzen aber tiefer, fester und bequemer im Sattel und sehen aus wie Kampagnereiter. Die Deutschen drücken sogar im Feldgalopp den Rücken durch und bemühen sich, die Füße im Knöchelgelenk

anzuspannen; dafür mag die Führung bei den Deutschen besser sein, obwohl sie auch bei den Franzosen genügt." — Es sei erwähnt, daß auch die Russen selbst über die mangelhafte Reiterei ihrer Leute klagen, was durch die Beschaffenheit der sich für den Gebrauch der Kandare wenig eignenden Pferde, durch die fehlenden gedeckten Reitbahnen bei strengen Wintern und auch durch den Umstand zu erklären ist, daß die meisten Rekruten vor dem Eintritte nie auf einem Pferde gesessen haben.

Etwas dunkel und einander widersprechend, nichtsdestoweniger aber bemerkenswerth wollen uns die Aeußerungen des Russischen Kameraden über die Unterweisungen und die Erfolge in der Gymnastik erscheinen. Die Offiziere sollen dabei so viel wie möglich durch ihr Beispiel anregend wirken.

„Die Rekruten bilden eine besondere Abtheilung. Die Uebungen bestehen in der passiven Gymnastik (zur Geschmeidigmachung des Körpers) und in leichten Uebungen an den Geräthen. Wie mir scheint, dienen die letzteren nicht so sehr zur Entwickelung der Gewandtheit, als zur Vorstufe, um die Gewandtheit in Zukunft zu erreichen. Ich sage das deshalb, weil erstens die Uebungen sehr einfach sind, zweitens weil selbst diese nicht von allen ausgeführt werden können und drittens, weil die unterrichtenden Offiziere weniger Gewicht auf die Reinheit der Ausführung selbst, als auf die dazu erforderlichen Handgriffe, Stellungen 2c. legen. Hier ein Beispiel: Beim Hochsprung (über eine Schnur) mit Trampolin wird das Seil sehr niedrig gespannt. Seitwärts des Trampolins stehen die Rekruten, in Linie ausgerichtet, einander gegenüber und hören, ohne zu sprechen, die Bemerkungen des Lehrers an. Sie treten einzeln auf das Trampolin, führen den Sprung auf Kommando in drei Tempi aus und stehen, nach vollführtem Sprung stramm still.

Jede Bewegung wird streng überwacht. Gelingt der Sprung nicht, d. h. reißt er die Schnur mit 2c., so trifft den Mann kein Tadel. Läßt er aber vor oder nach dem Sprunge den Kopf hängen, reckt den Hals oder kommt nicht auf die Fußspitzen, sondern auf den Absatz zu stehen, so wird er dafür angefahren und muß die Uebung wiederholen. Obwohl auch in Deutschland »Lust und Liebe zur Sache« erweckt werden soll, so gleichen doch die gymnastischen Uebungen weder denen bei uns, noch in Frankreich. Alles wird schweigend ausgeführt, jeder Mann kommt einzeln heran, dem Lehrer entgeht nicht die geringste Kleinigkeit; so auch beim Springen auf den Bock oder das Pferd.

Dabei kommt über die Hälfte der Mannschaften nicht glatt hinüber. Bei den anderen Geräthen geht es ebenso systematisch zu. Sieht man daher nur die Gymnastik der Rekruten, so erhält man von den Ergebnissen eine recht ungünstige Meinung. In Wirklichkeit verhält sich aber die Sache ganz anders. Die Beharrlichkeit, Folgerichtigkeit und Zuverlässigkeit der Lehrer thut schließlich Wunder. Man hält sich dabei an die goldene Mittelstraße, verlangt nicht zu viel und ist nicht darauf bedacht, daß sich die Soldaten bei

den Uebungen amüsiren und lustig sind. Sie sollen an erster Stelle etwas lernen, die Fröhlichkeit kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Man sieht die Leute nicht, wie bei uns, in unordentlichen Haufen um die Geräthe umherschwärmen, Späße treiben und Künste eigener plumper Erfindung zum allgemeinen Gelächter ausführen. Dafür giebt es aber auch bei der Deutschen Armee bei der Gymnastik keine solchen Leute, die gar nichts können und bei den Besichtigungen ꝛc. versteckt werden müssen oder sich selbst drücken. Obwohl die Deutschen Rekruten den Französischen an Gewandtheit weit nachstehen und auch die unserigen kaum übertreffen, verändern sie sich am Schlusse der Dienstzeit vollständig und stellen, was Genauigkeit, Schnelligkeit, Leichtigkeit und Entschlossenheit bei ziemlich schwierigen Uebungen anbetrifft, sogar die älteren Französischen und unsere Soldaten in den Schatten. Die älteren, zur Gymnastik in drei fortschreitende Klassen eingetheilten Mannschaften werden ebenso systematisch und erfolgreich weiter gebracht. Man muß über die dabei angewandte Geduld wahrhaft staunen. Auch der Wetteifer der Leute ist sehr anerkennenswerth; jeder strebt, in die nächsthöhere Klasse zu kommen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Voltigiren, wobei aber keinerlei Kunststücke, wie in Rußland, sondern nur die einfachsten, die Ausübung des praktischen Dienstes (Auf- und Abspringen vom Pferde) erleichternden Fertigkeiten verlangt werden. Dafür müssen, nach dem zweckmäßigen Deutschen Prinzip des Beispiels und der Nacheiferung, alle Leute der Eskadron einschl. der Kapitulanten und Unteroffiziere, am Voltigiren theilnehmen.

Noch einige Worte über die Uebungen im Felddienste, die im Allgemeinen den unsrigen gleichen. Der Sicherheits- und Kundschaftsdienst wird nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch betrieben, Letzteres im Winter. Bloßes Auswendiglernen wird dabei vermieden, und es werden im Felddienste Alle ausgebildet. Dennoch wird, wie in Rußland, eine Aussonderung und Unterweisung besonderer Patrouillenreiter vorgenommen, zu denen alle Avancirten und 18 bis 22 der älteren Leute gehören.

Es wird dabei hauptsächlich auf den Verstand und das Nachdenken der Patrouilleure eingewirkt; sie müssen sich auch über die Gründe jeder Erscheinung Rechenschaft abzulegen wissen und ihrer großen Verantwortlichkeit als Auge und Ohr der Armee bewußt werden.

Mit schriftlichen Anleitungen für den Felddienst beschäftigen sich viele Offiziere, vom Leutnant bis zum General. Es herrscht ein großer Wetteifer darin, zu den Patrouillenreitern zu gehören, obwohl bei den praktischen Uebungen eine strenge Disziplin beobachtet wird: »die die Patrouillen führenden Offiziere verhalten sich wie die Kapitäne auf einem Schiffe. Wenn ein Mann in der Postenkette träumt oder, wenn er beobachten oder Meldungen überbringen soll, unnöthigerweise eine Wirthschaft besucht, um zu trinken ꝛc., so wird er nicht nur strenge bestraft, sondern auch mit Schimpf und Schande aus der Elitekategorie der Patrouillenreiter ausgestoßen«."

Zu dem eigentlichen **Exerziren** der Kavallerie übergehend, heben wir kurz folgende Bemerkungen des Beobachters hervor. Er findet es erwähnenswerth, daß in Deutschland jede Eskadron in der Nähe ihrer Garnison einen Exerzirplatz hat, während in Rußland solche Plätze nur selten vorhanden sind und das Eskadronsexerziren erst bei der Zusammenziehung des ganzen Regiments vorgenommen werden kann. — „Die kleineren Exerzirplätze sind aber meistens sehr eben und bieten zu wenig natürliche Hindernisse. Die Anforderungen an das Reiten im schwierigeren Gelände können daher in Deutschland nur gelegentlich der großen Herbstübungen erfüllt werden, zu welcher Zeit die Regimenter improvisirt in »bunte« Divisionen zusammengestellt werden, deren Leistungen, wie verschiedene Beispiele erweisen, viel zu wünschen übrig lassen." — In Rußland exerziren die ständig in derselben Zusammenstellung befindlichen und lange unter demselben Kommandeur stehenden Kavalleriedivisionen bezw. ganzen Korps jeden Sommer 14 Tage bis 3 Wochen, was auf ihre Operationsfähigkeit in diesen größeren Verbänden einen sehr günstigen Einfluß ausgeübt hat.

„Das Fehlen von natürlichen Hindernissen auf den Plätzen wird in Deutschland durch stets in guter Verfassung erhaltene künstliche ersetzt, die meistens sehr schneidig und oft in ganzer Front genommen werden.

Schon bei den ersten Exerzitien fällt die ungewöhnliche Schnelligkeit aller Bewegungen und Formationen und namentlich die prompte Ausführung auf. Die neue Formation ist, da die Ausführungskommandos abgeschafft sind und meistens nur Zeichen gebraucht werden, oft schon dann fertig, wenn das betreffende Signal noch nicht verklungen ist. — Es wird meistens in sehr lebhaften Gangarten geritten und wenig gerührt bezw. abgesessen.

Bei den Evolutionen: Abbrechen, Aufmarsch, Schwenkungen 2c. wird ebenso wie in Frankreich auf reine Ordnung, Richtung 2c. wenig Gewicht gelegt. Das findet sich, wie man meint, mit der Zeit von selbst, wenn nur die Offiziere stets an ihren Plätzen sind. Man übt aber viel das Herstellen der Front aus verschiedenen Formationen und nach ganz unerwarteten Richtungen hin, reitet lange Frontalgalopps und attackirt bei jedem Exerziren fünf bis sechs Male, wobei das Hauptgewicht auf Energie und Geschlossenheit des Choks gerichtet wird. Die Eskadronskommandeure attackiren dabei nie ins Blaue, sondern bezeichnen stets das Ziel. Es wird auch der **Kampf** geübt, bezw. dadurch markirt, daß die Mannschaften der sich begegnenden Abtheilungen, im Trab oder Schritt, durcheinander reiten und dabei Fechtbewegungen ausführen.

Im Allgemeinen vollzieht sich das Exerziren energisch, lebhaft. Die Offiziere lassen von dem Eskadronskommandeur und die Mannschaften von den Zugführern kein Auge. Die Ruhe in der Front ist eine vollständige, und sogar beim »Rühren« darf nicht gesprochen werden.

Die gerühmten Leistungen der Deutschen Kavallerie werden durch den vorzüglichen Pferdebestand und die zweckmäßige Ausbildung zu schnellen, andauernden Bewegungen befördert. Man kann von diesen Pferden bei normalen Bedingungen (Futter, Unterbringung, Klima) wahrhaft Unglaubliches verlangen." Der Berichterstatter führt dafür Beispiele an: „Die (näher geschilderte) Ausbildung der Remonten ist fast durchweg eine vortreffliche. Man geht mit ihnen um wie mit Kindern. Nachtheilig für die Ausbildung der Remonten ist aber das zu pedantische Einhalten bestimmter Zeitabschnitte für die Besichtigungen. Die schwächeren, mangelhaft gebauten Pferde werden dadurch zu sehr mitgenommen. Auch werden sehr viel Hülfszügel gebraucht. Es kommt merkwürdigerweise häufig vor, daß nicht Offiziere, sondern Unteroffiziere die Remontenabtheilungen reiten lassen. In solchen Fällen kehren Lehrer und Reiter gern ihre eigene »Initiative« heraus und gestatten sich allerlei Rohheiten bei der Dressur. Bei den Mannschaften und sogar den Rekruten, herrscht übrigens eine große Neigung zur »Stallmeisterei«. Selbst auf dem Marsche geben sie sich, jeder nach seiner Manier, Mühe, die ermüdeten Pferde richtig zu stellen, sie in den Ganaschen abzubiegen ꝛc. Man bemerkt das auch bei der reitenden Artillerie. Im Uebrigen darf man dabei nicht Alle über einen Kamm scheeren, da sich in Deutschland nicht nur die Regimentskommandeure, sondern auch die Eskadronchefs bemühen, ihre »Initiative« dadurch zu zeigen, daß sie sich eigene Methoden erdenken und zur Anwendung bringen."

III.

Wir übergehen die Bemerkungen B. B — ws über das Exerzirreglement, da die formellen Unterschiede zwischen dem Deutschen und dem neuen Russischen Kavalleriereglement nur sehr unbedeutende, die Grundsätze ganz dieselben sind, und gelangen nunmehr zur Wiedergabe der Aeußerungen des bereits (bei der Infanterie) angeführten N. Potapow über die Deutsche Artillerie. Offenbar hat dieser Herr eine amtliche Erlaubniß zur Vornahme seiner Beobachtungen nicht besessen, was jedoch ihrer Schärfe keinen Eintrag thut. Er schreibt:

„Bekanntlich geben sich die Deutschen große Mühe, die Geheimnisse ihrer Kriegskunst (richtiger gesagt, ihres Militärwesens) den Augen Fremder zu entziehen. Jeder Kasernenhof, der nicht dicht von Gebäuden umschlossen ist, wird wenigstens durch eine hohe, dicke Mauer abgesperrt. Die sonst offenen Exerzirplätze sind mit großen Pfählen umringt, mit ebenso großen Aufschriften, die besagen, »daß Civilpersonen sich hier bei Vermeidung von 30 Mark Strafe nicht aufhalten dürfen«. In Dresden wird auf dem Exerzirplatze der Artillerie sogar mit sofortigem Arreste gedroht. Je kleiner der Ort ist, desto strenger sind die Verbote. Das ist übrigens nicht überall gleich, am schlimmsten in Preußen, Sachsen und anderen kleineren Staaten.

In Bayern, Württemberg, Baden und auch in Elsaß-Lothringen sind die Verbote nicht so drakonisch. Der Idee nach sind derartige (übrigens auch in Rußland nicht seltene) Absperrungen ganz zweckmäßig; denn bei dem gewöhnlichen Tagesdienste hat ein fremder Beobachter viel mehr Gelegenheit zu intimen Einblicken als bei angesetzten Besichtigungen und Paraden, bei denen der Kommandeur nur das zeigt, was gut ist und was er zeigen will.

In der Praxis lassen sich aber solche Verbote schwer durchführen und sie werden vielfach gar nicht beachtet. So gelang es auch mir ganz zufällig, dem Prüfungsmarsch einer mobilisirten reitenden Artillerieabtheilung zuzusehen und damit zum ersten Male die Deutsche Feldartillerie kennen zu lernen. — (Es geschah das, wie es scheint, in Berlin.)

Als ich einst Mitte Februar an der Kaserne eines Artillerieregiments vorüberging, sah ich auf dem Hofe bespannte Artillerie halten. Alles mit vollständig neuer Ausrüstung, vom Helm bis zu den Stiefeln und dem Pferdegeschirr. Auch die Munitionskarren und Trainwagen waren zur Stelle. Das stand Alles in einer langen Linie aufmarschirt. Die nur in ihre Uniformen ohne Mäntel gekleideten Mannschaften trampelten, um sich der Kälte zu erwehren, auf der Stelle umher oder suchten hinter den Gebäuden vor dem scharfen Winde Schutz. Man sah, daß jeden Augenblick der Abmarsch erwartet wurde. Es mochte etwa 8½ Uhr morgens sein; ich hatte noch eine Stunde Zeit und beschloß mit noch 10 bis 15 anderen Zuschauern, das Schauspiel nicht vorübergehen zu lassen.

Darüber wurde es 9 Uhr, und die Lage blieb unverändert, so daß ich nicht länger warten mochte und meinen Geschäften nachging. Als ich um 10½ Uhr wieder zurückkehrte, stand noch Alles auf demselben Flecke. Erst um 10¾ Uhr erschienen zwei Stabsoffiziere, bald nach ihnen zwei Generale und endlich Punkt 11 Uhr der besichtigende General. So hatten Pferde und Mannschaften, vollständig bereit, zwei und eine halbe Stunde, wenn nicht länger, unnütz in der Kälte ausgeharrt. (?)

Nach vorausgegangener genauer Besichtigung des Materials, wozu es ¾ Stunden bedurfte, befahl der General, einen Probemarsch um den Exerzirplatz auszuführen, der, wenn auch etwas von den Pferdehufen zertreten und sandig, dennoch der Bewegung von Artillerie keine Schwierigkeiten entgegensetzte.

Aus dem Thore des Kasernenhofes defilirten auf den Platz hinaus 12 Geschütze mit Zubehör, denen 12 Munitionsbehälter folgten. Der Marsch der sich anschließenden 8 Bagagewagen stockte bereits, besonders an der Queue der Kolonne. Schließlich folgten noch die Trainfahrzeuge der Gardekavalleriedivision, die aber erst warten mußten, bis vorn der Platz für sie frei wurde.

Das Aussehen der Mannschaften ließ nichts zu wünschen übrig; die Pferde aber waren vom Ideal weit entfernt.

Besonders fiel der schlechte Futterzustand in die Augen, nicht minder die geringe Pflege. Man sah bei einigen die Rippen, bei vielen schlechtes Haar mit Staub und sonstigen Unreinlichkeiten. Auch die Anschirrung, die Lage der Kummete, die Abmessungen der Sielen und Stränge rc. waren durchaus nicht musterhaft.

Die Zuschauer drangen unbehindert auf den Platz nach, und mir wurde sehr bald die Ursache des Stockens in der Bewegung des Trains klar.

Weit vor uns, am Ende des Platzes, bewegten sich in guter Ordnung hintereinander die Geschütze. Schon mit unregelmäßigeren Abständen folgten die Munitionswagen; der sich anschließende Train war in vollster Unordnung. Sechs Fahrzeuge, darunter zwei der Artilleriebagage, waren vollständig stecken geblieben; andere bemühten sich, auf dem kürzesten Wege an ihnen vorbeizukommen. Die festgefahrenen Fuhrwerke waren nicht von der Stelle zu bekommen. Trotz grausamer Hiebe auf die Köpfe der Pferde sperrten diese sich und zogen keinen Augenblick gleichmäßig an, ohne daß die offenbar sehr ungeübten Fahrer etwas dagegen zu thun vermochten. Es mußten Mannschaften von der in der Nähe exerzirenden Infanterie zur Hülfe herbeigeholt werden, für jeden Wagen etwa 20 bis 30 Mann, die mit unsäglicher Mühe nur vier Wagen wieder in Gang und auf ihren richtigen Platz zu bringen vermochten. Zwei andere, der eine mit zerbrochener Deichsel, der zweite mit zerrissenen Strängen, blieben, wo sie waren.

Um das Chaos vollständig zu machen, jagten zwei Pferde auf dem Platze umher; das eine hatte seinen Reiter abgeworfen, das andere war mit einem Offizier flüchtig geworden.

Als sich Alles beruhigt hatte, nahm der General die Gelegenheit wahr, seine Meinung sehr energisch und unter lebhaften Armbewegungen zu äußern.

Erst um $1^1/_2$ Uhr rückte die Abtheilung wieder ein.

Man muß sich unwillkürlich fragen, worin der Grund dieser Unordnung liegt. Etwa in der zu schweren Belastung der Fahrzeuge oder in ihrer schlechten Konstruktion?

So viel ich nach dem was ich auch bei anderen Bestandtheilen der Deutschen Artillerie gesehen habe, urtheilen kann, ist die einzige Ursache dieser Erscheinung die ungenügende Ausbildung der Fahrer. Sie sind der wunde Punkt der gesammten Feldartillerie. So viel Mühe sich auch die Offiziere mit ihnen geben, so sehr das Reiten neben den anderen Ausbildungszweigen an die erste Stelle tritt und die eigentliche Arbeit an den Geschützen beeinträchtigt, giebt es doch bei der Deutschen Artillerie keine guten Fahrer.

In dem angeführten Falle waren die ihrer längeren Dienstzeit halber geübteren Fahrer der reitenden Artillerie nur für die Geschütze und die Munitionswagen in ausreichender Zahl vorhanden gewesen. Zur Fortschaffung der Bagagefahrzeuge hatte man die schwächer ausgebildeten Fahrer der Feldartillerie desselben Regiments mit heranziehen müssen.

In der That ist der Feldartillerie nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit eine sehr schwere Aufgabe zugefallen. Man hat jetzt während nur einiger Wintermonate aus dem eintreffenden Rekrutenkontingent nicht nur die Bedienungsmannschaften, also die eigentlichen Kanoniere, sondern auch den vollen Bestand von Fahrern für die Batterien auszubilden. Es konnte das in der für die heutigen Anforderungen erforderlichen Weise nicht geleistet werden, um so weniger, als man im Kriege darauf rechnen muß, gelegentlich auch Bedienungsmannschaften auf die Pferde zu setzen, und umgekehrt.

So trat bis auf die neueste Zeit die Nothwendigkeit ein, sehr bald nach Ankunft der Rekruten bei der Batterie die Ausbildung der zu Fahrern bestimmten Mannschaften von der der anderen zu trennen.

Dieses System hatte seine Anhänger, die darin sogar einen Schritt vorwärts erblickten, aber auch seine Widersacher, so z. B. den durch seine Schrift: »Zur Ausbildung der Feldartillerie«, bekannten Bayerischen Oberst v. Layriz.

Seiner Meinung nach ist als die Hauptursache des bemerkbaren Rückganges der Ausbildung der Fahrer der Feldartillerie die für diese Waffengattung zu kurze zweijährige Dienstzeit anzusehen. Das Streben aber, die Fahrer möglichst vielseitig auszubilden, verkürzt die für das Reiten zu verwendende Zeit noch mehr. Beeinflußt wird nach Layriz die Schwäche der Leistungen nicht minder durch die ungenügende Beschaffenheit des der Artillerie gelieferten Pferdematerials, das sich zum Reiten nur zum geringsten Theil eignet. Aehnlich verhält es sich als dritte Ursache mit der Auswahl der Mannschaften für die fahrende Artillerie. Ich schließe die Darlegung meiner eigenen Beobachtungen in dieser Richtung an. Ich habe bei vielen Batterien nicht nur das Einzelreiten der jungen und älteren Fahrer, der Unteroffiziere und Trompeter, sondern auch das paarweise Reiten (die Handpferde am Zügel) und das Fahren mit dem Geschütze, und zwar zu der Zeit (März), gesehen, in welcher die Batteriechefs sich von den im Winter erreichten Leistungen im Reiten der Abtheilungen überzeugen und mit den Fahrern am Geschütz erst begonnen wird.

Hier ein Beispiel, wie es bei der Besichtigung der älteren Fahrer, der Unteroffiziere und Trompeter, desgl. der jungen Fahrer zugeht." — (Folgt die Schilderung des uns bekannten Reitens einer Abtheilung in der Bahn.)

„Ich hatte davon folgende Eindrücke: a) der Sitz ist durchweg sehr gezwungen und dabei unsicher. Die Haltung ist vornübergebeugt mit nach hinten herausgedrücktem Rücken. Die Zügel werden sehr lose gehalten. Die Schenkel liegen an. Die Fußspitzen sind aber nicht angezogen, sondern hängen fast senkrecht und nach außen gekehrt herab, so daß die Pferde durch die Sporen stark beunruhigt werden und nur mit äußerster Mühe aus dem Galopp wieder in Trab gebracht werden können. b) Die Steigbügel sind durchweg zu kurz geschnallt. c) Die Sattelung war im Allgemeinen gut. d) Das Aeußere der Pferde, der Putzzustand, sehr befriedigend, magere Pferde

befanden sich nur 2 bis 3 in 6 Abtheilungen. Der allgemeine Eindruck war viel besser als bei dem oben erwähnten Probemarsch.

Nach vorausgegangener Besichtigung von Pferd und Mann auf der Stelle kommandirte der vorstellende Offizier (bezw. Feldwebel): »Zu Einem rechts brecht ab, Marsch!« Es wurden zunächst nur die Kandarenzügel mit einer Hand gehalten, die rechte hing frei abwärts. Später traten auch die Trensenzügel unter Mitbenutzung der rechten Hand in Wirksamkeit.

Beim Reiten im Schritt und besonders beim Trabe verschlechterte sich der Sitz so, daß die rechte Schulter ganz zurückgenommen wurde und die Leute vollständig in der Quere saßen.

Volten, Wendungen und Schwenkungen kamen beim Reiten der ganzen Abtheilung nicht zur Ausführung; es wurde nur durch die Bahn changirt. Dann folgte 3 bis 5 Minuten Einzeln-(Durcheinander) Reiten, wobei Volten 2c. aber ohne Kommando, ausgeführt wurden. Uebrigens zeigte man beim Reiten der ganzen Abtheilungen im Trabe auch Kehrtwendungen, die aber fast nie gelangen, vermuthlich wegen ungenügender Einwirkung der Schenkel.

Dann führte die ganze, wieder in Front aufgestellte Abtheilung auf einige Schritte Seitwärtsschließen aus. Rechts gelang es besser als links. Der Batteriechef tadelte fortwährend den mangelhaften Gebrauch der Schenkel.

Nunmehr wurde zum Galopp übergegangen, der die beliebteste Gangart der Deutschen Artilleristen zu sein scheint und am meisten geübt wird. Er ist aber deshalb keineswegs musterhaft, sondern häufig sehr unruhig. Hierbei bemerkt man so recht den unsicheren Sitz. Das Pferd braucht nur ganz wenig anzustoßen, gleich kommt das mangelnde Gleichgewicht des Reiters zur Erscheinung.

Einige Abtheilungen führten im Galopp Hiebe aus (aber nur in die Luft), andere nahmen auch Barrieren mit Hieb. Die Pferde gingen an die Hindernisse willig, kaum eins brach aus, und wenn es geschah, lag die Schuld fast immer an dem Reiter.

Das den Schluß der Besichtigung bildende Voltigiren am lebenden Pferde genügte bescheidenen Anforderungen.

Nach demselben Programm wurde das Reiten der Unteroffiziere und Trompeter vorgenommen. Bei einer Abtheilung ritt sogar ein Offizier mit. Ich bemerkte dabei genau dieselben Fehler in Sitz und Führung wie bei den älteren Mannschaften.

Die jungen Fahrer ritten an diesem Tage nur auf Trense und in Mützen. Nur fünf Tage später sah ich jedoch in einer anderen Garnison junge Fahrer, die bereits die Kandare brauchten und in voller Ausrüstung, jedoch ohne Säbel, ritten. Das Besichtigungsprogramm war ein etwas anderes und umfaßte auch Volten, Wendungen und Einzelreiten auf Kommando. Die Resultate waren aber selbstverständlich noch viel geringer als

die oben angeführten und zeigten in verstärktem Maße dieselben Mängel. Die Festigkeit des Sitzes bei stärkeren Bewegungen war ganz ungenügend. Wurde bei starken Gangarten mit einer Hand geritten, so sperrte sich der rechte Arm, anstatt frei herabzuhängen, krampfhaft seitwärts ab, als ob der Reiter dadurch bessere Balance halten wollte. Beim starken Trabe näherte sich der obere Theil des Körpers zu sehr dem Vorderzwiesel des Sattels, die Fußspitzen wurden stark nach außen gedreht, so daß die Sporen beständig mit den dadurch aufgeregten Pferden in Berührung traten. Besonders unangenehm fiel mir die rohe Art der Behandlung der Pferde auf. Man riß unbarmherzig an den Kandarenzügeln herum und bearbeitete die Thiere so mit den Sporen, daß bei vielen das Blut strömte. Ob daran die schlechte Ausbildung der Reiter oder die mangelhafte Beschaffenheit der Pferde die Schuld trug, lasse ich dahingestellt. Vermuthlich vereinigte sich beides. Die Pferde erschienen mir alle sehr verrissen und hart im Maule. Nichtsdestoweniger gingen sie alle an die Barriere heran, obwohl sie die Reiter dabei mehr hinderten als unterstützten und dabei nach dem Sprunge stark ins Schwanken geriethen. Derartige Ergebnisse der Winterausbildung sah ich auch bei anderen Artillerieregimentern und muß somit den kritisirenden Aeußerungen v. Lafriz' zustimmen." —

Obwohl die Mannschaften der Russischen Fuß- (fahrenden) Artillerie vier Jahre, die der reitenden fünf Jahre dienen, erhebt man in Rußland gegen ihre Ausbildung im Reiten und gegen das Pferdematerial ganz ähnliche Klagen. Mit dazu trägt der Umstand bei, daß die Truppentheile der Artillerie, ebenso wie die der Kavallerie, trotz der viel strengeren Winter, Schneemassen 2c. fast gar keine bedeckten Reitbahnen haben und während der nur viermonatlichen Winterperioden alle Reitübungen im Freien vornehmen müssen. Die Pferde bei der Artillerie sind zum mindesten nicht besser als bei uns und erhalten im Gegensatz zu denen der Dragoner, die im ersten Jahre bei den Kadres, also nicht bei der Truppe selbst, dressirt werden, ihre Ausbildung lediglich bei den Batterien, denen dazu das geeignete Zureitepersonal fehlt. Die Fahrer erhalten ihre Ausbildung als solche erst im zweiten Dienstjahre. Entsprechende Reformen, auch was den Ankauf und die Ausbildung der Pferde anbetrifft, sind im Werke.

Der Berichterstatter fährt fort:

„Das Fahren bezw. die Vorübungen dazu bei den Fußbatterien beginnt ungefähr Mitte März. Sattel- und Handpferde sind dabei mit Kandare gezäumt, aber ohne Geschirr. Die Steigbügel gleich lang geschnallt. Die erste sehr bescheidene Aufgabe ist die, die künftigen Fahrer an die Führung zweier Pferde in gerader Richtung zu gewöhnen. Die Resultate sind schon hierbei schwach und verursachen viel Mühe, da die Leute nicht fest im Sattel sitzen und von den Handpferden, trotz der Kandarenzäumung, besonders bei Wendungen, leicht aus dem Sitz gebracht werden.

Viel Zeit kann man aber auf diese Vorübungen nicht verwenden. Ende März, Anfang April wird das paarweise Reiten fast überall beendigt, und es geht nun an das wirkliche Fahren, zunächst meistens nur an den Protzen und mitunter nur mit vier Pferden. Meistens bemerkt man, daß in der ersten Zeit fast nur die Deichselpferde wirklich anziehen. Erst viel später wirken auch die Vorderpferde mit, die Mittelpferde thun lange Zeit fast gar nichts. Ein gleichmäßiges Anziehen ist selten zu bemerken und stellt sich in der Regel erst nach vierzehntägiger täglicher Uebung nothdürftig ein. Mit den Wendungen ist es noch schlechter bestellt, obwohl sich die Deutschen Fahrer (im Gegensatz zu den Russischen) so scharfer Einwirkungsmittel wie der Kandare und der Sporen zu bedienen vermögen. — (Die Pferde der Russischen Feld- [fahrenden] Artillerie, darunter auch die Reitpferde der Offiziere und Feuerwerker, waren bisher nur mit Trense gezäumt. Da sich dieses aber als unpraktisch erwies, ist neuerdings nach langen Debatten die Zäumung mit einer erleichterten Kandare, auch bei der fahrenden Artillerie, anbefohlen worden. Zu gründlicher Einübung des Fahrens reicht auch die Größe der bei den Deutschen Kasernements befindlichen Plätze nicht aus, da mitunter 5 bis 9, ja sogar 12 Batterien in einem Kasernement vereinigt liegen.)

Die Ausbildung der jungen Fahrer schreitet also bis Mitte April höchstens so weit vor, daß man sie im Nothfall als Reservefahrer benutzen kann. Ebenso wenig kann ihre Ausbildung am Geschütz als genügend bezeichnet werden.

Das Alles sind die Folgen der zweijährigen Dienstzeit, obwohl man den Offizieren, einschließlich der Batteriechefs, die Anerkennung zollen muß, daß sie sich keine Mühe verdrießen lassen. Ihr Eifer ist wahrhaft staunenerregend. Die jungen Fahrer werden in der Regel nacheinander nur geschützweise geübt. Dabei sind mitunter außer dem Instrukteur noch drei Offiziere, darunter der Batteriechef, zugegen! Und in unmittelbarer Nähe hört man bei den unbespannten Geschützen fortwährend die monotonen Kommandos der exerzirenden Unteroffiziere und sieht gleichgültig-mechanische Ausführung dieser Kommandos durch die »Nummern«.

Bei dem großen Werth, den die Deutschen Artilleristen der Ausbildung im Reiten beilegen und bei der geringen vorhandenen Zeit, kommt indirekt die Ausbildung der Geschützbedienung zu kurz. Die durch den Reitunterricht in Anspruch genommenen Offiziere beschäftigen sich damit ungern und nur nebenher.

Man sieht bei diesen doch auch so außerordentlich wichtigen Uebungen am unbespannten Geschütz mitunter gar keine Offiziere, und sie verhalten sich ziemlich theilnahmlos. Die Arbeit wird meistens den Unteroffizieren überlassen, und man weiß ja, was solch ein Feuerwerker, und mag es selbst ein Deutscher sein, wenn er sich selbst überlassen bleibt, leistet. Anstatt etwas zu erklären, wo es etwas zu erklären giebt, befiehlt er nur, und umgekehrt. Man kann ihn nicht als Meister, sondern nur als Geselle in seinem Handwerk betrachten. Er

beschränkt sich auf eine mechanische Dressur und kommandirt möglichst häufig: »Rührt Euch!« Das gilt auch für die Deutsche Feldartillerie. Man merkt den Leuten, wenn der Offizier fehlt, sofort die Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit an. Sie sind sogar zur Ausführung von allerlei Wippchen beim Exerziren geneigt.

Wie anders ist der Eindruck, wenn der Offizier selbst kommandirt. Die Deutschen Offiziere sind dazu vortrefflich vorgebildet und verstehen es sehr wohl, die Uebung interessant und lehrreich zu gestalten. Ihre Thätigkeit und ihr Streben sind aber bei der zu kurzen Dienstzeit zu einseitig auf die Reitausbildung gerichtet. Der Fußdienst ist ihnen zuwider.

Am meisten leidet dadurch und durch die geringe Größe der Uebungsplätze in der Nähe der Kasernen das Richten der Geschütze.

Um mehr Raum zu gewinnen, werden die Geschütze häufig von den Mannschaften auf sehr weite Strecken hinaus vor die Stadt geschafft, wo Scheiben 2c. aufgestellt sind. Man behilft sich im Nothfall auch mit allerlei kleinen, schnell hergestellten Zielvorrichtungen, so z. B. Malereien von ganzen Landschaften an den Kasernenmauern.

Die Schießvorschrift für die Feldartillerie stellt im Allgemeinen an die Fertigkeit im Richten große Anforderungen.

Es sollen jährlich von den Rekruten bei den einzelnen Fußbatterien mindestens 14, bei den reitenden 12 Mann als Richtkanoniere ausgebildet werden, so daß also beim Sommerdienst und bei den Uebungen stets die doppelte Anzahl vorhanden ist.

Ueberdies soll die Unterweisung im Richten stets von Offizieren ausgeführt werden, denen ein Unteroffizier beigegeben ist. In Wirklichkeit wird, wie bereits erwähnt, diese Vorschrift nur selten befolgt.

Die Ende März, Anfang April erreichte Stufe der Schnelligkeit und Genauigkeit im Richten kann von unserem Standpunkt aus nicht als genügend anerkannt werden. Die jungen Richtkanoniere liegen selbst dann, wenn es sich um einen Wettbewerb in der Schnelligkeit des Richtens handelt, 45 bis 70 Sekunden auf den Laffeten herum, ehe sie fertig sind, und selbst viele ältere brauchen dazu 25 Sekunden. Im Durchschnitt erfordert das Richten des Geschützes 30 bis 40 Sekunden, selbst bei den Batterien, die bei den vorjährigen Prüfungen das Kaiserabzeichen erhalten haben.

Ueber die Genauigkeit des Richtens giebt es keine zuverlässigen Angaben. Daß sie viel zu wünschen übrig läßt, geht daraus hervor, daß nicht nur die bei den Einzelübungen anwesenden Offiziere, sondern auch die Unteroffiziere, wenn sie sich überhaupt die Mühe gaben, zu überwachen, meistens große Unzufriedenheit äußerten.

Wie mag es nun gar dann aussehen, wenn die volle Zahl der Nummern bei der Geschützbedienung mitwirkt, sich also gegenseitig stört und unter Leitung der Unteroffiziere das beliebte Schnellfeuer, mit 6 bis 8 Schuß in der Minute,

abgegeben werden soll? Von einer Genauigkeit des Richtens kann dabei nicht viel die Rede sein. Eine Korrektur des Richtens wird trotz aller technischen Vervollkommnung des Systems und bei den bescheidensten Anforderungen an die Genauigkeit, vor der Abgabe jedes neuen Schusses nothwendig sein, und je besser die Richtkanoniere ausgebildet sind, desto schneller wird sie vor sich gehen.

Es ist daher kaum anzunehmen, daß der Deutsche Richtkanonier, der zu seiner Arbeit mindestens 15 bis 20 Sekunden braucht, dieselbe innerhalb nur 7 bis 10 Sekunden auszuführen vermag. Man gelangt dadurch zu dem Schluß, daß bei der jetzigen geringen Uebung der Deutschen Richtkanoniere die vervollkommneten Eigenschaften der neuesten Schnellfeuergeschütze nicht zu voller Verwerthung zu gelangen vermögen." —

Es sei hierbei zum Schluß des über die Deutsche Artillerie Gesagten erwähnt, daß die Frage über die Ausbildung der Richtmannschaften auch bei der Russischen Armee eine viel umstrittene und ungelöste ist. Um bei dem noch im Gebrauch befindlichen älteren Geschützsysteme (die Einführung eines Schnellfeuergeschützes ist anbefohlen) in der Schnelligkeit des (wirksamen) Feuers nicht allzusehr hinter den mit Schnellfeuergeschützen ausgerüsteten Armeen zurückzubleiben, herrscht die Neigung vor, die Ausbildung der Richtmannschaften, was die Schnelligkeit, weniger die Genauigkeit anbetrifft, geradezu zu forciren. Man verlangt von der Batterie bei Schnellfeuer 15 bis 25 Schuß in der Minute. Dementsprechend ist es nicht möglich, eine größere Zahl von Richtmannschaften auszubilden, und es liegt die Gefahr vor, daß im Ernstfalle kein Ersatz für den Abgang vorhanden ist.

IV.

In hohem Grade bezeichnend für die Russischen Auffassungen, sowohl nach der anerkennenden als nach der tadelnden Seite hin, sind die Aeßerungen B. B — ws (siehe II. Kavallerie) über die Deutschen Offiziere, die es daher wohl verdienen, fast wörtlich angeführt zu werden, um so mehr, da der Beurtheiler häufig Gelegenheit nimmt, durch die Blume auf die Mängel bei der eigenen Armee hinzuweisen. Er beginnt:

„Es ist allgemein bekannt, daß die Deutschen Offiziere den ersten, höchsten Stand im Staate bilden, gewissermaßen eine geborene und geistige Aristokratie, vor der sich alle anderen Gesellschaftsklassen beugen. Diese von den Offizieren schon seit lange eingenommene Stellung ist aber nicht, wie Viele meinen, hauptsächlich durch sie selbst erworben bezw. erobert worden. Es haben dabei vielmehr verschiedene Ursachen mitgewirkt, an erster Stelle die Beharrlichkeit und der Scharfblick der Preußischen Könige, die es sofort erkannten, daß eine Hauptbedingung für das Bestehen und das Wachsthum des Reiches eine auch innerlich starke Armee sei, auf die gestützt, man „Land erobern" und sich vor allen sonst unausbleiblichen Nachtheilen schützen kann. —

Besondere Aufmerksamkeit wurde auf den Bestand der Offiziere und die Entwickelung sowie Erhaltung des »Geistes« des Offizierkorps gerichtet. Schon von Friedrich Wilhelm I. an nahmen die Herrscher aus dem Hause Hohenzollern alle darauf bezüglichen Angelegenheiten: Beförderungen, Belohnungen, Anstellungen, Verabschiedungen, selbst in die Hand. . . . . . . Dank diesem System sehen die Offiziere ihren Dienst als heilige Pflicht und nicht nur als unvermeidliche Last an. Sie widmen dem Dienst all ihre Kräfte und Muße und stellen ihre persönlichen Angelegenheiten in zweite Linie. Sie wissen sehr wohl, daß man seine materiellen Umstände auf verschiedene Weise verbessern kann bezw. darf, niemals aber durch Anwendung der Homöopathie bei der Fütterung der Pferde und dergl. — Dafür sind sie tief davon überzeugt, daß der Beruf des Offiziers der höchste und ehrenvollste ist, und Jeder, der diesem Stande angehört, achtet stets streng auf sich selbst und flößt durch sein Verhalten und sein Benehmen unwillkürlich nicht nur den Untergebenen, sondern auch den Civilpersonen Achtung ein. Ich will mich nicht näher über die »Schulung« äußern, der sich jeder junge Mann, der in das Offizierkorps irgend eines Regiments aufgenommen zu werden wünscht, unterziehen muß. Man kann aber nur bedauern, daß nicht überall, will sagen, auch in anderen Armeen, die so anerkennenswerthe Methode der Auswahl und Würdigerklärung der Kandidaten durch das Offizierkorps zur Anwendung kommt. . . . — (In Rußland findet eine Wahl zum Offizier durch das Offizierkorps nicht statt. Aehnlich verhält es sich mit der Annahme der Anwärter.)

Es heißt bei uns mitunter, die hervorragende Stellung der Deutschen Offiziere wäre auch durch ihre wissenschaftliche Bildung gerechtfertigt. Das bedarf einer Erläuterung bezw. Einschränkung.

Ebenso wenig als bei uns hat ein ehemaliger Deutscher Kadett eine Ahnung vom Römischen Recht, er hat auch nie die Metamorphosen des Ovid (— doch, schon in Tertia!) oder die Schriften von Karl Marx gelesen und verwechselt vielleicht Voltaire mit Robinson. Aber kein anständiger Deutscher wird es sich dieserhalb einfallen lassen, dem Offizierkorps Mangel an Bildung zuzuschreiben! Eine solche, vom Russischen Standpunkte schwer verständliche Erscheinung hat, meiner Meinung nach, ihre Ursache in der ungeheueren Verschiedenheit der Volkscharaktere. Die überwiegende Zahl der Deutschen ist arbeitsam, der Russe dagegen ist durchschnittlich träge.

Die Deutschen betrachten die Arbeit als eine ganz normale Erscheinung, die Russen als eine ihnen durch eine ungerechte Fügung auferlegte Last. Dabei ist der Deutsche einseitiger, er beschäftigt sich mit dem ihm zugänglichsten Zweige eines Handwerks, einer Wissenschaft oder einer Kunst und erlangt darin eine gewisse Vollkommenheit, achtet aber auch einen solchen Landsmann, der sich einer anderen Thätigkeit widmet; denn er begreift, daß auch diese für das Allgemeine (mithin auch für ihn selbst) von Nutzen ist

und ebenfalls Mühe und Fähigkeiten verlangt. Der von Natur vielseitigere und Alles aus der »Eingebung« unternehmende Russe ist im Stande, eine mathematische Abhandlung gleichzeitig mit der Kritik über ein Kochbuch zu schreiben und, was die Hauptsache ist, er redet auf Grund seiner ihm selbst unbewußten Faulheit fortwährend über seine unerträgliche Arbeitslast, hält sich für berechtigt, auf Arbeiter, die, wie z. B. die Militärs, nur Spezialisten sind, verächtlich herabzublicken, giebt sich aber bei seiner Slavischen Indolenz nicht einmal die Mühe, sich über die Wesenheit dieses »Handwerks« zu unterrichten. —

Es kommt als Grund für die allgemeine Achtung, deren sich die Deutschen Offiziere erfreuen, hinzu, daß sie ihre militärische Aufgabe von Grund aus beherrschen. Bei der den Deutschen eigenen Gewissenhaftigkeit ruhen sogar die jungen Offiziere nicht auf ihren Lorbeeren aus und begnügen sich nicht nur mit der Einpaukung ihres eigenen Reglements, sondern lesen in dem Streben nach Vervollkommnung ihres Wissens die neu erscheinenden militärischen Werke, sogar einschl. der fremdländischen!" — Hier drängt sich uns in die Feder ein leises „Na, na!"

„Zur großen Ehre für die Deutschen Offiziere muß ich sagen, daß mir nie ein solcher begegnet ist, der nicht bis auf die kleinsten Einzelheiten herab mit der Organisation seiner Armee bekannt gewesen wäre, die wichtigsten Kriegsthaten gründlich gekannt, Schwierigkeiten bei der Kontrole der Unterbringung des Gepäcks gehabt oder den Namen irgend eines kommandirenden Generals nicht gewußt hätte. Natürlich macht ein solches Wissen und Können allein die Offiziere noch nicht zu gebildeten Leuten (in unserem Russischen Sinne) ebenso wenig, wie es die Siege der Armee im Kriege herbeiführt. Dieses Wissen ruft aber die Achtung und das Vertrauen der übrigen Gesellschaftsklassen hervor, die an ihre uniformirten Beschützer wie an ein Evangelium glauben.

Außer den angeführten, durch die Beschaffenheit der Armee bedingten Ursachen ist die hohe Stellung des Offizierkorps durch den Volkscharakter zu erklären. Der Deutsche liebt die Ordnung, mithin Alles, was am meisten ein Ausdruck der Ordnung ist. Er ist wie für das »Reglement« geschaffen und vergöttert die Form.

Ich möchte glauben, daß selbst ein Deutscher Säugling, wenn er reden oder sonst einen Wunsch ausdrücken könnte, anstatt seiner Windeln um — eine Uniform bitten würde! Wenn unser Soldat bei jeder sich darbietenden Gelegenheit wieder zum Bauern wird, so ist bei den Deutschen das Umgekehrte der Fall. Jeder Soldat gewesene Dienstmann oder Droschkenkutscher liebt es, die Brust vorzudrücken, martialisch die Augen zu rollen, den Schnurrbart in die Höhe zu streichen und rechts und links militärisch zu grüßen.

Sehr viel zum Nimbus des Offizier- und Soldatenstandes im Allgemeinen trägt auch die Vorliebe bei, welche die Deutschen Vertreterinnen des

schönen Geschlechts für die Armee und Alles, was damit zusammenhängt, hegen. Sie haben über militärische Leistungen ein eigenes Urtheil und kennen ganz genau alle Unterschiede in den Uniformen, was in Deutschland wahrlich nicht leicht ist. . . .

Die Offiziere lesen, wie bereits erwähnt, sehr viel. Ihre militärische Literatur ist äußerst reichhaltig und vielseitig. Jede Neuerung, sei es im eigenen Heere oder im Auslande, wird, bei der großen Zahl von Militärschriftstellern, sofort allgemein bekannt. Mit der Literatur beschäftigt man sich vom jüngsten Leutnant bis zum ältesten General. Dabei ist es bemerkenswerth, daß sogar jeder aktive Offizier schreiben und drucken lassen kann, was und wo es ihm gefällt, ohne daß es dazu einer Erlaubniß der Vorgesetzten bedarf." — Dies ist bekanntlich durchaus nicht der Fall, vielmehr ist den Russischen Offizieren darin eine viel größere Freiheit, um nicht zu sagen Willkür, gewährt. — Man nimmt eben in Deutschland an, daß der Offizier nichts schreiben wird, was die Ehre der Armee schädigen oder ihre schwachen Seiten den Gegnern verrathen könnte! Man darf aber deshalb nicht glauben, daß die Offiziere in ihren schriftlichen Aeußerungen immer nur Lobeshymnen anstimmen.

„Nach jedem Herbstmanöver erscheint eine Menge von Schriften, deren Verfasser sehr aufrichtig das Verhalten beider Parteien kritisiren und auf die vorgekommenen Fehler aufmerksam machen. »Wer seine eigenen Mängel nicht kennt, vermag sich nicht zu vervollkommnen«; das ist das gesunde Prinzip, welches leider — nicht überall zur Geltung kommt.

Die Verbringung der Zeit der Deutschen Offiziere ähnelt mehr den Russischen als den Französischen Gebräuchen, was sich durch das Bestehen von Offizierkasinos (Speiseanstalten, bekanntlich in Rußland erst in neuerer Zeit allgemein geworden) und einen gleichartigeren Bestand des Offizierkorps als in Frankreich erklärt. Gewöhnlich ist des Vormittags von 7 oder 8 Uhr an Dienst bis 3 oder 4 Uhr nachmittags, unterbrochen durch eine Mittagspause. Während dieser Zeit ist der Offizier, entgegengesetzt der bei uns allgemein verbreiteten Annahme, keineswegs in seine neueste Uniform gekleidet, im Gegentheile. Ist aber der Dienst vorbei, so kehrt er in seine Wohnung zurück und erscheint nach 10 Minuten im vollen Glanze, mit blendend weißen Handschuhen und mit der Cigarre im Munde. Uebrigens weiß ich nicht, was man an der Bekleidung des Deutschen Offiziers »Entzückendes« finden kann. Die Buntscheckigkeit und sogar der Luxus der Uniformen einiger Kavallerieregimenter vermögen das Hervortreten der den Deutschen eigenen Geschmacklosigkeit nicht zu vertuschen. Nichtsdestoweniger ist diese Buntheit und Geschmacklosigkeit dem Deutschen Herzen theuer. Nirgends giebt es so viele Einjährige und andere Freiwillige, als bei den Husarenregimentern." — Das war, als es in Rußland auch bei der Armee noch Husaren- und Ulanenregimenter gab, ganz ebenso der Fall, und ihre Umwandlung zu

Dragonern mit viel einfacherer Uniform wird noch heute von Vielen beklagt. Man hat daher jetzt auch die Dragonerregimenter „buntscheckiger" gemacht. —

„In diesem Falle haben sich die maßgebenden Deutschen Autoritäten als feine Seelenkenner gezeigt. Sie begriffen, daß die Leistungsfähigkeit und der Geist einer Truppe dadurch, daß man ihr die Uniform, in der sie Ruhm erworben hat, beläßt, keineswegs leidet. . . . Das Fehlen jeder Kleinlichkeit in Allem, was den Anzug betrifft, gestattet es, daß sich in Deutschland die Bemittelteren unvorschriftsmäßige Sachen auf eigene Kosten anfertigen lassen. Die Unteroffiziere prunken außer Dienst mit Tressen von doppelter Breite als die vorgeschriebenen, die Aufschläge an den Aermeln gehen oft mehr als um einen Zoll über die Vorschrift hinaus. Die Freiwilligen bei der Infanterie lieben es, nicht dunkelblaue, sondern fast hellblaue Waffenröcke zu tragen. Dazu anstatt der vorschriftsmäßigen schweren Seitengewehre, kleine leichtere, die an Zahnstocher in einer Scheide erinnern. — (Derartigen Unvorschriftsmäßigkeiten und Aenderungen der Mode ist auch die Russische Armee durchaus nicht fremd.)

Ungeachtet des Hervortretens einer solchen »Freigeisterei« leidet darunter, nach Meinung der höchsten Vorgesetzten, die Armee in ihrer Disziplin und ihrer Ausbildung nicht. Wohl aber wächst die Liebe der Bevölkerung zu den Truppen dadurch, daß die betreffende Stadt eine Garnison mit schöner Uniform hat!

Die Abende verbringen die Offiziere in Gesellschaften, noch häufiger aber sitzen sie zusammen im Kasino oder in einem Restaurant und geben sich dem Biergenusse hin" (was bekanntlich in Rußland durch schneller wirkende Getränke ersetzt wird).

Lobenswerth erscheint dem Beurtheiler das häufige Spielen der Militärmusik auf öffentlichen Plätzen und bei Geburtstagen der Offiziere oder ihrer Damen vor den Wohnungen, was gleichzeitig der ganzen Nachbarschaft zur Annehmlichkeit dient und die Liebe zu der „prachtvollen Armee" befördert. . . .

„Man sagt, die Deutschen Offiziere seien grob, machten auf der Straße sogar den Damen nicht Platz, trügen keine Packete, benutzten keine Pferdebahnen und heiratheten nur der Mitgift halber. Glücklicherweise bin ich stets nur mit sehr höflichen, vortrefflich erzogenen und zu den Damen sehr liebenswürdigen Herren zusammengekommen. Ob sich die Deutschen Offiziere wirklich nur aus finanziellen Rücksichten verheirathen — ist schwer zu entscheiden. Thatsächlich sind bei ihnen und auch in Frankreich die Eheschließungen überlegter und praktischer als bei uns." — Es wird in Rußland nur eine kaum nennenswerthe Kaution verlangt; den Konsens für die unteren Dienstgrade ertheilt der Regimentskommandeur ohne besondere Schwierigkeiten.

„Der Deutsche vermag sich auch bei Herzensangelegenheiten nicht zur Selbstvergessenheit fortreißen zu lassen und begreift es nicht, daß man um der Liebe willen seine Karriere opfern kann. Die gerühmte Sentimentalität der Deutschen besteht mehr in der Idee, und das ist auch besser, denn es hält sie von Thorheiten ab, an denen sie ihr ganzes Leben zu leiden haben würden.

Sie tragen auch ruhig auf der Straße Packete und fahren in Pferdebahnen, schon weil es billiger ist als die Benutzung von Droschken. Hervorzuheben ist die Achtung, mit der die Offiziere, und zwar aller Rangstufen und Waffengattungen, einander begegnen. Niemals wird das gegenseitige Grüßen verabsäumt, wobei häufig der Vorgesetzte des guten Beispiels halber zuerst die Hand an die Mütze legt. Niemals habe ich einen Offizier gesehen, der beim Grüßen eines anderen die Hand so vor der Nase bewegte, als ob er eine lästige Fliege verscheuchen wolle. Derartige Beziehungen der Offiziere zueinander sind der übrigen Gesellschaft bekannt. Die Civilisten bemühen sich daher, den Offizieren ebenso artig und aufmerksam entgegenzukommen. Wenn man also diese Armee und die Nation im Allgemeinen nicht lieben mag, so muß man sie wenigstens ihrer Geschlossenheit, Zuverlässigkeit und ihres Strebens nach einem bestimmten Ziele halber achten. Besondere Weichherzigkeit, Seelengröße und »Neigung zum Vergeben« darf man freilich bei den Deutschen nicht suchen.

Bei so hervorragend praktischen Anlässen, wie der Krieg, führen aber derartige zartere Eigenschaften nicht immer zu guten Ergebnissen.“ —

Indem wir hiermit die Wiedergabe der Beobachtungen des Russischen Kameraden zum Abschlusse bringen, können wir ihm für die wohlwollende Art seiner Beurtheilung nur danken und gleichzeitig wünschen, daß das uns von ihm ertheilte Lob stets auch ein verdientes sein und bleiben möge.*)

*) Behufs näheren Vergleichs mit den Einrichtungen und Gebräuchen bei der Russischen Armee sei auf die bei R. Schröder in Berlin erschienene Schrift: „Militärische Reiseerinnerungen aus Rußland. Sommer 1899“ hingewiesen.

Der Angriff der Deutschen, Französischen, Russischen Infanterie.

Vortrag,

gehalten von

Arnold Möhl,
Oberleutnant im Königl. Bayer. 19. Infanterieregiment König Victor Emanuel III. von Italien, kommandirt zum Generalstab.

Bei der Ausarbeitung meines Vortrages war ich bestrebt, den umfangreichen Stoff einzuschränken, aus der vielbesprochenen Frage des Infanterieangriffes das Bemerkenswertheste herauszugreifen und minder Wichtiges bei Seite zu lassen.

Als minder wichtig möchte ich vor Allem die Form bezeichnen, in der die kleinen taktischen Untereinheiten (Kompagnien und Züge) sich auf dem Gefechtsfelde bewegen. Aus der hierüber vorhandenen Literatur vermag ich nur zu entnehmen, daß vielfach versucht wird, mit kleinen Mitteln große Erfolge zu erzielen, daß aber in Wirklichkeit jede geschlossene Form, die dem ungestörten Feuer unserer Gewehre oder Geschütze preisgegeben ist, in kurzer Zeit in Trümmer gehen muß. Was die eine Formation vor der anderen im Artilleriefeuer voraus haben mag, das gereicht ihr wieder zum Nachtheil im Infanteriefeuer; manche Formationen weisen geringere Verlustprozente auf gegenüber einem Feuer, das senkrecht in ihre Front einschlägt; dafür sind sie besonders empfindlich gegen eine Feuerwirkung, die sie schon unter einem kleinen Winkel von der Seite trifft. Von den Reglements hat das neue Russische am meisten Sorgfalt darauf verwendet, für die verschiedenen Entfernungen vom Gegner und mit Rücksicht auf das Gelände die jeweils beste Form zu finden. Es scheint mir aber, daß ein Führer, der bei jedem Wechsel dieser Verhältnisse eine Formationsänderung vornimmt, seine Truppe in Unordnung und in Unruhe bringen wird, ohne ihr gleichwohl die unausbleiblichen Verluste ersparen zu können. Ich werde es also unterlassen, auf einen Vergleich zwischen Linie und Kolonne, zwischen frontaler und in Reihen gesetzter Kompagniekolonne 2c. näher einzugehen und in dieser Richtung die Eigenthümlichkeiten der einzelnen für meinen Vortrag in Betracht kommenden Heere aufzuzählen. Auch verzichte ich auf eine Darlegung der Grundsätze über das Gefecht selbständiger kleiner Infanterie-Truppentheile, über die Unterstützung des Angriffes durch Umfassung oder durch Feuerabgabe aus

seitwärts liegenden oder überhöhenden Stellungen, ebenso wie ich diejenigen Bestimmungen außer Acht lassen werde, welche sich mit der Verwerthung eines für den Vertheidiger ungünstigen Geländes durch den Angreifer befassen.

Die Hauptfrage, die mir zur Besprechung bleibt, ist demnach jene: Wie soll nach den maßgebenden Vorschriften die Deutsche, Französische, Russische Infanterie in der Schlacht ihren Angriffskampf durchführen, beiderseits angelehnt an andere Truppen, geradeaus gegen eine starke Stellung, vor deren Front sich nichts findet, was dem Angreifer wesentlich zu statten kommt?

Daß die Infanterie aller großen Europäischen Heere nach wie vor solche Angriffe unternehmen muß, ist unbestreitbar, direkt begründet in den modernen Massenaufgeboten, die auf schnelle, nachhaltige Entscheidungen hindrängen und die ein Zurückfallen in die Gepflogenheiten des Positionskrieges ausschließen. Es liegt wohl an der langen Friedenszeit, wenn bisweilen in der Militärliteratur der Angriff über die freie Ebene als von vornherein aussichtslos und deshalb für die Zukunft als ausgeschlossen bezeichnet wird. Zweifellos ist er es, wo annähernd gleich starke, gleichwerthige Truppen einander gegenübertreten. Wo aber Kräfte genug vorhanden sind, um die gelichteten Angriffsreihen immer wieder zu ergänzen und auf demjenigen höchsten Stande zu erhalten, welchen der für Ausnutzung der Feuerwaffe verfügbare Raum zuläßt, da ist doch kein zwingender Grund einzusehen, warum der Angreifer im Zeitalter der gleichmäßig guten Bewaffnung nicht mehr versuchen dürfte, was er früher, sogar mit unebenbürtigen Gewehren, oftmals gewagt hat. Es wird häufig nicht einmal angehen, den Schutz der Dunkelheit zur Annäherung in Anspruch zu nehmen; zeitgemäß möchte auch die Warnung sein, die Bedeutung des Spatens nicht jetzt in demselben Maße zu überschätzen, wie sie früher unterschätzt wurde.

Thatsächlich haben die drei Reglements den Grundsatz von der Unmöglichkeit des Angriffes über die freie Ebene nicht angenommen. Sie rechnen vielmehr in erster Linie, ich möchte sagen unter normalen Verhältnissen, mit einer fließenden Durchführung des Infanterieangriffes am hellen Tage, aus dem Anmarsche heraus, durch das Feuer des Vertheidigers hindurch, in seine Stellung hinein. Der Wunsch, möglichst unaufhaltsam nahe an den Feind heranzugehen, seine Widerstandskraft auf günstiger Gewehrschußweite durch stark überlegenes Feuer zu brechen und ihm dann mit der blanken Waffe gewissermaßen den Rest zu geben, das ist der Grundton, der in den drei Reglements bald mehr bald weniger deutlich zu Tage tritt. Daneben hat sich aber und zwar zuletzt auch in Rußland die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß jenes Ideal des Angriffes im Ernstfalle nicht erreichbar ist, daß vielmehr der Vertheidiger die Macht hat, dem Vorwärtsstürmen des Angreifers ein frühes Ziel zu setzen, so daß der Angreifer auf einer Entfernung sein Feuer beginnen muß, auf der von einer Niederkämpfung des Vertheidigers noch lange nicht die Rede sein kann.



Daraus ergiebt sich eine übereinstimmende und leicht auseinanderzuhaltende Gliederung des Angriffsverfahrens in drei Abschnitte:

1. Vorgehen bis zur Eröffnung des eigenen Feuers, —
2. Vorgehen von der ersten Feuerstellung bis zur Hauptfeuerstation, die, wenn auch nicht mit diesem Namen, so doch dem Sinne nach, in den drei Reglements erkennbar ist, und
3. Ausführung des Nahangriffes.

Allerdings unterscheidet das Russische Reglement „nach Zweck und Charakter des Gefechtes" nur zwei Abschnitte, nämlich „I. Angriff (Annäherung an den Gegner und Vorbereitung zum Sturm)" und „II. Sturm (endend mit dem Bajonettangriff)". Die im Russischen Reglement wiederholt zu Tage tretende Vorliebe für ein beschleunigtes, abgekürztes Verfahren, kommt auf diese Art schon in der Ueberschrift förmlich zum Ausdruck. Aber in Wirklichkeit enthält der „erste" Russische Abschnitt eben doch zwei Gefechtshandlungen ganz verschiedenen Charakters, wie denn auch die näheren Ausführungen über den Verlauf des Angriffes nicht zwei, sondern drei eigene Paragraphe (44 bis 46) umfassen.

Allgemein handelt es sich während des ersten Gefechtsabschnittes lediglich darum, die Kräfte in einer für den bevorstehenden Feuerkampf günstigen Gliederung mit thunlichst geringen Verlusten möglichst weit vorwärts zu bringen. In diesem Sinne sind daher von den Reglements mehr oder minder bindende Vorschriften erlassen. Es wird dabei auch Rücksicht genommen auf die Feuerwirkung der feindlichen Artillerie, freilich mit der für das Gelingen des Angriffes unerläßlichen Voraussetzung, daß die feindliche Artillerie durch die eigene mindestens stark in Anspruch genommen ist.

Der zweite Abschnitt ist der wichtigste des ganzen Angriffsverfahrens. Hier herrscht übereinstimmend der Grundsatz, von Anfang an starke Schützenlinien zu entwickeln, um frühzeitig die Feuerüberlegenheit zu gewinnen. Die geschlossenen Abtheilungen treten in diesem Abschnitte des Kampfes in den Hintergrund zu Gunsten des Schützenschwarmes, der Hauptkampfsform der Infanterie. Sie sollen der feindlichen Feuerwirkung nach Möglichkeit entzogen werden, sollen aber doch im Laufe des Gefechtes sich der vorderen Linie so weit nähern, daß sie für die Entscheidung zur Hand sind.

Bezüglich des Bajonettangriffes sind die Reglements darüber einig, daß er erst unternommen werden darf, wenn das Feuergewehr seine Schuldigkeit gethan hat, daß ferner der Antrieb zum Sturm in manchen Fällen von der Schützenlinie, in anderen Fällen von den Reserven auszugehen hat, und daß alle Abtheilungen bestrebt sein müssen, sich an diesem Schlußakte des Angriffes zu betheiligen.

Hiermit glaube ich den festen Rahmen gekennzeichnet zu haben, innerhalb dessen sich die näheren Bestimmungen der einzelnen Reglements bewegen und zwar mit vielen nicht unerheblichen Abweichungen. Diese liegen vor Allem

in der formellen Abfassung der Reglements. Unser Reglement trägt vorzugsweise einen belehrenden Charakter. Es **schildert** den Angriff besser und lebhafter als alle anderen Vorschriften und geht mit außerordentlicher Gründlichkeit auf alle in Betracht kommenden Verhältnisse ein. Es wird kaum eine Frage geben, die sich aus unserem Reglement heraus nicht beantworten ließe; aber unser Reglement verzichtet vielfach darauf, seine Lehrsätze und Rathschläge in bindende Formeln zu kleiden. Es stellt infolgedessen viel höhere Anforderungen an den Fleiß, das Verständniß und an die Vorstellungsgabe des Truppenoffiziers wie das Russische oder Französische Reglement, und dies wird ihm von manchen Seiten sogar zum Vorwurf gemacht.

In die Augen springend ist daher der Reichthum an formellen und ziffermäßigen Festsetzungen bei den Franzosen und Russen im Gegensatze zu uns. Allerdings werde ich bei Besprechung der einzelnen Abschnitte den Beweis zu erbringen versuchen, daß die Ungebundenheit der Deutschen Führer und Unterführer im Angriff doch nicht so groß ist, wie die Gegner des Reglements gern hervorheben. Das Deutsche Reglement hat überdies gerade für den ungedeckten Frontalangriff ein paar ganz kurze, aber sehr eingreifende Zusätze erfahren, die in der Felddienstordnung unter den Anhaltspunkten für die Schiedsrichter niedergelegt sind. Diese Anhaltspunkte sollen die Schiedsrichter befähigen, die im Frieden fehlenden Eindrücke und Einflüsse des Krieges nach Möglichkeit zu ersetzen; es ist also zweifellos, daß sie bei allen Friedensübungen zur unbedingten Richtschnur zu dienen haben, und wenn sie nicht in das Reglement selbst aufgenommen wurden, so geschah dies wohl in der mittlerweile wiederholt eingetroffenen Voraussetzung, daß die Bewaffnung und die Werthschätzung der Waffenwirkung einem Wechsel unterworfen sind, während in das Reglement nur ständig aufrecht zu erhaltende **Grundsätze** aufgenommen werden sollten. Ob es freilich nicht doch vortheilhafter wäre, wenn die erwähnten und noch näher zu besprechenden Anhaltspunkte für die Schiedsrichter in das Exerzir-Reglement selbst übergingen und etwa für den Angriffskampf des Bataillons mit bündiger Deutlichkeit zusammengestellt würden, — diese Frage glaube ich nicht verneinen zu dürfen. Viele unkriegsmäßige Bilder, gerade bei der so wichtigen ersten Entwicklung der Truppen und beim Gebrauch geschlossener Abtheilungen würden dann wohl von unseren Uebungsplätzen verschwinden.

Immerhin ist unter Zuhülfenahme des II. Theiles der Felddienstordnung die Möglichkeit gegeben, auch unseren Angriff ohne Zwang in eine genügend feste Form zu bringen, um einen Vergleich mit den entsprechenden, allerdings noch festeren Formen des Französischen und Russischen Angriffsverfahrens zu gestatten. Es wird sich dabei herausstellen, daß die allgemein als richtig erkannten modernen Grundsätze nicht überall gleich folgerichtig zur Durchführung gelangt sind, daß die Bedeutung des Feuergefechtes nicht immer so gewahrt und die feindliche Feuerwirkung nicht immer so berücksichtigt wird,

wie man es logischerweise erwarten sollte, daß namentlich bezüglich des rücksichtslosen Vorwärtsgehens und bezüglich der Verwendung geschlossener Abtheilungen für die direkten Zwecke des Kampfes manche Einzelbestimmung zu finden ist, die sich auf überwundene Anschauungen gründet, und die in den modernen Rahmen der betreffenden Vorschrift eigentlich nicht hineinpaßt. Ich bin nicht etwa von der Voraussetzung ausgegangen, sondern bin im Gegentheil erst durch diese vergleichende Arbeit zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß in den eben erwähnten Richtungen unser Reglement als mustergültig bezeichnet werden muß und vom Französischen oder Russischen Reglement nicht erreicht wurde.

Ich wende mich nun zum ersten Abschnitte des Angriffsverfahrens und halte mich dabei, soweit als möglich, an die für das Bataillon gegebenen Vorschriften.

Bei Annäherung an den Feind formirt der Französische Bataillonskommandeur die geöffnete Doppelkolonne, entsprechend unserer Doppelkolonne, aber mit beliebig erweiterten Zwischenräumen und Abständen. Der Bataillonskommandeur beruft seine Kompagniechefs, den Eklaireuroffizier und möglichst viele andere Offiziere zu sich, giebt die Aufgabe bekannt und setzt das Bataillon an. Die beiden vorderen Kompagnien bilden die „Gefechtslinie", die beiden rückwärtigen die „Reserve". Die Kompagnien der Gefechtslinie schicken die Eklaireurs voraus (bis zu je 32 Mann) unter Führung des vom Bataillonskommandeur ein für alle Male bestimmten Offiziers. Die Eklaireurs vertheilen sich auf die dem Bataillon zukommende Gefechtsfront, nämlich auf 300 m, werden also den Anblick einer sehr dünnen Schützenlinie bilden und gehen bis auf 900 m an den Feind heran. Sie sollen dessen Stellung erkunden, die feindliche Infanterie und auch die Artillerie durch ihr Feuer belästigen, das Einrücken der eigenen Kompagnie in ihre Stellung decken. Die beiden Kompagnien der Gefechtslinie sind inzwischen auf 500 m Abstand ihren Eklaireurs gefolgt, auf ganze Entwicklungsbreite, nämlich je 150 m, in kleine Unterabtheilungen auseinandergezogen, und bilden auf 1300 m von der feindlichen Infanterie ein Glied, d. h. die ganzen Kompagnien schwärmen aus. Sie rücken hierauf in die Linie der Eklaireurs vor und beginnen dort das Feuer. Die beiden Reservekompagnien folgen auf 400 bis 500 m Abstand vertheilt hinter den Flügeln oder hinter den Zwischenräumen der Gefechtslinie.

Nach dem Russischen Reglement geht die Avantgarde unter normalen Verhältnissen, d. h. „wenn der Gegner Artillerie besitzt," auf etwa 4 km in die „Gefechtsordnung" über. Das Gros bleibt in Marschordnung, bis die Avantgarde vom Gegner aufgehalten wird oder bis seine Truppen sich dem feindlichen Feuerbereiche genähert haben. Es kann aus dem Reglement gefolgert werden, wenn es auch nicht klar darin ausgesprochen ist, daß die Truppen des Gros, gegenüber einer vom Feinde bereits besetzten Stellung, zunächst in die „Reserveordnung", die Bataillone in Doppelkolonnen, auf-

marschiren. Inzwischen erfolgt Aufklärung über die Verhältnisse beim Gegner durch Kundschaftertrupps der Avantgarde, thunlichst auch durch eigene Beobachtung des obersten Führers, der hierauf die unmittelbar unterstellten Kommandeure zur Entgegennahme des Gefechtsbefehles versammelt. Die wesentlichsten Punkte des Gefechtsbefehls bestehen in der Ausscheidung einer Reserve, in der Bestimmung des fechtenden Theiles, in der klaren Bezeichnung der Aufgaben für die einzelnen Truppen und in der Festsetzung einer Richtungstruppe, worauf auch das Gros die „Gefechtsordnung" annimmt. Die Gefechtsordnung jedes Truppenverbandes besteht aus dem „Gefechtstheile" und aus der „Reserve", eine Gliederung, die in ihrer streng logischen Durchführung, allerdings nicht in ihrer Anwendung, einigermaßen an die Treffen Scherffs erinnert. Kompagnien und auch Brigaden scheiden nur ausnahmsweise besondere Reserven aus. In der Regel besteht also der Gefechtstheil des Bataillons nur aus einer Schützenlinie, der Gefechtstheil des Regiments aus Schützenlinie und Bataillonsreserven und der Gefechtstheil der Division aus Schützenlinie, Bataillons- und Regimentsreserven. Innerhalb jedes Verbandes dient der Gefechtstheil zur Einleitung und Durchführung, die Reserve zur Führung des entscheidenden Stoßes und zur Vorsorge gegen Ueberraschungen aller Art. Wie viele Unterabtheilungen in den Gefechtstheil genommen werden, ist dem Führer überlassen. Der Kommandeur eines Regiments zu 4 Bataillonen kann „1, 2 oder 3" Bataillone und der Bataillonskommandeur „1, 2 oder 3" Kompagnien in den Gefechtstheil bestimmen. Die gleichzeitige Verwendung aller 4 Kompagnien wird als seltene Ausnahme bezeichnet; doch darf die Reserve um so schwächer sein, je mehr die Art des bevorstehenden Kampfes geklärt ist. Das beiderseits angelehnte Bataillon muß also doch mindestens 2 Kompagnien entwickeln und dieses Verfahren ist auch bei Besprechung der „Gefechtsordnung des Bataillons" durch beispielsweise Erwähnung als Regel angedeutet.

Die Kompagnien des Gefechtstheiles gehen zunächst in gelockerter Formation bis auf 1400 m an den Gegner heran. Auf dieser Entfernung schwärmen die ganzen Kompagnien aus, jede einen Raum von 140 m Breite ausfüllend. Feuer soll vorläufig nur vorübergehend abgegeben werden auf besonders günstige Ziele. Abgesehen von solchen Ausnahmefällen, beziehen die ausgeschwärmten Kompagnien auf 1000 bis 700 m vom Feinde ihre erste Feuerstellung. Die Bataillonsreserve folgt auf etwa 400 m Abstand und zwar, wenn sie aus mehreren Kompagnien besteht, in der Regel vereinigt — eine entschieden unpraktische Anordnung.

Bei einer Würdigung des Deutschen Reglements muß immer scharf unterschieden werden zwischen den taktischen Lehren, die das Reglement über die Verwendung der Truppen zum Gefecht ertheilt, und zwischen denjenigen Vorschriften, die sich auf die Thätigkeit der zu einem bestimmten Zwecke bereits eingesetzten Kräfte beziehen. Letztere Vorschriften sagen, daß die auf

beiden Seiten angelehnte Truppe von Anfang an zur stärksten Frontentwicklung berechtigt ist und verlangen im offenen Gelände ausdrücklich und allgemein die Entwicklung starker Schützenlinien. Andererseits wünscht das Reglement nicht, daß von Anfang an ganze Kompagnien auf einmal ausschwärmen; vielmehr sind „bei Bedarf starker Schützenlinien alsbald mehrere Kompagnien des Bataillons zu verwenden", alle vier zugleich jedoch nur ganz ausnahmsweise. Ebenso wird dem Regimentskommandeur nahegelegt, nicht alle seine Kräfte auf einmal auszugeben. Es wird demnach der Regimentskommandeur in der Mitte einer Angriffsfront kaum etwas Anderes thun können, als von Anfang an 2 Bataillone auszugeben, und der Bataillonskommandeur hat ganz ähnlich wie der Russische unter normalen Verhältnissen eigentlich nur zu wählen, ob er 2 oder 3 Kompagnien in die erste Gefechtslinie nimmt. Zu dem gleichen Ergebnisse kann man auf umgekehrtem Wege gelangen: Das Reglement berechnet die Gefechtsbreite einer Brigade zu 6 Bataillonen in der ersten Entwicklung auf 1000 bis 1200 m; es setzt ferner die Breite einer Kompagnie von ihrer ersten Entwicklung an auf 100 m fest. Es ergeben sich also für die erste Gefechtsentwicklung bei der Brigade 10 bis 12 Kompagnien und beim Regiment 5 bis 6 Kompagnien. Das Regiment braucht hiernach von vornherein 2 Bataillone, deren jedes 2 bis 3 Kompagnien zur Bildung seiner ersten Linie verwenden muß.

Ich habe bei dieser Auseinandersetzung deshalb so lange verweilt, um darzuthun, daß nur bei entschiedener Außerachtlassung der Bestimmungen unseres Reglements, sowohl ihrem Sinne als ihrem Wortlaute nach, große Abweichungen in der ersten Entwicklung bei zwei unter den gleichen Bedingungen nebeneinander kämpfenden Bataillonen oder Regimentern denkbar sind. In solchen Fällen hat aber der Regiments- oder Brigadekommandeur nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht und die Möglichkeit des Eingreifens. Wenn also Scherff sagt, nach dem Wortlaute unseres Reglements habe der Brigadekommandeur so wenig Einfluß wie seine Regimentskommandeure darauf, ob 2 oder 20 Kompagnien in die erste Linie genommen werden, so dürfte dem noch beizufügen sein, daß in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle eine Einflußnahme dieser Kommandeure auf die Zahl der zunächst zu entwickelnden Einheiten nicht erforderlich sein wird, weil das Reglement eben doch hinreichend bestimmte Anhaltspunkte hierüber gegeben hat.

Hinsichtlich des Heranführens der Truppen zum Gefechte kann dem Reglement entnommen werden, daß die Doppelkolonne nur außerhalb des Feuerbereiches verwendbar ist, daß geschlossene Abtheilungen dem feindlichen Feuer thunlichst zu entziehen sind, daß das Gefecht bereits in der zerstreuten Ordnung eingeleitet wird. Ergänzend sagt die Felddienstordnung: „Geschlossene Abtheilungen von Kompagniestärke können unter 3000 m im Artilleriefeuer ungedeckt nur dann halten, wenn die feindliche Artillerie bereits starke Verluste

erlitten hat oder durch die eigene unter starkem Feuer gehalten wird." — „Gut geleitetes und kräftiges Infanteriefeuer hat gegen ungedeckt stehende oder marschirende geschlossene Kompagnien auf Entfernungen zwischen 1500 und 1000 m beträchtliche Wirkung." — „Ungedeckt sich bewegende Schützenlinien erleiden, von einer durch Feuer nicht beunruhigten Infanterie beschossen, von 1000 m ab erhebliche Verluste. Längere ununterbrochene Vorwärtsbewegungen werden daher nur bei entsprechender Feuerunterstützung ausführbar sein." — Hiernach dürfte sich auch vom Angriffe des Deutschen Bataillons bezw. vom Beginne desselben immerhin ein gewisses normales Bild entwerfen lassen: Auf mehr als 3000 m Auseinanderziehen in 2 bis 3 Gefechtslinien, auf 1500 m Beginn der Schützenentwicklung, bald nach 1000 m Eröffnung des Feuers. Die Schützenlinie besteht jetzt beispielsweise aus 3 oder 4 Zügen von 3 verschiedenen Kompagnien und deckt einen Raum von 300 m. Mehr als 200 m hinter ihr liegen die Unterstützungstrupps; noch weiter rückwärts, von der feindlichen Infanterie über 1500 m entfernt, liegt die 4. Kompagnie zur Verfügung des Bataillonskommandeurs.

Ich weiß wohl, daß für die Darstellung dieses Angriffes die meisten unserer Exerzirplätze zu klein sind. Um so mehr sollte gerade auf ebenen Exerzirplätzen der Grundsatz unseres Reglements Berücksichtigung finden, daß die Bodengestaltung des Platzes in der Regel nicht kriegsmäßig zu benutzen ist. Wir üben sonst immer den in der Wirklichkeit doch verhältnißmäßig seltenen Angriff über die freie Ebene auf ganz unrichtigen Entfernungen, und das Bild, an dessen Anblick wir uns gewöhnen, ist falsch.

Vom Standpunkte des Vertheidigers betrachtet, wird die Einleitung des Angriffes, so wie sie nach den bisher erörterten Festsetzungen der drei Reglements stattfinden soll, wenig Verschiedenheiten bieten. Die Feuereröffnung erfolgt offenbar allgemein bald nach 1000 m. Wenn das Russische Reglement damit rechnet, unter Umständen bis auf 700 m ohne Schuß an den Feind heranzukommen, so ist das unmöglich und bezeichnend für die Russische Auffassung vom Werthe des Feuers. Die Aufforderung des Russischen Reglements, zur Beschießung besonders günstiger Ziele schon auf weiten Entfernungen kurze Halte einzulegen, ist wenig glücklich. Sie kann zu einer vorzeitigen Munitionsausgabe sowie dazu führen, daß das ganze Vorwärtsschreiten viel früher ins Stocken geräth, als gerade das Russische Reglement beabsichtigt.

Die Einrichtung der Eklaireurs hat sich in Frankreich wenig Freunde erworben. Man wirft ihnen vor, daß sie mehr stören als nützen. Bei den zwei Armeemanövern des Jahres 1898 wurde von den Eklaireurs nur ganz wenig Gebrauch gemacht; General Négrier als Leitender bei dem einen dieser Manöver hat ihre Anwendung im schroffen Gegensatze zum Reglement einfach verboten. Zweckmäßiger erscheinen die Russischen Kundschaftertrupps. Nur im Bedarfsfalle und rein zu Aufklärungszwecken verwendet, sind sie eigentlich

nichts Anderes als Gefechtspatrouillen vor der Front, wie wir solche ja auch, ohne reglementäre Festsetzung, vorsenden können und vielleicht etwas häufiger vorsenden sollten.

Ein Gegensatz besteht zwischen Frankreich und Rußland einerseits und zwischen Deutschland andererseits bezüglich des ersten Einsatzes der Kompagnien. Auch in der Deutschen Militärliteratur hat das zugweise Ausschwärmen viele Gegner, und es wird gewiß in der Praxis oftmals der Fehler begangen, die Kompagnie-Unterstützungstrupps zu lange geschlossen als Kugelfänge hinter den Schützenlinien nachzuziehen. Der Grundsatz des flügelweisen Fechtens darf eben nicht zu weit getrieben werden, und dies geschieht, wenn man einer Kompagnie zumuthet, im Angriffe über die deckungslose Ebene, von 1000 m an bis in die feindliche Stellung hinein, ihr Gefecht als Theil der ganzen Angriffslinie gewissermaßen auf eigene Rechnung zu führen und erst für die letzten Zwecke des Kampfes ihre entscheidende Reserve — den Unterstützungstrupp — ganz auszugeben. Die in erster Linie verwendeten Kompagnien haben ihrer Aufgabe offenbar vollauf Genüge gethan, wenn sie mit ihren eigenen Kräften bis nahe an den Beginn der entscheidenden Feuerzone vorzudringen vermögen. Zur Erreichung dieses Zweckes wird es aber sehr förderlich, wenn nicht sogar nothwendig sein, anfänglich Unterstützungstrupps zurückzuhalten. Bei der Einleitung des Gefechts etwa 300 m hinter den Schützen, 1200 bis 1300 m vom Gegner entfernt, sind die Unterstützungstrupps, in der Stärke von höchstens 2 Zügen, noch nicht übermäßig gefährdet; sie werden überdies alsbald durch allmähliche Kräfteausgabe noch mehr zusammenschwinden und erscheinen auf diese Art wohl geeignet, für die nächsten paar hundert Meter das selbständige Vorgehen der Kompagnien ohne Inanspruchnahme der Bataillonsreserve zu gewährleisten. Im Zusammenhange mit diesem allmählichen Kräfteeinsatze steht die geringe Frontbreite der Deutschen Kompagnie: 100 m, gegenüber 140 m bei den Russen und 150 m bei den Franzosen.

Diese scheinbar unbedeutenden, vom Standpunkte des Vertheidigers theilweise sogar gleichgültigen Unterschiede in der ersten Entwickelung entspringen doch recht bedeutend verschiedenen Auffassungen über die weitere Durchführung des Angriffes, welche ich nun zu erläutern habe. Ich bezeichnete schon früher den zweiten Abschnitt des Angriffsverfahrens als den wichtigsten. Seine Behandlung in den Reglements bildet den besten Gradmesser für die Beurtheilung der Frage, ob die betreffende Vorschrift den theoretisch anerkannten Grundsätzen über Feuerwirkung und Feuerüberlegenheit auch wirklich praktisch Rechnung getragen hat. Beim Deutschen Reglement möchte ich diese Frage unbedingt bejahen, beim Russischen verneinen; im Französischen Reglement läßt sich manchmal ein Widerstreit wahrnehmen zwischen der Erkenntniß der überwältigenden Feuerkraft unserer modernen Gewehre und zwischen den Zugeständnissen, die man dem nationalen Elan

und auch der Aufrechthaltung einer gewissen schematischen Gefechtsordnung bis zum Schlusse des Kampfes nicht versagen zu dürfen glaubte. Ich hoffe, es wird mir gelingen, den gleichen Eindruck hervorzurufen, wenn ich die einander ungefähr entsprechenden Bestimmungen über die Art und Weise, wie das Feuer abgegeben und die Feuerüberlegenheit gewonnen werden soll, über die Rolle der geschlossenen Abtheilungen und über das Vorgehen der Schützenlinien in Kürze nebeneinander stelle.

Deutsches Reglement: „Das Infanteriegefecht wird der Regel nach durch die Feuerwirkung entschieden. Das Herantragen eines auf die entscheidenden Punkte vereinigten, überwältigenden Feuers bis auf die näheren Entfernungen wird in den meisten Fällen schon einen solchen Erfolg haben, daß der letzte Anlauf nur noch gegen die vom Feind geräumte oder schwach vertheidigte Stellung erfolgt." „Starke Schützenschwärme werden sich an die feindliche Stellung heranarbeiten und dieselbe mit Feuer niederzukämpfen trachten." „Hat die Schützenlinie die nahen Entfernungen erreicht und, beständig verstärkt, durch das höchste Maß der Feuerleistung den Sturm hinreichend vorbereitet, so sind die hinteren Staffeln zur Entscheidung vorzuführen. . . . ." „Soll die Schützenlinie unter der Voraussetzung erlittener Verluste auf ihrer Feuerkraft erhalten oder auf eine höhere Feuerkraft gebracht werden oder endlich den Antrieb zum weiteren Vorgehen erhalten, so ist ihre Verstärkung nothwendig." „Der Bataillonskommandeur muß zulängliche Kräfte rechtzeitig einsetzen." —

Règlement sur le service des armées en campagne:

„Die Vorwärtsbewegung allein ist entscheidend; aber sie ist es nur, wenn wirksames überwältigendes Feuer ihr die Bahn geöffnet hat." „Das Feuer ist zu unterhalten mit einer sich steigernden Lebhaftigkeit auf der ganzen Front." „Es wäre unbesonnen, zu glauben, man könne einen entschlossenen Gegner aus seiner Stellung vertreiben, wenn man ihn nicht vorher erschüttert und geschwächt hat durch erdrückende Verluste. Aber das Feuer allein genügt nicht; man muß den Angriff bis zum Ende durchführen und schließlich die ganze Masse in die feindliche Stellung werfen." „Die Gefechtslinie der zum entscheidenden Angriff berufenen Truppe muß ausnehmend dicht sein. Tiefengliederung ist hier besonders wichtig. Sie gestattet jenen unausgesetzten Antrieb von rückwärts nach vorwärts, ausgehend von den Abtheilungen, die fortwährend in die Kette geworfen werden, nicht nur um sie zu verstärken, sondern um sie in ihrem unwiderstehlichen Elan gegen den Feind hin zu stützen und zu erhalten."

Nicht auf gleicher Höhe stehen folgende Bestimmungen des Französischen Exerzir-Reglements: „Bei Friedensübungen ist anzunehmen, daß die Kompagnie mit ihren Kräften allein vorgehen kann bis auf 500 m vom Feind und das Bataillon bis auf 200 oder 150 m." Genau im Einklang hiermit wird dem Vertheidiger anempfohlen: „Sobald der Angreifer



seine Linie verstärkt, um die Feuerüberlegenheit zu gewinnen, verstärkt sich auch der Vertheidiger . . . ." „Bei Friedensübungen hat dies zu geschehen, wenn der Feind auf 500 m an die Stellung herangelangt ist." — Also die zwei Kompagnien der ersten Gefechtslinie sollen ohne Verstärkung bis auf 500 m an den Feind herangehen; dann erst sollen unter normalen Verhältnissen die beiden andern Kompagnien des Bataillons eingreifen. Diese vereinigten Kräfte sollen bis auf 150 m an die feindliche Stellung vorrücken. Wenn man bedenkt, daß die Frontbreite des beiderseits angelehnten Französischen Bataillons in der Vertheidigung 400 m beträgt, im Angriff 300, so bedeutet diese Anforderung des Französischen Reglements, auf große Verhältnisse übertragen, nichts Anderes, als daß je vier Bataillone der Angriffsfront drei Bataillone des Vertheidigers über den Haufen werfen sollen. Das ist ein ganz unmögliches Verlangen, die reine Stoßtaktik trotz der vorzüglich abgefaßten allgemeinen Betrachtungen über die Nothwendigkeit einer überwältigenden Feuervorbereitung.

Die Russische Infanterie soll, wie erwähnt, auf 1000 bis 700 m vom Feinde halten und nun „die Vorbereitung des Sturmangriffes durch Feuer beginnen". Das Reglement sagt weiter: „Auf Grund des zu dieser Zeit endgültig festgesetzten Angriffsplanes ertheilt der Führer etwa noch nöthige Weisungen. Die Abtheilungen werden auf den für den Sturmangriff ausersehenen Punkt angesetzt; gleichzeitig wird die Schützenlinie erforderlichenfalles verstärkt, die Reserven rücken näher heran. Alsdann wird das Vorgehen fortgesetzt und zwar möglichst von der ganzen Schützenlinie gleichzeitig und im Schritt. In günstiger Feuerstellung wird Halt gemacht." „In der letzten Feuerstellung vor dem Vorbrechen zum Bajonettangriff wird der Angreifer mehr oder minder lang aufgehalten werden, um die Reserven herankommen zu lassen, und ist alsdann die ganze Feuerkraft auf den für den Einbruch ausersehenen Punkt der feindlichen Stellung zu vereinigen." Auf die sogenannte Gewehrbatterie, die dieses Vorgehen der Schützen unterstützen soll, will ich nicht näher eingehen. Dieses Mittel, über die Schwierigkeit des Frontalangriffes hinwegzukommen, ist zwar sehr einfach, hat aber den großen Nachtheil, daß man es da, wo es am nöthigsten wäre, gewiß nicht anwenden kann.

Ueber die Art der Vorwärtsbewegung äußert sich das Deutsche Reglement besonders eingehend. Die Deutschen Schützen bewegen sich „in der Regel" im Schritt, wobei das Reglement es aber offenbar nicht als die Regel betrachtet, daß der Angriff gerade über eine deckungslose Ebene führt. Denn in letzterem Falle, „wenn es sich darum handelt . . . durch vom feindlichen Feuer bestrichene Räume zu schreiten, wird Marsch! Marsch! angewendet". „Sind diese Strecken von längerer Ausdehnung, so kann eine Ruhepause eingelegt werden." Es heißt nicht etwa: „so wird streckenweise wieder in den Schritt gefallen", sondern das Reglement kennt innerhalb des

feindlichen, jedoch außerhalb des eigenen Wirkungsbereiches nur zwei Möglichkeiten: laufen oder liegen und später, nach dem Eintritt in den eigenen Wirkungsbereich: laufen oder feuern. Das Reglement unterläßt nicht, auf die Nachtheile dieses „sprungweisen Vorgehens" hinzuweisen, und wünscht ausdrücklich, daß auch andere Formen des Vorgehens über die freie Ebene geübt werden, offenbar deshalb, damit die Form des sprungweisen Vorgehens nicht um ihrer selbst willen, sondern lediglich im wirklichen Bedarfsfalle, unter dem zwingenden Einflusse des feindlichen Feuers, Anwendung findet. So erscheint nach der Auffassung unseres Reglements das sprungweise Vorgehen gewissermaßen als nothwendiges Uebel, aber beim Angriff über die freie Ebene jedenfalls als die Regel.

Das Französische Exerzirreglement giebt für das staffelweise Vorgehen nicht so bestimmte Anhaltspunkte wie das unserige, wenn dieses die Ausführung und die größte Länge eines Sprunges vorschreibt. In der Regel handelt es sich aber auch bei den Franzosen um ein sprungweises Vorgehen in unserem Sinne; wenigstens wird in der Gruppe das Vorstürzen von einer Stellung in die andere besonders geübt. „Die Kompagnie eilt vorwärts von Stellung zu Stellung, meistens die ganze Kompagnie; das Feuer wechselt mit dem Vorgehen, die Leute schließen nach der Mitte zusammen." — „Das Vorgehen wird ausgeführt nach den Befehlen des Bataillonskommandeurs entweder seitens der ganzen Gefechtslinie des Bataillons oder kompagnieweise." —

Das Russische Reglement hat neuerdings gleichfalls unter gewissen Voraussetzungen ein sprungweises Vorgehen zugelassen. „Ein Vorgehen (einzelner Theile der Schützenlinie) im Laufschritt ist auf den weiten Entfernungen nur zum schnelleren Durchschreiten eines besonders stark unter Feuer gehaltenen Raumes gestattet, auf den nahen außerdem auch zur Besetzung einer sich in geringer Entfernung vorwärts abhebenden, geeigneten Feuerstellung. Abgesehen hiervon muß man eine Bewegung der Schützenlinie im Laufschritt jedenfalls vermeiden, um die Kräfte nicht zu verschwenden, deren Aufrechterhaltung man bis zur letzten Minute bedarf, um den Erfolg des Bajonettangriffes zu sichern."

Diese Vorschriften beziehen sich, wie später (§ 63) ausdrücklich betont wird, auf den Angriff unter besonders schwierigen Verhältnissen, „im ebenen, offenen Gelände". Die Besorgniß, es könnte hierbei infolge fortwährenden Laufens die Schützenlinie von Kräften kommen, ist recht bezeichnend für die Bewerthung der Feuerthätigkeit im Vergleiche zur Vorwärtsbewegung. Die Russische Angriffsinfanterie feuert, „wenn sich ihr besonders günstige Ziele bieten", wenn sie gerade „eine günstige Stellung" erreicht hat, wenn sie ohnehin halten muß, um „die Reserven zu erwarten". Außerdem trägt sie unaufhaltsam ihr Bajonett dem Feinde entgegen und zwar am liebsten im Schritt, um den Athem für den Sturm nicht zu verlieren. Daß der unausgesetzte,

planmäßige Gebrauch der Feuerwaffe die einzige Vorbedingung bildet für jedes Fortschreiten des Angriffes, für das Ansetzen und für das Gelingen des Bajonettstoßes, wird im Russischen Reglement wohl theoretisch anerkannt, praktisch jedoch nicht weiter durchgeführt.

Wenn man die nunmehr besprochenen verschiedenen Festsetzungen für den zweiten Abschnitt des Angriffsverfahrens miteinander vergleicht, so muß man überhaupt zugeben, daß nur das Deutsche Reglement sich in die Frage des Vorgehens im überlegenen Feuer eines gedeckten Gegners mit allen ihren Schwierigkeiten wirklich vertieft hat. Schon die beiden Ausdrücke „Heranarbeiten an die feindliche Stellung", „Herantragen des Feuers auf die näheren Entfernungen" bieten ein Bild davon, was im Ernstfalle erwartet werden kann, und geben ferner zu bedenken, daß schematische Bestimmungen jeglicher Art, die über die erste Entwicklung der Truppen hinausreichen, auf dem Schlachtfelde einfach versagen würden.

Es wird manchmal darüber geklagt, daß unser Reglement keine genauen Angaben enthält, wie der einmal angesetzte Angriff formell weiter verlaufen soll, wer den Ton angiebt bei den einzelnen Sprüngen, wie stark die Abtheilungen sind, die den Sprung ausführen sollen, wann die einzelnen Glieder der Gefechtsstaffelung in der vorderen Linie einzutreffen und aufzugehen haben. Ich glaube, wir sollten froh sein, daß das Reglement formelle Vorschriften solcher Art nicht enthält, sollten vor Allem im Auge behalten, daß das Schützengefecht „Stunden überdauern" kann und muß, daß während dieser Stunden sich bald da, bald dort eine Gelegenheit bieten wird, um mit größeren oder kleineren Theilen der Gefechtslinie einen Vorsprung zu gewinnen, daß das Bedürfniß nach Unterstützung an dem einen Punkte früher und an dem anderen später, an dem einen öfter und an dem anderen seltener auftreten wird und daß keinesfalls der ganze Angriffsmechanismus vor der feindlichen Front ablaufen kann, wie etwa ein aufgezogenes Uhrwerk. Wenn wir die lange Zeit in Rechnung stellen, die der wirkliche Angriff braucht, gegenüber der kurzen Zeit, die bei Friedensübungen zur Verfügung steht, dann wird übrigens auch das Bild des vielfach angefeindeten sprungweisen Vorgehens doch ein ganz anderes werden, als wir es auf unseren Exerzirplätzen zu sehen gewohnt sind. Nicht das Laufen wird dann die Hauptrolle spielen, sondern das Schießen, die fortgesetzte mit Ruhe und Kaltblütigkeit ausgeübte Feuerthätigkeit, die nur vorübergehend an einzelnen Punkten, auf kurze Augenblicke und in unregelmäßiger Reihenfolge, durch kurze Sprünge unterbrochen wird. Wer zunächst den einzelnen Sprung ausführt, wird ganz gleichgültig sein, wenn nur der Grundsatz gewahrt bleibt, daß alle Abtheilungen des gleichen Verbandes sich nach und nach wieder auf gleiche Höhe setzen mit ihrer vordersten Abtheilung. Diese, in dem allgemeinen Streben nach vorwärts ohne Weiteres begründete Verpflichtung wird, bei größter Wahrung der Selbständigkeit der Unterführer, immer wieder im

großen Ganzen den nöthigen Zusammenhang der Angriffsbewegung und auch ihr planmäßiges Fortschreiten sicherstellen und erhalten. Aus der Stellung des Vertheidigers betrachtet, wird sich somit die Deutsche Angriffsfront als vielfach gebrochene und langsam aber sicher vorschreitende Feuerlinie darstellen. Dabei wird diese so bedrohlich heranrückende Feuerlinie stets auf der gleichen Stärke verbleiben, mit ständig wachsender Wirkung. Denn zwei der wesentlichsten Verdienste unseres Reglements sind jedenfalls darin zu erblicken, daß es keinerlei Beschränkung kennt in der Ausgabe aller, auch der letzten geschlossenen Abtheilungen, um die Schützenlinie auf möglichster Stärke zu erhalten, und daß es ferner der Feuerwirkung, namentlich der Schießfertigkeit des einzelnen Mannes, zu ihrem vollen Rechte verhilft. Deshalb haben aber auch wir Deutsche am wenigsten Ursache, die Feuerwirkung des Angreifers im Vergleiche zu jener des Vertheidigers allzu gering zu schätzen, sobald einmal die mittleren Entfernungen erreicht sind.

Ein wirkliches Vertrauen zur Leistung des einzelnen Schützen ist im Französischen Reglement kaum zu finden und noch viel weniger im Russischen. Beide bevorzugen die Salve, die sie „so lange als möglich" (in Wirklichkeit aber viel länger) angewendet wissen wollen. Bei uns beschränkt sich die Salve auf sehr seltene Ausnahmefälle; dagegen erwarten wir Alles von der „Kaltblütigkeit und Schießfertigkeit des einzelnen Mannes", dessen Ruhe und Selbständigkeit wir daher gerade im Angriffe, in der Zone des sprungweisen Vorgehens so wenig als möglich durch den Zuruf: „Lebhafter feuern!" stören sollten.

Bezeichnend ist bei den Franzosen einerseits, daß die Eklaireurs, also die ausgesuchten Leute, grundsätzlich Schützenfeuer abgeben und andererseits, daß beim Schützenfeuer der ganzen Kompagnie gelegentlich nur die besseren Schützen namentlich zum Feuern aufgerufen werden, während man auf die Mitwirkung der übrigen verzichtet. Ich muß übrigens hier erwähnen, daß in der Französischen Militärliteratur das Schützenfeuer immer mehr Anklang findet und daß in den 1898 abgehaltenen großen Manövern General Négrier, wiederum im Gegensatze zum Reglement, die Salve verboten hat. Dafür wurde in jenen Manövern eine neue, recht bedenkliche Feuerart mit Vorliebe gepflegt, das „feu par rafales" — das „böenartige Feuer", darin bestehend, daß in unregelmäßigen Zwischenräumen plötzlich ein Sprühregen von Geschossen auf den Feind geschleudert wird, worauf wieder das gewöhnliche Feuer, nur von den besseren Schützen unterhalten, seinen Fortgang nimmt.

Das Russische Reglement enthält, ebenso wie das Französische und Deutsche, die Bestimmung, daß zunächst immer das taktisch wichtigste Ziel unter Feuer genommen werden muß. Gleich darauf bringt es aber die folgenden sonderbaren Anhaltspunkte: „Das erste Ziel für den Angreifer (nämlich für die Infanterie) wird fast immer die feindliche Artillerie sein, vorausgesetzt, daß sie ungedeckt steht." — „Alsdann werden bei größerer An-

näherung an den Gegner dessen Schützenlinien beschossen, namentlich wenn man sie (wenn auch nur einigermaßen) unter Flankenfeuer nehmen kann, — schließlich, wenn sich Gelegenheit bietet, geschlossene Abtheilungen des Gegners."

Aehnlich wird dem Vertheidiger dargethan, daß ihm als Ziele „hauptsächlich geschlossene feindliche Abtheilungen oder die feindliche Artillerie dienen müssen". — „Auf eine Schützenlinie kann man eigentlich nur dann vortheilhaft schießen, wenn sie steht oder sich in offenem Gelände bewegt; deshalb kann ein ununterbrochenes Schießen auf sie nur einem Theile der Schützen übertragen werden." Dabei wird ganz übersehen, daß der eigentliche entscheidende Feuerkampf zwischen liegenden Schützenlinien durchgeführt werden muß. Ueberhaupt werden solche Bestimmungen über die Ausnutzung eines ganz vorzüglichen Gewehres nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß der altnationale Lehrsatz von der Kugel, „die eine Thörin ist", immer noch seine Vertreter in Rußland hat, daß General Dragomirow heute noch ungedeckt und unaufhaltsam zum Bajonettangriffe auf den Feind losgehen will. Er glaubt, die Verluste würden hierdurch nicht vermehrt, sondern eher vermindert, weil das Treffen eines einzelnen Mannes auf Entfernungen über 300 Schritt (= 210 m) „schon im Frieden keine leichte Sache, im Kriege aber etwas völlig Zufälliges sei".

Naturgemäß zeigt das Russische Reglement auch die größte Zurückhaltung hinsichtlich des **Verstärkens der Schützenlinie**, eben weil es den größten Werth auf den Bajonettangriff legt. Schon die Russische Bataillonsreserve ist in erster Linie bestimmt für den Bajonettangriff. Unverkennbar ist das Bestreben, so wenig als möglich von den geschlossenen Abtheilungen auszugeben, um schließlich die Bataillonsreserven, die Regimentsreserven und die Divisionsreserve unversehrt zur Attacke vorführen zu können. Infolgedessen ist das Russische Reglement in der Lage, seine Reserven während des Feuergefechtes am weitesten zurückzuhalten, nämlich die Bataillonsreserve auf 400 m hinter der Schützenlinie, wenn diese sich bereits auf 800 m dem Feinde genähert hat.

Das Französische Reglement läßt die Bataillonsreserve beim Fortschreiten des Angriffes 300 m hinter den Schützen folgen. Es spricht mehr wie das Russische Reglement von einer zeitgemäßen Verstärkung der Schützen und weist den Bataillonskommandeur an, im Bedarfsfalle halbe und sogar ganze Kompagnien in die vordere Linie auszugeben. Ich habe aber schon erwähnt, daß es eben für das gewöhnliche Eintreten dieses Bedarfsfalles eine entschieden unkriegsmäßige Annahme zu Grunde legt, und das wird sich im Ernstfalle, wenigstens in den ersten Gefechten, wahrscheinlich rächen. Es ist überhaupt auch bei den Franzosen mehr von einem Vorwärtsreißen der Schützen durch die geschlossenen Abtheilungen als von einem Verstärken derselben die Rede, während das Deutsche Reglement sich ganz klar dahin aus-

spricht: „die geschlossene Ordnung behält volle Bedeutung als Rückhalt **und** Ersatz für die Schützenschwärme, als treibendes und unter Umständen ausschlaggebendes Moment; — in vorderer Linie wird sie nur ausnahmsweise Verwendung finden". Das Verstärken der Schützenlinie ist demnach bei uns die Hauptsache und die Verwendung zum Bajonettangriff das mindest Wichtige. Infolgedessen besteht allerdings bei uns am meisten das Bedürfniß, die jeweils zweite Gefechtslinie im entscheidenden Gefecht nahe hinter der ersten Linie bereit zu halten; es wird angegeben, der Abstand dürfe sich „bis über 200 m" erweitern, und das ist sehr wenig. Daß in dieser Richtung nicht unkriegsgemäß verfahren werde, dafür hat aber die Felddienstordnung gesorgt mit der Anordnung, daß geschlossene Abtheilungen innerhalb 800 m vom Feinde den mit Feuer gedeckten Raum auch hinter starken Schützenlinien nur mehr in der Bewegung vorwärts oder rückwärts durchschreiten können. Hieraus geht deutlich hervor, daß spätestens mit dem Eintritt in die nahen Entfernungen, also wenn die Schützenlinie sich auf etwa 600 m dem Feinde genähert hat, die Unterstützungstrupps in ihren Kompagnien aufgehen sollen und daß dies demnächst auch bezüglich der noch zurückgehaltenen Theile der Bataillonsreserve der Fall sein wird. Diese Abtheilungen würden sonst die Grenze von 800 m überschreiten müssen, innerhalb deren es für sie einen längeren Aufenthalt nicht mehr giebt. So bietet denn die Deutsche Vorschrift allein die Gewähr, daß diejenige Zone, innerhalb welcher der entscheidende Kampf um die Feuerüberlegenheit zu führen ist, von vornherein wirklich mit sehr starken Schützenlinien betreten wird, d. h. mit Schützenlinien, die andauernd auf der größten Stärke erhalten wurden, die der verfügbare Entwicklungsraum zuläßt.

Darüber, wo die Hauptfeuerstation gelegen ist, enthalten das Französische und Russische Reglement formelle Festsetzungen, das Deutsche sachliche Anhaltspunkte. Nach dem Deutschen Reglement geht dem Sturm die Abgabe von Schnellfeuer voraus. Schnellfeuer soll aber gegen kleine Ziele erst in Verbindung mit der kleinen Klappe angewendet werden. Wir kämen sonach auf eine Entfernung von 350 m. Uebereinstimmend hiermit sagt die Felddienstordnung, daß „auf Entfernungen innerhalb 400 m die Entscheidung über das Feuergefecht ungedeckter Schützen in kurzer Frist zu fällen ist", d. h. entweder muß der Angriff mit dem Bajonett alsbald durchgeführt oder eine der beiden Parteien zurückgewiesen werden. Es handelt sich also nach der Auffassung unseres Reglements innerhalb 350 m nur um eine kurze, vorübergehende Feuerstellung, in die Alles einzuschieben ist, was irgend Platz hat von den noch vorhandenen und heraneilenden rückwärtigen Abtheilungen, in der das Gewehr auch mechanisch sein Aeußerstes leisten muß und aus welcher hierauf zum Bajonettangriff vorgebrochen wird. Die eigentliche Hauptfeuerstation ist das aber offenbar nicht. Diese ist wohl außerhalb jener Zone zu suchen, wo in kurzer Frist über das Feuergefecht Entscheidung getroffen werden

muß, andererseits jedenfalls innerhalb der nahen Entfernungen, infolgedessen zwischen 600 und 400 m, vielleicht auf 600 m beginnend und in kurzen Sprüngen vorgetragen bis in den Bereich der kleinen Klappe und des Schnellfeuers. Daß unser Reglement solche Zahlen nicht aufgenommen hat, halte ich wiederum für durchaus zweckmäßig. Das Reglement hat dadurch vermieden, Unmögliches zu verlangen, hat über die Grenzen des Erreichbaren genügend deutliche Anhaltspunkte geboten und hat durch Ausgabe der allgemeinen Losung „Vorwärts!" das Seinige dafür gethan, daß nichts versäumt und alles Mögliche geleistet wird.

Das Russische Reglement schickt seine Schützen einfach auf 350 bis 280 m an den Feind heran, um von dort aus den Sturmangriff durch Schnellfeuer endgültig vorzubereiten. Es verlangt hiermit eine Leistung, die in der Regel unmöglich sein wird. Das Französische Reglement läßt auf 400 m vom Feinde Schnellfeuer abgeben, jedoch ohne Benutzung der Mehrladevorrichtung. Jetzt erst sollen die letzten Abtheilungen der Bataillonsreserve in die Schützenlinie einrücken und diese in wiederholten Sprüngen bis auf 200 oder 150 m an die Vertheidigungslinie vorreißen. Hier wird nochmals ein Halt eingelegt, um nun endlich das Gewehr auch als Mehrlader auszunutzen. Die Bataillone der zweiten Linie sind mittlerweile herangerückt, um „als Stoßtruppe Verwendung zu finden". Demnach setzt das Französische Reglement zwei Hauptfeuerstationen fest mit genauer Zahlenangabe, legt aber beide zu nahe an den Feind und begünstigt überdies ein Steckenbleiben des Angriffes, indem es dicht vor der feindlichen Front eine letzte Feuerstellung ausdrücklich vorschreibt.

Gerade als ob dem Französischen Reglement zum Bewußtsein gekommen wäre, daß es bisher zu sehr gezögert hat mit dem Einsatze seiner rückwärtigen Staffeln, hat es thatsächlich Mittel zur Abhülfe vorgesehen für den Fall, daß der Angriff im letzten Moment ins Stocken geräth. Das Französische Reglement sagt: „Während des Repetirfeuers und wofern die Gunst der Verhältnisse der ersten Linie nicht gestattet, mit ihren eigenen Kräften die Entscheidung zu erzwingen, muß das zweite Treffen ganz oder theilweise in die Gefechtslinie einrücken."

Das Russische Reglement enthält ähnliche Bestimmungen jetzt nicht mehr, in der Erkenntniß, daß ein Stocken des Sturmangriffes „immer zu großen Verlusten, bisweilen sogar zu verhängnißvollen Folgen führt". Immerhin bespricht das Reglement später sehr eingehend die Ausführung des Rückzuges „unter dem Druck des Feindes", wobei es namentlich damit rechnet, durch das Hineinwerfen einer bisher zurückgehaltenen Reserve „die Zurückgehenden zu beruhigen" und sogar „den Sturm zu erneuern".

Nach unseren Auffassungen wäre das absichtliche Zurückhalten irgend welcher Kräfte für solche Zwecke ein großer Fehler. Unser Reglement kennt daher keine Vorschriften für die Wiederherstellung eines mißglückten Unter-

nehmens; wir haben nicht, wie die Franzosen, ein drittes Treffen, eine Reserve, die lediglich dazu da ist, den errungenen Erfolg auszunutzen, den Mißerfolg abzuschwächen; wir verlangen auch nicht, daß eine vom Vertheidiger abgewiesene Kompagnie den Angriff sogleich wieder erneuert, weil solche Dinge reglementär einfach nicht befohlen werden können. Wir setzen im Vergleiche mit Russen und Franzosen beim Angriffe schließlich Alles auf eine Karte, spielen diese aber erst aus, wenn wir annehmen dürfen, des Erfolges sicher zu sein.

Ueber die formelle Durchführung des letzten Kampfabschnittes befinden sich das Französische und das Deutsche Reglement insofern im Einklang, als sie eine bestimmte taktische Ordnung für den Sturm nicht angeben. Sie enthalten diesbezügliche Vorschriften lediglich für die Kompagnie; wie die einzelnen Unterabtheilungen in der großen Angriffsfront sich zueinander verhalten, ob Alles in der Schützenlinie aufgeht oder ob einzelne Theile geschlossen in dieselbe einrücken und welche Formation sie dann einnehmen, ist beiden Reglements gleichgültig. Es ist ja auch selbstverständlich, daß jeder Sturmangriff, namentlich angesichts einer vom Feinde noch nicht ganz verlassenen Stellung, den gleichen Anblick gewähren wird, den Anblick eines dichten Haufens, der erst in der feindlichen Stellung, nach errungenem Siege wieder geordnet werden kann. Das Russische Reglement macht hier, — von seinem Standpunkte aus folgerichtigerweise — eine Ausnahme, indem es peinlich vermieden wissen will, daß die geschlossenen Abtheilungen sich mit den Schützen vermengen. Auch unter sich müssen die geschlossenen Abtheilungen ihr ursprüngliches Verhältniß bewahren; die rückwärtigen Treffen dürfen sich nicht vermischen mit den vorderen. Der Stoß mehrerer Kompagnien soll möglichst gleichzeitig erfolgen; immerhin „braucht keine Kompagnie sich zu scheuen, den anderen Kompagnien zuvorzukommen, in dem Bestreben, möglichst rasch den Feind zu erreichen“. Abweichend vom Deutschen und vom Französischen Reglement, gestattet ferner das Russische unter gewissen Umständen, nämlich, wenn der Sturm aus größerer Entfernung angesetzt werden muß, die Anwendung des Feuers in der Bewegung. Die thatsächliche Wirkung dieses Feuers hat jedenfalls wenig zu bedeuten; nebenbei gefährdet es die eigene Abtheilung, insbesondere die Führer, und begünstigt das Zurückbleiben einzelner Leute. Der einzige Grund, das Feuer in der Bewegung einzuführen, könnte darin bestehen, daß man glaubt, es lasse sich im Ernstfalle doch nicht verhindern. Dann müßte man aber noch gar Manches im Frieden einüben, was doch besser unterbleibt.

Hiermit bin ich am Ende der Besprechung des Angriffsverfahrens angelangt, wie es sich nach den drei Reglements im ebenen Gelände vor der feindlichen Front abspielen soll. Wenn ich hierbei häufig Vergleiche angestellt habe, die meistens zu Gunsten unserer Vorschrift ausfielen, so hat mir dabei doch ganz ferngelegen, die Russische und Französische Infanterie im

Verhältniß zur Deutschen zu unterschätzen. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß die Deutsche Infanterie mit einem ganz veralteten Reglement in den Krieg 1870/71 gezogen ist und doch die Probe des Ernstfalles auch taktisch glänzend bestanden hat. Viele Opfer wären freilich erspart geblieben, wenn man im Frieden zweckmäßiger fechten gelernt hätte. Ich habe übrigens mehrfach Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, daß die Französischen Generale ihrem Reglement gegenüber einen sehr selbstherrlichen Standpunkt einnehmen, und ich könnte hierfür noch mehr Beispiele anführen. Ebenso wird in Rußland die Ansicht verkündet: „Die Reglements sind für uns da, nicht wir für die Reglements." Wir können demnach nicht ohne Weiteres aus der Kenntnißnahme der Reglements darauf schließen, wie uns in Wirklichkeit die Russen oder Franzosen im Gefechte entgegentreten werden; eins allerdings haben wir vor ihnen voraus: Wenn wir unsere Friedensübungen recht kriegsgemäß gestalten wollen, brauchen wir uns nur ganz genau an unser Reglement zu halten; wir werden dann kaum „auf dem Gefechtsfelde etwas von dem wieder abstreifen müssen, was wir auf dem Exerzirplatze erlernt haben".

Noch eine Frage glaube ich besprechen zu sollen, die sich bei einer Betrachtung der Aussichten des Angriffes ganz von selbst aufdrängt und die auch zusammenhängt mit der eben betonten Werthschätzung des Gegners. Das Deutsche Reglement enthält bekanntlich den Satz: „Unsere im Schießen gut ausgebildete Infanterie vermag jeden Angriff in der Front durch ihr Feuer zurückzuweisen. Der Angreifer wird dabei so massenhafte Verluste erleiden, daß er, im inneren Halt auf das Tiefste erschüttert, einmal abgewiesen, denselben Versuch schwerlich erneuern wird." Ich habe zwar weder im Französischen noch im Russischen Reglement eine ähnlich selbstbewußte Behauptung finden können; diese Vorschriften rechnen vielmehr mit einem Mißlingen der Vertheidigung ebenso wie mit einem Scheitern des Angriffes; aber wir müssen doch, was wir für unser Recht ansehen, auch dem Gegner zubilligen und demnach schiene es allerdings, als ob der Frontalangriff überhaupt keine Aussicht auf Erfolg hätte.

Hier wird eben die große Kunst der taktischen Führung darin zum Ausdruck zu kommen haben, daß das Ziel immer gerade so hoch, aber nie höher gesteckt wird, als es nach der jeweiligen taktischen Lage gesteckt werden kann. Genaue Orientirung der Führer über die Gesammtlage ist hierfür jedenfalls die wesentlichste Vorbedingung; Irrthümer und Mißerfolge werden gleichwohl selbstverständlich auch in Zukunft nicht ausbleiben. Im Allgemeinen wird aber das nächste Gefechtsziel einer langen Angriffsfront wohl darin bestehen, thunlichst starke Kräfte in der feindlichen Front zu binden. Durch ein hinhaltendes Gefecht, so wie es häufig geführt wird, kann das nicht geschehen. Es wird nöthig sein, bis an die Grenze der nahen Entfernungen an die feindliche Stellung heranzugehen, dem Gegner ständig mit dem Nah-

angriff zu drohen und diese Drohung sofort zu verwirklichen, sowie der Gegner versucht, Kräfte aus seiner Front wegzuziehen. Um dies zu erreichen, ist zweifellos der Angriff sehr starker Kräfte unerläßlich; das ganze Vorgehen wird für die betheiligten Truppen nicht den Charakter des hinhaltenden, sondern den des entscheidenden Gefechtes an sich tragen und wird mit zahlreichen Verlusten, vielleicht auch mit theilweisen Rückschlägen verknüpft sein. Es ist gerade gegenwärtig sehr an der Zeit, sich die unbestreitbare Thatsache immer wieder vor Augen zu halten, daß es im Kriege ohne große Opfer keine großen Erfolge giebt und daß entscheidende Erfolge einem thatkräftigen Feinde durch operative Maßnahmen allein nicht abgewonnen werden können. Jede noch so geistreich und kunstvoll angelegte Strategie muß endlich zum Kampfe führen, zur einfachen, rücksichtslosen und blutigen Abmessung aller verfügbaren Kräfte, wobei nur der gelungene Angriff einen vollwerthigen Sieg bedeutet und wobei große Theile des angreifenden Heeres, so wie es sich eben trifft, auch in Zukunft über ungünstiges Gelände frontal gegen den Feind vorgehen werden.

Wenn dann, während und infolge dieses zähen, unablässigen Anpackens der Front, ein kleiner Bruchtheil der Angriffstruppen mit verhältnißmäßig geringerer Mühe gegen die Flanke einen durchschlagenden Vortheil erringt, dann wird die ganze lange Vertheidigungslinie ins Schwanken gerathen und dann wird schließlich auch in der Front — „der mit aller Entschiedenheit bis an den Feind herangetragene Angriff stets gelingen".



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Beiheft

zum

Militär-Wochenblatt.

Herausgegeben

von

v. Frobel,

Oberst a. D.



1901.

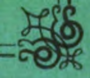
~~Erstes Heft~~

~~Inhalt:~~

~~Die strategische Lage Napoleons am Schlusse des Waffenstillstandes von Poischwitz. Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 14. November 1900 von Friederich, Major und Bataillonskommandeur im 2. Badischen Grenadierregiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110. Mit einer Karte.~~

~~Wo standen Caesars Rhein-Brücken?~~ Von Wolf, Generalmajor z. D.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Beihefte

zum

Militär-Wochenblatt

1901.

Herausgegeben

von

v. Frobel,
Generalmajor a. D.



Mit Karten und Skizzen.

Berlin.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

Inhalt.

Die strategische Lage Napoleons am Schlusse des Waffenstillstandes von Poischwitz.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 14. November 1900

von

Friederich,
Major und Bataillonskommandeur im 2. Badischen Grenadierregiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110.

Mit einer Karte.

Napoleon besaß im August 1813 an der Weichsel die Festungen Danzig, Modlin und Zamoscz, an der Oder Stettin, Cüstrin und Glogau, an der Elbe Torgau, Wittenberg und Magdeburg. — Die Hauptmasse seiner Streitkräfte stand vorwärts der Elbe in Sachsen und Schlesien, mit dem Lager von Dresden als Centralpunkt und Hauptbrückenkopf. Der rechte Flügel seiner Stellung wurde in weitem Abstande durch ein Bayerisches Observationskorps am Inn und durch die Armee des Prinzen Eugen Beauharnais am Isonzo verlängert, auf dem äußersten linken Flügel stand das Korps Davout bei Hamburg.

Diesen Französischen Streitkräften gegenüber wußte der Kaiser die Verbündeten in drei Gruppen: eine Preußisch-Russisch-Schwedische Armee, nach eingegangenen Berichten unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden stehend, in der Mark, die Russisch-Preußische Hauptarmee in Schlesien, die Oesterreicher in Böhmen. Wenn Napoleon auch bis zum Ablaufe des Waffenstillstandes im Innern die Hoffnung hegte, Oesterreich noch auf seine Seite ziehen zu können, so rechnete er bei Feststellung seines Operationsplanes nicht hierauf, betrachtete vielmehr die Oesterreichische Armee als feindlich.

Der zersplitterten Aufstellung seiner Gegner gegenüber sah der Kaiser seine konzentrirte Stellung als ungemein günstig an. Wohl war er in weitem Umkreise von Feinden umgeben, aber gerade diese räumliche Trennung seiner Gegner glaubte er zu seinen Gunsten ausnutzen zu können. Er hielt es für ausgeschlossen, daß die Generale der Verbündeten diese so weit auseinanderstehenden Armeen nach einer einheitlichen Idee zu leiten vermöchten, er hoffte durch Operiren auf den inneren Linien an allen entscheidenden Punkten mit überlegenen Kräften auftreten zu können, er vertraute seinem Glücksstern und

seinem Genie und rechnete darauf, daß seine Gegner Fehler machen würden. „Ils commettront des défauts, nous tomberons sur eux, nous les écraserons.“

Man hat die damalige Lage Napoleons in der Militärliteratur öfter verglichen mit derjenigen Friedrichs des Großen im Siebenjährigen Kriege, und allerdings bieten sie mancherlei Vergleichspunkte. Gleich dem großen Könige von Preußen stand Napoleon jetzt der Koalition von fast ganz Europa gegenüber, gleich Jenem war er der bedeutendste Feldherr seiner Zeit, seinen Gegnern in der Kunst der Führung großer Massen bei Weitem überlegen, gleich Jenem war er von Feinden rings umgeben und besaß er den Vortheil des Operirens auf den inneren Linien; sogar Gegner und Kriegsschauplatz waren im Allgemeinen die nämlichen. Man hat, hieraus folgernd, die Frage aufgeworfen, weshalb Napoleon in seinen Maßnahmen sich nicht das Verhalten Friedrichs des Großen zum Muster genommen habe. Aber wenn wir den Verlauf des Siebenjährigen Krieges überblicken, so sehen wir, daß der große König in den verschiedenen Phasen seines Heldenkampfes ganz verschiedenartig operirte. In den ersten Jahren des Krieges, als ihm noch seine starke und wohlgeschulte Armee zur Verfügung stand, verfährt er strategisch und taktisch offensiv, er sucht seinen Gegner auf, schlägt ihn, bevor er die Unterstützung eines zweiten erhalten konnte, wendet sich dann in Eilmärschen gegen den heranrückenden zweiten, bevor er sich mit den Resten des ersten vereinigt und verstärkt hat u. s. f. Anders in den letzten Jahren, etwa von 1759 an, nachdem seine alten Soldaten auf den Schlachtfeldern Böhmens und Schlesiens liegen geblieben, viele seiner erprobtesten Generale todt oder gefangen, sein Staatsschatz leer, jeder Mann und jeder Thaler für ihn kostbar, fast unersetzlich geworden war. Seine Kräfte reichen nicht mehr aus zur offensiven Kriegführung, er muß sich darauf beschränken, an Festungen oder befestigte Stellungen angelehnt, den Gegner heranrücken zu lassen, die Bewegungen desselben mit den Augen des Luchses zu beobachten, um dann jede Blöße ausnützend, überraschend hervorzubrechen und ihm eine Schlappe zuzufügen. Er war also in diesem Zeitraum des Krieges strategisch defensiv, taktisch offensiv. Wie aber sollte sich Napoleon in seiner Lage verhalten? Sollte er sich das Verfahren Friedrichs des Großen vor oder nach 1759 zum Muster nehmen? Und wenn er sich zur Offensive entschloß, auf welche der erwähnten drei Gruppen seiner Gegner sollte er den ersten Stoß richten? Die Gesammtheit der Streitkräfte Napoleons war jedem der drei Heere der Verbündeten, einzeln betrachtet, bei Weitem überlegen. Nach dem von Napoleon stets geübten Grundsatze, durch die Ueberlegenheit der Massen auf dem entscheidenden Punkte und im entscheidenden Augenblicke zu siegen, mußte es jetzt für ihn darauf ankommen, seine gesammten Streitkräfte gegen eine der drei Armeen der Verbündeten zu dirigiren. Es stand in seinem Belieben, ob er dies in der Richtung

auf Wien, Berlin oder Breslau thun wollte, seine konzentrirte Stellung inmitten der Verbündeten, gab ihm hierzu die Möglichkeit. Er konnte, je nachdem er sich für das eine oder das andere Operationsobjekt entschied, beim Ablaufe des Waffenstillstandes sein Heer an der Grenze Böhmens, Schlesiens oder der Mark vereinigt haben. Klarheit über die Vortheile und Nachtheile eines Operirens nach jeder der drei Richtungen war daher vor allen Dingen erforderlich. Versuchen wir es, den wahrscheinlichen Gedankengang Napoleons zu rekonstruiren.

Ein Vorstoß nach Böhmen gegen die Oesterreichische Armee schien reich an Erfolgen. Wenn Napoleon die Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe festhielt, die Hauptmasse seiner Streitkräfte während des Waffenstillstandes an der Oesterreichischen Grenze zusammenzog und sie nach Ablauf desselben in Eilmärschen nach Böhmen warf, so sprengte er mit einem Schlage die Umklammerung der Verbündeten, ohne damit Norddeutschland aufzugeben. Ohne Zweifel würde in diesem Falle die Russisch-Preußische Hauptarmee aus Schlesien über das Lausitzer- oder Iser-Gebirge ebenfalls nach Oesterreich abmarschirt sein, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wäre diese Hülfe zur Entscheidungsschlacht zu spät gekommen. Sie entfernte sich auch bei einem derartigen Linksabmarsche mit jedem Schritte mehr von ihrer natürlichen Operationsbasis, Polen, während sich Napoleon umgekehrt der seinigen, den Rheinbundstaaten und Frankreich, genähert haben würde, denn es war für ihn wesentlich leichter, Nachschübe von Truppen, Armeematerial und Verpflegungsmitteln durch Süddeutschland nach Böhmen, als durch Mitteldeutschland nach Sachsen zu bringen. Waren seine ersten Unternehmungen in Böhmen von Erfolg begleitet, so konnte er den Vormarsch Augereaus und Wredes ins Donau-Thal erleichtern, seiner Italienischen Armee die Hand bieten. Sein Rücken war bei einem derartigen Operiren durch die wohlbefestigte Elb-Linie vollkommen gedeckt, die Oesterreichische Armee aber wohl kaum in der Lage, ihm einen ernstlichen Widerstand entgegensetzen zu können. Von allen dem Kaiser gegenüberstehenden Armeen war sie die schwächste und ihrem inneren Gehalte nach die mindestwerthige, ihr konnte am leichtesten eine entscheidende Niederlage beigebracht werden; eine solche aber gleich bei Beginn des Feldzuges konnte leicht die ohnedies schwankenden Diplomaten des Kaiserstaates dazu bewegen, sich von der Koalition gegen Frankreich zu trennen, Frieden zu schließen, sogar dazu, das Bündniß vom Jahre 1812 zu erneuern.

Diese Gründe für eine Offensive gegen Böhmen erschienen im Jahre 1813 so überzeugend, daß im großen Hauptquartier der Verbündeten dieser Plan den ersten Platz in den militärischen Kombinationen jener Zeit einnahm. Ob der Kaiser einen derartigen Plan während des Waffenstillstandes in wirklich ernsthafte Erwägung gezogen, vermögen wir heute nicht mehr mit Sicherheit anzugeben, in seiner Korrespondenz finden sich hierfür keinerlei Anhaltspunkte. That er es aber, so werden ihm auch zweifellos gewichtige

Bedenken nicht entgangen sein. Vorerst war es entschieden ein gewagter Entschluß, die Festungen an der Weichsel und der Oder auf unabsehbare Zeit sich selbst zu überlassen; der größte Theil derselben lief Gefahr, in Kurzem kapituliren zu müssen. In den Elb-Festungen und in Sachsen befanden sich die gesammten Depots und Magazine der Großen Armee, ungeheure Vorräthe an Lebensmitteln und Armeematerial; sie in so kurzer Zeit in Sicherheit und auf die neue Operationsbasis zu schaffen, war bei den damaligen Verkehrsmitteln völlig unmöglich; ohne sie wäre die Armee in Böhmen aber sehr schwer auf längere Zeit zu verpflegen und in operationsfähigem Zustande zu erhalten gewesen. Aber abgesehen hiervon, wer garantirte dem Kaiser dafür, daß er bei einem Vordringen in Böhmen auch wirklich die Oesterreichische Armee zu einer Schlacht zwingen würde? Wich dieselbe dem entscheidenden Schlage aus, dann machte er einen in seiner Lage sehr gewagten Luftstoß, oder er gerieth, wenn er sich allzuweit nach Böhmen hineinbegab, in die gefährlichste Lage, die ihn vielleicht dort schon zu einem Leipzig führen konnte.

Zu diesen rein militärischen Gründen, eine Offensive nach Böhmen als bedenklich erscheinen zu lassen, traten die politischen. Noch hatte Oesterreich nicht den Krieg erklärt, noch schwebten die Verhandlungen zu Prag. Wenn Napoleon auch bei seinen Entschlüssen mit dem Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten rechnete, so hoffte er doch insgeheim noch immer, den Kaiserstaat auf seine Seite ziehen zu können, ohne die Schärfe des Schwertes gebrauchen zu müssen. Die Familienbande, die ihn mit Kaiser Franz verbanden, die einerseits schwankende, andererseits ländergierige Politik Oesterreichs ließen die Hoffnung nicht als unberechtigt erscheinen, daß einige noch in letzter Stunde angebotene Gebietsabtretungen genügen würden, Oesterreich zum mindesten neutral zu erhalten.

War eine Offensive gegen Böhmen somit nicht unbedenklich, so bot eine solche gegen die zweite Gruppe der Verbündeten, d. h. gegen die Russisch-Preußische Hauptarmee in Schlesien, überhaupt keine Aussicht auf Erfolg. Sie mußte in sich selbst ersterben, wenn die Verbündeten in östlicher Richtung auswichen, ihre beiden anderen Armeen aber gegen den Rücken der Französischen Armee vorgingen. In welche gefährliche Lage Napoleon kam, wenn er mit der Hauptmasse seiner Armee gegen die Weichsel vordrang, der Kronprinz von Schweden aber und die Oesterreichische Armee sich unterdessen der Elb-Linie und seines Hauptstützpunktes Dresden bemächtigten, bedarf wohl kaum einer Auseinandersetzung.

Es verblieb somit nur eine Offensive in Richtung auf Berlin gegen die unter dem Kronprinzen von Schweden vereinigten Kräfte. Für eine solche sprach eine Reihe schwerwiegender Gründe. Der Kronprinz konnte von überlegenen Kräften leicht erreicht werden, bevor er von Schlesien aus Unterstützung erhalten hatte; seine — nach der Ansicht Napoleons — militärische Minderwerthigkeit und die eigenartige Zusammensetzung seiner Armee schienen einen

sicheren Sieg zu verbürgen, der bei dem Charakter Bernadottes zu einer völligen Räumung der Mark führen mußte. In Preußen lag der Schwerpunkt des ganzen Krieges, für diesen Staat galt es die Existenz; unterlag er, so ging er als selbständige Macht unter; das Herz dieses Staates zu treffen, mußte von hoher moralischer Bedeutung sein. Gelang es, über den Kronprinzen einen großen Sieg zu erringen, so verschwand die Nord-Armee vom Kriegsschauplatze; der Kronprinz würde sicherlich nicht zögern, mit seinen Schweden nach Stralsund und Rügen zurückzukehren; den Preußischen und Russischen Heerestheilen, die unter seinem Befehle standen, blieb dann nur ein Rückzug hinter die Oder und die Weichsel; sie hatten, schwach und zersplittert wie sie waren, für Napoleon nicht mehr die Bedeutung eines feindlichen Heeres. Die Machtsphäre Napoleons dehnte sich dann leicht wieder über den ganzen Nordosten Deutschlands aus, die Besatzungen von Cüstrin und Stettin konnten entsetzt, das in Danzig eingeschlossene 10. Korps (Rapp) konnte befreit werden. Weite Provinzen der Monarchie mit ihren reichen Hülfsmitteln waren dann der Preußischen Heeresleitung entzogen, aber auch die zum Aufstande neigenden Bewohner der Hansestädte, Westfalens und Hannovers waren damit schädlichen Einflüssen entrückt. Rechnen wir zu allen diesen Gründen noch den persönlichen Haß Napoleons gegen Bernadotte und gegen Preußen, den Wunsch, für deren Abfall Rache zu nehmen, so werden wir es begreiflich finden, daß der Plan einer Offensive nach dieser Richtung sich wie ein rother Faden durch alle Gedanken und Entschließungen Napoleons während des ganzen Herbstfeldzuges hindurch zieht.

Alles dies schien sehr einleuchtend zu sein; es gab jedoch auch hierbei gewichtige Bedenken. Vor allen Dingen mußte sich Napoleon von vornherein darüber klar sein, daß eine Offensive gegen die Nord-Armee nach der Einnahme von Berlin nicht Halt machen durfte. Die Einnahme der Hauptstadt Preußens war nur ein moralischer, kein materieller Erfolg; Berlin besaß weder eine strategische, noch eine politische Bedeutung; mit seinem geräumten Zeughaus, seinen leeren Magazinen und weggeführten Kassen bedeutete Berlin, da die Königliche Familie und die Centralregierung des Staates bei der Armee waren, kaum mehr als eine beliebige, größere Provinzialstadt. Es war nöthig, sollte ein Operiren in dieser Richtung positive Vortheile bringen, in der oben angedeuteten Weise bis zur Oder und der Weichsel vorzudringen. Daß aber die Verbündeten in diesem Falle unthätig in Schlesien und Böhmen verblieben wären, war nicht anzunehmen. Sicherlich drangen sie dann von allen Seiten gegen Dresden und Leipzig vor, zerstörten seine Magazine, soweit sie erreichbar, und hoben die Verbindung der Großen Armee mit dem Rheine und Frankreich auf. Kehrte Napoleon von Berlin nach der Elbe zurück, so fand er ohne Zweifel die Russisch-Preußische Hauptarmee aus Schlesien mit der Oesterreichischen vereint auf den Ebenen Leipzigs vor; ließ er die Verbündeten aber unbehelligt in Sachsen, und verfolgte er seinen Zug

nach der Oder und der Weichsel, so lag das Schicksal Süddeutschlands und des Rheinbundes unterdessen völlig in den Händen seiner Gegner; bei der allenthalben im Deutschen Volke herrschenden Gärung war ein Abfall dieser Staaten mit Sicherheit zu erwarten.

So sehen wir — und dies ist das Ergebniß unserer Betrachtungen — daß eine zugleich strategische und taktische Offensive Napoleons, mochte sie eine Richtung einschlagen, welche sie wollte, stets bedenkliche Seiten hatte, wir sehen, daß der Kaiser durch die Macht der Verhältnisse ganz von selbst zu dem Verfahren hingedrängt wurde, das Friedrich der Große nach 1759 aus Mangel an Kräften einzuschlagen gezwungen war — zur strategischen Defensive. Für eine solche schienen die Verhältnisse denkbar günstig zu liegen. Die Elb-Linie mit ihren zahlreichen Befestigungen und Uebergängen, welche mit Leichtigkeit verstärkt und vermehrt werden konnten, schienen eine vorzügliche Basis abzugeben. Freilich ließ die vorspringende Lage Böhmens leicht ein Operiren der Oesterreicher auf dem linken Elb-Ufer zu, allein diesem Umstand legte Napoleon wenig Bedeutung bei, wie er überhaupt die Oesterreichische Armee, solange sie auf sich allein angewiesen war, als seinen am wenigsten zu fürchtenden Gegner ansah.

Führte der geschilderte Gedankengang den Kaiser dazu, vorläufig eine defensive Führung des Krieges in Betracht zu ziehen, so dachte er dabei nicht im Entferntesten daran, diese Defensive rein passiv aufzufassen. Kein Feldherr der Geschichte war so durchdrungen von der Ueberlegenheit, welche die Offensive gewährt, keiner durch seine ganze Individualität so auf diese hingetrieben wie Napoleon. Die Erfolge seiner bisherigen Feldzüge waren zum guten Theil daraus entsprungen, daß er es stets verstanden hatte, gleich bei Beginn des Kampfes die Initiative an sich zu reißen, den Gegnern seinen Willen zu diktiren. Eine rein defensive Kriegführung hätte auch viel Zeit gekostet, die Zeit aber war für ihn kostbar, da Sachsen kaum noch im Stande war, die Verpflegung für seine Armee zu liefern. Jede Woche Zeitverlust stärkte die Kräfte seiner Gegner, während er selbst keine nennenswerthen Verstärkungen mehr zu erwarten hatte. Er gedachte deshalb, mit der Elbe als Basis, durch kurze, energisch und mit überlegenen Kräften ausgeführte Offensivstöße die aller Wahrscheinlichkeit nach konzentrisch gegen ihn vorgehenden Gegner zurückzuwerfen, er hoffte, sie dabei einzeln zu schlagen, zu vernichten.

Aber konnte er nicht wenigstens auf einen Theil des Kriegstheaters gegen einen seiner Gegner offensiv verfahren? Dies hing von der Stärke der beiderseitigen Streitkräfte ab. Nach der Berechnung des Kaisers war die Russisch-Preußische Armee in Schlesien 200 000 Mann, die Oesterreicher in Böhmen 100 000 Mann stark. Wenn er diesen 300 000 Mann eine gleiche Stärke entgegenstellte, so blieben ihm noch etwa 120 000 Mann übrig. Diese, oder wenigstens den größten Theil derselben, glaubte Napoleon unbesorgt zu einer Offensive nach der Richtung verwenden zu können, wo ihm die größten Erfolge

zu winken schienen. So änderte er seinen ersten Plan dahin ab, mit seinen Hauptkräften vorläufig defensiv zu bleiben, mit einer zweiten Armee aber die Offensive gegen die Nord-Armee zu ergreifen.

Nachdem er so weit in seinen Entschlüssen gekommen war, handelte es sich für ihn darum, seine Operationsbasis, die Elb-Linie so zu gestalten, daß sie einerseits seinen Operationen den festesten Rückhalt, andererseits die größte Bewegungsfreiheit gewähren konnte.

Der Mittellauf der Elbe war durch die Festungen Magdeburg, Wittenberg und Torgau gesichert. Magdeburg war eine der stärksten Festungen Europas, seine Werke in gutem Zustand, hier war nur die Armirung zu vervollständigen und die Besatzung zu formiren. Diese Besatzung beabsichtigte Napoleon sehr stark zu machen; sie sollte nicht bloß als Garnison dienen, sondern das Bindeglied zwischen den beiden Hauptmassen des Heeres an der oberen und unteren Elbe werden. Fast gleich weit entfernt von Hamburg und Dresden, schien ihm Magdeburg geeignet zur Aufnahme der Gesammtmasse seiner Verwundeten und Kranken, auch beabsichtigte er das große Kavalleriedepot von Hannover hierher zu verlegen. Er ernannte seinen Flügeladjutanten Lemarois zum Gouverneur und gab ihm die Instruktion: „Verwandeln Sie Magdeburg vollständig in Ställe und Hospitäler."

Mehr zu thun war in Torgau und Wittenberg. Hier ließ er die Werke verstärken und in provisorischem Charakter ergänzen, hier häufte er ungeheure Vorräthe von Armeematerial und Lebensmitteln an. War dies Alles geschehen, so konnte Napoleon für den Mittellauf der Elbe völlig unbesorgt sein.

Anders stand es am Ober- und Unterlauf der Elbe. Zwei Stützpunkte kamen hier vor Allem in Betracht: Hamburg und Dresden. Beide waren für Napoleon von fast gleicher Wichtigkeit. In Hamburg sah er nicht bloß die Handelsstadt, die durch ihre reichen materiellen Mittel für seine Armee von unschätzbarer Bedeutung war, er sah in ihr den Punkt, durch dessen Besitz die Verbindung der Verbündeten mit England lahmgelegt, Dänemark an das Französische Bündniß gefesselt, die zum Aufstand neigenden Bewohner Hollands, Hannovers und Westfalens im Zaum gehalten wurden. Um diesen Punkt zu sichern, hatte er sofort nach seiner Einnahme im Mai 1813 seinen energischsten und unternehmendsten General, den Marschall Davout, hinbeordert. Am 7. Juni sandte er von Bunzlau aus an diesen die eingehendsten Direktiven zur Befestigung, die zum Ziel hatten, die Stadt nicht nur gegen Ueberfall zu sichern, sondern sie so stark zu machen, daß sie mit einer Garnison von 6000 Mann einer förmlichen Belagerung und einer Armee von 50 000 Mann auf ein bis zwei Monate Widerstand zu leisten vermochte. Beim Ablauf des Waffenstillstandes war die Mehrzahl dieser Befestigungsarbeiten vollendet, Marschall Davout hatte mit der ihm eigenen rücksichtslosen Thatkraft aus Hamburg einen

Waffenplatz — halb Festung, halb befestigtes Lager — geschaffen, den er erst am 25. Mai 1814 auf Befehl der Regierung Ludwigs XVIII. zu räumen brauchte.

Durch Hamburg war der untere Lauf der Elbe gesichert, durch Dresden sollte der Oberlauf gedeckt werden.

Die auf dem rechten Elb-Ufer gelegene Neustadt Dresdens war im Jahre 1811 ihrer äußeren Umwallung, wie sie vom Siebenjährigen Krieg her bestanden hatte, entkleidet worden, um Raum für neue Stadttheile zu gewinnen; es standen jedoch noch einzelne Theile derselben und ließen die Richtung und Ausdehnung der früheren sechs Bastione mit den dazwischen liegenden Courtinen erkennen. Am 28. Juni erließ Napoleon an den Chef des Geniestabes, General Rogniat, eingehende Direktiven für die Neubefestigung, deren Endziel war, in und um Dresden ein verschanztes Lager für 50 000 bis 60 000 Mann herzustellen. Nach diesen Anleitungen und unter Napoleons persönlicher Aufsicht wurde gearbeitet. Die ganze Ausdehnung des früheren äußeren Grabenrandes wurde mit Pallisaden versehen und vor den Thoren Pallisadentambours angelegt, um Ein- und Auspassiren zu decken. Wo noch Mauern, Hecken oder Erdwälle standen, wurden dieselben in die Vertheidigungslinie gezogen. Nördlich des Bautzener Thores entstand ein großes detachirtes, in permanentem Charakter ausgeführtes Fort, das Fort Impérial, das die zwei Linien der Neustädtischen Front nach jeder Seite flankirte und mit einem gemauerten Reduit versehen wurde. Auf den vordersten Höhen der Dresdener Heide, da wo sich heute die neuen Kasernen erheben, wurden acht große Feldwerke mit Hüttenlagern angelegt. Alle diese Werke wurden mit dem erforderlichen Geschütz versehen, und es wurde nichts versäumt, was eine längere Vertheidigung ermöglichen konnte. So war die Neustadt gegen Ende des Waffenstillstandes in einen Zustand versetzt, der auch einer kleinen Besatzung gestattete, dem Angriff einer bedeutenden Ueberlegenheit längere Zeit Widerstand zu leisten.

Als im Juli Napoleon die Ueberzeugung gewann, daß sich Oesterreich der Koalition anschließen würde, begann er, auch die jenseits der Elbe liegende Altstadt zu befestigen. Hier genügte, nach der Ansicht des Kaisers, eine Sicherung gegen Handstreich. Eine geschlossene Lisiere mit Benutzung der vorhandenen Mauern, die Lücken geschlossen durch Pallisaden, die Ausgänge gedeckt durch eine Reihe von Feldwerken, deren Kehle durch Pallisadentambours geschlossen waren, Herstellung guter Verbindungswege, die eine Bewegung der Artillerie im Trabe im ganzen Umkreis der Stadt gestatteten, wurde auf dieser weniger bedroht erscheinenden Front für ausreichend erachtet. Alle diese Arbeiten, mit Energie gefördert, waren gegen Ende des Waffenstillstandes vollendet, so daß Dresden zu dieser Zeit ein Waffenplatz geworden war, der in Verbindung mit der Feldarmee sehr wohl auch einem überlegenen Gegner gegenüber einen längeren Widerstand zu leisten vermochte.

So war die Operationsbasis des Kaisers fortifikatorisch so gut gesichert, als es Zeit und Umstände erlaubten. Um Freiheit in seinen Bewegungen zu erlangen, vermehrt Napoleon noch die Zahl der Uebergänge über die Elbe, namentlich am Unterlauf derselben. Neben der steinernen Brücke bei Dresden werden noch zwei Schiffbrücken eingebaut, unter den Kanonen des Königsteins zwei weitere Uebergänge hergestellt, am Fuß des gegenüberliegenden Lilienstein brückenkopfartige Verschanzungen angelegt; der von hier über den Ziegenrück nach Stolpen führende Weg, der von dort auf die Hauptverbindungslinie von Dresden nach Schlesien trifft, wird gebessert und kolonnenwegartig verbreitert. Diese auf den ersten Anschein unwesentlich erscheinenden Anordnungen beweisen von Neuem den weit ausschauenden Blick des Kaisers; sie waren von höchster strategischer Bedeutung, da Napoleon nunmehr von Schlesien aus direkt die Straße nach Teplitz gewinnen und einer auf dieser Hauptstraße gegen Dresden vorgehenden Armee der Verbündeten in den Rücken fallen konnte.

Hand in Hand mit diesen fortifikatorischen Maßnahmen gehen die großartigsten Vorbereitungen für die Verpflegung der Armee. Daru, der directeur de l'administration de la Grande Armée erhielt am 17. Juni die eingehendsten Direktiven. 20 000 Centner Mehl sollen von Erfurt nach Dresden geschafft werden, 500 Centner täglich, so daß der Transport in 40 Tagen vollendet sein würde. 40 000 Centner Mehl sollen zu Wasser und per Achse von Magdeburg transportirt werden, die Landtransporte auf dem linken Elb-Ufer. Auf den Märkten Sachsens und Böhmens sollen 20 000 Centner, in Bamberg und Bayreuth 10 000 Centner gekauft werden. So hofft der Kaiser am 20. Juli 80 000 bis 100 000 Centner Mehl in Dresden zu haben. Eine Million Portionen Zwieback werden aus Erfurt nach Dresden gebracht, in Dresden selbst werden täglich 10 000 gebacken, so daß nach 40 Tagen, d. h. am Schlusse des Waffenstillstandes weitere 400 000 Portionen vorhanden sein werden. Aus der Umgegend von Dresden sollen täglich 30 000 Portionen Brot geliefert werden, von denen nur 18 000 oder 200 Centner täglich verzehrt werden dürfen. Alle Trainbataillone (bataillons d'équipages militaires), welche von Mainz oder Wesel kommen, haben ihre Fahrzeuge mit Mehl oder Reis zu beladen.

Zehn Tage vor Beginn der Feindseligkeiten soll Mehl nach Bautzen, Görlitz und Bunzlau geschafft werden. Alle Caissons der Armee sind zu diesem Zweck nach Dresden zu senden, um mit Mehl beladen von dort wieder zu den Truppen zurückzukehren. Jedes Korps soll bis zu Ende des Waffenstillstandes für zehn Tage Zwieback, für sechs Tage pain biscuité, für vier Tage Brot gebacken haben, also für 20 Tage mit Lebensmitteln versehen sein.

In Glogau befinden sich 10 000 Centner Mehl, 20 000 werden angekauft. Dies ergiebt drei Millionen Portionen, von denen zwei für die Armee, eine für die Besatzung verwendet werden. Das in Magdeburg weggenommene Mehl wird ersetzt durch 50 000 Centner Korn, die in Hamburg, und durch

weitere 50 000 Centner, die im Bezirk der 32. Militärdivision beigetrieben werden; Branntwein, Wein und Rum werden ebenfalls von Hamburg dorthin geliefert.

In Erfurt sollen immer 500 000 Portionen Zwieback und 10 000 Centner Mehl vorhanden sein, um das von dort nach den übrigen Punkten des Kriegsschauplatzes Versandte sofort wieder zu ergänzen; das hierzu nöthige Getreide soll aus den westlichen Gegenden Deutschlands herangeschafft werden.

6000 Stück Rindvieh werden im Gebiete der 32. Militärdivision requirirt, Sachsen muß täglich 36 000 Portionen Fleisch nach Dresden liefern. Abgesehen von diesem täglichen Bedarf ist eine Reserve von drei Millionen Fleischportionen zu beschaffen, also 4000 bis 5000 Ochsen. Die Garnisonen von Magdeburg und Erfurt haben ihren Vorrath an Rindvieh nach Dresden zu schaffen und denselben durch freien Ankauf zu ersetzen.

Auf Reis legt der Kaiser den größten Werth, weniger als Nahrung, sondern als Heilmittel gegen die um sich greifende Dysenterie. Jeder Soldat erhält eine Unze pro Tag, was bis zum 20. September 20 000 Centner nöthig macht. Da in den verschiedenen Festungen nur 5500 Centner lagern, so müssen demnach noch 14 500 Centner angekauft werden. Dies geschieht zumeist in Hamburg, aber auch alle Vorräthe von Bremen und Leipzig werden mit Beschlag belegt.

Bei Beginn der Operationen rechnet der Kaiser darauf, die Armee im Wesentlichen aus dem Lande selbst ernähren zu können, die aufgehäuften Vorräthe sollen nur zur Ergänzung dienen. Der Soldat soll eine viertägige Portion bei sich tragen, der Kaiser hat sogar die Absicht, die Reisportion so zu vergrößern, die Brotportion so zu verkleinern, daß das Mitführen einer zwölftägigen Ration möglich wird. Die Mehlkolonnen sollen den Truppen folgen, die entleerten Wagen sollen durch Beitreibung wieder gefüllt werden. Durch die Anwendung dieses gemischten Verpflegungssystems glaubt der Kaiser die Verpflegung der Armee sicherstellen zu können, selbst dann, wenn die Vorräthe des Landes nicht mehr ausreichen sollten.

Auch auf das Sanitätswesen richtet der Kaiser seine Aufmerksamkeit. Schon am 26. Mai hat er die Formation eines bataillon d'équipages militaires d'ambulance zu zwölf Kompagnien, jede Kompagnie mit 50 Krankenwagen, befohlen, jetzt am 3. Juli ordnet er die Einrichtung von Militärhospitälern in Dresden, Magdeburg, Wittenberg, Torgau, Erfurt, Leipzig und Glogau an. Zusammen können dieselben 24 000 Kranke und 11 000 Rekonvalescenten aufnehmen, leider nicht zur Hälfte ausreichend für den Bedarf.

Nachdem durch alle diese Maßnahmen die Basis seiner Unternehmungen gesichert, schweift der Blick des Kaisers weiter. Seine Topographen vereinigen alle Spezialkarten des künftigen Kriegsschauplatzes, deren sie habhaft werden können; zahlreiche Generalstabsoffiziere erkunden das Wegenetz Sachsens und Schlesiens, den Lauf der Elbe und die Verhältnisse an der

Böhmischen Grenze; durch seine Ingenieurgeographen läßt er von Letzterer eine Karte in großem Maßstabe anfertigen; er studirt alle eingehenden Berichte aufs Sorgfältigste und vervollständigt durch Erkundungsreisen nach allen Richtungen das gewonnene Bild; sein wunderbarer Blick für Bodengestaltungen und seine lebhafte Phantasie kommen ihm zu Hülfe: Er ist nach Ablauf des Waffenstillstandes in Sachsen und Schlesien zu Hause wie im eigenen Lande.

Jetzt erst faßt er — das Ende des Waffenstillstandes ist dicht bevorstehend — seine endgültigen Entschlüsse. Wir finden dieselben, mit Klarheit ausgesprochen, in zwei sich ergänzenden Schreiben. Das eine ist vom 12. August und an die Marschälle Ney und Marmont, das zweite ist 24 Stunden später geschrieben und an die Marschälle Ney, Macdonald, Gouvion St. Cyr und Marmont gerichtet. Das erste lautet:

„Folgendes ist der Feldzugsplan, den ich möglicherweise annehmen und über den ich mich endgültig bis Mitternacht entscheiden werde.

Meine ganze Armee versammelt sich zwischen Görlitz und Bautzen und in den Lagern bei Königstein und Bautzen. Wenn Befestigungen bei Liegnitz und Bautzen angelegt sind, so werden sie zerstört.

Der Herzog von Reggio (Oudinot) mit dem 12., 4. und 6. Korps rückt auf Berlin, während Girard mit 10 000 Mann aus Magdeburg und der Fürst von Eckmühl (Davout) mit 40 000 Mann aus Hamburg vorbrechen. Abgesehen von diesen 110 000 Mann, die auf Berlin und von dort aus auf Stettin marschiren, behalte ich bei Görlitz das 2., 3., 5., 11. und 1. Armeekorps, das 1., 2., 4. und 5. Kavalleriekorps und die Garden. Das macht nahezu 300 000 Mann. Mit diesen will ich Stellung zwischen Görlitz und Bautzen nehmen, so daß ich nicht von der Elbe abgeschnitten werden kann, Herr über die Flußlinie bleibe, mich von Dresden verpflege, sehe, was die Russen und Oesterreicher thun wollen, und mir die Umstände zu Nutzen mache.

Ich würde lieber bei Liegnitz bleiben, aber von Liegnitz bis Dresden sind 48 Lieues (thatsächlich 24 Meilen), d. h. acht Märsche, immer an Böhmen entlang. Von Bunzlau würden es nur 36 (19½ Meilen), von Görlitz 24 (13 Meilen) sein; wenn ich eine Stellung zwischen Görlitz und Bautzen nähme, so blieben nur 18 (9 Meilen). Das Land wäre dann mit Truppen überfüllt und wir gewissermaßen zusammengedrängt; wir hätten Schwierigkeit, dort einen Monat zu leben. In dieser Zeit würde mein linker Flügel Berlin erreichen, Alles zerstreuen, was dort steht, und wir die Oesterreicher und Russen niederwerfen, wenn sie uns die Schlacht anböten. Wenn wir die Schlacht verlören, so wären wir näher an der Elbe und besser in der Lage, von den Fehlern des Feindes Vortheile zu ziehen. Ich sehe nicht ein, wie man wegen Liegnitz noch zaudern kann.

Bei Bunzlau steht es nicht ebenso. Ich verkenne bei dieser Stellung den Vorzug nicht, daß sie die Möglichkeit bietet, den Feind am Durchziehen zwischen der Oder und mir zu verhindern; wogegen, wenn ich zwischen Bautzen und Görlitz stehe, der Feind über Bunzlau marschiren und die Richtung auf Görlitz (soll wohl Guben heißen) nehmen kann.

Das Hauptquartier der Oesterreichischen Armee versammelt sich in Hirschberg; es scheint, daß die Oesterreicher über Zittau vorgehen wollen.

Theilen Sie mir Ihre Meinung über Alles dieses mit. Ich nehme an, daß das Ganze in eine große Schlacht auslaufen muß, und glaube, daß es vortheilhafter ist, sie bei Bautzen auf zwei oder drei Märsche von der Elbe zu liefern, als auf fünf oder sechs Märsche; meine Verbindungen sind dann weniger bloßgestellt, und ich kann mich leichter ernähren, um so mehr, als während dieser Zeit mein linker Flügel Berlin in Besitz nimmt und die ganze Nieder-Elbe frei wird. Die Unternehmung ist nicht gewagt, weil meine Truppen auf alle Fälle Magdeburg und Wittenberg zum Rückzuge behalten.

Es widerstrebt mir ein wenig, daß ich Liegnitz aufgebe, aber es wäre schwer, alle meine Truppen zu vereinigen. Ich müßte sie in zwei Armeen trennen, und es ergäbe eine nachtheilige Lage, wenn ich mich so auf eine Strecke von 30 Lieues (13 Meilen) an Böhmen entlang ausdehnte, von wo der Feind bei seiner gegebenen Aufstellung überall vorzubrechen vermag. Es scheint mir, daß der jetzige Feldzug uns zu keinem guten Ergebniß führen kann, solange nicht eine große Schlacht geschlagen ist. Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß, wenn wir uns auch auf dieser Linie vertheilen, wir doch durchaus stets mit Wiederaufnahme der Offensive drohen müssen dadurch, daß wir vom Feinde nur eine oder zwei Lieues über das neutrale Gebiet hinaus Abstand halten.

Da Oesterreich eine Armee gegen Bayern und eine andere gegen Italien stehen hat, so glaube ich nicht, daß es mehr als 1000 00 Mann gegen mich aufbringen kann. Noch weniger glaube ich, daß die Preußen und Russen zusammen 200 000 Mann haben können, wenn man berücksichtigt, was sie bei Berlin und in dieser Richtung (d. h. in Schlesien) haben. Immerhin scheint es mir, daß für eine entscheidende und glänzende Schlacht größere Vortheile darin beruhen, wenn man sich in geschlossener Aufstellung hält und den Feind kommen läßt."

Wiederholen wir kurz den Inhalt dieses Schreibens, so ergiebt sich demnach als Absicht des Kaisers:

1. Versammlung des 1., 2., 3., 5., 6., 11. und 14. Korps sowie der Kavalleriekorps 1., 2., 4. u. 5. und der Garden = 300 000 Mann zwischen Görlitz und Bautzen;

2. konzentrischer Vormarsch des 12., 4. und 7. Korps und des 3. Kavalleriekorps sowie der Armeeabtheilung Davout und des sogenannten Zwischenkorps Girard gegen Berlin = 110 000 Mann.

Das zweite, vom 13. August abends datirte Schreiben lautet auszüglich:

„Folgendes ist der Entschluß, den ich gefaßt habe. Sollten Sie einige Bemerkungen dazu zu machen haben, so bitte ich Sie, mir dieselben freimüthig mitzutheilen.

Der Herzog von Reggio mit dem 7., 4. und 12. Korps und dem 3. Kavalleriekorps wird auf Berlin marschiren, während der General Girard aus Magdeburg und der Fürst von Eckmühl mit 25 000 Franzosen und 15 000 Dänen aus Hamburg vorbrechen werden; letzterer steht gegenwärtig drei Meilen vor Hamburg, das ein Platz von bedeutender Stärke geworden ist. Ich habe dem Herzog von Reggio befohlen, sich auf Berlin in Marsch zu setzen, während der Fürst von Eckmühl Alles über den Haufen wirft, was vor ihm steht, falls sein Gegner schwächer ist, oder wenigstens ihn lebhaft drängen wird, sobald er den Rückzug antritt. Ich habe demnach 120 000 Mann, welche auf verschiedenen Wegen gegen Berlin vorgehen.

Auf dem anderen Kriegsschauplatz ist Dresden befestigt und dadurch in der Lage, daß es, die Vorstädte einbegriffen, sich acht Tage lang halten kann. Ich lasse es durch das 14. Korps unter Befehl des Marschalls St. Cyr decken. Er hat sein Hauptquartier in Pirna und hält die Brücken von Königstein besetzt, die uneinnehmbar unter dem Schutze der Festung liegen. Ueber diese Brücken gelangt man bequem nach Bautzen.

Ich selbst verlege mein Hauptquartier nach Görlitz und treffe am 16. dort ein. Dort vereinige ich die fünf Infanteriedivisionen, die drei Kavalleriekorps und die Artillerie der Garde, desgleichen das 2. Korps. Sie werden zwischen Görlitz und Zittau aufgestellt und vor dem 2. Korps nach Böhmen zu noch das 8. Korps als Avantgarde.

Der Herzog von Ragusa (Marmont) steht bei Bunzlau, der Herzog von Tarent (Macdonald) bei Löwenberg, General Lauriston bei Goldberg, der Fürst von der Moskwa (Ney) in einer Stellung zwischen Haynau und Liegnitz, bei ihm das 2. Kavalleriekorps.

Die Oesterreichische Armee kann, wenn sie zum Angriffe schreitet, dies nur in folgenden drei Richtungen thun:

Erstens, indem sie mit der Hauptmacht, welche ich auf 110 000 Mann schätze, über Peterswalde gegen Dresden vorrückt. Sie trifft dann auf die starken Stellungen, welche St. Cyr besetzt hält. Von so überlegenen Kräften gedrängt, hat sich dieser in das verschanzte Lager bei Dresden zurückzuziehen. In anderthalb Tagen kann das 1. Korps bei Dresden eintreffen und dann würden sich 60 000 Mann in dem verschanzten Lager befinden. Auf die Meldung darüber kann ich selbst in vier Tagen von Görlitz mit der Garde und dem 2. Korps ankommen. Uebrigens ist Dresden, wie ich schon gesagt habe, im Stande, sich acht Tage lang zu halten, auch wenn es auf sich selbst angewiesen und vom Marschall St. Cyr ohne Unterstützung bliebe.

Der zweite Zugang, durch den die Oesterreicher den Angriff führen können, ist über Zittau. Sie treffen da den Fürsten Poniatowski (8. Korps), die Garde, die sich bei Görlitz vereinigt, und das 2. Korps. Bevor sie dort eintreffen, habe ich über 150 000 Mann zusammen. Während die Oesterreicher diese Bewegung ausführen, könnten die Russen gegen Liegnitz und Löwenberg vordringen; das 6., 3., 11., 5. Korps und das 2. Kavalleriekorps vereinigen sich dann bei Bunzlau und bilden eine Armee von mehr als 130 000 Mann. Außerdem werde ich in anderthalb Tagen von Görlitz dahin diejenigen Streitkräfte schicken, die zum Widerstande gegen die Oesterreicher nicht nothwendig erscheinen.

Die dritte Bewegung der Oesterreicher wäre die, über Josefstadt abzumarschiren, um sich mit der Russischen Armee zu vereinigen und so gemeinschaftlich zur Offensive überzugehen. Ich würde dann die ganze Armee bei Bunzlau zusammenziehen."

Fassen wir nochmals den Inhalt dieses Schreibens zusammen, so sehen wir die Entschlüsse vom vorhergehenden Tage mehrfach abgeändert.

Der Kaiser ordnet an:

1. Das 14. Korps St. Cyr bleibt bei Pirna und Königstein zur Deckung Dresdens;
2. 1. Korps Vandamme und 5. Kavalleriekorps in Bautzen;
3. Garden und 2. Korps Victor zwischen Görlitz und Zittau; vor dem 2. Korps nach Böhmen zu das 8. Korps Poniatowski als Avantgarde;
4. auf der Front Haynau-Goldberg — Linie der Katzbach — das 3. und 5. Korps (Ney und Lauriston), sowie das 2. Kavalleriekorps;
5. dahinter in zweiter Linie, Front Bunzlau-Löwenberg — Bober-Linie — das 6. und 11. Korps (Marmont und Macdonald);
6. für die Operationen gegen Berlin bleiben die am Tage vorher gegebenen Befehle unverändert.

Vergleichen wir den Inhalt der beiden Schreiben, so sehen wir den Grundgedanken festgehalten: Offensive mit 110 000 bezw. 120 000 Mann gegen den Kronprinzen von Schweden, der Rest der Armee — 300 000 Mann — in Bereitschaftsstellung in Sachsen und Schlesien, die Bewegungen der Verbündeten abwartend. Was aber die Gruppirung der Streitkräfte anbelangt, so sehen wir mit Erstaunen, daß die in dem Schreiben vom 12. August geäußerten Bedenken, betreffend ein Vorgehen bis Liegnitz, vollständig bei Seite geschoben sind, die Armee thatsächlich getheilt und in Echelons von der Elbe bis zur Oder aufgestellt werden soll. Die Gründe für diesen Wechsel der Ansichten werden nicht angegeben, es ist jedoch klar, daß die Befürchtung, die in Schlesien stehende Armee der Verbündeten könne durch die Lausitz und die Mark zum Schutze Berlins rechts abmarschiren und dem gegen Berlin vorgehenden Marschall Oudinot in den Rücken fallen, für den Kaiser ausschlaggebend gewesen war.

Betrachten wir die Stärkeverhältnisse der einzelnen Gruppen der Armee genauer, so ergiebt sich folgendes Bild:

I. Auf der Front gegen Osten, an der Katzbach und am Bober:

3. Korps Ney	62 Bat.,	11 Esk.,	124 Gesch.,	4 Sap.Komp. =	40 006 Mann,
5. Korps Lauriston .	37 Bat.,	7 Esk.,	84 Gesch.,	3 Sap.Komp. =	27 905 Mann,
7. Korps Marmont	42 Bat.,	8 Esk.,	90 Gesch.,	4 Sap.Komp. =	27 754 Mann,
11. Korps Macdonald	38 Bat.,	7 Esk.,	92 Gesch.,	3 Sap.Komp. =	24 418 Mann,
2. Kav. Korps Sebastiani	— Bat.,	52 Esk.,	18 Gesch.,	– Sap.Komp. =	10 304 Mann,
in Summa:	179 Bat.,	85 Esk.,	408 Gesch.,	14 Sap.Komp. =	130 387 Mann.

II. Auf der Front gegen Süden:

a) bei Zittau:

8. Korps Poniatowski	10 Bat.,	6 Esk.,	52 Gesch.,	1 Sap.Komp. =	7 573 Mann,

b) im Rayon von Görlitz:

Garden	62 Bat.,	59 Esk.,	218 Gesch.,	7 Sap.Komp. =	58 191 Mann,
2. Korps Victor . . .	43 Bat.,	6 Esk.,	76 Gesch.,	3 Sap.Komp. =	25 158 Mann,
1. Kav. Korps Latour-Maubourg .	— Bat.,	78 Esk.,	36 Gesch.,	– Sap.Komp. =	16 537 Mann,
in Summa:	105 Bat.,	143 Esk.,	330 Gesch.,	10 Sap.Komp. =	99 886 Mann.

c) bei Bautzen:

1. Korps Vandamme	42 Bat.,	4 Esk.,	76 Gesch.,	2 Sap.Komp. =	33 298 Mann,
4. Kav. Korps Kellermann	— Bat.,	24 Esk.,	12 Gesch.,	– Sap.Komp. =	3 923 Mann,
in Summa:	42 Bat.,	28 Esk.,	88 Gesch.,	2 Sap.Komp. =	37 221 Mann.

d) im Rayon von Dresden:

14. Korps Gouvion St. Cyr. .	51 Bat.,	12 Esk.,	92 Gesch.,	5 Sap.Komp. =	26 149 Mann,
5. Kav. Korps L'Héritier .	— Bat.,	22 Esk.,	6 Gesch.,	– Sap.Komp. =	3 000 Mann,
Besatzung von Dresden . .	6 Bat.,	8 Esk.,	100 Gesch.,	– Sap.Komp. =	5 000 Mann,
Besatzung von Lilienstein .	1 Bat.,	— Esk.,	— Gesch.,	– Sap.Komp. =	700 Mann,
in Summa:	58 Bat.,	42 Esk.,	198 Gesch.,	5 Sap.Komp. =	34 849 Mann.

Diese Gruppirung ist meisterhaft, sie gestattet dem Kaiser, an allen Angriffspunkten der Verbündeten in kürzester Zeit mit überlegenen oder doch wenigstens gleichen Kräften aufzutreten. Legen wir die vom Kaiser ins Auge gefaßten Möglichkeiten eines feindlichen Angriffes zu Grunde, so ergiebt sich Folgendes:

1. Ergreift die Russisch-Preußische Armee in Schlesien die Offensive in Richtung auf Dresden, so stößt sie am Bober auf vier Armeekorps in einer Stärke von 130 000 Mann, die in kürzester Zeit durch die Garden, das 2. und 7. Korps auf 238 000 Mann verstärkt werden können.

2. Geht die Oesterreichische Armee über Peterswalde gegen Dresden vor, so stößt sie bei Pirna auf das 14. Korps, welches in $1^1/_2$ Tagen durch das 1. Korps Vandamme verstärkt werden kann. Beide Korps sind dann, die Kavalleriekorps Kellermann und L'Héritier, sowie die Besatzung von Dresden mitgerechnet, etwa 70 000 Mann stark und leicht im Stande, die auf 100 000 Mann veranschlagten Oesterreicher so lange in Schach zu halten, bis der Kaiser mit Verstärkungen ankommt.

3. Gehen die Oesterreicher auf der Straße Gabel—Zittau vor, so stoßen sie bei Zittau auf das 8. Korps Poniatowski, welches in kürzester Zeit durch das 2. Korps und die Garden verstärkt werden kann. Es stehen dann 107 000 Franzosen den aus dem Gebirge heraustretenden Oesterreichern gegenüber.

4. Geht die Russisch-Preußische Armee aus Schlesien und die Oesterreicher zu gleicher Zeit in der angegebenen Richtung vor, so wird die eine derselben durch die ihr zunächst gegenüberstehenden Korps so lange in Schach gehalten, bis der Kaiser die andere geschlagen hat und mit seinen Reserven heranzukommen im Stande ist.

5. Marschirt die Oesterreichische Armee über Josefstadt nach Schlesien ab, um sich mit der Russisch-Preußischen Armee zu vereinigen, so vereinigt auch der Kaiser seine gesammten Streitkräfte bei Bunzlau, um dort die Entscheidungsschlacht zu schlagen.

Man ersieht hieraus, daß die Anordnungen Napoleons dem Zwecke, einem oder dem anderen der von ihm angenommenen Fälle durch Defensivstellungen zu begegnen, vollkommen entsprachen. Selbstverständlich hatte er hierbei völlig freie Hand, bei gegebener Gelegenheit in die Offensive überzugehen. Operirten die Verbündeten fehlerhaft und gaben sie Napoleon Gelegenheit, über eine ihrer getrennten Armeen mit Ueberlegenheit herzufallen, so darf man wohl annehmen, daß er eine solche Gelegenheit nicht unbenutzt hätte vorübergehen lassen.

So glaubte sich also der Kaiser nach allen Seiten gesichert und gegen alle denkbaren Maßnahmen der Gegner vorbereitet zu sein. Daß sich die Russisch-Preußische Armee nach Böhmen begeben und sich dort mit der Oesterreichischen vereinigen könnte, daß die Monarchen Rußlands und Preußens

sich dazu entschließen würden, beträchtliche Theile ihrer Armee unter das Kommando eines Oesterreichischen Führers zu stellen, — dieser Gedanke kommt dem Kaiser allerdings nicht. Als am 16. August zuerst das Gerücht von dem Abmarsch von 60 000 Russen nach Böhmen zu ihm dringt, vermag dies seine Pläne nicht zu verwirren; sein Hauptziel ist und bleibt, die Elb-Linie zu behaupten. Als er erfährt, die Verbündeten beabsichtigten, von Böhmen über Bayreuth nach Süddeutschland vorzudringen, schreibt er am 17. an Gouvion St. Cyr:

„Sollte der Feind, wie er verbreiten läßt, in vereinigter Masse über Bayreuth nach dem südlichen Deutschland dringen, so wünsche ich ihm glückliche Reise und lasse ihn ziehen in der Ueberzeugung, daß er rascher zurückkommen wird, als er gegangen ist. Mir ist es nur wichtig, daß er uns nicht von der Elbe und von Dresden abschneidet, und ich kümmere mich wenig darum, ob er uns von Frankreich trennt.“ Und am Schlusse des nämlichen Schreibens fügt er hinzu: „Was fest steht, ist dies, daß man nicht 400 000 Mann umgeht, die sich auf eine Reihe fester Plätze an einem Flusse wie die Elbe stützen, so daß sie mit gleicher Freiheit aus Dresden, Torgau, Wittenberg und Magdeburg hervorzubrechen vermögen. Alle die feindlichen Streitkräfte, welche zu strategischen Bewegungen weit ausholen sollten, würden am Tage der Entscheidung auf dem Schlachtfelde fehlen.“

Wenden wir uns nunmehr zu dem zweiten Theil des Kriegsplanes Napoleons, der Offensive gegen die Nord-Armee.

Schon am 12. August hatte der Kaiser dem Marschall Oudinot die genauesten Verhaltungsbefehle gesandt, am 13. wurden dieselben durch Berthier vervollständigt. Das bezügliche Schreiben lautet auszüglich:

„Nach den Plänen des Kaisers habe ich dem General Bertrand mit dem 4. Korps bei Sprottau, dem General Reynier mit dem 7. Korps bei Görlitz und dem Herzog von Padua mit dem 3. Kavalleriekorps bei Leipzig aufgegeben, in der Gegend von Luckau zu Ihnen zu stoßen. — — — Bis zum 15. oder 16. August soll Ihr Hauptquartier nach Baruth verlegt und Ihr ganzes Korps in einem Biwak vereinigt sein. Im Laufe des 17. oder spätestens am 18. müssen Sie das feindliche Gebiet betreten.

Der Kaiser setzt voraus, daß der Feind Ihnen nicht sehr stark gegenüber steht. Treffen Sie auf Widerstand, so mögen Sie das 7. und 4. Korps abwarten. Seine Majestät nimmt an, daß beide am 19. in Baruth zu Ihnen stoßen. Wenn Ihnen aber der Feind nicht 60 000 Mann gegenüberstellt, so ist es wichtig, vorzudringen, sowohl um Nachrichten über ihn zu erhalten, als um die Initiative zu ergreifen und den nachfolgenden Korps Platz zu machen.

General Dombrowski mit 3000 oder 4000 Mann, darunter 1500 Pferde und 6 Geschütze, befindet sich auf Ihrer linken Seite zur Deckung der

kleinen Anhaltischen Staaten. Er hat Befehl, sich mit Ablauf des Waffenstillstandes zwischen Wittenberg und Ihrem Armeekorps aufzustellen, um Ihre Verbindung mit Wittenberg zu sichern. Drängt ihn der Feind mit überlegenen Kräften, so zieht er sich nach Wittenberg zurück, geht aber sogleich wieder vor, wenn Ihre Bewegungen jenen zum Rückzug genöthigt haben.

General Dombrowski ist unter das Kommando des Generals Girard gestellt. Dem Gouverneur von Magdeburg, General Lemarois, der den Oberbefehl hat, habe ich den Auftrag gegeben, den General Girard dahin anzuweisen, daß er Ihre Offensive durch sein Vorschreiten gegen Brandenburg unterstützen, die Verbindung mit Ihrem künftigen Hauptquartier in Berlin öffnen und je nach Umständen Ihre Verbindung mit Magdeburg, Wittenberg und dem Fürsten v. Eckmühl (Davout) sichern soll. General Lanusse kommandirt unter Girard die Magdeburger Division.

Das Beobachtungskorps des Generals Girard, das also aus den Divisionen Lanusse und Dombrowski besteht, darf sich in keinem Falle von der Elbe abschneiden lassen. Die Magdeburger Besatzung würde ohne die Division Lanusse zu schwach sein und die von Wittenberg würde unthätig bleiben, wenn sie des Schutzes der Division Dombrowski beraubt wäre. Sie mögen den Generalen Girard und Dombrowski Weisungen ertheilen, jedoch ohne sie von ihrer Hauptaufgabe abzuziehen, nämlich ein Zwischenkorps zu Ihnen und dem Fürsten von Eckmühl zu sein und die Festungen Magdeburg und Wittenberg zu decken."

Nachdem das Schreiben Berthiers noch die Aufgabe Davouts skizzirt, auf die wir unten näher eingehen werden, fährt er fort:

„Seine Majestät nimmt an, daß Sie mit einer Armee wie die Ihrige den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die Landwehr und die ganze Masse schlechter Truppen zerstreuen werden. Sollte Berlin Widerstand leisten, so lassen Sie die Stadt durch Granaten in Brand schießen und suchen Sie die Stadtmauer durch schwere Feldgeschütze in Trümmer zu legen. Wir haben auf diese Weise Wien und andere Hauptstädte schnell zur Uebergabe gezwungen. Von Berlin aus mögen Sie Ihre Verbindungslinie auf Magdeburg und Wittenberg verlegen.

Es ist möglich, daß der Feind, während Sie auf Berlin marschiren, die Elbe zwischen Hamburg und Magdeburg zu überschreiten gedenkt. Wahrscheinlich wird Ihre Bewegung ihn von einem solchen Plan abstehen lassen. In jedem Falle suchen Sie bei Ihren Unternehmungen mit dem Fürsten v. Eckmühl zusammen zu wirken, Stettin und Cüstrin zu entsetzen und die Schweden nach Pommern zurückzuwerfen. Vermuthlich wird der Kronprinz von Schweden, von dem man sagt, daß er den Oberbefehl habe, seine Schwedischen Truppen ganz besonders schonen und dadurch Ursache zu Uneinigkeiten geben.

Des Kaisers einziger Zweck ist, Ihre Unternehmung mit der Großen Armee zu decken und die Oesterreichische und Russische Armee in Schach zu

halten. Sie entnehmen daraus, wie wichtig es ist, daß Sie den 18. in Feindes Land und den 21. oder 22. vor Berlin stehen, vorausgesetzt, daß Sie nicht auf überlegene Kräfte stoßen."

Dieses Schreiben an Oudinot findet seine Ergänzung in einer Reihe von Ordres an den Gouverneur von Magdeburg, an Girard, Dombrowski und Davout. Nur diejenigen an Letzteren haben hier Interesse.

Schon am 24. Juli hatte der Kaiser an den Marschall geschrieben:

„Ich wünsche, daß Sie durch Ihre Angriffsstellung die Schwedische Armee und Alles, was der Feind in Mecklenburg hat, im Schach halten und hindern, sich gegen die 60 000 Mann zu wenden, die ich auf Berlin schicke, sowie, daß Sie dann bereit sind, der Bewegung des Feindes zu folgen oder ihn anzugreifen, falls er schwächer sein sollte."

Jetzt, am 8. August, wird diese Aufgabe näher bestimmt; der Kaiser schreibt:

„Sie sehen wohl, daß nicht alle Streitkräfte des Kronprinzen von Schweden gegen den Herzog von Reggio, wenn er über Luckau vordringt, zur Verwendung kommen dürfen. Man muß den Feind nöthigen, ein Korps von 30 000 Mann Ihnen gegenüber stehen zu lassen. Es wird dies ohne Zweifel geschehen, wenn man Sie schon den 10. August vorbereitet sieht, die Offensive zu ergreifen. — Wenn Sie die Ueberlegenheit haben, dann dringen Sie thatsächlich vor; wenn aber der Feind in der Ueberzahl ist, so nehmen Sie eine gute Stellung zur Deckung Hamburgs. — Verfolgen Sie den Feind lebhaft, drohen Sie die Rückzugslinie der Schweden nach Pommern abzuschneiden und suchen Sie zu erzwingen, daß dieselben dahin zurückkehren."

Am Schlusse des nämlichen Schreibens bemerkt der Kaiser:

„Oesterreich hat sich gegen uns erklärt. Wie viele Streitkräfte hierdurch auch den Verbündeten zuwachsen mögen, befinde ich mich doch in der Verfassung, ihnen die Stirne zu bieten. Sie werden aber begreifen, daß dazu Energie gehört. Wollten Sie Ihr Korps von 30 000 Mann verzetteln, überhaupt Ihren Auftrag, eine größere Zahl des Feindes in Schach zu halten, nicht erfüllen, so würde dies die Sachlage sehr gefährden.

Die Umstände sind sehr ernst. Die Rolle, die Ihnen zugewiesen ist, erfordert große Thätigkeit. Vor Allem bedrohen Sie zeitig Ihren Gegner, damit er Sie nicht unbeachtet lassen und sich mit voller Kraft auf die Kolonne werfen kann, die nach Berlin vordringt. Ich wiederhole noch einmal: Brechen Sie, sobald der Waffenstillstand zu Ende ist, mit großem Aufsehen von Hamburg vor."

In einem Schreiben vom 12. August wird diesem Gedanken nochmals scharfer Ausdruck gegeben. Der Kaiser schreibt in demselben:

„Lassen Sie sich nicht durch schwächere Kräfte täuschen, besonders nicht durch die Gesindelhaufen, die nichts zu bedeuten haben. Sie begreifen, daß

die Armee des Herzogs von Reggio, weil sie nur auf drei Märsche von Berlin steht, den Feind am meisten bedrängt und dadurch möglicherweise alle Kräfte auf sich zieht. Beunruhigen Sie also den Feind auf der Flanke und suchen Sie die Vereinigung mit dem Herzog von Reggio in der Richtung auf Berlin. Bei weiterer Entfernung von Hamburg bleibt Ihnen eine sichere Verbindung mit Magdeburg"

Wiederholen wir den Inhalt dieser sämmtlichen Schreiben nochmals und fassen wir ihn in kurzen Sätzen zusammen, so ergeben sich demnach für die Offensive gegen die Nord-Armee folgende Anordnungen des Kaisers:

1. Das 4. Korps Bertrand, das 7. Korps Reynier und das Kavalleriekorps Herzog von Padua haben sich bei Luckau mit dem 12. Korps Oudinot zu vereinigen. Marschall Oudinot hat sofort am 17. August die Offensive gegen Berlin zu ergreifen, auch wenn das vierte von Sprottau und das siebente von Görlitz anmarschirende Korps noch nicht zur Stelle sein sollte. Nur wenn der Gegner sich stärker als 60 000 Mann erweist, ist das Eintreffen dieser beiden Korps abzuwarten.

2. Der General Dombrowski nimmt mit 3000 bis 4000 Mann eine Stellung zwischen der Berliner Armee und der Festung Wittenberg und sichert die Verbindung des Marschalls Oudinot mit dieser Festung.

3. Der General Girard nimmt am 17. August mit einer Division der Besatzung von Magdeburg Stellung auf dem rechten Ufer der Elbe und unterstützt den Marschall Oudinot durch Vorgehen in Richtung auf Brandenburg. Seine Hauptaufgabe ist, die Verbindung zwischen Magdeburg und Wittenberg mit der Berliner Armee einer-, mit dem Marschall Davout andererseits aufrecht zu erhalten. Unter keinen Umständen darf er sich von den Elb-Festungen abschneiden lassen.

4. Der Marschall Davout sucht möglichst viele Streitkräfte des Gegners auf sich und von der Berliner Armee abzuziehen. Ist der ihm gegenüberstehende Feind schwächer, so ergreift er die Offensive und sucht Vereinigung mit dem Marschall Oudinot in Richtung auf Berlin. Ist er dagegen stärker, so nimmt er eine gute Stellung zur Deckung Hamburgs.

Während man aus dem oben angeführten Schreiben des Kaisers vom 12. August an die Marschälle Ney und Marmont ein gemeinsames, konzentrisch gedachtes Vorgehen Oudinots, Girards und Davouts gegen Berlin herauszulesen berechtigt ist, zeigen die zuletzt angeführten Befehle klar und deutlich, daß das Zusammenwirken dieser drei Heeresgruppen nur in strategischem, nicht in taktischem Sinne gemeint ist, was im Uebrigen auch schon aus den ganz verschiedenen Entfernungen Luckaus, Magdeburgs und Hamburgs von Berlin hervorgeht.

Vergegenwärtigen wir uns noch zum Schluß die Stärkeverhältnisse der gegen die Nord-Armee verwendeten Streitkräfte, so ergiebt sich:

1. die Armée de Berlin unter dem Marschall Oudinot Herzog von Reggio:

4. Korps Bertrand	36 Bat.,	8 Esk.,	72 Gesch.,	3 Sap. Komp.	= 23 624 Mann,
7. Korps Reynier	$29^1/_4$ Bat.,	13 Esk.,	68 Gesch.,	1 Sap. Komp.	= 18 400 Mann,
12. Korps Oudinot	29 Bat.,	14 Esk.,	58 Gesch.,	2 Sap. Komp.	= 19 373 Mann,
3. Kav. Korps Arrighi	. — Bat.,	27 Esk.,	18 Gesch.,	— Sap. Komp.	= 5 607 Mann,
im Ganzen	$94^1/_4$ Bat.,	62 Esk.,	216 Gesch.,	6 Sap. Komp.	= 67 004 Mann.

2. das Zwischenkorps Girard:

Div. Wittenberg unter Dombrowski:	4 Bat.,	8 Esk.,	8 Gesch.	= 3 800 Mann,
Div. Magdeburg unter Lanusse:	12 Bat.,	5 Esk.,	15 Gesch.	= 10 000 Mann,
im Ganzen	16 Bat.,	13 Esk.,	23 Gesch.	= 13 800 Mann.

3. Armee des Marschalls Davout, Fürsten von Eckmühl:

13. Korps einschl. mobiler Theil der Besatzung von Hamburg 48 Bat., 18 Esk., 94 Gesch. = 37 514 Mann.

Summe aller gegen die Nord-Armee verwendbaren Streitkräfte Napoleons daher: 118 318 Mann, dabei 93 Eskadrons und 333 Geschütze.

Werfen wir nunmehr, nachdem wir die Entschlüsse des Kaisers kennen gelernt und den Gedankengang, welcher ihn zu denselben geführt, nach dem Gesetze der Wahrscheinlichkeit entwickelt haben, einen kritischen Rückblick auf seine Auffassung der Lage und seine Maßnahmen. Es ist selbstverständlich, daß wir denselben nur dann eine gerechte Beurtheilung zu Theil werden lassen können, wenn wir uns dabei völlig in die Lage des Kaisers versetzen, seiner mangelhaften Kenntniß der Verhältnisse im Lager der Verbündeten Rechnung tragen und uns von allen den Vorurtheilen frei machen, welche die genaue Kenntniß der späteren thatsächlichen Ereignisse naturgemäß hervorrufen muß. Daß dies in den Werken, welche wir über jene Zeit besitzen, nicht immer geschehen, ist die Ursache von vielfach falschen Anschauungen über das Verhalten des großen Feldherrn geworden. Denn mit Recht sagt Clausewitz: „Wohl ist es erlaubt, eine Begebenheit nach dem Erfolge zu beurtheilen, weil dieser die beste Kritik derselben ist, aber dies bloß nach dem Erfolg gezogene Urtheil muß man dann nicht als menschliche Weisheit gelten machen; nur wenn man beweist, daß die Ursachen nicht hätten übersehen werden oder unbeachtet bleiben sollen, macht man die Kritik und erhebt sich über den Feldherrn.“

Der Waffenstillstand lief am 10. August ab, sechs Tage später konnten nach den getroffenen Vereinbarungen die Feindseligkeiten wieder beginnen. Die endgültigen Entschlüsse des Kaisers datiren vom 13. August; es war dies somit der äußerste Zeitpunkt, wollte er noch rechtzeitig die Versammlung seiner Truppen auf den verschiedenen Fronten ins Werk leiten. Dieses lange Hinausschieben der Mittheilung seiner Absichten an die Unterführer befremdet bei einem Mann, der in Bezug auf Raschheit der Entschlüsse in der Kriegsgeschichte seines Gleichen sucht. Es beweist, daß der Kaiser bis zum letzten Augenblick noch auf Nachrichten vom Feinde wartete, welche möglicherweise seine Pläne beeinflussen konnten, daß er namentlich noch auf eine Aenderung in der Haltung Oesterreichs, durch welche die gesammte politische und militärische Lage verschoben werden mußte, rechnete. Erst nachdem der Waffenstillstand abgelaufen und die Kriegserklärung Oesterreichs eingegangen war, erläßt er die beiden angeführten Schreiben vom 12. und 13. August an die Marschälle.

Aus diesen beiden Schreiben geht mit Klarheit hervor, daß Napoleon seine Entschließungen gefaßt hatte, ohne sich auch nur im Geringsten mit den bedeutenderen Führern seiner Armee berathen zu haben. In seinem Hauptquartier in Dresden befand sich, da Marschall Berthier, der Chef des Generalstabes, zur Beurtheilung weitgehender strategischer Kombinationen in keiner Weise befähigt war, allerdings Niemand, mit dem der Kaiser sich hätte berathen können, allein die Marschälle Gouvion St. Cyr, Marmont, Macdonald und Ney wären mit Leichtigkeit zu einer Besprechung zu vereinigen gewesen, da sie sich entweder in unmittelbarer Nähe Dresdens befanden oder doch nur wenige Tagereisen von diesem Punkte entfernt waren. Vergleichen wir dieses Verhalten des Kaisers mit demjenigen seiner Gegner, wo die Führer der drei Armeen oder ihre Vertreter in wochenlangen Berathungen versammelt waren, wo tagelang Debatten über die vorzunehmenden Schritte stattfanden und bogenlange Denkschriften von den verschiedensten Seiten eingeliefert und diskutirt wurden, so tritt uns recht deutlich der Unterschied einer Kriegführung vor Augen, bei der alle politischen und militärischen Fäden in einem Kopfe zusammenlaufen, nur ein Wille entscheidend, nur ein Interesse und ein Ziel ausschlaggebend ist, gegenüber einer Kriegführung, bei der die Vielköpfigkeit der obersten Führung, die Mannigfaltigkeit der Interessen und die Verschiedenartigkeit der erstrebten Ziele nur schwer zu einem einigenden Entschlusse zu führen vermochten. Andererseits erkennen wir aber auch deutlich das bis zum Hochmuth gesteigerte Selbstbewußtsein des vom Glück verwöhnten Imperators, welches selbst die talentvollsten seiner Marschälle — wie wir sehen werden mit Unrecht — nicht für befähigt genug hält, ihm unter so schwierigen Verhältnissen einen brauchbaren Rath zu ertheilen.

Den gleichen Hochmuth glaubt man auch in seiner selbstbewußten Sprache, in seiner überall zur Schau getragenen Siegeszuversicht zu erblicken.

Hier thut man ihm jedoch Unrecht. Man würde die geistigen Fähigkeiten Napoleons entschieden zu gering anschlagen, wenn man glaubte, er habe das Gefahrvolle seiner Lage nicht völlig eingesehen. Seinem scharfen Blick konnte die Größe der Rüstungen seiner Gegner ebenso wenig entgangen sein wie die patriotische Begeisterung in Preußen, der revolutionäre Geist in den Staaten des Rheinbundes. Seinem Kennerblick konnte auch der mangelhafte Zustand seiner Truppen, ihre Jugend, Schwächlichkeit und geringe Ausbildung, insbesondere seiner Kavallerie, nicht verborgen geblieben sein. Er mußte auch aus den Unterhaltungen mit seiner Umgebung, aus den Berichten seiner Marschälle merken, daß das Vertrauen auf seinen Glücksstern bei Vielen ins Wanken gekommen war. Sein Bestreben mußte es daher sein, dieses Vertrauen wieder zu heben und zu stärken. Die Befürchtungen, die er in seinem Innern vielleicht hegen mochte, durfte er gegen Niemand laut werden lassen, er mußte seiner Umgebung gegenüber und in den an seine Generale erlassenen Instruktionen die nämliche zuversichtliche Sprache führen, wie in den Zeiten der höchsten Macht, er mußte sich über seine und seiner Gegner Absichten genau so aussprechen, wie er es wünschte, daß sie von Anderen angesehen werden möchten. In klarer Erkenntniß, daß das mit Zuversicht ausgesprochene Urtheil eines Mannes, der in seiner Laufbahn so Großes vollbracht, stets mehr Eingang finden wird, als der logischste Beweis, daß Dreistigkeit und zuversichtliche Sprache ihren Eindruck nicht verfehlen würden, athmen daher alle seine uns überlieferten Aussprüche, alle seine Befehle und Instruktionen den Geist absoluter Siegeszuversicht, felsenfestes Vertrauen auf den Ausgang des neu beginnenden Feldzuges. Und lagen denn überhaupt für Napoleon die Verhältnisse so hoffnungslos, daß er Ursache gehabt hätte, an einem Erfolg zu verzweifeln? Keineswegs. Noch war er unumschränkter Herr Frankreichs und Italiens, Protektor des Rheinbundes, die reichen Hülfsmittel dieser ausgedehnten Länder standen ihm zur vollen Verfügung; noch besaß er fast sämmtliche Festungen von der Weichsel bis zum Rhein; soeben erst hatte er in zwei blutigen Schlachten die Verbündeten geschlagen und infolge einer Energie und eines Organisationstalentes ohne Gleichen in der Kriegsgeschichte seine Feldarmee in Deutschland und Italien wieder auf eine halbe Million Streiter gebracht. Allerdings gärte es allenthalten in Deutschland, und die Anzeichen des Abfalles der Rheinbundstaaten ließen sich nicht verkennen, auch waren die Berichte seiner Korpschefs über den inneren Zustand der neuen Armee nicht vertrauenerweckend, aber ein großer, entscheidender Sieg mußte die wankende Treue seiner Vasallen von Neuem befestigen, die jungen Konskribirten aber hatten sich unter seinen Augen bei Groß-Görschen und Bautzen trotz ihrer Jugend und Schwächlichkeit, trotz ihrer geringen Ausbildung nicht schlechter geschlagen als die alte Garde. So ist es begreiflich, daß ein Mann von dem Selbstgefühl eines Napoleon, ein Feldherr von solcher Vergangenheit, keine Ursache haben konnte mit zaghaften Gefühlen in die Zukunft zu blicken.

Diese Zuversicht konnte durch den Blick auf die allgemeine strategische Lage nur gesteigert werden. Die Streitkräfte der Verbündeten standen in drei weit auseinander gezogenen Gruppen von der Mark bis nach Böhmen, die Französische Armee in ihrer Hauptmasse konzentrirt in ihrer Mitte. Der Konzentrirte ist dem getrennten Gegner gegenüber stets im Vortheil, er besitzt vor Allem den Vortheil der Zahl, den Vortheil der einheitlichen Führung. Von den Führern der Verbündeten, wer sie auch sein mochten, ließ sich kaum erwarten, daß sie diese aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzten Armeen nach einem einheitlichen Gedanken zu leiten verstehen, daß sie Energie und Macht genug besitzen würden, die mannichfachen Friktionen, welche nothwendigerweise aus dem Koalitionsverhältniß entspringen mußten, zu überwinden und zu beseitigen. Unter den Generalen der Verbündeten waren zweifellos viele tüchtige und auf dem Schlachtfeld erprobte Männer, keiner aber, der sich an Feldherrngenie mit dem Kaiser messen konnte; Bernadotte, Wittgenstein und Schwarzenberg, welche das Gerücht als die muthmaßlichen Führer der drei Armeen der Verbündeten bezeichnete, vermochten wenigstens nicht dem Kaiser Furcht einzuflößen. —

Wenn wir somit nach dem geschilderten Gedankengange die zuversichtliche Sprache Napoleons erklärt und begreiflich finden, so sehen wir bei eingehenderem Studium seiner während des Waffenstillstandes geschriebenen zahllosen Briefe, daß er im Uebrigen weit davon entfernt war, nach irgend einer Richtung sorglos zu sein, irgend eine Vorsichtsmaßregel zu vernachlässigen. Den Marschällen und Generalen wird ihre Aufgabe aufs Genaueste und mit bewunderungswürdiger Klarheit vorgezeichnet; Thatkraft und Kühnheit einerseits, Vorsicht und Ueberlegung andererseits wird ihnen fast in jedem Schreiben zur Pflicht gemacht. Alle denkbaren Möglichkeiten des Operirens seiner Gegner werden in Betracht gezogen und die Kräfte bereitgestellt, ihnen entgegen zu treten; jeder nur einigermaßen bedrohte Punkt wird durch geeignete Mittel zu sichern gesucht. Nichts entgeht der Aufmerksamkeit des Kaisers, und seine vorsorgenden Blicke bleiben hierbei nicht an dem Kriegsschauplatz in Sachsen haften, sondern sie schweifen bis an die untere Elbe, den Rhein, nach Ober-Italien, nach Spanien; deshalb sind seine zahllosen Befehle und Anordnungen gerade aus jener Zeit nicht bloß eine Fundgrube für den Historiker, sie sind zu gleicher Zeit in höchstem Grade lehrreich für den Strategen, den Taktiker, den Ingenieur, den Etappenkommandanten, den Streifkorpsführer, den Verwaltungsbeamten, — für alle militärischen Dienstzweige hat er in denselben mustergültige Regeln aufgestellt, deren eingehendes Studium jedem Offizier nur auf das Wärmste empfohlen werden kann. „Die Korrespondenz — schreibt Lettow-Vorbeck — gewährt einen Einblick in die mächtige Fassungs- und Arbeitskraft dieses ungewöhnlichen Mannes. Auf allen Gebieten ist er in gleicher Weise zu Hause, er ist die Seele von Allem, von ihm gehen nicht bloß die leitenden Gedanken, sondern auch fast alle Einzelheiten der Aus-

führung aus. Es ist geradezu erstaunlich, in welch umfassender Weise er die Details beherrscht." Aber aus allem Gesagten, so muß die objektive Kritik hinzufügen, geht auch eine Centralisation jeglichen Denkens und Handelns in der Person des Kaisers hervor, die selbst bei der ungewöhnlichen Begabung desselben, nicht ohne Nachtheil bleiben konnte. Wir begreifen, daß auf diese Weise selbständig handelnde Unterführer nicht erzogen wurden, und die Niederlagen, welche die in diesem Feldzuge mehr als sonst auf sich selbst angewiesenen Marschälle erlitten, erscheinen hierdurch in einem anderen Licht; sie erweisen sich als Fehler des Napoleonischen Systems, Napoleonischer Erziehungsmethode.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Betrachtungen auf die Einzelheiten der Entschlüsse Napoleons ein.

Eine Reihe von Kritikern hat es getadelt, daß der Kaiser die Elbe als Operationsbasis gewählt und nicht von vornherein zurückgegangen ist bis an die Rhein-Linie oder doch zum wenigsten bis hinter die Saale. Die Gründe, die man für die erstere Ansicht anführt, sind zu abgeschmackt, um ernsthaft genommen zu werden. Zu einem so weiten Rückzug ohne vorhergegangenen Kampf lag für Napoleon keinerlei Nothwendigkeit vor. Einem solchen Entschluß, der eine moralische Niederlage ohne Gleichen gewesen, der das ganze bewaffnete Europa sofort an die Grenzen Frankreichs geführt, der das Schicksal des Rheinbundes, Hollands, der Schweiz und Italiens von vornherein in die Hände der Verbündeten gelegt, wäre die unbedingte Annahme aller Friedensbedingungen der Verbündeten vorzuziehen gewesen. Das Ziel des Kampfes war für Napoleon die Erlangung eines möglichst günstigen Friedens. Wenn der Kaiser aber von Seiten der Verbündeten einen nach seiner Ansicht günstigen Frieden nicht erlangen konnte, nachdem er siegreich bis an die Oder vorgedrungen, so kann man leicht ermessen, welche Art von Frieden man ihm bewilligt haben würde nach einem freiwilligen Rückzug bis hinter den Rhein. Im Uebrigen weist Jomini mit Recht darauf hin, daß die Streitkräfte Napoleons niemals ausgereicht haben würden, die Rhein-Linie von Basel bis Amsterdam zu vertheidigen, um so weniger, als er einen großen Theil seiner Feldarmee zur Besatzung der zahlreichen Festungen hätte verwenden müssen. „Anstatt 150 000 Mann in unsere Plätze zu werfen und den Boden Frankreichs brandschatzen zu lassen, erhielten wir diese Kräfte aktiv, wir vermehrten sie durch die Kontingente des Rheinbundes und führten den Krieg nicht auf unsere Kosten."

Ein Rückzug bis hinter die Saale hätte für Napoleon den Vortheil gehabt, daß seine Operationsbasis nicht durch das vorspringende Böhmen flankirt worden wäre; aber die Saale ist keine Strombarriere wie die Elbe, und Napoleon hätte hinter derselben aller der Vortheile entbehrt, welche ihm die zahlreichen Elb-Festungen und der Alleinbesitz aller Uebergänge gewährten. Der Ueberflügelung der Elb-Linie, der die Generale der Verbündeten im

Geiste der Zeit so großen Werth beilegten, maß Napoleon keinerlei Bedeutung bei, wie er überhaupt bei seiner hervorragend praktischen Beanlagung auf strategische Nachtheile in der allgemeinen Lage wenig giebt, sondern der Ueberzeugung ist, daß jeder Nachtheil in der strategischen Lage durch taktische Erfolge auf dem Schlachtfeld leicht ausgeglichen werden könne. Nach diesen strebt er vor Allem, nach der Möglichkeit, sie erlangen zu können, beurtheilt er eine Lage; daher ist es ihm auch völlig gleichgültig, ob die Oesterreicher, wie die Gerüchte besagten, die Offensive in Richtung auf München ergreifen, die Staaten des Rheinbundes überfallen, seine Verbindungen mit dem Rhein und mit Frankreich zu unterbrechen beabsichtigen. Zu allen derartigen weitausgreifenden Bewegungen gehört Zeit; Erfolge, welche von seinen Gegnern nach Wochen zu erringen vielleicht möglich sind, können aber durch unmittelbare Siege in ihren Anfängen schon unmöglich gemacht werden. Wendet sich die Oesterreichische Armee gegen Süddeutschland, so fehlt sie, wenn in Schlesien oder Sachsen die Entscheidungsschlacht geschlagen wird; eine zeitweise Unterbrechung seiner Verbindungen mit Frankreich hat nach seiner Ansicht keine Gefahr für ihn; er kann sie längere Zeit entbehren, sie wird sofort wieder hergestellt sein, sobald die Russisch-Preußische Armee in Schlesien entscheidend geschlagen ist. Und war derjenige Theil der verbündeten Streitkräfte, der seine Operationen nach Süddeutschland verlegte, nicht in diesem Falle in gleicher Lage, wie die Französische Armee? Gab er nicht ebenfalls die Verbindung mit seiner Operationsbasis auf?

Es ist schwierig, einen Feldherrn wie Napoleon hier kritisiren zu wollen. Man kann nur darauf hinweisen, daß ein solcher Gedankengang den Regeln einer methodischen Kriegführung nicht entspricht, „ein jeder gut geführte Krieg ist aber ein methodisch geführter“, wie Napoleon selbst sagt. „Die Kriegskunst ist eine Kunst, welche Grundsätze hat, die niemals erlaubt ist, zu verletzen“, schreibt Napoleon im Jahre 1808 an seinen Bruder, den König von Spanien; die Sicherung der rückwärtigen Verbindungen gegen Unterbrechung und Bedrohung seitens des Gegners rechnet er in erster Linie zu diesen Fundamentalgrundsätzen, er bezeichnet sie an anderer Stelle als das A-B-C der Kriegskunst. Wenn also hier Napoleon der Ueberflügelung seiner Operationsbasis keinerlei Bedeutung beimißt und das Abgeschnittenwerden vom Rheine und von Frankreich für gleichgültig erklärt, so setzt er sich selbst in Widerspruch mit den Grundsätzen, welche er in anderen Zeiten als maßgebend aufgestellt hat. Wollte Napoleon methodisch verfahren, so mußte er sich sagen, daß die Elb-Linie nur so lange eine vorzügliche Operationsbasis abgab, als er es mit Rußland und Preußen allein zu thun hatte, daß er aber, nachdem Oesterreich sich gegen ihn erklärt und infolgedessen der Kriegsschauplatz sich von den Ufern der Ostsee bis an die Gestade des Adriatischen Meeres erweitert hatte, sich eine Operationsbasis wählen mußte, die viel weiter südlich lag, welche die Französische Armee mehr oder völlig in das Centrum des großen

Krieges versetzte. Dann wäre eine Unterbrechung seiner Verbindungen mit Frankreich nicht zu befürchten gewesen. Andererseits hatte aber der Kaiser zweifellos Recht, wenn er sich in der Ueberzeugung, daß die Ergebnisse des Krieges der Wechselwirkung der Kräfte und nicht der schematischen Anwendung feststehender Regeln entspringen, über derartige Bedenken hinwegsetzt und annimmt, daß eine zeitweise Unterbrechung seiner rückwärtigen Verbindungen durch eine in Sachsen gewonnene Entscheidungsschlacht sofort aufgehoben werden würde. Unwillkürlich steigt aber bei uns die Frage auf: Wie aber, wenn diese Entscheidungsschlacht zu seinem Ungunsten ausfiel? Stand dann thatsächlich die Oesterreichische Armee mit 125 000 Mann auf seiner Rückzugslinie, so konnte sich leicht eine Situation entwickeln, ähnlich derjenigen an der Beresina.

Aber alle derartigen Gedanken und Folgerungen lagen nicht im Charakter Napoleons. Ganz andere Motive waren für ihn ausschlaggebend. Er hatte im Frühjahrsfeldzuge Deutschland bis an die Oder zurückerobert, sein hochmüthiger Sinn verbot ihm jetzt, auch nur eines Fußes Breite aufzugeben, ohne dazu gezwungen zu sein. „Kümmerten sich Alexander, Hannibal und Cäsar um ihre Rückzugslinie, wenn der Augenblick gekommen war, um die Weltherrschaft zu kämpfen?“ Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit strategischer Entschlüsse, sagt Moltke, entscheidet in den meisten Fällen der Erfolg. Der Feldzug 1813 ist zwar unglücklich für den Kaiser verlaufen, sein Verlauf hat jedoch gezeigt, daß es nicht die Bedrohung bezw. Unterbrechung seiner Verbindung mit Frankreich war, die dieses Resultat hervorgebracht hat. —

Nehmen wir die Elb-Linie als Operationsbasis für gegeben an und verfolgen wir die weiteren Entschlüsse des Kaisers.

Napoleon stand nunmehr vor der Frage, ob er den Krieg offensiv oder defensiv führen sollte. Wir haben den Gedankengang und die Gründe entwickelt, nach welchen er sich zur strategischen Defensive entschloß. Um sie zu würdigen, müssen wir festhalten, daß er die Russisch Preußische Hauptarmee in Schlesien voraussetzen mußte. War dies der Fall, so war eine Offensive gegen den Hauptgegner, d. h. gegen denjenigen Punkt, wo allein die Entscheidung lag, aus den oben angeführten Gründen unmöglich. Der Entschluß, das Verhalten dieses Hauptgegners vorerst abzuwarten, ihn an sich herankommen zu lassen, ist daher nur zu billigen. In gleicher Weise kann auch der Gruppirung der Streitkräfte in Schlesien und Sachsen nur beigestimmt werden, sie gestattete, nach allen Richtungen hin Front zu machen, an allen als wahrscheinlich erscheinenden Angriffspunkten des Gegners zum wenigsten mit gleichen Kräften aufzutreten.

Die Kritik hat dem Kaiser hier mehrfach eine völlig falsche Auffassung der Lage zum Vorwurf gemacht, indem sie darauf hinwies, daß er, „wie die Gruppirung seiner Streitkräfte beweise, wohl einen Marsch der Oesterreichischen Armee nach Schlesien, nicht aber einen solchen der Russen und

Preußen aus Schlesien nach Böhmen ins Auge gefaßt habe, daß er nicht von vornherein seinen Hauptgegner in Böhmen gesucht habe, wo in der dortigen Hauptarmee und in dem Hauptquartier der drei Monarchen der politische und militärische Schwerpunkt gelegen, wo ein großer, mit energischer Verfolgung ausgebeuteter Sieg den Krieg auf dem geradesten Weg und in kürzester Zeit beendet haben würde". Dieser Vorwurf ist unberechtigt. Wer verlangt, daß Napoleon zu der Zeit, als er seine entscheidenden Entschlüsse fassen mußte, den militärischen Schwerpunkt in Böhmen suchen sollte, urtheilt nicht aus der Situation des Kaisers heraus, sondern von einem Standpunkte, der zeitlich viel weiter liegt und einen Ueberblick über die Verhältnisse gestattet, den Napoleon in diesen Tagen unmöglich haben konnte. Napoleons Entschlüsse mußten beim Ablauf des Waffenstillstandes, also am 10. August, in ihren Grundzügen gefaßt sein, da ihm sonst keine Zeit blieb, seine Truppen nach den verschiedenen Fronten zu entsenden. Am 10. August stand in Böhmen nur die Oesterreichische Armee, welche der Kaiser mit Recht als seinen wenigst gefährlichen Gegner ansah und deren Stärke er auf 100 000 Mann berechnete, in Schlesien dagegen die auf 200 000 Mann geschätzte Russisch-Preußische Hauptarmee. Wie konnte daher Napoleon am 10. August den militärischen Schwerpunkt in Böhmen suchen? Wie konnte er ahnen, daß am 11. in aller Stille 120 000 Russen und Preußen nach Böhmen abmarschiren und hierdurch die gesammte Lage verschieben würden? — Wir müssen daher diesen Vorwurf nicht bloß als unberechtigt bezeichnen, sondern wir sind sogar, aus dem Charakter Napoleons und dem Geiste seiner ganzen bisherigen Kriegführung schließend, zu der Annahme berechtigt, daß der Kaiser, wenn er eine Ahnung von diesem Linksmarsch der Verbündeten gehabt, keinen Augenblick gezögert haben würde, seine Operationsbasis nach Süddeutschland zu verlegen und gegen die nunmehrige Hauptarmee der Verbündeten die Offensive zu ergreifen. Seine Lage wäre dadurch wesentlich einfacher, weil klarer geworden, er hätte die berechtigte Hoffnung hegen dürfen, zu der Entscheidungsschlacht zu gelangen, die er zu allen Zeiten als die einzige Lösung aus schwierigen Lagen ansah, er hätte endlich ein Operationsobjekt gehabt, dessen Vernichtung ihm unter allen Umständen einen günstigen Frieden verschaffen mußte.

So war der Kaiser zum ersten Male in seiner Laufbahn durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, sich defensiv zu verhalten, zum ersten Mal wurde ihm das Gesetz des Handelns von seinen Gegnern diktirt. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, wie sehr dem ungeduldigen Naturell des Kaisers diese Kampfform widerstrebte, wie sehr die ganzen Verhältnisse der Französischen Armee auch zur Entscheidung drängten; wir werden es daher psychologisch begreiflich finden, daß er wenigstens mit einem Theile seiner Armee offensiv zu verfahren strebte. Er, der gründliche Kenner des Französischen Nationalcharakters, fühlte auch, daß es zur Beruhigung der öffentlichen Meinung und zur Befestigung seines erschütterten Ansehens in Frankreich und in den zum Abfall

neigenden Staaten des Rheinbundes nöthig war, rasch einige blendende Erfolge zu erringen. Diese winkten ihm nach seiner Meinung auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. So faßte er den Entschluß, 70 000 Mann abzuzweigen und sie zur Offensive in Richtung auf Berlin zu verwenden.

Wir haben uns bei der Beurtheilung dieses Entschlusses die Fragen vorzulegen: War die Offensive eines Theiles der Armee unter den thatsächlichen Verhältnissen gerechtfertigt? und: War die Richtung der Offensive gegen Berlin richtig gewählt?

Die erste Frage müssen wir verneinen.

Aus den verschiedenen Briefen des Kaisers aus dieser Zeit geht klar und deutlich hervor, daß er seitens seiner Gegner eine Offensive der Russisch-Preußischen Armee aus Schlesien in Richtung auf Dresden, verbunden mit einem Flankenangriff der Oesterreichischen Armee über Gabel-Zittau, erwartete. Er war zu dieser Ueberzeugung gekommen, nicht allein weil ihm von seinem Wiener Gesandten ganz bestimmte Mittheilungen von dahin gehenden Plänen der Verbündeten gemacht worden waren, sondern weil er ein derartiges Operiren seiner Gegner für sich selbst als das gefährlichste ansah, weil er ohne Zweifel an Stelle der Verbündeten derart verfahren wäre. Er berechnete die Stärke der beiden feindlichen Armeen auf 300 000 Mann. Wenn er nun jetzt so bedeutende Kräfte seiner Armee abzweigt und sich begnügt, diesen 300 000 Mann nur eine gleiche Zahl von Streitern gegenüberzustellen, so verzichtet er damit von vornherein auf einen Hauptfaktor des Sieges, die Ueberlegenheit der Zahl. Er setzt sich damit auch hier in Widerspruch mit seiner Vergangenheit, denn gerade er war es gewesen, welcher die Bedeutung der numerischen Ueberlegenheit als Faktor des Sieges in die moderne Kriegswissenschaft eingeführt hatte, die Kriege des 18. Jahrhunderts kannten ihn in diesem Maße nicht. „Die Kriegskunst besteht darin, auch mit einer schwachen Armee immer mehr Kräfte auf dem Punkte zu haben, den man angreift, oder der angegriffen wird", sagt Napoleon. „Wenn man eine Schlacht liefern will, gilt die allgemeine Regel, alle seine Kräfte zu vereinigen. Ein Bataillon entscheidet manchmal über das Schicksal des Tages", sagt er an einer anderen Stelle. „Die Hauptmasse der zur Verfügung stehenden Kräfte einer Armee auf den entscheidenden Punkt, sei es des Kriegetheaters, sei es des Schlachtfeldes, zu bringen", bezeichnet Jomini als die höchste Aufgabe des Feldherrn. „Die Zerstreuung der Macht gegen mehrere Objekte zugleich macht, daß man gegen kein einziges mit gehörigem Nachdruck verfahren kann. Die Massen entscheiden. Durch Vereinigung entsteht Kraft, durch Trennung Schwäche", lehrt Bülow in seinem Geist des neuen Kriegssystems. „Die Hauptschlacht zu suchen und sie in einem Machtverhältniß und unter Umständen zu liefern, die einen entscheidenden Sieg versprechen, muß die Tendenz eines jeden Feldherrn sein", schreibt Clausewitz. — Wir sehen, alle Kriegstheoretiker sind einig in der Forderung, die Hauptmasse der Armee gegen den Hauptgegner zusammenzuziehen. Man hat diesen Haupt-

grundsatz vielfach so einfach und so selbstverständlich gefunden, daß ironische Bemerkungen hierzu nicht gefehlt haben. Man hat eingewendet, daß es sehr leicht sei, zu verlangen, die Hauptkräfte auf die entscheidenden Punkte zu werfen, aber daß die Kunst gerade darin bestände, diese Punkte richtig zu erkennen. Dies ist richtig. Im vorliegenden Falle konnte aber hierüber nicht der mindeste Zweifel obwalten. Der Hauptgegner war zweifellos die Russisch-Preußische Hauptarmee, nur gegen diese konnte ein Erfolg errungen werden, der für den Ausgang des Krieges entscheidend war; alle Erfolge auf den Nebenkriegsschauplätzen, so groß und blendend sie waren, konnten nun und nimmer von ausschlaggebendem Einfluß werden. War dagegen die Hauptarmee entscheidend geschlagen, so waren die Erfolge auf den übrigen Kriegsschauplätzen nur eine Frage der Zeit, sie mußten wie reife Früchte dem Sieger ganz von selbst in den Schooß fallen.

Wir können daher die Offensive eines Theiles der Armee nur als einen großen Fehler bezeichnen; sie schwächte die Französischen Streitkräfte an der Stelle, wo sie nothwendigerweise mit größter Uebermacht auftreten mußten, um so mehr, als die Berechnung der Stärkeverhältnisse der Verbündeten seitens Napoleons sich nur auf völlig unkontrolirbare Meldungen stützen konnte und Ueberraschungen nach dieser Richtung nicht ausgeschlossen waren.

Viel weniger wichtig ist die zweite Frage, nach welcher Seite hin eine Offensive zu ergreifen war, ob gegen die Streitkräfte des Kronprinzen von Schweden oder gegen die Oesterreichische Armee. Beide Richtungen boten, wie oben entwickelt wurde, reiche Aussichten, welcher den Vorzug zu geben, ist eine in der Militärliteratur seit 1813 häufig behandelte Streitfrage, über die eine Einigung kaum zu erzielen sein dürfte. Nach der ganzen Lage der Dinge erscheint aber die Offensive gegen die Nord-Armee als die am raschesten zu großen Erfolgen führende, dabei zugleich als die am wenigsten gefährliche, da Magdeburg und Wittenberg gegebenenfalls stets einen Rückzug sicherten. „Man steht sehr leicht", sagt sehr richtig Graf Yorck, „bei Beurtheilung der Offensive in die Mark Brandenburg schon im Voraus unter dem Eindruck der späteren Mißerfolge von Großbeeren und Dennewitz, während man sich doch sagen muß, daß dieselben nicht vorauszusehen waren, der Kaiser vielmehr den ganzen Umständen nach berechtigt war, einen anderen Ausgang zu erwarten." Allerdings wäre es zur Herbeiführung eines anderen Ausganges nöthig gewesen, die Verhältnisse auf dem nördlichen Kriegsschauplatz vorurtheilsfreier zu beurtheilen, wie es von Napoleon thatsächlich geschah. Den Führer der Nord-Armee, seinen alten Waffengefährten Bernadotte, beurtheilte der Kaiser allerdings sehr richtig, und es ist kaum möglich, dessen Thätigkeit während des ganzen Feldzuges besser zu kennzeichnen, als mit den Worten „Il ne fera que piaffer", auch konnte der Kaiser kaum voraussetzen, daß die Unterführer des Kronprinzen alle Schranken der militärischen Hierarchie durchbrechen und gegen den Willen des Oberfeldherrn Schlachten annehmen und siegreich durchführen

würden, aber nicht entschuldbar ist es, daß er zum Führer der gegen den Kronprinzen bestimmten Truppen den zwar persönlich hervorragend tapferen, aber zum selbständigen Kommando einer Armee gänzlich unfähigen Marschall Oudinot bestimmte, daß er sich über die numerischen Streitkräfte der Verbündeten vorher nicht besser unterrichtete, daß er den Geist, der ganz Preußen und seine Armee beseelte, nicht besser begriff und infolgedessen den militärischen Werth der Landwehren so unverzeihlich unterschätzte; es muß dies bei dem „Großen Sohn der Großen Revolution" umsomehr befremden, als gerade er doch in den Anfängen seiner militärischen Laufbahn und zuletzt noch in Spanien Gelegenheit genug gehabt hatte, zu beobachten, was solche Milizen zu leisten im Stande sind, wenn sie für das kämpfen, was dem Menschen am heiligsten und am werthvollsten ist: für Freiheit und Unabhängigkeit des vaterländischen Bodens, für nationale Ehre und für ein angestammtes Herrscherhaus.

Aus Allem geht hervor, daß sich die Entschlüsse Napoleons auf einer vielfach mangelhaften Kenntniß der Verhältnisse bei den Verbündeten aufbauten, daß er namentlich über die Stärke derselben von ganz falschen Voraussetzungen ausging. „Wer gezwungen ist", sagt Clausewitz, „Schlüsse auf gegebene Fakten zu bauen, ohne wissen zu können, ob sie völlig richtig sind, bleibt jeder Zeit Fehlschlüssen ausgesetzt und ist deshalb zu entschuldigen. Getadelt werden kann ein Feldherr nur dann, wenn nachzuweisen ist, daß Andere in gleicher Lage und auf das gleiche unzulängliche Material gestützt, zu besseren, richtigeren Ansichten gelangt sind."

In seinem Schreiben vom 12. August richtet der Kaiser an die Marschälle Ney, Macdonald, Gouvion St. Cyr und Marmont die Aufforderung, ihm ihre Ansichten über den mitgetheilten Operationsplan mit Freimuth auszusprechen. Diese Ansichten kennen zu lernen, muß für uns von hohem Interesse sein, weil sie aus einer Kenntniß der allgemeinen Lage entsprangen, welche derjenigen des Kaisers ungefähr gleich war.

Die Antworten der Marschälle liefen im Laufe der nächsten Tage ein. Ney und Macdonald antworteten, daß sie die Ansichten des Kaisers nur zu billigen vermöchten und überzeugt wären, daß der beginnende Feldzug eine neue Quelle von Lorbeeren für sie und die Französische Armee sein würde. Auf diese Antwort ist kein großer Werth zu legen. Zweifellos gehören die Marschälle Ney und Macdonald zu den glänzendsten Erscheinungen des ersten Kaiserreiches, auch dem Deutschen sind sie sympathisch wegen ihrer Tapferkeit und vielfach bewiesenen ritterlichen Gesinnung. Aber in einer Zeit allgemeiner Umwälzung durch die Wogen des Glückes innerhalb weniger Jahre zu den höchsten Stellen der Militärhierarchie getragen, hatten sie, mangelhaft gebildet und ohne vermittelnde Begriffe, weder die Zeit noch die Fähigkeit gehabt, ihre reichen Kriegserfahrungen in ein System zu bringen und sich dadurch zu selbstständigen Anschauungen und Urtheilen in strategischen Fragen zu erheben. Talent und Routine hatten sie, gleich dem schon oben erwähnten

Oudinot, zu tüchtigen Korpschefs gemacht, zum selbständigen Auffinden von Wegen und Zielen war ihnen jedoch einestheils wenig Gelegenheit geboten gewesen, anderentheils hatten sie von Napoleon auch nicht die nöthige Anleitung erhalten. So waren sie beide kaum im Stande, die verwickelten Verhältnisse eines ausgedehnten Kriegstheaters mit Klarheit zu übersehen.

Anders die Marschälle Gouvion St. Cyr und Marmont. Beide waren mit gediegener Bildung und scharfem Verstande ausgerüstet, hatten mehrfach selbständig an der Spitze von Armeen gestanden und verfügten neben einer großen Kriegserfahrung auch über ein gründliches theoretisches Wissen. Ihr Urtheil ist daher zweifellos von Interesse und Werth.

Gouvion St. Cyr hatte in der Frühe des 13. August eine lange Unterredung mit dem Kaiser, in der er seine Ansichten freimüthig entwickelte. Er machte den Kaiser darauf aufmerksam, daß er, nach der von ihm befohlenen Gruppirung der Armee zu schließen mit Bestimmtheit ein Vorgehen der Oesterreicher auf der Straße Gabel—Zittau vorauszusetzen scheine, während diese nach seiner Meinung aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem linken Ufer der Elbe operiren würden. Er findet es ferner bedenklich, daß der Kaiser auf verschiedenen, weit entlegenen Punkten die Offensive ergreifen und mit einer großen Armee gegen Berlin vorstoßen wolle, während er doch zu gleicher Zeit beabsichtige, eine Entscheidungsschlacht in Schlesien oder an der Böhmischen Grenze zu schlagen. Nach seiner Ansicht wäre es besser, auf der ganzen Elb-Linie defensiv zu verbleiben, etwa 150 000 Mann auf dem linken Ufer der Elbe zwischen Magdeburg und Dresden in einer guten Vertheidigungsstellung zu vereinigen, mit der Hauptmasse der Armee aber offensiv gegen Böhmen zu verfahren. Ohne die Bedeutung einer Einnahme von Berlin gering zu schätzen, meint er doch, daß dieser Punkt nicht das erste Angriffsobjekt des Kaisers sein dürfe; „die Schwierigkeiten des Vormarsches gegen Berlin würden viel bedeutender sein, als der Kaiser anzunehmen scheine, außer mit den Preußen und Schweden habe man es mit der neuformirten Landwehr und dem Landsturm zu thun, die durchaus nicht so verächtlich wären, als der Kaiser denke; die Kräfte Bernadottes seien entschieden denjenigen überlegen, welche der Kaiser für den Angriff gegen Berlin bestimmt habe; Berlin sei sehr wohl befähigt, sich ernstlich zu vertheidigen, die Begeisterung für den Krieg, die ganz Preußen durchdringe, sei ein Moment, welches ernsthafte Beachtung verdiene." — Diesen Bedenken, die sich gegen eine Offensive in Richtung auf Berlin aufdrängten, stellte Gouvion St. Cyr in beredten Worten die Vorzüge seines eigenen Planes entgegen. „Wenn der Kaiser zwischen Magdeburg und Dresden 150 000 Mann vereinigt habe, so seien damit seine Depots und Magazine vor jedem feindlichen Angriff gedeckt, seine Verbindung mit Frankreich wäre gesichert, und er könne sich mit aller Ruhe gegen Oesterreich wenden. Oesterreich könne ohne die Hülfe der Verbündeten seine Staaten nicht vor der Französischen Invasion retten, diese Hülfe würde

aber wahrscheinlich erst kommen, nachdem die entscheidenden Schläge gefallen seien. Prag würde das Pivot seiner Operationen in Böhmen sein; an der oberen Elbe und auf dem linken Ufer der Moldau würde er günstige Stellungen finden, wenn ihn die Umstände zwängen, zeitweilig die Offensive aufzugeben; er würde in enge Fühlung kommen mit der Bayerischen Armee, die sich an der Oesterreichischen Grenze bilde, und würde dadurch das Bayerische Bündniß von Neuem befestigen; schließlich würde er das verbündete, jetzt schon völlig ruinirte Sachsen von den Drangsalen des Krieges befreien und diese einem feindlichen, noch nicht erschöpften Lande auferlegen."

Fassen wir die Ansichten St. Cyrs kurz zusammen, so ergiebt sich: Völlige Verwerfung der Offensive gegen die Nord-Armee, Räumung des Kriegsschauplatzes östlich der Elbe, Aufstellung einer Armee von 150 000 Mann auf dem linken Elb-Ufer, Offensive mit 250 000 Mann nach Böhmen. Auf diesen Plan näher einzugehen, erscheint überflüssig, es war ein Plan, der wie jeder andere gelingen, aber auch mißlingen konnte. Die Gründe für und wider eine Offensive gegen Böhmen waren sicherlich von Napoleon mit Sorgfalt abgewogen worden; daß der Plan St. Cyrs viel Bestechendes hatte, war unzweifelhaft, aber was wäre aus Napoleon geworden, wenn er die Oesterreicher in Böhmen nicht zu einer Entscheidungsschlacht zwingen konnte? Würden die an der Elbe in einem verschanzten Lager aufgestellten 150 000 Mann im Stande gewesen sein, die vereinigten Streitkräfte des Kronprinzen von Schweden und Blüchers lange in Schach zu halten? — So ist es begreiflich, daß der Marschall den Kaiser nicht überzeugen, nicht in seinen einmal gefaßten Absichten wankend machen konnte. Was uns aber heute beim Lesen der Memoiren Gouvion St. Cyrs am meisten auffallen muß, ist seine durchaus richtige Beurtheilung der Verhältnisse auf dem nördlichen Kriegsschauplatz. Unwillkürlich fragt man sich: Wie kommt St. Cyr zu dieser überraschenden Kenntniß der Sachlage, zu dieser im August geradezu wunderbar zu nennenden richtigen Würdigung der Landwehren und des Landsturmes, der Stärkeverhältnisse der beiden Armeen? Hatte der Marschall andere und bessere Quellen als der Kaiser selbst? Hatte er seine Nachrichten schon früher dem Kaiser mittheilen lassen und waren sie von Jenem beim Fassen seines Operationsplanes in Berücksichtigung gezogen, oder waren sie nur als Ansichten eines durch das Mißlingen mancher gut angelegten Unternehmung pessimistisch gewordenen, stets zu übertriebener Vorsicht neigenden Unterführers betrachtet worden? Die Beantwortung dieser Fragen wäre für die Kenntniß der psychologischen Entwickelung Napoleons von höchstem Interesse. Ließe es sich beweisen, daß er wirklich über die von Gouvion St. Cyr besprochenen Punkte vorher eingehende Berichte empfangen, daß er in Bezug auf die Stärkeverhältnisse der Verbündeten, den Geist des Volkes, den militärischen Werth der Landwehr u. dergl. aufklärende Mittheilungen erhalten, dann wäre allerdings der vielfach erhobene Vorwurf berechtigt, daß er in diesem Abschnitt

seiner Laufbahn angefangen, die Fähigkeit der objektiven Beurtheilung zu verlieren, daß sich immer mehr und mehr in ihm die Neigung gesteigert habe, die Dinge nur so anzusehen, wie er sie haben wollte.

Hören wir nunmehr auch die Ansichten Marmonts. Auf die Briefe des Kaisers vom 12. und 13. antwortet derselbe unter dem 15. aus Bunzlau:

„Ich beantworte Ew. Majestät Briefe vom 12. und 13. sofort und, wie Sie befohlen haben, ohne Rückhalt. Ich nehme in Uebereinstimmung mit Ihnen als Hauptprinzip an, daß der Feldzug mit einer großen Schlacht eröffnet werden muß. Ohne einen Erfolg gleich zu Anfang, der uns Gewalt über den Feind giebt, ist unser Marsch nur ein unsicherer. Die Schlacht selbst muß unter Ihren Auspizien, unter Ihrem unmittelbaren Oberbefehle geliefert werden, gleichviel von welcher Seite der Feind sich zeigt, und dazu muß die Armee, so zahlreich sie auch ist, so schnell als möglich vereinigt werden. Danach werden Ew. Majestät einsehen, daß, meiner Meinung nach, wir uns in keinem Falle bis Liegnitz ausbreiten dürfen. Ihre Bedenken hinsichtlich der Nachtheile einer Stellung, in der man dem Feinde die Flanke bieten würde, wenn man acht Märsche weit an der Böhmischen Grenze entlang defilirt, sind zu begründet, als daß man je daran denken könnte, sich so weit von der Elbe zu entfernen. Dasselbe behaupte ich von Bunzlau; Görlitz selbst dürfte nur von einer Avantgarde besetzt werden. Ich würde vorschlagen, daß die ganze Armee an der Spree und Elbe aufgestellt wird und wartet, bis der Feind nahe genug ist, um überwältigt werden zu können. Die große Nähe der Truppen unter sich würde es Ihnen ermöglichen, bei wichtigen Begebenheiten überall zugleich gegenwärtig zu sein, wodurch einzig und allein der Erfolg gesichert wird. Ich begreife und theile Ihre Ungeduld, Berlin einzunehmen; doch erreicht man dies, wie ich glaube, nicht dadurch, daß man schnell den Marsch in dieser Richtung nimmt. Das Schicksal des Feldzuges beruht nicht hierauf, die Einnahme von Berlin ist vielmehr die Folge von Kämpfen, die anderswo geführt werden. Wenn Sie darauf bestehen, gleich zu Anfang diese Offensive zu unternehmen, so berauben Sie sich eines Theiles Ihrer Streitkräfte, während die Gegenwart eines einzigen Armeekorps vor Torgau und einige Bewegungen von Hamburg oder Magdeburg her ausreichend sind, um die Preußische Armee, die Berlin deckt, zu neutralisiren. Wenn Sie an der Elbe oder der Spree eine große Schlacht gewonnen haben, so können Sie so außerordentliche Bewegungen machen, wie Sie wollen, und der Marsch auf Berlin wird sicheren Erfolg haben. Wenn Ihnen jedoch die Zeit des Wartens zu lange erscheint, würde ich immer noch lieber den Vorschlag machen, Böhmen direkt anzugreifen. Die Truppen in Schlesien könnten sich an der Neiße vereinigen, um eine etwaige Bewegung über Peterswalde zu decken, sich der Elbe nähern, wenn der Feind gegen sie marschirt, und endlich der allgemeinen Bewegung folgen oder auch durch das

Zittauer Debouché direkt in Böhmen eindringen. Ein Sieg in Böhmen wäre von unberechenbaren Folgen und setzte Sie in den Besitz eines Landes, das Ihnen große Hülfsmittel böte und vielleicht von Oesterreich getrennt werden könnte. Dann wäre Preußen in Ihrer Hand.

Ich habe die Dresdener Vertheidigungswerke nicht selbst gesehen; aber nach dem, was ich darüber gehört, befürchte ich, daß Ew. Majestät sich über die wirkliche Stärke und Widerstandsfähigkeit getäuscht haben. Sie bilden aber gerade ein Hauptmoment in Ihren Berechnungen. Unter allen Projekten würde ich für das Beste halten, den Feind herankommen zu lassen, um ihm eine Schlacht zu liefern und, wenn er vernichtet ist, je nach den Umständen eine allgemeine Offensive zu ergreifen; denn es ist wohl zu bedenken, daß alsdann die Französische Armee der feindlichen an Einheit der Bewegungen weit überlegen ist, weil erstere im Mittelpunkte und in einem offenen Lande steht, während die verschiedenen Theile der Letzteren einen ausgedehnten Kreisbogen beschreiben und durch Gebirge getrennt sind. Kurz, ich muß Ew. Majestät wiederholen, daß Sie durch die Aufstellung von drei verschiedenen, weit voneinander getrennten Armeen auch auf die Vortheile verzichten, welche Ihre Gegenwart auf dem Schlachtfelde Ihnen sichert, und ich befürchte sehr, daß Sie an dem Tage, wo Sie glauben werden, einen Sieg davonzutragen und eine entscheidende Schlacht gewonnen zu haben, hören werden, daß Sie zwei Schlachten verloren haben." —

Betrachten wir das Schreiben Marmonts mit kritischem Auge, so müssen wir dem Marschall einen klaren Ueberblick über die Lage zuerkennen. Er ist, ebenso wie St. Cyr, ein entschiedener Gegner der Offensive gegen Berlin und glaubt, die in Norddeutschland stehenden Truppen der Verbündeten durch Davout und Girard sowie durch ein bei Torgau aufzustellendes Korps festnageln zu können. Er will die ganze Armee an der Spree, etwa bei Bautzen, zusammenziehen, den Anmarsch des Gegners erwarten und ihn dann in einer großen Schlacht entscheidend schlagen. Er legt den größten Werth darauf, daß der Kaiser bei allen wichtigen Unternehmungen persönlich zugegen, weil er, wie er an einer anderen Stelle seiner Memoiren sich ausspricht, der Ansicht ist, daß dieser allein eine Armee, deren Korpschefs Marschälle waren, zu kommandiren im Stande sei. Vergleichen wir seine Vorschläge mit den Entschlüssen des Kaisers, so ergiebt sich, daß der Unterschied zwischen beiden fast ausschließlich in dem Verwerfen der Offensive gegen Berlin lag. Gab der Kaiser diese auf, so fiel auch der Grund des weiten Vorschiebens der Bober-Armee fort, und diese konnte sehr wohl bis Görlitz oder Bautzen zurückgezogen werden, wie es auch ursprünglich die Absicht des Kaisers (vergl. Schreiben vom 12. August) gewesen war.

So können wir den Vorschlägen Marmonts unsere Billigung nicht versagen. Sie verrathen zwar nicht den kühnen Geist des Kaisers, der im festen Vertrauen auf die Ueberlegenheit der Französischen Waffen und im

stolzen Selbstgefühle des großen Feldherrn auf den Vortheil der Zahl Verzicht leisten zu können glaubt, aber wir können nicht leugnen, daß die ganzen Verhältnisse Napoleons, die Stärke seiner Gegner, die inneren Mängel der Französischen Armee und der hohe Einsatz, der auf dem Spiele stand, äußerste Vorsicht in der Führung des Krieges zur Pflicht machten, und daß der Marschall Recht hatte, wenn er bei der Jugend und Unerfahrenheit der Truppen und der Indisziplin der Marschälle die elektrisirende und bändigende Gegenwart des Kaisers an allen den Punkten, wo Entscheidungen fielen, zur Erreichung von Erfolgen für unentbehrlich hielt. Wenn es auch keinem Menschen möglich ist, mit Sicherheit zu sagen, wie sich die Verhältnisse entwickelt haben würden, wenn die Marmontschen Vorschläge zur Ausführung gelangt wären, so ist doch als sicher anzunehmen, daß in diesem Falle die mit prophetischem Blicke vorausgesagten Niederlagen von Großbeeren und an der Katzbach vermieden worden wären und daß der Sieg bei Dresden zu einer völligen Vernichtung der Hauptarmee der Verbündeten geführt haben würde. Wie die Verhältnisse lagen, konnte ihre Annahme aber nicht mehr erfolgen, selbst wenn Napoleon dazu Willens gewesen wäre: Als der Kaiser die Briefe Marmonts erhielt, waren die Würfel gefallen, der Gang des Verhängnisses ließ sich nicht mehr aufhalten.

Wir sind damit am Schlusse unserer kritischen Betrachtungen angelangt. Ueberblicken wir dieselben nochmals und fassen wir ihre Ergebnisse kurz zusammen, so ergiebt sich, daß die Entschlüsse des Kaisers zwar aus Beweggründen entsprangen, deren Logik wir bewundernd anerkennen müssen, daß dieselben auch nach allen Richtungen den Geist der Kühnheit und der Thatkraft widerspiegeln, welche die Kriegführung seiner glücklichsten Feldzüge auszeichnen, daß sie aber zugleich auf einer Kette von Voraussetzungen beruhten, die der Wirklichkeit nicht völlig entsprachen, auf einer Anschauung von Personen und Verhältnissen, die im späteren Verlaufe des Krieges sich nur zum Theil als zutreffend erwiesen. Können wir hieraus einen Vorwurf für die Auffassung der Lage und die Maßnahmen des großen Feldherrn ableiten? Wohl kaum. „Die Grundlage aller Handlungen eines Feldherrn — sagt Clausewitz — basiren auf den Nachrichten vom Feinde. Betrachtet man die Natur dieser Grundlage, so erkennen wir aus ihrer Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit, wie gefährlich das Gebäude des Krieges ist, wie leicht es zusammenstürzen und den Feldherrn unter seinen Trümmern begraben kann." Mit Recht konnte daher Napoleon am Abende des 13. August zu seiner Umgebung sagen: „Ich habe Alles berechnet, — das Uebrige hängt vom Schicksale ab." — Das Schicksal aber sollte sich zum Heile Preußens, Deutschlands, ja ganz Europas, gegen ihn entscheiden.

Streitkräfte bei Ablauf des
von Poischwitz.



Wo standen Caesars Rhein-Brücken?

Von

Wolf

Generalmajor z. D.

In dem 104. Hefte der Bonner Jahrbücher für Alterthumsfreunde im Rheinlande erschien ein Aufsatz von H. Nissen*) „Caesars Rheinfestung". Mit dieser Eigenschaft belegt der Verfasser eine im Neuwieder Thalbecken bei Urmitz gefundene alte Befestigung und folgert daraus, daß Caesar an dieser Stelle seinen zweiten, etwas oberhalb seinen ersten Rhein-Uebergang vollzog. Es ist nicht das erste Mal, daß man Caesars Rhein-Uebergänge mit dieser Oertlichkeit verknüpft, militärischerseits wurde jedoch der Nachweis erbracht, daß bei beiden Unternehmen in den Jahren 56 und 54 v. Chr. Caesars Heereszüge dahin nicht führen konnten.

General v. Peucker gelangt in seinem Werke „Wanderungen über die Schlachtfelder der Deutschen Heere der Urzeit" zu dem Schluß, daß Caesars Rhein-Uebergänge in dem ebenen Gelände nördlich der Berge, die den Rhein bis Bonn begleiten, stattfanden, und daß, alle Umstände zusammengefaßt, die Lage von Cöln dafür beansprucht werden müsse. Jeder, der den Denkwürdigkeiten Caesars mit Verständniß folgt, wird ihm zustimmen.

H. Nissen eröffnet seine Darlegung mit den Worten:

„Das erste Wort gebührt dem Philologen, die Aussagen der Schriftsteller geben die Grundlage der Untersuchung ab, dürfen nicht willkürlich in dem Sprachgebrauche widersprechender Weise gedeutet werden."

Auf jedem Gebiete, gleichgültig, in welcher Sprache es behandelt wird, gebührt das erste Wort dem Fachmann, so auch in der Kriegsgeschichte. Ihr richtiges Verständniß verlangt vor Allem militärische Einsicht; wir werden sehen, wie durch ihren Mangel Professor Nissen wiederholt in Irrthum gesetzt ist.

Die Kenntniß der Lateinischen Sprache, in der Caesar geschrieben hat, ist keineswegs ein Monopol Derjenigen, welche philologische Universitätsstudien absolvirt haben, für das Lesen von Caesars Denkwürdigkeiten ist sie kaum erforderlich, da wir davon gute, von Fachleuten bewirkte Uebersetzungen besitzen.

---

*) Geheimer Regierungsrath und Professor der alten Geschichte an der Hochschule Bonn.

Caesars Rhein-Feldzüge sollen kurz dargestellt werden.

Zwei Germanische Völker, die Usipeter und Tenkterer, hatten während des Winters vom dritten zum vierten Jahre von Caesars Statthalterschaft in Gallien den Rhein unweit seiner Einmündung in das Meer in dem Lande der Menapier überschritten. 430 000 Köpfe stark, bewegten sie sich mit all ihrer Habe langsam der mittleren Maas zu, um sie zu überschreiten und jenseits derselben in Belgien neue Wohnsitze zu suchen. Ehe sie den Fluß erreichten, befand sich die voreilende Reiterei bereits zum größten Theile auf dessen linken Seite.

Die Nachricht traf Caesar in Rom, wo er gewöhnlich den Winter verbrachte, um auf dem Gebiete der Politik zu wirken. Er eilte sofort zu seinem Heer, das acht Legionen stark an der unteren Seine nahe der Meeresküste die Winterquartiere bezogen hatte. Er machte es schleunigst marschfertig und führte es auf dem alten Heerwege, der später als Römische Staatsstraße ausgebaut wurde, über Amiens, Cambray, Bavay an die Maas, die er an der Stelle des heutigen Maastricht erreichte. Kurz zuvor waren bei ihm Abgesandte der Usipeter und Tenkterer eingetroffen, um mit ihm wegen Ueberlassung von Ländereien in Unterhandlung zu treten; zugleich hatten sie die Einstellung des weiteren Vormarsches verlangt. Caesar verstand es, die Unterhändler hinzuhalten und währenddem, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Maas auf einer Schiffbrücke*) zu überschreiten. Bei dem vertragswidrigen weiteren Vorgehen seiner 5000 Reiter, die an der Spitze des Heeres marschirten, wurden diese von einer Reiterabtheilung der Tenkterer angegriffen und auf die Legionen zurückgeworfen. Am anderen Tage erschienen die Germanischen Fürsten und Heerführer in dem Römischen Lager, um die Unterhandlungen fortzusetzen und den stattgehabten Zusammenstoß zu entschuldigen. Caesar ließ sie festnehmen und führte die Legionen gegen die lagernden Deutschen Völker, die sich in völliger Sicherheit wähnten. Sogleich erfolgte der Angriff, fast Alles erlag dem Schwerte oder fand den Untergang in einem Fluß, wohin die Flüchtlinge getrieben wurden. Es war die Roer, die im Frühjahr bei Hochwasser die Katastrophe bereiten konnte; sie vollzog sich unweit ihrer Einmündung in die Maas.

Die Erzählung dieses Ereignisses finden wir im vierzehnten und fünfzehnten Kapitel des IV. Buches von Caesars Kommentarien; gleich in dem sechzehnten Kapitel rechtfertigt Caesar, ohne irgend einen weiteren Zwischenfall zu berichten seinen Entschluß, den Rhein zu überschreiten.**)

Als Hauptbeweggrund macht Caesar die Nothwendigkeit geltend, die rechtsrheinischen Germanen in dem eigenen Gebiete zu bedrohen, um ihnen die

*) Florus III, 60. Von Caesar wird der Maas-Uebergang nur angedeutet.

**) Bell. Gall. IV, 16. Germanico bello confecto, multis de causis Caesar statuit sibi Rhenum esse transeundum.

Lust zu benehmen, wiederum Einfälle in Gallien zu machen, außerdem sähe er sich veranlaßt, die Sugambrer dafür zu strafen, daß sie die Auslieferung derjenigen Tencterischen Reiter verweigerten, die nicht an dem Kampfe theilgenommen und bei ihnen Zuflucht gefunden hatten; schließlich wolle er den Bitten der Ubier um Hülfe gegen die Sueben, von denen sie bedroht wurden, nachkommen. Die Ubier allein von allen rechtsrheinischen Germanen hatten an Caesar während seines Anmarsches eine Abordnung entsendet, die unter Angebot der Freundschaft um Unterstützung gegen die Sueben bat, zugleich Caesar einlud, in ihr Gebiet zu kommen, und ihm für die Ueberführung des Heeres über den Rhein Schiffe zur Verfügung stellte.

Caesar hatte im Hinblick auf den Nutzen, den ihm die Freundschaft eines rechtsrheinischen Volkes für seine weiteren Pläne bringen konnte, zugesagt, die Schiffe jedoch abgelehnt, weil er es für sicherer und zweckmäßiger erachtete, eine Brücke zu erbauen.

Gleich darauf folgt im 17. und 18. Kapitel die eingehende Beschreibung von der Herstellung einer Bockbrücke, die, von dem Zeitpunkte gerechnet, in dem das erste zugerichtete Material zur Verwendung kommen konnte, in zehn Tagen vollendet war. Hierauf überführte Caesar mit Hinterlassung von Brückenbefestigungen an beiden Seiten des Rheines das Heer in das Land der Ubier und trat von da sogleich den Marsch in das Gebiet der Sugambrer an; als Grenzvolk der Ubier berührten sie nördlich von diesen den Rhein, an dem sie bis zu der Lippe reichten;*) überrascht durch die Ankunft des Römischen Heeres, hatten sie während des Brückenbaues das Thalgebiet geräumt und mit ihren Schützlingen Zuflucht in den Bergen und Wäldern gesucht. Caesar zerstörte die verlassenen Ortschaften, vernichtete die Ernte und führte nach wenigen Tagen das Heer den Ubiern zu und von da, nachdem er im Ganzen 18 Tage auf dem rechten Ufer geweilt hatte, auf das linke zurück. Nirgends war er in Fährlichkeit gerathen, auch von den kriegerischen Sueben, die südlich und südöstlich an die Ubier grenzten, war er unbelästigt geblieben. Ihr Heer war noch in der Zusammenziehung begriffen, als Caesar schon wieder auf der linken Rhein-Seite war. Ehe er diese verließ, hatte er die Brücke wieder abtragen lassen, weil er für ihre Sicherung einen festen Posten hätte zurücklassen müssen, dem vorläufig noch der militärische Rückhalt fehlte, denn noch waren die nördlichen Küstenvölker Galliens, Moriner und Menapier, nicht unterworfen, auch nicht die dem Rhein zunächst wohnenden Trevirer und Belgischen Germanen. Vom Rhein führte Caesar sein Heer sogleich an das Gestade der Meerenge von Calais, um ein gegen Britannien geplantes Unternehmen, das durch die jüngsten Ereignisse Unterbrechung erlitten hatte, wieder aufzunehmen. Noch in diesem und dem folgenden Jahre unterlagen die Moriner und Menapier; die beiden während derselben Zeit

*) Dio Cassius 54, 32.



unternommenen Britannischen Feldzüge standen mit ihrer Bekriegung im Zusammenhange.

Nun sollten im sechsten Jahre von Caesars Statthalterschaft die Trevirer und Belgischen Germanen unterworfen und der Rhein-Strom von Basel bis zum Meere sollte die Grenze der Provinz Gallien werden.

Die Vorbereitung dazu traf Caesar im Herbst des fünften Jahres durch den Bau von Kastellen zur Sicherung des von Amiens durch Belgien an die Maas und von da an den Rhein führenden Heerweges. Nach der möglichst beschleunigten Herstellung dienten sie den damit beauftragten Legionen als Winterlager. Caesar verschweigt ihre strategische Bedeutung und erklärt die gegen die frühere Gewohnheit getrennten Winterquartiere der Legionen als eine der besseren Verpflegung halber getroffene Maßnahme, weil die Ernte schlecht gerathen war. Das hat seinen guten Grund; Caesar schrieb Bellum Gallicum zur Rechtfertigung seiner Befehlsführung. Für geplante Eroberungen war die Genehmigung des Senats erforderlich, daher bemühte er sich, wo diese fehlte, seine dahin zielenden Pläne in dem Lichte einer ihm durch die Umstände aufgedrungenen Nothwendigkeit hinzustellen. Das war auch hier der Fall; die Lage der Kastelle verräth die wohlerwogene Absicht. Das am weitesten vorgeschobene war Aduatuca, mit 15 Kohorten besetzt, an der Stelle der heutigen Stadt Tongern, damals im Lande der Eburonen, die zu beiden Seiten der Maas wohnten; 15 km von Maastricht entfernt beherrschte es den dortigen Maas Uebergang. Die Eburonen unter ihrem thatkräftigen König Ambiorix erkannten Caesars Absicht und waren nicht gewillt, eine Römische Zwingburg auf ihrem Gebiete zu dulden. Es erfolgte ihre kriegerische Erhebung, die, von den übrigen Belgischen Germanen unterstützt, zu der Vernichtung der 15 Kohorten führte. Dieses Mißgeschick beirrte Caesar nicht. Noch vor dem Eintritte des Winters gelang es ihm, den Aufstand zu meistern, sein Heer durch drei neugebildete Legionen zu verstärken und zeitig im Frühjahr des folgenden Jahres den Feldzug zu eröffnen. Nach einem kurzen Vorstoße gegen widerspenstige Gallische Völker wendete er sich dem Rhein zu. Mit fünf Legionen unternahm er selbst einen Vernichtungszug in das Land der Eburonen, dem Legaten Labienus übergab er drei Legionen für die Kriegführung gegen die Trevirer.

Caesar durchzog das Land der Eburonen und drang von da zu den Menapiern in das Deltagebiet des Rheines vor; nach ihrer Unterwerfung marschirte er am Rhein stromaufwärts.

Inzwischen hatte Labienus die Trevirer in einer Entscheidungsschlacht besiegt und sie dem Römischen Reiche unterworfen.

Sobald Caesar aus dem Gebiete der Menapier in das der Trevirer gelangte,*) verkündet er seinen Entschluß, den Rhein zu überschreiten. Zwei

*) Caesar postquam ex Menapiis in Treviris venit, duabus de causis Rhenum transire constituit (B. G. VI, 9).



Gründe machte er dafür geltend; als den ersten, daß die rechtsrheinischen Germanen den Trevirern mit Hülfstruppen beigestanden hätten, als den zweiten, weil er verhindern wollte, daß Ambiorix bei ihnen Aufnahme fände. Die wahre Absicht, jetzt nun die Römerherrschaft dauernd am Rhein zu begründen, verschweigt er; das liegt wiederum in der uns bekannten Tendenz seiner Schrift. Der Verlauf seines zweiten Rhein-Feldzuges giebt uns darüber Klarheit.

Am Rhein vereinigte Caesar das gesammte Heer in der Stärke von zehn Legionen. Die Brücke ließ er ein wenig oberhalb der Stelle erbauen, wo die frühere gestanden hatte.*) Während man für die Aufrichtung der ersten Brücke, von dem Zeitpunkt gerechnet, wo die ersten zugerichteten Bauhölzer zur Verwendung gelangten, zehn Tage gebraucht hatte, war die zweite bereits in wenigen Tagen hergestellt. Caesar erklärt die große Beschleunigung aus der Kenntniß des Verfahrens und dem Eifer der Soldaten, sie hätte jedoch nicht erzielt werden können, wenn nicht schon zugerichtete Hölzer zur Verfügung gestanden hätten, womit der Bau sogleich beginnen konnte**) Sie waren von dem Material der ersten Brücke vorhanden, für dessen Verwahrung und Ergänzung die bundesfreundlichen Ubier gesorgt hatten.

Aus dem Gebiet der Treviren betrat Caesar die rechte Rhein-Seite wiederum auf ihrem Gebiete.

Nach Hinterlassung eines festen Postens mit starker Besatzung als Rückendeckung gegen die Treviren, deren Aufstand man von Neuem befürchtete, führte Caesar das übrige Heer einschließlich der gesammten Reiterei über die Brücke.***) Den Vormarsch in das Innere des Landes, den man nun hätte erwarten sollen, trat jedoch Caesar nicht an, sondern ließ das Heer ein Lager beziehen, wo es anscheinend in Unthätigkeit verharrte. Dafür giebt Caesar die Erklärung, daß er in sicherer Stellung das große Heer der Sueben und ihrer Bundesgenossen, das nach den von den Ubiern erbrachten Nachrichten in der Sammlung begriffen war, habe abwarten wollen, weil er für den weiteren Vormarsch Verpflegungsschwierigkeiten befürchtet hätte, daß er aber, um diese den anrückenden Sueben zu bereiten, die Ubier veranlaßt hätte, ihr Vieh und die gesammte Habe aus dem Felde in die Städte — ex agris in oppida†) —

*) Paulum supra eum locum, quo ante exercitum traduxerat, facere pontem instituit.

**) Nota atque instituta ratione magno militum studio paucis diebus opus efficitur (B. G. VI, 9).

***) Firmo in Treviris ad pontem praesidio relicto, ne quid ab his subito motus oriretur, reliquas copias equitatumque traducit.

†) Oppida bedeuten die Ringwälle, die den Landbewohnern bei Kriegsgefahr als Zufluchtsstätte dienten, wovon heute noch zahlreiche Spuren in Westdeutschland vorhanden sind. Wahrscheinlich hatte jede Bauernschaft ihren Ringwall, manche Stadt mag durch spätere Ansiedlung in seinem Innern entstanden sein. Die uralten Befestigungen von Soest und Gesecke in Westfalen sind ringförmig.

zu überführen; als er nun aber durch seine Kundschafter erfahren, daß das feindliche Heer weitab in dem unwegsamen Innern Aufstellung genommen und seinen Angriff erwarte, habe er sich entschieden, den Vormarsch aufzugeben und sein Heer auf die linke Rhein-Seite zurückzuführen. Das geschah aber erst nach dreimonatlichem Aufenthalte, als das Getreide reifte; während desselben hatte sich ein Ereigniß vollzogen, das Caesar in seiner tendenziösen Darstellung absichtlich in den Hintergrund treten läßt.

Wir lesen im 29. Kapitel des VI. Buches:

„Um die Barbaren in der Furcht vor seiner Rückkehr zu erhalten und ihnen für die Zukunft die Sendung von Hülfstruppen zu erschweren, brach er (Caesar) nach dem Rückmarsche des Heeres den äußersten Theil der Brücke, wo sie das Ubische Ufer berührte, in einer Länge von 200 Fuß ab und erbaute vor dem Ausgang einen Thurm von vier Stockwerken; zu ihrem Schutze hinterließ er eine Besatzung von zwölf Kohorten (ungefähr 4000 Mann) und befestigte den Platz mit einer ansehnlichen Umwallung.*)

Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir den Bau der hinterlassenen Festung als den wahren Grund seines langen Aufenthaltes bezeichnen; zu dessen Sicherung führte er das Heer auf die rechte Rhein-Seite in ein festes Lager, worin er bis zu der Reife des Getreides verblieb, so daß auch noch die Verproviantirung bewirkt werden konnte. Die den Ubiern ertheilte Weisung, ihr Vieh und ihre Habe durch Einbringung in die Oppida den Sueben zu entziehen, war offenbar eine Maßnahme, wodurch er für sich selbst Verpflegungsvorräthe sichern wollte.

Die Spuren von Caesars Festung sind auf Alteburg 3 km oberhalb des Römischen Cölns gefunden und in den Jahren 1887 bis 1888 aufgenommen worden.**) Die Umziehung (munitio) besteht aus einer drei Fuß starken Mauer mit vorliegendem Spitzgraben, so weit abgerückt, daß er aus der unter 45 Grad gesenkten Scharte eingesehen und beherrscht werden konnte. Dabei zeigten die Form der Umziehung, Einrichtung der Thore und deren Flankirung Eigenthümlichkeiten, wie wir solche bei den durch Napoleon III. in Frankreich festgestellten Caesarischen Befestigungen bemerken. Die Umwallung umschloß 13 ha, konnte daher leicht von zwölf Kohorten vertheidigt werden, gewährte aber reichlich den Lagerraum für zwei Legionen. Mit den zahlreichen Mitteln, die ein Römisches Heer von zehn Legionen gewährte, konnte die Befestigung, wie sie auf Alteburg gefunden ist, in der Zeit von drei Monaten ausgeführt werden.

*) Bell. Gall. VI, 29. Ne omnino metum reditus sui barbaris tolleret, atque ut eorum auxilia tardaret, reducto exercitu partem ultimam pontis, quae ripas Ubiorum contingebat, in longitudinem pedum ducentorum rescindit atque in extremo ponte turrim tabulatorum quatuor constituit, praesidiumque cohortes duodecim pontis tuendi causa ponit, magnisque eum locum munitionibus firmat.

**) Kastell Alteburg. F. Wolf. Verlag der du Mont Schaubergischen Buchhandlung. Cöln 1889.



Caesars erste Rhein-Brücke hatte $3\frac{1}{2}$ km unterhalb der zweiten gestanden. Auf die davon gefundenen Spuren komme ich zurück. Nur deshalb hatte er einen anderen Uebergangspunkt gewählt, um der Festung, welche die zweite Brücke schützen sollte, eine möglichst günstige Lage im Gelände zu geben.

Sehr hübsch erklärt die Umgebung von Alteburg den nach dem Rückmarsche des Heeres vollzogenen Abbruch der Brücke in einer Länge von 200 Fuß, da, wo sie das Ubische Ufer berührte. Ungefähr 250 m vom Strom entfernt, sehen wir auf der rechten Rhein-Seite ein altes Hochufer; sonst begrenzte es einen 60 m breiten Flußarm, der sich etwas oberhalb Alteburg abzweigte und vor Deutz wieder einmündete. Erst Ende des 16. Jahrhunderts wurde er, weil die Erweiterung seines Bettes durch die Hochfluthen drohte, in seinem oberen Laufe verschüttet, der untere besteht heute noch als todtes Wasser mit dem Namen Schnellert.

Den Thurm von vier Stockwerken ließ Caesar vor der Brücke über den Hauptstrom auf festem Grund und Boden in Holzbau errichten.

Für die Umgebung von Caesars Rhein-Festung haben wir ein freies offenes Gelände, wie wir es um Alteburg zu beiden Seiten des Rheines finden, vorauszusetzen, wo nach Caesars Andeutungen Ackerbau und Viehzucht getrieben wurden; für beides spricht aber auch der Umstand, daß ein Heer von mehr als 60 000 Mann über drei Monate den Unterhalt fand.

Nach Rückkehr auf die linke Rhein-Seite bezeichnet Caesar die Eifel (Arduenna Silva) als Marschziel;*) ein weiterer Beweis, daß er sich vorher in der Ebene befand.

Noch einmal findet die Rhein-Festung in dem Jahre ihrer Gründung Erwähnung. 30 Meilen (45 km) unterhalb derselben hatten 2000 Sugambrische Reiter auf Schiffen und Flößen den Rhein-Strom überschritten und waren querfeldein durch Sumpf und Wald geritten, um einen Ueberfall auf das von den Römern wiederbesetzte Kastell Aduatuca zu unternehmen. Da an der Stelle desselben die Stadt Tongern liegt, so paßt der 30 Meilen unterhalb der Festung vollzogene Rhein-Uebergang zu der Oertlichkeit von Cöln, nicht aber zu einer höher hinauf am Rhein gelegenen.

Zu denen, die schon früher die Oertlichkeit von Cöln als die Stelle von Caesars Rhein-Brücken bezeichnet haben, gehörte auch Napoleon I., der sich in dem auf St. Helena diktirten Précis des guerres de César darüber ausspricht; dagegen verlegte Napoleon III. nach einem Gutachten der örtlichen Archäologen die Brücken nach Bonn.

Die Hauptveranlassung, weshalb man philologischerseits nicht davon abläßt, die Brücken oberhalb von Cöln bis hinauf zu dem Neuwieder Thal-

---

*) Ipse ad bellum Ambiorigis profectus per Arduennam silvam, quae ab ripis Rheni finibusque Trevirorum ad Nervios pertinet, milibusque amplius quingentis in longitudinem patet.

Arduenna silva bedeutet das Gesammtgebirge der Eifel und Ardennen.



becken zu suchen, ist die bestimmte Ueberlieferung, daß Caesar von den Trevirern über den Rhein zu den Ubiern gelangte. Aber ebenso bestimmt ist auch die Ueberlieferung, daß damals die Wohnsitze der Trevirer weit hinunter am Rhein bis an sein Deltagebiet, wo die Menapier saßen, gereicht haben.

Wir wissen es nicht nur aus Caesars Worten: „Caesar postquam ex Menapiis in Treviros venit“, sondern auch aus seiner Beschreibung des Rhein-Laufs, bei der die Trevirer als die letzte Völkerschaft am linken Rhein-Ufer vor der Spaltung des Stromes in seine Arme genannt werden.*)

Auch Dio Cassius bestätigt es, indem er berichtet, daß die Usipeter und Tenkterer, nachdem sie den Rhein überschritten hatten, von den Menapiern zu den Trevirern gelangten. Erst durch die Uebersiedelung rechtsrheinischer Germanen auf die linke Rhein-Seite wurden die Wohnsitze der Trevirer auf das Mosel-Gebiet beschränkt. Ihre an der Mosel gegründete, später als Kaiserresidenz erscheinende Stadt erhielt nach dem Volke den Namen, nicht umgekehrt.

Die Geschichte von Kastell Alteburg liefert weiteren Beweis, daß es als erstes Römerbollwerk am Rhein auf Caesar zurückreicht. Ehe davon ein kurzer Abriß gegeben wird, soll untersucht werden, wie weit eine Berechtigung vorliegen könnte, den Urmitzer Wall, so wie er beschrieben ist, für eine Caesarische Anlage zu halten.

Zuerst wollen wir sehen, wie Nissen den Rhein-Uebergang bei Urmitz begründet. Er sagt, wie folgt:

„In militärischer Hinsicht liegt die Sache sehr einfach. Der Uebergang kann nur im Bereich von alten Verkehrsstraßen und nur in offenem, übersichtlichem Gelände erfolgt sein. Unbedingt ausgeschlossen sind die Strecken, wo der Fluß durch ein enges Thal mit steil abfallenden Thalrändern strömt, d. h. von Bingen bis Engers und von Andernach nach Bonn. Die vielen hervorragenden Militärs, welche die Feldzüge Caesars studirt haben, stimmen denn auch ohne Ausnahme darin überein, daß die Brücken nur, sei es im Neuwieder Becken, sei es unterhalb des Siebengebirges, errichtet werden konnten.“

Warum sollte nun aber nicht ein Punkt unterhalb des Siebengebirges in erster Reihe in Betracht kommen, wohin ein sicherer und bequemer Zugang führte und die Vortheile des ebenen und übersichtlichen Geländes weit größer waren als in dem von Bergen umschlossenen Neuwieder Thalbecken, wenn sie auch hier etwas mehr von dem Rhein-Strom zurücktreten.

Nach der Lage von Cöln weist die Marschlinie Caesars von dem Winterquartier an der unteren Seine über Maastricht. Kurzen Weges gelangte

*) Bell. Gall. IV, 10. Rhenus autem oritur ex Lepontiis, qui Alpes incolunt, et longo spatio per fines Nantuatium, Helvetiorum, Sequanorum, Mediomatricum, Tribocorum, Trevirorum citatus fertur et ubi Oceano appropinquat in plures defluit partes.



Caesar nach der den Usipetern und Tenkterern zwischen Maas und Roer gelieferten Schlacht an den Rhein, vollzog ungestört den Brückenschlag und kehrte unbelästigt vom Feinde nach achtzehntägigem Verweilen auf der rechten Rhein-Seite zurück.

Alles dieses hätte nicht so günstig verlaufen können, wenn Caesar den Rhein bei Urmitz überschritt. Um dahin zu gelangen, wäre das Heer in der Stärke von 50 000 Mann Fußtruppen und 5000 Reitern, begleitet von einem zahlreichen Train, südlich von Bonn auf Meilen weit in einen Engpaß zwischen Berg und Fluß eingetreten, hätte in einem keineswegs völlig übersichtlichen Kesselthale die Brücke bauen, hierauf auf dem rechten Ufer sich von Neuem in einem Engpaß zwischen Fluß und Berg bewegen müssen, um in das Gebiet der Sugambrer zu gelangen; auf dieselbe Weise hätte der Rückmarsch bewirkt werden müssen.

Abgesehen davon, daß damals den Rhein entlang wahrscheinlich noch keine Heerstraßen führten, wäre Caesar für Wochen von seinen Hülfsmitteln abgeschnitten und ohne Verbindung mit rückwärts außer Stande gewesen, die Verpflegung seines Heeres zu bewirken. Es ist undenkbar, daß unter diesen Verhältnissen das Heer vom Feinde unbelästigt geblieben wäre.

Auf der rechten Seite hätte sich den Sueben die günstigste Gelegenheit für einen Angriff geboten, den sie ohne besonderes Wagniß unternehmen konnten; auf der linken hätten bei dem Rückmarsche die Treverer gelauert. Caesar wäre in ebenso ungünstige Lage und ebenso große Gefahr, wie später Varus mit seinen Legionen gerathen, nur mit dem Unterschiede, daß dieser hauptsächlich seiner Vertrauensseligkeit zum Opfer fiel, weil er Arminius und die Cherusker für seine Freunde hielt, während Caesar, einer der größten Feldherren aller Zeiten, mit offenen Augen in sein Unglück gerannt wäre.

Im besten Falle wäre der Weg über Urmitz ein mit Zeitverlust verbundener Umweg gewesen, den Caesar vermeiden mußte, da er noch für dasselbe Jahr einen Kriegszug nach Britannien geplant hatte, daher die Zeit für ihn kostbar war.

Weniger ungünstig wäre Bonn als Uebergangspunkt gewesen, aber auch dahin war der Weg mit einem Zeitverlust verbunden, zudem war auch deshalb davon Abstand zu nehmen, da Caesar nach dem Bau der ersten Brücke, um von den Ubiern zu den Sugambrern zu gelangen, gleich darauf die Sieg hätte überschreiten müssen und ein Defilee in seinem Rücken gelassen hätte.

Nicht zutreffend ist die Anschauung, daß das Neuwieder Becken für Caesar eine strategische Bedeutung hatte; solange dahin keine gesicherte Verbindung hergestellt war, kam es für ihn nicht in Betracht. Für den großen Krieg hatte das Neuwieder Becken wegen seiner verhältnißmäßig schwierigen Zugänge niemals eine besondere strategische Bedeutung; niemals hatte die Festung Coblenz, welche es beherrschte, die Wichtigkeit von Cöln oder Mainz.

Die größte Gefahr drohte der neu erworbenen Provinz Gallien, wie die spätere Geschichte nachweist, durch die Sugambrer, gegen diese wäre ein Waffenplatz im Neuwieder Becken nutzlos gewesen. In der Lage von Cöln erfüllte er den Zweck, wenn auch nicht vollständig, weshalb später nach Caesar Vetera als zweiter Waffenplatz am Rhein hinzutrat.

Die irrthümliche Behauptung, daß Cöln als Uebergangspunkt deshalb auszuschließen sei, weil Caesar von den Trevirern zu den Ubiern gelangte, ist bereits widerlegt. Irrthümlich ist auch die von Nissen ebenfalls aufgestellte Behauptung, daß unterhalb der Treviren auch noch die Eburonen Anwohner des Rheins gewesen wären; sie wird dadurch widerlegt, daß Caesar sowohl die Eburonen*) wie die Trevirer**) an die Menapier grenzen läßt, woraus hervorgeht, daß das Gebiet der Eburonen, das zu beiden Seiten der Maas lag, den Rhein nicht erreichte, sondern durch Trevirer-Gebiet davon getrennt war.

Somit können weder militärische noch völkerschaftliche Betrachtungen uns an die Stelle von Urmitz führen.

Nun durfte auch die dort gefundene Anlage deshalb nicht für Caesars Rhein-Festung gehalten werden, weil die Bauweise unrömisch ist.

Der Entdecker ist der Archäolog C. Koenen, der die Alterthumskunde auch schon durch die Entdeckung und Feststellung der mit einem Legionslager verbundenen Civitas Novaesium bereichert hat. Die Ausgrabungen wurden von ihm im Herbste 1898 unter der Aufsicht des Bonner Provinzialmuseums, dem Professor Dr. Nissen interimistisch als Direktor vorstand, in Angriff genommen und so kräftig gefördert, daß das Ergebniß schon im Anfang vorigen Jahres im 104. Hefte der Jahrbücher des Vereins für Alterthumsfreunde im Rheinland erscheinen konnte.

Die festgestellte Walllinie lehnte sich in einer Länge von 1275 m an das Rhein-Ufer an, die übrige Umziehung bildete eine unregelmäßige Bogenlinie deren Scheitelpunkt etwas über 800 m senkrecht vom Rhein entfernt war. Sie umspannte einen Raum von über 100 ha, größer als das Römische Cöln, das nach der Erweiterung der Stadt bei Erhebung zur Kolonie nur 80 ha bedeckte. Die Frontentwickelung beträgt ungefähr 3700 m, für deren Vertheidigung die zwölf von Caesar zurückgelassenen Kohorten nicht ausgereicht hätten. Der Hinweis Nissens, daß vor Alesia zehn Legionen Caesars eine äußere und innere Umwallungslinie von zusammen 37 km Ausdehnung gegen die Aufgebote Galliens zu vertheidigen hatten, paßt nicht als Vergleich, da Caesar einem nur wenig stärkeren Feinde gegenüberstand, während die zwölf Kohorten bei einer Belagerung leicht von der zehnfachen Uebermacht bedrängt werden konnten. Bekanntlich erfocht Caesar vor Alesia durch die geschickte Verwendung seiner Streitkräfte zwischen den beiden Linien einen glänzenden Sieg gegen den getheilten Feind, der die Unterwerfung Galliens besiegelte.

*) Bell. Gall. VI, 5. Erant Menapii propinqui Eburonum finibus.

**) Bell. Gall. VI, 8. Caesar postquam ex Menapiis in Treviros venit.

In der älteren wie in der neueren Zeit galt der Grundsatz, den Umfang einer Befestigung nach Möglichkeit zu beschränken, um sie mit verhältnißmäßig geringen Streitkräften vertheidigen zu können. Diesem entsprach auch der Umfang der befestigten Lager Caesars, die wir durch die von Napoleon III. veranlaßten Aufnahmen kennen.

Das Lager an der Aisne für acht Legionen bedeckte 41 ha, das bei Gergovia für sechs Legionen 35 ha, das bei Compiegne für vier Legionen 24 ha; überall lagerte eine Legion auf 5 bis 6 ha. Ein ähnliches Verhältniß sehen wir bei dem Umfange von Kastell Alteburg; es hatte Lagerraum für zwei Legionen, jedoch mit zwölf Kohorten eine gut bemessene Besatzung.

Nissen weist auf die Worte Caesars hin: „magnisque eum locum munitionibus firmat“, um daraus den großen Umfang der Urmitzer Anlage zu rechtfertigen. Hier befindet er sich im Irrthume, denn munitio bedeutete nicht Wall und Graben nach dem Grundriß, sondern nach dem Querschnitt, magnae munitiones sind hohe Wälle, breite und tiefe Gräben.

Gerade die Philologen sind es, die durch unrichtiges Verständniß militärisch technischer Begriffe Verwirrung hervorrufen.

Der Wall war aus starken, bis 2,45 m in den Boden eingelassenen Baumstämmen gebildet, hinter denen eine 5 m hohe Erdbrustwehr vermuthet wird. Davor lagen, mit Abständen von 9 m und 7 m, zwei Gräben mit flacher Sohle und stark geböschten Rändern, die bei 11 m und 9 m oberer Breite die geringe Tiefe von nur 2 m hatten. Eigenthümlich erscheinen an den Gräben zahlreiche 9 m bis 12 m breite Unterbrechungen, je eine auf ungefähr 100 m Länge, denen die Bedeutung von Ausfallthoren gegeben wird, während in das Innere der Umwallung nur wenige, 70 cm breite Eingangspforten führten.

Die beiden Gräben erregen C. Koenens besondere Bewunderung; in ihnen sieht er, nach seinem Ausspruche, das ganze System der Schutzeinrichtungen nachfolgender Jahrhunderte gleichsam vorgedacht. Den Raum zwischen dem hinteren Graben und dem Walle denkt er sich als den Zwinger der mittelalterlichen Befestigung, wenngleich dieser seinem Zwecke gemäß nicht vor, sondern hinter dem Walle liegen mußte; den Raum zwischen den Gräben hält er für den Aufstellungsplatz der Truppen für Ausfälle, wo sie auch bei Rückzügen Deckung gewannen.

Es entgeht ihm nur, daß die beiden Gräben bei der dargelegten Beschaffenheit bei einem Ansturme kein Hinderniß gewährt hätten, und daß dahinter aufgestellte Truppen, sobald sie mit Ueberlegenheit angegriffen wurden, in Gefahr geriethen, gegen den Wall gedrängt und hier vernichtet zu werden, da sie bei den wenigen, nur 70 cm breiten Eingängen keinen Rückzug in das Innere gehabt hätten.

Dabei hätten dem Angreifer auch die Unterbrechungen des Grabens Vorschub geleistet; sie sind so zahlreich, daß sie auch bei tiefen, sturmfreien



Gräben die Sicherheit der Festung wesentlich beeinträchtigt hätten. So, wie wir sie hier sehen, muß ihnen eine fortifikatorische Bedeutung überhaupt abgesprochen werden. Sicher befindet sich C. Koenen daher auch im Irrthume, wenn er meint, in den Unterbrechungen des inneren Grabens die Spuren von Thorvertheidigungen gefunden zu haben, da sie bei der mangelnden Sturmfreiheit zwecklos gewesen wären.

Keine der uns bis jetzt bekannt gewordenen Römischen Befestigungen gleicht nach Umfang und Bauweise dem Urmitzer Walle, dennoch sagt Nissen, daß er als lehrreiches Beispiel für die Vollkommenheit dienen werde, welche die Festungskunst der Römer am Ausgange der Republik erreicht habe, und mit Erfolg zur Erklärung der Caesarischen Denkwürdigkeiten studirt werden würde, scheint daher nicht die Beschreibung des Römischen Walles zu kennen, welche Livius*) giebt:

„Schon die Macedonier und Griechen bedienten sich des vallum (vallo usi sunt) nicht eben geschickt für die Bequemlichkeit des Transportes und die Herstellung einer soliden Befestigung. Sie fällten größere und starke beästete Bäume, so schwer der Soldat sie tragen konnte; gerade deshalb war die Zerstörung des daraus hergestellten vallum leicht. Da an den Stämmen der großen Bäume viele starke und vorstehende Aeste saßen, so konnten zwei bis drei Mann, welche geschickt anpackten, den Baum herausziehen, wodurch eine große Oeffnung entstand, die schwer zu schließen war; die Römer fällten leichte vallos,**) gewöhnlich mit zwei (bifurcos), vielleicht mit drei, höchstens mit vier Zacken; diese konnte der Soldat, seine Waffen auf dem Rücken, bequem herantragen, sie in der Weise befestigen und miteinander verbinden, daß die Stammesenden nicht zum Vorschein kamen, auch die durchschlungenen Ruthen keine Einschiebung der Hand gestatteten, so daß weder etwas da war, woran gezogen werden konnte, noch etwas, was zu ziehen war, da die fest verbundenen Zweige sich gegenseitig einen festen Halt gaben. Gelang es nun dennoch, eines der Hölzer herauszuziehen, so war die kleine Oeffnung leicht zu schließen.“

Hieraus geht hervor, daß gegen Ende der Römischen Republik die Herstellung des vallum aus Baumstämmen ein überwundener Standpunkt war. An die Stelle derselben war ein Brustschild (lorica) aus starkem Flechtwerk getreten, das auch die Befestigungen Caesars zeigte, wie es verschiedene Erwähnungen in seinen Denkwürdigkeiten bekunden.

Vor dem vallum lag ein Spitzgraben mit Seitenböschungen unter 45°, so weit abgerückt, daß er aus der unter 45° gesenkten Scharte des Zinnen-

*) Livius XXXIII, 5.

**) Valli nannte man die einzelnen Theile, woraus man das vallum herstellte, wir pflegen das Wort mit Pallisade zu übersetzen. Mit unseren Pallisaden hatten jedoch die valli nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit, denn man verstand darunter ein- und auch mehrfach gegabeltes Holzwerk.



kranzes völlig eingesehen werden konnte; damit jedoch unmittelbar vor dem vallum kein todter Winkel entstand, ließ man die innere Grabenböschung durch Erdaufschüttung bis zu dem unteren Rande der Scharte ansteigen. Hierdurch wurden, bei starker Abrundung der ausspringenden Winkel, besondere Flankirungseinrichtungen für die Bestreichung des Grabens entbehrlich, zugleich erhöhte sich die Sturmfreiheit.*) Die zahlreich hinter dem vallum errichteten Holzthürme dienten den Bogenschützen, um in die Ferne zu wirken.

Ganz anders sieht man den Urmitzer Wall. Von der Brustwehrkrone konnte der Raum davor nicht eingesehen werden. Da nun auch Flankirungsanlagen fehlten und die vorliegenden, flachen Gräben, auch neben den zahlreichen Unterbrechungen gangbar waren, so wäre eine Annäherung an die Holzmauer und Zerstörung derselben durch den Belagerer leichte Arbeit gewesen. Daß man bei dem Bau des Walles an keine Vertheidigung außerhalb, durch Ausfälle, gedacht hat, beweisen die nur 70 cm breiten, engen Eingänge, die eben für einzelne Fußmannschaften, für Reiter gar nicht zu durchschreiten waren.

Alle Römischen Befestigungen zeigen breite Eingänge, durch die geschlossene Truppentheile leicht ein- und ausgehen konnten. Gerade Caesar liebte die Vervielfältigung der Thore, im Interesse einer offensiven Vertheidigung. Ihm am wenigsten, dem Meister in allen Zweigen der Kriegskunst, könnte man den Bau einer fortifikatorisch so schwachen Befestigung zuschreiben.

Diese gehört einer Zeit an, in der sich die Befestigungskunst noch in ihren ersten Anfängen befand, dennoch erregt sie durch ihren großen Umfang und geschickte technische Ausführung unsere Bewunderung.

Mit dieser Anschauung in Uebereinstimmung steht auch das Ergebniß der Ausgrabungen, die gegenwärtig durch den Direktor des Bonner Provinzial-Museums, Dr. Lehner, vorgenommen worden sind. In einer Sitzung des Bonner Alterthumsvereins hat er dargelegt, daß der Bau spätestens in der jüngeren Bronzezeit, um Hunderte von Jahren vor Ankunft der Römer, entstanden sei; es sei bewiesen durch Fundstücke in der Füllung der Gräben, die daher sicher erst in späterer Zeit an Ort und Stelle gekommen sind. Vielleicht entstand der Bau, als die rechtsrheinischen Kelten, von den Germanen gedrängt, sich auf der linken Seite des Stromes neue Wohnsitze suchten und zunächst hier einen längeren Halt machten.

Auch in dieser Eigenschaft ist uns die Anlage eine sehr willkommene Bereicherung der Alterthumskunde.

Wer immer, so wie Nissen, für Caesars Rhein-Brücken im Neuwieder Thalbecken eintritt, geräth in die Lage, die hier gebaute Festung, nachdem er mit größter Voreingenommenheit die strategische und politische Wichtigkeit der

*) Man findet häufig die irrthümliche Annahme, daß zwischen dem vallum und dem Graben eine Berme lag.



Oertlichkeit geltend gemacht hat, da nichts mehr an sie später erinnert, alsbald verschwinden und einen Römischen Waffenplatz an derselben Stelle neu entstehen zu lassen, die schon Caesar mit richtigem Blicke gewählt hatte. Man nimmt dafür den Zeitpunkt in Anspruch, wo die Wohnsitze der Ubier von der rechten Seite auf die linke verlegt wurden, wobei auch die Gründung der Stadt Cöln stattfand.

Verfolgen wir die Geschichte.

Im Jahre 38 v. Chr., sechs Jahre nach Caesars Tode, hatten Deutsche Völker am Niederrheine erneute Einfälle in die Provinz Gallien gemacht. Der kaiserliche Feldherr Agrippa hatte diese zurückgewiesen und demnächst mit einem Heere den Rhein überschritten.

Ueber diesen Feldzug erhalten wir nur eine kurze Mittheilung durch Dio Cassius mit dem Beifügen, daß Agrippa für seine Siege mit der Zuerkennung des Triumphes belohnt wurde. Zweifellos jedoch standen damit Wohnsitzveränderungen, die in diese Zeit zu verlegen sind, im Zusammenhange.

In dem Deltagebiete des Rheines sehen wir an der Stelle der Keltischen Menapier die Germanischen Bataver, von denen Tacitus berichtet, daß sie eine Abzweigung der Chatten waren, ohne den Zeitpunkt anzugeben, wann sie in die neue Heimath gekommen sind. Von demselben Schriftsteller erfahren wir, daß Agrippa die Ubier auf die rechte Rhein-Seite versetzte und Cöln als die Stadt gründete, die zuerst als Ara erscheint. Sie bezeichnet ungefähr die Mitte des Ubischen Gebietes, soweit es den Rhein begrenzte. Da wir nun auch von Tacitus wissen, daß während des Bataver-Krieges Cöln gegenüber Tenkterer wohnten,*) so ist daraus zu schließen, daß diese in die alten Wohnsitze der Ubier eingerückt sind; da wir ferner erfahren, daß die Wohnsitze der Tenkterer bis zu einem Punkte reichten, wo dem Römischen Reiche der Rhein eine sichere Grenze war,**) d. h. bis dahin, wo sich demselben der Limes bei Rheinbrohl anschloß, so erhalten wir dadurch einen bestimmten Anhalt, daß die alten Wohnsitze der Ubier sich nicht bis zu dem Neuwieder Thalbecken erstreckt haben. Dort wohnten zu Caesars Zeit auf der rechten Rhein-Seite dieselben Sueben, die später als Chatten, innerhalb der Reichslimes als Mattiaken erscheinen.

3 km unterhalb der Festung Alteburg entstand die neue Stadt; von dem Praetorium konnte Agrippa ihre Gründung und die Ueberführung der Ubier leiten, über die bestehende Brücke konnte der Umzug erfolgen. Wir sehen Alles im besten Zusammenhange. —

Die Ansiedlung der Ubier auf der linken Rhein-Seite hatte vorläufig dem Römischen Reiche keine gesicherten Grenzverhältnisse verschafft, denn alsbald erfolgten wiederholt zum Theil siegreiche Einfälle der Sugambrer. Infolge

*) Tacitus, Hist. IV, 64, 65.

**) Tacitus, Germ. 32.



davon faßte der nun als Augustus auftretende Kaiser Oktavian den Entschluß, die rechtsrheinischen Völker am Niederrhein dem Römischen Reiche zu unterwerfen. Seinen reich begabten Stief- und Adoptivsohn Drusus betraute er mit der Aufgabe.

Als Verstärkung des Grenzschutzes und als Stützpunkte der geplanten Operationen entstanden zwei neue Waffenplätze, Mainz (Magontiacum) an der Einmündung des Main mit seinem Brückenkopf-Kastell (castellum in finibus Chattorum ad ipsum Rhenum*) und Vetera auf dem Fürstenberg bei Xanten gegenüber der Lippe-Einmündung, eine bis dahin mehrfach von den Germanen benutzte Einbruchstelle.

Im Jahre 12 v. Chr. eröffnete Drusus den Feldzug und schon im Jahre 9 v. Ch. war das Römische Reich durch die Provinz Germania magna, die vom Niederrhein bis an die Elbe reichte, vergrößert, aber bereits im Jahre 9 n. Chr. ging sie infolge der Varusniederlage wieder verloren. —

In dem Todesjahre des Kaisers Augustus 14 n. Chr. erwähnt Tacitus gelegentlich des Legionenaufstandes die Hiberna der 1. und 20. Legion apud Aram (Cöln), zweifellos die Stelle der von Caesar auf Alteburg gebauten Festung. In dem Praetorium residirte der Statthalter Germanicus, bei dem sich seine Gattin Agrippina mit ihren Kindern befand, die durch ihr kluges und entschlossenes Auftreten den Aufstand beschwichtigen half. Sie verblieb auch in dem Praetorium, als im folgenden Jahre Germanicus die Streitmacht seiner Provinz in der Stärke von acht Legionen und zahlreichen Bundestruppen gegen die Cherusker und deren Verbündete führte, übernahm sogar die Rolle der Stellvertretung ihres Gatten und empfing die 1. und 20. Legion bei ihrer Rückkehr am Eingang der Brücke mit Spenden von Lob für ihr muthvolles Verhalten, dem sie die Rettung aus großer Gefahr bei dem Rückmarsche verdankten.

Noch bestand damals die Caesarische Brücke, aber bald darauf wurde sie durch einen stärkeren Bau ersetzt, wovon der Geograph Strabo berichtet.

Ebendaselbst residirte Caligula, der Nachfolger des Tiberius, als er die Vergeltung der Varianischen Niederlage geplant und für diesen Zweck ein großes Heer zusammengezogen hatte. Hier trieb er allerlei Kurzweil; ließ sich über Tafel melden, daß der Feind auf der anderen Rhein-Seite erschienen sei, stieg mit seinem Gefolge zu Pferde, eilte hinüber, und brachte gefangene Germanen — es waren verkleidete Leute seiner Leibwache — zurück. Nach dem Siegesbankett belohnte er jeden Theilnehmer an der Kriegsthat mit einem zur Erinnerung an das denkwürdige Ereigniß gestifteten Orden. Noch immer hatten daselbst die 1. und 20. Legion das Standquartier; dem Caligula fiel es ein, daß dieselben Legionen ihn als Knaben, er war der Sohn des Germanicus und der älteren Agrippina, bei dem Aufstande im Jahre 14 geängstigt hatten. Um sie jetzt dafür zu strafen, befahl er ihre Decimirung. Ohne Waffen ließ

*) Florus.

er sie zur Contio — Generalappell — erscheinen und von Reiterei umstellen. Sie kamen auch, aber in drohender Haltung mit ihren Waffen. In Schrecken gesetzt, verließ Caligula das Lager und reiste so schnell wie möglich nach Rom; das Heer ging auseinander, mit der Bedrohung Germaniens hatte es ein Ende. Unter Kaiser Claudius, dem Nachfolger Caligulas, traten in Niedergermanien wichtige Veränderungen ein. Die Provinz Germania magna wurde endgültig aufgegeben, zugleich aber erhielten die Vertheidigungsanlagen der Rhein-Linie eine wesentliche Verstärkung.

Eine der getroffenen Maßnahmen war die Erhebung der Ubierstadt zur Kolonie mit Verleihung des jus italicum und Einführung von Veteranen als Kolonisten, damit verbunden die Verlegung des Rhein-Ueberganges von Alteburg nach der Stadt und Herstellung einer starken Befestigung auf beiden Ufern des Rheins; als Brückenkopf erscheint Castellum Divitense, an der Stelle des heutigen Deutz.

Die Vertheidigung der Stellung vertrauten die Römer den Landesbewohnern.*)

Die beiden Legionen verließen den Bereich der Kolonie und erhielten neue Standquartiere, je eins zu Bonna und Novaesium, nicht mehr lediglich militärische Anlagen, sondern civitates, die neben der Legion eine Civilgemeinde bargen.

Zu Alteburg verblieb der Sitz des Statthalters. Im Jahre 70 befand sich daselbst der Statthalter Vitellius, als er von den Römischen Legionen Germaniens zum Kaiser ausgerufen wurde. Bei seinem feierlichen Umzuge an diesem Tage drückte man ihm das dem Tempel des Mars entnommene Schwert des Julius Caesar in die Hand;**) sicher war es zur Erinnerung an die historische Bedeutung der Stelle hier verwahrt.

Bis zum Ende der Römerherrschaft verblieb Cöln Vertheidigungsbollwerk und Ausfallspforte gegen die Germanen.

Die Reste des Brückenkopfes castellum Divitense, die in den Jahren 1876 bis 1877 durch Ausgrabung festgestellt sind, zeigen die fortwährende Fürsorge, die man der Verbesserung der Befestigung zugewandt hat. Den letzten Ausbau erhielt es durch Kaiser Constantin, der neue mächtige Flankirungsthürme von 13 m Durchmesser der Umfassung einfügte und die Holzbrücke durch einen Steinbau ersetzte, der von seinen Lobrednern als ein Wunderwerk gepriesen wird.

Innerhalb des Kastells wurde der Graben einer älteren Erdbefestigung gefunden, wahrscheinlich des Brückenkopfes, den Caesar seiner ersten Brücke vorgelegt hatte.

Die Brücke Constantins hat bis zu dem Jahre 950 bestanden, wo

*) Tacitus Germ. 28. Ubii transgressi olim experimento fidei super ipsam Rheni ripam collocati ut arcerent, non ut custodirentur.

**) Sueton, Vitellius.



Erzbischof Bruno den Abbruch bewirkte und die Steine für die Erbauung der Kirche St. Pantaleon, gegenwärtig Garnisonkirche, verwendete.

An einem Pfeilerreste scheiterte im Jahre 1766 ein Schiff, infolgedessen auf Veranlassung des Jesuiten Aldenbrück eine nähere Untersuchung des Flußbettes vorgenommen wurde, die, von dem städtischen Ingenieur und Artilleriehauptmann Reinhardt geleitet, den Bestand der Constantinbrücke außer Zweifel stellte.

In der Verlängerung der Salzgasse wurden im Rhein drei Pfeiler gefunden und näher untersucht, wobei sich herausstellte, daß der Abstand von Mitte zu Mitte 27,5 m (sechs Ruthen Cölnisch) und die Länge des Pfeilers (Breite der Brücke) 11,4 m betragen hat.

In derselben Richtung fand man gegenwärtig die Spuren von Holzbrücken, mit deren näherer noch nicht abgeschlossener Untersuchung die städtische Baubehörde sich befaßt. Eine große Anzahl von Pfählen ist dem Strombett entnommen worden, theils von kreisförmigem Querschnitt mit 0,30 bis 0,35 Durchmesser, theils quadratisch mit 0,30 bis 0,40 Seitenlänge; sie bestanden aus Eichenholz und besaßen zum Theil eine eiserne Beschuhung. Die Länge betrug 3,0 bis 3,5 m und sie waren derart eingerammt, daß die Unterkante ihrer Spitze auf — 3,0 m unter dem Cölner Pegel stand. Die Verschiedenheit der Pfähle erklärt sich daraus, daß sie, wie dies auch aus ihrer Stellung geschlossen wurde, verschiedenen Brücken angehörten. Das entspricht auch der historischen Vergangenheit, denn hier stand zuerst die Caesarische, später diejenige Holzbrücke, welche die Stadt bei ihrer Erhebung zur Kolonie erhielt. Die eisern vorgeschuhten Pfähle werden der letzteren angehört haben. Die Pfähle haben nicht mehr ihre volle Länge, da man sie über dem Boden absägen mußte, um nicht die Schifffahrt zu behindern, deshalb zeigen sie auch nicht die volle obere Stärke, die nach Caesars Beschreibung $1^1/_2$ Fuß = 44 cm betrug.

Das vor Kastell Alteburg für das Aufschlagen einer Bockbrücke vorzüglich geeignete Rhein-Bett ist nach Brückenspuren nicht untersucht worden. Während der Feststellung der Anlage machte der Fährmann der benachbarten Dampfschiffsstation Marienburg die Mittheilung, daß sich ihr gegenüber im Rhein Mauerwerk befände, das bei niedrigem Pegelstande unter dem Wasser sichtbar werde. Die Stelle, ungefähr 1,50 bis 1,60 m vom linken Ufer, wurde näher untersucht und 2 m unter dem Wasserspiegel eine Masse geschichteter Steinblöcke wahrgenommen, deren Länge in der Stromrichtung auf 24 m, deren Breite auf 5 m geschätzt wurde; die Höhe über dem Boden betrug ungefähr 1 m. Sie könnte die Vorlagerung eines hölzernen Brückenjoches bedeuten, die hier in der tiefsten Stelle des Thalweges erhalten geblieben ist. Die übrigen mögen entfernt sein oder unter dem Kies liegen. Weitere Aufklärung könnte durch Baggerung im Flußbett erhalten werden.

Auch in dem Rhein-Bett bei Urmitz sind oberhalb des prähistorischen Walles schon im Jahre 1886 bei der Baggerung Pfähle bis zu der Stärke

von 25 cm gefunden worden. Sollte ihr Römischer Ursprung nachgewiesen werden, so könnten sie einer Brücke angehören, die in späterer Zeit Kaiser Domitian gelegentlich des gegen die Chatten geführten Krieges erbaut hatte.

Das Caesarische Kastel Alteburg hatte seine militärische Bedeutung verloren, nachdem die benachbarte Ubierstadt, nun Agrippina benannt, Festung und Vertheidigerin des Rhein-Ueberganges geworden war. Es scheint jedoch noch lange die Residenz der Statthalter geblieben zu sein; hier befand sich muthmaßlich Trajan, als er die Nachricht seiner Erhebung zum Kaiser erhielt, auch der Franke Silvanus, im Jahre 355 unter Kaiser Constantius pedestris militiae rector, als er „agens apud Agrippinam“ von den Truppen Niedergermaniens als Kaiser begrüßt wurde. 28 Tage später von denselben Truppen mit dem Tode bedroht, floh er und verbarg sich auf der Flucht in einem conventiculum ritus christianorum, wo er gefunden und ermordet wurde. Nach einer Lokalsage war es die Kapelle der Heiligen Cornelius und Cyprianus, an deren Stelle die heutige Severinskirche steht, woraus hervorgeht, daß Silvanus bei seiner Flucht auf dem Wege von Alteburg nach Cöln war.

Noch im Anfange des 16. Jahrhunderts erwähnt der fahrende Buchhändler Johann Hasselbach in einem Lobgedicht auf Cöln, bei seiner Fußwanderung am Rhein über Rodenkirchen nach der Stadt, die stattliche Ruine, die ihn mit Bewunderung erfüllte, doch war gegenwärtig jede Erinnerung daran erloschen, bis die Reste bei Erbauung der Aktienbrauerei 1870 bis 1872 wieder zum Vorschein gekommen sind. Dabei gefundene Ziegel mit dem Stempel C. G. F. P. (Classis Germania Pia Fidelis), die sich aus dem zweiten Jahrhundert datiren lassen, bekunden, daß Alteburg später auch das Standquartier für die Mannschaften der Rhein-Flottille gewesen ist.

Heute noch sind die Römergründungen Cöln, Mainz und Straßburg die Bollwerke unserer Rhein-Vertheidigung. Vetera verlor seine Bedeutung, weil der Rhein-Strom sich ein anderes Bett suchte. In entsprechend strategischer Lage erscheint später die Festung Wesel; auch nach ihrer Schleifung vertheidigt der Brückenkopf heute noch einen Rhein-Uebergang. Die Strategie der antiken und modernen Kriegführung hatte die gleichen Gesichtspunkte.

Schon Caesar hatte die Bedeutung der Oertlichkeit von Cöln richtig erfaßt; der Verlauf der Geschichte und die gefundenen Spuren beweisen, daß hier seine Brücken gestanden haben.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Zum Friedrichstage.*)

Die Anschauungen Friedrichs des Großen vom Festungskriege vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges.

Nach Vorarbeiten der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung II
und Akten des Kriegs-Archivs

bearbeitet von

Duvernoy,
Oberstleutnant à la suite des 8. Württembergischen Infanterieregiments Nr. 126 Großherzog Friedrich von Baden, zugetheilt dem Großen Generalstabe.

Mit einer Karte in Steindruck.

Einleitung.

In den Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften, Heft 27,**) sind die Anschauungen König Friedrichs über den Festungskrieg in großen Zügen geschildert worden. Es lohnt sich, dem Gegenstande näherzutreten, insbesondere, da die Thätigkeit des Königs auf diesem Gebiete viel weniger bekannt ist als in den anderen Zweigen militärischen Wissens, dabei aber auch einen Blick zu werfen auf die praktische Ausbildung, die er seinem Heere darin angedeihen ließ. Anregung zu der vorliegenden Studie hat das reiche Material gegeben, das im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes sowie in anderen Archiven, auch über diesen Theil der Friedensarbeit Friedrichs des Großen vorhanden ist, sodann der geistvolle Vortrag „Friedrich der Große als Ingenieur",***) den am 24. Januar 1868 der damalige Oberst und Chef der 4. Ingenieur-Inspektion Klotz in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des Friedrichstages und des 25jährigen Bestehens dieser Vereinigung gehalten hat. Dieser Vortrag behandelt die Thätigkeit des Königs im Festungsbau. Die nachfolgende Darstellung ist ihm vielfach gefolgt, soweit nicht genauere archivalische Quellen zur Verfügung standen.

Es ist bekannt, welche große Rolle der Festungskrieg noch im 18. Jahrhundert spielte und daß die Kenntniß der Befestigungslehre eigentlich die Grundlage alles militärischen Wissens, wenigstens in den Augen der Theoretiker, bildete. In der Instruktion, die König Friedrich Wilhelm I. dem General-

*) Vergl. Militär-Wochenblatt Nr. 8, Sp. 249.

**) Friedrichs des Großen Anschauungen vom Kriege in ihrer Entwickelung von 1745 bis 1756. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung.

***) Als Manuskript gedruckt.

leutnant Grafen Finckenstein gab, als er ihn als Oberhofmeister und Gouverneur des siebenjährigen Kronprinzen Friedrich einsetzte, ist bezüglich der Bestimmungen für dessen Unterricht u. A. gesagt: „Bei zunehmenden Jahren sollen dann ganz besonders auch die Fortification, die Formirung eines Lagers und andere Kriegswissenschaften" vorgenommen werden.*) Der Fürst Leopold von Dessau, der Oberst Camas und insbesondere der Ingenieurmajor Senning waren seine Lehrer in der Befestigungskunst. Ebenso wie Friedrich aber der ganzen schematischen Kriegsführung seiner Zeit abgeneigt war und den Erfolg in erster Linie durch die schnelle Entscheidung der Schlacht suchte, so sah er auch den Festungskrieg als ein nothwendiges Uebel an, mit dem wohl in bestimmten Fällen zu rechnen war, aber er vermochte ihm nicht die Hauptrolle zuzuweisen, die er in den Augen der Zeitgenossen von Alters her noch spielte.

Wir wissen, daß der König, im grundsätzlichen Gegensatz zu den Anschauungen seiner Zeit, Willens war, seine Kriege stets strategisch offensiv zu führen und so den Schauplatz des Kampfes von Anfang an möglichst auf feindliches Gebiet zu verlegen. Aber selbst wenn der Gegner in seine Lande einfiel, so hätte sich das damalige Preußen mit seinem zersplitterten Besitz recht wenig für eine Vertheidigung geeignet, die sich auf eine ausgedehnte Landesbefestigung basirte. Sie war nur denkbar in einem zusammenhängenden Staate mit festumzogenen Grenzen. Preußen mußte für solche Fälle auf die überlegene Operationsfähigkeit seines Heeres rechnen. Abgesehen von Schlesien, auf dessen Befestigung Friedrich, wie wir sehen werden, viel verwendete, da hier stets zunächst ein feindlicher Einfall zu befürchten war, und von der allmählichen Vollendung des schon von seinen Vorgängern begonnenen Ausbaues von Magdeburg, das er als „die letzte Resource des Staates" im Falle feindlicher Invasion bezeichnet, geschah daher für die Festungen der alten Landestheile vor dem Siebenjährigen Kriege nur das Allernothwendigste.

Aber auch für die Belagerung feindlicher Festungen zeigt sich der König nicht sonderlich geneigt. Aus der ganzen Fassung des dem Festungskrieg gewidmeten Abschnittes in den General-Prinzipien geht die Lehre hervor, die er aus dem Verlaufe seiner beiden ersten Kriege in dieser Hinsicht gezogen hatte. Sie gipfelte in der Erkenntniß, daß eine siegreiche Schlacht, bei der die glänzenden Eigenschaften seiner Truppen sich voll entfalten konnten, stets viel mehr zur Entscheidung des Krieges beitragen werde als die Eroberung einer feindlichen Festung. Er will deshalb nur dann Festungen angreifen, wenn dies durchaus nothwendig ist. Der langsame Gang einer förmlichen Belagerung ist ihm unsympathisch, weil er die Entscheidung hinzieht und weil sein oberster Grundsatz lautet, daß die Kriege, die Preußen führe „kurtz und vives seyn müssen, massen es uns nicht convenirel, die Sachen in die Länge zu ziehen".

*) Preuß, Lebensgeschichte des großen Königs Friedrich von Preußen, Bd. I.



Er sieht im förmlichen Angriff der Festungen ein überliefertes Verfahren, das er nicht umzugestalten, nicht zu der Energie zu erheben vermag, für die seine Grundsätze in der Kriegführung bahnbrechend gewesen sind. „Die Kunst, Städte zu belagern, ist zu einem Handwerk geworden, so wie das Tischler- oder das Uhrmacher-Handwerk; Man hat gewiße untrügliche Regeln darin etabliret und eine routine, welche allezeit denselben train folget, und wo man jederzeit dieselbe theorie auf dieselben Fälle appliciret .....", so leitet Friedrich den Abschnitt über „die Attaque" der Festungen ein. Nachdem er alsdann die Maßregeln des Angreifers kurz aufgezählt hat, fährt er fort: „Alle diese Sachen seynd einem exacten calculo unterworffen, so daß man im Stande ist, auch abwesend auszurechnen, welchen Tag ohngefähr die Festung sich übergeben wird, daferne sonsten nicht extraordinaire Umstände einige Hinderung dazwischen machen, oder daß ein commandant von distinguirter mérite die Belagerer durch die opiniatreté seiner chicanes länger als sonst gewöhnlich aufhält."

Die Abneigung des Königs gegen langwierige Belagerungen, im Gegensatz zu der herrschenden Anschauung seiner Zeit, in der man häufig eine solche als Hauptzweck für einen ganzen Feldzug ansah, ist nach seinem Standpunkt in Bezug auf die Kriegführung um so leichter begreiflich, wenn man bedenkt, welche zeitraubenden Vorbereitungen ein solches Unternehmen im 18. Jahrhundert, schon infolge der schlechten Verkehrsmittel für die Heranschaffung des Belagerungsmaterials, erheischte. Dazu dauerten die Belagerungen selbst meist sehr lange. Denn die Festungen waren nicht so ausgedehnt wie heute und darum die Besatzungen kleiner und die Vorräthe länger ausreichend. Durch einfaches Einschließen oder Aushungern war daher meist auch kein Zeitgewinn zu erzielen. Eine Beschießung allein führte aber bei der geringen Wirkung der damaligen Geschütze selten zur Kapitulation, und ein Sturm kostete immer große Opfer. Entschloß sich jedoch einmal ein Festungs-Kommandant zu frühzeitiger Uebergabe, so standen ihm nach damaligem Kriegsgebrauch auch besonders ehrenvolle Bedingungen zu; das bedeutete in der Regel freien Abzug der Besatzung. Für die schnelle Entscheidung des Krieges war alsdann so gut wie nichts gewonnen.

Aber trotzdem beschäftigte sich König Friedrich eingehend mit dem Festungskrieg und insbesondere mit dem Festungsbau, und wir erkennen in ihm auch auf diesem Gebiete gar bald den Meister in der Kriegskunst. Auf die Ausbildung seiner Offiziere in der Befestigungskunst, die damals trotz der hohen Wichtigkeit, die man ihr beimaß, durchaus nicht ein allgemeiner Lehrgegenstand in den Armeen war, legte er großen Werth.*) Nachdem er den 1748 im Preußischen Dienst angestellten, ehemals Französischen, Ingenieurkapitän Lefèbvre veranlaßt hatte, eine Deutsche Ausgabe seines

*) Vergl. Kriegsgesch. Einzelschriften, Heft 28 bis 30, S. 397.

Werkes über Angriff und Vertheidigung der Festungen zu veranstalten, kaufte er davon 200 Exemplare und ließ sie in der Armee für den Dienstgebrauch der Offiziere vertheilen.

Die Festungsbauten.

Als König Friedrich nach der Besitznahme von Schlesien sich in dieser Provinz dem Um- und Neubau der Festungen zuwandte, ging er sehr bald seine eigenen Wege. Einige Schriftsteller erhoben den Vorwurf, er habe überhaupt nicht die nothwendigen Begriffe vom Ingenieurwesen gehabt. Es hat den Anschein, als ob Graf Mirabeau dies zuerst ausgesprochen habe und Andere es ihm nachgeredet hätten. Nun war Mirabeau unstreitig ein scharfer Beobachter, aber er hat den König nachweisbar nur zweimal gesprochen, nämlich am 25. Januar und am 17. April 1786. Sein Urtheil in dieser Richtung kann also unmöglich aus eigener Wahrnehmung stammen, es ist vielmehr auf den bekanntermaßen zu jener Zeit in vollster Blüthe stehenden Klatsch der frondirenden Prinzenpartei und anderer Unzufriedener in der Armee zurückzuführen, die in ihrer Nörgelsucht sich bemühten, den König zu verkleinern. Da wird z. B. behauptet, die höhere Mathematik sei ihm fremd gewesen, und er habe nicht einmal die Stärke eines Gewölbebogens, einer Futtermauer oder einer Brückenkonstruktion berechnen, ebensowenig eine Schleusenkonstruktion bestimmen können. Es mag richtig sein, daß er derartige technische Einzelheiten nicht beherrscht hat. Aber man kann sicherlich ein genialer Festungsbaukünstler sein, ohne solche Handwerkskunstgriffe, wie die Berechnung eines Gewölbebogens zu verstehen. Ganz abgesehen davon steht es jedoch fest, daß König Friedrich gerade auf dem Gebiete des Festungsbaues Bahnbrechendes geschaffen hat. Er ging aber auch hier von viel großartigeren Gedanken und Gesichtspunkten aus, als die anderen Heerführer seiner Zeit und wurde darum auch auf diesem Gebiete, wie in seinen gesammten Anschauungen über die Kriegführung, von den Meisten nicht begriffen. Eben weil er, entgegen den herrschenden Ansichten, die Entscheidung des Krieges in der Vernichtung der feindlichen Feldarmee sah und vom Festungskriege nur eine Unterstützung dieses Endzweckes erwartete, hat seine Thätigkeit als Festungsbaumeister vielfach nicht die Beachtung gefunden, die sie verdiente.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren bekanntlich Vaubans Grundsätze im Festungsbauwesen allein maßgebend, die er in seinen „drei Manieren" zur Anschauung gebracht hatte. Vauban selbst hat, wie seine vielfach abgeänderten Vorschläge im Festungsbau sowohl wie im Angriffs- und Vertheidigungs-Verfahren deutlich beweisen, fortgesetzt nach weiterer Vervollkommnung gestrebt. Seine Schüler und Nachfolger haben aber zum größten Theil seine Schule nicht als eine Kunst übernommen, die nach den sich ändernden Verhältnissen weiter entwicklungsfähig war, sondern als

ein Schema für alle weiteren Bauten. Wo daher in der Folge von Vaubanscher Schule, im Gegensatz zu Friedrichs Anschauungen, die Rede sein wird, ist eben dies schematisirende Verfahren seiner Nachfolger gemeint. Bei ihnen bildete für den Festungsbau die gegenseitige Flankirung der einzelnen Linien, verbunden mit möglichster Bestreichung des Vorgeländes, die Grundlage; das Gelände selbst fand nur Berücksichtigung, indem man in der Länge der einzelnen Linien, der Facen und Flanken der Bastione abwich, soweit die Rücksichten auf das Schußfeld dies erforderten. In diesem Schema, das gar bald eine Fessel wurde, hat sich zweifellos auch der erste Unterricht bewegt, den König Friedrich als Kronprinz in der Befestigungskunst erhielt. Doch schon die ersten Eindrücke, die er im Lager des Prinzen Eugen vor Philippsburg empfangen hatte, waren sicherlich nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwickelung seiner Anschauungen über das Festungswesen geblieben. Dazu trat dann später die Erfahrung aus seinen beiden ersten Kriegen. Nun warf sein genialer weitblickender Geist auch im Festungsbau die Fesseln des Hergebrachten von sich. Wie wir beim Lesen der General-Prinzipien vom Kriege und der Pensées et règles générales pour la guerre sowie seiner vor dem Siebenjährigen Kriege geschriebenen Instruktionen überall herausfühlen, daß ihm bei seinen taktischen Weisungen in erster Linie stets die Schlachten und Kämpfe der beiden ersten Kriege vorschwebten, so beruhen auch seine Neuerungen im Festungsbau lediglich auf den Erfahrungen aus diesen Kriegen.

Der erste Schlesische Krieg hatte die im Oesterreichischen Besitz sehr vernachlässigten Festungen Schlesiens dem Sieger meist leichten Kaufs in die Hände fallen lassen. Glogau fiel, nachdem es den Winter über eingeschlossen war, in der Nacht vom 8. zum 9. März 1741 durch Ueberrumpelung. In Breslau war der König am 3. Januar, ohne Widerstand zu finden, eingerückt. Brieg, den Winter über gleichfalls eingeschlossen, kapitulirte nach der Schlacht bei Mollwitz und nach sehr kurzer förmlicher Belagerung am 4. Mai. Nur Neiße hatte länger widerstanden, fiel jedoch, erst einmal förmlich belagert und beschossen, auch nach dreizehntägiger Gegenwehr.

Im zweiten Kriege wurde nur um zwei Schlesische Festungen gekämpft, um Glatz, das einer längeren Einschließung erfolgreich widerstand, und um Kosel, das am 27. Mai 1745 in Oesterreichische Hände fiel und im Herbst durch General von Nassau wieder genommen wurde.

Sofort nach dem Frieden von Breslau 1742 hatte der König den Umbau von Neiße, Glatz, Brieg, Breslau und Glogau beschlossen, sowie den Neubau von Kosel und Schweidnitz, die nicht als Festungen angesehen werden konnten, sondern lediglich, wie die meisten Städte damals noch, eine mittelalterliche Stadtbefestigung besaßen. Dadurch schuf er in vorderster Linie, der Oesterreichischen Grenze zunächst, vier operative Festungen, Schweidnitz, Glatz, Neiße und Kosel, die dem Angriff als Ausfallspforten

nach Böhmen und Mähren dienen konnten, ebenso aber der Vertheidigung, um den aus dem Gebirge heraustretenden Gegner anzufallen oder dessen rückwärtige Verbindungen bei seinem weiteren Vordringen nach Schlesien zu bedrohen. Dahinter lagen sodann Glogau, Breslau und Brieg als Rückhalt in zweiter Linie, gleichzeitig als Sperrfestungen, um die Oder, diese Hauptzufahrtstraße für die Verpflegung der Armee, zu decken.

Vor Neiße war der König 1741 während der Belagerung persönlich thätig gewesen. Die Geländeverhältnisse waren ihm daher besonders geläufig und der Ausbau der Festung vollzog sich von Anfang an nach seinen eigenen Ideen, unter voller Berücksichtigung des Geländes. Die Befestigung hatte bisher aus einem einfachen Hauptwall nach Niederländischer Manier mit nassem Graben, aber ohne Revetements und ohne jedes Außenwerk bestanden. Das linke Neiße-Ufer, wo nicht unbeträchtliche Höhen bis auf etwa 800 Schritt an die Festung herantraten, war gänzlich unbefestigt.

Die auf dem rechten Ufer gelegene Stadt erhielt zunächst eine aus Ravelinen und Kontregarden bestehende, an der Eskarpe und Kontreeskarpe revetirte, zusammenhängende Enveloppe sowie mehrere Außenwerke und eine zweite, das Ganze umgebende tenaillirte Erdenveloppe mit breitem, nassem Vorgraben. Einige Bastione der alten Umfassung erhielten Kavaliere. Dies Voreinanderlegen mehrerer Umfassungen entspricht der abschnittweisen Vertheidigung, die der König, wie wir sehen werden, mehrfach betont. Die Schleusen wurden vermehrt und verbessert, außerdem Staudämme angelegt, so daß die Niederung überschwemmt werden konnte.

Die weitaus wichtigste Verstärkung aber, die Neiße erhielt, bestand in den Neubauten auf dem linken Ufer. Der scharfe Blick Friedrichs hatte sofort erkannt, daß der dortige, die Festung beherrschende, hohe Thalrand in die Befestigung hineingezogen werden müsse. Er löste diese Aufgabe in einer überaus originellen Weise, was durch eine zusammenhängende Umwallung in der damals üblichen Manier kaum möglich gewesen wäre. Auf den wichtigsten Höhenpunkt legte er das selbständige geschlossene Fort Preußen mit tenaillirtem Grundriß, tiefen Gräben und ausgedehntem Kontreminensystem. Es bildete den Kern der Festung und beherrschte das ganze Vorgelände. Dieses Fort wurde durch einfache Anschlußlinien mit dem Festungstheil im Inundationsgebiet verbunden. Um wiederum diesen Verbindungslinien den nöthigen Halt zu geben, legte der König an ihrem Anschluß an die Neiße oberhalb die Kardinals- und unterhalb die Kapuziner-Redoute sowie auf der Mitte beider Linien zwei selbständige geschlossene Werke, die Jerusalemer Redoute und das Bombardier-Fort, an, so daß die gegenseitige Flankirung sowie die Bestreichung der Thalhänge vollständig gewährleistet waren. So schuf er eine förmliche Stellung, die das Bereitstellen von Truppen zu Angriffsstößen deckte und durch große Ausfälle eine aktive Vertheidigung ermöglichte. Das starke Fort Preußen gab der Ver-

theidigung aber, neben dem offensiven Gedanken, auch die Möglichkeit, bei dem allmählich immer weiter fortschreitenden Angriff bis zum letzten Augenblick kampffähig zu bleiben. Außerdem bot dieses Fort in einem Kasemattenkorps von 2 Stockwerken unter dem Hauptwall bombensichere Unterkunft für 1000 Mann, neben zahlreichen Pulvermagazinen, Wacht- und Arbeitskasematten. Solche gesicherten Unterkunftsräume schuf der König bei allen später ausgeführten Befestigungen, und es ist dies ebenfalls als einer der ihm zu verdankenden Fortschritte gegenüber der Vaubanschen Schule zu bezeichnen. Fort Preußen war 1744 bei Wiederausbruch des Krieges vollendet und alle anderen Verstärkungen in vertheidigungsfähigen Zustand gebracht, dank dem fortgesetzten energischen Antrieb des Königs. Nach dem zweiten Schlesischen Kriege wurde die Festung vollends ausgebaut. Sie hat sich im Siebenjährigen Krieg vollkommen bewährt. Der förmlichen Belagerung durch die Oesterreicher 1758 widerstand sie, bis Entsatz eintraf.

Der Ausbau von **Glatz** begann im Sommer 1743. Diese Festung bestand, als sie an Preußen fiel, lediglich aus einer alten Umfassungsmauer mit Thürmen und dem auf einer dicht an die Stadt herantretenden Felsnase erbauten Schlosse, dem ein Kronwerk, aus zwei bastionirten Fronten und einem Ravelin bestehend, vorgelegt war. König Friedrich ordnete im Sommer 1743 sofort die Verstärkung an. Die Festung wurde gleichfalls mit einer Enveloppe, **jedoch mit sehr niedrigem Revetement** umgeben, außerdem wurde ein vorgeschobenes Erdwerk in Fleschenform, der Kranich, gebaut und das Schloß zu einer starken Citadelle umgeschaffen. Zugleich ließ der König auf dem anderen Neiße-Ufer den Schäferberg durch ein starkes Fort befestigen. Es bestand aus einem tenaillirten Fünfeck **mit niedriger Grabenbestreichung aus Kasematten**, Koffern genannt. In die der Festung zugekehrte Kehle, die nur durch einen Graben abgeschlossen war, legte er ein großes kasemattirtes Reduit, das nach vorn wieder durch ein besonderes Werk gedeckt wurde. Nach außen wurden zwei kleinere Werke vorgeschoben, zu denen später noch ein drittes trat. Auch diese Neubauten sind durchaus originell, insbesondere die niedrige Grabenbestreichung ist für die damalige Zeit völlig neu. Hier fand der König lebhafte und sachgemäße Unterstützung durch den langjährigen Kommandanten, den General Fouqué.

Der zweite Schlesische Krieg unterbrach auch bei Glatz die Arbeiten, und die Festung hatte eine Einschließung zu bestehen. Nach dem Friedensschlusse wurde der Bau sofort wieder aufgenommen, eine große Schleuse, mehrere Kasernen und Magazine sowie drei Bastione vor der Stadtbefestigung wurden erbaut und die alten Thürme beseitigt. Nachdem die Festung 1757 abermals einer Einschließung widerstanden hatte, fiel sie 1760 infolge einer förmlichen Belagerung in die Hände der Oesterreicher, die sich der Erdflesche, des Kranichs, bemächtigten und von hier nach der nicht sturmfreien Enveloppe vor- und in die Stadt eindrangen. Nach dem Siebenjährigen Krieg wurde

sodann die Umfassung vollständig umgebaut, um die Sturmfreiheit zu erreichen, das Schloß in ein starkes Reduit umgewandelt, der Schäferberg mit der Festung verbunden und ein ausgedehntes Minensystem angelegt.

Brieg, auf dem linken Oder-Ufer gelegen, und vermöge seiner mehr zurückgezogenen Lage nördlich von Glatz und Neiße, weniger ausgesetzt, sollte mit geringen Mitteln ausgebaut werden. Man begnügte sich damit, die vorhandenen breiten Wassergräben zu vertiefen, die Stauvorrichtungen zu verbessern und die Oder-Anschlußfronten mit Außenwerken und doppeltem gedeckten Wege zu versehen. Noch im Juli 1756 verfügte der König: „... wie Meine intention nicht ist, bey gedachter Vestung vor der Handt etwas mehreres zu verwenden, als nur soviel die palissadirung anlanget". Erst im späteren Verlauf des Siebenjährigen Krieges wurde, 400 Schritt vor dem schon vorhandenen kleinen Brückenkopf, auf dem rechten Oder-Ufer, ein Deckwerk angelegt. Diese Vorkehrung genügte, um den Depot- und Durchgangsplatz zu sichern. Angegriffen wurde die Festung während des Siebenjährigen Krieges nicht.

Die Landeshauptstadt **Breslau** wurde vor dem Siebenjährigen Kriege nur wenig verstärkt, vermuthlich weil die für den Schutz Schlesiens und für die Operationen wichtigeren Festungen die vorhandenen Geldmittel verschlangen und der König hoffte, sie stets durch die Feldarmee schützen zu können. Die alte Stadtmauer war durch einen bastionirten Erdwall umschlossen. Längs der Oder-Seite lagen drei Bastione nach Italienischer Manier mit langen Kurtinen. Die schmalen Nord- und Südfronten hatten je zwei, die Westfront fünf unregelmäßige Bastione. Der nasse Graben hatte zwei Raveline, an den Straßendurchzügen im Norden und Süden lagen besondere Deckwerke. Die Vertheidigung der Oder und des rechten Oder-Ufers wurde durch einige befestigte Inseln und insbesondere durch die Dombefestigung erreicht. Man beschränkte sich auf die Vertiefung der Wassergräben, den Weiterbau des gedeckten Weges und die nöthigen Kasernenbauten sowie die Wiederherstellung eines 1749 durch Blitzschlag zerstörten Pulverthurmes.

Mit **Glogau** war schon während des ersten Krieges unter Wallraves Leitung begonnen worden, indem der Hauptwall die fehlende Bekleidung erhielt und am Fuße des Glacis vor den Spitzen der Bastione Lünetten angelegt wurden. Doch blieb die Kontreeskarpe des Hauptgrabens von Erde und die Eskarpenmauer hatte zu geringe Höhe, so daß ein völlig sturmfreier Abschluß nicht vorhanden war. Von 1746 an ließ der König diesen herstellen, indem die Grabenränder mit Mauerwerk verkleidet wurden. Der vor der Westfront liegende Galgenberg wurde theilweise abgetragen und die Erde zur Erhöhung der Brustwehren verwendet. Durch eine vorliegende zusammenhängende Enveloppe wurde eine neue Vertheidigungslinie geschaffen, der gedeckte Weg mit seinen Waffenplätzen und Blockhäusern ließ rasante Bestreichung des Vorgeländes zu, und Kontreminen hielten den gewaltsamen Angriff fern. Die

Brückenkopf-Befestigung der Dominsel wurde umgebaut, die Oder-Front durch Anlage eines neuen Kanals gesichert und vor dem Breslauer Thor ein starkes selbständiges Werk, der Stern, mit Hohlräumen für die Besatzung und gedeckter Verbindung mit der Festung erbaut.

Der Bau von Kosel, dessen Umwandlung in eine Festung durch seine tiefe, sumpfige Lage sehr erleichtert wurde, begann nach Walrawes Entwurf ebenfalls sofort nach dem ersten Schlesischen Krieg. Die neuentstandene Festung bestand aus einem Hauptwall in Form eines großen Fünfecks mit flach eingezogenen Seiten, nassem Graben, vier Ravelinen und einem gedeckten Weg. Auf der auf dem rechten Oder-Ufer gelegenen Insel wurde ein Brückenkopf erbaut.

Als der zweite Schlesische Krieg ausbrach, war der Bau noch nicht vollendet, und der Graben hatte noch nicht die nöthige Tiefe. Die Festung fiel in der Nacht zum 27. Mai 1745 infolge des Verrathes eines fahnenflüchtigen Preußischen Fähnrichs durch einen Ueberfall und wurde, wie schon erwähnt, im Herbst desselben Jahres durch die Preußen zurückerobert, wobei der größte Theil der Stadt niederbrannte. Sofort nach dem Friedensschlusse ließ der König die Stadt wieder aufbauen und die Festung vollenden. Die Sturmfreiheit der Umfassung wurde durch eine Wassertiefe von 2 m in den Gräben erreicht, man verbesserte die Stauvorrichtungen und sicherte den gedeckten Weg durch einen nassen Vorgraben. Die eingehenden Waffenplätze erhielten Blockhäuser. Es wurden neue Kasernen erbaut, der Brückenkopf verstärkt und die Wegschützer Redoute neuangelegt. Auch diese Bauten wurden nach den unmittelbaren Angaben des Königs ausgeführt. Während des Siebenjährigen Krieges hat Kosel allen feindlichen Angriffen erfolgreich widerstanden und keinen Feind in seinen Mauern gesehen.

In Schweidnitz, dessen Bau 1747 unter Leitung des Ingenieur-Obersten Sers begann, erblicken wir eine vollständige Neuschöpfung des Königs, die erste Fortfestung, ganz nach seinen eigenen Ideen erbaut. Er behielt die vorhandene Stadtmauer als Kern des Ganzen bei, ließ sie durch einen unregelmäßigen Erdwall mit revetirten Gräben verstärken und sorgte für Flankirung der Gräben durch Kaponieren. Nur die schmale, nach der Weistritz gelegene Ostfront erhielt eine neue Umfassung mit drei Bastionen.

Da vor dieser Stadtbefestigung ringsum Vorstädte lagen, die der Vertheidigung hinderlich waren, aber aus Ersparnißrücksichten nicht abgebrochen werden konnten, so vermied Friedrich eine zweite Umwallung, die sehr theuer geworden wäre und doch nur einen schwachen Schutz ergeben hätte. Dagegen legte er auf die zur Beherrschung des Vorgeländes geeignetsten Punkte fünf selbständige Forts. Er löste so, seiner Zeit auch hier weit vorauseilend, auf einfache Art und mit verhältnißmäßig geringen Mitteln die Aufgabe, einen großen Waffenplatz zu schaffen, dessen einzelne Theile sich gegenseitig in hartnäckiger Vertheidigung wie in vorbereiteter Offensive unter-

stützen und dennoch selbständig bleiben sollten. **Wir sehen also hier schon den Gedanken vertreten, den Montalembert später wissenschaftlich weiter entwickelt hat,** eine möglichst einfache Umwallung mit einer Kette detachirter Forts zu umgeben.

Auf die die Stadt im Norden, Westen und Süden umgebende Hochfläche legte der König das Galgen-, Jauernicker, Garten- und Bögen-Fort und drei Zwischenwerke, die Kirchen-, Jauernicker und Garten-Redoute. An zwei Stellen, wo das Vorgelände von diesen Werken aus nicht vollständig einzusehen war, wurden die Galgen- und die Jauernicker Flesche vorgeschoben. Diese sämmtlichen Werke unterstützten sich gegenseitig sehr gut und lagen, auf 300 bis 500 m vor die Stadtbefestigung vorgeschoben, unter deren vollem Feuer. Auf der Ostfront, im Weistritz-Thale, wurde das Wasser-Fort und südlich davon die Wasser-Redoute erbaut. Die Forts hatten fünfeckige Sternform, mit Enveloppen, trockenem mit Mauerwerk bekleidetem Graben und gedeckten Weg. Dieser war in den eingehenden Waffenplätzen durch Kaponieren oder Blockhäuser, in den ausspringenden Winkeln durch Kontreminen verstärkt Die Zwischenwerke hatten Lünettenform, trockenen Graben, gedeckten Weg mit Kaponieren und Glacis; in ihren Kapitalen lagen ebenfalls Kontreminen.

Die Kehlen der Forts waren offen und nur durch einen Graben mit Zugbrücke geschützt. **Dies war unstreitig eine Schwäche der Werke.** Im Kehlgraben lagen große Wohnkasematten für die Besatzung. **Der zweite, noch größere Fehler der Forts** aber war der, **daß sie nicht sturmfrei gebaut wurden.** Die Eskarpe und das Revetement der Enveloppe sollen nur 10 Fuß Höhe gehabt haben, die Kontreeskarpe soll zwar 18 Fuß hoch, aber mit vielen nicht gehörig verwahrten Treppenaufgängen versehen gewesen sein. Diese Fehler entsprangen einer übel angebrachten Sparsamkeitsbestrebung der Bauleitung, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Die Niederung auf der Ostseite konnte durch Anstauung der Weistritz und des Bögenwassers überschwemmt werden.

Diese Uebersicht über die Festungsbauten des Großen Königs vor dem Siebenjährigen Kriege zeigt, wie er sich von dem herrschenden Schema der Vaubanschen Schule frei zu machen wußte. Während bei ihr lediglich die artilleristischen und technischen Grundsätze die Formen bestimmen, läßt sich Friedrich bei seinen Neubauten in erster Linie durch die Rücksichten auf das Gelände leiten. Er baute nach taktischen Prinzipien, das zeigt u. A. auch die den herrschenden Formen der Lineartaktik entsprechende zusammenhängende Enveloppe bei Kosel, Brieg und Neiße. Wo es ihm geeignet schien, verstand er es vortrefflich, auch andere Systeme als das Vaubansche anzuwenden, so namentlich das Niederländische. Wo aber keine der bekannten Manieren passen wollte, da brach er mit allen hergebrachten Formen und ging seine eigenen Wege.

Als **Verstärkungsmittel** bevorzugte er insbesondere die **Minen**, die er auch in die Kapitalen seiner detachirten Forts legte, und, wo sie irgendwie anwendbar war, die **Inundation**. Die damals herrschende Kriegspraxis stellte bekanntlich während des Winters die größeren Operationen grundsätzlich ein. Friedrich wußte aus Erfahrung, daß seine Gegner im Allgemeinen noch mehr als er selbst den Winterfeldzügen abgeneigt waren und beim Eintritt der rauhen Jahreszeit meist sehr entschieden das Beziehen der Winterquartiere anstrebten. Daher konnte er mit Recht auf die Wirksamkeit des Inundationshindernisses vertrauen, denn gegen einen Handstreich mußte zur Winterszeit die Wachsamkeit der Besatzung unter einem tüchtigen Kommandanten genügenden Schutz gewähren.

Wir finden in den **Einzelheiten seiner Bauten** überall zweckmäßige, **theils neue, theils in ihrer Verbindung untereinander eigenartige Anordnungen**. Mit diesen erreicht er, um dies hier zusammenzufassen, die Behauptung des beherrschenden Geländes in der Umgebung durch die Anlage selbständiger Werke, wie bei Neiße und Glatz, ebenso die Behauptung des Vorgeländes durch Anlage einer Kette von detachirten Forts, wie bei Schweidnitz, die gesicherte Vorbereitung größerer Ausfälle durch die Verbindung selbständiger Werke mit der Festung und durch die Anordnungen im gedeckten Wege, wirksame Grabenbestreichung durch Geschütz- und Gewehrfeuer, zum Theil aus Kasematten und Kaponieren, die Möglichkeit hartnäckiger Vertheidigung des gedeckten Weges durch Blockhäuser, die Anlage von Abschnitten mit Reduits und selbständigen Kernwerken, und endlich die gesicherte Unterbringung von Truppen und Material. Dagegen wird die völlige Sturmfreiheit bei den Bauten vor dem Siebenjährigen Kriege **nicht überall** erreicht.

Vor Allem muß aber nochmals betont werden, wie die durchaus moderne Auffassung, die Festungsanlagen nach den Rücksichten auf das Gelände und die herrschende Taktik zu bestimmen, den genialen Ingenieur bekunden. Daß diese Neuerungen lediglich **seinem** Geiste entsprangen, ist **zweifellos**, denn seine zum Theil sehr fähigen Ingenieur-Offiziere, wie Walrave, Balby, Humbert, Lefébvre u. A., waren sämmtlich Männer der Vaubanschen Schule.

Ferner ist hervorzuheben, wie haushälterisch der König bei der Beschaffung der Mittel für seine Festungsbauten verfuhr, da ihm die für die beiden eben beendigten Kriege von seinem Staate gebrachten Opfer die äußerste Sparsamkeit auferlegten. Zunächst griff er zu dem Hülfsmittel einer Anleihe von 100 000 Thalern bei den Kurmärkischen Ständen, gegen Verpfändung verschiedener Abgaben und Verzinsung zu 5 v. H.*) Sodann aber bot er Alles auf, um Handel, Gewerbe und Landwirthschaft und damit

*) Geh. St. Arch.

die Steuerkraft des Landes zu heben, so daß sich ihm hierdurch allmählich neue Geldquellen erschlossen. Endlich beschränkte er, wie schon erwähnt, die großen Ausgaben für Festungsbauten in den alten Provinzen aufs Aeußerste, um in erster Linie dem neuerworbenen Schlesien seine Sorgfalt zuzuwenden. Man hat ihm gerade aus dieser Maßregel einen schweren Vorwurf gemacht. Und doch war sie unbedingt geboten durch den Mangel an Mitteln zum Ausbau aller Festungen und durch die Nothwendigkeit, Schlesien, das bei einem neuausbrechenden Kriege stets zunächst bedroht war, fest in der Hand zu behalten. Auch war sie begründet in seiner Auffassung über seine politische Gesammtlage, die ihm bis kurz vor Beginn des Siebenjährigen Krieges eine starke Allianz Oesterreichs mit kontinentalen Mächten durchaus unwahrscheinlich erscheinen ließ. Außerdem war er vollauf berechtigt, für den Schutz seiner Erblande, wie schon angedeutet, auf die den feindlichen Heeren weit überlegene Operationsfähigkeit seiner eigenen Armee zu vertrauen, auch zählte er auf die Ausdauer und Opferwilligkeit der Festungs-Kommandanten und Besatzungen; allerdings sollte er in dieser Hinsicht weniger günstige Erfahrungen machen.

So mußte im Allgemeinen mit dem Vorhandenen gerechnet, und die durchaus nothwendigen Ergänzungen mußten hinzugefügt werden. Es entstanden, wie wir sahen, zwei neue Festungen, es wurde eine größere Anzahl der bereits vorhandenen verbessert, außerdem aber unterhielt man nothdürftig verschiedene Plätze, weil sie einmal bestanden und man sich nicht entschließen konnte, sie eingehen zu lassen. Das Netz der häufig spärlichen guten Straßen war fast allein bestimmend für die Operationen. Die Füllung der Magazine vollzog sich durch Wasser- und Landtransporte. In den meisten Fällen waren die Wasserstraßen leistungsfähiger als die Landstraßen. So ist es erklärlich, daß die Sicherstellung der Magazine und beider Arten von Verkehrswegen der erste leitende Gedanke blieb. Man mußte damit rechnen, daß nicht selten besondere Kriegslagen eintreten konnten. in denen ein, wenn auch in seiner Bauart veralteter, befestigter Platz sich noch nutzbringend erweisen, ja plötzlich als Magazins- oder Etappenort vorübergehend eine nicht vorherzusehende Wichtigkeit und Bedeutung erlangen konnte.

Die vom König nothgedrungen und richtiger Weise angeordnete Sparsamkeit, die er, innerhalb vernünftiger Grenzen, natürlich auch auf die Ausführung der Bauten übertragen wissen wollte, wurde aber von den die Bauten leitenden Ingenieur-Offizieren zum Theil übertrieben, wie dies in solchen Fällen leicht geschieht. Man baute billig, indem man vielfach zu leichte Konstruktionen bei den Werken anwandte und auf die Herstellung völliger Sturmfreiheit verzichtete. Dies war der falscheste Weg, den man einschlagen konnte, und es gereicht den leitenden Ingenieuren entschieden zum schweren Vorwurf, daß sie den König nicht auf die Gefahr aufmerksam machten, die in solcher Sparsamkeit am unrechten Orte lag. Denn es unter-

liegt keinem Zweifel, daß er einer sachgemäßen Vorstellung in dieser Richtung Gehör geschenkt hätte. Wenn ihm aber in schlecht angebrachtem Diensteifer bei Kostenvoranschlägen gemeldet wurde, der betreffende Bau könne mit weit geringeren Mitteln ausgeführt werden, so mußte ihn das in der Anschauung bestärken, es sei nothwendig, überall auf Ersparnisse zu drücken. Insbesondere bei Schweidnitz ist, wie wir sahen, in dieser Richtung gesündigt worden. Der König erlitt durch den frühzeitigen Fall dieser Festung im Herbst 1757 eine bittere Enttäuschung. Er selbst schreibt in der Histoire de la guerre de sept ans: . . . „comme les Autrichiens avaient montré peu de capacité dans la dernière guerre*) pour l'attaque et la défense des places, on se contenta de construire légèrement ces ouvrages; ce qui était en effet très-mal raisonné, car les places ne se construisent pas pour un temps, mais pour toujours; et qui pouvait garantir d'ailleurs que l'Impératrice-Reine n'attirât pas quelque habile ingénieur à son service, qui apportant avec lui un art qui manquait à l'armée autrichienne ne le lui apprit, et ne le rendit commun? Mais si l'on fit des fautes, on eut dans la suite sujet de s'en repentir, et d'apprendre à raisonner plus solidement."

Die Erfahrungen des Feldzuges 1757 gaben dem König Veranlassung, zu der „Instruktion für seine Quartiermeister".**) Sie handelt in der Hauptsache von den Grundsätzen für die Auswahl und Anlage fester Lagerstellungen, wird aber durch folgende Regeln für den Festungsbau eingeleitet:

„1. In Absicht der Festungen soll man sich nach dem Terrain richten, damit das Terrain die Befestigung noch verstärke.

2. Jede Anlage der Festung muß detachirte Werke erhalten, um den Angreifenden entfernt zu halten und daß der Feind gezwungen werde, mehr als eine Seite zu attaquiren.

3. Diese Außenwerke müssen von der Festung selbst gut bestrichen werden, auch so eingerichtet sein, daß der Feind sich darin nicht logiren könne.

4. Alle diese Außenwerke müssen aber vor allen coups de main gesichert sein, und solche dürfen nicht durch die gorge nehmbar sein.

5. Alle Werke müssen sich gehörig defendiren, sowohl en front als Flanque, damit nichts sich selbsten beschieße und jeder gerade aus die Ge-

*) Erster und zweiter Schlesischer Krieg.

**) Oeuvres, XXX, 215. Nach einem dort abgedruckten Briefe des Ingenieur-Obersten Freund hat der König ihm diese Instruktion „nach der Koliner Bataille in die Feder dictirt". Der Inhalt läßt aber die Erfahrungen der Belagerung von Schweidnitz erkennen und darauf schließen, daß diese Zeitbezeichnung, die überdies erst aus dem Jahre 1793 stammt, nicht wörtlich zu nehmen ist und daß die Instruktion erst im Winter 1757 auf 1758 entstand.

wehre gebrauchen könne; dieserhalb der Abfall des Parapets darnach einzurichten ist.

6. Keine Linie muß von irgend einer Höhe enfilirt, noch minder im Rücken eingesehen werden; wo es nicht zu evitiren ist, müssen gehörig Travers und Bonnets angebracht, oder die Brustwehren en crémaillère gemachet werden.

7. Alle detachirten Werke müssen eine sichere und gedeckte Communication erhalten.

8. Durch die Anlage einiger vorgelegten Flèchen muß jeder Commandant suchen, die Belagerung zu verlängern, denn der Feind muß alsdann die ersten Tranchées weiter ab eröffnen und sich vor deren Enfilade hüten.

9. Lieget die Festung an einem Strohme, so muß darauf gedacht werden, eine sichere Communication über denselben zu haben, folglich vor der Brücke eine solide tête de pont."

Dem Sinne nach ganz denselben Inhalt haben die „Aphorismen des Königs über Befestigungs-, Lager- und Gefechtskunst",*) die zweifellos aus derselben Zeit stammen.

Der Festungsangriff.

Im Februar 1752 ließ König Friedrich durch den Oberstleutnant v. Balby vom Ingenieurkorps zum Unterricht der Infanterie-Offiziere eine Instruktion anfertigen, die den Titel führt: „Abhandlung, wie eine Festung ordentlich anzugreifen und zu belagern sei, welche in gutem Vertheidigungs-Stande ist und nebst einer hinlänglichen Besatzung, auch einen geschickten und erfahrenen Kommandanten hat."**) Dieser Arbeit ist der Phantasieplan einer Festung zu Grunde gelegt, die aus einem Hauptwall von 7 Bastionen mit Orillons und doppelten Flanken, einem nassen Graben und Ravelins, „alles guth gemauert", und einem pallisadirten gedeckten Weg besteht. Sie hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Glogau oder Kosel und liegt auf dem einen Ufer eines Flusses, über den zwei Brücken führen. Auf dem jenseitigen Ufer befindet sich ein Brückenkopf. Die Besatzung wird auf 12 Bataillone und 4 Eskadrons angenommen. Die förmliche Belagerung wird in dieser Arbeit Abschnitt für Abschnitt behandelt, die Maßnahmen des Angreifers wie des Vertheidigers mit allen Einzelheiten beschrieben und begründet, so daß jeder Offizier, auch ohne Vorkenntnisse, dadurch einen vollständigen und klaren Einblick in den Festungskrieg gewinnen konnte. In Nachstehendem soll versucht werden, an der Hand der Weisungen des Königs in seinen vor dem Siebenjährigen Kriege entstandenen Schriften und der in der Balbyschen Ab-

*) Oeuvres, XXX, 227.

**) In der Königl. Bibliothek zu Berlin, ms. boruss. Fol. 733 und im Kriegsarchiv des Großen Generalstabes vorhanden.



handlung niedergelegten Grundsätze in kurzen Zügen ein Bild des damaligen Festungsangriffes zu geben. Die am Schlusse dieser Arbeit beschriebene Angriffsübung, die der König im Juli 1752 sodann bei Potsdam persönlich leitete, wird das hier Gebotene als Beispiel ergänzen.

In Bezug auf die im damaligen Festungskriege verwendeten Geschütze und deren Munition muß auf den Abschnitt Artillerie in den Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften Heft 28 bis 30,*) verwiesen werden. Die für den Feldkrieg bestimmten schweren oder Positionsgeschütze waren sämmtlich auch im Festungskrieg in Gebrauch. Außer den Bronzegeschützen gab es innerhalb der Festungen auch viele mit eisernen Rohren. Es waren folgende Geschützgattungen üblich: 6-, 12- und 24pfdge Kanonen, 10- und 18pfdge Haubitzen, 10-, 25-, 50- und 75pfündige Mörser sowie Handmörser.

Vorausgesetzt wird, daß der kommandirende General der Belagerungsarmee und seine Ingenieur-Offiziere die Lage und Bauart der Festung aus einem genauen Plan sowie durch eingezogene Nachrichten und eigene Erkundung genau kennen, ehe nähere Bestimmungen für den förmlichen Angriff getroffen werden. Die Stärke der Belagerungsarmee bemißt Balby der in seiner Abhandlung angenommenen Festung gegenüber auf 60 Bataillone und 90 Eskadrons. Sie soll 55 Eskadrons, darunter 5 Schwadronen Husaren, voraussenden, die die Festung, so nahe es der Wirkungsbereich ihrer Artillerie zuläßt, berennen oder vorläufig einschließen, um deren Verkehr nach außen zu sperren und jegliche Zufuhr zu verhindern. Falls schwieriges Gelände vor der Festung eine Besetzung durch Kavallerie nicht zuläßt, so sind diesem Kavalleriekorps einige Grenadier-Bataillone beizugeben.

Von der „Surprise", dem Handstreich, verspricht sich der König für die Regel nicht viel. „Diejenigen Städte welche man surpreniren will, müssen übel bewahret und schlecht fortificiret seyn; Wann selbige Wassergraben haben, so können sie nicht anders als in Winters-Zeiten surpreniret werden. Man surpreniret Städte vermittelst einer gantzen Armée, wie solches mit Prag im Jahr 1741 geschahe;**) Oder aber man surpreniret solche, nachdem man die Garnison durch eine lange Bloquade eingeschläffert hat; So wie es der Printz Leopold von Anhalt mit Glogau machte.***) Man surpreniret selbige ferner vermittelst Detachements, wie es der Printz Eugene mit Cremona versuchte,†) und wie es denen Oesterreichern mit Cosel glückete." ††)

*) Seite 489 bis 491 und 493 bis 497.

**) Am 26. November 1741 durch die Franzosen und Sachsen. Vergl. Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 7.

***) Im ersten Schlesischen Kriege.

†) Versuchter Ueberfall 1702, der jedoch mißlang.

††) 1745, s. oben.

Auch den gewaltsamen Angriff hält Friedrich selten ohne Weiteres für möglich, doch kommt er auf den Versuch dazu mehrfach zurück. Er will ihn in jedem einzelnen Falle erwogen sehen, in dem Bestreben, die langwierigen anderweitigen Verfahren abzukürzen. Wo diese, Blockade, Beschießung oder förmliche Belagerung, eintreten sollen, muß die völlige Einschließung der Festung vorausgehen. Bei ihr will der König, auch im Gegensatz zu den Gepflogenheiten seiner Zeit, von den Cirkum- und Kontravallationslinien absehen. Er hält gegen Ausfälle die Anlage von Feldschanzen an wichtigen Punkten für genügend, gegen Entsatzversuche aber will er eine besondere Observationsarmee aufstellen, um sie, wenn nöthig, durch den Kampf im freien Felde unschädlich zu machen. Balby erwähnt die Cirkumvallationslinien in dem Fall als noch erforderlich, „wenn kein Observations-Corps in der nähe vorhanden", desgleichen die Kontravallationslinien, wenn die Festungsbesatzung besonders stark sei, so daß beträchtliche Ausfälle zu befürchten seien. Zur Anfertigung dieser beiden Linien sollen Bauern als Frohnarbeiter verwendet werden, vorausgesetzt, daß sie dem feindlichen Feuer nicht ausgesetzt sind, bei allen Arbeiten, wo dies der Fall ist, sollen dagegen stets Soldaten angestellt werden.

Während die völlige Einschließung durch die ganze Belagerungsarmee sich vollzieht, sollen sorgfältige Erkundungen stattfinden, auf Grund deren die Angriffsfront und die Plätze für Geschütz- und Belagerungsdepots genau bestimmt werden. Balby bemerkt, daß der Angriff, gleichviel, ob die Bresche durch Geschütze oder Minen zu Stande kommen soll, stets „gegen der Face eines Bastions in einer bequemen Distance vom Angle Saillant oder Flanque bis an dem Schulter-Winkel wo das Orillon angehängt", und niemals nach der Kurtine zu führen sei, einmal weil die Face nur von der einen überstehenden Flanke gesehen wird und man sich folglich nur auf einer Seite „zu epauliren" hat, während man beim Vorgehen gegen die Kurtine dem Feuer beider Flanken und der Kurtine selbst ausgesetzt wäre, sodann weil der Weg durch den Graben von der Kontreeskarpe zur Bresche in einer Bastionsface stets viel kürzer ist, als wenn die Bresche in der Kurtine läge.

Sobald die Depots eingerichtet sind, wird zur Aushebung der ersten Parallele geschritten, die durch Mannschaften nach Anleitung der Ingenieur-Offiziere und unter dem Schutz starker Infanteriebedeckung zu bauen ist. Außerdem soll eine Kavallerieabtheilung von 400 Mann, in 2 Pikets eingetheilt, auf den Flügeln, oder, falls ein Flügel angelehnt sein sollte, auf dem anderen allein bedrohten gleich während der ersten Nacht bereitgestellt werden. Ihre Patrouillen sollen jeden etwaigen Ausfall des Feindes rechtzeitig melden und verhindern, daß Ueberläufer die Nachricht von dem Bau der Parallele in die Festung bringen können.

Die Entfernung der ersten Parallele vom gedeckten Weg ist entscheidend für die Dauer der Belagerung. Balby empfiehlt, sie so nahe als möglich

an diesen heranzuschieben, da der weitere Weg zur Festung nur vermittelst der Sappen, also sehr langsam, zurückgelegt werden kann. Er giebt als ungefähre Norm 140 Ruthen oder 700 Schritt Entfernung vom gedeckten Weg an, wobei jedoch etwaige Vortheile, die das Gelände für den Bau der Parallele bietet, unter allen Umständen in Kauf genommen, und dementsprechend die Entfernung nöthigenfalls anders bemessen werden soll. Die Front der Parallele soll zwei Polygone überflügeln, d. h. es sollen zwei Bastione angegriffen werden, um den Gegner möglichst lange im Ungewissen zu lassen, wo man Bresche zu legen beabsichtigt, und so seine Aufmerksamkeit zu theilen. Balby giebt die Länge der ersten Parallele auf ungefähr 340 Ruthen oder 1700 Schritt an. An ihren beiden Enden sind, an Stelle von Redouten, „Crochets“ anzubringen. In der ersten Nacht wird, außer an dieser Parallele auch an einer Kommunikation nach den Depots gearbeitet, und es werden, wenn möglich, noch „Epaulements“ für die Kavalleriepikets hergestellt, die von jetzt ab dauernd als Flankendeckung aufgestellt werden, um die Infanteriebesatzung der Laufgräben im Abweisen etwaiger Ausfälle zu unterstützen.

Für die erste Nacht fordert Balby bei der erwähnten Ausdehnung 2000 Arbeiter und zur Aufsicht außer den leitenden Ingenieur-Offizieren 46 Offiziere und 140 Unteroffiziere. Die Vollendung der Parallele auf die nothwendige Tiefe von 4 Fuß und ihre Verbreiterung auf 13 bis 14 Fuß soll dann während des folgenden Tages durch weitere 1500 Arbeiter ausgeführt werden. Alsdann soll ein Banquet gebaut und die Brustwehr, falls die Erde nicht genügend Festigkeit besitzt, durch Faschinen und Sandsäcke verstärkt werden. Auch sind, wenn es sich bei Tage zeigen sollte, daß einzelne Strecken von der Festung durch enfilirendes Feuer bedroht sind, sofort Traversen herzustellen. Alsdann bezieht die Tranchéewache, bei Tage 4 Bataillone stark, die Parallele; Nachts treten 2 Bataillone Verstärkung hinzu.

Während des Ausbaues der ersten Parallele soll versucht werden, die Minen der Festung zu entdecken, die etwa vorhandene Inundation abzulassen, überhaupt alle Maßregeln zu treffen, daß das Vortreiben der Sappe zum Bau der zweiten Parallele auf keine Hindernisse stoße.

In der zweiten Nacht, so fordert Balby, soll der Bau der ersten drei Demontir-Batterien beginnen, damit man dem Feuer der Festung, das zu Anfang sehr heftig sein wird, möglichst bald begegnen könne. Hierzu sollen etwa vorhandene Anhöhen benutzt werden, im Uebrigen sind die Batterien „absonderlich in die Prolongations derer Linien“ zu legen, damit man möglichst bald „en Ricochet schießen könne, welches mehr als die Demontir- und brech-Batterien die Canons der Vestung unbrauchbar machet.“ Der Chef der Ingenieure soll die Batteriestellungen „marquiren“, der Bau ist Sache der Artillerie, unter Leitung ihrer Offiziere. Soweit die Kanoniere nicht ausreichen, werden Arbeiter von der Infanterie herangezogen.

Die Verbindung von der ersten zur zweiten Parallele soll, wenn das feindliche Artilleriefeuer dies zuläßt, durch gewöhnliche Kommunikationen, anderenfalls, wenn das Feuer der Festung sehr heftig ist, durch Sappen hergestellt werden. Balby erwähnt ausdrücklich, daß die Sappenarbeit besonders bezahlt wird, und zwar „nach proportion die Sappe nahe an den bedeckten Weg fortgehet, diejenigen, welche an der dritten Parallele debouchiren, und sich den bedeckten Weg nähern, so auch die, welche das couronnement des bedeckten Weges formiren, werden weit besser als die von der ersten parallele bezahlet.“*)

Der Bau der zweiten Parallele vollzog sich ähnlich dem der ersten in einer Nacht unter dem Schutze vorgeschobener Infanteriebedeckung, ebenso ihr allmählicher Ausbau in den folgenden Nächten und ihre Besetzung durch die Trancheewache nach der Fertigstellung. Die Enden der vorgetriebenen drei Sappen gaben im Allgemeinen ihre Richtung an, durch deren Verlängerung nach rechts und links entstand die Parallele. Hinter jeder Parallele waren Latrinen und Brunnen für die Trancheewache herzustellen und durch gegen Feuer deckende Kommunikationen zu verbinden. Ließ der Boden die Anlage von Brunnen nicht zu, so mußten Wassertonnen in der Parallele aufgestellt und das Wasser mußte täglich durch Artilleriepferde angefahren werden.

Unmittelbar hinter der zweiten Parallele sind sodann sofort mehrere Kanonen- und Mörser-Batterien, und vor der Parallele die Batterien „zur Demolirung der Defenslinie**) und die Ricochet-Batterien“ zu bauen. Von den letztgenannten muß in die Verlängerung jeder Linie der angegriffenen Werke eine gelegt werden, um sie außer Vertheidigung zu setzen, ihre Geschütze zu zerstören und die Besatzung von den Wällen zu vertreiben. Balby weist hierbei auf den großen Vortheil der Haubitzen hin, deren Bomben „bey der letzten Belagerung von Bergen op Zoom mit ohnvergleichlichem Nutzen“ verwendet worden seien. „Der Chef von die Ingenieurs beobachtet, daß auf der prolongation jeder Linie, welche ihm schädlich, eine gegenseitige Batterie, sowohl das Parapet und seine Defension zu bestreichen und zu ruiniren, als auch ihre Batterien zu demoliren, und damit sie außer

*) Die Bezahlung der Mannschaften für Schanzarbeit war damals in Kriegs- wie in Friedenszeit allgemeine Regel. Vergl. Kriegsgeschichtl. Einzelschr., Heft 28 bis 30, S. 617 u. 622 sowie die nachfolgende Angriffsübung bei Potsdam im Juli 1752. Die Höhe der bezahlten Vergütung bewegte sich, nach den vorhandenen Notizen, zwischen 3 und 6 Groschen für den Mann und Tag. Im Felde wurde nach Balby das Setzen eines jeden Schanzkorbes zur Sappe berechnet, und die die Sappe führenden Ingenieur-Offiziere mußten hierüber an Ort und Stelle Buch führen und, ehe sie die Tranchee verließen, jedem Sappeur einen unterschriebenen Zettel aushändigen, auf Grund dessen der Mann seine Bezahlung beim „Tranchée-Major“ sofort nach der Arbeit in Empfang nahm. Das den Gefallenen zustehende Geld wurde unter deren Kameraden von demselben Trupp vertheilt.

**) Die Geschütz-Brustwehren sind hier gemeint.



Stand gesetzet werden, an diese Oerter zu arbeiten, und in Sicherheit das Schadhafte zu ergäntzen, so muß man bey jeder Batterie anordnen, daß sie nicht anders, als en chapelet, das ist einen Schuß nach dem andern, schießen und zwar so langsam, daß das erste Canon geladen, wann das letzte abgefeuert, diese Arth ist guth, und muß bey allen Arthen von Canons und Mortiers beobachtet sein, ... nur bey denen Brech-Batterien kann dieses nicht beobachtet werden."

Die Verbindung zur dritten Parallele ist mit der „vollen Sappe" („Sappe plaine") herzustellen. Wenn sie auf die Hälfte der Entfernung vorgetrieben ist, „so verlängert man sie rechts und links in Gestalt der halben Parallelen welche zur Versetzung derer Batterien dienen müssen, die allemahl, so wie die Tranchée arbeit avanciret, vorgerückt werden müssen." Die dritte Parallele wird nach ihrer Vollendung mit 6 Bataillonen, darunter 2 Grenadier-Bataillone, bei Tage besetzt, wozu bei Nacht noch 2 Bataillone als Piket treten. Die schon bei der ersten Parallele erwähnte Kavallerieabtheilung von 400 Pferden verbleibt auch bei der zweiten und dritten, in der Regel in zwei Pikets auf die Flanken vertheilt, und wird täglich abgelöst.

Das Verhalten der Trancheewachen gegenüber von Ausfällen der Besatzung war folgendes: Sobald die vorgeschobenen Wachen und Patrouillen einen Ausfall meldeten, der ja in der Regel bei Nacht unternommen wurde, so ließ der in der Tranchee kommandirende General die Besatzung aus den Laufgräben treten, „stellet sie 2 Mann hoch en front und nachdem er mit selbigen in guter Ordnung 10 Schritt vor der tête der Sappe avanciret, erwartet er daselbst den Feind stehenden Fußes". Die vorgeschobenen Abtheilungen zogen sich, den Feind beobachtend, ohne zu schießen, in aller Stille zurück. Die beiden Kavalleriepikets hatten sich auf den Flügeln ihrer Infanterie zum Eingreifen bereit zu halten. War man über die Anmarschrichtung des Feindes im Klaren, so ging ihm der General mit der Infanterielinie „mit kleinen Schritten" entgegen, „nachdem er die Battaillons wohl bedeutet, daß nicht eher Feuer zu geben, als bis sie auf 20 Schritt dem Feind nahe, und wenn dieses geschehen, mit aufgepflantztem Bajonet in voller Macht und Geschwindigkeit auf sie loßgeben und so bald als der Feind sich zurückziehet, welches er nicht unterlassen wird, alsdenn verfolgen sie ihn nur mit gantz kleinen Schritten und überlassen der Cavallerie, welche unterdessen auf beyden Flügeln wird angekommen seyn, daß sie selbige einschließen und ihnen die retraite nach dem bedeckten Weeg, wo nicht gäntzlich abschneiden, jedennoch sehr beschwerlich machen." Sobald der Gegner den gedeckten Weg wieder erreichte, mußte die Verfolgung sofort eingestellt werden, um nicht in das wirksamste Feuer der Festung zu gerathen.

Während der Durchführung des förmlichen Angriffs nun will der König, daß man den Handstreich nochmals in Erwägung ziehe. Seine impulsive Natur kommt, trotzdem er am Gelingen des Ueberfalls im

Allgemeinen zweifelt, hier immer wieder zum Durchbruch. Er will kein Mittel unversucht lassen, das langsame Verfahren der förmlichen Belagerung abzukürzen. Er schreibt in den General-Prinzipien: „Ich will inzwischen einige Idees hierher setzen, so Mir eingefallen seynd, als ich über diese Sache reflectiret habe, und von welchen Ich glaube, daß man Gebrauch machen könne, insonderheit bei belagerten Plätzen, welche nur trockene Grabens haben, und wann der General sein dessein wohl cachiret. Ich bin der Meinung, daß man, zum Exempel 2 Attaques*) vor einer Stadt formiren, und nachdem selbige nahe genug an den bedeckten Weg avanciret wären, um die Contrescarpe zu stürmen, man alsdann des Nachts ein großes Detachement, welches man sich dazu reservirt haben müßte, auf der andern Seite der Stadt avanciren lassen könte; dieses Detachement müßte daselbst eine halbe Stunde vor Anbruch des Tages stürmen, zu gleicher Zeit aber müßte man mit allen Canons von den Batterien der beyden attaquen feuern lassen, damit der Feind, indem er sich einbildet, daß man die Contrescarpe nehmen wolte, alle seine attention auf die beyden declarirte attaquen richtete, wodurch in währender Zeit der Sturm von der Surprise ohne opposition reussiren würde; Ich bin versichert, daß indem der Feind nach einer oder der anderen der wahren attaquen lauffen müßte, man diejenigen von der Surprise negligiren würde und daß die Belagerer davon profitiren und die Festung von solcher Seite emportiren könten. Dergleichen entreprises aber muß man nicht hazardiren, als nur, wenn die Zeit pressiret und wenn man importante Ursachen hat, die Belagerung zu endigen."

Die weitere Annäherung an den gedeckten Weg von der dritten Parallele aus hat sodann vermittelst der doppelten Sappe zu geschehen, um völligen Schutz gegen das nun aus wirksamster Entfernung abgegebene Feuer der Infanterie sowie der Mörser und gedeckt stehenden Geschütze des Vertheidigers zu gewähren, wenn auch anzunehmen ist, daß die Angriffs-Batterien die Wallgeschütze schon ziemlich zum Schweigen gebracht haben. Ist man mit der Sappenarbeit ungefähr zehn Ruthen von der dritten Parallele gegen den gedeckten Weg vorgeschritten, so sollen die Trancheen-Kavaliere errichtet werden, um von diesen aus den gedeckten Weg der angegriffenen Werke enfiliren zu können. Sie werden mit Grenadieren besetzt, die „ohnaufhörlich längst den gedeckten Weg schießen", um dessen Besatzung zu vertreiben.

Sind jedoch Minen unter dem Glacis vorhanden oder werden solche vermuthet, so sollen sie, ehe man aus der dritten Parallele weiter vorgeht, durch den Mineur-Offizier aufgesucht und, falls ihre Lage derart ist, daß ihre Sprengung dem Fortgang der Sappenarbeit oder dem Logement auf dem Glacis dienlich sein kann, gesprengt, die Trichter aber sofort gekrönt werden.

*) Hiermit ist der erwähnte förmliche Angriff gegen zwei Bastione gemeint.

Wenn aber die geladen gefundene Mine so liegt, daß ihre Sprengung für den Angriff keinen günstigen Erfolg erzielen kann, „weil zuweilen mit den Fougassen weit vor den Fuß des Glacis gegangen wird, so muß der Mineur besagten Ofen auslehren und solchen mit Erde und Wasser verdämmen." Die Balbysche Abhandlung verbreitet sich sodann des Längeren über den Minenkrieg, das Aufsuchen und Zerstören der Kontreminen durch den Angriffsmineur und die verschiedenen, je nach den Vorkehrungen und Maßregeln des Vertheidigers anwendbaren Verfahren. Auf Aufführung aller dieser Einzelheiten muß hier verzichtet werden. Die Ausführungen schließen mit der Bemerkung, daß beim Angriff „nicht eher fermer Posten zu fassen sei, als bis man sich des Grundes versichert, es sey im bedeckten Weg, Glacis oder sonsten Werke, die man bestürmen soll, wie man denn auch durch Sprengung der Werke eine weit bessere Breche erlangen kann, als wenn man solche durch Canons zu machen genöthigt ist.

Sobald man das Glacis der Festung mittelst der Sappe erreicht hat, so soll versucht werden, sich gewaltsam in Besitz des gedeckten Weges zu setzen, um die Bresch-Batterien zu erbauen und Bresche zu legen. Dieser Angriff soll von 2 Grenadier-Bataillonen, denen vier weitere Bataillone als Reserve folgen, und unterstützt durch das Feuer von den Tranchee-Kavalieren, ausgeführt werden. Mißlingt er, so sind von Neuem Sappen vorzutreiben, um das Couronnement des Glacis zu erbauen.

Haben sodann die Bresch-Batterien Bresche in den Hauptwall gelegt und die Kontre-Batterien die gegenüberliegenden Bastionsflanken zerstört und deren Geschütze unschädlich gemacht, so sind der Grabenniedergang (Gallerie) und der Grabenübergang zu bauen, um die Sturmkolonnen gedeckt an die Bresche heranführen zu können.

Es folgt danach die Einrichtung des Logements auf der Bresche und der Kampf gegen den etwa vom Vertheidiger eingerichteten rückwärtigen Abschnitt.

Wenn wir im Allgemeinen in diesen Grundsätzen für die Durchführung des förmlichen Angriffs die Schule Vaubans erblicken, so geht König Friedrich doch auch hier einen wesentlichen Schritt über das Hergebrachte hinaus, einmal indem er an Stelle der passiven Vertheidigung seiner Einschließungsarmee durch die Cirkumvallationslinie die aktive durch eine Observationsarmee setzt, sodann, indem er verlangt, daß in jedem Augenblick des Verlaufs geprüft werde, ob man nicht durch einen gewaltsamen Angriff die langwierige Belagerung zu einem schnellen Abschluß bringen könne. In dieser starken Betonung des offensiven Gedankens, gegenüber der im altgewohnten Verfahren liegenden Neigung zur Verschleppung, kommt also wiederum das dem König innewohnende, ihn hoch über seine Zeit erhebende Moment schärfster Offensive zum Ausdruck. Er will durch die Anwendung

kräftigerer Gewalt, als sie sonst üblich war, die Entscheidung herbeiführen und so die Kriegshandlung abkürzen.

Die Vertheidigung.

In den General-Prinzipien behandelt der König die Vertheidigung der Festungen ziemlich kurz. Er weist zunächst darauf hin, daß nichts eine Festung besser „defendiret, als die Minen oder die inondations“, es gehöre aber besondere Geschicklichkeit dazu, „um alle avantages davon zu kennen und sich deren à propos zu bedienen.“

Die Vertheidigung stand im 18. Jahrhundert, wie schon angedeutet, auf dem Standpunkte, daß eine rechtzeitige Uebergabe, mit der man günstige Kapitulations-Bedingungen erreichte, meist besser sei, als Gegenwehr bis zum Aeußersten. Erhielt man sich doch auf solche Art die mit großem Geldaufwande geworbenen Truppen. Auch der König verwirft diesen Grundsatz nicht vollständig, doch schränkt er ihn wesentlich ein. Er verlangt, daß jedenfalls der erste Sturm auf die Bresche abgewartet werden soll. Wenn dieser abgeschlagen sei „und der Commandant hat keine Hoffnung zum Succurs, so muß er sich ergeben und die beste Capitulation mit Honneurs vom Feinde zu bekommen suchen . . . Hat er aber Succurs zu hoffen, so muß er alle Extremitäten erwarten, und sowie er siehet, daß das Hülfskorps mit dem Feinde aneinander ist, so muß er mit den meisten seiner Garnison einen starken Ausfall auf die feindlichen Tranchéen thun, um daß der Feind von allen Seiten die Hände voll zu thun hat,“ so schreibt er in der „Instruktion für den Obersten von Lattorff“, den Kommandanten von Kosel, die er am 9. Dezember 1753 erließ.

Es soll nun versucht werden, in Nachstehendem ein kurzes, zusammenhängendes Bild davon zu geben, wie sich der König den Verlauf der Vertheidigung einer Festung etwa vorstellte, indem wir zu den in den General-Prinzipien niedergelegten, mehr allgemeinen Weisungen das hinzufügen, was er in den zwischen 1751 und 1757 an die Kommandanten der Festungen Magdeburg, Königsberg, Pillau, Memel, Kosel, Brieg, Breslau, Glogau, Neiße und Schweidnitz erlassenen Instruktionen vorschrieb, unter Fortlassung alles dessen, was sich auf besondere örtliche Verhältnisse bezog.*)

*) Die Instruktion für Magdeburg vom 1. November 1755 ist abgedruckt in Oeuvres, XXX, 193, die für Königsberg, Memel und Pillau ist enthalten in der „Militärischen Instruktion vor dem Generalfeldmarschall von Lehwaldt als Général en chef“ ꝛc. vom 23. Juni 1756, Oeuvres, XXX, 199 und Polit. Korresp. XII, Nr. 7601, die Instruktion für Kosel vom 9. Dezember 1753 in Oeuvres, XXX, 185 und, mit demselben Inhalt, nur geringen Abänderungen im Wortlaut, datirt vom 4. Juni 1756, in Polit. Korresp. XIII, Nr. 7651, die für Brieg in Polit. Korresp. XIII, Nr. 7872, die für Breslau ist enthalten in einem Schreiben des Königs an den Herzog von Bevern vom 26. November 1757, Polit. Korresp. XVI, Nr. 9548, die für Glogau befindet sich im Geh. St. Archiv zu Berlin und ist nahezu gleichlautend mit der Instruktion für Brieg,



Gegen Ueberraschung durch Handstreich sollte die Umgegend häufig, insbesondere während der Nacht, von Patrouillen durchstreift, an Markttagen die Wachen verdoppelt, auch alle in die Festung kommenden Fremden untersucht und examinirt und vor Einbruch der Nacht wieder hinausgeschafft werden. Im Winter sollte der Kommandant die nassen Gräben fleißig aufeisen, die Wälle dagegen mit Wasser begießen lassen, damit sie glatt und unbesteigbar werden. Außerhalb der Festung sollten bei Nacht kleine Infanterieposten in Häuser gelegt werden, die einen etwaigen feindlichen Anmarsch durch ihr Feuer meldeten. Außer den Posten auf den Wällen sollten in die Kaponieren der einspringenden Winkel des gedeckten Weges Posten von 12 Mann gelegt werden, „welches vor surprisen decket und die Garnison nicht fatiguiret." Eine „Reserve" mußte innerhalb der Festung bei Nacht in Bereitschaft sein.

Sobald die Armirung befohlen war, sollte die Festung in vollständige Kriegsbereitschaft treten. Die Vorbereitungen hierzu erstreckten sich auf die Einrichtung der Wälle und Kasematten für Geschütz und Gewehr, Bereitstellung und Sicherung der Munition, Herstellung etwa noch nicht vorhandener Deckungen für Mannschaften und Geräth sowie der völligen Sturmfreiheit durch Pallisadirungen, Anstauung der Gräben und der Inundation des Vorgeländes, auf den Bau zahlreicher Prahme zum Uebersetzen nach dem gedeckten Weg bei nassen Gräben, Vervollständigung der Sicherung aller Eingänge und Freimachen des Schußfeldes, auf die Herstellung gesicherter Unterkunftsräume für die Besatzung im Innern der Festung, soweit sie noch nicht vorhanden waren und auf Vorkehrungen gegen Feuersgefahr, endlich auf Beitreibung der in den umliegenden Dörfern befindlichen Vorräthe an Vieh, Fleisch, Hülsenfrüchten, Bier, Branntwein, Tabak, Malz, Getreide und Futter. Hierfür mußten den Bürgern und Bauern Quittungen ausgestellt werden, die „statt Contribution von den Kammern sollen angenommen werden". Den Einwohnern war aufzugeben, sich für 6 Monate mit Lebensmitteln zu versehen, für ebenso lange, „lieber auf längere", Zeit hatte der Kommandant sich für die Besatzung vorzusehen. Das Schlachtvieh war so lange als möglich mit dem von den Wällen gewonnenen Gras und Heu zu füttern, war dies nicht mehr ausführbar, so sollte alles Vieh geschlachtet und das Fleisch eingesalzen werden, daher hatte der Kommandant sich vor der Einschließung mit genügendem Salzvorrath aus dem nächsten Salzmagazin zu versorgen. Es wird Sparsamkeit mit den Lebensmitteln und strenge Kontrole über ihre Ausgabe anbefohlen. Wenn es dem Kommandanten im Laufe der Belagerung an

---

auch von demselben Tage datirt, wie diese; die für Neiße vom 13. Februar 1751 befindet sich abschriftlich im Kriegs-Archiv des Großen Generalstabes und ist meines Wissens nicht abgedruckt, die für Schweidnitz, vom 4. Juli 1756, gleichlautend mit der für Kosel, abgesehen von Einzelheiten, die sich auf örtliche Verhältnisse beziehen, ist abgedruckt in Polit. Korresp. XIII, Nr. 7651.

Geld gebrach, um Löhnung und Gehälter zu bezahlen, so sollte er das Geld von der Bürgerschaft gegen Bescheinigung borgen. Da die Besatzung dies Geld immer wieder ausgab, um ihre Bedürfnisse zu kaufen, so sollte das nöthige Geld stets von Neuem von den Bürgern geborgt und die Bescheinigungen sollten nach Aufhebung der Belagerung eingelöst werden, „dergestalt, daß auf solche Arth das Capital, so in der Stadt ist, beständig rouliret."

Durch die Schulzen der Nachbarschaft und durch kleine Streifkommandos waren Nachrichten über den Feind einzuziehen. Auch sollte der Kommandant „sowohl in Krieges- als Friedens-Zeiten, sichere, gute, vernünftige Espions halten, ... auch öffters unvermerket die abgehende wie ankommende Briefe öffnen lassen". Für die Schlesischen Festungen wird den Kommandanten besondere Ueberwachung der katholischen Geistlichkeit anbefohlen, die größtentheils zum Hause Oesterreich hinneigte. So lange die Einschließung nicht vollständig war, sollte der Kommandant alle 8 Tage über die Bewegungen des Feindes und den Zustand der Festung chiffrirten Bericht abstatten. „Siehet der Commandant nichts als Husaren und Panduren, so kann er gewiß seyn, daß er nicht in Form wird attaquiret werden; siehet er aber Infanterie und Grenadiere, so ist es auf den Ernst abgesehen."

Bei förmlicher Belagerung sollte die Besatzung in drei Theile eingetheilt werden, so daß ein Drittel auf Wache, ein Drittel auf Piket und Arbeit verwendet wurde und ein Drittel ruhte. Zehn Stunden vollkommene Ruhe sollte den Leuten immer gewährt werden, damit sie brauchbar blieben. Zur Arbeit war die Bürgerschaft in ausgedehntem Maße heranzuziehen. Die Einwohner sollten Faschinen und Schanzkörbe machen, beim Feuerlöschen verwendet werden, alle Schmiede sollten angehalten werden, „Affuten*) zu repariren," die Bürgerweiber sollten Charpie und Verbandzeug herstellen, auch zur Pflege der Verwundeten verwendet werden. „Alle Arbeit, so nicht unter dem Feuer vom Feinde gemacht wird, müssen die Bürger mitthun; damit schonet der Commandant seine Garnison." Das Steinpflaster in den Straßen der Stadt sollte rechtzeitig „aufgenommen" werden, damit man die Steine „gegen den Feindt gebrauchen" könne.**)

Sobald die Festung völlig eingeschlossen war, sollte der Kommandant Alles aufbieten, um rechtzeitig die vom Feinde gewählte Angriffsfront zu erkennen und alsdann die Eröffnung der ersten Parallele zu verhindern oder wenigstens ihre Anlage so fern als möglich von der Festung zu erzwingen. Hierzu mußte die Artillerie in Thätigkeit treten, sobald der Gegner in ihren Feuerbereich kam. „Um daß der Commandant sich nicht die Ouverturen der Tranchée surprenniren lässet, muß er des Nachts vor jeder Seite einen Offizier und 30 Mann ohngefähr 100 Schritt vor dem bedeckten Weg heraushaben und kleine Patrouillen Cavallerie von 3 Mann 200 Schritt

*) Laffeten.

**) Als Ladung für die Steinmörser.



weiter vorschicken; sowie die Lärm hören, müssen die Husaren heranreiten und schiessen, da wird der Feind bald antworten, so ist er entdecket." Wenn die Parallele wirklich eröffnet wurde, „welches ohngefähr 800 Schritt vor dem gedeckten Weg zu sein pfleget" so sollten die entsendeten Abtheilungen zurückgezogen und im gedeckten Weg Drei- und Sechspfünder aufgefahren werden, um den Gegner zu beschießen, auch sollten Pechkränze und Leuchtkugeln geworfen werden, um bei Nacht genau feuern zu können. Auf der angegriffenen Front sollte alsdann der gedeckte Weg „einen Mann hoch" mit Infanterie besetzt und das Geschützfeuer bei Tage lediglich auf die Punkte gerichtet werden, wo der Angreifer seine Batterien erbaut, „um daß die ruiniret werden ehe er sie fertig kriegt und die Arbeit von neuem wieder muß angefangen werden".

Im Allgemeinen ist der König mit Recht ein entschiedener Gegner großer Ausfälle, von denen Einzelne „viel Wercks machen", es sei denn, daß der Belagerer gleichzeitig von einer Entsatzarmee angegriffen wird. „Die großen Ausfälle exponiren zu großen Verlust, und öfters geschiehet es, daß nichts damit ausgerichtet wird. Wann Ich in einer Festung commandirete, so würde ich keine großen Ausfälle thun, als nur wann die Armée, welche Mich entsetzen solte, heran rückete, denn alsdann würde mein Ausfall ohne großen hazard geschehen; Ich würde zugleich, während der Zeit daß es mit den Entsatz zur Bataille gekommen, meine größte efforts auf die feindliche Tranchées thun, um den Feinde eine diversion zu machen; Aber in den Fall, daß Ich keinen Entsatz zu erwarten hätte und Mich lediglich auf Meine eigene forces verlassen müße, würde Ich alle Meine application darauf richten, um nur Zeit zu gewinnen."

Des Königs Weisungen gipfeln darin, man solle alle Mittel aufwenden, die Uebergabe aufzuhalten, aber er ist weit davon entfernt, eine rein passive Vertheidigung zu fordern, ein Verhalten, das ja, wie wir ihn kennen, seinem ganzen Wesen völlig zuwider wäre. Darum verlangt er, daß, sobald der Angreifer die förmliche Belagerung beginnt, man ihn fortgesetzt durch kleine Ausfälle, die der Besatzung nur geringe Verluste bringen können, stören soll. „Ich habe in allen Belagerungen so Ich gethan, angemerket, daß ein einiger Flinten-Schuß die Arbeiter in confusion bringet, so daß sie ausreißen, und die gantze Nacht nicht wieder an die Arbeit heran zu bringen seynd." Er will daher, daß von dem Augenblick an, wo der Angreifer die Sappenarbeiten beginnt, allnächtlich mehrere kleine Ausfälle mit etwa 20 Mann unter Führung eines Offiziers gegen die Arbeiter in den Laufgräben gemacht werden. Sie sollen die Arbeiter überraschend mit Feuer überschütten und dann gleich in die Festung zurückkehren. Der gedeckte Weg soll inzwischen mit Infanterie und Geschützen besetzt, die Ausfallenden aber genau unterrichtet sein, an welcher Stelle sie herein können. Der Gegner soll, falls er sie verfolgt, vom gedeckten Weg aus alsdann mit Gewehr- und

Kartätschfeuer heftig beschossen werden. Der König ist der Ansicht, daß man durch mehrfache derartige Ausfälle die feindlichen Arbeiter dermaßen stören werde, daß in der Nacht so gut wie nichts geschehen und der Gegner so „eine Nacht nach der anderen verliehren" werde. „Mit kleinen Sortien gewinnt der Commandant mehr als mit großen, er störet den Feind und kann nicht viel dabei verlieren", er soll aber „seine Garnison menagiren, um sich derer in denen Wercken, wo die wahre defension der Festung anfänget, bedienen zu können.*) Mit derartigen kleinen Ausfällen und dem „beständigen Feuern der groben Canonen nach den Batterien muß continuiret werden, bis der Feind seine dritte Parallele gemacht hat".

Die erwähnten kleinen Ausfälle sollen namentlich während des Baues der zweiten Parallele häufig gemacht werden. Der König verspricht sich davon einen wesentlichen Aufenthalt des Belagerers und damit beträchtlichen Zeitgewinn für die Vertheidigung.

Sobald es dem Angreifer gelungen ist, die dritte Parallele zu vollenden, so soll gegen diese sowie gegen die von ihr vorgetriebenen Sappen Tag und Nacht Gewehr- und Kartätschfeuer unterhalten werden, bis die Sappen gegen den gedeckten Weg kommen, alsdann sind die Minen zu gebrauchen, wo solche vorhanden sind. Wenn der Angreifer seine Tranchee-Kavaliere vollendet hat, sollen Infanterie und Geschütze aus dem gedeckten Weg zurückgezogen, wenn er aber zum Sturm auf den gedeckten Weg schreitet, so soll dieser mit wenig Posten besetzt werden. Dagegen sind nun die seitwärts und dahinter gelegenen Werke stark mit Infanterie und Geschütz zu besetzen, um diesen Angriff wirksam unter Feuer nehmen zu können. „Der Commandant kan auch mitten in den bedeckten Weg Pallisaden setzen lassen, und darhinter eine Kleine Brust-Wehre machen, damit wann der Feind den bedeckten Weg stürmen will, er von neuen einen starken Wiederstand findet, und sich also ohnmöglich bei diesen Sturm logiren kann."

Ist endlich der gedeckte Weg genommen, so soll aus der Stadt mit Steinmörsern nach ihm geworfen, auch soll dem Angreifer die Anlage und das Feuer der Bresch- und Contre-Batterien vom Hauptwall wie vom Ravelin aus so schwer als möglich gemacht werden. Ferner empfiehlt der König nun einen Ausfall in zwei Abtheilungen, um dem Feind, „sobald er anfängt, an

*) General v. Taysen schreibt („Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Friedrich der Große." Berlin 1882. Richard Wilhelmi): „Der König will augenscheinlich weder ein passives noch ein unter allen Umständen offensives Verhalten, sondern die gesunde Mittelstraße einer bewußt aktiven Vertheidigung. Diesen Grundsatz hat er später noch weiter ausgebildet und dann auch in seinen Festungsbauten zum Ausdruck gebracht, so daß diese der Besatzung ebenso sehr das Feststehen und Aushalten, wie den Gegenstoß ermöglichten." Man vergleiche das oben über den Umbau von Neiße und Schweidnitz Gesagte.



seinen logements*) zu arbeiten, auf beyde Flanquen zu fallen .... Dasselbige Manoeuvre kan so offte wiederholet werden, als es einem Commandanten nur gefällig ist und es ist allemahl dem Feind sehr meurtrier, wann es wohl executiret wird". Wenn sodann der Grabenniedergang nach dem Ravelin fertig ist, so soll dessen Besatzung zurückgezogen, das Werk selbst aber vom Hauptwall und rückwärtigen Abschnitt aus heftig beschossen, auch falls die Stärke der Besatzung dies erlaubt, ein Ausfall von beiden Seiten her unternommen werden, um den Feind wieder aus dem Ravelin herauszuwerfen. Der Kommandant soll sich aber nicht „zu sehr opiniatriren, das Vordertheil des Ravelins zu behaupten".

Hat der Angreifer das Ravelin dauernd in Besitz genommen und beginnt er den Niedergang nach dem Hauptgraben zu bauen, so soll der Kommandant, wenn die Gallerie des Gegners beinahe fertig ist, seine ganze Garnison in den inneren Abschnitt zurückziehen, damit er die Erstürmnng des Hauptwalls von dort noch durch „ein praeparirtes Feuer" beschießen kann. Wenn dann der erste Sturm abgeschlagen ist, so hat er sich durch die bisherige hartnäckige Vertheidigung eine ehrenvolle Kapitulation erzwungen und soll nun, wenn jede Hoffnung auf Entsatz ausgeschlossen ist, die Unterhandlungen beginnen. Andernfalls ist die Bresche mit allen Mitteln weiter zu vertheidigen.

Den Angriff auf Festungen hat der König, wie wir sahen, als etwas Handwerksmäßiges hingestellt. Die Erfahrungen der beiden ersten Kriege waren darin nicht bedeutend genug gewesen, um ihn zu einem abgeschlossenen Urtheil kommen zu lassen. Bei der Vertheidigung tritt er dagegen im Hinblick auf seine Neuschöpfungen im Festungsbau und in der Erinnerung an fehlerhafte Vertheidigungen aus seiner Kriegserfahrung offenbar bewußter mit Neuerungen gegenüber dem allgemein Ueblichen hervor. Er verwirft die ohne triftigen Grund unternommenen großen Ausfälle, verlangt dagegen eine fortgesetzte Störung und Beunruhigung des Angreifers, sodann aber betont er viel stärker als die zeitgenössische Schule die nachhaltigste abschnittweise Vertheidigung und das zähe Standhalten bis zum letzten Stadium.

Festungsmanöver.

Ueber eine am 20. Juni 1751 bei Wesel stattgehabte Uebung ist uns ein kurzer Bericht erhalten geblieben. Die Festung war nach Vaubans erster Manier erbaut. Fast im Süden der Stadt, hart am Einfluß der Lippe in den Rhein, lag die Citadelle, die mit ihrem Glacis als Esplanade in die Stadt hineingriff. Sie bestand aus einem regelmäßigen bastionirten Fünfeck mit zahlreichen Außenwerken, namentlich im Osten. Außerdem war noch eine zusammenhängende Enveloppe mit gedecktem Weg vorhanden. Die Gräben

*) Hiermit ist das Couronnement des Glacis gemeint.

hatten Grundwasser, dessen Höhe sich nach dem Wasserstande des Rheines richtete.

Die Uebung bestand darin, daß das Füsilier-Regiment Wied die Citadellefront neben dem Berliner Thor vertheidigte, während die Füsilier-Regimenter Jungkenn und Dossow sie angriffen. Die angegriffene, ganz regelmäßig bastionirte Front hatte einen doppelten gedeckten Weg. Vor ihr waren zwei Parallelen ausgehoben worden, die der Angreifer besetzte. Es wurde zunächst die Aufstellung der Truppen für den gewaltsamen Angriff auf den gedeckten Weg und für dessen Vertheidigung durchgenommen und sodann der Sturm auf den gedeckten Weg ausgeführt und abgeschlagen.

Die Uebung kennzeichnet sich als ein Festungsmanöver, ähnlich wie sie bei uns bis vor nicht langer Zeit noch stattfanden. Es darf angenommen werden, daß derartige Uebungen in allen größeren Festungen öfters gemacht wurden, vor Allem in Schweidnitz, Brieg und Glatz, deren damalige Kommandanten Sers, Hautcharmoy und Fouqué sich besonders für den Festungskrieg interessirten.

Die Angriffsübung bei Potsdam vom 24. bis 31. Juli 1752.

(Vergl. die Karte.)

Die nachstehende Beschreibung einer im Sommer 1752 unter persönlicher Leitung König Friedrichs stattgehabten Uebung im Festungskrieg giebt ein getreues Bild der vor dem Siebenjährigen Kriege herrschenden Anschauungen für die Durchführung des förmlichen Angriffs. Als Quellen haben verschiedene, im Kriegs-Archiv des Großen Generalstabs befindliche Berichte gedient. Es sind dies insbesondere die drei folgenden: ein „Journal du siège d'un coté de Polygon à Potsdam“ mit Plan, niedergeschrieben im Auftrage des Herzogs Ferdinand von Braunschweig vom damaligen Premierleutnant v. Miltitz vom I. Bataillon Leib-Garde, ein „Journal der Belagerung“, enthalten im Tagebuche des damaligen Secondleutnants v. Scheelen von demselben Bataillon und endlich ein „Diarium der belagerten Polygone bey Potsdam den 24. Julii 1752“, ohne Angabe des Verfassers, enthalten in einer Sammlung von Berichten über Uebungen und Manöver, die in der Zeit von 1744 bis 1755 unter Leitung des Königs stattgefunden haben, gleichfalls vom I. Bataillon Leib-Garde stammend.

Der König hatte durch den Oberstleutnant v. Balby vom Ingenieurkorps auf dem Exerzirplatze bei Potsdam ein „Polygon“, d. h. eine aus zwei Bastionen und einem Ravelin bestehende Festungsfront herstellen lassen. Zur Ausführung der Arbeit waren täglich 150 Mann vom Füsilier-Regiment Prinz Heinrich kommandirt, die dafür „rathenweyse, wie es bey Vestungsbau gebräuchlich ist“, bezahlt wurden.

Die Uebung war angeordnet worden, „um den Offizieren einen klaren Begriff von den verschiedenen bey der förmlichen Belagerung eines Platzes

vorkommenden Operationen zu verschaffen". Als Zuschauer waren anwesend sämmtliche nicht ohnedies dienstlich dabei beschäftigten Offiziere der Garnison Potsdam, ferner ohne Rücksicht auf den Dienstgrad, diejenigen Offiziere, die „Liebhaber der Ingenieurkunst" waren und „die beste Kenntniß von der Fortification hatten", von den in Berlin stehenden Regimentern Kalckstein, Markgraf Karl, Itzenplitz, Meyerinck, Haacke, Württemberg, Forcade und Gensd'armes, ferner von den Regimentern Prinz Moritz von Anhalt-Dessau in Stettin, Bonin und Borcke in Magdeburg, Kleist in Stendal und Gardelegen, Münchow in Brandenburg a. d. Havel, Prinz Ferdinand in Neu-Ruppin und Prinz von Preußen in Spandau und Nauen.

„Der König ritte täglich sowohl Vor- als Nachmittags in die approchen, alle officiers begleiteten ihn. Wir sahen der Arbeit, die gemacht wurde, mit Aufmerksamkeit zu, und der König explicirte alles auf das deutlichste und umständlichste, daß ein jeder eine gute Idée davon bekommen konte. Ich kann die ungemeine Beredsamkeit und unermüdeten Fleiß nicht genugsam beschreiben, welchen Se. Majestät anwendeten, die umstehende officiers von allen und jeden Stücken, so bey einer Belagerung nur immer vorkommen können, zu unterrichten. Man konte sich nicht satt hören, nicht satt sehen. Es ist gewiß, daß diese Begebenheit sehr viele officiers animiren wird, in der Fortification sich weiter umzusehen", so schreibt der ungenannte Berichterstatter vom I. Bataillon Garde.

Nach Vollendung der Festungsfront, am 19. Juli, war von der Feldartillerie aus Berlin ein Kommando, bestehend aus: 1 Major (v. Dieskau), 2 Hauptleuten, 10 Leutnants, 12 Unteroffizieren, 12 Bombardieren und 60 Kanonieren nebst den nöthigen Geschützen, dreipfündigen Kanonen und zehnpfündigen Mörsern*), bei Potsdam eingetroffen und hatte ein Lager am Wege nach Drewitz, etwa 500 Schritt von der langen Brücke am Waldrande, bezogen. In den folgenden vier Tagen hatte dieses Kommando das nöthige Batteriebaumaterial an Schanzkörben, Faschinen 2c. anzufertigen und nach dem Depot Q zu bringen.

Am Montag, dem 24. Juli, früh trafen die auswärtigen Offiziere in Potsdam ein. Nachmittags 3 Uhr versammelte sie der König zum ersten Mal auf dem Exerzirplatz vor dem Polygon. Er erklärte die Festungsfront mit allen Einzelheiten und fügte hinzu, „daß sie nach verjüngtem Maaßstabe angelegt sey, folglich man sich die eigentlichen Maaße nur einzubilden hätte.**)

---

*) Es wurden hier, wie meistens bei den Friedensübungen, die leichtesten Kaliber verwendet, um die Kosten für Gespanne möglichst einzuschränken. Vergl. Kriegsgesch. Einzelschriften, Heft 28 bis 30, S. 577. Auch wurden durch ein Geschütz, wie dies gleichfalls bei Friedensübungen fast immer der Fall war, stets mehrere der gleichen Gattung markirt.

**) Dementsprechend sind auch die Entfernungen der Angriffsarbeiten von der Festung verkürzt.



Hierauf wurde hinlänglich angewießen, was Einer, die Belagerung commandirender General zu beobachten hätte, ehe er den würklichen Angriff unternimmt." Ebenso besprach der König die Maßregeln des Vertheidigers, „und erwähnte zugleich, um sich durch Beyspiele deutlich zu machen, mehrere Fehler, welche verschiedene Commandanten, die Plätze gegen ihn vertheidigt hatten, sich hatten zu Schulden kommen lassen." Zugleich bestimmte er, daß die Arbeiten, die sonst bei einer wirklichen Belagerung nur des Nachts ausgeführt werden könnten, hier in der Regel bei Tage gemacht werden würden, „damit ein Jeder im Stande sey, Alles mit seinen Augen zu übersehen und sich von dem Gange der Arbeiten einen deutlichen Begriff zu verschaffen, was sonst wegen der Dunkelheit nicht möglich sey." Daß die einzelnen Arbeiten der Zeitersparniß halber in viel rascherer Folge nacheinander vorgenommen werden würden, als in Wirklichkeit, sowie daß sie zum Theil nur angedeutet und nicht auf die nothwendige Tiefe ausgebaut würden, wurde gleichfalls erläuternd erwähnt.

Sodann gab der König, unter der Voraussetzung, daß zuvor eine Erkundung der Festung durch den kommandirenden General der Einschließungsarmee stattgefunden hätte, den Befehl zum Traciren der ersten Parallele, das regelrecht in der Dunkelheit stattfinden sollte. Als Richtungspunkte bezeichnete er den Kirchthurm von Neuendorf und eine vertrocknete Eiche am Waldrande. Abends 10 Uhr tracirte Oberstleutnant v. Balby mit vier Ingenieur-Offizieren vermittelst eines Strohseils die erste Parallele in einer Entfernung von etwas mehr als 400 Schritt vom Glacis und ebenso eine aus ihr nach dem Depot Q führende Verbindung. Die Richtungspunkte waren hierbei durch bei Tage aufgestellte nach der feindlichen Seite hin geblendete Laternen markirt.

Am 25. Juli vormittags rückten 8 Bataillone der Potsdamer Garnison und 30 Pferde vom Regiment Gardes du Corps unter Oberst v. Ingersleben, dem „Offizier der Tranchée du jour", nach dem Depot, von wo sie sich in einer Kolonne nach dem linken Flügel der ersten Parallele und von da rechts zogen. Alsdann wurden sie vor der ersten Parallele in zwei Treffen mit zurückgebogenen Flügeln, mit 50 bis 75 Schritt Abstand voneinander und von der Trace aufgestellt. Im ersten Treffen standen 3, im zweiten 5 Bataillone mit ungefähr gleichmäßigen Zwischenräumen. Vor das erste Treffen wurden 3 Feldwachen, und vor diese eine Postenkette vorgeschoben, die 150 bis 200 Schritt von der Festung entfernt blieb. Die Bataillone mußten niederknien, die Vorposten sich hinlegen. Die Kavallerie erhielt Befehl, sich vorerst hinter dem linken Flügel der Infanterie aufzustellen.

Sofort begannen 300 Arbeiter unter dem Schutze dieser Truppen mit dem Ausheben der Parallele und der Verbindung. Gleichzeitig hiermit erbaute die Artillerie drei Demontir-Batterien, deren Lage bei A, B und auf der Kapitale des Ravelins bei C-D der König ebenfalls schon tags zuvor bei Bestimmung der ersten Parallele festgesetzt hatte. Die Batterien A und B

sollten zunächst die beiden Facen des Ravelins, die „gebrochene“ Batterie C-D die dem Ravelin zugewendeten Facen der beiden Bastione demontiren. Gleichzeitig wurde noch die Armirung dieser drei Batterien mit Mörsern vorgesehen, damit sie später auch als Wurfbatterien wirken könnten. Die Demontir-Batterien sollten, nach dem Befehl des Königs, sämmtlich 16 Schritt hinter der ersten Parallele liegen, Batterie A mußte jedoch, des sumpfigen Geländes wegen, vor diese gelegt werden. Mit Beendigung der Parallele und der Kommunikation am Nachmittage des 25. wurde bei P noch ein Epaulement für die Kavallerie gebaut, die von da ab dort, also hinter dem rechten Flügel, ihre Aufstellung nahm. Die 8 Bataillone besetzten als Trancheewache die Parallele. Der völlige Ausbau der „gebrochenen“ und die Armirung sämmtlicher Demontir-Batterien geschah während der Nacht zum 26. Die Batterien waren „ungefähr 3 Fuß hoch“ erbaut worden, die vorderen Oeffnungen der Scharten wurden mit Hürden geblendet.

Am Vormittag des 26. Juli wurde die Trancheewache durch 8 Bataillone 30 Pferde von den Gardes du Corps abgelöst.*) Die Demontir-Batterien eröffneten auf Befehl des Königs das Feuer. A und B thaten vier Kanonenschüsse und neun Bombenwürfe mit sehr guter Wirkung. Batterie C-D gab nur einen Kanonenschuß zur Probe. Drei Bataillone deckten 400 Arbeiter, die die Annäherung von der ersten zur zweiten Parallele auszuheben hatten. Sie ging aus der Mitte der ersten nach dem linken Flügel der zweiten Parallele und endigte auf 200 Schritt von den Festungswerken in der Verlängerung der linken Face des Bastions I. Außerdem schoben diese drei Bataillone noch Sicherheitsabtheilungen nach rechts vor, zur Deckung der Arbeiter an der zweiten Parallele, die gleichzeitig eröffnet wurde. Sie wurde mit Hülfe sechs Fuß langer Faschinen, von denen jeder Arbeiter außer seinem Schanzzeug eine trug, ausgeführt, indem jeder Mann seine Faschine an der Trace vor sich hinlegte und, zunächst im Liegen dahinter arbeitend, so schnell als möglich Deckung zu bekommen suchte.

Außerdem ordnete der König den Bau von sechs Ricochett-Batterien, E, F, G, H, J und K, an, zur Beschießung sämmtlicher Facen der beiden Bastione und des Ravelins. Sie wurden jedoch nicht ausgebaut, sondern, um Zeit zu sparen, „nur soweit aufgeworfen, damit man sehen konnte, was es seyn sollte.“ Die zweite Parallele war nachmittags fertig und wurde von der Trancheewache besetzt.

Am 27. Juli früh ließ der König zunächst sämmtliche sechs Ricochett-Batterien zur Probe feuern; Batterie J that 7, die übrigen 3 Schuß, ebenso warf Batterie C-D je 5 Bomben in das Innere der beiden Bastione, um anzudeuten, daß Demontir- und Ricochett-Batterien mit gutem Erfolg gekämpft

*) In Wirklichkeit waren es dieselben Bataillone, die nachmittags zuvor nach Potsdam zurückmarschirt waren und nun wieder ausrückten.



hätten, und man nun den Vertheidiger durch Bombenfeuer in das Innere der Werke verhindern wollte, die verursachten Schäden auszubessern. Drei Grenadier-Kompagnien und die Wachtparade des Grenadier-Garde-Bataillons Retzow sowie des Regiments Prinz Heinrich, in sieben Bataillone formirt, ferner eine Abtheilung Gardes du Corps wurden für diesen Tag unter Oberst v. Retzow als Festungsbesatzung bestimmt und rückten nach Einstellung des Artilleriefeuers in das Polygon. Der Rest der Potsdamer Garnison bildete wiederum die Trancheewache.

Der König befahl, daß mit fünf Bataillonen und der Kavallerie heute ein Ausfall aus der Festung gemacht werden solle, und führte diesen persönlich an. Er theilte das Korps in zwei Kolonnen, jede wurde begleitet von 30 Arbeitern mit Schanzzeug. Die Kolonnen wurden im gedeckten Weg in Linie formirt, von wo sie „auf ein gegebenes Signal auf die Brustwehr des Glacie sprangen, sich schnell wieder formirten und sodann auf die zweite Parallele losgingen, deren Brustwehr überstiegen, in die Tranchée hineinschossen und so die Belagerer daraus verjagten. Während diesem fiel die Cavallerie dem sich aus der Tranchée retirirenden in die Flanquen und zog sich nachher geschwind wieder zurück.“ Die Infanterie verfolgte den zurückgehenden Angreifer bis zur ersten Parallele, wobei sie mit halben Bataillonen feuerte. Als der Gegner in der ersten Parallele verschwunden war, machte sie Kehrt und ging unter beständigem Feuer mit halben Bataillonen en échiquier zurück,*) wobei jedes Halbbataillon nach 100 Schritten wieder zum Feuern Front machte. Inzwischen hatten die Arbeiter die verlassene zweite Parallele zerstört, die Geschütze der Batterien J und K vernagelt, was Beides nur angedeutet wurde, und sich sodann wieder in die Festung zurückgezogen, worauf die ausgefallenen Truppen dorthin nachfolgten. Sobald sie den gedeckten Weg erreicht hatten, „fing die im Angle Saillante postirt zurückgebliebene Mannschaft (2 Bataillone) mit einem praeparirten Feuer an, dem verfolgenden Feind entgegenzuschießen, welcher sich durch ein zu hitziges Verfolgen zu weit herangemachet hatte.“

Am Nachmittag gingen 170 Arbeiter mit drei Sappen im Zickzack aus der zweiten Parallele auf den Kapitalen der drei Werke vor, sodann wurde die dritte Parallele eröffnet durch Verbindung der vordersten Sappenschläge. Die Artillerie baute gleichzeitig zwei maskirte Demontir-Batterien, L und M, dicht vor der zweiten Parallele, zur Beschießung der beiden inneren Bastionsfacen. Die Scharten wurden mit loser Erde geblendet, so daß die Batterien von der Festung aus nicht zu erkennen waren, sondern mit der Brustwehr der Parallele gleiches Aussehen hatten.

Am 28. früh eröffneten diese beiden Batterien das Feuer, gleichzeitig mußte die Ricochett-Batterie E 5 Schuß nach dem Wallgang des Bastions II,

*) Vergl. Kriegsgesch. Einzelschriften Heft 28 bis 30, S. 555.

ein daneben im freien Felde aufgestelltes Geschütz 3 Schuß nach dem gedeckten Weg davor abfeuern und die Demontir-Batterie C-D je 3 Bomben in beide Bastione werfen. Die Trancheewache war 6 Bataillone stark. Nach Einstellung des Feuers ließ der König durch 20 Unteroffiziere einen abermaligen Ausfall der Besatzung bis in die zweite Parallele markiren. Die Kavallerie des Angreifers, die tags zuvor nicht eingegriffen hatte, versuchte die Ausfallenden zu attackiren, doch mußte sie sich, „um der enfilade des gedeckten Weges zu entgehen, bald wieder zurückziehen." Die Bataillone in der zweiten Parallele „mußten in möglichster Geschwindigkeit über das parapett springen, und dem herandrängenden Feind mit geschultertem Gewehr und guter Contenance entgegengehen, ihm alsdann mit pelotonfeuer so lange zusetzen, bis er zum Weichen gezwungen wurde, und sich wieder in seinen gedeckten Weg zurückziehen mußte". Die Trancheewache begnügte sich aber, infolge der Erfahrungen des vorhergehenden Tages, mit der Verfolgung durch Feuer, um sich nicht wieder dem heftigen Feuer der Festung aus nächster Nähe auszusetzen.

Nach dieser Uebung befahl der König der Trancheewache, aus der dritten Parallele ein starkes Gliederfeuer zu machen, um die Arbeit der Sappeure zu erleichtern, weil alsdann der Vertheidiger seine Aufmerksamkeit mehr auf dies Feuer als auf die Arbeit richte. Es wurde nunmehr in drei Sappen weiter vorgegangen und zwar waren in jeder Sappe 36 Mann verwendet.*) Auf dem rechten Flügel ging Oberstleutnant v. Balby mit der bedeckten Sappe vor, R. Sie wurde erst durch Aufstellen von Schanzkörben zu beiden Seiten hergestellt und alsdann vermittelst eines Balkengerüstes überbaut und mit Bohlen, Faschinen und Erde eingedeckt. Auf dem linken Flügel baute Leutnant Henning in Zickzacks die gewöhnliche fliegende Sappe mit zurückgezogenen Crochets, T. Sie erhielt nur auf der rechten Seite eine einfache Erdbrustwehr, die linke wurde als nicht gefährdet angenommen. In der Mitte, dem Ravelin gegenüber, ging der Hauptmann Lefèbvre mit der gewandten, Traversen- oder Schlangensappe, S, vor, mit kurzen Windungen, so daß immer eine Traverse den dahinter liegenden geraden Theil deckte. Nachmittags wurden die Sappeure noch durch 30 Mann verstärkt. So gelang es, die Arbeit derart zu fördern, daß man nicht nur an allen drei Punkten den Fuß des Glacis erreichte, sondern daß Hauptmann Lefèbvre im ausspringenden Winkel des gedeckten Weges vor dem Ravelin die Tranchee-Kavaliere e und f anlegen konnte, um den Feind nun gänzlich aus dem gedeckten Wege zu treiben.

Am 29. rückten wiederum die Wachtparade und drei Grenadier-Kompagnien, als fünf Bataillone formirt, in die Festung als Besatzung. Es

*) Diese Anzahl ist angegeben, doch ist sie wohl einschließlich der Ablösung verstanden.

wurde angenommen, „daß die Belagerer aus der dritten Parallel nach alter Art einen Sturm, um sich des bedeckten Weges zu bemächtigen, thäten, die hinter den Pallisaden postirten Grenadiers verjagten, um sich auf selbigem zu logiren". Die tags zuvor ausgeführte Sappenarbeit war also während dieser Uebung als noch nicht vorhanden anzusehen. Es sollte gezeigt werden, wie der gedeckte Weg in diesem Falle zu vertheidigen sei. Drei Bataillone der Besatzung hielten die beiden Bastione und das Ravelin besetzt. Sie feuerten heftig mit Pelotonsalven auf den in den gedeckten Weg eingedrungenen Angreifer. Sodann mußten ihn die beiden anderen Bataillone mit dem Bajonett wieder daraus vertreiben.

Hierauf wurde der gedeckte Weg vom Vertheidiger in den ausspringenden Winkeln mit je einem Unteroffizier und etlichen Grenadieren besetzt, die das Gewehr über die Schulter gehängt hatten und nach den arbeitenden Sappeuren Handgranaten warfen. Die Bedeckung der Sappeure bestand heute nur aus einem Bataillon. Der Belagerer stand, wegen des kräftigen Widerstandes, den er fand, von seinem Vorhaben den gedeckten Weg gewaltsam zu nehmen ab und zog sich in die dritte Parallele zurück. Die beiden Reserve-Bataillone des Vertheidigers besetzten den gedeckten Weg wiederum. Die Artillerie hatte an diesem Tage gar nicht gefeuert, doch wurde ihre Mitwirkung auf beiden Seiten bei den Kämpfen um den gedeckten Weg selbstverständlich angenommen.

Nachmittags vollendeten die Sappeure ihre Arbeit bis zum Glacisfuße, und die beiden Tranchee-Kavaliere wurden fertig und besetzt. Es konnte nun angenommen werden, daß es deren Besatzung gelang, den Vertheidiger dauernd vom gedeckten Weg fernzuhalten. Somit befahl der König, mit dem Bau des Couronnements zu beginnen. Die Artillerie legte gleichzeitig die beiden vom Könige persönlich bezeichneten Bresch-Batterien N und O an. Batterie N hatte gegen die linke Face des Ravelins zu wirken, wurde aber außer mit 2 Kanonen auch noch mit 2 Mörsern armirt, um gleichzeitig als Kontre-Batterie das linke Orillon von Bastion I zu zerstören, damit von diesem aus der Grabenübergang später nicht flankirt werden könnte. Batterie O sollte Bresche in die rechte Face des Bastions II legen. Der Vertheidiger erbaute hinter dem am meisten bedrohten Bastion II von einem Schulterwinkel zum anderen den rückwärtigen Abschnitt q r im eingehenden Winkel, aus Brustwehr mit Banket und Graben bestehend.

Am 30. Juli, einem Sonntage, eröffneten nach dem Gottesdienst um 11 Uhr vormittags zunächst die beiden Bresch-Batterien N und O ihr Feuer in den schon bezeichneten Richtungen. Sodann wurde angenommen, daß die Bresche g hergestellt sei und die Geschütze des linken Orillons von Bastion I dauernd zum Schweigen gebracht seien, sowie daß der Vertheidiger das Ravelin verlassen habe. Die Couronnements a-b und c-d waren durch 150 Arbeiter vollendet, und der König befahl demzufolge dem Oberstleutnant

Balby, den Grabenniedergang k-l und den Grabenübergang m-n herzustellen und den letztgenannten mit einer guten Schulterwehr gegen die Flanke (Orillon) von Bastion I zu versehen. Diese Arbeiten wurden nachmittags ausgeführt. Der Grabenniedergang wurde als bedeckte Gallerie gebaut.

Abends 8 Uhr, als Alles fertig und die Bresche für 15 Mann in Front gangbar gemacht worden war, besichtigte der König mit sämmtlichen Offizieren die Arbeiten. Er sprach hierbei über die Pflichten des Festungs-Kommandanten in diesem letzten Stadium der Vertheidigung und äußerte sich dahin, daß ein guter Kommandant niemals früher kapituliren dürfe, als bis die Gallerie (Grabenniedergang) gebaut und die Bresche für den Angreifer gangbar sei. Dann aber könne er unterhandeln. Sodann gab er, für den Fall, daß weitere Gegenwehr stattfinden und der Sturm abgewartet werden sollte, die Mittel an, um eine schon gangbare Bresche zu vertheidigen. Man solle lange und schwere Balken bereithalten, um sie im Augenblick des Sturmes als Walzen der feindlichen Infanterie entgegenzurollen. Auch könne man die Bresche durch große Feuer, die dauernd unterhalten würden, ungangbar machen. Die Brustwehr der hergestellten rückwärtigen Abschnitte müsse höher sein als die des vorliegenden Bastions. Man könne hinter die Brustwehr des Abschnitts und hinter die Kurtine noch allenthalben 3- und 6pfündige Kanonen bringen, diese könnten nicht leicht demontirt werden.

Am 31. wurde der Sturm ausgeführt. Sechs Bataillone (3 Bataillone Garde, das Grenadier-Garde-Bataillon Retzow und das Regiment Prinz Heinrich) standen mit ihren 6 Grenadier-Kompagnien unter dem Generalleutnant Herzog Ferdinand von Braunschweig um 7 Uhr morgens in der Tranchee bereit. Zunächst besetzte 1 Hauptmann mit 2 Offizieren und 160 Grenadieren vom I. Bataillon Garde die Gallerie von der bedeckten Sappe bis zum Grabenübergang, die übrigen Truppen besetzten die beiden anderen Sappen und die dritte Parallele. Auf das Signal für den Beginn des Sturmes, zwei Bombenwürfe nach dem nicht angegriffenen Bastion I, gingen zuerst 1 Leutnant und 30 Grenadiere durch die Gallerie, ihnen folgten 36 Arbeiter mit Sandsäcken, Schanzkörben und Faschinen, hinter diesen wiederum 1 Leutnant mit 30 Grenadieren, dann 1 Hauptmann mit dem Rest der vordersten Grenadier-Kompagnie und hinter diesem eine weitere Kompagnie Grenadiere. Die vordersten Grenadiere erstiegen schnell die Bresche, „faßten posto gegen den Abschnitt, dicht an dem Graben der Coupure und fieng gleich an, auf den in dem Abschnitt supponirt stehenden Feind zu feuern". Die Arbeiter folgten unmittelbar, „setzten die Schanzkörbe vor der Mitte der Bresche an, bis zu oberst derselben und endigten das logement an der Spitze des Bollwerks, deckten sich durch ein kurzes crochet gegen das Feuer des Bastions, das nicht attaquiret wurde". Der Leutnant mit der zweiten Grenadier-Abtheilung postirte sich links der Bresche.

auf der Berme der Face und auf der Mitte der Brustwehr, von wo seine Leute heftig auf den Feind feuerten. Der Hauptmann mit dem Rest der vordersten Grenadier-Kompagnie nahm rechts von der zuerst übergegangenen Abtheilung Stellung in dem ausgedehnten Winkel des Bollwerks gegen den Abschnitt „und hörten sämmtlich nicht auf zu feuern, bis die Besatzung Chamade hinter dem Abschnitt schlug". Diese drei kleinen Abtheilungen suchten auf der zerschossenen Brustwehrkrone Deckung gegen das feindliche Feuer durch Hinlegen oder in den Bombenlöchern. Inzwischen hatten die Arbeiter das Logement vollendet, die stürmende Mannschaft hatte innerhalb 7 Minuten ihre 20 Patronen verschossen. Der König, der den Sturm von der Bresche aus beobachtet hatte, gab nun das Zeichen zur Beendigung der Uebung.

Es wurde angenommen, daß dem Kommandanten, weil er nicht das Alleräußerste abgewartet, folgende ehrenvolle Kapitulation bewilligt wurde:

„1. Ein freyer Abzug mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, mit dem Beding, nach der nächsten Garnison escortiret zu werden.

2. Die Befugniß, 2 sechspfündige Kanonen, mit 100 Schuß versehen, 2 bedeckte Wagen so wie sämmtliche Bagage, sowohl der officiers als auch der Gemeinen mitzunehmen.

3. Sollte der abziehenden Garnison kein Deserteur reclamiret und abgenommen werden."

Der König knüpfte hieran noch eine Belehrung der Offiziere über Kapitulations-Bedingungen. Die auswärtigen Offiziere reisten noch am selben Tage in ihre Garnisonen zurück. Das Polygon und die Belagerungsarbeiten blieben 14 Tage lang stehen, damit die Offiziere, die sie noch nicht gesehen hatten, sie besichtigen konnten. Alsdann wurde Alles eingeebnet.

Unabhängig von der geschilderten Uebung hatte der König noch eine Fladdermine bauen lassen, um den anwesenden Offizieren eine praktische Anschauung von deren Wirkung zu geben. Hinter der erbauten Festungsfront befand sich eine verfallene Redoute. Hier hatte Major v. Dieskau von der Artillerie 7 Fuß tief unter der Brustwehr die Mine angelegt. Diese Arbeit wurde am Nachmittag des 30. Juli ausgeführt. Nach Scheelens Angaben bestand die Mine aus einem viereckigen Kasten, der je 1 Fuß lang, breit und hoch war und die Pulverladung aufnahm. Die Zündung lag im Graben der Redoute und war durch eine Pulverleitung mit dem Kasten verbunden. Am 31. wurde die Mine gezündet. Sie warf einen Trichter aus von 3 Fuß Tiefe und 16 Fuß im Durchmesser.

Der König war mit der Ausführung der ganzen Uebung überaus zufrieden. Der Oberstleutnant Balby erhielt eine jährliche Zulage von 500, der Hauptmann Lefèbvre eine solche von 300 Thalern, der Major v. Dieskau den Orden pour le mérite und eine goldene Tabatiere. Von den Artillerie-Offizieren wurden ausgezeichnet: Hauptmann v. Holtzmann I. durch eine goldene

Tabatiere, Hauptmann v. Möller durch ein goldenes Etui. Der Premierleutnant Wenzel erhielt 150 Thaler und 4 große Schaustücke, Premierleutnant v. Holtzendorff 10 solche Münzen in Silber, die auf verschiedene Siege geprägt waren.

Der Minenversuch bei Potsdam im Frühjahr 1754.

Die zu jener Zeit in Frankreich im Gange befindlichen Versuche in der Anwendung überladener Minen (globes de compression) und die Umwandlung der Gallerien des Kontreminensystems zu Laufgräben durch den Angreifer vermittelst Pulversprengungen hatten das Interesse des Königs aufs Aeußerste angeregt. Der Erfinder dieses Systems war der Französische General Bernard Forest de Bélidor. Er hatte im Frühjahr 1753 bei Bisy in der Normandie, dem Landgute des Marschalls Belle-Isle, in Gegenwart des Grafen d'Argenson, damaligen Chefs des Ingenieurkorps, und vieler Ingenieur- und Artillerie-Offiziere die ersten Versuche dieser Art gemacht, und ihre überraschenden Erfolge hatten den Erfinder selbst in Staunen versetzt. Die ersten Nachrichten von dem Verfahren erhielt der König durch den Hauptmann Lefèbvre. Er ergriff den Gedanken mit großer Lebhaftigkeit und beauftragte Lefèbvre, sich mit dem Erfinder in Verbindung zu setzen, um in Preußen ähnliche Versuche anstellen zu können.

Bélidor hatte unter den Französischen Artillerie- und Ingenieur-Offizieren wenig Freunde. Man nahm seine Versuche und ihren Erfolg in seinem Vaterlande ziemlich kühl auf und beurtheilte sie sogar theilweise abfällig. Als daher der König durch Lefèbvre um Einsichtnahme der Berichte ersuchte, nahm der nunmehrige Kriegsminister d'Argenson keinen Anstand, Bélidor zu ermächtigen, daß er die Ergebnisse seiner Versuche mit dem globe de compression an Lefèbvre mittheile. Der König, der ja zu dieser Zeit noch fest an die Fortdauer seines Bündnisses mit Frankreich glaubte und gerade 1754 den Grafen Gisors, Sohn des Marschalls Belle-Isle, äußerst zuvorkommend als seinen Gast bei den Frühjahrsbesichtigungen aufnahm, zeigte sich der Französischen Militärverwaltung in der Folge mehrfach gefällig, so z. B. durch genaue Mittheilungen über Konstruktion und Bedienung der Preußischen Bataillonsgeschütze.*) d'Argenson mag seine Zustimmung daher auch als einen Akt der Courtoisie angesehen haben.

Im März berichtete demnach Bélidor an Lefèbvre über seinen Versuch, unter genauen Angaben über die Anlage, Pulverladung, kürzeste Widerstandslinie ꝛc. Er nennt den globe de compression hierbei eine große Mine mit einem unterirdischen Zugang, die alle vorgeschobenen Werke vernichte, die Kontreeskarpe in den Graben werfe, den durch Kontreminen geschützten, gedeckten Weg ohne blutiges Gefecht erobere und so schon allein den Fall der Festung herbeiführen könne.

*) Kriegsgesch. Einzelschriften Heft 28 bis 30, S. 427 und Anhang Nr. 21.

Solche bedeutenden Vortheile wollte sich der König nicht entgehen lassen. Er befahl daher, daß ein Versuch mit dem neuen Verfahren vor dem Jaegerthor bei Potsdam unter Balbys Oberleitung stattfinden solle. Mit der Ausführung der Arbeiten wurden Hauptmann Lefèbvre und Leutnant Gontzenbach vom Ingenieurkorps mit 2 Unteroffizieren und 20 Mineuren betraut. Die Arbeiten begannen am 2. April und waren am 27. beendigt.

Der Versuch war so angeordnet, daß der globe de compression alle möglichen Arten von Minengängen aus Mauerwerk und Holz, Bekleidungsmauern ꝛc. treffen mußte. Jedoch nicht nur die Ziele der Minenwirkung, auch Gelände und Bodenbeschaffenheit suchte man möglichst verschieden auszuwählen, um aus der erzielten Wirkung Rückschlüsse auf die Berechnung der Pulverladung machen zu können.

Nachdem der Minengang in genügender Länge vorgetrieben war, wurde die Pulverkammer mit einer Seitenlänge von 4 Fuß und einigen Zoll kubisch ausgearbeitet und darin der hölzerne, ebenfalls kubische Pulverkasten von 4 Fuß Seitenlänge aufgestellt; seine Ladung betrug 30 Centner Pulver. Die Abmessungen des Pulverkastens waren so gewählt, daß nach seiner Füllung mit der festgesetzten Ladung noch ein freier Raum verblieb, der die Wirkung bei der Entzündung des Pulvers erhöhen sollte. Die Größe der Ladung, ihr Abstand von der Erdoberfläche (kürzeste Widerstandslinie) und von den Nachbargallerien, die das Kontreminensystem andeuten sollten, waren nach Bélidors Angaben berechnet worden. Lefèbvre hatte dabei einige ihm nothwendig erscheinende Abänderungen vorgenommen und an Bélidor mitgetheilt, und dieser hatte sie gebilligt. Die Verriegelung und Verdämmung geschah durch Balken und Bohlen sowie mittelst Erde und Rasen zur Ausfüllung der Zwischenräume.

Am 28. April wurde die Mine in Gegenwart des Königs gezündet. Sie warf einen Trichter aus von 66 Fuß = 20,4 m Durchmesser und von 18 Fuß = 5,10 m Tiefe. Die Wirkung gegen die Nachbargallerien war außerordentlich. Der König theilte noch an demselben Tage das Ergebniß des Versuchs an Bélidor mit und sprach dabei seine volle Anerkennung und seinen Dank an ihn und d'Argenson aus. Bélidor dankte am 31. Mai für die erwiesene Gnade und hob dabei hervor, daß der Potsdamer Versuch den seinigen bei Bisy weit überflügelt habe. Er beglückwünschte auch Lefèbvre zu dem großartigen Erfolge und schloß mit den Worten: „Cette opération vous fait beaucoup d'honneur."

Der König hielt den Versuch streng geheim, nur einigen Generalen, wie Fouqué und Anderen, machte er von dem Verfahren und seinen Ergebnissen Mittheilung. Jedenfalls hat ihn der Versuch in der hohen Meinung, die er von den Minen hegte, wesentlich bestärkt. In seinem Urtheil über die Festung Wesel vom 20. November 1750*) schreibt er: Wesel est bien fortifié, . . .

*) Polit. Korresp. XIV, Nr. 8354: „Projet de campagne pour l'armée des alliés" vom König am 20. November 1754 an den Englischen Gesandten Mitchell übersandt.



Les ouvrages ne sont point minés, et quoiqu'elle ne manque ni de munitions de guerre, ni de canons pour sa défense, elle ne soutiendrait pas longtemps un siège de la façon qu'on les fait aujourd'hui, surtout depuis que ce ne sont plus les ouvrages, mais les mines qui défendent les places . . ." Bei der Belagerung von Schweidnitz 1762 unter Tauentzien, bei der Major Lefèbvre die Angriffsarbeiten leitete, wurden die globes de compression mit gutem Erfolg angewendet.

Die vorstehende Darstellung wird zur Genüge gezeigt haben, wie eingehend sich König Friedrich mit dem Festungskriege beschäftigt hat, und daß er auch auf diesem Gebiete, wie bei Allem, was er betrieb, in das innerste Wesen der Sache eingedrungen ist. Die Ergebnisse seiner Thätigkeit lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

Er hat dem Festungskriege wieder die Stellung angewiesen, die ihm gebührt, eines der Hülfsmittel des Krieges zur Erreichung seiner Ziele zu sein. Friedrichs Vorgänger und Zeitgenossen sahen in ihm nur zu oft den Hauptzweck des Krieges.

Durch ihn wurde die Befestigungskunst wieder zu dem, was sie sein soll: die künstliche Nachhülfe im Gelände, das sie für die Zwecke der Taktik umzuformen hat.

Er hat den Festungsangriff energischer zu gestalten gesucht, indem er das offensive Verfahren dadurch schärfer betonte, daß er auch noch während der Durchführung des förmlichen Angriffes die Wegnahme der Festung durch Ueberraschung und gleichzeitige Demonstration nicht für ausgeschlossen hält, außerdem auch den Entsatzversuch offensiv abwehren will. Durch Verzicht auf die Kontra- und Cirkumvallationslinien vereinfachte er die Erdarbeiten wesentlich und kürzte dadurch das ganze Angriffsverfahren ab.

Er hob die Festungsvertheidigung zu bedeutend gesteigerter Thatkraft durch die Forderung, daß der Angreifer fortgesetzt zu beunruhigen sei. Wenn er der Neigung zu planlos unternommenen großen Ausfällen steuerte, so schränkte er damit die offensive Vertheidigung keineswegs ein, denn auch er verlangte große Ausfälle in bestimmten entscheidenden Augenblicken und erleichterte ihre Ausführung wesentlich durch seine technischen Anordnungen für ihre gesicherte Vorbereitung. Durch den Bau mehrerer Abschnitte endlich forderte er das wiederholte Standhalten an jedem dieser Abschnitte und gestaltete damit die Vertheidigung viel zäher und nachhaltiger als bisher.

Zu: Militär

Plan

Erläuterungen:

A, B Demontir-Batterien, je 2 Kanonen, 1 Mörser.
C D gebrochene Demontir-Batterie, 1 Kanone, 1 Mörser
E Ricochett-Batterie gegen die linke Face des Ravelins.
F " " " " " von Bastion II.
G " " " " rechte " " " I.
H " " " " " " des Ravelins.
J " " " " linke " von Bastion I.
K " " " " rechte " " " II.

K

P

B

H

L, M Maskirte Demontir-Batterien, je 2 Kanonen
N Bresch-Batterie gegen die linke Face des Ravelins, zugleich Demontir-Batterie gegen das linke Orillon von Bastion I, 2 Kanonen, 2 Mörser.
O Bresch-Batterie gegen die rechte Face von Bastion II 3 Kanonen.

die Kavallerie

zen- oder Traversan-Sappe
pe
nt
liere

kl Grabenniedergang (Gallerie)
mn Grabenübergang
opt Grenadier-Abtheilungen zum Schutze der Arbeiter am Logement
qr rückwärtiger Abschnitt des Vertheidigers
ss Logement.

Nach ein

Kriegs -

Autogr. d. ... Verlag d. Königl. Hofbuchhandlung v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Kochstr. 68-71.

Napoleonische Schlachtenanlage und Schlachtenleitung.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft am 12. Dezember 1900

von

Balck,
Major im großen Generalstabe und Lehrer an der Kriegsakademie.

Mit einer Karte in Steindruck und einer Skizze im Text.

Der Sturmwind der Revolution, welcher über Frankreich dahinbrauste, warf das Königthum mit all seinen Staatseinrichtungen zu Boden. Mit Auflösung der Königlichen Armee verschwand Alles, was mit der verknöcherten Kriegskunst des zur Neige gehenden 18. Jahrhunderts zusammenhing. An Stelle des vaterlandslosen Söldnerheeres trat das Volksheer, der Einsatz der ganzen materiellen Kraft eines Volkes, um den Kriegszweck zu erreichen. Nicht mehr Gewinn einer Provinz, Eroberung einer Festung wurde das Ziel kriegerischer Operationen, sondern Niederwerfung der Heeresmacht des Gegners. Dies ist der Boden, auf dem das Feldherrnthum eines Napoleon sich entwickelte.

Sein Operationsplan gipfelt jedesmal darin, so schnell als möglich eine Schlacht unter den für den Gegner ungünstigsten Umständen zu suchen.*) Wenn in späteren Jahren Napoleon einmal gesagt hat, daß er niemals einen Operationsplan gehabt habe, so stehen dem die eigenen Niederschriften des Kaisers entgegen, in denen er im Verkehr mit seinen Marschällen die Grundzüge seiner Operationen entwickelt. Der Kaiser hat aber Recht, wenn man seine einfachen Entwürfe mit den auf geographischen und mathematischen Grundlagen aufgebauten Kriegsplänen seiner Gegner vergleicht. Die vom Kaiser mit ausgesprochener Absicht vertretene Behauptung, daß er Marengo, Ulm und Jena**) schon vor Beginn des Feldzuges vorausgesehen habe, muß

*) Mon plan de campagne c'est une bataille et toute ma politique c'est le succes. Ansprache des Kaisers in Witebsk an seine Generale. Fain, Manuscrit de 1812, I., p. 324.

**) Nach den von Mathieu Dumas veröffentlichten Erinnerungen des General-Intendanten der Armee, Daru, soll der Kaiser bereits am 24. August 1805 diesem den Plan seines Feldzuges gegen Oesterreich in allen seinen Einzelheiten diktirt und bereits die Einschließung und Waffenstreckung der Oesterreicher bei Ulm — sie trafen hier erst



in das Reich der Fabel verwiesen werden. Ein großes Operationsziel im Auge, bereitet er die Bewegungen seiner Heere nur bis zum ersten Zusammenstoße mit der feindlichen Hauptmacht vor. Ist diese geschlagen, dann sucht der Kaiser die Ausnutzung der Hülfsmittel des Landes seinem Feinde unmöglich zu machen, seinen Widerstand durch Besitznahme der Landeshauptstadt zu brechen.

Prüft man die Einleitung einer größeren Anzahl napoleonischer Operationen, sieht von den Operationen auf der inneren Linie ab, so erkennt man als einheitlichen Grundzug: Massen an der entscheidenden, für den Gegner empfindlichsten Stelle einzusetzen, Nebenaufgaben völlig außer Acht zu lassen oder sie nur schwachen Streitkräften zu überlassen.*) Der Kaiser versammelt sein Heer in einem einzigen Aufmarschraume. Rasch zusammengefaßt, werden die Korps keilartig zum Durchbruch gegen die Mitte des feindlichen Aufmarschgebietes angesetzt, oder sie werden auf einer einzigen Operationslinie**) derart gegen die Flanke des Feindes vorgeführt, daß die Verbindung des feindlichen Heeres mit seinen Hülfsquellen gefährdet wird, ohne dabei die eigenen Verbindungen aufzugeben. Im Jahre 1794 schreibt Bonaparte: „Es verhält sich mit den Kriegssystemen wie mit den Belagerungen der Festungen. Man muß sein Feuer gegen einen Punkt vereinigen. Ist die Bresche gemacht, so ist das Gleichgewicht gestört. Alles Uebrige wird unnütz — und die Festung ist genommen . . . . man muß seine Angriffe nicht zerstreuen, sondern sie vereinen."***)

am 18. September ein — vorhergesehen haben. Dem widerspricht der Briefwechsel des Kaisers. Am 25. August schrieb er an Talleyrand: „Il s'agit de me gagner vingt jours et d'empêcher les Autrichiens de passer l'Inn pendant que je me porterai sur le Rhin." Am gleichen Tage schreibt er an den König von Bayern, für ihn in Ulm 500 000 Portionen Zwieback bereithalten zu lassen. Thiers hat die Erzählung von Mathieu Dumas in seine Geschichte des Kaiserreichs übernommen, Lanfrey (III., S. 306) sie in schlagendster Weise widerlegt. — Während der Kaiser am 12. Oktober 1806 über den Mangel an Nachrichten klagt, schreibt er an Talleyrand: „Les affaires vont içi tout à fait comme je les avais calculées il y a deux mois à Paris, marche par marche, presque événement par événement. Je ne me suis trompé en rien." Corresp. XIII, 10 989. Ueber Marengo siehe Bourrienne, Mémoires IV. p. 150. Siehe auch v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches. V., S. 105.

*) Note au Prince Eugène, Valladolid 1809.

**) „Une armée ne doit avoir qu'une ligne d'opérations." Napoléon. Observations sur les Campagnes de 1796 en Allemagne et en Italie.

***) Rapport sur la position politique et militaire des armées de Piemont et d'Espagne. „Lorsqu'avec de moindres forces, j'étais en présence d'une grande armée, groupant avec rapidité la mienne, je tombais comme la foudre sur l'une de ses ailes et je la culbutais. Je profitais ainsi d'un désordre que cette manoeuvre ne manquait jamais de mettre dans l'armée ennemie pour l'attaquer dans une autre partie toujours avec toutes mes forces. Je le battais ainsi en détail et la victoire qui en était le resultat était toujours comme vous le voyez le triomphe du grand nombre sur le petit." Stendhal. Vie de Napoléon. p. 197.



Der erste und der letzte Feldzug Napoleons werden mit einem strategischen Durchbruche eingeleitet, indem der Stoß auf denjenigen Punkt der gegnerischen Aufstellung gerichtet wird, wo die Unterkunftsräume zweier verbündeten Heere zusammenstoßen, 1796 Oesterreicher und Piemontesen, 1815 Engländer und Preußen. Anfang Juni 1815 verfügte der Kaiser über 204 000 Mann, von denen 76 000 an den Grenzen Frankreichs vom Mittelmeer bis Straßburg, an den Pyrenäen und in der Vendée standen. Mit 128 000 Mann wollte der Kaiser sich gegen die in Belgien befindlichen Engländer und Preußen wenden, die 210 000 Mann stark in einer Ausdehnung von 120 km Breite und 50 km Tiefe zwischen der Schelde und den Ardennen sich befanden (s. Skizze 1). Die geringe Stärke des Französischen Heeres wurde ausgeglichen durch die Möglichkeit, das Heer schneller versammeln zu können, als dieses die Verbündeten thun konnten, durch den Umstand, daß, wenn der beabsichtigte Durchbruch gelang, die Rückzugsrichtung der Engländer auf Antwerpen, die der Preußen über Namur nach dem Rheine führte. Napoleon war Anfang Juni mit sechs Armeekorps in einer Ausdehnung von 280 km aufmarschirt. Seine Korps nahmen nur eine um 20 km geringere Ausdehnung ein als die Preußischen Heere im Jahre 1866 vor dem Einmarsch in Böhmen und Sachsen. Eine vollständige Absperrung der Grenze sollte den Gegner über den gewählten Angriffspunkt möglichst lange täuschen. Ehe noch die Verbündeten die Absicht ihres Gegners durchschaut hatten, war die Armee am 12. Juni auf der 40 km langen Strecke Philippeville—Maubeuge vereinigt, um auf Brüssel vorzugehen. Am 14. wird die Armee auf einem Raume von 24 km nach Breite und Tiefe in Richtung des rechten Flügels zusammengefaßt, um zunächst gegen den gefährlichsten Gegner, gegen die Preußische Armee, vorzubrechen. Am 16. greift der Kaiser die Preußische Armee bei Ligny an, ohne daß jedoch diese Schlacht das gewünschte Ergebniß liefert. Die Preußische Armee vermag sich ihrer vollen Vernichtung zu entziehen und zwei Tage später die Entscheidung bei Waterloo zu bringen.

Häufiger als den strategischen Durchbruch wendet der Kaiser die strategische Umgehung an, indem er die gesammte Armee einheitlich gegen die Flanke des Gegners vorführt.*)

Bei Beginn des Krieges gegen Oesterreich 1805 marschirt der Kaiser in zwei Gruppen von Schlettstadt bis Mannheim und zwischen Mainz und Würzburg auf. Die Ausdehnung der rechten Gruppe der Armee beträgt 160 km. Unter dem Schutze der in breiter Front über den Schwarzwald vorgehenden Kavallerie Murats überschreitet sie den Rhein, umgeht die Nordspitze des Schwarzwaldes, vereinigt sich mit den aus Holland und Hannover

*) „L'art de guerre indique qu'il faut tourner ou déborder une aile sans séparer l'armée.“ Précis des guerres de Frédéric II. 24. observation. (Schlacht von Liegnitz.)



anmarschirenden Korps, schwenkt dann gegen die Donau ein, indem die Front der ganzen Armee am 2. Oktober bis auf 150 km verkleinert wird. Am 5. beträgt ihre Ausdehnung nur noch 70, am 9. nur noch 50 km. Die Anordnungen des Kaisers sind derart getroffen, daß einem Vorgehen des Feindes durch zwei Korps im Laufe eines Tages begegnet werden kann. Für eine etwaige Schlacht bei Heidesheim oder Nördlingen wird keine Vereinigung vor der Schlacht, sondern erst auf dem Schlachtfelde angestrebt. „Meine Absicht ist", schreibt der Kaiser an Soult, „wenn wir mit dem Feinde zusammenstoßen, ihn von allen Seiten einzuschließen;*) nicht ein Mann soll von dieser Armee nach Wien entkommen."**) Die vereinigte Französische Armee steht nach Ueberschreitung der Donau auf der Verbindungslinie des bei Ulm befindlichen Generals Mack, welcher versäumt hat, sich rechtzeitig dieser Umfassung zu entziehen. Da die anmarschirenden Verstärkungen noch zu weit entfernt sind, bleibt ihm nichts Anderes übrig, als die Waffen zu strecken.

Das Manöver von Ulm wird vorbildlich für die spätere Anlage der Operationen Napoleons.

Im Spätsommer 1806 steht Napoleons Armee in ausgedehnten Quartieren von Passau an der Donau bis an die Einmündung der Sieg in den Rhein. Am 3. Oktober versammelt er seine Feldarmee mit etwa 160 000 Mann in einer Front von 250 km, zwischen Mainz, Würzburg und Bayreuth (s. Skizze 2). Die Rhein-Front wird durch das Korps Mortier um Mainz und durch die Aufstellung der Nord-Armee um Wesel geschützt. Beide Korps,***) die erst in der Bildung begriffen sind, sollen die Preußen täuschen und zur Theilung ihrer Streitkräfte veranlassen.†) Das Preußisch-Sächsische Heer wollte nach den Berathungen vom 25. September den Thüringer Wald durchschreiten, gegen den unteren Main vorgehen, die gegnerische Aufstellung durchbrechen und eine entscheidende Schlacht liefern. Napoleon beabsichtigt, das Gebiet zwischen Bamberg und dem Rhein aufzugeben, seine Armee am 5. Oktober nach dem rechten Flügel zu vereinigen. Am 7. sollen die Korps in der Linie Bayreuth—Bamberg an drei Marschlinien mit zehntägiger Verpflegung bereitstehen, um in Richtung auf Leipzig vorzubrechen: „Meine ersten Märsche bedrohen das Herz der Preußischen Monarchie, und die Entwickelung meiner Kräfte wird so Achtung gebietend und schnell sein, daß wahrscheinlich die ganze Preußische Armee aus Westfalen auf Magdeburg zurückgehen wird,

---

*) Corresp. XI. 9323 an Soult. Ludwigsburg, 3. Oktober.

**) „Que si je n'avais voulu que battre l'ennemi, je n'aurai pas eu besoin de tant de marches et de fatigues — — mais que je veux le prendre et qu'il faut que de cette armée, il ne reste pas un seul homme pour en porter la nouvelle à Vienne." An Soult 12. X. 1805.

***) Ende Oktober zählte das Korps Mortier erst 6 Bataillone, 6 Geschütze.

†) Corresp. XIII, 10 917, 10 920, 10 926.



um die Hauptstadt zu vertheidigen."*) Die Marschrichtung führt nicht auf einen Punkt von angeblich strategischer Wichtigkeit, der Marsch über Leipzig auf Berlin ist nur das Mittel zum Zweck, um das lose Band der Koalition zwischen Preußen und Sachsen zu lockern, die feindliche Armee unter ungünstigen Verhältnissen zur Schlacht zu zwingen. Am 5. steht die Armee in drei Kolonnen zu 50 000 Mann (rechter Flügel), 70 000 Mann (Mitte) und 40 000 Mann (linker Flügel) zum Vormarsch bereit. „Mit dieser so bedeutenden Uebermacht — schreibt der Kaiser an Soult am 5. Oktober**) — fühlen Sie wohl, daß ich nichts dem Zufall überlasse, sondern in der Lage bin, den Feind überall, wo er Stand halten will, mit doppelter Ueberlegenheit anzugreifen." In diesen Worten liegt das Wesen seiner ganzen Kriegskunst: Zusammenfassen aller verfügbaren Kräfte, um diese auf dem Schlachtfelde zur Geltung zu bringen. Am 7. Oktober hat die verbündete Preußisch-Sächsische Armee den Vormarsch durch den Thüringer Wald aufgegeben und steht zwischen Gera, Gotha, Erfurt und Weimar, im Ungewissen, ob der Angriff des Feindes gegen ihren linken oder rechten Flügel erfolgen wird. Aber auch im Französischen Hauptquartier ist man im Unklaren über die Kräftegruppirung des Gegners. Die Massen des feindlichen Heeres glaubte der Kaiser um Erfurt annehmen zu dürfen. Die Richtung des Französischen Vormarsches bedrohte die Verbindungen aller Preußischen Truppentheile auf dem linken Elb-Ufer mit der Mitte des Staates und mit Dresden. Der Kaiser steht am 11. abends mit seinen Hauptkräften in einer Front von 52 km Breite und 30 km Tiefe, mit dem 4., 1., 3., 5. und 7. Korps zwischen Elster und Saale, in der Linie Gera—Saalfeld, das 6. Korps bei Schleiz. Nur die Garden und die Bayern sind noch weiter zurück. In der Annahme, daß der Gegner um Erfurt versammelt sei, ordnete Napoleon das Einschwenken seiner Korps an, so daß die Front nach Westen gerichtet ist und mit dem Laufe der Saale zusammenfällt. Davout und Bernadotte sowie die Kavallerie Murats erreichen Naumburg; 25 km Saale aufwärts stehen die Korps von Lannes und Augereau; in zweiter Linie gelangt Ney nach Auma, Soult nach Gera. Die Armee ist am 12. abends auf einem Raume von 38 km Breite und 32 km Tiefe vereinigt. Der linke Flügel war in seiner Aufstellung einem sofortigen Angriff mit überlegenen Kräften durch die Verbündeten ausgesetzt, aber das lähmende Gefühl, von der gesammten Armee des Kaisers umgangen zu sein, machte sich geltend. Im Hauptquartier der Verbündeten kann man sich zu einem Angriff nicht entschließen, sondern beabsichtigt, nach der Elbe zurückzumarschiren. Fürst Hohenlohe soll mit seinem Heerestheil den Abmarsch der Hauptarmee über Auerstädt nach Freiburg durch eine Aufstellung zwischen Weimar und Jena decken. Der Kaiser glaubt hingegen, daß die Preußisch-

*) Paris, 30. Sept. 1806, an Louis Napoleon. Corresp. XIII, 10 920.
**) Corresp. XIII. 10 941.

Sächsische Armee Stand zu halten beabsichtige, er will am 13. ruhen, um am 16. zu schlagen. In der Voraussetzung, den Gegner in Stellung anzutreffen, glaubt er seiner Armee einen Ruhetag gewähren zu können, um die Korps in sich aufschließen zu lassen.*) Seine Sorge ist nur, seine Korps vor vereinzelten Angriffen auf den in Stellung angenommenen Gegner zurückzuhalten, sie vor Theilniederlagen zu bewahren: „L'art est aujourd'hui“, schreibt der Kaiser an Lannes,**) „d'attaquer tout ce qu'on rencontre, je veux dire qu'il faut attaquer tout ce qui est en marche et non dans une position qui le rend trop supérieur.“ Nach den bereits am 10. angegebenen Marschzielen***) soll die Armee, um den bei Erfurt vermutheten Gegner anzugreifen, in zwei Treffen um Weimar und Jena sich versammeln, thatsächlich ist hier die Vereinigung der ganzen Armee vor der geplanten Angriffsschlacht ins Auge gefaßt. Am 13. treffen um 9 Uhr†) Meldungen ein, welche es wahrscheinlich machen, daß der Gegner entweder sich auf das bei Jena befindliche Korps Lannes werfen will oder auf Magdeburg abmarschiren wird. „Enfin le voile est déchiré.“ Der Feind steht nicht, wie der Kaiser geglaubt hat, bei Erfurt, sondern in dem von Napoleon gewählten Aufmarschraume zwischen Jena und Weimar; in den Befehlen an die Korps wächst die Stärke des Preußischen Heeres von 25 000 Mann bis auf 50 000 Mann. Es ist keine Zeit mehr zu verlieren. Der Kaiser reitet selbst nach Jena voraus, Murat und Bernadotte werden nach dem Saale-Uebergange von Dornburg gewiesen, um von dort aus Lannes zu unterstützen. Die Garde, die Korps Soult, Ney, Augereau eilen konzentrisch dem voraussichtlichen Schlachtfelde zu.††) Davout erhält Weisung, wenn etwa noch am 13. ein Angriff gegen Lannes erfolgen solle, sofort gegen die Flanke der Preußen vorzugehen, andernfalls weitere Befehle abzuwarten.

Wohl selten ist eine Entscheidungsschlacht auf so ungewisser Grundlage geschlagen worden, wie die von Jena. Hätte Napoleon erst die Ergebnisse der Aufklärung abwarten wollen, so würde sich die Preußische Armee einer Entscheidung entzogen haben. Wenn der Führer, der sich stark genug zum

*) An Soult, 10. Oktober, Corresp. XIII, 10 977; an Lannes, 13. Oktober, 10 998 ꝛc.

**) 12. Oktober, Corresp. XIII, 10 982.

***) Corresp. XIII, 10 974: „Attaquez hardiment ce qui est en marche, ce sont des colonnes qui cherchent à se rendre à un point de réunion et la rapidité de mes mouvements les empêche de recevoir à temps un contreordre“, schreibt der Kaiser am 12. früh an Murat, Corresp. XIII, 10 982.

†) Corresp. XIII, 11 000.

††) In gleicher Weise ergab sich der konzentrische Angriff der Preußischen Heere am 3. Juli 1866 dadurch, daß man die Oesterreichische Armee nicht, wie man annahm, auf dem linken, sondern auf dem rechten Elbe-Ufer fand. Erinnerungen des Generals der Kavallerie Grafen v. Wartensleben-Carow, Berlin 1897, S. 26.

Angriff fühlt, nur weiß, was er will, — wenn die Armee nur in sich richtig gruppirt ist, so tritt die Forderung, die Einzelheiten der Ergebnisse der Aufklärung abzuwarten, erst in zweite Linie. Keineswegs dürfen die großen Entschlüsse davon abhängig gemacht werden. Die Gruppirung der Streitkräfte wird beim Vormarsch gegen den Feind, über dessen Maßnahmen genaue Nachrichten fehlen, so angeordnet, daß ein Zusammenwirken der Korps auch möglich ist, wenn das Verhalten des Gegners nicht dem Bilde entsprechen sollte, welches sich der Kaiser gemacht hatte. Beim Vormarsch der Französischen Armee nach der Schlacht von Lützen auf Dresden (1813), biegt eine Heeresabtheilung von 67 000 Mann unter dem Marschall Ney aus der Hauptkolonne auf Torgau ab, um zu Zwecken à deux mains zu dienen. Geht die verbündete Armee von Dresden nach Schlesien zurück, um östlich Dresden eine Schlacht anzunehmen, so fällt dem Marschall Ney der Flankenangriff zu; weicht hingegen die feindliche Armee auf Berlin aus, so soll sie von Ney festgehalten werden, während der Kaiser den Flankenstoß führen wird. Aehnlich ist die Gruppirung der Französischen Armee nach dem Waffenstillstande 1813 bei der Operation gegen die Schlesische Armee auf Liegnitz, um auf diese Weise durch den Marsch mit einer Kolonne auf Löwenberg, mit der anderen auf Bunzlau sowohl einer Entscheidungsschlacht am Bober, wie auch einem Ausweichen der feindlichen Armee in nördlicher Richtung Rechnung zu tragen. Keineswegs macht aber der Kaiser diese Gruppirung zum Schema, wie dies neuerdings in Frankreich behauptet wurde,*) er wählte diese Form des Vormarsches anscheinend, wenn bei der Schwäche der eigenen Kavallerie nur geringe Ergebnisse in der Aufklärungsthätigkeit zu erwarten waren. Bei klar ausgesprochener Lage, z. B. beim Vormarsch der Französischen Armee am 9. und 10. Oktober 1813 von Wurzen nach Düben, um die dort befindliche verbündete Armee anzugreifen, würde die Abtrennung einer Nebengruppe die Gefahr in sich schließen, daß ihm diese auf dem Schlachtfelde fehlen würde. Andererseits ist aber auch der in diesem Falle angewandte Marsch im „Carré stratégique“ ebenso wenig eine typische Form des Napoleonischen Anmarsches zur Schlacht.**)

Vergleicht man die Art des Napoleonischen Vormarsches auf Jena mit dem der Deutschen Armee im ersten Theile des Feldzuges von 1870, so läßt sich feststellen, daß wir fast durchweg in ähnlicher Geschlossenheit marschirt sind, wie die Franzosen bei der Einleitung des Feldzuges von 1806. Die an Zahl annähernd doppelt so starken Deutschen Heere stehen am 12. August in einer Frontausdehnung von 68 km, in zwei durch einen Raum von 20 km getrennten Gruppen; keineswegs läßt sich „ge-

*) Camon. La bataille Napoléonienne. Paris 1899, p. 40.

**) Rousset, Les maitres de la Guerre. Frédéric II., Napoleon, Moltke. Essai critique d'après des travaux inédits de M. le Général Bonnal. Paris 1900, p. 89.

trenntes Marschiren und vereintes Schlagen“ als ein besonderes Kennzeichen Moltkescher Strategie ansehen. Nach den Aufzeichnungen des Jahres 1867 beabsichtigte General v. Moltke im Falle eines Krieges mit Frankreich mit acht Korps in zwei bis drei Staffeln zunächst in einer Frontbreite von vier Meilen und einer Tiefe von sechs Meilen in sieben Märschen gegen die Linie Pont à Mousson—Nancy vorzugehen. Am dritten Tage sollten diese 250 000 Mann auf einem Raume von zwei Meilen Tiefe und zwei Meilen Breite sich befinden und in dieser Frontbreite weitergeführt werden.*) Eine engere Vereinigung für den Vormarsch einer Armee ist wohl überhaupt nicht denkbar und auch niemals vom Kaiser Napoleon angewandt.

Der großartig durchgeführte Feldzugsgedanke von Jena wiederholt sich noch mehrfach in den Feldzügen des Kaisers. Im Januar 1807 stand die Französische Armee in Winterquartieren von Warschau bis zum Frischen Haff, die Hauptmasse der Armee um Warschau, das 10. Korps bei Thorn, auf dem linken Flügel das 6. Korps, Ney, und das 1. Korps, Bernadotte, an der Alle. Geschützt durch die Preußische Seenreihe, hatte der Führer des Russischen Heeres, General v. Bennigsen, seine Streitkräfte nach dem rechten Flügel zusammengezogen und war dann überraschend gegen die beiden Französischen linken Flügelkorps vorgebrochen. Diese wichen dem Stoße aus, und nun bezog die Preußisch-Russische Armee in dem Raume Freystadt, Deutsch-Eilau, Osterode, Gutstadt am 28. Januar die Ruhequartiere (s. Skizze 3). Der Kaiser Napoleon war zur Gegenoffensive entschlossen. Während das 5. Korps am Bug bei Brok, das 10. bei Thorn die Flanke sichern sollte, wollte der Kaiser von Warschau aus mit der Garde, vier Kavalleriedivisionen und drei Infanteriekorps (4., 7. und zwei Divisionen des 3. Korps) überraschend vorbrechen, um, wie er an Bernadotte und Ney schreibt, „die Mitte des Feindes zu durchbrechen und Alles, was sich nicht mehr rechtzeitig zurückgezogen haben würde, nach rechts und nach links zu werfen“. Dieser Offensive sollten sich die Korps von Ney und Bernadotte anschließen. Die Mitte sollte von Chorzelle, Willenberg über Ortelsburg vorgehen. Der Kaiser bedrohte durch diesen Vormarsch die feindliche linke Flanke und die Verbindungen der Verbündeten mit Königsberg und mit dem Russischen Reiche. Ney, welcher nach Gilgenburg zurückgegangen war, sollte auf Hohenstein, Bernadotte von Straßburg auf Osterode marschiren. Am 30. Januar hatte die Armee, abgesehen von dem Korps Bernadotte, welches den Vormarschbefehl nicht erhielt, bei einer Stärke von 126 500 Mann eine Front von 90 km. Als Bennigsen durch den für Bernadotte bestimmten Befehl, welcher seinen Kasaken in die Hände fiel, die Absicht des Gegners

*) Moltkes Militärische Korrespondenz 1870/71, Aufzeichnungen vom 16. November 1867 (I. Nr. 12, S. 84 ff).



erkannte, ordnete er die Versammlung seines Heeres bei Jonkendorf, nordwestlich Allenstein an. Am 2. vormittags war die Versammlung der Russischen Armee ausgeführt, nur die am weitesten nach Westen vorgeschobenen gewesenen Preußischen Truppen fehlten noch. Die Französische Kavallerie hatte den Zweck der Bewegungen des Russischen Heeres nicht erkannt. Hingegen lagen im Russischen Hauptquartier ausreichende Nachrichten vor, um festzustellen, daß die Französische Armee in drei Kolonnen im Anmarsche sei, die mit ihren Spitzen Passenheim, Dembenofen und Hohenstein erreicht hatten. Am 2. Februar abends war die Front der Französischen Armee von 90 km auf 40 km verringert. Bei Allenstein befanden sich die Kavallerie Murats und das 4. Korps, das 6. Korps, Ney, erreichte Hohenstein, das 7. Korps, Augereau, Dembenofen. Die Garde war bei Passenheim, das 3. Korps bei Ortelsburg eingetroffen. Die Hoffnung, am 2. bei Allenstein auf die ganze Russische Armee zu stoßen, verwirklichte sich nicht; nur eine Russische Arrieregarde versuchte den Vormarsch des Französischen Heeres zu verzögern. In der Annahme, daß die Russische Armee bei Liebstadt und Gutstadt eine Schlacht annehmen würde, wurde der Vormarsch zwischen Alle und Passarge fortgesetzt. Das nahe an die Mitte herangezogene Korps Ney erhielt Befehl, sich auf die Straße Osterode—Gutstadt zu setzen, Bernadotte wurde angewiesen, nach Osterode zu marschiren, von wo es ihm möglich sein würde, an einer etwa stattfindenden Schlacht theilzunehmen. Davout wurde auf dem rechten Flügel gegen Wartenburg angesetzt. Am 3. früh schwinden alle weiteren Zweifel des Kaisers. Die feindliche Armee wird im Laufe des Tages bei Jonkendorf erkannt, ihr linker Flügel durch das Vorgehen des 4. Korps bei Bergfried festgestellt. Die leichte Kavallerie-Brigade Guyot des 4. Korps erreicht Gutstadt und nimmt hier Russische Trains und Magazine. In der Absicht, des Gegners linke Flanke anzugreifen, diesen nach Nordwesten abzudrängen, erfolgen die Befehle zum konzentrischen Vorgehen, zur Vereinigung aller Korps auf dem Schlachtfelde. Soult steht bei Bergfried. An seinen rechten Flügel anschließend, soll Davout von Wartenburg in Richtung auf Spiegelberg vorgehen. Ney hat sein Korps südwestlich Götkendorf vereinigt. Am 4. soll dann Augereau nach Götkendorf marschiren, um dort mit seinem Korps und der Garde zur Verfügung des Kaisers zu stehen. Die Armee Napoleons ist so lange als möglich in der Trennung verblieben, die Schlachtenanlage ist ganz im modernen Sinne gedacht. Die Versammlung wird allerdings zu einer verfrühten und vergeblichen, da die Russische Armee ihre Stellung bei Jonkendorf aufgiebt und in der Nacht in Richtung auf Arnsdorf abmarschirt. Erst in Vereinigung mit den Preußischen Truppen beabsichtigte Bennigsen, den Entscheidungskampf aufzunehmen.

In der gleichen Weise sehen wir die Operationen Napoleons gegen die Flanke des Gegners angesetzt, bei Landshut 1809, Düben 1813. Auch der Marsch Napoleons aus Schlesien zur Unterstützung des in Dresden

von der Hauptarmee der Verbündeten angegriffenen St. Cyr ist vom Kaiser in gleichem Sinne gedacht. Südlich der großen, von Bautzen nach Dresden führenden Straße wird eine Armee von 190 000 Mann vereinigt, um beim Königsstein und bei Pirna die Elbe zu überschreiten, sich gegen die Flanke der Verbündeten zu werfen. Aber der Wunsch, diesen großartigen Flankenangriff zu verwirklichen, ging nicht in Erfüllung. Rücksichten auf das schwach befestigte Dresden zwangen den Kaiser, nur Vandamme mit 40 000 Mann über die Elbe gehen zu lassen, mit 100 000 Mann zur Verstärkung nach Dresden abzumarschiren. Ihre Versammlung bei Stolpen ist kein „allgemeines Stelldichein“, wie man es bezeichnet hat, aus dem Gefühl heraus angeordnet, daß man nur aus vorheriger Versammlung zur Schlacht schreiten dürfe, sie ist vielmehr eine großartige Bereitschaftsaufstellung,*) um sowohl sich nach Dresden wie nach Pirna—Königstein wenden zu können. Nichts würde es genützt haben, sich in dem bergigen Gelände seitwärts der großen Straße Görlitz—Bautzen—Dresden zu versammeln, wenn die Absicht vorgelegen hätte, sowieso nach Dresden zu marschiren.

Das Vorführen der ganzen Armee gegen die Flanke des Feindes scheint vom Kaiser mit besonderer Vorliebe angewandt zu sein. Die innere Verwandtschaft dieser operativen Schlachtenanlage Napoleons mit der schiefen Schlachtordnung Friedrich des Großen ist unverkennbar. Während der große König auf dem Schlachtfelde seine entwickelte Feuerfront gegen die schwache, nicht durch Reserven geschützte Flanke seiner Gegner ansetzt, rechnet Napoleon mit der operativen Schwierigkeit der Entwickelung einer in größerer Ausdehnung befindlichen Armee nach der Flanke, mit dem Eindruck einer Umfassung eines im besonderen Maße auf seine rückwärtigen Verbindungen angewiesenen Heeres. Die Erfolge, welche mit einem solchen Vorgehen gegen einen Flügel des Feindes verbunden waren, mußten zur Nachahmung anregen. In den Kriegen des zweiten Kaiserreiches finden wir mehrfach eine ähnliche Operation eingeleitet. Während aber für Napoleon I. diese Flankenbedrohung nur Mittel zum Zweck ist, um den Gegner unter ungünstigen Bedingungen zur Schlacht zu zwingen, möchte Napoleon III. die Schlacht vermeiden, für ihn wird die Flankenbewegung Selbstzweck. Ende Mai 1859 hatte sich der Kaiser Napoleon III. entschlossen, den rechten Flügel der in der Lomellina stehenden Oesterreicher zu umgehen, sein Heer von 150 000 Mann bei Vercelli und Palestro über den Sesia zu führen und in einem Raume von zwei Meilen Breite und drei Meilen Tiefe in der Flanke der Oesterreicher zu versammeln. Am 1. Juni ist diese Bewegung ausgeführt, und obwohl der Kaiser weiß, daß er es nur mit etwa $2^1/_2$ Armeekorps zu thun haben wird, verzichtet er auf eine Schlacht. Er mag eine Abneigung dagegen gespürt haben, sich den Wechselfällen einer Hauptschlacht auszusetzen, weil vielleicht

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, Heerführung Napoleons und Moltkes, S. 45.

seine persönliche Stellung in Frankreich dem Verlust einer solchen nicht gewachsen war. Im Besitze von Novara war er näher an Mailand als die südlich Novara vereinigte Oesterreichische Armee, er rechnete mit einem Aufstand der Lombarden und hoffte, daß dann die Kaiserliche Armee den Rückzug antreten werde. Dann war die Lombardei ohne Schwertstreich in seine Hände gefallen. Als dann am 3. Juni die Teten der Französischen Armee festen Fuß auf dem linken Ufer des Tessin fassen, die Oesterreichische Armee über den Fluß zurückgeht, beabsichtigt der Kaiser, seine Korps in einer starken Flankenstellung zwischen Magenta und Olengo zu vereinigen, um dann, je nach dem Verhalten der Oesterreicher, auf dem rechten oder linken Ticino-Ufer weiter operiren zu können.*) Fast sieht es aus, als wenn Bourbaki beim Abmarsch von Vesoul auf Villersexel den glücklichen Ausgang der Operation der Französischen Armee 1859 von Alessandria über Vercelli und Magenta auf Mailand vor Augen gehabt hätte.

Die vorstehend skizzirte Schlachtenanlage Napoleons I. läßt erkennen, daß der Kaiser fast immer das konzentrische Zusammenschließen seiner Korps zur Entscheidungsschlacht, ihre Vereinigung auf dem Schlachtfelde anwandte. Ganz im modernen Sinne wird die Vereinigung der getrennten Korps 1805 beim Vormarsch auf Ulm geplant. Ebenso ist der Anmarsch der Korps zur Schlacht von Pultusk, der Marsch Macdonalds auf das Schlachtfeld von Wachau, gedacht. Die vom Kaiser planmäßig gefesselte Selbstthätigkeit seiner Korpsführer, ihre Unfähigkeit, auf den operativen Gedanken des Kaisers einzugehen, läßt die Schlachtenanlage bei Wachau nicht zur Ausführung kommen. Das Mißlingen der Vereinigung getrennter Kolonnen auf dem Schlachtfelde von Pultusk (27. Dezember 1806) ist nicht auf Rechnung des Marschall Lannes zu schreiben, der Grund liegt in der ungenügenden Orientirung des Kaisers über Stärke- und Kräftevertheilung des Gegners und Ausdehnung der feindlichen Stellung, verschuldet durch die Unthätigkeit von Murats Kavallerie und durch die Saumseligkeit Bernadottes. Geht man von den Nachrichten aus, die der Kaiser hatte, so waren die Truppen musterhaft zum Anmarsch auf das Schlachtfeld angesetzt, sie konnten durch kurzen Vormarsch dasselbe erreichen. Die Vereinigung aller Streitkräfte auf dem Schlachtfelde in günstiger Richtung wäre der Erfolg der Marschbewegung gewesen, wenn die auf Grund der Aufklärung gewonnene Auffassung sich als richtig erwiesen hätte. Die örtlichen Schwierigkeiten hinderten den Kaiser, sein Heer auf engem Raume zur schnellen Verwendung nach rechts wie nach links zusammmenzuhalten, wie er es im Feldzuge von Jena gethan hatte.**)

Im Gegensatze hierzu hat Napoleon sich rein theoretisch gegen die Vereinigung räumlich weit getrennter Heerestheile auf dem Schlachtfelde

*) Campagne de l'Empereur Napoléon III en Italie. S. 159.
**) Vergl. hierzu Graf Yorck v. Wartenburg, Napoleon als Feldherr. I., S. 295.

ausgesprochen. Noch auf St. Helena vertheidigt sich der Kaiser gegen den Vorwurf, er habe 1797 gegen Wurmser durch Vormarsch zu beiden Seiten des Garda-Sees eine konzentrische Operation gewählt. Er hält diese Form für innerlich falsch und schreibt: „In voneinander entfernten Richtungen ohne Verbindung untereinander zu operiren ist ein Fehler, der gewöhnlich noch einen zweiten begehen macht. Die entsendete Kolonne hat nur für den ersten Tag Befehle, ihre Operationen für den zweiten hängen von dem ab, was bei der Hauptkolonne geschieht. Entweder verliert sie also Zeit, um Befehle abzuwarten, oder sie handelt auf gut Glück."*) Bei der Beurtheilung des Einmarsches der Preußischen Armee in Böhmen 1757 sagt der Kaiser: „Es ist ein Grundsatz, daß die Vereinigung der verschiedenen Korps einer Armee niemals am Feinde geschehen darf."**) Am 18. Mai 1807 schreibt er seinem Bruder Jérome: „Ich sehe, daß Sie auf einem falschen militärischen Wege sind und glauben im Vortheile zu sein, aber das gelingt im Kriege nicht, weil die zwei Kolonnen nicht übereinstimmend handeln und der Feind sie eine nach der anderen schlägt. Man muß freilich den Feind umgehen, aber vorerst sich vereinigen." An Desaix***) schreibt er, als dieser einen konzentrischen Angriff zur Umzingelung des Feindes anordnet: „Sie wissen, daß ich im Allgemeinen konzentrische Angriffe nicht liebe." Dann an Berthier:†) „Ich bleibe bei meiner Ansicht, daß allemal, wenn man eine Schlacht liefert, man sich nicht theilt. Man muß seine Kräfte vereinen und Eindruck machende Massen bilden." Es hieße aber den Kaiser als Feldherrn unterschätzen, wenn man glauben wollte, daß er derartige bestimmt ausgesprochene Anschauungen, die in erster Linie bestimmt waren, seinen Korpsführern als Richtschnur zu dienen, zur unumstößlichen Regel erheben würde. Die kriegerischen Vorgänge beweisen dies zur Genüge. Seine Betrachtung über die Operationen gegen Wurmser schließt er in seinen Commentaires mit der Folgerung: „So ist es Grundsatz, daß eine Armee immer ihre Kolonnen vereinigt halten muß, daß der Feind sich zwischen ihnen nicht einschieben kann. Wenn aber aus irgend welchen Gründen man von diesem Grundsatz abweicht, so müssen die entsandten Korps unabhängig in ihren Bewegungen sein und, um sich zu vereinigen, auf einen „point fixe", ohne zu zögern und ohne neue Befehle abwarten zu wollen, losmarschiren, damit sie weniger der Gefahr ausgesetzt sind, vereinzelt angegriffen zu werden." Die erwähnten Aeußerungen Napoleons

*) Mémoires, Observations I, 396. Vergl. hierzu C. v. Clausewitzs hinterlassene Werke. Bd. 8., S. 165. (Feldzüge von 1799.)

**) Précis des Guerres de Frédéric II. IV, S. 218 und in dem Précis des événements militaires arrivés pendant les six derniers mois de 1799, 5e observation: „C'est un principe, qui n'admet pas d'exception que toute jonction de corps d'armée doit s'opérer en arrière et loin de l'ennemi." Betrachtungen zu den Ereignissen vor der Schlacht von Novi, 15. August 1799.

***) Caire, 4. IX. 1799. Corresp.

†) Paris, 6. XII. 1811. Corresp.

fordern eine Vereinigung der noch im Aufmarschgebiet räumlich getrennten Korps zu gemeinsamem operativen Handeln. Diese operative Vereinigung hat aber noch nichts mit der taktischen Vereinigung gemein, diese erfolgt bei Napoleon in den meisten Fällen durch den konzentrischen Vormarsch der einzelnen Korps auf das Schlachtfeld. Umfassungen aus der Versammlung kommen vor in der Schlacht von Wagram infolge der Entwickelung der Armee aus einer Enge, bei Borodino und bei Ligny, infolge des Aufmarsches zur Schlacht aus einer einzigen Marschgruppe.

Frei von allen einengenden Fesseln einer bestimmten Methode zeigt sich die Schlachtenleitung des Kaisers. Die Anordnungen zur Schlacht gründen sich auf eine sehr eingehende Erkundung der feindlichen Stellung, welche der Kaiser wenn irgend möglich persönlich mit geringer Begleitung und unter Heranziehung derjenigen seiner Marschälle ausführte, denen die Hauptaufgabe des Tages zufallen sollte. Ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr begab sich der Kaiser dicht an die feindlichen Stellungen heran, bis feindliche Kugeln oder, wie bei Borodino,*) die Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen, ihn zur Rückkehr zwangen. Mit Ausführungen von Nebenaufgaben wurden seine Adjutanten beauftragt. Das Ergebniß der Erkundungen wird in flüchtig angefertigten Geländeskizzen niedergelegt. In hohem Maße war dem Kaiser die Fähigkeit eigen, aus einzelnen Anzeichen beim Gegner seine weiteren Maßnahmen und Aussichten herauszulesen.

Am frühen Morgen, so z. B. bei Borodino zwischen 3 und 5 Uhr, giebt der Kaiser seine Befehle aus, zur Befehlsausgabe wurden befohlen die Korpsführer, begleitet von einem Adjutanten und von den Kommandeuren ihrer Artillerie. Der mündliche Befehl wurde dann noch durch einen schriftlichen Befehl, der die Grundlage für die Anordnungen der kommandirenden Generale bildete, ergänzt.

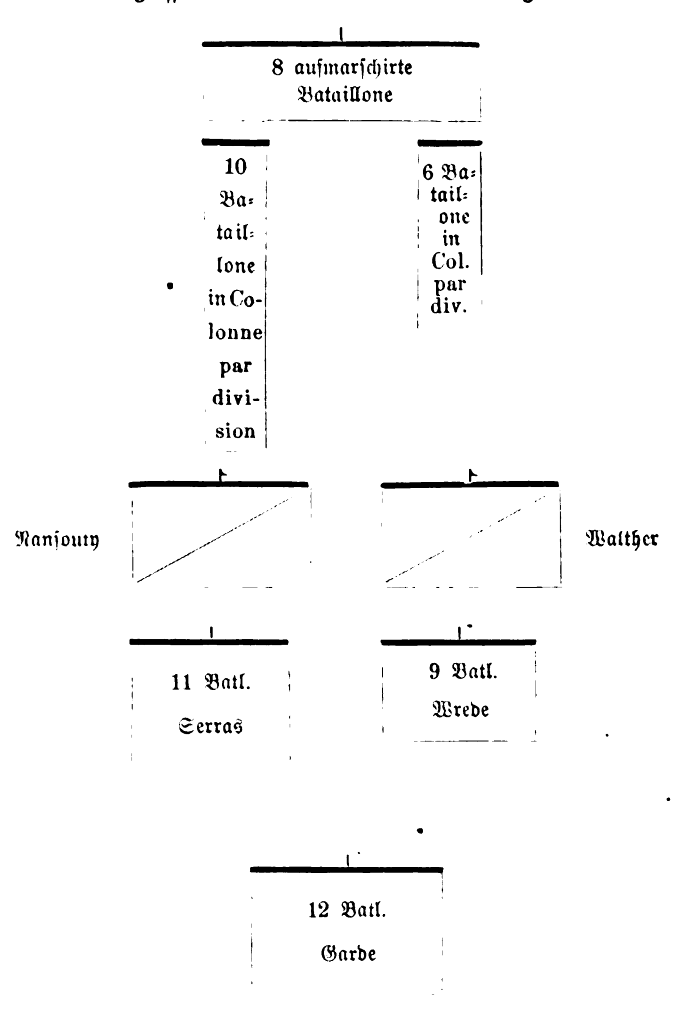
Bestimmte Anhaltspunkte für die Schlachtentaktik des Kaisers lassen sich aus gelegentlichen Aeußerungen in seinen Niederschriften ermitteln. Sie gipfeln vor Allem in der Massenverwendung der einzelnen Waffen. Mit Unrecht hat man dem Kaiser Napoleon eine besondere Vorliebe für den Durchbruch nachweisen wollen, zu dem die ausgedehnten Stellungen seiner Gegner in vielen Fällen geradezu einluden. Der Kaiser hat eine besondere Bevorzugung des Durchbruches selbst entschieden in Abrede gestellt. Die von ihm gern gewählte Form des Vormarsches, mit einer starken Mitte und zwei schwächeren Flügelkolonnen, mußte allerdings besonders günstig für die Ausführung eines Durchbruches sein. Neben den Durchbruchsschlachten von Austerlitz, Wagram, Borodino, Wachau, Ligny und Waterloo finden wir ausgesprochene Flügelschlachten bei Jena, Pr. Eylau, Friedland, Bautzen und Dresden. Bei Austerlitz setzt der Kaiser den entscheidenden Stoß des Korps

*) Souvenirs du général Lejeune.



Soult gegen die unverhältnißmäßig schwachen, festhaltenden Truppen der Verbündeten auf den Pratzener Höhen ein, während ihre Hauptkräfte den rechten Flügel des Kaisers zu umfassen versuchen. Der machtvolle Centrumsstoß des Kaisers bei Wagram mit 60000 Mann ist nur die Ergänzung zu der Umfassung des feindlichen Flügels bei Neusiedel, der Durchbruch wird mustergültig vorbereitet. Unter dem Schutze eines größeren Reiterangriffes gehen 100 Kanonen bis auf Kartätschschußweite an den Gegner heran. Wenn die Batterien auch ihre Bewegungsfähigkeit einbüßen, so weichen doch unter der Wirkung dieses Feuers die feindlichen Truppen zwischen Breitenlee und Aderklaa zurück. Hierdurch entsteht ein großer, nach Südosten geöffneter Bogen, in welchen die Kolonne Macdonalds hineinstößt. Die Stoßtruppen bilden in

Angriffskolonne Macdonalds bei Wagram.



einer einzigen Kolonne 8 aufmarschirte Bataillone hinter einander (colonne de division), welche rechts durch 6, links durch 10 Bataillone in Kolonne von zwei Kompagnien Front (colonne par division) gestützt werden, die nach Ausführung des Durchbruches nach der rechten und linken Seite zur Erweiterung der Lücke einschwenken sollen. Den Erfolg dieses Angriffes sollen die Kavallerie-Divisionen von Walther und Nansouty mit 34 Schwadronen ausnutzen. Schließlich bilden die Divisionen Serras und Wrede mit 20 Bataillonen und 12 Bataillonen der Kaisergarde eine weitere Reserve. Soviel sich auch gegen die taktische Form sagen läßt, so zweckmäßig erscheint die Art der Disponirung der Truppen. Unter dem Feuer der Oesterreicher bricht die Massenkolonne Macdonalds zusammen. Erst ein Angriff der Divisionen Serras und Wrede gegen Aderklaa und Breitenlee hat Erfolg, und nun kann Macdonald die feindliche Stellung durchstoßen. Die Entscheidung giebt aber nicht der Durchbruch, sondern die von Davoust ausgeführte Umfassung. Mustergültig sind die Vorbereitungen des Kaisers bei Wachau am 16. Oktober 1813 (s. Skizze 4). Der Kaiser entschloß sich, nachdem er vergeblich eine Schlacht gegen die Schlesische Armee in der Gegend von Düben gesucht hatte, nach Leipzig abzumarschiren, sich dort mit Murat zu vereinen, dann sich auf Schwarzenberg zu werfen, ehe dieser ein Zusammenwirken mit Blücher und mit der von Dresden auf Leipzig anmarschirenden Armee Bennigsens ermöglichen konnte. Gelang es den Verbündeten alle Kräfte auf dem Schlachtfelde zu vereinen, so standen 311 000 Mann mit 1330 Geschützen auf der Wahlstatt, denen der Kaiser nur 180 000 Mann mit 734 Geschützen entgegenstellen konnte, nur 20 000 Mann mehr, als die Armee Schwarzenbergs allein zählte. Während Ney nördlich der Parthe, die Division Lefol an der Pleiße, gestützt auf das 4. Korps, Bertrand, in einer 13 km langen Linie mit 34 000 Mann dem Kaiser Rücken und rechte Flanke gegen Entsendungen Schwarzenbergs, gegen Angriffe Bernadottes und Blüchers frei halten sollte, vereinigt er zum Entscheidungskampfe gegen die feindliche Hauptarmee 140 000 Mann. Die Kräfte seines Gegners sollen durch die auf 6 km Ausdehnung mit 33 000 Gewehren entwickelten Korps Poniatowski, Victor und Lauriston gefesselt werden, hinter denen eine Reserve von 11 000 Mann unter Augereau bereit steht. Die eigentliche Schlachtenreserve bildet die Garde mit dem 1. und 5. Kavalleriekorps mit 30 000 Gewehren und 10 000 Säbeln, und noch weiter zurück das 6. Korps, welches sowohl auf dem Schlachtfelde von Wachau als auch auf dem Nebenschlachtfelde nördlich Leipzig Verwendung finden kann. Das im Anmarsche begriffene Korps Macdonald und das 2. Kavalleriekorps werden von Taucha über Holzhausen—Seifertshayn gegen die rechte Flanke der Verbündeten angesetzt. Obwohl Macdonald zu spät antritt, seine Kavallerie keineswegs im Sinne des Kaisers gegen Flanke und Rücken des Gegners vorgeht, hat die Umfassung doch die gewünschte Wirkung. Der Gegner muß hier seine Reserve einsetzen, seine Front wird vorübergehend geschwächt, und

das ist für den Kaiser der entscheidende Augenblick. Eine Geschützmasse von 150 Feuerschlünden fährt zwischen Wachau und Liebertwolkwitz auf. Rechts und links dieser Artillerielinie gehen je zwei Divisionen der jungen Garde vor, denen die Kavallerie und die alte Garde folgen. Der Vorstoß der Infanterie hat Erfolg, und jetzt werden 12000 Reiter von Murat eingesetzt, die östlich und westlich von Wachau vorbeigehen, um den Sieg zu erringen. Die gegnerische Kavallerie wirft sich entgegen und rettet ihre Infanterie, die gestützt auf eine zahlreiche Artillerie sich neu ordnet. Erst die Dunkelheit macht dem Kampfe ein Ende. War dem Durchbruchsversuche Napoleons auch kein Erfolg beschieden, so enthielt er doch, wenn der entscheidende Stoß früher hätte erfolgen können, die meisten Vorbedingungen des Gelingens. Der Gegner stand im unentschiedenen Frontalkampfe, seine Reserve war durch den Flankenangriff Macdonalds von der entscheidenden Stelle abgelenkt. Der Durchbruch wird durch massenhaftes Artilleriefeuer vorbereitet, starke Reserven folgen hinter den Flügeln, um die einmal gerissene Lücke zu erweitern und die Flanken der Stoßtruppe zu schützen.

In der Schlacht von Ligny fehlte es an Reserven zur Ausbeutung des Erfolges. Die Französische Kavallerie kam zu spät, so daß die Preußische Führung Gegenmaßregeln treffen konnte. Der Durchbruch bei Aspern und Waterloo, ohne Umfassung angesetzt, mißlingt; die frontalen Anstürme der Französischen Kavallerie bei Waterloo vermögen nicht die Englische Schlachtstellung zu durchbrechen, es fehlt an Infanterie, um den Anfangserfolg der Kavallerie auszubeuten.

Im Gegensatze zum Durchbruch ergiebt sich die Flügelschlacht meist durch die Art der Vereinigung der in breiter Front vorgehenden Armee auf dem Schlachtfelde. Es sei hier an die Anordnungen des Kaisers erinnert beim Vormarsche auf Ulm, bei der Konzentration vor Jena und Jonkendorf, an das Ansetzen Neys bei Bautzen und Macdonalds bei Wachau zum Flankenangriff. In diesem Sinne sagt der Kaiser: „dans le système de campagne on conçoit le système d'une bataille,“ *) und dann „Armeen, die in der Schlacht unterlagen, waren bereits vorher geschlagen“. Flügelschlacht oder Durchbruch ergiebt sich daher in vielen Fällen schon aus der Art des Anmarsches. Geplant erscheint eine bestimmte Angriffsform bei Austerlitz, Borodino und Waterloo, bei Jena und Friedland. Nur in solchen Fällen, wenn der Gedanke des Schlachtenverlaufes dem Kaiser von Anfang an klar und deutlich vor Augen stand, wird einzelnen Korps eine mehr hervortretende, anderen eine hinhaltendere Thätigkeit vorgeschrieben. Nach dem Schlachtenbefehle für Waterloo sollte das 1. Korps Erlon in Staffeln vom linken Flügel angreifen,

*) „Dans un art aussi difficile que celui de la guerre, c'est souvent dans le système de campagne, qu'on conçoit, le système d'une bataille; il n'y aura que les militaires bien exercés qui comprendront ceci.“ Observations sur la bataille de Austerlitz. Corresp. XII. 10032.



das 2. Korps diesen Angriff in der linken Flanke begleiten. In der Schlacht von Friedland sollte der Französische rechte Flügel, durch Waldungen gedeckt, sich Friedland und den hinter der Stadt liegenden Brücken über die Alle nähern, diese früher erreichen als die durch den eigenen linken Flügel gefesselten Truppen des Russischen rechten Flügels. Auf dem linken Flügel „le maréchal Mortier n'avancera jamais, le mouvement devra être fait par notre droite, qui pivotera sur la gauche". Marschall Ney auf dem entgegengesetzten Flügel wird angewiesen, immer mehr den rechten Flügel vorzunehmen. „On doit toujours avancer par la droite et on doit laisser l'initiative du mouvement au maréchal Ney, qui attendra mes ordres pour commencer." Sobald er antritt, sollen die Geschütze auf der ganzen Linie das Feuer zur Unterstützung seines Angriffes verdoppeln. Noch schärfer ausgesprochen sind in den Anordnungen zur Schlacht von Austerlitz die Aufgaben für die beiden Flügelgruppen, welche die Stützpunkte der Offensive Napoleons abgeben. Bei Wagram erhält der mit der Umfassung beauftragte Davout die Weisung, daß auf seinem Flügel die Schlacht entschieden werden wird. In anderen Fällen ergiebt sich der Angriffspunkt erst im Verlaufe der Schlacht. Dieses bedingt zunächst ein energisches Anfassen des Gegners, um seine Schwächen zu erkennen. Auf eine Anfrage des Generals Rapp nach dem Systeme seiner Schlachten, antwortete der Kaiser: „on s'engage partout et on voit". Dieses gleichmäßige Anfassen in der ganzen Front scheint charakteristisch für die Napoleonische Schlacht. Keiner der kommandirenden Generale weiß, wo die Entscheidung fallen wird, jeder wird von dem Kaiser in dem Glauben gelassen, daß ihm die Hauptaufgabe des Tages zufalle. Der Gegner wird durch den energischen Angriff bald hier, bald dort gezwungen, Verstärkungen einzusetzen, und wie der hartnäckige Frontalkampf des V. Korps erst dem Flankenangriffe des XI. Korps bei Wörth seine Bedeutung gab, so soll durch das energische Drängen aller Korps der Erfolg des Massenangriffes der Reserve vorbereitet werden. Mag auch das Korps auf dem nichtentscheidenden Flügel verbluten, es hat voll und ganz seine Aufgabe gelöst, wenn es den Gegner zum Einsetzen seiner Reserven gezwungen hat. Als bei Wagram Massenas Adjutant, der junge Markgraf von Baden, vom Marschall die Meldung brachte, dieser sei unrettbar geschlagen und die Schlacht verloren, fragte Napoleon trocken: „Wieviel Uhr, Berthier?" — „12 Uhr, Sire!" — „Melden Sie dem Marschall, die Schlacht ist gewonnen." Am Abende des ersten Schlachttages von Bautzen läßt der Führer des 12. Korps, Oudinot, dringend um Verstärkung bitten, da der Gegner überlegene Kräfte gegen ihn in Marsch gesetzt habe. Oudinot bleibt ohne Nachricht. Durch den hartnäckigen Kampf seines Korps, welches von 23 797 Mann 11 985 Mann einbüßte, wird aber der Gegner zur Verwendung seiner Reserven in falscher Richtung verleitet, der Flankenangriff Neys auf dem entgegengesetzten Flügel, giebt die Entscheidung in dem zweitägigen Kampfe.

Bange Stunden müssen aber vergehen, ehe die Entscheidung reifen kann. Bei Bautzen, am 21. Mai 1813, schickt der Kaiser um 7½ Uhr früh dem gegen die Flanke der Verbündeten anmarschirenden Marschall Ney den Befehl zu, um 11 Uhr bei Preititz zu sein. Als Marschrichtungspunkt für den Flankenangriff wird ihm der Kirchthurm von Hochkirch zugewiesen. Im feindlichen Feuer frühstückend und einige Stunden schlafend, um die verlorene Nachtruhe nachzuholen, wartet dann der Kaiser die Ausführung der von ihm angeordneten Bewegungen Neys ab, ohne sich in die Einzelheiten des sich vor seinen Augen abspielenden Kampfes einzumischen.*) Er meinte später, daß solcher Schlaf dem Führer einer großen Armee den Vortheil gewähre, mit Ruhe die Meldungen von dem Zusammenwirken all seiner Divisionen abzuwarten, anstatt sich vielleicht durch einen einzigen Vorgang, dessen Zeuge er sei, hinreißen zu lassen.**)

In einem Gespräche mit St. Cyr***) entwickelt der Kaiser seine Anschauung über Schlachtenleitung weiter: „Er habe den Grundsatz, den Feind mit allen möglichen Kräften anzufassen; nachdem die vorderen Korps den Kampf begonnen hätten, lasse er sie gewähren, ohne sich zu sehr mit ihren guten oder schlechten Aussichten zu beschäftigen. Er bemühe sich nur, nicht zu leicht ihren Gesuchen um Unterstützung nachzukommen. Fast gegen Ende des Schlachttages, wenn er bemerke, daß der Feind den größten Theil seiner Kräfte eingesetzt habe, vereine er seine zurückgehaltenen Reserven, um eine starke Masse Infanterie, Kavallerie und Artillerie auf das Schlachtfeld zu werfen; habe dieses der Feind nicht vorhergesehen, so entwickele sich fast immer eine Krisis (Evénement), und erreiche er durch dieses Mittel den Sieg." Die ganze Kunst Napoleons als Taktiker zeigt sich in dem Erkennen des Zeitpunktes des Heranreifens dieses „Evénement". „Das Schicksal einer Schlacht," sagte der Kaiser auf St. Helena, „ist das Ergebniß eines Augenblickes, eines Gedankens . . . . , der entscheidende Augenblick tritt ein, ein moralischer Funke blitzt auf, und die kleinste Reserve führt es aus"†) und

*) Souvenirs militairs du Général Chlapowski (Ordonnanzoffizier des Kaisers). General Baron Paulin, Adjutant des Generals Bertrand bei Wagram, berichtet in seinen Erinnerungen: „L'empereur se coucha tout de son long dans un sillon de cette plaine brûlé par le soleil, la face contre terre, appuyé sur ses deux mains, et au milieu de nous tous demeura sans mouvements et comme endormi jusqu'au moment où le major général, ayant remis tous les rapports qu'il attendait des divers points du champ de bataille, lui apprit que les positions de Neusiedel et de Wagram défendues le plus résolument par l'ennemi avaient été enlevée. Napoléon dormit-il dans un moment où se décidait le sort de deux grands empires? Je le crois."

**) Mémorial de St. Hélène. II, 410.

***) St. Cyr, Memoires, Campagne de Saxe, p. 40.

†) Mémorial de St. Hélene, II. 15 und gleichzeitig an O'Meara (Napoléon in exile, I, S. 428): I gained battles with my eye and not with my arms.

an einer anderen Stelle: „Es giebt einen Augenblick in den Schlachten, wo das kleinste Manöver entscheidet und die Ueberlegenheit verleiht; es ist das der Tropfen Wasser, der überlaufen macht.“ *)

In der ganzen Kriegsgeschichte hat wohl kein Feldherr es verstanden, so kaltblütig dem Nothschrei der fechtenden Abtheilungen gegenüber zu bleiben wie Napoleon und so ruhig und sachgemäß über seine Reserven zu verfügen. In seiner Garde bildete er selbst ein mit der Zeit stetig an Zahl steigendes Korps, dessen eigentliche Bestimmung sein sollte, ein für alle Mal als Schlachtenreserve zu seiner Verfügung zu stehen.

Bei Groß-Görschen zeigt sich diese Meisterschaft in der Verwendung der Reserven selbst in der unter den schwierigsten Verhältnissen begonnenen Begegnungsschlacht. Auf dem Marsche zwischen Weißenfels und Leipzig wurde das Französische Heer, dessen vorderes Korps vor Leipzig bereits in ein Gefecht verwickelt war, überraschend in der rechten Flanke von den Verbündeten angefallen. Das zunächst angegriffene Korps Ney leistete Widerstand, während das Korps Macdonald gegen die rechte feindliche Flanke, die Korps Marmont und Bertrand aus der Marschkolonne gegen die linke Flanke herangezogen wurden. Um 6 Uhr waren die Preußisch-Russischen Truppen in den Besitz von Gr. Görschen, Kaja, Rahna und Starsiedel gelangt. Das Korps Ney war nahezu verblutet, von seinen 37 000 Mann Infanterie deckten 13 240 Mann**) das Blachfeld. Der entscheidende Augenblick der Schlacht nahte. Schon wird dem Kaiser der Anmarsch Macdonalds gemeldet, und bald mußte sich auch die Einwirkung Bertrands gegen die linke Flanke der Verbündeten geltend machen. Zwischen Starsiedel und Eisdorf verfügt der Kaiser über 100 000 Mann, gegen 70 000 Preußen und Russen, die zu Anfang der Schlacht ihre Ueberlegenheit gegen 40 000 Franzosen nicht zur Geltung zu bringen verstanden. Jetzt waren diese 70 000 Mann nahezu verbraucht, die Russische Reserve, durch das Französische Geschützfeuer stark mitgenommen, rückte nach Starsiedel, hinter den linken Flügel, um diesem vermehrten Halt zu geben. Die Schatten der Dämmerung senkten sich auf die Gefilde; dies war der Zeitpunkt, den der Kaiser wählte, um durch das Vorgehen mit allen zur Stelle befindlichen Kräften den Sieg an seine Adler zu fesseln. Hier bei Lützen zeigt er sich so recht als der Taktiker großen Stils, als der Mann des coup d'oeil, als Schlachtenlenker. Während seine Erfolge von Ulm und Jena in erster Linie das Ergebniß seiner strategischen Erwägungen sind, muß hier fast Alles aus dem Sattel angeordnet werden. Die Artillerie, in Masse unter einheitlichem Befehle eingesetzt, soll diesem Stoße die Gasse fegen, 80 Geschütze der Garde und des Korps Ney bearbeiten den Feind auf nächster Entfernung mit Kartätschen, 16 Garde-Bataillone unter Mortier gehen durch diese Geschützlinie

*) Précis des guerres de Jules César. XXXII, p. 104.

**) Rousset. La grande armée de 1813, p. 131.

vor und nehmen Kaja, rechts unterstützt durch die Division Marchand des Korps Marmont, die übrigen Divisionen von Macdonald und Marmont folgen. Die Preußen werden aus Rahna und Klein-Görschen, die Russen aus Eisdorf verdrängt, hier aber erlahmt die Wucht des Angriffes, Groß-Görschen bleibt in Preußischem Besitze. In der Nacht räumen die Verbündeten das Schlachtfeld. Der Erfolg war dem Kaiser verblieben, er hatte einen glänzenden Sieg angebahnt, aber er vermochte ihn, bei dem Mangel an Reiterei, bei dem geringen Halt seiner jungen Truppen, nicht zu vollenden. Napoleon zögerte nicht, seine Reserven einzusetzen. Mehr als je lag ihm daran, daß das erste Auftreten seiner neuformirten Armee durch einen Vollsieg bezeichnet werde.

Die Frage des Zeitpunktes der Verwendung der Reserven zur Schlachtentscheidung ist mehr psychologischer als taktischer Natur. Bei Custozza gewährt das rückhaltslose Einsetzen der Reserven den Oesterreichischen Fahnen einen glänzenden Sieg. Bei Wörth vernichtet die gleiche Maßnahme Mac Mahons jede Hoffnung auf einen geordneten Rückzug und wandelt diesen zur regellosen Flucht. „Die Generale, welche frische Truppen für den Tag nach der Schlacht aufsparen", sagt der Kaiser, „werden beinahe immer geschlagen. Man muß, wenn es möglich ist, seinen letzten Mann ins Gefecht führen, weil man den Tag nach einem Siege kein Hinderniß mehr zu überwinden hat; die Mitwirkung Aller sichert dem Sieger neue Triumphe."*) Dem Kaiser Napoleon wird von seinen Kritikern die Nichtverwendung der Reserven bei Borodino, ihr rückhaltsloser Gebrauch bei Waterloo als Fehler angerechnet, und dennoch lassen sich für beide Anordnungen stichhaltige Gründe anführen. Auf Russischem Boden war es vielleicht die große Entfernung von seiner Basis, die Befürchtung, nicht Truppen genug für eine zweite Schlacht zu haben, welche ihn bestimmte, seine Garde nicht einzusetzen.**) Hat doch auch der Feldmarschall Moltke die Verwendung des II. Armeekorps am Abende der Schlacht von Gravelotte später nicht gut geheißen.***) Bei Preußisch-Eylau zögert der Kaiser, seiner Reserve den Befehl zum Angriff zu geben. Schon aus politischen Gründen will der Kaiser, daß die gewaltigen Verluste nicht bekannt werden. „Nach einer Niederlage war dagegen eine offene Parteinahme fast ganz Europas gegen die Uebergriffe Frankreichs so gut wie sicher, die Folgen waren unabsehbar für den Empor-

*) Marmont, Mémoires IX, S. 143: „Am Tage der eigentlichen Krise der Schlacht muß man Alles daran setzen, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Ist der Sieg vollständig und entscheidend, so sind die Reserven morgen unnütz." Prinz Friedrich Karl.

**) Comte de Ségur, Histoire de Napoléon et de la grande armée, I. S. 369.

***) „Lebhaft sprach sich der Wunsch der Pommern aus, an den Feind zu kommen. Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee das Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intakte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen." Moltke, Deutsch-Französischer Krieg, S. 58.

kömmling, der seinen Thron nicht von seinen Vätern ererbt hatte. Diesen Unterschied gegenüber einem angestammten Fürsten hat Napoleon selbst gefühlt und ausgesprochen.*) Dieses war vielleicht der Grund, der den Kaiser bestimmte, seine letzten Reserven nicht einzusetzen, er sicherte sich vor einer Niederlage und erlangte damit nur einen halben Erfolg."**)

Die Frage der Verwendung der Napoleonischen Reserve bei Waterloo bedarf einer Erörterung. War es wirklich verzweiflungsvolle Tollheit, wie sie Clausewitz nennt, jener verzweifelte Wurf eines Spielers, der Alles auf eine Karte setzt, um mit ihr Alles zu gewinnen, dafür aber Alles verliert? Am Abende des 17. Juni war der Kaiser der Ansicht, daß die bei Ligny geschlagenen Korps der Preußischen Armee im Rückzuge auf Namur und Lüttich begriffen seien, er glaubte nicht mehr mit einer Offensive der Preußen rechnen zu brauchen. Am Abend des 17. um 10 Uhr***) meldet Grouchy aus Gembloux, daß die Preußen anscheinend mit einer Kolonne auf Wavre, mit zweien auf Lüttich und Namur marschirten, am 18., 2 Uhr früh ergänzte er diese Meldung dahin, daß er glaube, daß drei Preußische Korps im Marsche auf Brüssel begriffen seien, um sich hier mit der Englischen Armee zu vereinigen. Namur sei frei vom Feinde, seine Absicht sei, nach Wavre zu marschiren, um sich zwischen der Preußischen und Englischen Armee einzuschieben. Am 18., 11 Uhr vormittags, bestätigt Grouchy diese Meldung. Dann befiehlt ihm der Kaiser am 18., um 1 Uhr nachmittags, hinter dem Korps Bülow, dessen Anmarsch infolge einer aufgefangenen Meldung erkannt wird, herzumarschiren und es im Rücken anzugreifen. Dieses war der Zeitpunkt, wo Napoleon noch ohne Gefahr die Schlacht abbrechen konnte. Mit diesem Entschluß wurde aber der Erfolg von Ligny aufgegeben, als Geschlagener hätte dann der Kaiser über die Grenze zurückgehen müssen, welche er zwei Tage vorher im Vormarsche überschritten hatte. General v. Gneisenau beurtheilte den Kaiser richtig, wenn er sagte: „Ich bin überzeugt, Napoleon wird gerade dann, wenn er unseren Vormarsch erfährt, mit der äußersten Anstrengung die Englische Schlachtlinie zu sprengen versuchen, gegen uns aber nur das durchaus Nothwendige verwenden, um uns so lange aufzuhalten, bis der große Schlag gegen die Engländer geführt ist." In diesem Sinne hat auch der Kaiser gehandelt, dem Marschall Ney wurde die Aufgabe ertheilt, die Englische Stellung bei La Haye Sainte zu durchbrechen. Englische Offiziere aus dem Stabe Wellingtons haben auch gerade diese Stelle als besonders geeignet für das Gelingen eines Durchbruches bezeichnet. An keiner anderen Stelle konnten die Angriffstruppen gedeckt sich dem Einbruchspunkte nähern. Hier war ihre Flanke am meisten gesichert. Als der erste Infanterieangriff gescheitert war, erfolgten unter Führung Neys mehrere Kavallerieangriffe, welche bis in die

*) Corresp. XXV, 20175. Aus Metternichs nachgelassenen Papieren, I. S. 149.

**) v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, IV. S. 114.

***) Um 2 Uhr früh. Charras, S. 276.

Englische Stellung hinein gelangten, aber, da keine Infanterie zur Stelle war, ihre Vortheile nicht behaupten konnten. Jede Bitte um Infanterieunterstützung lehnte der Kaiser ab. „De l'infanterie? Où veut-il que j'en prenne? veut-il que j'en fasse faire."*) Zwischen 6 und 7 Uhr, als Plancenoit wiedergenommen, die Preußischen Angriffe nachzulassen schienen, La Haye, Papelotte, La Haye Sainte in Französischem Besitz waren, Hougomont in hellen Flammen stand, der Widerstand der Englischen Truppen sichtlich erlahmte, glaubte der Kaiser den Zeitpunkt zur Verwendung seiner Reserve gekommen. Noch waren 12000 Mann der Garde nicht eingesetzt. Von den 24 Bataillonen hält der Kaiser zwei in Reserve, 12 Bataillone werden den Preußen entgegengeworfen, 10 Bataillone werden zum Sturme auf die Englische Stellung angesetzt. Der Angriff mißlingt. Auch die nach dem rechten Flügel entsandte Verstärkung vermag nicht das Vorgehen der Preußischen Armee aufzuhalten. Hiermit ist die Schlacht entschieden. Ein geordneter Rückzug war nicht mehr möglich. Die Armee löste sich auf. Der Fehler des Kaisers lag nicht in dem Einsetzen seiner Reserve, sondern in ihrer getheilten Verwendung. Auch scheint der Kaiser hier zum ersten Male den Zeitpunkt zum Einsetzen seiner Reserve nicht richtig erkannt zu haben.**) Wäre die Garde den Reitermassen Neys gefolgt, sie würde vielleicht einen Sieg haben erringen können. Napoleon lehnte aber die Forderung Neys um Unterstützung ab, weil er seinem Urtheile mißtraute.

Eine andere Frage ist nur, ob diese Reserve nicht zweckmäßiger in Richtung auf Plancenoit angesetzt wäre, die Englische Armee war ohne die Preußische Unterstützung wohl nicht im Stande, offensiv zu werden, die Wegnahme von Plancenoit durch die Preußen mußte die Möglichkeit eines Französischen Rückzuges völlig in Frage stellen. „Ein Wort Napoleons scheint diesmal den Schlüssel zu dem eigenthümlichen Räthsel zu geben. Napoleon sagt nämlich in seinen Memoiren, nachdem Bülow Plancenoit wieder verloren hatte, sei dessen Angriff erschöpft gewesen. Nun war allerdings schon um 3 Uhr ein von Grouchy abgesandter Offizier mit der Meldung eingetroffen, daß Blücher nicht über die Maas zurückgegangen sei, daß Bülow nicht mit seinem Heerestheile allein, sondern die gesammte Preußische Armee den Tag zuvor vereinigt bei Wavre gestanden habe; aber man hatte seitdem auch auf Seiten der Franzosen den Kanonendonner des Gefechtes bei Wavre wahrgenommen, und man konnte, sofern man die günstigsten Voraussetzungeu auch für die wahrscheinlichsten hielt, allenfalls annehmen, daß der Ueberrest des Preußischen Heeres, der Theil, der bei Ligny gefochten hatte, durch Grouchys Angriff dort bei Wavre festgehalten werde. War dem so, war Bülows Angriff zurückgeschlagen und erschöpft, hatte Wellington eine weitere Unterstützung durch die Preußen nicht zu erwarten, dann durfte man allerdings den Angriff auf die

*) Thiers XX, S. 225.
**) Thiers XX, S. 225, 234.

Stellung der verbündeten Englischen Armee noch immer für die Hauptsache und den Sieg für möglich ansehen.*)

Napoleon hat bei Waterloo nicht besiegt sein wollen. „Nur diejenige Schlacht," schreibt Prinz Friedrich Karl in seinen Andeutungen für das Gefecht 1864, „ist verloren, die die Offiziere glauben verloren zu haben und deshalb das Ringen um den Sieg nicht länger fortsetzen." In dieser Zähigkeit, in diesem nicht vom Schlachtfelde weichen Wollen, ist der Kaiser Napoleon für uns geradezu vorbildlich. Groß-Görschen, Preußisch-Eylau werden dadurch zum Siege. Bei Preußisch-Eylau haben die Russen 26 000 Mann von 82 500 Mann (31 pCt.), die Franzosen 23 150 Mann von 67 000 Mann (29 pCt.) verloren.**) Beide Theile fühlten sich bis aufs Aeußerste erschöpft. Während aber in der Nacht Benningsen jeden Vorschlag zur weiteren Fortführung des Angriffes ablehnt und Anordnungen für den Rückzug trifft, denkt auch der Kaiser wohl an Rückzug, spricht in einem Briefe an Talleyrand von Waffenstillstand und Frieden und sucht die Nothwendigkeit des Rückzuges seinen Unterführern gegenüber mit der Bedrohung der Winterquartiere durch die Kasaken zu rechtfertigen. Aber er will das Schlachtfeld noch nicht aufgeben, er bleibt stehen und sieht am andern Morgen die Russische Armee vor seiner Front verschwunden. Wie aus dem 58. Bulletin hervorgeht, ist seine Stimmung jetzt völlig umgeschlagen. Er spricht nur von 1900 Todten, 5700 Verwundeten. In einer vom 12. Februar datirten Notiz für den „Moniteur" giebt er auch diese Zahlen noch als übertrieben an. Um aber auch der Welt den Beweis zu liefern, daß er bei Preußisch-Eylau nicht besiegt sei, ordnet er sogar eine Verfolgung an, die jedoch an der Zerrüttung der eigenen Armee schnell ihre Grenzen findet.

Was hier seine Größe ausmachte, wurde bei Leipzig die Ursache seiner Niederlage. Vom Schicksal verwöhnt, hatte er, wie dies Carlyle ausführt, in den letzten Jahren seines Feldherrnthums verlernt, Wahres vom Falschen zu unterscheiden.***) Ein in seiner Charakteranlage vorhandener Zug zum Phantastischen ließ ihn vom Boden der Wirklichkeit immer mehr abweichen. Vorausgesetzte Lagen erscheinen ihm als thatsächlich bereits vorhanden. Seine Auffassung hatte sich so vielfach der Schwarzseherei seiner Unterführer gegenüber als richtig herausgestellt; jetzt will er auch von seiner einmal gewonnenen Ansicht nicht mehr lassen. „Ich bin ich, denn ich bin ein ganz anderes Wesen als die übrigen Menschen."†) „Ist der Entschluß einmal gefaßt," schreibt er am 12. Februar 1812 an den in Spanien kommandirenden Marmont, „so muß man dabei bleiben, es giebt kein Wenn und kein Aber." Die Meldungen

*) Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands und der Europäischen Politik in den Jahren 1814 bis 1831. Leipzig 1863, S. 326.

**) v. Lettow-Vorbeck, Krieg von 1806 und 1807, IV. S. 100, 111 ff.

***) Carlyle, On Heroes, hero-worship and the heroic in history, p. 221.

†) Mad. de Rémusat, Mémoires II. p. 51.

über Maßnahmen seiner Gegner beeinflußten seine Handlungsweise nicht. **Durch Festhalten an seinem Plane hat er sich bislang immer die Initiative zu wahren gewußt. So will er denn auch bei Waterloo, am 18. Juni 1815, auf die Meldung von dem Anmarsche der Preußen die Schlacht nicht abbrechen. Es hieße dieses Alles aufopfern, feige vor der Entscheidung zurückweichen.**

Auf dem Schlachtfelde von Waterloo unterlag der Kaiser, nicht der Feldherr. Es war eine seltene Fügung des Schicksals, daß sein Heer, geleitet von der selbstgefälligen Systemsucht eines Jomini, an den äußeren Formen der Napoleonischen Heeresgliederung, Befehlsertheilung und Kriegsführung kleben blieb, daß das innere Wesen seiner Kriegführung zuerst von einem Gneisenau richtig gewürdigt, von Clausewitz in geistvollster Form erläutert wurde und schließlich ihre glänzendste Anwendung in den Händen des Feldmarschalls Moltke finden sollte. Ihm war es beschieden, dem Gebäude Napoleonischer Kriegskunst den Schlußstein einzufügen, gleichberechtigt neben die Kunst der Anlage, neben die Energie der Durchführung die Selbstthätigkeit der Unterführer zu setzen, mit vereinten Kräften das zu erreichen, was Napoleon dem Großen auf die Dauer versagt blieb.

Anlage.

Befehl für das Vorgehen auf Jonkendorf.

Corresp. XIV, No. 11 778.

Dispositions générales de la journée pour le Grand-duc de Berg.

Allenstein, 3ième Février 1807.

Le général Grouchy avec sa division se rendra sur le chemin de Guttstadt, occupera Diwitten, enverra reconnaître sur le champ Spiegelberg et rendra compte au maréchal Soult, il sera aux ordres de ce maréchal pendant toute la journée.

Le maréchal Soult commandera la droite de l'armée, se rendra avec la division Legrand à Diwitten, fera occuper Rosenau et choisira des chemins pour tomber sur les derrières de l'ennemi, s'il est en force sur Gettkendorf, chemin de Liebstadt; il n'attaquera cependant cette position que quand le grand-duc de Berg aura attaqué de son côté.

Le grand-duc de Berg commandera la gauche de l'armée, se rendra sur le chemin de Liebstadt, où il fera passer la division de dragons de Milhaud; la division Saint Hilaire sera sous les ordres du grand-duc, ainsi que le corps du maréchal Ney. Il attaquera l'ennemi aussitôt qu'il croira avoir des forces suffisantes, c'est à dire vers une heure après-midi. Le maréchal Ney est destiné à rester à la gauche. Aussitôt que l'ennemi sera débusqué de Gettkendorf, le maréchal Ney tiendra la tête et le poussera plusieurs lieues. La division Saint Hilaire restera alors en réserve à Gettkendorf.

Le maréchal Berthier, par ordre de l'Empereur.

Corresp. XIII, No. 11 004.

Ordre du jour.

Dispositions de l'ordre de bataille.

Au bivouac de Jéna, 14ième octobre 1806.

M. le maréchal Augereau commandera la gauche, il placera la première division en colonne sur la route de Weimar, jusqu'à une hauteur par où le général Gazan a fait monter son artillerie sur le plateau; il tiendra des forces nécessaires sur le plateau de gauche, à la hauteur de la tête de sa colonne. Il aura des tirailleurs sur toute la ligne de l'ennemi, aux differentes débouchées de montagnes. Quand le général Gazan aura marché en avant, il débouchera sur le plateau avec tout son corps d'armée, et marchera en suite, suivant les circonstances, pour prendre la gauche de l'armée.

M. le maréchal Lannes aura à la pointe du jour toute son artillerie dans ses intervalles et dans l'ordre de bataille où il a passé la nuit.



L'artillerie de la garde impériale sera placé sur la hauteur, et la Garde sera derrière le plateau, rangé sur cinq lignes, la première ligne composée des chasseurs, couronnant le plateau.

Le village qui est sur notre droite sera canonné avec toute l'artillerie du général Suchet, et immédiatement attaqué et enlevé.

L'empereur donnera le signal, on doit se tenir prêt à la pointe du jour.

M. le maréchal Ney sera placé, à la pointe du jour, à l'extrémité du plateau, pour pouvoir monter et se porter sur la droite du maréchal Lannes du moment que le village sera enlevé et que par là on aura le place de déploiement.

M. le maréchal Soult débouchera par le chemin qui a été reconnu sur la droite, et se tiendra toujours lié pour tenir la droite de l'armée.

L'ordre de bataille en général sera pour M. M. les maréchaux, de se former sur deux lignes, sans compter celle d'infanterie légère, la distance de deux lignes sera au plus de 100 toises.

La cavalerie légère de chaque corps d'armée sera placé pour être à la disposition de chaque général, pour s'en servir selon les circonstances.

La grosse cavalerie, aussitôt qu'elle arrivera, sera placé sur le plateau et sera en réserve derrière la Garde, pour se porter où les circonstances l'exigeraient.

Ce qui est importante aujourd'hui, c'est de se déployer en plaine; on fera ensuite les dispositions que les manoeuvres et les forces que montrera l'ennemi indiqueront, afin de le chasser des positions qu'il occupe et qui sont nécessaires pour le déploiement.

Le maréchal Berthier, par ordre de l'Empereur.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Vorbemerkung der Redaktion. Die beiden nachfolgenden Arbeiten sind der Redaktion von den Herren Verfassern fast gleichzeitig, und ohne daß der Eine von der anderen Kenntniß gehabt hätte, zugegangen.

Wenn ihr Inhalt auch naturgemäß in manchen Punkten übereinstimmt, so ergänzen sie sich in anderen gegenseitig doch in erwünschter Weise, und es dürfte nicht ohne Interesse sein, sie beide im Zusammenhange zu lesen. Die Redaktion hat daher geglaubt, sie in einem Beihefte vereinigen zu sollen.

Das militärische Ausbildungsjahr der Infanterie.

Von

v. Janson,

Generalleutnant z. D.

I. Einleitung.

Die Eintheilung des militärischen Jahres war lange Zeit eine durch Ueberlieferung geheiligte; bestimmte Jahreszeiten waren gewissen Dienstzweigen gewidmet, und nur selbständige Naturen wagten es, sich von dieser Gewohnheit loszusagen, auf die Gefahr eines weniger günstigen Eindrucks bei den Besichtigungen, auf die in erster Linie hingearbeitet wurde. Es war ein bequemes System, solange auch die Mehrzahl der Vorgesetzten es sich nicht einfallen ließ, dabei Anderes zu verlangen, als was zu der betreffenden Zeit gewohnheitsmäßig geübt wurde. Eine grundsätzliche Aenderung hierin wurde erst angebahnt, als die Felddienst-Ordnung (vom 23. Mai 1887) hervorhob, daß „bei einer planmäßigen Ausbildung in allen Dienstzweigen, die vom Einfachen zum Schweren, vom Einzelnen zum Ganzen steigend, fortschreitet, der gewichtige Grundsatz nicht außer Acht gelassen werden darf, daß eine Hauptstärke des Heeres in seiner **steten** Bereitschaft beruht". Es durfte hiernach nicht mehr Abschnitte geben, in denen nur exerzirt und Schulschießen getrieben, andere, in denen nur Felddienst geübt, und wieder andere, in denen auf Turnen und Fechten das Hauptaugenmerk gerichtet wurde, es sollten vielmehr fortan „alle Uebungen, die der unmittelbaren kriegerischen Thätigkeit am nächsten stehen, wie Schießen und Felddienst," ohne größere Pausen während des ganzen Jahres stattfinden. So fiel ein System, das Zweck und Mittel verwechselte und eine Befriedigung darin

fand, die einzelnen Dienstzweige zu bestimmten Zeitpunkten auf einem Höhepunkte zu sehen, anstatt die dauernde Kriegsfertigkeit in den Vordergrund zu stellen. Nicht mit einem Schlage drang die neue, höhere Ansprüche stellende Richtung durch; so Mancher sehnte sich noch lange nach der „guten alten Zeit“ zurück, und die größten Schwierigkeiten bereitete der Kampf gegen die, welche den Erfolg des Einzelprüfungsschießens als ihr Lebensziel ansahen. — erst der Fortfall dieser Prüfung in der bisherigen Art vermochte hier völligen Wandel zu schaffen.

Bei der Arbeitseintheilung für das Dienstjahr oder, was dasselbe bedeutet, bei der Regelung des Ausbildungsganges ist nunmehr Folgendes in Betracht zu ziehen:

1. die Rücksicht auf die stetige Schlagfertigkeit, wozu auch die schnelle Förderung des jüngsten Jahrganges in der kriegsmäßigen Ausbildung gehört;
2. die Gründlichkeit der Ausbildung. die ein planmäßiges Vorgehen ohne Uebereilung bedingt;
3. die Sonderanforderungen an die Ausbildung der beiden Jahrgänge sowie an die der Unterführer.

In den Anforderungen zu 1 und 2 liegen gewisse Gegensätze, deren Ausgleich nicht leicht ist. Die Schwierigkeiten wachsen außerdem stetig mit den sich mehrenden besonderen Dienstzweigen und mit dem unvermeidlichen Steigen der Ansprüche an die Erziehung des Mannes „zum selbständig und überlegt handelnden Schützen“ und zu „entschlossenem Handeln“ überhaupt, eine Folge der stetigen Vervollkommnung der Schußwaffen. Dadurch wird eine erweiterte Berücksichtigung der Eigenart jedes Mannes bedingt, folglich auch eine abermalige Erschwerung der zweckentsprechenden „Festsetzung der Ausbildungsabschnitte im Verlaufe des Dienstjahres“. Hierfür sollen „die Zeitpunkte maßgebend sein, zu denen die Bataillone, Eskadrons und Batterien ihre Ausbildung beendet haben müssen und die größeren Truppenübungen ihren Anfang nehmen“. Nur für letzteren Termin ergehen, wenn auch nur mittelbare, allgemeine Bestimmungen, alles Uebrige liegt in der Hand der Generalkommandos. Von Allerhöchster Stelle sind also nur die Ziele festgesetzt; in der Wahl der Art, wie sie zu erreichen sind, besteht eine verhältnißmäßig große Freiheit. Diese Selbstbeschränkung in allgemein gültigen Festsetzungen hat offenbar ihren Grund in der großen Verschiedenheit der Verhältnisse bei den Armeekorps. Vergleicht man z. B. das Klima im Bereiche des I. und des XIV. Armeekorps, die Versammlung des größten Theils des XVI. Armeekorps in einer großen Festung und die Zersplitterung des II. in zahlreiche kleine weit von einander entfernte Standorte, den Einfluß der so verschiedenartigen Landwirthschaft im Osten und Westen auf die Benutzung der Felder zu Uebungen, die zur Zeit noch ungleichmäßige Ausstattung mit „Truppenübungsplätzen“ und die Verschiedenartigkeit sonstiger

Garnisoneinrichtungen, so wird man einsehen, wie unabweislich es war, auch hier der Individualität Spielraum zu lassen.

II. Die Einwirkung der verschiedenen Kommandostellen.

Den Generalkommandos ist somit ein weiter selbständiger Wirkungskreis geblieben; indessen auch sie pflegen sich eine nicht unerhebliche Beschränkung in der Diensteintheilung aufzuerlegen, weil auch innerhalb der Armeekorps nicht selten ein Theil der erwähnten Verschiedenheiten sich bemerklich macht und weil diesen ständigen Faktoren sich noch wechselnde, meist nicht vorhersehbare gesellen, wie Witterung, Ernteverhältnisse, durch Kaisermanöver ꝛc. bedingte Verschiebung des gewöhnlichen Zeitpunktes des Anfangs der größeren Truppenübungen, die für die verschiedenen Verbände auf den „Truppenübungsplätzen" verfügbare Zeit, endlich ungewöhnliche Ereignisse, wie z. B. Epidemien und Nothstände. Daraus ergiebt sich neben der allgemeinen Regelung des Ausbildungsganges das Bedürfniß von Sonderbestimmungen für die einzelnen Jahre sowie von näheren Ausführungsbestimmungen durch die dem Generalkommando untergeordneten Kommandobehörden.

Die Generalkommandos werden sich in der Regel mit der Festsetzung folgender Zeitpunkte begnügen:

1. Abschluß der Rekrutenausbildung,
2. der Kompagnieausbildung und
3. der Bataillonsausbildung;
4. Beginn der größeren Truppenübungen, durch Rückwärtsrechnen aus den Bestimmungen über den Manöverschluß festzustellen, falls nicht die Vertheilung der Truppenübungsplätze unmittelbare Festsetzungen bezüglich des Regiments- und Brigadeexerzirens einschließt.

Die weiteren Anordnungen über den Gang der Ausbildung können nun die Generalkommandos den Divisionen überlassen oder ausdrücklich den Regimentskommandeuren die Befugniß zur selbständigen Regelung ertheilen. Beide Methoden haben ihre Vorzüge und Nachtheile. Die erste ermöglicht eine fruchtbringende Thätigkeit der Divisions- und Brigadekommandeure, die die Verantwortung für die Ausbildung mittragen, aber nur in höchst beschränkter Weise durch nachträgliche Kritik ihren Einfluß zur Geltung zu bringen vermögen, wenn ihre rechtzeitige Einwirkung eingeschränkt wird, eine häufige Folge der zweiten Methode. Diese gewährt dafür der Truppe den so wichtigen Schutz vor der zu weitgehenden Einmischung vieler Vorgesetzten und gewährleistet dem Regimentskommandeur, der nach unseren Grundsätzen das höchste Maß der Verantwortung für richtige und gleichmäßige Ausbildung seines Regiments trägt, die Möglichkeit selbstthätiger und befriedigender Arbeit. Das alles weist doch auf einen gewissen Mittelweg zwischen den erwähnten Extremen hin, der auch in der Einleitung zum Exerzir-Reglement

für die Infanterie angedeutet ist: „Jeder Truppenbefehlshaber, vom Kompagnieführer aufwärts, ist für die vorschriftsmäßige Ausbildung der ihm unterstellten Abtheilung verantwortlich und darf in der Wahl der Mittel so wenig als möglich beschränkt werden. Die nächsten Vorgesetzten sind verpflichtet, einzugreifen, sobald sie Mißgriffe und Zurückbleiben bemerken." Es heißt dann weiter, nachdem die Endaufgaben der Kompagnie als „Abschluß der Exerzirschule", des Bataillons als „Grundlage der Gefechtsschule", des Regiments als „einheitliche Erziehung zu allen Aufgaben der Ausbildung und Führung" und der Brigade als „Uebergang in das Gebiet der höheren Truppenführung" charakterisirt sind: „Aber die Befehlshaber aller Grade sind dafür verantwortlich, daß das Exerzir-Reglement in allen seinen Theilen zur Uebung gelangt und seine Forderungen ihrem vollen Geiste nach erfüllt werden."

Diese Direktiven für die Abgrenzung des Wirkungskreises der Vorgesetzten erfahren noch eine Erweiterung durch das, was die Felddienst-Ordnung über das Verhältniß der Ausbildung der Truppe zu derjenigen der Führer sagt: Für kleine Abtheilungen soll jene die Hauptsache bleiben, aber auch bei der Ausbildung der Führer ist die der Truppe „wohl im Auge zu behalten. Diese darf, zumal bei der kurzen Dienstzeit der Fußtruppen, nicht zum bloßen Hülfsmittel der Führerausbildung werden." Derselbe Gedanke findet wiederholt in noch nachdrücklicherer Weise geradezu als Schutzbestimmung für die Truppe Ausdruck: „Zu beachten bleibt, daß die in die Zeit der Einzel- und niederen Truppenausbildung gelegten größeren Uebungen nicht einen Umfang annehmen, der es erschwert, die durchaus nöthige feste Unterlage einer gediegenen Truppenausbildung zu schaffen."

In den meisten Fällen pflegt dem Brigadekommandeur der am wenigsten befriedigende Wirkungskreis zu verbleiben; selbst wenn der kommandirende General den Zwischeninstanzen noch Raum für eine einigermaßen ausgiebige Thätigkeit läßt, so ist es sehr naheliegend, daß ein thätiger und schaffensfreudiger Divisionskommandeur sich dieses Restes, der bis zum verpönten Eingriff in die Rechte des Regimentskommandeurs bleibt, zu bemächtigen strebt. Das ist sehr begreiflich, aber um so bedauerlicher, als der Brigadekommandeur der letzte Vorgesetzte einer einzelnen Waffe ist und demnach gerade in den die Truppenausbildung berührenden Fragen besonders maßgebend sein sollte. Gehören die höheren Vorgesetzten gleichfalls der Infanterie an, so wird ihnen die wünschenswerthe Selbstbeschränkung wahrscheinlich besonders schwer fallen, indessen sie werden doch gut thun, sie auszuüben, wenn vom Brigadekommandeur eine ersprießliche Thätigkeit erwartet werden soll. Als vorbildlich schwebt mir hierbei die oft wiederholte Redewendung eines hochbedeutenden kommandirenden Generals vor, der beim Hervortreten von Mängeln in der Ausbildung der einzelnen Waffen zu sagen pflegte: „Das zu regeln, wird so recht Sache des Herrn Brigadekommandeurs sein."

Feste Grenzen zwischen den Wirkungskreisen der Instanzen lassen sich nicht ziehen, und fast immer wird der eine oder andere Vorgesetzte sich benachtheiligt fühlen. Ein positiver Fehler liegt vor, wenn der Regimentskommandeur dies mit Recht von sich behaupten kann. Im Uebrigen ist dies allseitige Streben nach erweiterter Thätigkeit kein schlechtes Zeichen für eine Armee; es wäre vielmehr ein Unglück, wenn es aufhörte und die höheren Vorgesetzten anfingen, sich in einer herabgeminderten Thätigkeit und Verantwortung wohl zu fühlen. Eine schematische Regelung ist schon darum unausführbar, weil die Individualität der Persönlichkeit maßgebend ist; groß angelegte Naturen werden mehr als andere den Stempel ihres Wesens dem ganzen Truppenverbande aufprägen, aber sie werden auch vorzugsweise fremder Eigenart gerecht werden und sich von Eingriffen in Einzelheiten fern halten, die besser Sache eines der Truppe näher stehenden Vorgesetzten bleiben. Auch die Kenntniß der Stärken und Schwächen der Untergebenen wird maßgebend für die Art des Eingreifens sein; wo bei dem Einen eine Andeutung genügt, bedarf der Andere ausführlicher Belehrung. Selbstredend ist der erste Fall für beide Theile der befriedigendere; denn auch für den Höherstehenden kann es keine Entsagung mehr sein, nicht einzugreifen, wenn er sich verstanden weiß.

Eine nicht unerhebliche Erschwerung für die Regelung der Einwirkung der verschiedenen Kategorien von Vorgesetzten bilden die gemäß der „Reiseordnung“ für die Besichtigungen bestehenden Bestimmungen. Kurz auf einander folgende Besichtigungen desselben Dienstzweiges durch verschiedene Vorgesetzte sollen vermieden werden; daraus ergiebt sich ganz von selbst die gleichzeitige Anwesenheit aller Instanzen. Ordnet der höchste Vorgesetzte nun regelmäßig selbst den Gang der Sache an und stellt die Aufgaben, so sind die Zwischenvorgesetzten ungemein in ihrer Beurtheilung beschränkt, falls ihnen, eine solche auszusprechen, — überhaupt Gelegenheit gegeben wird. Ist dies nicht der Fall, so werden sie sich in der Regel nicht nur recht überflüssig fühlen, sondern zum mindesten zweifelhaft werden, ob und wie sie die ihnen durch Allerhöchste Vorschriften übertragenen Pflichten thatsächlich erfüllen sollen; es darf hier auf den schon hervorgehobenen Satz des Exerzir-Reglements, daß „die Befehlshaber aller Grade“ für die Ausbildung verantwortlich sind, erneut Bezug genommen, ferner auf die Festsetzung der Schießvorschrift, daß „die kommandirenden Generale, die Divisions- und Brigadekommandeure gelegentlich ihrer Besichtigungen die sachgemäße Ausbildung des Lehrpersonals und der Mannschaften in Bezug auf die von ihnen bei dem Schießen im Felde zu erfüllenden Obliegenheiten“ zu prüfen haben. Auch von dem Stande der Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen sollen sich „die höheren Vorgesetzten“ bei Besichtigungen überzeugen. Alles das ist nur bei einer planmäßigen Arbeitstheilung, die allein vom Höchsten ausgehen kann, zu ermöglichen. Sehr viel ist schon gewonnen, wenn grund-

sätzlich die taktischen Einheiten von dem Nächsthöheren, auch bei Anwesenheit der übrigen Vorgesetzten, besichtigt werden, so daß dieser die allgemeinen Anordnungen trifft, die Aufgaben stellt und als der Erste ihre Lösung bespricht, — also das Bataillon vom Regiments-, das Regiment vom Brigade- und die Brigade vom Divisionskommandeur, was nicht ausschließt, daß in Einzelfällen aus besonderen Gründen hiervon abgewichen wird.

Zum Schluß muß hier noch des Bataillonskommandeurs gedacht werden, der in den meisten Fällen gänzlich von dem Besichtigen ausgeschaltet wird, es sei denn, daß ihm eine sogenannte „Vorbesichtigung" der Rekruten und Kompagnien, ohne Anwesenheit des Regimentskommandeurs, zugebilligt wird. Ein besonderer Vortheil ist in einer solchen Aushülfe schwerlich zu erkennen; das gänzliche Ausschalten aber beruht mehr auf Gewohnheit, als daß es berechtigt wäre. Wenn im Bataillon „die Gefechtsschule ihre sichere Grundlage" finden soll und „auf dem Zusammenwirken der Kompagnien in allen Gefechtslagen die gesammte Fechtweise der Infanterie beruht", so müssen auch dem Bataillonskommandeur alle Mittel zur Verfügung stehen, von vornherein auf eine einheitliche Ausbildung der einzelnen Kompagnien einzuwirken. Man wird einwenden, daß ihm hierzu der tägliche Dienst Gelegenheit in reichstem Maße gebe; das ist auch zutreffend, indessen wird es naturgemäß den Erfolg seiner Thätigkeit leicht beeinträchtigen, wenn die Kompagnieführer von vornherein wissen, daß ihr nächster Vorgesetzter bei den erwähnten Besichtigungen nur Zuschauer ist und gar nicht zu Wort kommt. Aus diesem Grunde und außerdem, um ihn rechtzeitig die so schwierige Kunst des Besichtigens erlernen zu lassen, sollte man auch ihm, wie es schon theilweise der Fall ist, allgemein geben, was ihm gebührt. Das Ansehen des Regimentskommandeurs und seine Einwirkung auf „die einheitliche Erziehung" braucht darunter nicht zu leiden, zumal, wenn er sich die allgemeine Anordnung des Ganges der Besichtigung vorbehält.

III. Gesichtspunkte für die Eintheilung des Ausbildungsjahres.

Wir haben als Hauptgesichtspunkte für die Eintheilung des Ausbildungsjahres die stetige Schlagfertigkeit, die Gründlichkeit der Ausbildung und die Sonderanforderungen an die Erziehung der beiden Jahrgänge sowie an die der Unterführer kennen gelernt und haben nun zu untersuchen, zu welchem Ergebniß ihre Berücksichtigung in der Praxis führt.

Die Anforderung der stetigen Schlagfertigkeit bedingt zunächst die Erörterung der Frage, in welcher Zeit die Rekruten für die Verwendung im Kriege brauchbar gemacht werden können, diejenige der Gründlichkeit, welche Zeit hierzu mindestens in Anspruch genommen werden muß.

Nach Entlassung der Reserven im Herbst entsteht eine Periode, in der die Zahl der ausgebildeten Gemeinen auf die Hälfte herabsinkt. Die Zahl der im Falle einer Mobilmachung einzuberufenden Mannschaften wird dadurch

naturgemäß erhöht. Damit ist momentan eine Verringerung der Schlagfertigkeit verbunden, was am auffälligsten hervortritt, falls etwa ein Grund vorliegt, unverzüglich Truppen auf Friedensstärke zu Schutzmaßnahmen an der Grenze zu verwenden. Aber auch abgesehen hiervon ist zweifellos ein Truppentheil um so schlagfertiger, je größer in ihm die Zahl der dort erzogenen und bisher ununterbrochen im Dienst gewesenen Mannschaften ist, die den Vorgesetzten genau bekannt sind, die ein festes Band der Kameradschaft umschlingt und die, was für die Leistungen im Gefecht durchaus nicht unwesentlich ist, die Eigenart ihrer Schußwaffe kennen. Wenn noch, wie früher, darauf zu rechnen wäre, daß zu jeder Kompagnie wenigstens der größere Theil der bei ihr erzogenen Reservisten zurückkehrt, würde dem keine so hervorragende Bedeutung beizulegen sein; infolge der so ausgedehnten und stets zunehmenden Ausnutzung der Freizügigkeit aber ist dies bei einem großen Theil der Truppentheile keineswegs mehr der Fall; daher muß die für die Ausbildung der Rekruten in Anspruch genommene Zeit doch gewissermaßen als eine Gefahrsperiode angesehen werden, deren möglichste Verkürzung wünschenswerth ist. Andererseits kommt nicht allein in Frage, wann der Rekrut so weit sein kann, um mit Nutzen im Rahmen der ausgebildeten Truppe im Kriege Verwendung zu finden, sondern auch, wann er so weit gefördert ist, daß die Einreihung in die Kompagnie ohne Schädigung der weiteren planmäßigen Friedensausbildung zu erfolgen vermag; denn es wäre falsch, die Erziehung so zu gestalten, daß sie für den seltenen Fall einer frühzeitigen Mobilmachung richtig, für den bei Weitem häufigeren dauernden Friedensstandes aber und somit für die Ausbildung der Mehrzahl der in einem Kriege zur Verwendung kommenden Mannschaften verfehlt ist. Die Ausbildung darf unter keinen Umständen eine übereilte sein. Es fragt sich nun, was von dem für den Krieg unmittelbar Gebrauchten vorweggenommen werden kann, ohne den planmäßigen Ausbildungsgang zu stören und ohne die im Interesse der Weiterausbildung wie der Disziplin so nothwendige Gründlichkeit zu beeinträchtigen. Nichts wäre fehlerhafter als ein an die Milizausbildung streifendes oberflächliches Verfahren; die ältere Generation wird sich erinnern, welche Schwierigkeiten nach dem Frieden die bei den Ersatzbataillonen übereilt ausgebildeten Mannschaften bis zu ihrer Entlassung zu bereiten pflegten und wie auch ihre Verwendbarkeit im Felde sowie ihre Fähigkeit zum Ertragen von Strapazen eine sehr herabgeminderte war. Auch das Reglement sagt: „Unrichtige oder unvollständige Ausbildung des Rekruten beeinträchtigt dessen Leistungen meist während seiner gesammten Dienstzeit.“

Als bei der Infanterie die Dauer des aktiven Dienstes auf zwei Jahre herabgesetzt wurde, entstand die Frage, wie die Ausbildung dieser Verkürzung anzupassen sei, und allgemein wurde die Antwort gegeben, daß die Gründlichkeit der ersten Ausbildung nicht leiden dürfe; es gab aber auch Regiments-

kommandeure, die noch weiter gingen und eine Steigerung derselben anstrebten als Ausgleich für die kurze Gesammtzeit. Ein solcher Gedankengang schließt an sich Richtiges ein, darf aber nicht zu der fehlerhaften Schlußfolgerung führen, daß diese Steigerung sich im Wesentlichen auf das Schulexerziren zu beziehen habe; das ist der Fall, wenn der Zeitpunkt der Rekrutenbesichtigung gegen Mitte Januar gewählt wird, diese aber sich im Wesentlichen auf das Exerziren beschränkt. Dann ist eine Minderleistung gegenüber der Zeit vor Herabsetzung der Dienstzeit festzustellen; denn die Ausbildung der Rekruten dauerte damals, als sie erst im November eingestellt wurden, in der Regel auch nicht länger. Es darf auch daran erinnert werden, wie oft man Kompagniechefs über den Rückgang in der Entwicklung der Rekruten nach Weihnachten klagen hört; das ist die natürliche Folge des ermüdenden Einerlei eines übertriebenen Schulexerzirens, einer Ausbildungsmethode, die mit den Allerhöchsten Vorschriften nicht im Einklang steht. „Die Ansprüche, die der Krieg an die Truppen stellt, sind maßgebend für ihre Ausbildung im Frieden“ (Felddienst-Ordn. 1). „Anhaltendes Ueben eines und desselben Gegenstandes ermüdet Geist und Körper. Es bedarf daher der Abwechslung in den Uebungen“ (Exerz.-Regl., Einl. 4).

Ohne den wichtigen Satz des Exerzir-Reglements, daß „die Grundlage der Gesammtausbildung in der sorgfältigen, straffen Einzelausbildung liegt“, auch nur im Geringsten abschwächen zu wollen, darf doch behauptet werden, daß ein übertriebener Zeitaufwand für das Schulexerziren eine Verwechslung von Mittel und Zweck bedeutet und daß ohne Beeinträchtigung jener Grundlage sich in der Zeit von Anfang Oktober bis Mitte Januar außerdem ein beschränkter Grad kriegsmäßiger Ausbildung erzielen läßt, der einen erheblichen Theil der Rekruten befähigt, in der Weise voll ausgebildeter älterer Mannschaften zu kämpfen, also ihre Einreihung in eine mobile Kompagnie schon zu jener Zeit ermöglicht. Es handelt sich hier also nicht um eine Verschiebung des üblichen Rekrutenbesichtigungstermins, sondern um die Feststellung dessen, was sie bis dahin gelernt haben müssen.

Hält man hieran fest, so wird der Abschluß des zweiten Hauptabschnitts — Vollendung der Ausbildung im Kompagnie-Exerziren — wie bisher auf Ende März bis Mitte des Monats April fallen. Dieser Spielraum ist nicht allein durch die Einflüsse des Klimas und der jeweiligen Witterung, sondern auch durch die wechselnde Lage des Osterfestes bedingt.*)

Für das Bataillonsexerziren bedarf es dann nur noch kurzer Zeit. Da der kommandirende General in der Regel alle oder doch die Mehrzahl der Bataillone des Armeekorps bei Gelegenheit seiner Rundreise sehen wird,

*) Ließe es sich ermöglichen, für dieses Fest ein unveränderliches Datum wie für Weihnachten zu vereinbaren, so würde daraus der Regelung der militärischen Ausbildung ein ebenso großer Vortheil erwachsen, wie er wahrscheinlich auf dem Gebiete des Schulwesens zu erwarten wäre.



diese aber namentlich da, wo viele kleine Garnisonen vorhanden sind, unverhältnißmäßig lange Zeit in Anspruch nimmt, zumal die Bataillonsbesichtigungen nicht ihr einziger Zweck sind, darf man den Besichtigungstag und den Abschluß der Bataillonsausbildung keineswegs als gleichbedeutend ansehen. Es kann sehr wohl vorkommen, daß einzelne Bataillone vor dieser gesehen werden, wodurch eine entsprechende Herabsetzung der Anforderungen bedingt wird. Häufiger noch werden Bataillone verhältnißmäßig spät gesehen werden; dann wäre es fehlerhaft, so lange sich nur hierauf vorzubereiten und in der Ausbildung stehen zu bleiben. Die Versuchung dazu ist allerdings vorhanden, und die Vorgesetzten sollten sich durch Ueberwachung und Einsicht in die Dienstagebücher davon überzeugen, daß ein solcher Mißbrauch nicht getrieben wird. Ein einsichtiger Bataillonskommandeur wird sich allerdings selbst sagen, daß es nicht nur für die Förderung der kriegsmäßigen Ausbildung, sondern auch für die Vorführung an dem bestimmten Tage vortheilhafter ist, wenn er bis dahin die Exerzirtage angemessen vertheilt, als wenn er sein Bataillon durch „anhaltendes Ueben eines und desselben Gegenstandes ermüdet".

Es folgen dann noch besondere Besichtigungen im Felddienst, das Prüfungsschießen im Gelände, Besichtigungen im Turnen, Fechten und Pionierdienst, ohne daß sich hierfür bestimmte Zeiten angeben ließen, worauf der Beginn der größeren Truppenübungen den Abschluß der besonderen Ausbildung der Truppe bezeichnet.

Im Folgenden soll versucht werden, die Ziele der einzelnen Ausbildungsabschnitte, d. h., was bei den betreffenden Besichtigungen zu verlangen ist, zu erörtern.

IV. Die Ausbildung der Rekruten.

Die Rekrutenausbildung gipfelt in der Einzelausbildung, das Reglement läßt die Ausbildung im Zuge erst nach ihrer Vollendung beginnen. Letztere bildet daher keinen Theil der Rekrutenbesichtigung, wenn auch das gewissermaßen beiläufige Erlernen des Exerzirens in geschlossener Abtheilung nicht nur nicht ausgeschlossen werden kann, sondern sogar für das angestrebte Ziel, die Möglichkeit der Verwendung bei eintretender Mobilmachung, unerläßlich ist. Die Ausbildung als Schütze bedingt ein frühzeitiges Formiren kleinerer Abtheilungen, weil ohne dies die Erläuterung der „einfachsten Begriffe von dem Wesen des Schützengefechts" überhaupt nicht angängig ist. Auch hier bleibt indessen „die gründliche Ausbildung des Einzelnen" das Ziel, und nie darf der vergebliche Versuch unternommen werden, „Mängel der Einzelausbildung durch Uebungen im Ganzen ausgleichen" zu wollen.

Maßgebend für das Erreichbare sind die Fähigkeiten der Leute, Eignung der Lehrer und die Lehrmethode. Auf die beiden letzten Faktoren haben die Vorgesetzten Einfluß, auf den ersten nicht, — man muß die Rekruten nehmen,

wie sie überwiesen werden. Nicht nur das Material der verschiedenen Truppentheile ist je nach dem Ersatzbezirk recht verschieden, auch innerhalb derselben Kompagnie pflegen sich alle Stufen der Beanlagung und Erziehung zu finden. Es kommt nun in erster Linie darauf an, die Gefahr einer Hemmung der begabteren Rekruten zu vermeiden. Werden alle gleichmäßig behandelt, so leiden gerade die strebsamsten, hoffnungsvollsten Elemente, verlieren, gelangweilt, Lust und Liebe zur Sache und werden Rückschritte machen. Um so wichtiger ist eine frühzeitige Sonderung nach Fähigkeiten und Leistungen in den einzelnen Dienstzweigen.

Es ist zum Beispiel nicht zweckmäßig, den Unterricht bis Mitte Januar korporalschaftsweise zu betreiben und intelligente Leute mit guter Schulbildung durch stupide Menschen, Analphabeten und der deutschen Sprache Unkundige aufzuhalten und zur Verzweiflung zu bringen. Entsprechendes gilt für die Uebertragung des Gelernten in die Praxis, also für die Unterweisung im Schützengefecht und im Felddienst. Soweit es sich um die Vorbildung zum Schießen und Entfernungsschätzen handelt, sind noch andere Faktoren für die rasche Aneignung maßgebend, wie natürliche besondere Beanlagung, Sehschärfe, bisherige Beschäftigung. Die Fortschritte im Turnen und Fechten werden in hohem Grade vom Körperbau, von der so verschiedenartigen Vorbildung und von dem Grade des angeborenen Muths beeinflußt. So sind es durchaus nicht immer dieselben Leute und nicht in allen Fällen die Gebildetsten, welche in den verschiedenen Lehrgegenständen gewissermaßen die Führung unter ihren Genossen übernehmen. Jeder Ausbildungszweig verlangt daher eine besondere Klassifizirung, wenn in ihm das Höchste erreicht werden soll. Damit wird man frühzeitig vorgehen müssen, zum Theil schon einige Wochen nach der Einstellung den Anfang machen können.

Ein solches Verfahren hat natürlich auch seine Schattenseiten; denn es bedingt einen Wechsel der Lehrer und gleichzeitig einen Uebergang in verschiedene Hände. Dem steht der Vortheil der alten Methode entgegen, daß der Rekrut für den inneren Dienst sowie für alle Zweige des äußeren dauernd denselben Lehrmeister behält, der seine Eigenart genau kennen lernt und dementsprechend auf ihn einzuwirken weiß. Andererseits kann er der Eigenart nicht voll gerecht werden, wenn die nothwendige Berücksichtigung der Unbefähigten eine merkliche Hemmung der Fähigeren zur Folge hat, und das erscheint doch als der größere Uebelstand. Auch das Reglement sagt: „Bald wird sich zeigen, welche Leute besonders anstellig sind. Ihrer Ausbildung ist die größte Sorgfalt zuzuwenden, um im Laufe der Dienstzeit Gruppen- (Sektions-) Führer aus ihnen herauszubilden. Zurückbleibende Leute dürfen den Gang der Ausbildung ihrer Jahresklasse nicht aufhalten." Das System einer frühzeitigen Klassifizirung der Rekruten verspricht größeren Erfolg, stellt aber auch höhere Ansprüche an die Einsicht und Thätigkeit des Rekrutenoffiziers und des Kompagniechefs. Die Stellung jenes wird es

heben, seine Arbeit interessanter machen. Es wird dann nicht mehr vorkommen, daß sie infolge übergroßen persönlichen Eifers des Kompagniechefs zu einem Aufsichtsposten herabgedrückt wird.

Die Klassifizirung der Rekruten bedingt übrigens auch eine entsprechende Vertheilung des Lehrpersonals. Hierauf wird schon im Herbst in der Zeit zwischen der Entlassung der Reserven und der Einstellung der Rekruten Bedacht zu nehmen sein, einer Zeit, nicht mehr der Ruhe, wie früher, sondern gerade für den Kompagniechef verantwortlichster Arbeit. Darauf weist die Schießvorschrift ausdrücklich hin, indem sie „nach Beginn des Ausbildungsjahres“ eine Prüfung des Ausbildungspersonals „insbesondere auf die ihm bei Einführung der Rekruten in den Schießdienst zufallenden Obliegenheiten“ durch die Bataillons- und Regimentskommandeure vorschreibt. Zweckmäßiger Weise wird diese Bestimmung sinngemäße Anwendung auf die übrigen Dienstzweige finden.

Im Allgemeinen dürfte es genügen, wenn während der Rekrutenzeit einmal eine Formirung von Ausbildungsklassen erfolgt und zwar von nicht mehr als zwei für jeden Dienstzweig; wollte man dies System, den Erfolgen der Begabtesten und Eifrigsten entsprechend, noch weiter ausdehnen, so würde die Ausbildung doch mehr, als es gut ist, beunruhigt werden; einzelne weitergehende Versetzungen brauchen trotzdem nicht ausgeschlossen zu bleiben. In zweifelhaften Fällen wird man besser thun, zurückzuhalten; wer in eine seine Kräfte übersteigende Stufe gelangt ist, hemmt die Anderen und verliert selbst den Muth; eine Rückversetzung wirkt meist demüthigend.

Die Methode der individuellen Ausbildung führt folgerichtig auch zu verschiedenartigen Schlußanforderungen. Scheidet man zunächst diejenigen Leute aus, welche man wegen verspäteter Einstellung, längerer Unterbrechung des Dienstes durch Krankheit oder infolge geistiger oder körperlicher Mängel als unausgebildet von der Besichtigung auszuschließen pflegt, so kann man etwa nach folgenden Gesichtspunkten drei Kategorien formiren:

1. Diejenigen in den wesentlichsten Dienstzweigen in der besseren Klasse ausgebildeten Rekruten, die durch ihre bisherigen Leistungen zu der Erwartung berechtigen, daß sie sich in Kurzem zu Patrouillen- und stellvertretenden Gruppenführern eignen werden; das Material für Gefreite und Unteroffiziere.
2. Der Rest der in der besseren Klasse ausgebildeten sowie der Theil der geringeren Klasse, der sich das Ausbildungspensum gut zu eigen gemacht hat. Das Maßgebende für Alle ist, daß sie so weit ausgebildet sind, daß sie im Rahmen einer mobilen Kompagnie verwendungsfähig sind.
3. Der Rest der geringeren Klasse, den man hierfür noch nicht für reif erachtet, der daher, um die Ausbildung nicht unvollständig werden zu



lassen, erst später (bis zum Beginn des Frühjahrs) zu solcher Verwendung in Aussicht zu nehmen ist.

Es soll versucht werden, im Folgenden dementsprechend die Anforderungen an den Zustand der Ausbildung Mitte Januar festzulegen, wie er unter mittleren günstigen Verhältnissen wohl gedacht werden kann:

a) Exerziren. Einzelausbildung gemäß Abschnitt A des Exerzir-Reglements; Exerziren im Zuge (Abschnitt B), nicht zu besichtigen;*) Zurechtfinden in der geschlossenen Kompagnie bei Einreihung unter die alten Mannschaften, gelegentlich bei der Theilnahme an Felddienstübungen und Märschen**) zu erlernen, gleichfalls nicht zu besichtigen.

b) Schützengefecht. Einzelausbildung und Ausbildung im Zuge gemäß Abschnitt A und B des Reglements. Untrennbar davon sind die Lehren der Schießvorschrift über Zielen, Anschlag, Abziehen und Abkommen, Entfernungsschätzen auf nahe, für die bessere Klasse auch auf mittlere Entfernungen, verbunden mit dem Erkennen und Bezeichnen kriegsmäßiger Ziele, und „vorbereitende Uebungen" weniger für das „gefechtsmäßige Einzelschießen" im Sinne der Schießvorschrift, das späterer Jahreszeit vorbehalten bleiben kann, als vielmehr für die Thätigkeit des einzelnen Schützen als Glied einer Schützenlinie. Damit fallen die „vorbereitenden Uebungen" für das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen selbst zusammen, die indessen ebenso wie das Schützengefecht in der Kompagnie, welches dem einzelnen Manne, der im Zuge fechten gelernt hat, nichts Neues bringt, von der Besichtigung noch ausgeschlossen bleiben werden. — Solche Besichtigungen sind keineswegs leicht, einmal, weil es sich um eingehende Prüfung jedes einzelnen Mannes in Bezug auf die verschiedenen erforderlichen technischen Fertigkeiten sowie auf die Grundlagen zur Erziehung zum selbstthätigen Schützen handelt, sondern auch, weil die Witterung und der Zustand des Geländes zu der betreffenden Zeit eine sachgemäße Ausführung nicht selten geradezu ausschließt. Dann erübrigt nur, im Anschluß an die Exerzirbesichtigung aus diesem Gebiete lediglich das wirklich Prüfbare zu besichtigen, nämlich die Bewegungen der Schützenlinie auf dem Exerzirplatz, die Feuerdisziplin (das beschleunigte und Schnellfeuer mit Exerzirpatronen bedürfen eingehender Prüfung mit der Uhr in der Hand, wenn sie wirklich gelernt werden sollen),

*) Sachen von zweifelhaftem Werth für den Krieg, z. B. die Formen der beschleunigten „Feuerabgabe eines im Marsch befindlichen Zuges" (I, 94) dürfen wohl zunächst noch ungeübt bleiben.

**) Die Gelegenheit dazu ergiebt sich, wenn die durch das Reglement (I. 89) vorgeschriebenen „taktischen Spaziergänge" mit den alten Mannschaften gemeinsam unternommen bezw. wenn die Rekruten bei einzelnen Felddienstübungen (etwa vom Dezember an) in die Kompagnie eingereiht werden, oft eine unerläßliche Maßnahme, wenn man die für Führerübungen erforderliche Kopfstärke erzielen will. Dadurch kann auch die Gewöhnung an den kriegsstarken Verband angebahnt werden.



der Anschlag in allen Lagen als Vorübung zum Schulschießen und das Entfernungsschätzen, verbunden mit dem raschen Erkennen kriegsmäßiger Ziele. Alles Andere muß aufgespart werden, bis das Gelände ohne Schädigung der Gesundheit (durch Liegen im Schnee oder auf nassem Boden) uneingeschränkt benutzt werden kann; jede vermeidliche Verzögerung ist indessen vom Uebel. Die für die bessere Klasse herausgesuchten Leute werden schon bei dieser Gelegenheit auf ihre Fähigkeit, im Rahmen des Zuges den ausfallenden Gruppenführer zu vertreten, zu prüfen sein. Der Besichtigende kann sich eines einfachen Mittels bedienen, um zunächst ein allgemeines Urtheil über die angemessene Auswahl jener Persönlichkeiten zu gewinnen, wenn er nämlich die Rekruten eine Schützenlinie bilden und die Gruppenführer als gefechtsunfähig austreten und ansagen läßt, daß sie sämmtlich gefechtsunfähig sind. Wenn die aus eigener Initiative für sie eintretenden Rekruten mit jenen ausgewählten Leuten übereinstimmen und ein gewisses Verständniß für ihre Aufgabe (mehr kann noch nicht verlangt werden) erkennen lassen, dann darf man auf eine verständnißvolle Wahl schließen. Alle Besichtigungen bedürfen sorgsamer Vorbereitung; dies Bedürfniß wächst bei Besichtigungen im Gelände. Für die Prüfung des Erkennens kriegsmäßiger Ziele genügt ein markirter Gegner nicht, weil er ein unrichtiges Bild giebt. Scheiben sind ein Nothbehelf; für einen Theil der Uebungen und für die Besichtigung ist ein vollzähliger mit Platzpatronen ausgerüsteter Gegner unentbehrlich, dessen Verhalten auch zur Prüfung der Beobachtung unentbehrlich ist.*)

c) Marschfertigkeit. „Die Marschausbildung des Rekruten beginnt frühzeitig und ist schrittweise so zu steigern, daß er allmählich an die volle Kriegsausrüstung gewöhnt wird" (Felddienst-Ordnung 21). Man wird hieraus wohl kaum zu entnehmen brauchen, daß ein jeder Rekrut bis zu seiner Einreihung in die Kompagnie dies Ziel erreicht haben muß, aber es wird doch angestrebt werden müssen, daß es bezüglich eines erheblichen Theils der Fall ist; unerläßlich ist es, daß diejenigen Rekruten, die von einem bestimmten Zeitpunkt an ins Feld mitgenommen werden sollen, bis dahin so weit gebracht sind; andernfalls ist darauf zu rechnen, daß sie nach den ersten Märschen versagen und, anstatt zu kämpfen, die Straßengräben und Lazarethe füllen. Die Abwägung, bis wann ohne Schädigung der sonstigen Ausbildung dies Ziel erreicht werden kann, ist daher in hohem Grade maßgebend für die Festsetzung jenes Zeitpunkts. Die Aneignung der Marschfähigkeit unter kriegsmäßigen Anforderungen kann nur in „wohldurchdachtem, den besonderen Umständen von Fall zu Fall angepaßtem Fortschreiten" erfolgen und läßt sich noch weniger durch eiliges Vorgehen erzwingen als die Ausbildung im Exerziren oder Schießen; eine zeitweise

*) Für die zu besichtigenden Rekruten selbst genügen unter Umständen Exerzirpatronen anstatt der Platzpatronen.

Kraftsteigerung durch Anspannung des Mannes reicht hier nicht aus, es handelt sich um lange währende Kraftleistung und dauerndes Ertragen von Strapazen. Dazu kommt der Umstand, daß das Tragen des Gepäcks die exerzirmäßige Haltung des Mannes beeinträchtigt und daß jeder Marsch mit solcher Belastung einen gewissen Rückschritt in der sorgfältigen und straffen Einzelausbildung im Exerziren bedeutet. Diese ist aber doch nicht Zweck, sondern Mittel; es muß also ein Weg gefunden werden, um das einzige Endziel zu erreichen, das heißt, den Ansprüchen des Krieges gerecht zu werden. Jene Abwägung wird also nicht nur alle für die Gesammtheit der Rekruten in Betracht kommenden Umstände — besondere Verhältnisse des Standorts, Klima, Witterung, Eigenart des Ersatzes — in Betracht ziehen müssen, sondern es wird auch zu entscheiden sein, welche Zahl von Mannschaften ohne Schädigung ihrer Gesundheit sowie der „Grundlage der Gesammtausbildung" verhältnißmäßig frühzeitig, d. h. vor Beginn des Frühjahrs, bis zu dem erwähnten Ziel gefördert werden kann. Das bedingt unter Umständen allerdings ein Hinausschieben des Zeitpunktes für etwaige Mitnahme ins Feld über den der Rekrutenbesichtigung hinaus und außerdem auch für die Aneignung der Marschfertigkeit eine Trennung der Rekruten in Klassen nach ihrer Leistungsfähigkeit, sowie dauernde Beobachtung und Berücksichtigung der Einzelnen. Verderblich ist es, wenn durch ein Fehlgreifen in der Beurtheilung des Erreichbaren die sonstige Ausbildung beeinträchtigt wird, verhängnißvoller aber noch, wenn in Unterschätzung der erforderlichen Vorbereitung nicht genügend marschfähige Mannschaften ins Feld genommen werden. Wie weit hier, abgesehen von der Festsetzung des besprochenen Zeitpunktes die höheren Kommandobehörden gut thun werden, einzugreifen, darüber werden die Auffassungen sehr auseinandergehen. Die Erfahrung aber lehrt, daß bei feststehendem Ziel der Zweck am meisten gefördert zu werden pflegt, wenn die Bestimmung über Einzelheiten nach Möglichkeit den Regimentern überlassen bleibt.

d) Man sollte meinen, daß das Schulschießen, „als Vorschule für das gefechtsmäßige Schießen", für einen als kriegsbrauchbar in eine mobile Kompagnie einzureihenden Rekruten so weit gefördert sein müßte, daß er schon auf Entfernungen geschossen hat, die das Ernstgefecht mit sich bringt. Wenn wir uns nun vergegenwärtigen, daß in vielen Fällen die Feuerentscheidung doch schon zwischen 400 und 600 m erfolgen, die Durchführung des Kampfes auf nähere Entfernungen indessen wahrscheinlich der seltenere Fall sein wird, daß andrerseits aber erst in der Mitte der Hauptübung die Entfernung 400 m erreicht wird, ferner ein „rasches Hindurchtreiben" schädlich und auch ein Vorgreifen auf diese Uebungen gerade „beim jüngsten Jahrgang, wenn irgend möglich, zu vermeiden ist." — so steht die Unerfüllbarkeit einer solchen Anforderung außer Frage. Das würde sogar noch zutreffen, wenn man die Rekruten grundsätzlich erst mit Beginn des Frühjahrs für „kriegsbrauchbar"

erklären wollte. Erscheint es nun auch nicht ausgeschlossen, daß der bereits angebahnte wesentliche Fortschritt in der Gestaltung der Bedingungen für das Schulschießen seiner Zeit noch weiter geführt wird, so muß doch lediglich mit den bestehenden Vorschriften gerechnet werden; es scheint daher, wo es die klimatischen Verhältnisse irgend ermöglichen, dringend erwünscht, daß bis Mitte Januar von dem besseren Theile mindestens eine Uebung auf 200 m (also mindestens die 4.) erledigt ist. Als Ausgleich müssen um so mehr die Zielübungen auch auf die mittleren und weiten Entfernungen auf kriegsmäßige Ziele, und zwar mit vollem Gepäck, gefördert sein. Hiervon werden sich die Vorgesetzten bei der Besichtigung überzeugen; außerdem werden sie gut thun, die Fortschritte im Schulschießen durch Ansetzen einer besonderen Uebung mit scharfen Patronen zu prüfen.

e) Gefechtsmäßiges Schießen. Mit der jüngsten Jahresklasse soll „nach genügender Ausbildung als Schütze zum Einzelschießen übergegangen“ werden, also nicht etwa erst nach Beendigung des gesammten Schulschießens. Trotzdem wird man diesen Zeitpunkt doch schwerlich früher als gekommen annehmen dürfen, als bis wenigstens auf die in Frage kommenden Entfernungen in der Hauptübung des Schulschießens einmal geschossen ist. Bei der Rekrutenbesichtigung wird es also keine Rolle spielen; es ist bereits angedeutet, daß auch die Vorbereitungen dafür zu dieser Zeit nutzbringend nur insoweit gefördert sein können, als es sich um die Thätigkeit des einzelnen Schützen als Glied einer Schützenlinie handelt; das aber muß eingehend besichtigt werden und fällt ebenso wie die Prüfung der vorbereitenden Uebungen für das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen mit derjenigen des „Schützengefechts“ (vergl. b) zusammen. Was an praktischer Schießausbildung noch fehlt, wird durch die Erziehung zur Feuerdisziplin und zu der zum selbständig und überlegt handelnden Schützen, soweit sie ohne scharfe Patronen gefördert werden kann, zu ersetzen sein. Man wird sich dabei sagen, daß eine gründliche Ausbildung im Schulschießen auf denjenigen nahen Entfernungen, auf denen man noch hohe Anforderungen an Präzision stellen kann, die beste Vorschule für das Schießen im Gefecht auch auf weiteren Entfernungen ist.

f) Eine wirkliche Ausbildung im Felddienst (Marschsicherung und Vorpostendienst) bis zu dem erwähnten Zeitpunkte ist ausgeschlossen und auch nicht erforderlich, da der Mann ja zwischen ältere ausgebildete Leute eingereiht werden soll. Wohl aber kann die bessere Hälfte schon einen Begriff davon gewonnen haben durch Unterricht — nicht im Zimmer, sondern bei Gelegenheit der Spaziergänge der Rekruten ins Gelände, namentlich, wenn sie dabei einer Uebung der alten Mannschaften als Zuschauer beiwohnen oder später, wie schon erwähnt, für einzelne Uebungen in die Kompagnie eingestellt werden; die gewandtesten Leute kann man dann schon einer Patrouille alter Leute zutheilen oder mit einem gut ausgebildeten alten Manne Doppelposten

stehen lassen. So lernen sie an einem Tage durch Anschauung mehr als durch vieltägige Unterweisung im Zimmer. Das Einrichten im Biwak lernt der Rekrut von seinen älteren Genossen im Bedarfsfalle ohne weitere Unterweisung; es ist aber gut, wenn er schon im Anfange seiner Dienstzeit Gelegenheit erhält, es zu sehen. Eine „Besichtigung" auf diesem Gebiete wäre verfrüht, indessen werden die Vorgesetzten sich gelegentlich überzeugen, was in dieser Beziehung geschieht.

g) Pionierdienst von den Rekruten zu verlangen, wird man für ein Unding halten, und doch sollte nicht vergessen werden, daß der Gebrauch des Spatens zur Herstellung der einfachsten Deckung zu den nothwendigsten Fertigkeiten eines kriegsbrauchbaren Soldaten gehört. Ein großer Theil unserer Rekruten versteht von Hause aus den Spaten einigermaßen zu handhaben, und wenn nur bei Gelegenheit jener Spaziergänge die Rekruten zusehen, wie ein Schützengraben ausgehoben wird, und einmal selbst dazu angestellt werden, so werden sie zwischen einer Mehrzahl von alten Leuten sich damit wenigstens einigermaßen zurechtzufinden wissen. Auch das gehört indessen noch nicht in den Bereich der Besichtigung.

h) Was von den Rekruten im Turnen zu verlangen ist, giebt die Turnvorschrift genau an. Schreibt dieselbe auch vor, daß die Mannschaften erst nach beendeter Rekrutenausbildung in die dritte Turnklasse eintreten, so bedingt doch schon die Anforderung, daß „Lust und Liebe zur Sache geweckt werden" soll, auch hier eine baldige Trennung nach Befähigung und Leistungen und namentlich ein Herausheben derjenigen, denen bereits früher eine systematische Ausbildung mit Erfolg zu Theil geworden ist. Das Bajonettiren darf noch nicht Gegenstand der Besichtigung sein, da bei dieser nur „ein kurzes, aus einzelnen Gängen bestehendes Kontragefecht" gezeigt werden darf.

i) Der Dienstunterricht verlangt ganz besonders eine baldige Klasseneintheilung, wenn nicht die intelligenteren Elemente geradezu geschädigt werden sollen; auch die Felddienst-Ordnung verlangt, daß er „sich stets dem Bildungsgrade der Mannschaften anpassen" soll. Ebenso wichtig ist es, daß über Schützengefecht und Felddienst nicht eher im Zimmer unterrichtet wird, als bis das Betreffende praktisch gezeigt werden konnte. Auch sollte der Rekrut danach von prüfenden Vorgesetzten womöglich nur im Gelände gefragt werden. Der Unterricht über die Kriegsartikel, Armeeeintheilung, Kenntniß der Vorgesetzten, Stubenordnung und dergl., Kenntniß und Behandlung des Gewehres, Garnisonwachtdienst, einschließlich des Verhaltens bei Arretirungen, wird von der besseren Klasse als in seinen Grundlagen vollendet verlangt werden müssen.

V. Die Ausbildung der Kompagnie.

„In der Kompagnie ist die eigentliche Exerzirschule zum Abschluß zu bringen." Das bedeutet natürlich nicht, daß bis zur Kompagniebesich-

tigung dauernd Schulexerziren zu treiben ist; das Schützengefecht gehört in gleicher Weise zur Kompagnieausbildung, und Schießen und Felddienst nehmen auch in diesem Ausbildungsabschnitt ihren Fortgang, — sie sind „nicht an bestimmte Jahreszeiten gebunden".

Setzen wir zum Ziel, daß mit Beginn des Frühjahrs der ganze jüngste Jahrgang, mit wenigen Ausnahmen, für den Krieg verwendungsfähig sein soll, so werden sich für das, was die Mannschaften können sollen, etwa folgende Anforderungen ergeben:

a) Das Schulexerziren einzeln und geschlossen in der Vollendung. Beiläufig sei bemerkt, daß es sich empfiehlt, bald nach der Rekrutenbesichtigung auch die älteren Mannschaften zu besichtigen, und zwar sowohl im Interesse der Erhaltung und Förderung ihrer eigenen Ausbildung, wie im Interesse der jungen Offiziere, die man dabei zweckmäßigerweise in der Führung von Zügen auf dem Exerzirplatze sowie im Gefecht im Gelände prüfen wird.*)

Das Schützengefecht auf dem Exerzirplatz, also ohne Benutzung des Geländes, somit zunächst nur die Formen und die für eine so kleine Einheit so einfache Anwendung der Grundsätze des Reglements, wird im unmittelbaren Anschluß hieran geprüft werden.

Ob die Kompagnien mit oder ohne Gepäck zu besichtigen sind, darüber gehen die Ansichten sehr auseinander; nicht ohne Grund wird gegen jene Art geltend gemacht, daß die „sorgfältige, straffe Einzelausbildung" darunter leide, und sich so auch schwerer beurtheilen lasse. Dagegen ist es zweifellos, daß die Marschfertigkeit und kriegsmäßige Erziehung durch solche Anordnung gefördert wird. Leider entsteht dann nicht selten gewissermaßen ein fortwährender Kampf gegen das Gepäck —; das Bestreben, die durch die Uebungen mit Belastung verloren gehende tadellose Haltung wieder herzustellen, wird zur Sisyphusarbeit. Solchem Fehlgreifen muß Ueberwachung seitens der Vorgesetzten entgegenwirken.

b) Die Besichtigung im Gelände, gleichviel, ob man Gelände auf Exerzirplätzen oder an anderer Stelle benutzt, wird möglichst bald darauf erfolgen, kann sich zum Theil sogar unmittelbar an das Schulexerziren anschließen, insofern nach demselben Gefechtsaufgaben unter Benutzung des Geländes gestellt werden. Die Kompagnie muß Alles können, was das Reglement und die Schießvorschrift bezüglich des Gefechts vorschreiben. Es kommt darauf an, festzustellen, inwieweit die Mannschaften zu selbständigen Schützen erzogen sind, inwieweit Gruppen- und Zugführer ihren Platz ausfüllen und die nöthige Selbständigkeit besitzen und inwieweit der Kompagniechef somit seine Ausbildungsaufgabe gelöst hat, ferner auch, in welcher Weise er selbst ihm zu Theil werdende einfache taktische Aufträge mit der einzelnen Kompagnie sowie im gedachten Rahmen des Bataillons auszuführen vermag.

*) Ich habe mich hierüber näher in „Der junge Infanterieoffizier und seine taktische Ausbildung" (Berlin 1900, E. S. Mittler & Sohn) ausgesprochen.



c) An die Marschfertigkeit ist nunmehr, abgesehen von einzelnen zurückgebliebenen Mannschaften, der Anspruch der Vollendung zu stellen; es bleibt noch genügend Arbeit, sie dauernd zu erhalten und das Ertragen auch ungewöhnlicher Anstrengungen vorzubereiten, so daß thatsächlich ein jeder Mann „in den Beurlaubtenstand das Selbstvertrauen mitnimmt, den Marschanforderungen des Krieges gewachsen zu sein".

d) Im Schulschießen kann für den größeren Theil des jüngsten Jahrganges nun wohl gefordert werden, daß doch mindestens eine Uebung auf 300 m geschossen, also die 9. Uebung erledigt ist. Für den älteren Jahrgang bedarf es kaum einer besonderen Festsetzung, wenn daran festgehalten wird, daß „das Schießen nicht an bestimmte Jahreszeiten gebunden" und „rasches Hindurchtreiben" ebenso wie „längere Unterbrechung" vermieden wird. Ein durch die Vorgesetzten angeordnetes Vergleichsschießen auch zu dieser Zeit wird, verbunden mit der Einsicht in die Schießbücher, ein gewisses Urtheil über den bis dahin erreichten Grad der Schießfertigkeit ermöglichen.

e) Eine Prüfung des gefechtsmäßigen Schießens wird sich für beide Jahrgänge zu dieser Zeit auf die Uebungen ohne scharfe Patronen beschränken und daher mit der Besichtigung des Schützengefechts im Gelände (vergl. b) zusammenfallen.

f) Der Felddienst wird von den älteren Mannschaften dauernd geübt, und auch der jüngere Jahrgang muß bis zur Kompagniebesichtigung so weit gefördert sein, daß er beim Sicherheitsdienst zwischen voll ausgebildeten Leuten keine Schwierigkeiten mehr bereitet; einzelne Mannschaften werden ohne Zweifel sogar schon als Patrouillenführer Verwendung finden können. Trotzdem empfiehlt es sich nicht, diesen Dienstzweig jetzt zum Gegenstand der Besichtigung zu machen; bis zur Vollkommenheit läßt er sich für die jüngeren Mannschaften noch nicht bringen, auch ist das allenfalls entbehrlich, weil nicht Allen gleichmäßige Aufgaben zufallen, vielmehr bei der Verwendung Rücksicht auf die Eigenart des Mannes genommen werden kann; andererseits würde durch einen zu starken Druck auf Förderung des Sicherungsdienstes die sorgsame Ausbildung für das Gefecht leiden, die in erster Linie steht, weil bei ihm ein Jeder gleichmäßig seinen Mann stehen muß.

g) Von den jüngeren Mannschaften wird nunmehr auch die Ausübung des wesentlichsten Theils des Pionierdienstes verlangt werden müssen, die Herstellung eines Schützengrabens; indessen empfiehlt sich auch hier eine Besichtigung noch nicht.

h) Was bei der Besichtigung im Turnen den Maßstab für die Beurtheilung zu bilden hat, sagt die Turnvorschrift (s. Z. 5). Dabei wird sich auch ergeben, ob der Kompagniechef von der uneingeschränkten Befugniß zur Versetzung in die höheren Klassen einen richtigen Gebrauch gemacht hat. Das Bajonettiren der älteren Mannschaften wird zweckmäßiger Weise gleich-



zeitig geprüft werden; von dem jüngeren Jahrgange wird man selbst die Anfänge des Kontrafechtens auch jetzt noch kaum verlangen können.

i) Der Dienstunterricht der jüngeren Mannschaften wird, seine dauernde Befestigung und Erweiterung vorausgesetzt, nun allgemein so weit gefördert sein, daß auch das Gebiet des Schützengefechts und das Wesentlichste des Felddienstes durchgesprochen ist. Die Prüfung der großen Masse erfolgt am besten im Gelände in Verbindung mit der Besichtigung des Schützengefechts (vergl. b). Von einem Befragen über Sicherungsdienst wird man gut thun, ebenso Abstand zu nehmen wie von der praktischen Prüfung (vergl. f). Eine Ausnahme machen diejenigen intelligenten Elemente, die, als Patrouillenführer und Gruppenführer in Aussicht genommen, einen besonderen Unterricht erhielten. Sie werden ohne zu hohe Ansprüche an ihr Verständniß- und ihr Vorstellungsvermögen auch im Zimmer geprüft werden können; Voraussetzung ist, daß sie gelernt haben, eine Karte zu lesen und daß ihnen thatsächlich nur die einfachsten Aufgaben, die man ihnen auch in Wirklichkeit zumuthen würde, gestellt werden. Bei Prüfung der alten Mannschaften wird man sich durchweg nicht mehr auf das Durchsprechen des in dem für die Besichtigung gewählten Gelände Darstellbaren beschränken, sondern auch bezüglich des Verhaltens bei andersartigen Geländeformen Fragen stellen müssen. Unteroffiziere, Gefreite und sonstige zu Patrouillen- und Gruppenführern geeignete Leute bedürfen einer Sonderprüfung; den Fahnenjunkern und Einjährig-Freiwilligen wird dabei besondere Aufmerksamkeit zu widmen sein.

VI. Die Ausbildung im Bataillon.

Die Ausbildung im Bataillon nimmt naturgemäß geringere Zeit als diejenige der Rekruten sowie der Kompagnie in Anspruch, weil ihr Ziel das „Zusammenwirken der Kompagnien" ist, also von bereits ausgebildeten Einheiten. Es handelt sich nicht mehr um das Können einzelner Mannschaften, sondern um die volle Verständigung (nicht Verabredung) zwischen dem Bataillonskommandeur und den vier Kompagniechefs in der „Gefechtsschule". Das Einzige eigentlich, was auch für die Mannschaften wenigstens etwas Neues bringt, sind die einfachen Bewegungen in den drei „Grundformationen". So genügen wenige Uebungstage, ohne die Bedingung unmittelbarer Aufeinanderfolge. Wie weit sie zusammenzudrängen sind, hängt von der Zeit der Besichtigung und der etwaigen frühzeitigen Verweisung des Truppentheils auf einen Truppenübungsplatz ab, bis zu welcher Zeit die Bataillonsausbildung beendet sein muß, während ein besonders früher Besichtigungstag allein dies nicht unbedingt erfordert (vergl. III. Abschnitt). Daraus folgt schon, daß sich für das Fortschreiten der Mannschaftsausbildung in den verschiedenen Dienstzweigen während dieses Zeitabschnittes eine feste Norm nicht geben läßt; es kommt nur darauf an, daß sie ununterbrochen fortgeht und

um so mehr gefördert wird, je weiter infolge später Bataillonsbesichtigung die Exerzirtage auseinander liegen. Daß das **Bataillon** nicht anders als mit kriegsmäßiger Belastung exerzirt und auch nicht anders besichtigt wird, darüber werden die Auffassungen kaum noch auseinandergehen.

VII. Die Zeit bis zu den größeren Truppenübungen.

Bis zu den größeren Truppenübungen sollte die gesammte Ausbildung der Mannschaften und unteren Führer grundsätzlich vollendet sein,*) weil mit ihnen die Erziehung der **Führer** in den Vordergrund tritt. Eine Ausnahme hiervon wird jedoch unumgänglich sein, wenn die gebotene Ausnutzung der „Truppenübungsplätze" ein frühzeitiges Stattfinden des Regiments- und Brigadeexerzirens, also nicht mit unmittelbar anschließendem Manöver, bedingt. Die Diensteintheilung kann demnach eine ungemein verschiedene sein; gemeinsam bleibt nur das Ziel, bis zum Manöver alles bisher Erlernte zu befestigen und alles nach den maßgebenden Vorschriften noch Fehlende zu erlernen und zu prüfen. Daraus ergeben sich Sonderbesichtigungen im Gefecht im Gelände unter erhöhten Ansprüchen (bezüglich der Mannschaften in vollendeter Ausbildung im „ungeleiteten Feuer"), im Pionierdienst, im Entfernungschätzen (im Besondern auch für Offiziere und Unteroffiziere), im gefechtsmäßigen Schießen, „Prüfungsschießen im Gelände", im Marschsicherungs und Vorpostendienst bei Tage und bei Nacht (bei Gelegenheit von Uebungen) und im Dienstunterricht (im Besonderen „der Unterführer") im Turnen und Bajonettfechten. Es empfiehlt sich sehr, dabei das „angewandte Turnen", und zwar auch in geschlossenen Kompagnien recht eingehend zu prüfen; andernfalls kann man nicht auf seine energische Förderung rechnen: die erheblichen Kosten, welche die Herstellung und Erhaltung angemessener Geräthe verursacht, und die Geringfügigkeit der dazu gewährten Mittel wirken erfahrungsmäßig sehr hemmend.

Schließlich werden auch die Leistungen der im Radfahren ausgebildeten Mannschaften in den Bereich der Besichtigung zu ziehen sein.

Bei allen diesen Dienstzweigen beansprucht das **dauernde** Fortschreiten beider Jahrgänge sowie der Unterführer in der Ausbildung besondere Aufmerksamkeit: ein mit Rückschritt gleichbedeutendes Stehenbleiben ist auch für den zweiten Jahrgang nicht zulässig. Dazu bedarf es aber der Prüfung im **Einzelnen** auch noch in der vorgeschrittenen Jahreszeit.

Es bleiben noch die Uebungen im **kriegsstarken Verbande** zu erwähnen; ist es auch zweckmäßig, sie nicht zum Gegenstand formeller Besichtigung zu machen, wodurch leicht der Schwerpunkt auf Unwesentliches verlegt werden könnte, so ist es doch nothwendig, daß die Vorgesetzten der

*) Für den jüngsten Jahrgang selbstredend nur im **beschränkten** Rahmen des überhaupt in **einem** Jahre Erreichbaren.



verschiedenen Grade sich davon überzeugen, daß diese für Führer und Mannschaften so ungemein wichtige Uebung so oft als irgend möglich vorgenommen wird, und daß auch im Sommer die frei werdenden Felder ohne Verzug dazu ausgenutzt werden. Eine grundsätzliche Verschiebung auf den Herbst bedeutet ein Ausschließen des jüngsten Jahrganges; außerdem entstehen in dieser Jahreszeit, namentlich in kleineren Garnisonen, oft große Schwierigkeiten bezüglich der erforderlichen Mannschaftszahl.

VIII. Die größeren Truppenübungen.

Für den der Anwendung des Erlernten im größeren Verbande sowie der Uebung der Führer in der höheren Truppenführung gewidmeten Dienstabschnitt der größeren Truppenübungen enthält die Felddienst-Ordnung bindende Bestimmungen, deren Erörterung über den Rahmen dieser Arbeit hinausgeht.*) Das Einzige, was hier erwähnt werden darf, ist, daß nur dann ein nutzbringender Verlauf des Exerzirens in größeren Verbänden sowie der Manöver zu erwarten ist, wenn die Führer aller Grade ihre Verbände so ausgebildet und zu einem solchen Maße der Mannszucht erzogen haben, daß ihre Aufmerksamkeit fortan nicht mehr durch Ueberwachung und Anregung, sondern allein durch ihre Führerthätigkeit in Anspruch genommen wird. Voraussetzung dafür ist eine verständnißvolle Eintheilung des Ausbildungsjahres und eine dieser entsprechende Erziehung der Untergebenen im Einzelnen. Der Erfolg wird nicht nur dem Manöver zu gute kommen, sondern — eintretendenfalls auch der Anwendung im Kriege, dem Endziel unserer ganzen Ausbildung.

*) In meinem „Der Dienst des Truppengeneralstabes im Frieden" (2. Auflage. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn) habe ich die größeren Truppenübungen eingehend besprochen.



Unsere Infanterie.

Von

v. Zanthier,

Oberst a. D.

Mit Stolz blickt das gesammte Deutschland auf unsere Truppen in China! Ist doch durch die Expedition endlich nach 29 jährigem Frieden auch zahlreichen Angehörigen des Landheeres Gelegenheit gegeben, der Welt zu zeigen, daß Deutsche Tapferkeit und Disziplin ihnen in gleichem Maße eigen sind wie jenen, die auf Böhmens und Frankreichs Schlachtfeldern die Deutsche Einheit erkämpften.

Wie die Erfolge in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 zum großen Theil der Erziehung zum Kriege zu verdanken sind, die König Wilhelm in meisterhafter Weise seiner Armee hatte angedeihen lassen, so ist auch das gegenwärtige Verhalten unsrer Truppen im fernsten Osten eine Probe auf die Sorgsamkeit langjähriger Friedensarbeit im Deutschen Heere.

Mit Spannung erwartet unsere militärische Welt Berichte über die Kriegserfahrungen, die unsere Offiziere in Asien sammeln; war man doch von jeher bei uns bestrebt, die neuesten Erscheinungen aller Feldzüge nicht nur aufmerksam zu verfolgen, sondern so viel als möglich auch praktisch zu verwerthen.

Unzweifelhaft werden sehr lehrreiche Erfahrungen in Bezug auf die Wirksamkeit unserer Waffen, ihre Haltbarkeit, die Zweckmäßigkeit der Bekleidung und Ausrüstung und viele andere Dinge gemacht werden; auch machen Deutsche Truppen die ersten praktischen Erfahrungen in der Führung von Kolonialkriegen größeren Stiles; dagegen muß mit äußerster Vorsicht verfahren werden, wenn man aus der Führung und dem Verhalten der Truppen im Kampfe gegen Chinesen Nutzanwendungen für die Ausbildung der Massen unsrer Armee zu einem großen, Europäischen Entscheidungskriege, für deren Führung gegen einen ebenbürtigen Gegner ziehen wollte.

Bekanntlich haben den Franzosen im Jahre 1870 ihre damals neuesten Kriegserfahrungen aus Algier, Mexiko und bei Mentana außerordentlich geschadet; alle Mittel, die dort mit Erfolg angewandt waren, versagten den Deutschen Armeen gegenüber; es ist eben ein gewaltiger Unterschied, ob man mit kleinen Abtheilungen oder mit großen Heeren operirt, ob man gegen unausgebildete, disziplinlose Menschenhaufen oder gegen wohlorganisirte, vorzüglich ausgebildete und disziplinirte Truppenverbände kämpft.

Im Deutschen Heere war man bei Beginn des großen Krieges nach Kräften bemüht, die in den großen Verhältnissen des Böhmischen Kriegstheaters gemachten Erfahrungen zu verwerthen; wenngleich diese noch nicht überall in Fleisch und Blut übergegangen waren und wenngleich uns in dem Feuer des Chassepotgewehrs ein bis dahin unbekannter Faktor entgegentrat, so waren die von unserer Truppenführung im Großen wie im Kleinen eingeschlagenen Wege meist doch die richtigeren, die, wenn auch über mancherlei Hindernisse, schließlich zum Siege führen mußten.

Bald lieferte uns der große Krieg neue Erfahrungen, die an vielen Stellen schon bei dessen Fortsetzung geschickt ausgenutzt wurden, und als die Waffen kaum verstummt waren, da entbrannte ein Kampf über Truppenausbildung und Truppenführung in der Deutschen Militärlitteratur, wie er vor unseren beispiellosen Erfolgen heftiger nie geführt worden war.

Daß wir mit den gleichen Mitteln, wie wir sie soeben angewandt, einen künftigen ebenbürtigen Gegner nicht wieder würden besiegen können, darüber waren sich fast alle denkenden Militärs einig; nur „wie" künftig zu verfahren sei, das brachte die Geister vielfach auseinander und gegeneinander.

Mit dem ganzen Ernst und Eifer, der besonders die Preußische Armee seit lange ausgezeichnet hatte, wurde die Friedensarbeit in allen Deutschen Truppentheilen wieder aufgenommen; zunächst gingen die Ziele noch auseinander, bis eine Reihe Allerhöchster Verordnungen volle Klarheit brachte, einheitliche Wege vorzeichnete.

Für die Infanterie war es besonders das Exerzir-Reglement von 1888, welches das von allen gerechtfertigten Zweifeln erlösende Wort sprach: dasselbe befreite die Ausbildung von fast allem unnöthigen Formenkram, verwarf für das Gefecht jeglichen Schematismus, der die äußerst werthvollen Kräfte intelligenter und thätiger Unterführer brach legen mußte; es verlangt, daß auch im Frieden der absichtlich gelassene Spielraum von keiner Seite eine grundsätzliche Beschränkung erleiden dürfe; es giebt klare Direktiven, wozu und wie ausgebildet werden soll; es ist in seinem zweiten Theile ein offizielles und mustergültiges Lehrbuch für die Taktik der Waffe, bestrebt, Ordnung in das Infanteriegefecht zu bringen und einfache, richtige Grundsätze für dessen Führung aufzustellen, deren Anwendung es für jeden besonderen Fall dem Ermessen des verantwortlichen Führers, an welcher Stelle er auch stehen möge, überläßt.

Wo das Reglement rationelle Anwendung gefunden hat, da hat es sich von Jahr zu Jahr mehr bewährt, und seine Gefechtslehre entspricht auch heute noch vollkommen den Anforderungen der Gegenwart.

Wenn dennoch diese Allerhöchste Vorschrift viele Anfeindungen erlitten hat und noch erleidet, so ist wohl der Grund dafür vor Allem in dem Umstande zu suchen, daß es zu viele Menschen giebt, denen die Form über

Alles geht; denen Rezepte für den Exerzirplatz und die Besichtigung wünschenswerther erscheinen als Grundsätze für das ernste, scharfe Gefecht; da werden denn Schemata, besonders für mehr oder weniger ausgeprägte Normalangriffe, auf den einzigen Flächen konstruirt, auf welchen die Infanterie im Kriege bei Tage in den seltensten Fällen etwas zu suchen hat, auf den weitausgedehnten, schutzlosen Ebenen.

Hoffentlich wird sich unsere Armee die Altpreußische Neigung zum angriffsweisen Verfahren erhalten, und sie kann und muß überall angreifen, nur zur richtigen Zeit und mit den richtigen Mitteln. Im Bewegungsgefecht darf die angreifende Infanterie jedes Gelände zu jeder Zeit betreten, wenn es ihr dadurch gelingt, dem Gegner in der Entwickelung zuvorzukommen; durch die raschere Entwickelung sichert sie sich da die Feuerüberlegenheit, ohne die ein Angriff niemals Aussicht auf Erfolg hat; jede Minute, welche im Begegnungskampf durch die Absicht, dem Eintritt in das Gefecht eine schematische Gliederung vorangehen zu lassen, verloren geht, gefährdet den Erfolg, indem dem Gegner die Vorhand in der Entwickelung gelassen wird. Für das Begegnungsverfahren ist also ein Normalangriff ausgeschlossen; noch viel unmöglicher ist er aber für den Kampf gegen einen bereits entwickelten Feind, der sich in seiner Stellung mehr oder weniger eingerichtet hat. In jedem solchen Falle ist die wichtigste Frage: „Wie ist die Infanterie auf diejenigen Entfernungen heranzubringen, auf denen sie überhaupt mit Aussicht auf Erfolg um die Feuerüberlegenheit kämpfen kann?“ Das ist einem tüchtigen Feinde gegenüber bei Tage, über die schutzlose, weit ausgedehnte Ebene hinweg, überhaupt fast ein Ding der Unmöglichkeit. Daß die Artillerie allein nicht im Stande ist, der angreifenden Infanterie den Weg zu bahnen, selbst wenn sie der feindlichen Artillerie noch so sehr überlegen ist, hat der jüngste Krieg in Südafrika hinreichend erwiesen; die Buren ließen häufig die Englische Artillerie auf ihre Stellungen so viel schießen, als sie wollte, und legten dann die über freies Schußfeld vorgehende Infanterie jedesmal in kürzester Frist auf die Strecke.

In dem fürchterlichen Infanteriefeuer des gedeckten Vertheidigers muß jedes Schema, jede Form versagen; ehe die Feuerüberlegenheit erlangt ist, ehe der Vertheidiger niedergekämpft ist, ist jede längere Bewegung innerhalb seines Schußbereiches einfach ausgeschlossen. Es ist dabei ziemlich gleichgültig, ob solche Bewegungen in dünnen oder dichten Schützenlinien, in geschlossenen Linien oder Kolonnen stattfinden. In dem einen Fall wird der Vertheidiger ein paar Patronen mehr gebrauchen als in dem andern, um den Angreifer zu vernichten, ehe derselbe selbst zum wirksamen Schuß kommt, und auf eine Hand voll Munition mehr oder weniger pflegt es Ersterem nicht anzukommen. Im besten Fall bringt der Angreifer noch einige ausgebrannte Schlacken bis auf die näheren Entfernungen heran, mit denen er nichts mehr ausrichten kann.

Um einen in vorbereiteter Stellung entwickelten Gegner zu bezwingen, müssen also andere Mittel angewandt werden als ein einfaches Draufgehen in normirten Formen; nach welchen Grundsätzen diese zu wählen und anzuwenden sind, lehrt uns in unvergleichlicher Kürze J. E. R. II. 82, das erläutert meisterhaft General v. Schlichting in seinen „Taktischen und strategischen Grundsätzen der Gegenwart".

Es ist nicht eigentlich der Zweck dieser Arbeit, Taktik zu treiben, sondern vielmehr, sich mit der Ausbildung der Infanterie zu beschäftigen; um aber zu klaren Grundsätzen für die Ausbildung zu gelangen, muß man sich doch darüber einig sein, zu was die Infanterie ausgebildet werden soll: die vorstehende Abschweifung auf das Gebiet der Taktik erschien deshalb unerläßlich.

Ist nun der alte Schlachtenmechanismus Fridericianischer Infanterie gänzlich unzeitgemäß geworden, so sind damit ungemein die Ansprüche gestiegen, die der moderne Kampf an das Können des einzelnen Individuums stellt. Insbesondere braucht unsere Infanterie heutzutage durch alle Stufen, vom General bis zum Gefreiten, ein Führerpersonal, das mit Altpreußischer Tapferkeit und Disziplin äußerste Intelligenz, gründliche taktische Schulung und einen hohen Grad von Selbstthätigkeit verbindet.

Wie solche Führer heranzuziehen sind, darüber hat sich Verfasser in seinem Aufsatz „Führerausbildung", erschienen in Beiheft 3 zum Militär-Wochenblatt für 1900, eingehend geäußert; beschäftigen wir uns nun diesmal mehr damit, wie das Material beschaffen sein muß, mit dem solche Führer Erfolg erringen können, und durch welche Mittel der Erziehung und Ausbildung es in der verfügbaren Zeit zu größtmöglicher Vollkommenheit gebracht wird.

Der Soldat soll im Kriege und Frieden unbedingt den Willen seiner Vorgesetzten in möglichst vollkommener Weise zur Durchführung bringen!

Wohin es führt, wenn jeder Mann „sein eigener General" sein will, haben wir kürzlich bei den Buren gesehen, wo Jeder so ziemlich nur das that, was ihm gerade paßte; aus der Deckung Engländer abschießen paßte Vielen; die Deckung verlassen, um die erreichten Erfolge auszubeuten, so lange es Zeit dazu war, paßte Wenigen, und so war der Erfolg niemals ein durchschlagender; so hatten die Engländer immer wieder Zeit und Gelegenheit, ihre anfänglich schwachen Abtheilungen zu retabliren und schließlich so zu verstärken, daß sie die kleine Schaar der für ihre Freiheit kämpfenden Afrikander durch die Uebermacht erdrücken.

Daß es im Kriege, besonders in großen Verhältnissen, mit der übertriebenen Selbständigkeit nicht geht; daß Erfolge nur zu erreichen sind, wenn die Soldaten als geschickte und zuverlässige Werkzeuge in der Hand ihrer Führer funktioniren, deren Willen sie in unbedingtem Gehorsam auszuführen haben, weiß in unsrer Armee längst jeder Offizier und Unteroffizier; das

weiß der Rekrut vor seiner Einstellung schon von Vatern her, und doch scheint es nicht ganz überflüssig, an dieses grundlegendste aller militärischen Gesetze wiederholt diejenigen zu erinnern, die in der Erziehung jedes einzelnen Mannes zu äußerster Selbständigkeit und Selbstthätigkeit im Gefecht das Heil der Zukunft, die Ueberlegenheit über minder aufgeklärte feindliche Streiter erblicken.

Natürlich will kein Deutscher Offizier dem gemeinen Mann einen burenmäßig freien Willen lassen; in der Kaserne, im Quartier, auf dem Exerzirplatz hält jeder Vorgesetzte mit Strenge darauf, daß kein Fuß und kein Finger anders bewegt wird, als unbedingt den Vorschriften und Befehlen entsprechend ist, und das mit vollem Recht; da will und muß man den Soldaten an einen fast maschinenmäßigen Gehorsam gewöhnen, ihm denselben zur anderen Natur machen. Aber zu welchem Zweck? Doch wohl hauptsächlich, damit er da Stand hält, wo es sich um die Entscheidung, um Siegen oder Unterliegen handelt, in der Schlacht, im Gefecht! Und gerade bei der Vorbereitung für diese wichtigsten Akte des Krieges wollen viele Offiziere aller Grade die Disziplin durch eine Selbständigkeit des einzelnen Mannes ersetzt wissen, die bei unserm Ersatz noch viel verhängnißvoller für den Ernstfall werden müßte, wie bei den Buren mit ihrem Gottvertrauen und ihren durch keine Ueberkultur alterirten Nerven.

Wohin soll es wohl führen, wenn dem Rekruten bei der Besichtigung im Schützendienst gestattet wird, sich, jede Deckung benutzend, durch das Gelände zu bewegen, wie und wo es ihm beliebt; wenn von ihm verlangt wird, seinen Schuß selbständig, nach eigner Wahl von Ziel und Visir abzugeben, wann es ihm gut erscheint? Ein Zusammenströmen dicker Haufen von Schützen hinter einzelnen, deckenden Gegenständen und ein plan- und nutzloses Verknallen der Munition in der Schlacht würde die unabwendbare Folge sein! Jeder, der schwere Gefechte mitgemacht hat, wird dieser Behauptung beistimmen müssen!

„Wir haben uns verschossen," das war die Antwort, die Verfasser während einer Schlacht im Vorbeireiten von ungezählten Leuten fremder Truppentheile auf die Frage, „was sie dort machten" erhielt; sie lagen auf einer Entfernung vom Feinde, auf die das höchste Visir des Zündnadelgewehres noch nicht annähernd reichte.

Dahin führt die übertriebene Selbständigkeit des Soldaten im Gefecht! „Reiche dem Teufel den kleinen Finger, und er nimmt gleich die ganze Hand!" Nur vollendetste Schulung der Führer, verbunden mit einer durch die Disziplin geregelten, verantwortungsfreudigen Selbstthätigkeit, und eisernste Gefechtsdisziplin der Mannschaften, gegründet auf eine zweckentsprechende Ausbildung im Schießen und Tirailliren, kann uns im Gefecht, in der Schlacht Ueberlegenheit über einen tüchtigen Gegner verschaffen.

Wenn jeder Deutsche Soldat infolge angeborener und anerzogener

Eigenschaften ein Held wäre, dann würde es nicht schwer sein, den unter allen Umständen nothwendigen Grad von Gefechtsdisziplin zu erreichen. Bei Weitem nicht alle Krieger, die König Wilhelms Siege erfochten, waren wirkliche Helden aus sich selbst heraus; es gab auch Leute im schlichten Waffenrock des Gemeinen, die jede Todesgefahr verachteten und mit wahrer Begeisterung und Freudigkeit kämpften; sie verdienen um so mehr Bewunderung, als selten persönlicher Ehrgeiz der Grund für ihr ausgezeichnetes Verhalten war; hoch entwickeltes Ehr- und Pflichtgefühl, häufig begründet in wahrhafter Frömmigkeit, Liebe zu König und Vaterland waren zumeist die treibenden Motive für ihr heldenhaftes Benehmen.

Häufig entpuppten sich als wirkliche Kriegshelden Männer, denen man es im Frieden gar nicht zugetraut hätte, stille Leute, deren Ausbildung Schwierigkeiten gemacht hatte, und die bescheiden hinter vielen ihrer Kameraden zurückzustehen pflegten; während so Mancher, welcher der Liebling seiner Vorgesetzten gewesen war und seinen Kameraden gegenüber das große Wort geführt hatte, mit bleichem Gesicht und zitternden Gliedern wahrlich keinen heroischen Eindruck machte, sobald die Kugeln pfiffen. Es ist sehr schwer, im Frieden vorauszusagen, wer im Kriege der Tapferste sein wird; im Felde zeigt sich erst der wahre Werth des Mannes; dort wird ihm das Herz gewogen!

Die meisten Soldaten thun im Kriege ihre Schuldigkeit, dem Zwange — vorzugsweise dem moralischen — folgend, nicht dem eigenen Triebe; die Macht der Gewohnheit, unbedingt zu gehorchen, bringt sie vorwärts, läßt sie mechanisch die Kommandos ausführen und ihre Waffen gebrauchen; das unbedingte Vertrauen zu ihren Offizieren, das Beispiel, das diese ihnen geben, wirken mit, um sie zu genügenden Leistungen aufzuraffen.

Manchen mag auch Furcht vor Strafe und Schande davor bewahren, sich denjenigen anzuschließen, die — gelinde ausgedrückt — im Gefecht bewußt und absichtlich nicht auf dem Platze bleiben, wo sie hingehören. Die Zahl der Letzteren in künftigen Kriegen auf das kleinste Maß herabzudrücken, muß eine wesentliche Aufgabe der Friedenserziehung sein.

Es ist unbedingt nothwendig, daß diejenigen, die unseren Ersatz zu möglichst hohen Leistungen im Kriege ausbilden sollen, ihn richtig nach Herz, Sinn, Charakter und militärischer Veranlagung einschätzen; dazu bieten die Erfahrungen unserer letzten Kriege ein wesentliches Hülfsmittel; kriegserfahrene Offiziere thun gut, ihren jüngeren Kameraden das Miterlebte in nicht zu optimistischer Färbung zu erzählen!

Eins steht fest: „Besser ist der Ersatz in den letzten 30 Jahren nicht geworden."

Noch im Jahre 1870 stammte die Mehrzahl unserer Infanteristen vom Lande und aus den kleinen Städten. Der Gutsherr, der Bauer, der Ackerbürger, der Handwerksmeister waren zumeist gottesfürchtige und königs-

treue Männer, die ihre Söhne, Arbeiter, Gesellen und Lehrlinge in strenger Zucht hielten und sie in der Furcht des Herrn zu patriotischen Jünglingen erzogen; Rekruten, die aus diesen Ständen ausgehoben wurden, brachten meist ehrenhafte Gesinnung, Pflichtgefühl, guten Willen und eine gewisse Disziplinirung bereits in die Kasernen mit; die wenigen, mir bekannten Füsiliere, deren ich mich aus den Kriegen als „wirklicher Versager" erinnere, entstammten diesen Kreisen nicht; das waren halb gebildete Leute aus großen Städten, darunter einige frühere, ohne Qualifikation entlassene Einjährige. Selbstredend gab es unter den Großstädtern auch vorzügliche Soldaten; neben den Studirenden unsrer Hochschulen zeichnete sich auch manch einfacher Bürgerssohn aus Berlin, Köln, Breslau 2c. vor dem Feinde aus; aber im Durchschnitt konnte man sich auf den ländlichen Ersatz sicherer verlassen! — Heutzutage hat sich das Zahlenverhältniß zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung vollständig verschoben. Kaum ist die Schulpflicht beendet, so strömen die unreifen Burschen massenhaft in die großen Städte und Industriezentren; sie glauben dort mehr Verdienst und mehr Lebensgenuß zu finden! Die paar Groschen, die sie dort mehr verdienen, brauchen sie reichlich mehr, wenn sie sich ebenso kräftig ernähren wollen, wie auf dem Lande; das thun sie aber nicht; sie geben für Vergnügungen und für Genußmittel, die für ihr Alter Gift sind, das Meiste aus, und der Körper verkümmert und bleibt in der Entwickelung zurück.

Noch viel schlimmer aber ist die geistige und moralische Verkümmerung dieser Jungen! Durch schlechte Zeitungen, unmoralische Witzblätter, sozialdemokratische Vorträge glauben sie sich weiter zu bilden; Geist und Gemüth werden dadurch wahrlich nicht veredelt, sondern nur Unzufriedenheit und schlechte Gesinnungen erzeugt. Wie Viele gerathen dort auf die abschüssige Bahn des Verbrecherthums, werden Zuhälter und Vagabunden; denn für die Beaufsichtigung ihres Lebenswandels und ihre moralische Erziehung geschieht meist nichts oder doch nur herzlich wenig.

Solche fast ausnahmslos aus den großen Städten und Industriebezirken stammenden Individuen sind meist mit den Händen geschickter und mit dem Munde gewandter als der Bauer oder Knecht, der schwerer gearbeitet und weniger geschwatzt hat; manche von ihnen können auch turnen oder radeln, und so ist ihre äußerliche Ausbildung häufig nicht allzu schwer; unzuverlässiger sind sie im Durchschnitt auf alle Fälle, als der biedere Landbewohner, wenn auch die Meisten zu schlau sind, um sich fassen zu lassen, und daß sie im Kriege wirklich Hervorragendes leisten werden, glaube ich nicht eher, als bis sie im nächsten Feldzuge den Beweis dafür geliefert haben. Wie soll ein Mensch „mit Gott" in die Schlacht ziehen, der ohne jegliche Religion ist; wie freudig „für den König" in den Tod gehen, wenn er am liebsten die Throne stürzen möchte; wie bereitwillig sein Blut für das Vaterland verspritzen, wenn er der rothen Internationale angehört!

Für einen Menschen solchen Schlages ist jedes Zuviel an Selbständigkeit nur Mittel, sein Leben vor Gefahr zu bewahren; er kann nur durch strengste Disziplin, durch den eisernsten Zwang der Gewöhnung, durch Furcht vor irdischen Strafen im ernsten Gefecht ein genügend funktionirendes Werkzeug in der Hand des Führers werden.

Der Ersatz ist seit 1870 nicht besser, seine Disziplinirung schwieriger, die Dienstzeit kürzer geworden; die an die Ausbildung nothwendigerweise zu stellenden Anforderungen sind gestiegen. Die Thätigkeit des gesammten Ausbildungspersonals muß erheblich mehr als früher in Anspruch genommen, die Ansprüche an das Können der Offiziere und Unteroffiziere als Führer und Lehrer müssen wesentlich erhöht werden.

Die größten Schwierigkeiten bereitet die Ergänzung der Offizier- und Unteroffizierkorps durch geeignete Elemente, besonders bei denjenigen Regimentern, die nicht durch Tradition, Uniform, Ersatz und Garnison besonders bevorzugt sind. Unsre Zeitströmung ist zu sehr auf Erwerb und Genuß gerichtet, um allzu vielen jungen Leuten der unteren und mittleren Stände die dornenvolle und entsagungsreiche Unteroffizierlaufbahn begehrenswerth erscheinen zu lassen; so kapituliren denn durchaus nicht immer die besten Soldaten, sondern vorwiegend solche, denen ein Fortkommen in ihrem bürgerlichen Berufe zu unsicher erscheint, und mancher Hauptmann muß froh sein, wenn er überhaupt nur über eine annähernd genügende Zahl von Unteroffizieren verfügt!

Unzählige Familien, die von Generation zu Generation den Ersatz für das Offizierkorps lieferten, sind verarmt; sie können für ihre Söhne weder die Equipirung noch die Zulage bestreiten und sind genöthigt, diese einen praktischen Beruf ergreifen zu lassen, in dem sie sich ihren Lebensunterhalt frühzeitig und selbständig erwerben können. Dadurch gehen dem Offizierstande eine Menge der durch Ueberlieferung und Erziehung allergeeignetsten Kräfte verloren, die anderweitig ersetzt werden müssen, wenn der Bedarf nur einigermaßen gedeckt werden soll. Auf diese Weise wird auch die Erziehung des jungen Nachwuchses zu dem in unserm Offizierkorps altbewährten Denken und Empfinden, Leben und Wirken für die älteren Offiziere immer schwieriger, und die so wie so stark auf die Nerven gehende, verantwortungsvolle Thätigkeit namentlich der Kommandeure und Kompagniechefs erheblich vermehrt.

Es gehören neben einer eisernen Gesundheit unzweifelhaft außerordentlich widerstandsfähige Nerven dazu, um sich bei all der Arbeit und Anstrengung, dem Aerger und Verdruß frisch zu erhalten, die keinem Truppenoffizier erspart bleiben und die erst recht wachsen, nachdem er die goldige Leutnantszeit hinter sich hat.

Frische und gute Nerven der Führer sind aber im Kriege eine unerläßliche Vorbedingung für den Erfolg; sie sind ein Kapital, mit dem im Frieden Haus gehalten werden muß!

Die wichtigsten Träger der Erziehung und Ausbildung des dem Truppentheil überwiesenen Menschenmaterials sind die Kompagniechefs; jeder von ihnen ist für die vorschriftsmäßige Ausbildung seiner Kompagnie in allen ihren Theilen verantwortlich und soll in der Wahl seiner dafür anzuwendenden Mittel so wenig als möglich beschränkt werden; die nächsten Vorgesetzten sollen nur eingreifen, sobald sie Mißgriffe oder Zurückbleiben bemerken. Im Regiment erfolgt die einheitliche Erziehung zu allen Aufgaben der Ausbildung und Führung. (Siehe Einleitung zum Exerzir-Reglement.)

Vorschriftsmäßig ist die Ausbildung der Kompagnie nur dann, wenn sie den Ansprüchen voll genügt, die der Krieg an die Truppe stellt; welche das sind, lehren Exerzir-Reglement und Felddienst-Ordnung, letztere besonders auch in ihrer Einleitung.

Schriftliche oder mündliche Zusätze zu den Allerhöchsten Verordnungen dürfen von keiner Stelle gemacht werden (siehe Einführungsordre zum Reglement), dagegen sind die Vorgesetzten nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, ihren Untergebenen nach Maßgabe ihrer reicheren Erfahrungen mit Rath und That zur Seite zu stehen, sie auf unzweckmäßige Anordnung des Dienstbetriebes aufmerksam zu machen, darüber zu wachen, daß die Untergebenen aller Grade angemessen behandelt werden, endlich zu bestimmen, bis zu welchem Zeitpunkte die einzelnen Ausbildungszweige zu einem gewissen Abschluß zu bringen und dann auch größtentheils zu besichtigen sind.

Eine richtige Eintheilung des Jahres ist für die Ausbildung von hohem Werthe; die kurze Dienstzeit muß rationell ausgenutzt werden.

Eine ganz gleichmäßige Zeiteintheilung für alle Regimenter des Heeres läßt sich nicht vorschlagen; sie ist zum Theil abhängig von den örtlichen Verhältnissen. Insbesondere ist in Betracht zu ziehen, wann den Truppen Gelände oder Uebungsplätze für das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen sowie für die Uebungen in Bataillonen, Regimentern und Brigaden zur Verfügung stehen.

So erfreulich es im Allgemeinen ist, daß die Bodenkultur im Deutschen Reich eine immer intensivere wird, so nachtheilig ist dies für die kriegsmäßige Ausbildung der Armee; ohne den Nothbehelf großer und theurer Truppenübungsplätze ist überhaupt nirgends mehr auszukommen, und diese erfüllen ihren Zweck auch nur dann, wenn sie in Bezug auf die Geländeverhältnisse richtig ausgewählt sind; ganz oder fast ebene, freie Plätze nützen der Infanterie nur bei der Garnison als Exerzirplätze für die formelle Ausbildung, für die sie unentbehrlich sind; als Uebungsplätze schaden sie der gefechtsmäßigen Ausbildung mehr, als sie ihr nützen können, selbst wenn sie noch so groß sind.

Die Uebungsplätze müssen nun während der ganzen besseren Jahreszeit ausgenutzt und dementsprechend auf die Truppen aller Waffengattungen vertheilt werden; diese Vertheilung so zu machen, daß dabei die Wünsche und Bedürfnisse aller Betheiligten möglichst Rechnung finden, ist außerordentlich schwer!

Mit einer feststehenden, den unteren Instanzen bekannt gegebenen Zeiteintheilung muß also jeder Truppentheil in das neue Dienstjahr eintreten können. Für den Zeitpunkt der Besichtigungen dürfen ausschließlich Rücksichten auf die Zweckmäßigkeit maßgebend sein.

Es ist z. B. gar nicht nothwendig, daß die höheren Vorgesetzten allen durch die Regimentskommandeure abzuhaltenden Besichtigungen beiwohnen; ihnen stehen Mittel und Wege genug zur Verfügung, um sich auf dem Laufenden zu erhalten, wie es mit der Disziplin und kriegsmäßigen Ausbildung ihres Befehlsbereichs, mit dem Können von Führern und Mannschaften bestellt ist; sind dieselben einseitig nur bei allen Exerzirbesichtigungen anwesend, so pflegen Vergleiche die Folge zu sein, bei denen Ungerechtigkeiten in der Beurtheilung gar nicht zu vermeiden sind. Ersatz, Garnisoneinrichtungen, Zeit, Witterung 2c. sind von so großem Einfluß auf die Art, wie sich ein Truppentheil zeigt, daß ganz gleiche Erfolge auch nach ganz gleichwerthiger Arbeit nicht möglich sind. Es muß Alles vermieden werden, was ungesunden Wettbewerb und Streberthum befördert, das Anderes sucht, als nach besten Kräften das Mögliche zu leisten.

Besichtigungen zur rechten Zeit sind nothwendig und nützlich; in richtiger Weise gehandhabt, können sie die lehrreichsten und anregendsten Uebungstage darstellen; zur Unzeit abgehalten, können sie der vorschriftsmäßigen Ausbildung nachtheilig werden; sie wirken dann, wie der Reif in der Frühlingsnacht, der die ganze Ernte gefährdet!

Für die Festsetzung der Zeitperioden innerhalb des Regiments lassen sich nun nach den Anforderungen der Allerhöchsten Vorschriften und den in langer, praktischer Thätigkeit gesammelten Erfahrungen gewisse Grundsätze aufstellen.

Es handelt sich zunächst um die Zeit von der Rekruteneinstellung bis zu der Exerzirbesichtigung der Bataillone: letztere kann früher, als eigentlich erwünscht, für solche Regimenter nothwendig werden, die zuerst auf die Truppenübungsplätze müssen; denn bis dahin muß sie erledigt sein. Verschwendung wäre es, einen Theil der kostbaren Zeit auf dem Uebungsplatz für die formelle Ausbildung der Bataillone zu verwenden; diese kann in der Garnison, auf dem Exerzirplatz vollendet werden; noch nachtheiliger würde es sein, die Bataillonsbesichtigungen auf spätere Termine zu verlegen.

Der Bataillonskommandeur, der weiß, wie sehr eine mißglückte Vorstellung ihm schaden würde, kann kaum getadelt werden, wenn er bis zur Besichtigung jede Woche zweimal selbst exerziren und von den Kompagnien

verlangen würde, daß sie wöchentlich auch noch zweimal geschlossen und im Einzelnen exerzirten; die beiden übrigen Werktage würden sicher durch Garnison-, Arbeits- und sonstigen von oben befohlenen Dienst in Anspruch genommen werden; für die kriegsmäßige Ausbildung würde dieser Zeitraum gänzlich verloren sein! Am schwersten würden darunter die Nerven der armen Kompagniechefs leiden, die mit unausgebildeten Kompagnien ins Manöver rücken müßten, wo sie täglichen „Echecs“ ausgesetzt wären, und das ohne ihre Schuld!

Seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit werden die Rekruten 3 bis 4 Wochen früher eingestellt als vorher; dieser Zuwachs an Zeit sollte unbedingt der Einzelausbildung zu Gute kommen! „Die Grundlage der Gesammtausbildung liegt in der sorgfältigen, straffen Einzelausbildung“. „Nur durch die gründlichste Ausbildung des Einzelnen ist das nothwendige Zusammenwirken Vieler zu erlangen“. „Unrichtige oder unvollständige Ausbildung des Rekruten beeinträchtigt dessen Leistungen meist während seiner gesammten Dienstzeit ꝛc.“! Diese, auf Altpreußischer Erfahrung beruhenden Lehrsätze finden wir im Ex.-Regl. I, 1, und Feldd.-Ord. 17.

Unter der „straffen Einzelausbildung“ ist aber keineswegs die im Exerziren allein zu verstehen; die rationelle gymnastische Durchbildung jedes einzelnen Körpers, die Ausbildung als Schütze — auf dem Scheibenstand, dem Exerzirplatz und im Gelände — sind mindestens ebenso wichtig! Auch muß der Rekrut, bevor er in die Kompagnie eingestellt wird, sich in der Rotte und Gruppe im Gefecht bereits sicher benehmen können; das gehört zur Einzelausbildung; in diesen kleinsten Verbänden wird er dafür am festesten diszipliniert; dazu ist, wie Ex.-Regl. I, 61 besagt, sehr viel Zeit erforderlich!

Wenn ein Kommandeur den Zeitpunkt für die Rekrutenbesichtigung hauptsächlich danach festsetzen wollte, wann das Bißchen so vereinfachte Einzelexerziren einen ansehbaren Grad von Fertigkeit erlangt haben könnte, so würde er einen großen Fehler begehen; die Kompagniechefs müßten dann hauptsächlich auf die Vorstellung in diesem einen Dienstzweige, die leider vielfach noch als die maßgebendste — nach veraltetem Ritus — angesehen wird, hinarbeiten, und die anderweitige Einzelausbildung würde naturgemäß von Anfang an über das Knie gebrochen; die Hoffnung, das dadurch Versäumte in späteren Zeitabschnitten wieder einholen zu können, wäre eine durchaus trügerische; wenn auch während der ganzen Dienstzeit der einzelne Mann in allen Dienstzweigen vervollkommnet werden soll, so ist doch eine zweckmäßige Schulung nur in der Rekrutenzeit möglich; wird sie dort versäumt, so fehlt für alles Weitere die Grundlage.

Für eine wirklich allen Anforderungen an die Rekrutenausbildung genügende Thätigkeit muß dem Kompagniechef ein Zeitraum von vollen vier Monaten gelassen werden; hat also die Einstellung der Rekruten Mitte Oktober stattgehabt, so dürfte ihre Besichtigung nicht vor Mitte Februar

stattfinden. Ist der Zeitpunkt einmal festgesetzt, so darf er auch nicht ohne zwingende Gründe verschoben werden; es tritt sonst ein Stillstand in der Ausbildung ein, und der pflegt gleich Rückschritt zu sein.

Auch für die Mannschaften des zweiten Jahrganges ist ein langer Zeitraum der Einzelausbildung erwünscht; was mit ihnen in dieser Zeit besonders zu betreiben ist, davon später. Berechtigt sind die Klagen vieler Kompagniechefs, daß sie in dieser Zeit ihre alten Leute nur selten und stets unvollzählig zu sehen bekommen; da finden Ausbildungen zu Spezialisten aller Art statt, als da sind: Radfahrer, Pioniere, Luftschiffer, Schneeschuhläufer, Wagenführer, Telegraphisten rc. Es muß auch solche Leute geben, wenn man alle Hülfsmittel für den Krieg ausnutzen will; in neuester Zeit will es aber zuweilen scheinen, als ob stellenweise auf diese Dinge ein übertriebener Werth gelegt und dadurch der Dienstbetrieb zu sehr zersplittert werde; die Hauptsache ist und bleibt doch immer, daß wir Führer und Soldaten haben, mit denen wir jedem Gegner in der Schlacht überlegen sind; die Ausbildung für das Gefecht muß daher allem Anderen voranstehen. Alle Stellen sollten zusammenwirken in der Fürsorge, daß gerade in dieser Zeit dem Hauptmann seine Zweijährigen so wenig als möglich entzogen würden; also „Einschränkung allen Wach- und Arbeitsdienstes, soweit irgend angängig; Verminderung der Zahl der Kommandirten; Unterlassung von unzeitgemäßen Uebungen aller Art außerhalb des Rahmens der Kompagnie!“

Auch der Zeitabschnitt von der Rekrutenbesichtigung bis zur Kompagniebesichtigung darf nicht zu kurz bemessen werden. Während desselben sollen die im Einzelnen geschulten und disziplinirten Individuen zu einem Instrument zusammengeschweißt werden, das unfehlbar richtig und übereinstimmend in der Hand seines Führers funktionirt; die Kompagnie soll nicht nur durchaus exakt und sicher in den Formen aller Art auf dem Exerzirplatz ausgebildet werden, sondern diese auch, ohne in der Strammheit und Ordnung irgendwie nachzulassen, auf das Gelände übertragen lernen.

Deshalb hat sich der Besichtigung der Kompagnien auf dem Exerzirplatz eine solche im Gelände da überall unmittelbar anzuschließen, wo die Verhältnisse es irgendwie gestatten, und das ist in den meisten Garnisonen der Fall; man muß nur nicht nach großartigen Ideen durchgeführte ganze Gefechte, sondern einzelne Gefechtsakte verlangen.

In diesen Zeitraum ist auch besonders das Exerziren von kriegsstarken Zügen und Kompagnien zu verlegen; es ist durchaus nothwendig, damit Führer und Mannschaften die Schwierigkeiten kennen und überwinden lernen, die durch die hohe Rottenzahl entstehen; das gehört zur Kompagnieausbildung. Nimmt man nun hinzu, daß in diesem Zeitraum hauptsächlich die praktische Schulung der Unterführer fallen muß, sowie, daß Schießausbildung, Gymnastik und theoretischer Unterricht eine Unterbrechung nicht erleiden dürfen; endlich daß da, wo die Disziplinirung der Einzelnen durch

die Uebungen im Ganzen Schaden leidet, immer wieder auf den Einzeldrill zurückgegriffen werden muß, so wird man zu dem Ergebniß kommen, daß mindestens 8 bis 9 volle Wochen für diese Dienstperiode erforderlich sind.

Die Kompagniebesichtigungen würden demnach in der Regel in der zweiten Hälfte des April stattzufinden haben; legt man sie früher, so bewirkt man, daß die Hauptleute in dieser Zeit jeden Dienstbetrieb zu kurz kommen lassen, der nicht direkt ihrer Exerzirvorstellung zu Gute kommt; wir würden dann eine reine Exerzirperiode haben, der später einmal eine Schießperiode, eine Felddienstperiode und eine Gymnastikperiode folgen würden, je nachdem der intensive Betrieb des einen oder anderen Dienstzweiges gerade für Besichtigungs- oder andere Zwecke unvermeidlich würde; dann würde in dem einen Zeitabschnitt immer das wieder verlernt werden, was in dem andern geübt war, und das Schlußergebniß des Jahres ein mangelhaftes bleiben. Nur ein stetiger und zweckmäßiger Betrieb aller Dienstzweige nebeneinander führt zu einem guten Endergebniß in kriegsmäßiger Ausbildung.

Nach den Kompagniebesichtigungen beginnen die Bataillone zu exerziren. Bei dem Exerziren in geschlossenen Bataillonen hat eigentlich Niemand etwas Neues zu lernen. Sind die Kompagnien unter den Augen ihres Bataillonskommandeurs genau nach dem Reglement ausexerzirt, so bleibt in Bezug auf Griffe, Gewehrlage, Tritt, Schrittlänge, Tempo, Vordermann und Richtung kaum noch etwas zu regeln; dem einzelnen Mann ist nur zu sagen, daß bei Bewegungen in Doppel- und Breitkolonne Richtung und Fühlung nach der Mitte sind, und daß er bei Uebergängen aus einer Grundformation in die andere das Kommando seines Kompagnieführers auszuführen hat.

Bedenkt man, daß sich ein Bataillon im Kriege nur in der — gegebenenfalls bis zur Tiefkolonne verkürzten — Marschkolonne, oder in zum Gefecht entwickelten Kompagnien bewegt, daß also das geschlossene Bataillonsexerziren nur ein Ueberbleibsel aus jenen Zeiten ist, wo man noch auf dem Schlachtfelde angesichts des Feindes mit dicken Kolonnen und geschlossenen Linien marschiren konnte, ohne durch sein Feuer vernichtet zu werden, so wird man zu der Ansicht kommen, daß diese Exerzirweise zum mindesten auf ein Mindestmaß zu beschränken ist. Zudem lehrt die Erfahrung, daß das Exerziren im geschlossenen Bataillon meist das erste Mal am besten geht; das ist nur ein Beweis dafür, daß es für die Disziplinirung kaum nützlich wirkt.

Für das Gefecht im Bataillonsverbande haben die einzelnen Leute und die Gruppenführer gar nichts, die Zugführer wenig Neues zu lernen; um so mehr die Kompagnieführer; am meisten die Bataillonskommandeure und solche, die es werden wollen, also die Hauptleute. Auf dem Exerzirplatze kann nur die Formenlehre erledigt werden; da aber die Formen je nach Aufgabe und Annahme für das Bataillonsgefecht außerordentlich abwechselungsreich sind, so gehört immer ziemlich viel Zeit dazu, daß der Kommandeur und seine Hauptleute in ihrer Anwendung völlig sicher werden und alle

Grundsätze klar beherrschen, die das Reglement für die verschiedenen Gefechtsarten aufstellt. Obgleich man an einem Tage eine ganze Reihe von Gliederungen und Entwickelungen zur Darstellung und Anschauung bringen kann, wird ein Bataillon zur völligen Bewältigung des Lehrstoffes doch jährlich 8 bis 10 Mal auf dem Platz exerziren müssen. Wenn es die Verhältnisse der Umgebung irgend erlauben, müssen Uebungen im Gelände mit denen auf dem Platz abwechseln; wo das möglich ist, würde der Bataillonskommandeur daher etwa 12 bis 14 Mal in diesem Zeitraum über seine Kompagnien verfügen müssen. Sollen in dieser Zeit alle Dienstzweige zweckentsprechend weiter betrieben werden, so muß der Kommandeur dazu außer den sämmtlichen Nachmittagen den Kompagnien wöchentlich mindestens noch zwei Vormittage belassen; er würde also in der Woche in der Regel nicht öfter als zwei, höchstens dreimal exerziren bezw. üben können. Vorstehenden Erwägungen entsprechend, würde die Zeit von der Kompagnie- bis zur Bataillonsbesichtigung etwa 5 bis 6 Wochen betragen müssen, letztere also etwa in der ersten Hälfte des Juni stattzufinden haben.

Dieser Zeitpunkt wird nun allerdings da nicht überall einzuhalten sein, wo Infanterie schon im Mai auf die Truppenübungsplätze ausrücken muß, damit diese völlig ausgenutzt werden. Bei den zuerst ausrückenden Regimentern die Kompagnien in ihrer Ausbildungszeit zu beschränken, würde um so unrichtiger sein, da diese, unangenehm früh, völlig vorbereitet für das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen auf den Uebungsplatz kommen müssen, also bis zu diesem Zeitpunkt mehr Zeit für die Schießausbildung verwenden mußten als später ausrückende. Da muß sich denn der Bataillonskommandeur mit 4 bis 6 maligem Exerziren vor der Besichtigung begnügen; das geht auch, wenn er die Schulung seiner Hauptleute zu Bataillonsführern auf eine spätere Zeit, bis nach Rückkehr vom Uebungsplatze verschiebt; für ihn entstehen so zwei Ausbildungsperioden. Seine Vorgesetzten werden bei der Besichtigung, die unter allen Umständen nach der ersten derselben stattzufinden hat, auf diese Verhältnisse Rücksicht nehmen!

Es fragt sich nun, wie lange ein Truppentheil nothwendigerweise auf dem Truppenübungsplatz verbleiben muß? Für das gefechtsmäßige Abtheilungsschießen, einschließlich Prüfungsschießen im Gelände, sind vier Tage erforderlich, vorausgesetzt, daß das Gruppenschießen im Winter bezw. auf den Gefechtsschießständen vorher abgehalten worden ist. Für alle Bataillone, denen ein für Geländeübungen ganz besonders geeignetes Gelände in der Umgebung des Standortes nicht zur Verfügung steht, wären mindestens je vier Tage zur Abhaltung von solchen gegen markirten Feind — nicht etwa für sogenannte Offizier-Felddienstübungen — anzusetzen. Für das Regimentsexerziren sind bestimmungsmäßig 5 bis 7, für das Brigadeexerziren 5 Tage zu verwenden: das ergiebt mit Hin- und Rücktransport 20 bis 22 Arbeitstage, also rund $3^1/_2$ Woche.

Die Infanterie eines normal zusammengesetzten Armeekorps würde mithin den Platz ungefähr 14 Wochen benutzen müssen; da die Manöver erst Anfang September zu beginnen brauchen, bezw. mit Rücksicht auf die Ernte beginnen können, so würde die erste Brigade nach Mitte Mai ins Lager ziehen, die letzte Ende August von dort zurückkehren.

Ist der Platz zugleich Artillerieschießplatz, und muß die Kavallerie dort ihre größeren Uebungen abhalten, dann muß durch Einrichtungen für Unterkunft und zweckmäßige Tageseintheilungen dafür gesorgt werden, daß die verschiedenen Waffengattungen gleichzeitig dort weilen können. Vor Mitte Mai darf man jedenfalls keine Infanterie hinschicken; früher kann sie für die dort abzuhaltenden Uebungen nicht reif sein.

In denjenigen Armeekorps, die noch nicht über Truppenübungsplätze verfügen, braucht jeder Infanterietruppentheil im Ganzen mindestens dieselbe Zeit zur Abhaltung derselben Uebungen; ob das hintereinander fort oder in mehreren Raten und zu welchen Zeiten es stattfinden kann, richtet sich danach, wann für diese Zwecke geeignetes Gelände möglichst billig zu haben ist.

Die neueste Felddienstordnung sagt zwar, daß bei solchen Korps die größeren Exerziren auf den Plätzen der Standorte oder anderen, im Korpsbezirk liegenden, nöthigenfalls zu erweiternden Uebungsplätzen abgehalten werden sollen. Ich habe aber bisher noch keinen solchen Platz gesehen, der selbst in der Vergrößerung auch nur annähernd für diejenigen Zwecke brauchbar sein würde, die durch diese, für die Führerausbildung so ungemein wichtigen Uebungen erreicht werden müssen. Höchstens kann ein Regiment wenige Male einen solchen Platz benutzen, um einige Entwickelungen zu üben, aber weiter nichts!

Rechnet man die Dauer aller Ausbildungsabschnitte zusammen, wie wir sie bisher vorgeschlagen haben, so ergiebt das ungefährt $8^1/_2$ Monat; es bleiben dann für jeden Truppentheil noch etwa 8 bis 9 Wochen bis zum Manöver verfügbar; diese werden reichlich ausgefüllt durch Weiterförderung der Mannschaften, namentlich der zurückgebliebenen, in allen Dienstzweigen; Ausbildung des Führerpersonals, kleinere und größere Felddienstübungen bei Tage und bei Nacht, wobei ganz besonders die Steigerung der Marschfähigkeit anzustreben ist, Vergleichs- und Preisschießen, Uebung der im Kriege erforderlichen technischen Arbeiten, Exerziren in kriegsstarken Bataillonen, Krankenträgerübungen und endlich die Uebungen des Beurlaubtenstandes.

In welchem Umfange haben die letztgenannten, für die stete Kriegsbereitschaft des Heeres so hervorragend wichtigen Uebungen stattzufinden, zu welcher Zeit, was soll durch sie erreicht werden, und wie sind sie demnach zu betreiben?

Das Militär-Wochenblatt vom 9. Mai 1900 brachte einen durchaus beachtenswerthen Aufsatz, der diese Fragen behandelt. Der Verfasser desselben

schlägt vor, daß die Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die nach bestehendem Gesetz zu vier kürzeren Uebungen, je zwei im Reserve- und im Landwehrverhältniß, verpflichtet sind, thatsächlich aber höchstens je einmal eingezogen werden, künftig in jedem Verhältniß eine, aber längere Uebungszeit durchmachen sollen.

Vom militärischen Standpunkt könnte man sich mit diesem Vorschlage nur völlig einverstanden erklären, besonders, soweit er die Reservisten betrifft; vom volkswirthschaftlichen würde dagegen eingewendet werden, „daß es doch höchst bedenklich sei, die Einzuberufenden noch länger ihrem bürgerlichen Berufe zu entziehen, als jetzt schon geschähe. Das Deutsche Reich brauche so wie so jährlich schon viele Hunderttausende ausländischer Arbeiter; besonders hart würde die ohnehin schon am größten Arbeitermangel leidende Landwirthschaft betroffen werden, wenn nach den Vorschlägen des Aufsatzes die Reserveübungen während der Erntezeit stattfinden sollten!“

Es ist sehr schwer, die militärischen und bürgerlichen Interessen richtig auszugleichen; von beiden Seiten müssen Opfer gebracht werden, um die Wehrkraft des Reiches auf der erforderlichen Höhe zu erhalten. Das Militär müßte das Opfer bringen, für jeden als Reservisten eingezogenen ländlichen Arbeiter einen geeigneten, zu beurlaubenden Soldaten als Ersatz zu stellen, selbstredend nur bis zum Beginn des Manövers, das ja erst nach im Wesentlichen beendigter Ernte abgehalten wird; auch für andere Berufskreise könnte im Nothfalle Aushülfe gestellt werden. Dadurch würden ja viele aktive Soldaten auf längere Zeit dem Dienste entzogen werden; da diejenigen Brigaden, die zuletzt die Uebungsplätze benutzen, keine Reservisten erhalten könnten, so würden die Beurlaubungen bei den übrigen um so größer sein müssen; sie würden kaum viel mehr Leute als die zu Reserve-Unteroffizieren auszubildenden, die Kompagniehandwerker, Burschen, Ordonnanzen, Köche, die der Nachhülfe Bedürftigen und die unzuverlässigen zurückbehalten können. Aber eine Kompagnie, deren Ausbildungspersonal mit mindestens 80 Reservisten belastet ist, kann für die Ausbildung ihrer Stammmannschaften überhaupt nicht viel thun, und dann hätten solche Beurlaubungen doch auch den Vortheil, daß dadurch Unterkunftsräume frei und Löhnungen erspart würden, die Mehrkosten für die verlängerte Uebung sich also nicht allzu hoch belaufen würden.

Der von dem Herrn Verfasser des erwähnten Aufsatzes vorgeschlagene Zeitpunkt würde als der richtigste erscheinen, um durch die Reserveübungen für die Kriegstüchtigkeit der Feldarmee diejenigen Vortheile zu erreichen, die sie bezwecken. Bedenken lassen sich gegen jeden Zeitpunkt vorbringen. Vor den Bataillonsbesichtigungen, also vor Mitte Juni, würden die Truppen durch die Reserven am empfindlichsten in ihrer Ausbildung gestört werden; die bereits im Mai auf die Uebungsplätze rückenden Regimenter würden sie ohne schwere Schädigung gar nicht ertragen können; im Juni

pflegt allenthalben die Heuernte, im Juli die Getreideernte zu beginnen!

Ausgedehnte, sechswöchentliche Reserveübungen sind unter allen Umständen für Militär und Civil lästig!

Es ist daher doch noch der Beweis zu erbringen, daß sie nöthig sind und daß sie am besten so gelegt werden, daß sie mit Schluß des Manövers zu Ende sind.

Reservisten bilden nach erfolgter Mobilmachung den größeren Theil jeder kriegsstarken Kompagnie des Feldheeres. Die Anforderungen, die an die Disziplin, Marschfähigkeit, Gewandtheit und Waffenwirkung einer solchen gestellt werden müssen, um dem Gegner überlegen zu sein, sind so groß, daß sie nur erfüllt werden können, wenn jeder einzelne Mann auf der vollkommenen Höhe der von ihm zu verlangenden Leistungen steht. Die Leistungsfähigkeit des Soldaten erreicht im Allgemeinen ihre höchste Stufe mit dem Schluß seiner aktiven Dienstzeit; von da an nimmt sie ab, zuerst allmählich, dann immer schneller, je länger er außer Dienst ist. Für die übenden Reservisten ist es daher nothwendig, daß sie zunächst persönlich, individuell den Verlust an militärischer Tüchtigkeit wieder einholen, den sie seit ihrer Entlassung erlitten haben; erst wenn dieser Standpunkt wirklich, nicht nur dem äußeren Scheine nach, erreicht ist, kann man sie mit vollem Nutzen wieder in den Rahmen einfügen, in dem sie ihr Können bewähren sollen, in dem es im Ernstfalle in jeder Lage Stich halten soll, bei Strapazen, im Gelände, im Gefecht.

Im Manöver mit seinen dem Kriege am nächsten kommenden Verhältnissen wird der Reservist erst wieder zum vollkommenen Feldsoldaten; dasselbe nimmt etwa 16 Tage in Anspruch; rechnet man von der übrigen Zeit noch die Tage des Eintreffens und der Entlassung sowie etwa 3 Tage ab, an denn die Reservisten vor dem Ausrücken unbedingt im Kompagnieverbande exerziren müssen, so blieben für die Wiederherstellung der individuellen Ausbildung kaum drei Wochen übrig. Diese Zeit kann nur dann genügen, wenn der im Beurlaubtenstande eingetretene Mangel im militärischen Können noch nicht zu groß geworden ist, wenn also derjenige Jahrgang übt, für den die Uebung am werthvollsten ist; das ist nach meiner Ansicht der 4. Jahrgang, dessen Leute also seit nicht ganz zwei Jahren entlassen sind.

Für das erste Reservejahr reicht der Training der aktiven Dienstzeit noch aus; im dritten Jahre würde schon zuviel verlernt sein; hat der Soldat im zweiten Reservejahre sechs Wochen richtig geübt, so muß das für das dritte und vierte unbedingt ausreichen; die Reservisten des ältesten Jahrganges pflegen bei der Mobilmachung zunächst vorwiegend in die Ersatzbataillone oder andere, der Feldarmee nicht unmittelbar angehörende Formationen eingereiht zu werden.

Jetzt werden zu den Reserveübungen thatsächlich zumeist die Leute der ältesten Jahrgänge eingezogen; in diesen befinden sich immer noch massenhaft Ungeübte, denen man aus falschem Gerechtigkeitsgefühl doch auch einmal die Bürde einer Uebung auferlegen möchte; es ist aber fast gar keine Aussicht vorhanden, daß die diesen zugemutheten Opfer, daß die auf sie verwendeten Mühen und Kosten jemals der Feldarmee zu Gute kommen könnten; dagegen würde sich bei letzterer im Kriegsfalle der Mangel an rechtzeitig geübten Reserven empfindlich fühlbar machen.

In dem angezogenen Aufsatz wird es auch als vortheilhaft bezeichnet, wenn ein Theil der Truppen in annähernder Kriegsstärke das Manöver mitmachen würde, und das könnte in der That auch in mancher Beziehung für die kriegsmäßige Ausbildung nützlich sein; die Leute werden an die Entwickelung und Bewegung bei größerer Rottenzahl gewöhnt; Zug- und Kompagnieführer werden in der Beherrschung des stärkeren Verbandes geübt; die höheren Führer lernen mit längeren Marschkolonnen rechnen und mit Geduld deren länger dauernde Entwickelung abwarten; das ist besonders für diejenigen heilsam, denen es schon bei Friedensstärken nie rasch genug gehen kann.

Aber auch eine Gefahr, und zwar für die Taktik, haben die Gefechte in kriegsstarken Verbänden bei Friedensübungen, mit der man sich richtig abzufinden wissen muß!

Das Reglement — II, 25 — bemißt den Frontraum für eine Kompagnie so, daß sie im Kriege, bei Verlusten, ihn möglichst dauernd dicht mit Schützen ausfüllen kann; in ihm haben zunächst höchstens zwei Züge Platz; der Rest der Kompagnie ist dazu da, um die durch die feindlichen Geschosse entstehenden Lücken in der Schützenlinie auszufüllen! Dieser Grundsatz ist einer der allerwichtigsten des Reglements, der, wie kaum ein anderer, geeignet ist, die Truppen im Ernstfalle in der Hand ihrer Führer zu erhalten und dadurch die gröbsten Unordnungen zu vermeiden.

Da nun die Platzpatronen im Manöver keine Lücken reißen, so muß jede kriegsstarke Kompagnie entweder durch alle Phasen des Gefechtes ihren Unterstützungstrupp bewahren, oder in der Schützenlinie entsteht schließlich ein solches Gedränge, daß ordnungsmäßige Bewegung und Geländebenutzung aufhört und Niemand mehr ordentlich anschlagen kann. In ersterem Falle können bei den untersten Führerstufen leicht falsche Anschauungen entstehen; er ist aber doch der allein empfehlenswerthe, da solche sich durch entsprechende Belehrung beseitigen lassen, und es weniger auf richtige Bilder — die doch niemals ganz kriegsgemäß sein können, — als auf richtiges Handeln ankommt; denn im zweiten Falle würde unfehlbar die Gefechtsdisziplin der Mannschaften schweren Schaden leiden, und sie bildet die Grundbedingung jeden Erfolges. Am allerschädlichsten würde es sein, wenn man die Fronträume der Kompagnien willkürlich vergrößern wollte; eine falsche Verwendung der Kommando-

einheiten müßte die Folge sein, und das Manöver würde der Ausbildung der Infanterieführer aller Grade in der Taktik ihrer Waffe schaden, statt zu nützen!

Die Anforderungen, die an das kriegsmäßige Können der Landwehr gestellt werden, sind erheblich geringer als bei der Feldarmee; Disziplin und Zuverlässigkeit genügen zumeist, um die Aufgaben zu erfüllen, die ihren Kriegsformationen zufallen; darum erfordert das militärische Interesse nicht unbedingt lange Uebungen von den Wehrmännern; das bürgerliche Interesse erfordert aber, daß sie in ihrem Beruf, in dem viele von ihnen bereits selbständig sind, so wenig als möglich gestört werden. Eine Uebung von 14 Tagen, im ersten Landwehr-, achten Dienstjahr, könnte genügen, die Disziplin und die Kenntniß der nothwendigsten Vorschriften, insbesondere über die Handhabung des Gewehrs, so weit aufzufrischen, daß es für den Rest der Verpflichtung zum Kriegsdienst allenfalls ausreichte!

Aus vorstehenden Gesichtspunkten ergaben sich die Grundsätze für den Dienstbetrieb während einer Landwehrübung fast von selbst; zweckwidrig ist es, eine solche mit einer Besichtigung im formellen Bataillonsexerziren abzuschließen; tritt dabei eine scheinbar gute Leistung zu Tage, so ist das gerade der sicherste Beweis dafür, daß bei der Uebung hauptsächlich Dinge betrieben worden sind, die für den kriegerischen Werth der Wehrleute zwecklos waren.

Der Vorschlag des mehrerwähnten Aufsatzes, die Landwehr nach dem Manöver auf den alsdann verfügbaren Truppenübungsplätzen üben zu lassen, verdient durchaus Beachtung. Außer im tiefsten Winter mit seinen kurzen Tagen giebt es wohl kaum einen Zeitabschnitt des Jahres, in dem die Mehrzahl der Wehrleute leichter zu Hause abkömmlich wäre, wie in dem vorgeschlagenen, besonders wenn man mit Rücksicht auf die Kartoffel-, Wein- und Rübenernte in zwei Abtheilungen üben ließe; aber auch die Truppen würden zu dieser Zeit durch solche Uebungen am wenigsten gestört werden. Wenn unter der Leitung eines Oberstleutnants vom Stabe zweimal drei kriegsstarke, von jüngeren Landwehr-Bezirkskommandeuren oder überzähligen Majors geführte Bataillone, deren Kompagnien ganz mit Offizieren und Unteroffizieren der Landwehr besetzt sind, auf dem Uebungsplatz zusammengestellt würden, so hätten die Truppentheile nur sehr wenig Personal dafür abzugeben; für jede Landwehrkompagnie ein Oberleutnant zur Unterstützung des Führers und vier Funktionsunteroffiziere würden genügen; außerdem etwas Bureaupersonal und ein Arbeitskommando. Werden diese Abgaben höheren Ortes richtig vertheilt, so bilden sie für die einzelnen Linienkompagnien keinen zu fühlbaren Ausfall an Lehrpersonal in diesem Zeitabschnitt.

Zwischen der Entlassung der Reserven und der Einstellung der Rekruten liegt ein Zeitraum von 3 bis 4 Wochen; zum Müßiggang ist auch der keineswegs da. Zwar ist die Mehrzahl der überhaupt verfügbaren Mannschaften in dieser Zeit außer durch Garnisondienst sehr stark durch Arbeits-

dienst in Anspruch genommen; besonders müssen Waffen und Bekleidung für das kommende Dienstjahr in Stand gesetzt werden; hervorragend wichtig aber ist in dieser Zeit die Vorbildung des jungen Lehrpersonals. Besonders die Gefreitenanwärter und die jüngsten Leutnants müssen auf ihre Thätigkeit bei der Rekrutenausbildung vorbereitet werden; aber auch den Unteroffizieren, namentlich den jüngeren, sind die elementaren Bestimmungen der verschiedenen Reglements und ihre Anwendung auf praktischem Wege ins Gedächtniß zurückzurufen.

Selbstredend genügt diese kurze Zeit nicht zu einer vollkommenen Schulung und Routinirung des Lehrpersonals; zu diesen Zwecken muß sich der Hauptmann das ganze Jahr über mit seinen Hülfskräften beschäftigen, ebenso wie mit ihrer Ausbildung zu gewandten Führern; das sind seine allerwichtigsten und schwierigsten, aber auch lohnendsten Aufgaben; denn nur mit einem vorzüglichen Unterpersonal kann er überhaupt seine Kompagnie tadellos erziehen, ausbilden und führen; gelingt es ihm, sich namentlich ein durchaus brauchbares Unteroffizierkorps zu schaffen und zu erhalten, auf das er sich verlassen kann, so braucht er sich um den einzelnen Mann wenig zu bemühen; alle kleinen und kleinsten Einzelheiten des inneren und äußeren Dienstbetriebes werden ihm dann seine Organe abnehmen, die er nur in geeigneter Weise zu leiten und überwachen braucht.

Hat eine Kompagnie das Glück, ein wirklich gutes Lehr- und Führerpersonal zu besitzen, so ist der Chef jeder Zeit ersetzbar; sie führt sich auf lange Zeit sozusagen „von allein“, wenn nur der Vertreter oder Nachfolger den Gang der Maschine durch Unkenntniß oder die Sucht, Alles anders zu machen, nicht gewaltsam stört und mit der Zeit für geeigneten Ersatz der abgängigen Theile sorgt.

Ob ein Hauptmann wirklich die Fähigkeiten und das Talent besitzt, erfolgreich an der Erziehung des Volkes in Waffen mitzuwirken, tritt erst zu Tage, wenn er eine Kompagnie eine Reihe von Jahren geführt hat; erst dann zeigt sich der Erfolg seiner eigensten Thätigkeit in dem Geist und dem Thun seines Unteroffizierkorps! Darum sollte der Infanterieoffizier, der für höhere Stellungen vorherbestimmt erscheint, mindestens drei Jahre Kompagniechef sein; denn ohne die so gemachten Erfahrungen ist er später kaum im Stande, die Ausbildung höherer Verbände in richtige Bahnen zu leiten. Die vermeintlichen Erfahrungen einer sehr kurzen Kompagniechefzeit sind häufig sehr trügerisch und verleiten dann später zur Ertheilung falscher Direktiven an den höheren Befehlsbereich, und solche sind viel schlimmer wie gar keine.

Rastlos wird in unserer Armee das ganze Jahr gearbeitet. Zur allgemeinen Erholung sind nur die Sonn- und Feiertage da. Den Mannschaften mit ihrer kurzen Dienstzeit kann man längere Erholungspausen nicht gewähren; zu ihrem Vergnügen darf man sie nur zu den Zeiten der großen

Feste beurlauben und auch dann nur auf wenige Tage und bei tadelloser Führung. Mit solchen Beurlaubungen muß man aber auch nicht zu geizig sein. Wenn der junge Krieger frisch und gesund in seiner schmucken Uniform in seiner Heimath erscheint, so weiß das ganze Dorf, daß er sich beim Militär gut geführt haben muß; das erweckt in ihm und seinen Angehörigen berechtigten Stolz; beneidet wird er von der heranwachsenden Jugend, die sich danach sehnt, dereinst ebenso als Zierde des Heimathortes herumstolziren zu können. So steht es wenigstens auf dem Lande: dort wird durch die Urlauber die Liebe zum Soldatenstande gefördert.

Mit Beurlaubungen in die großen Städte und in Gegenden, wo notorisch schlechte und staatsfeindliche Gesinnungen herrschen, muß man vorsichtiger sein. Leute, die in ihre Heimath sehr weit zu reisen haben, sind vom Vergnügungsurlaub ausgeschlossen.

Die Unteroffiziere führen ein geplagtes Leben; für ihre Frische ist eine angemessene Erholung zu rechter Zeit äußerst förderlich; haben sie passende Urlaubsgelegenheit in der Nähe der Garnison, so verdienen sie in den Festzeiten vorzugsweise und häufige Berücksichtigung; diejenigen, die ohne weite Reisen einen angemessenen Urlaubsort nicht erreichen können, müssen mindestens alle paar Jahre einen längeren Urlaub erhalten. Einen oder den anderen Unteroffizier kann die Kompagnie zu jeder Jahreszeit entbehren; es ist am besten, wenn der Hauptmann, die betreffenden Wünsche und die dienstlichen Rücksichten erwägend, sich dafür jährlich eine Eintheilung macht.

Ganz unentbehrlich ist der Urlaub für die Berufsoffiziere, die nicht, wie die Unteroffiziere, nur 12 Jahre dienen, sondern ihr ganzes Leben in den Dienst des Heeres stellen wollen. Es ist geradezu Pflicht aller Vorgesetzten, dafür zu sorgen, daß ihre Offiziere für ernste Zeiten, die ja jeden Augenblick eintreten können, körperlich und geistig frisch und leistungsfähig erhalten werden; dazu thut eine längere Unterbrechung ihrer Thätigkeit mindestens einmal im Jahre noth, um so mehr, je verantwortlicher ihre Dienststellung ist. Diese Beurlaubungen können getrost über das ganze Jahr vertheilt werden mit alleiniger Ausnahme derjenigen Zeiten, in denen sich der Truppentheil auf dem Uebungsplatz oder im Manöver befindet; denn diese sind zu wichtig für die Ausbildung zu höheren Führern. Rücksicht auf die gewöhnlichen Besichtigungen sollte niemals ein Grund zur Urlaubsverweigerung sein; es ist z. B. sogar sehr nützlich, wenn jährlich so und so viel Oberleutnants Kompagnien vorstellen und sie beim Bataillonsexerziren führen; dadurch wird sicherer Ersatz und Nachwuchs für die Kompagniechefs geschaffen.

Es ist zu bedenken, daß nicht jeder Offizier zu jeder Zeit Urlaub gebrauchen kann; der eine muß Rücksicht auf die Schulferien seiner Kinder, der andere auf das Portemonnaie seiner Eltern nehmen ꝛc. Im Allgemeinen kann man den Grundsatz aufstellen, daß die älteren Offiziere am wenigsten

zu den Zeiten abkömmlich sind, wo sie am meisten persönlich zu lehren, die jüngeren, wo sie am meisten zu lernen haben.

Auch mit kurzen Beurlaubungen zur Jagd, zu Ausflügen und Festlichkeiten sollten die Vorgesetzten nicht sparsam sein; solche Unterbrechungen der dienstlichen Arbeit bewahren vor Mißmuth und trüben Gedanken und kommen damit dem Königlichen Dienst mehr zu Gute, als daß sie schaden.

Nun einige Winke für und Betrachtungen über die Ausbildung selbst aus der Praxis für die Praxis.

Welches Personal ist für die Rekrutenausbildung zu verwenden? Als Rekrutenoffiziere werden wohl überall die jüngsten Herrn vom Regiment bestimmt und demgemäß auf die Kompagnien vertheilt; erst derjenige Leutnant, der einige Male unter guter Anleitung Rekruten ausgebildet hat, erlangt eine gewisse Sicherheit in der Beherrschung aller Dienstzweige, die ihn dann auch befähigt, mit Erfolg einmal selbständig zu wirken. Ist der Grundsatz, den jüngsten Offizieren Rekruten zu geben, zweifellos richtig, so ist es noch viel richtiger, im Allgemeinen auch die jüngsten Unteroffiziere dazu zu kommandiren.

Ein Unteroffizier, der noch keine Rekrutenabtheilung ausgebildet hat, ist überhaupt noch kein richtiger Unteroffizier. Nur diejenigen Hauptleute, die Jahr für Jahr den ältesten Exerzirmeistern Rekruten geben, klagen bei jeder Gelegenheit über Mangel an erfahrenen und brauchbaren Unteroffizieren, namentlich auch für die Weiterbildung des älteren Jahrganges, und gerathen mit ihrem Dienstbetrieb in die größte Verlegenheit, sobald einige ihrer Sergeanten abkommandirt werden oder ausscheiden. Zu häufige Rekrutenausbildung stumpft erfahrungsmäßig ab; was der alte Sergeant durch Exerzirroutine mehr leistet, ersetzt der junge Unteroffizier meist durch Frische und Passion.

Bei denjenigen Truppentheilen, deren ältere Mannschaften im Winter besonders viel durch Garnison- und Arbeitsdienst in Anspruch genommen werden, liegt außerdem stets die Gefahr vor, daß die zu diesen eingetheilten jungen Unteroffiziere verbummeln; das gilt bekanntlich ganz besonders von den jungen Unteroffizierschülern; das ganze Geheimniß, Letztere, über die so häufig geklagt wird, im richtigen Geleise zu erhalten, besteht lediglich darin, ihnen in den ersten Jahren bei der Truppe eine Thätigkeit zuzuweisen, die ihre Zeit voll ausfüllt und das an sich sehr ausnutzbare Maß an Ehrgeiz befriedigt, das sie von der Schule mitzubringen pflegen; sie müssen vorzugsweise Rekrutenabtheilungen erhalten, auch wenn sie noch Gefreite sind; dann müssen sie sich durch ihre Leistungen und durch erwiesene Zuverlässigkeit in der Behandlung Untergebener die Tressen verdienen!

„Ja gerade um Mißhandlungen zu vermeiden, die bekanntlich der Kompagnie am schwersten angerechnet werden, gebe ich meinen alten Unteroffizieren Rekruten!" so hört man manchen Hauptmann sagen. — In einer Kom-

pagnie, in deren Unteroffizierkorps ein richtiger Geist herrscht, in der Offiziere und Portepeeunteroffiziere die Augen offen halten, ist die Wahrscheinlichkeit einer Rekrutenmißhandlung überhaupt außerordentlich gering; der Chef darf nur nicht unterlassen, seinem Personal eine solche rechtzeitig und wiederholt im richtigen Lichte darzustellen und vor ihren Folgen zu warnen. Systematische Mißhandlungen Untergebener sind einfach eine bodenlose Gemeinheit: aber auch jede in der Heftigkeit oder Uebereilung begangene Thätlichkeit stellt ein schwer zu bestrafendes Vergehen dar, weil in ihr ein grober Ungehorsam gegen den so oft und deutlich ausgesprochenen Willen des Allerhöchsten Kriegsherrn liegt; sie nützt nicht nur dem Dienste nichts, sondern sie wirkt geradezu schädigend auf die Disziplin! „Wenn der Unteroffizier es mit den Befehlen des Kaisers nicht so genau nimmt, warum soll ich denn die Befehle meiner Vorgesetzten so unbedingt befolgen," so kalkulirt der unfügsamere Theil der Rekruten; der Vorgesetzte, der eine nicht gesühnte Mißhandlung auf dem Gewissen hat, ist keinen Augenblick sicher, daß ein rabiater Kerl sie nicht bei nächster Gelegenheit zur Sprache bringt, sei es als Entschuldigung für ein von ihm begangenes Vergehen, sei es aus reinem Vergnügen, den Vorgesetzten hineinzulegen; durch das Gefühl, derartig in der Hand seiner Untergebenen zu sein, entsteht meist eine ganz schiefe Stellung ihnen gegenüber, die jede Thatkraft lähmt!

Ein Unteroffizier oder Gefreiter, dem diese Folgen der Mißhandlung ganz klar gemacht sind, und der weiß, daß sein Hauptmann, der ihm im Uebrigen alles Wohlwollen erweist und nach Kräften für ihn sorgt, in diesem Punkte unnachsichtlich ist, hütet sich davor, seine Untergebenen unvorschriftsmäßig zu behandeln, der sucht, wenn er noch so sehr gereizt wird, seine Heftigkeit zu bemeistern.

Am besten bewahren die Offiziere ihr Unterpersonal vor der Begehung von Mißhandlungen dadurch, daß sie mit Konsequenz jede andere Berührung der Mannschaften verbieten, als zu den gebotenen Hülfen bei der Gymnastik und der Schießausbildung nöthig ist; jedes Zurechtkneten beim Exerziren wirkt nur schädlich, besonders das früher so beliebte gewaltsame Durchbiegen der Kniee; auch darf man nicht dulden, daß der Exerzirende oder Instruirende plötzlich zu nahe auf die Leute zugeht und sie dabei übermäßig anschreit; solche an sich noch nicht strafbare Handlungen bilden am häufigsten die Präliminarien der Mißhandlung; wo sie bemerkt werden, muß baldigst eine angemessene, den Rekruten unauffällige ernste Warnung erfolgen.

Je vorschriftsmäßiger die Behandlung, desto strenger muß sie sein! Mit eiserner Konsequenz muß der Vorgesetzte seinen Willen durchsetzen. Jede wirkliche Nachlässigkeit muß mit scharfem, selbst hartem Worte gerügt werden; ein solches ist durchaus erlaubt, sofern es nur kein gemeines Schimpfwort ist oder die Ehre des Untergebenen verletzt. Der Rekrut, der nicht mit vollstem Eifer bei der Sache ist, muß schärfer herangenommen

werden als andere, bis er die betreffende Uebung so gut ausführt, als man nach seinen Kräften und Fähigkeiten verlangen kann; darin eine unvorschriftsmäßige Behandlung zu sehen, wie es wohl schon vorgekommen ist, würde auf falscher Auffassung beruhen!

Sieht ein Unteroffizier, daß er mit den ihm zu Gebote stehenden vorschriftsmäßigen Mitteln den passiven Widerstand, den ihm ein Mann leistet, und wodurch ihn derselbe häufig absichtlich zum Aeußersten zu reizen sucht, nicht überwinden kann, so soll er rechtzeitig Meldung erstatten; der Hauptmann soll sich dann nicht geniren, einen solchen Burschen frühzeitig die Wucht der ihm von Sr. Majestät verliehenen Strafgewalt fühlen zu lassen; das ist er seinen Unteroffizieren und der Rücksicht auf die Disziplin schuldig. Höhere Vorgesetzte, welche selbst lange genug Kompagniechefs waren, werden zu einem solchen ebenso berechtigten wie nothwendigen Verfahren auch niemals abfällige Bemerkungen in den Revisionsheften zu den Strafbüchern machen.

Die Rekrutenabtheilungen dürfen nicht zu groß sein, sonst leidet die individuelle Ausbildung; für 12 bis 14 Mann ist ein Unteroffizier mit mehreren Gehülfen erforderlich. Giebt man zu jeder Abtheilung drei Gefreite oder andere ältere Leute, so können sie abwechselnd zum Schießen und Felddienst ihres Jahrganges herangezogen werden; ihre persönliche Ausbildung schreitet dann fort, und sie lernen doch auch als Vorgesetzte auftreten.

Zur besonderen Ausbildung im Schießen wird wohl überall noch ein besonders als Lehrer in diesem wichtigsten Dienstzweige geeigneter und erfahrener älterer Unteroffizier zu den Rekruten kommandirt, dem man einen Gefreiten dauernd als Gehülfen zutheilt; eine gewisse Verantwortung für die Schießausbildung ihrer Leute darf man aber damit den Abtheilungs-Unteroffizieren nicht abnehmen, denn sie haben doch immer bei derselben erheblich mitzuwirken.

Der Hauptmann muß sich für die Rekrutenausbildung einen allgemeinen, den ganzen Zeitraum umfassenden Plan zurechtlegen; nach vorher von ihm aufgestellten Wochenzetteln zu arbeiten, halte ich aus zwei Gründen nicht für praktisch: erstens hat die Witterung erheblichen Einfluß auf die Beschäftigung in der einzelnen Woche; ist das Wetter gut, so muß man in denjenigen Dienstzweigen, die mit Nutzen nur im Freien betrieben werden können, Vorsprung zu erreichen suchen, damit man bei Regen und Sturm, Kälte und Schnee später nicht in Rückstand geräth; zweitens aber muß dem jungen Rekrutenoffizier Gelegenheit gegeben werden, selbst nachzudenken und Vorschläge zu machen, die der Hauptmann dann mit ihm besprechen und, soweit erforderlich, ändern wird. Wie weit dem Leutnant eine gewisse Selbständigkeit gelassen werden kann, wird in jedem Fall von seiner Persönlichkeit abhängen; zu viel kann die Ausbildung gefährden, zu wenig schädigt die militärische Erziehung des jungen Offiziers.

Ueber den Betrieb der einzelnen Dienstzweige sind nur kurze Betrachtungen anzustellen; Reglement, Felddienstordnung, Schießvorschrift, Turnvorschrift rc. geben dafür ja die besten Wege an.

Die Gymnastik hat den Zweck, den Körper kräftig und gelenkig zu machen; sie bereitet denselben zu allen Leistungen vor, welche die verschiedensten Dienstverrichtungen von ihm fordern; sie muß durchaus rationell und systematisch, aber ohne zu weit gehende Pedanterie betrieben werden. Indem man von jedem Mann verlangt, daß er bei den gymnastischen Uebungen mit voller Anspannung sein Bestes hergiebt, wirken sie auch in erheblichem Maße grundlegend für die Disziplin.

In den ersten Wochen der Dienstzeit tritt daher die Gymnastik völlig in den Vordergrund des gesammten Dienstbetriebes. Frei- und Gewehrübungen bilden den Anfang; beide müssen zunächst, ganz dem Körperbau und der Kraft jedes einzelnen Rekruten angemessen, in kleineren oder größeren Dosen sozusagen individuell verordnet werden; sie sind besonders geeignete Mittel, um Schäden oder Schwächen, welche die einzelnen Gliedmaßen oder sonstigen Körpertheile infolge von Anlage, Vernachlässigung oder Berufsarbeit aufweisen, zu beseitigen. In der Rekrutenzeit müssen sie einzeln gemacht werden; sie in Abtheilungen zu üben, bis sie klappen, hat wenig Zweck und führt daher nur zu Zeitverlust; der besichtigende Vorgesetzte thut gut, sie sich gar nicht vormachen zu lassen; ob von ihnen richtiger Gebrauch gemacht wurde, sieht ein erfahrener Kommandeur bei der Besichtigung des Exerzirens, des Anschlages und der Rüstübungen; dort sieht er, ob die Glieder und Gelenke stark, frei und unabhängig von einander gearbeitet oder steif und unbeholfen gedrillt sind.

Auch bei den Rüstübungen ist das erworbene Maß von Kraft und Gelenkigkeit für die Beurtheilung entscheidend; gleichmäßige Leistungen aller Leute können auch hierbei nicht verlangt werden. Fehlerhaft ist es, sich bei der Besichtigung durch vor der Dienstzeit erlernte Kunststücke Einzelner blenden zu lassen; Rekruten, die solche können, müssen besonders darauf geprüft werden, ob sie gymnastisch rationell und gleichmäßig durchgebildet sind.

Bei keiner Dienstverrichtung werden dem Rekruten die Anfangsgründe des *unbedingten* Gehorsams so „ruckweise" beigebracht, wie beim *Einzelexerziren*!

Schwerlich hätten wir die Kriege von 1866 und 1870 ohne den „Drill" gewonnen! Je mehr Unbotmäßigkeit und Hang zu unbedingter Freiheit bei der heranwachsenden Jugend in den breitesten Schichten der Bevölkerung zunehmen, desto mehr muß das Exerziren den jungen Mann in absolutester Weise unter den Willen des Vorgesetzten beugen; es ist und bleibt das beste Mittel, den Soldaten so weit in die Disziplin hinein zu zwingen, daß dieselbe vom Kasernenhofe und aus dem Exerzirhause anderswohin übertragbar wird.

In diesem Sinne dient das Einzelexerziren indirekt hervorragend der kriegsmäßigen Ausbildung der Truppen; denn, wie das Reglement in seiner Einleitung hervorhebt, „die wichtigsten Anforderungen, die der Krieg stellt, sind strengste Disziplin und Ordnung bei höchster Anspannung aller Kräfte".

Dieser wahre Zweck des Exerzirens wird allzu häufig aus dem Auge verloren, und dann verliert dasselbe, trotz scheinbar guter äußerer Erfolge an Werth.

Diejenigen Rekruten, die am leichtesten zu diszipliniren sind, sind anfangs oft am schwersten zu exerziren, und umgekehrt; da wird denn häufig so ein armer Kerl, der sich die denkbar größte Mühe giebt, dessen Beine aber nun einmal von Natur krumm, dessen Finger-, Hand-, Fuß- und Schultergelenke von harter Arbeit steif geworden sind, von früh bis spät angespannt, bis ihm die Kräfte versagen und sein guter Wille nachläßt; andere Leute, die gut gewachsen sind und ein besonders günstiges Maß von Kraft und Geschicklichkeit mit in die Armee bringen, lernen das Bißchen Exerziren spielend, auch wenn sie nur mit halbem Dampf arbeiten; sie sind in der Regel der Stolz und die Freude des Unteroffiziers, der ihnen manche kleine Vernachlässigung nachsieht, weil er doch, wenn der Hauptmann kommt, ihretwegen gelobt wird und dasselbe auch bei der Besichtigung erhofft. Diese Hoffnung wird nur zu oft getäuscht! Wie oft hört man nach der Vorstellung sagen: „Grade meine besten Leute haben mich im Stich gelassen!"

Ja das waren eben nicht die „besten", die, niemals an die höchste Anspannung aller Kräfte gewöhnt, jedesmal nur soviel hergeben, als ihnen gerade paßt; das ist dann für die Besichtigung unangenehm; für das scharfe Gefecht im Ernstfalle wird es verhängnißvoll.

Ein böser Feind kriegsmäßiger Ausbildung ist der übertriebene Schönheitssinn!

Nicht auf den Schein, sondern auf das Sein kommt es an. Strammheit, Aufmerksamkeit, Anspannung und Korrektheit bei jedem Einzelnen sind die Merkmale, daß richtig exerzirt worden ist, nicht die Eleganz und besondere Triks, mit denen dieser oder jener seine Konkurrenten überbieten will, oder überflüssige Egalisirungen und Künsteleien, welche die Allerhöchsten Vorschriften streng verbieten.

Da das Drillen auf dem Exerzirplatz nur ein Hülfsmittel für die Erziehung zu kriegsmäßigem Können ist, darf es nicht, wie vielfach geschieht, als bei Weitem wichtigste Hauptsache der Ausbildung betrachtet werden, derentwegen alle übrigen Dienstzweige in den Hintergrund zu treten haben. Niemals ist in der Preußischen Armee so elegant und kunstvoll, aber auch so ausschließlich exerzirt worden wie vor 1806; ein kräftiger Anprall Napoleons, und die ganze Maschine ging aus dem Leim!



Damit durch das Exerziren in der Rekrutenperiode nicht zu viel Zeit in Anspruch genommen wird, empfiehlt es sich, sie nicht im Trupp zu besichtigen; man begnüge sich, außer der Einzelausbildung, mit Griffen, Wendungen, Richtungen und den einfachsten Bewegungen in Unteroffizierabtheilungen; letztere sieht man sogar praktischer bei der Gelände- als bei der Exerzirbesichtigung.

Seinen Zug exerziren lernt der junge Offizier besser in der Zeit des Kompagnieexerzirens, wenn nöthig, unter besonderer Anleitung des Hauptmanns oder Oberleutnants, als wenn man ihm seine Rekruten im Ganzen zu drillen erlaubt; meist wird diese Erlaubniß mißbraucht, Zeit dadurch verschwendet, und weder der Leutnant noch der Rekrut lernen etwas Wesentliches dabei.

Im Kriege wird der Feind fast ausschließlich mit den Feuerwaffen vernichtet; in dem Worte „Feuerüberlegenheit" gipfelt unsere ganze moderne Taktik!

Danach ist der außerordentliche Werth der Schießausbildung bei der Infanterie zu bemessen; jeder einzelne Mann muß sein Gewehr innerhalb der Massen zu möglichst hoher und zweckentsprechender Wirkung bringen können.

Neuerdings taucht verschiedentlich wieder eine Theorie auf, die in der zu guten Ausbildung des einzelnen Schützen im Präzisionsschießen eine Gefahr erblickt. „Die Geschoßgarbe", so meint man, „würde zu kurz; bei ganz richtig gewähltem Visir erziele man zwar hervorragende Wirkungen; bei falscher Visirstellung liege dagegen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zu nahe, daß man gar keinen Erfolg habe; die einfachste und natürlichste Art, die Geschoßgarbe zu verlängern, sei die, durch eine minder gute Ausbildung des einzelnen Schützen im Präzisionsschießen die Längenstreuung zu vergrößern; man könne dann bei der Menge der Geschosse in jedem Falle wenigstens auf eine gewisse Durchschnittsleistung rechnen! Es sei erwiesen, daß bei Schießversuchen die bestausgebildete Infanterietruppe in ihren Treffergebnissen häufig von Kavallerie übertroffen würde, die naturgemäß eine annähernd gleich vollkommene Einzelausbildung im Präzisionsschießen gar nicht haben könne"! Die Erfahrungen des Krieges lehren, daß durch die alle Nerven und Sinne erschütternden Einflüsse des scharfen Gefechtes auch bei der am besten ausgebildeten Truppe die Geschoßgarbe sich mehr verlängert, als ihrem Führer lieb ist; nur mit im Einzelnen vollkommen ausgebildeten, zur höchsten Willenskraft und Feuerdisziplin erzogenen Schützen läßt sich im Ernstfalle eine Geschoßgarbe räumlich und zeitlich derartig auf die taktisch wichtigsten Ziele lenken, daß sie einem tüchtigen Gegner gegenüber die Feuerüberlegenheit herbeiführen kann; im Einzelnen mangelhaft ausgebildete Schützen verstreuen dann ihr Blei über das ganze Schlachtfeld und haben an keiner Stelle durchschlagenden Erfolg.

Mag auch zugegeben werden, daß im Kriege die erste Ermittelung der Entfernung häufig schwieriger sei als im Frieden, so steht andererseits fest, daß die Beobachtung der Wirkung dort eine viel leichtere ist und demgemäß schneller und sicherer Korrektur eintreten kann; selbst im Gefecht mit einem Gegner, von dem man fast gar nichts sieht, merkt man bald an der Art, wie er wieder schießt, ob man ihn in der Garbe drin hat oder nicht. Sollte man ganz unsicher bleiben über den Erfolg des Feuers in der Schlacht, was wohl selten vorgekommen ist, so bleibt im Nothfall immer noch das erlaubte Mittel, die Geschoßgarbe durch Anwendung mehrerer Visire absichtlich zu verlängern.

Also bleiben wir dabei, als Vorbedingung für ein gefechtsmäßiges Schießen, durch das wir im Kriege die Feuerüberlegenheit erkämpfen können, unsere Leute durch das Schulschießen zu möglichst sicheren Präzisionsschützen auszubilden!

Der Ausbildungsgang für das Schulschießen, durch die Schießvorschrift vorgeschrieben, wird wohl überall in der Armee richtig eingehalten. Bei der geringen Zahl der zur Verfügung stehenden Patronen ist das Schießen selbst weiter nichts als eine jedesmalige Prüfung der ihm vorausgegangenen Ausbildung; es ist deshalb fehlerhaft, Leute auf den Scheibenstand zu bringen, die für die betreffende Uebung noch nicht vollständig vorbereitet sind. Erfüllen sie die Bedingungen nicht annähernd, so verlieren sie das Vertrauen zu sich selbst und zu ihrer Waffe; erfüllen sie sie durch einige Zufallstreffer, so werden sie leichtsinnig; in beiden Fällen gewöhnen sie sich Fehler an, die später schwer wieder abzugewöhnen sind. Daß Bedingungen gestellt sind, ist eine altbewährte, gute Einrichtung; sie bilden im Allgemeinen den Maßstab für die an die Ausbildung zu stellenden Anforderungen. Dem einzelnen Mann aber muß von Anfang an klar gemacht werden, daß es für ihn weniger darauf ankommt, seine Bedingung zu erfüllen, als jeden einzelnen Schuß genau so abzugeben, wie es ihm gelehrt ist; nur so erreicht man auf die Dauer wirklich gute Schießleistungen; so wird die Willenskraft, auf die es beim Schießen hauptsächlich ankommt, anerzogen und gestählt, die Disziplin hervorragend gefördert. Einen Mann, der sehr mangelhaft im Anschlag ist, der reißt, muckt oder sich nicht zum dreisten Druckpunktnehmen und rechtzeitigen, gleichmäßigen Abziehen entschließen kann, sollte man immer aufhören lassen, selbst wenn er noch Aussicht hat, herauszukommen; er gehört erst wieder auf den Scheibenstand, wenn ihm seine Fehler durch Ziel- und Anschlagübungen, Schießen mit Platzpatronen und Zielmunition gründlich abgewöhnt sind.

Selten sind an mangelhafter Schießleistung körperliche Eigenschaften schuld, die sich nicht durch entsprechend angewandte Uebungen beseitigen ließen; nur ganz schlechtes Sehvermögen, dem sich weder durch zweckmäßige Gewöhnung der Augen noch durch eine entsprechende Brille abhelfen läßt, macht den

Mann zum Schützen, und damit überhaupt zum Infanteristen untauglich. Durch Schießen auf verkürzte Entfernungen bildet man kriegsunbrauchbare Soldaten aus, die als Schützen nichts leisten können, im Gefecht Platz wegnehmen und lediglich zu Scheiben für den Feind werden; es sollte abgeschafft und die betreffenden Leute entweder entlassen oder anderwärts verwandt werden, z. B. als Krankenwärter oder beim Train.

Am feindlichsten stehen dem guten Schießen moralische Fehler gegenüber, die bekämpft und überwunden werden müssen; diese sind Aengstlichkeit, Leichtsinn, Trägheit und besonders Mangel an Willenskraft. Da wirklich böser Wille beim Schulschießen so gut wie ausgeschlossen ist, so dürften für schlechtes Schießen eigentliche Strafen auch nicht verhängt werden; dagegen sind dem Grunde der mangelhaften Leistung entsprechende, mehr oder weniger fühlbare Erziehungsmittel durchaus angebracht.

Um die moralischen Mängel beseitigen zu können, muß der Schießlehrer jeden einzelnen Mann studiren und nach seiner Individualität behandeln; mit unendlicher Geduld muß er alle Arten vom ruhigsten Zureden bis zum strengsten Tadel zweckentsprechend anzuwenden verstehen; nur darf er auf dem Scheibenstande niemals selbst unruhig oder heftig werden; auch soll er während des Schießens selbst sich nicht mit unwichtigen, belanglosen Schönheitsfehlern im Anschlage abgeben; bessert er an solchen herum, so beeinflußt er meist die wirkliche Schießthätigkeit der Leute nachtheilig.

Zum guten Schießlehrer gehört sorgfältige Erziehung für diese Dienstverrichtung und viel Routine; je mehr ein Kompagniechef sich mit der Ausbildung seiner Schießlehrer beschäftigt hat, desto weniger braucht er auf dem Scheibenstande selbst die Aufsicht zu führen; desto mehr Zeit bleibt ihm für andere wichtige Beschäftigungen; desto besser schont er seine Nerven; nur als Lehrer ungeeignete Herren dürfen niemals mit der selbständigen Leitung des Schießens beauftragt werden; das trifft aus Mangel an Uebung am häufigsten zu bei ganz jungen Leutnants und bei Reserveoffizieren, fast nie bei richtig angeleiteten Feldwebeln und Vizefeldwebeln.

Höhere Vorgesetzte wirken auf die Ausbildung im Schulschießen am fehlerhaftesten dadurch ein, wenn sie verlangen, daß zu bestimmten Zeitabschnitten von sämmtlichen Leuten so und so viel Uebungen durchgeschossen sein müssen, oder wenn sie durch Auszüge aus den Schießbüchern Vergleiche anstellen, was ja bei der Infanterie verboten, merkwürdigerweise bei den Jägern nicht nur erlaubt, sondern vorgeschrieben ist. Am besten überzeugen sie sich von dem richtigen Betrieb des Schießdienstes, außer durch Besichtigung des Anschlages, dadurch, daß sie besonders zu diesem Zweck angesetzten Scheibenschießen als stumme Zuschauer beiwohnen und dabei hauptsächlich ihr Augenmerk auf die Schießlehrer richten, die, einer nach dem andern, sämmtlich in Thätigkeit treten müssen.

Vergleichsschießen haben ja für die Beurtheilung der Leistungen im Präzisionsschießen auch einen gewissen Werth, gerade so, wie früher das Einzelprüfungsschießen, obgleich man aus den Treffergebnissen eines Tages niemals einen sicheren Rückschluß ziehen kann; wird auf diese ein übertriebener Werth gelegt, so ist nicht nur ein ungesunder Wettbewerb, sondern auch ein einseitiger Dienstbetrieb die Folge! Es wird geschont und gepflegt auf den einen entscheidenden Tag; es wird vergessen, daß alle Uebungen lediglich auf den Krieg berechnet sein sollen! Wiederholen sich dann solche kritischen Tage erster Ordnung mehrfach im Jahr, so leidet die gefechtsmäßige Ausbildung unfehlbar Noth; daß sie die Hauptsache ist und bleibt, daß das Schulschießen nichts Anderes, als eine Vorübung für das gefechtsmäßige Schießen ist, das darf von keiner Stelle und zu keiner Zeit vergessen werden!

Mit der eigentlichen Ausbildung zum gefechtsmäßigen Schießen kann allerdings nicht gewartet werden, bis das Schulschießen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hat; es ist bekanntlich, wie andere Vorübungen für die Schützenausbildung, während der ganzen Dienstzeit zu betreiben und zu immer größerer Sicherheit zu steigern. Die anderen wichtigsten Vorübungen sind folgende:

1. Das schnelle und gewandte Laden in jeder Körperlage unter Rücksichtnahme auf die Schonung des Gewehrs und der Munition! Auch dieses bedarf einer steten Uebung; bei Uebungen des Beurlaubtenstandes bildet es einen Hauptgegenstand des Einzelexerzirens. Man sollte das eigentlich für selbstverständlich halten, und doch sieht man beim Gefechtsschießen in dieser Beziehung merkwürdige Ungeschicklichkeiten. Da giebt es Ladehemmungen, bei denen sich der Mann nicht zu helfen weiß; da bekommt der eine die Patronenrahmen nicht schnell genug aus der Tasche, der andere läßt solche in den Schmutz fallen; wieder einer achtet nicht auf sein Gewehr, so daß ihm Sand in die Schloßtheile oder gar in die Mündung kommt; überall Verzögerung und Zeitverlust, der im scharfen Gefecht nur dem Feinde zu Gute kommt. Im Allgemeinen kann man wohl feststellen, daß auf das Laden nach Kommando im Stehen, sogar von Gewehr über, viel zu viel Werth gelegt und darüber die Uebung in dem Laden, das der Schütze aufs Vollkommenste können muß, vernachlässigt wird.

2. Das Einstellen höherer Visire! Auch das sollte viel mehr auf dem Kasernenhofe geübt werden, als meist geschieht; wie jede mechanische Verrichtung bedarf es einer besonderen, nur durch viel Uebung zu erlangenden Fingerfertigkeit. Mangelhafte Fertigkeit im Visirstellen verzögert fast bei jedem Gefechtsschießen die Feuereröffnung, und im Gefecht müssen wir, ohne uns zu übereilen, mit Sekunden rechnen, wenn wir dem Feinde die Vorhand abgewinnen wollen.



3. Das Anschlagen und Zielen mit höheren Visiren! Da die weiteste Entfernung für das Schulschießen 600 m, also die Grenze der Nahentfernungen, beträgt, so wird bei der Vorbereitung für dieses auf mittlere und weite Entfernungen gar nicht gezielt; der Anschlag mit hohen Visiren ist aber in jeder Körperlage ein ganz anderer, als mit niedrigen, und wer weiß, ob er nicht derjenige ist, den wir im nächsten Kriege vorwiegend gebrauchen werden. Der Anschlag läßt sich allenfalls in der Kaserne lehren, das Zielen nur auf den wirklichen Entfernungen, wo es vorzugsweise auf kriegsmäßige, d. h. kleine Ziele stattzufinden hat; man muß dazu jede Gelegenheit benutzen, die auf die großen Exerzirplätze führt. Auch auf dem Wege nach dem Scheibenstande oder in der Nähe hierfür günstig gelegener Kasernen läßt sich das häufig anordnen.

4. Die Augengewöhnung. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es für den Schützen, daß er gut sehen, d. h. im Gelände die einzelnen Gegenstände schnell mit den Augen erfassen und scharf unterscheiden kann! Um das zu können, ist auch für die normalsten Augen eine reichliche Gewöhnung nöthig, wie sie nur wenige Rekruten in die Armee mitbringen, die — wie z. B. Forstleute — durch ihren Beruf angewiesen waren, ihr Sehvermögen täglich in der Natur zu schärfen. Diese Augengymnastik muß bei jeder möglichen Gelegenheit ganz systematisch betrieben werden; auf nähere Entfernungen beginnend, muß schließlich erreicht werden, daß jeder Mann innerhalb des Schußbereiches die kleinsten Scheiben oder lebenden Ziele erkennt, auch wenn sie sich wenig von ihrer Umgebung abheben.

5. Das Entfernungschätzen. Vorbedingung guter Schießleistungen ist die möglichst genaue Ermittelung der Entfernung; hierfür giebt es im Feldkriege nur selten andere Mittel als das Schätzen. Ueberall wird mit den Rekruten das Entfernungschätzen sehr viel betrieben, und auf nahe Entfernungen werden dabei meist auch ganz gute Erfolge erreicht. Es ist für manche Fälle ganz nützlich, wenn jeder Soldat etwas schätzen kann. Im entscheidenden Gefecht werden den Leuten die Visire von ihren Führern — Offizieren und Unteroffizieren — befohlen, welche die Entfernungen mit Hülfe der zu diesem Zweck besonders ausgesuchten und vorgebildeten Schätzer festzulegen suchen; die Ausbildung der Führer und einiger besonders dafür beanlagter Leute im Entfernungschätzen ist daher viel wichtiger, als die der Masse der Schützen. Mittlere und weite Entfernungen unter den verschiedensten Einflüssen der Beleuchtung und der Geländeverhältnisse richtig zu schätzen, ist sehr schwer; dazu bedarf es außer angeborenem Talent der vielseitigsten Uebung. Kein Ausmarsch aus der Kaserne sollte vorübergehen, ohne daß Führer und Schätzer in dieser wichtigen Thätigkeit geübt würden, selbst wenn die Mannschaften wiederholt 1/4 Stunde mit zusammengesetzten Gewehren warten müssen. —

Und nun zu den eigentlichen Hauptübungen der gefechtsmäßigen Schützenausbildung, den Geländeübungen. Durch dieselben sind die Infanteristen im Einzelnen wie im Verbande direkt zu den Thätigkeiten vorzubereiten, die im Kriege von ihnen gefordert werden müssen, besonders in den entscheidenden Vorgängen desselben, der Schlacht, dem Gefecht.

Ueber die Anforderungen, die dort an den Schützenschwarm, die Hauptkampfform der Infanterie, gestellt werden, giebt uns das Reglement in seinem zweiten Theil an verschiedenen Stellen Aufschluß. Nummer 21 besagt, „daß der Schütze unter allen Verhältnissen Gutes nur bei voller Anspannung seiner Kräfte leisten kann". Ueber die Bewegungen sagt Nr. 38, „daß sie der größten Einfachheit bedürfen". Ueber das Feuer lesen wir in Nummer 30 und 31, „daß zu einer entscheidenden Ausnutzung der Feuerwirkung Kaltblütigkeit, Schießfertigkeit des einzelnen Mannes und Feuerdisziplin erforderlich sei" (was unter letzterem Begriff zu verstehen ist, erörtert auf das Schlagendste das Reglement I, 135), „daß die Feuerwirksamkeit ganzer Schützenlinien im Zusammenfassen der Leistung einer größeren Zahl von Gewehren bestehe." Dasselbe führt II, 47 noch weiter aus, indem es sagt: „Im Gefecht von Infanterie gegen Infanterie beruht der Erfolg, abgesehen von den moralischen Faktoren, auf der Schießausbildung, Feuerdisziplin und Feuerleitung. Aufgabe der Führer ist es, möglichst viele Gewehre ins Feuer zu bringen oder das Uebergewicht durch Zusammenraffen der Feuerwirkung ausgedehnter Linien gegen die entscheidenden Punkte herbeizuführen".

In gewissem Widerspruch zu diesen Grundsätzen steht es scheinbar, wenn die Felddienst-Ordnung Nr. 25 höher als die Erziehung zur Feuerdisziplin die Erziehung des einzelnen Mannes zum selbständig und überlegt handelnden Schützen stellt, der auch dann, wenn der Führer gefallen oder dessen Stimme nicht mehr ausreicht, unbeobachtet und sich selbst überlassen, seine Waffe gewissenhaft handhabt. Daß eine solche Auffassung in Anbetracht der Masse unseres Ersatzes zu ideal ist, wurde schon früher angedeutet; daß die Feuerleitung so lange als möglich aufrecht erhalten werden muß, fordert das Reglement kategorisch I, 133; daß sie es im schwersten Feuer, bei durcheinander gekommenen Truppeneinheiten, auf nächste Entfernungen kann, hat Verfasser am 18. August 1870 vor Amanvillers erfahren; daß immer Ersatz für gefallene Führer vorhanden ist, selbst bei den riesigsten Verlusten, dafür hat eine richtige Führerausbildung im Frieden zu sorgen. Selbständig hat der gemeine Mann sein Gewehr nur auf Posten und Patrouille zu gebrauchen; dort darf er aber nur als Meldung oder zur Nothwehr schießen.

Immerhin hat der einzelne Schütze sehr viel zu lernen und zu üben, um ein tadellos funktionirendes Glied einer Schützenkette zu werden. Wie der Rekrut dazu ausgebildet werden soll, das lehrt im Allgemeinen das Reglement I, 59—75.

„Mindestens zweimal in der Woche müssen die Rekruten, sobald sie zwei bis drei Wochen im Dienst sind, in das Gelände geführt werden.“ Geeignetes Gelände für die Ausbildung des einzelnen Schützen und der kleinsten Abtheilungen giebt es überall, zumal im Spätherbst und Winter; auch Gefechtsschießstände und Exerzirplätze können für diese Zwecke unbedenklich als Gelände benutzt werden; die Gefahr einer Lokaltaktik liegt bei diesen kleinsten Atömchen des Heeres nicht vor, denn eine eigentliche Taktik besteht für sie überhaupt nicht.

Häufig werden diese pflichtmäßigen Märsche ins Gelände in kurzen Nachmittagsstunden abgemacht, um die Exerzirausbildung möglichst wenig zu stören! Das Ergebniß ist denn auch danach! Das Reglement I, 61 fordert, daß für den Betrieb dieser Uebungsarten viel Zeit vorgesehen werde! Der Hauptmann, dem vier Monate für die Einzelausbildung zur Verfügung stehen, muß seine Rekruten recht viele ganze Vormittage ins Gelände schicken; mit den übrigen Dienstzweigen kann er dann doch fertig werden, wenn er und sein Ausbildungspersonal ihr Geschäft verstehen!

Zuweilen hört man diese Ausmärsche mit dem Ausdruck „militärische Spaziergänge“ bezeichnen. Wir legen auf die Nomenklatur wahrlich keinen übertriebenen Werth; aber eine solche Bezeichnung kann denn doch, namentlich bei dem jungen Rekrutenoffizier, zu leicht falsche Begriffe über das erwecken, was bei diesen Gelegenheiten getrieben werden soll; mit dem zwanglosen Flaniren auf der Promenade hat weder das vom Ausbildungspersonal, noch das von den Rekruten zu fordernde Verhalten die geringste Aehnlichkeit; weder auf dem Marsche noch bei der Schützenausbildung darf dem Manne mehr Zwanglosigkeit zugestanden werden, als er zum zweckmäßigen Gebrauch seiner Gliedmaßen und seiner Waffe bedarf. Ein im Kriege 1870 hoch verdienter kommandirender General that einmal später bei einer Kritik den Ausspruch: „Sie, meine Herren, mögen das léger nennen, ich nenne das Bummeln“! Er wußte, daß nur eisernste Disziplin, die zur Gewohnheit geworden, die Truppe vollzählig und rechtzeitig ins Gefecht und siegreich durch alle Phasen desselben hindurch bringt.

Ein legeres Bummeln giebt es für dem Soldaten nicht, auch nicht wenn er zum Arbeitsdienst antritt oder sich sein Essen holt, ja nicht einmal, wenn er Sonntags mit seinem Schatz spazieren geht; sonst macht die Disziplinirung immer auf zwei Schritte vorwärts einen rückwärts, und man kommt nicht weit damit! —

Auch für die Ausbildung zum Schützen gilt der Grundsatz „Drill und Erziehung“. Was er im Gelände zu lernen hat, ist an sich sehr einfach; dies Einfache ist aber gerade sehr schwer, wenn es bis zur höchsten Vollkommenheit gedeihen soll.

Fassen wir das zu Lernende einmal kurz zusammen: Der Mann muß sich geschickt und unter genauer Festhaltung der Marschrichtung im lebhaften

Schritt oder schnellsten Lauf durch jedes Gelände bewegen können; Bücken oder Kriechen sei ihm, ohne Uebertreibung, nur gestattet, wenn er in eine Stellung hineingeht, sich aus derselben abzieht oder — nur auf Befehl — in ihr seinen Platz wechselt. Er muß alle überhaupt überschreitbaren Geländehindernisse und Schwierigkeiten schnell und sicher überwinden lernen; vorgeübt wird er dazu durch die Gymnastik, besonders die angewandte, bei der er künstliche Hindernisse nehmen lernt; im richtigen Schätzen und Ueberwinden natürlicher Hindernisse kann er nur im Gelände die erforderliche Uebung erhalten. Beim Anmarsch zum Gefecht oder während desselben werden die Bewegungen der Infanterie sehr häufig durch dichten Wald gehindert, sei es durch dicke Schonungen, sei es durch gestrüppartiges Unterholz; niemals aber ist ein Waldstück für Infanterie gänzlich ungangbar, wenn nicht der Waldboden aus ganz weichem und tiefem Sumpf besteht; jedes Gehölz läßt sich sogar, selbst von größeren Truppenkörpern, ordnungsmäßig durchschreiten, wenn diese richtig und genügend dafür vorgeübt sind; solche Uebungen müssen ganz im Einzelnen begonnen und mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt werden; selbstredend wird man den Leuten dazu die schlechtesten Sachen anziehen; denn auf einige zerrissene Röcke oder Hosen darf es dabei ebenso wenig ankommen, wie auf zerschundene Hände und Gesichter. Alles darf dabei Schrammen bekommen, nur die Gewehre nicht; die ersten dieser Uebungen macht man deshalb besser ohne Gewehre; später muß der Soldat, wie bei jeder Gelegenheit im Gelände, ganz besonders an die Rücksichtnahme auf seine Waffe gewöhnt werden; sie darf nicht beschädigt werden, und durch sie dürfen, außer beim Gegner im Gefecht, keine Menschen gefährdet werden; Vernachlässigung oder Leichtsinn in dieser Richtung muß strenge bestraft werden.

Die Geländebenutzung ist für den einzelnen Mann im Gefecht sehr einfach. Wie die Bodenbeschaffenheit für die Bewegungen auszunutzen ist, das erwägen und befehlen die Führer; der Soldat hat unbedingt an seinem Platze zu bleiben; beim Halten hat er die ihm auf seinem Platze zufallenden Geländegegenstände für die wirksamste Verwerthung seiner Waffe und, nur wenn es sich damit vereinen läßt, für die eigene Deckung auszunutzen. Die Breitenausdehnung dieses Platzes, den der Schütze nur auf Befehl des Gruppenführers wechseln darf, beträgt $^3/_4$—$1^1/_2$ m; die Tiefenausdehnung darf nur um so wenige Centimeter von der Richtung abweichen, daß der Mann seine Nebenleute nicht im Schießen hindert oder von ihnen nicht gehindert wird.

Besondere Mühe muß sich der Lehrer geben, den Rekruten ganz sicher in der Uebertragung der erlernten Anschlagsarten auf die verschiedensten Geländegegenstände zu machen; auch die Uebertragung der anderen, vorher erwähnten Vorübungen erfordert viel Zeit. Sodann muß der Schütze von Anfang an gewöhnt werden, jeden einzelnen Schuß mit derselben Ruhe,

Sorgfalt und dem festen Willen, zu treffen, abzugeben, wie auf dem Scheibenstande; er muß unausgesetzt das — stets befohlene — Ziel oder die Stelle, an der es verschwindet und wieder erscheint, im Auge behalten und dann seinen Schuß innerhalb der ihm durch Befehl oder Kommando gesteckten Grenzen gewandt und sicher anbringen.

Da der einzelne Mann nur ganz ausnahmsweise, bei ungewöhnlichem Führerverlust, in den letzten Stadien eines Gefechtes und auf nächste Entfernungen in die Lage kommen kann, selbständig seine Waffe zu gebrauchen, so hat es für die kriegsmäßige Ausbildung der Mehrzahl des Ersatzes fast gar keinen Werth, wenn man ihr die Köpfe mit Flugbahnen, Ordinaten, Trefflächen und Streuungskegeln vollpfropft; die meisten Leute verstehen diesen Theil der Schießlehre so wie so nur halb und vergessen ihn unendlich schnell; unentbehrlich ist er für Jeden, der zum Führer erzogen werden soll. Reglement I, 61 verlangt, daß der Ausbildung solcher Leute die größte Sorgfalt zuzuwenden ist. Mit Rekruten, die bei großer Intelligenz Eifer und Interesse zeigen, Zuverlässigkeit und tadellose Gesinnung erkennen oder vermuthen lassen, wird sich der Offizier im Gelände und beim Dienstunterricht persönlich und besonders eingehend zu beschäftigen haben.

Bei der Einzelausbildung kann jeder Lehrer so viele Leute gleichzeitig üben lassen, als er noch genau in jeder Einzelthätigkeit übersehen kann; danach ergeben sich die Uebungen in Rotten von selbst, sobald die Rekruten anfangen, etwas Verständniß und Geschick zu entwickeln. Mit dem Tirailliren in Gruppen — Unteroffizierabtheilungen — darf dagegen erst begonnen werden, nachdem die einzelnen Schützen einen gewissen Grad von Sicherheit erlangt haben; was in diesen kleinen Schützenlinien zu lehren ist, sagt das Reglement I, 120 bis 137. Dort lernt der Schütze sein individuelles Können in den Dienst eines Verbandes stellen; dort wird die Disziplinirung in der zerstreuten Ordnung zur Vollendung gebracht; dort findet die Ausbildung des einzelnen Mannes zum Gefecht so zu sagen ihren Abschluß. Zwar lernt er während seiner ganzen Dienstzeit noch immer besser und geschickter seine Waffe gebrauchen, sein Körper wird durch Uebungen aller Art noch immer kräftiger und gewandter gemacht, Neues aber lernen bei Uebungen in größeren Abtheilungen nur die Führer und solche, die dazu ausgebildet werden; darum gehört Tirailliren in größeren Schützenlinien auch nicht in die Rekrutenzeit. Sehr wohl aber können die Geländeübungen in Unteroffizierabtheilungen gleichzeitig dazu benutzt werden, um die Gefreiten als Gruppenführer praktisch zu schulen; einer nach dem andern tritt als solcher ein; seine Thätigkeit beschränkt sich auf die durch das Reglement II, 56 vorgeschriebene; als Instrukteur ist allein der Unteroffizier thätig.

Die Geländebesichtigung der Rekruten findet am besten in Unteroffizierabtheilungen statt. Die zu stellenden Aufgaben sind die allereinfachsten. Die Gruppe steht in der Mitte oder auf einem Flügel des Zuges; der Unter-

offizier giebt die Kommandos des Zugführers; Entwickelungen auf der Grundlinie oder in der Bewegung; Bewegungen, womöglich auch in schwer gangbarem Gelände, im Schritt oder Marsch Marsch; Festhalten des Marschrichtungspunktes oder Anschluß; Besetzung von Stellungen zur Vertheidigung oder im fortschreitenden Angriff; Abzug aus der Stellung und Sammeln; Benutzung des Geländes in der Bewegung nach Anordnung des Führers; Feuergefecht. Letzteres ist die Hauptsache; auf das schnelle und deutliche Ansprechen der erscheinenden Ziele durch die Führer, auch die schnelle — aber nicht übereilte — und richtige Feuereröffnung durch die Schützen ist der höchste Werth zu legen; dabei kann auch die Schießthätigkeit jedes einzelnen Mannes genau geprüft werden. Auf die Besichtigung der Rekruten jeder Kompagnie darf nicht zu wenig Zeit verwandt werden; soll bei derselben Gelegenheit auch noch das Entfernungschätzen geprüft werden, so ist eine Stunde nicht zu viel!

Noch einen anderen Zweck als die Gefechtsausbildung verfolgen die Ausmärsche der Rekruten; sie sollen dieselben planmäßig auf ihre künftigen Marschleistungen vorbereiten!

Von Anfang an muß auf peinliche Marschordnung gehalten werden; sie muß jedem Einzelnen so zur Gewohnheit werden, daß ihm jede Unordnung unbequem erscheint; denn in der That marschirt es sich auf die Dauer bei der besten Ordnung am leichtesten.

Stets ist, auch ohne Tritt und wenn gesungen und geraucht wird, auf eine zwar zwanglose, aber aufrechte und gerade Körper- und Kopfhaltung zu sehen; nur bei anhaltendem Steigen im Gebirge darf der ganze Oberleib etwas vorgeneigt werden; die Athmung vollzieht sich so am leichtesten, Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit und Willenskraft halten dabei erfahrungsmäßig am längsten vor. Wer den Kopf hängen läßt, latscht auch mit den Füßen, stößt häufig an, verursacht mehr Staub als nöthig, ermüdet vorzeitig und genirt seine Kameraden.

Von hervorragendster Bedeutung für den Training ist das Marschtempo! Es giebt viele höhere Offiziere, welche, die Nummern 4 und 7 des Reglements I, dem Buchstaben nach auffassend, das Tempo in der Marschkolonne wie in der geschlossenen und zerstreuten Gefechtsformation stets auf 114 in der Minute festgesetzt haben wollen; sie tödten durch den Buchstaben den Geist der Vorschrift! Wer auf ebener Tenne, ohne Gepäck an 114 gewöhnt ist, bringt es bei unebenem, tiefem Boden und mit vollem Gepäck nicht auf 100!

Will man bei jeder Gelegenheit in der Minute, wie das Reglement verlangt, 90 bis 92 m zurücklegen, so muß man bei günstigsten Boden- und Gepäckverhältnissen wenigstens 110 — selbstverständlich nur bei Bewegungen ohne Tritt — verlangen! Gleichschritt ist nicht zu fordern, aber zu gestatten; eine gut einmarschirte Truppe pflegt sich in ihm am liebsten zu bewegen.

Nichts trainirt besser für alle Marschleistungen als Bergsteigen; wer es haben kann, soll auch seine Rekruten schon möglichst viel in die Berge schicken; für steile Steigungen ist ein langsamer, aber gleichmäßiger Schritt anzuwenden, da sonst bei vielen Leuten Herzklopfen eintritt und sie dann leicht ausspannen.

Um die Marschleistungen der Rekruten zweckmäßig zu steigern, sind ihre Geländeübungen mit der Zeit weiter von der Kaserne weg zu verlegen, jedoch brauchen volle Tagemärsche noch nicht verlangt zu werden; dagegen kann man ihnen ruhig etwa von der Mitte des dritten Monats ab leichtes Gepäck umhängen und dieses allmählich mäßig erschweren!

Beim Dienstunterricht sollte stets bedacht werden, daß es für den Soldaten, insbesondere den Rekruten, nicht darauf ankommt, Vieles zu wissen, sondern darauf, daß er dasjenige, was er für Krieg und Frieden wirklich braucht, vollständig begreift, beherrscht und dauernd behält. Diesem Gesichtspunkt trägt die Felddienst-Ordnung in Nr. 19 Rechnung, wenn sie verlangt, daß der Unterricht möglichst wenig formal sei, und wenn sie ein sog. Frage- und Antwortspiel verbietet.

Bei keiner Gelegenheit ist dem Offizier eine solche Möglichkeit geboten, auf den Geist, das Herz und das Gemüth jedes einzelnen Mannes einzuwirken, als in der Instruktionsstunde; er muß seinen Unterricht der Fassungsgabe und dem Charakter jedes Mannes anzupassen verstehen; er muß ganz individuell sein! Einen Theil seiner Untergebenen wird der Offizier zu wahrem Heldenthum begeistern, einen anderen wenigstens zu treuer Pflichterfüllung erziehen können; für viele Individuen, darunter solche, von denen man es kaum denkt, ist es auch sehr nothwendig, daß ihnen an der Hand der Kriegsartikel die Strafen für die militärischen Verbrechen und Vergehen recht drastisch geschildert und an Beispielen erläutert werden.

Für einen jungen Offizier ist zu einer guten Instruktion sorgfältige Vorbereitung nothwendig; er muß das Thema selbst voll beherrschen und zu seinen Leuten mit einer gewissen Wärme sprechen; sie lasse er reden, wie einem Jeden der Schnabel gewachsen ist! Nur keine gewählten oder eingepaukten Antworten oder gar langschweifige Erklärungen aller möglichen Begriffe verlangen! Darin pflegen die Unteroffiziere, auch die ältesten und gewandtesten, zu glänzen; darum können sie auch niemals den Offizier beim Dienstunterricht ersetzen; man beschränke sie auf diejenigen Themata, die lediglich dem Gedächtniß der Leute eingeprägt werden müssen!

Diesen Grundsätzen für den Betrieb des Dienstunterrichtes muß auch der besichtigende Vorgesetzte Rechnung tragen; verlangt er eine klappende Vorinstruktion, bei der Frage und Anwort wie Blitz und Knall auf einander folgen, so werden die Kompagnien auf eine solche hinarbeiten müssen, und der wichtigste Zweck des Unterrichtes, der erzieherische, kommt zu kurz!

Am meisten Neues, ihm zuvor ganz Fremdartiges, hat der junge Soldat in der Rekrutenzeit zu lernen und zu üben. Im Interesse der

Gründlichkeit ist es nothwendig, daß man ihm in dieser Zeit, in der ihm Begreifen und Behalten naturgemäß am schwersten fällt, nicht zu Vielseitiges bietet. Die Einzelausbildung muß ja während der ganzen Dienstzeit fortgesetzt werden, und da ist es gut, wenn einzelne Dienstzweige erst später, nach der Einstellung in die Kompagnie, begonnen werden.

Dazu gehört zunächst der Sicherheitsdienst im Felde. Dieser ist an sich für die Infanterie, insonderheit für den einzelnen Mann, außerordentlich einfach; die Hauptanforderung, die er stellt, ist unbedingte Zuverlässigkeit bei etwas gesundem Menschenverstand. Man kann gut ausgebildete Rekruten getrost mit in den Krieg nehmen und sie im Vorpostendienst verwenden, ohne daß sie von demselben vor dem Ausrücken etwas gehört haben, wenn man sie nur an den richtigen Platz stellt; z. B. haben sie auf Unteroffizierposten, wo sie unter steter, sachverständiger Aufsicht sind, nichts Anderes zu thun, als aufzupassen und den Postenführer zu rufen, sobald ihnen etwas verdächtig vorkommt.

Bei der Ausbildung zum Sicherheitsdienst muß jede Künstelei vermieden werden. Sehen — Melden, gegebenenfalls durch Schießen, das ist die ganze Weisheit, auf die es dabei ankommt. Meist ist der Ruf: „Der Feind kommt!" weit zweckentsprechender, als eine nach 7 bis 9 Punkten schematisirte, zeitraubende Meldung, bei der nur allzu oft die Pointe vergessen wird über der Absicht, recht fein hochdeutsch zu reden. Die Umstände, auf die es dem Empfänger der Meldung am meisten ankommt, wird er am schnellsten und sichersten durch Fragen ermitteln.

Mit dem Aufklärungsdienst hat die Infanterie nur selten etwas zu thun, wie z. B. einer befestigten Stellung des Feindes gegenüber, im Gebirge, in ausgedehnten Ortschaften; in solchen Fällen verwendet man, je nach der Schwierigkeit und Wichtigkeit des Auftrages, als Patrouillenführer am besten Offiziere oder Unteroffiziere; ihnen giebt man die gewandtesten und zuverlässigsten Leute mit, die aber schließlich nichts Anderes zu thun haben, als die Befehle des Führers auszuführen. Als Führer für die kleinen, zu Sicherungszwecken zu entsendenden Patrouillen genügt die Zahl derjenigen Leute, die man überhaupt zu Führern ausbildet; dies geschieht hauptsächlich im zweiten Dienstjahr.

Das Bajonettfechten und das Kastenturnen waren jahrelang vom Uebungsprogramm der Infanterie gestrichen. Ihre Wiedereinführung wurde in Offizierkreisen mit verschiedenartigen Gefühlen aufgenommen; diejenigen, die bei jedem Dienstbetrieb vorzugsweise die Besichtigung im Auge haben, bedauerten, daß nun, bei der verkürzten Dienstzeit, noch wieder mehr Besichtigungsgegenstände geschaffen würden, mit denen man gelegentlich „hereinfallen" könne; diejenigen, denen es hauptsächlich auf die Kriegstüchtigkeit der Truppe ankommt, waren froh, daß ihnen damit wieder hervorragend geeignete Mittel an die Hand gegeben waren, um die Entschlußfähigkeit und Selbstüberwindung

bei jedem einzelnen Mann zu fördern und dadurch sein Selbstvertrauen zu steigern; solche Mittel waren für unsere Waffen vorher in Friedenszeiten wirklich zu knapp bemessen.

Besonders das Bajonettiren ist geeignet, die Kraft und Geschicklichkeit zu heben, frischen Wagemuth und Lust am Draufgehen zu erzeugen; der schneidige Fechter sehnt sich beim Angriff nach dem Augenblick, wo die Schießerei aufhört und der Nahkampf Mann gegen Mann beginnt; dort fühlt er sich jedem Gegner überlegen! Um solche Eigenschaften zu erzeugen, muß jede exerzirmäßige Pedanterie aus der Fechtstunde verbannt bleiben. Aber auch allzu große Finesse darf bei den Besichtigungen nicht gefordert werden; um solche zu erreichen, würde allerdings zu viel Zeit nöthig sein. Ein feines Bajonettiren Mann gegen Mann hat in unseren letzten Kriegen Niemand gesehen, der im Handgemenge war, obgleich damals mindestens ebenso gut in der Armee gefochten wurde wie heutzutage.

Man thut gut, auch die Uebungen im Fechten und am Kasten mit dem Rekruten erst nach seiner ersten Besichtigung zu beginnen; der Körper hat dann schon die für diese als Vorbedingung unentbehrliche gymnastische Durchbildung; zur höchsten Vollkommenheit gelangen sie erst im zweiten Dienstjahr!

Vielerseits wird dem Schwimmen ein hoher Werth beigelegt, und es ist sicherlich auch ein angenehmer und zuweilen nützlicher Sport; einen positiven Zweck für die kriegerische Thätigkeit der Masse der Infanteristen hat es nicht; dahin, daß wir mit ganzen Bataillonen Wasserläufe durchschwimmen können, werden wir es niemals bringen; einzelne Leute, die schon schwimmen können, finden sich unter jedem Ersatz; sie mag man prüfen und, wenn man im Kriege ausnahmsweise einmal einige Schwimmer gebraucht, verwenden!

Die Schwimmausbildung der Mehrzahl unserer Leute erfordert nicht nur sehr viel Zeit, sondern verbraucht erfahrungsmäßig auch jedesmal sehr viel Kraft; die eifrigen Schwimmschüler sind immer matt und angegriffen, während einfaches Baden erfrischt.

Je kürzer die Dienstzeit geworden ist, je höher die Anforderungen an die Ausbildung zum Gefecht gesteigert werden müssen, desto mehr muß die Infanterie andererseits entlastet werden, wo es angängig ist. Der Schwimmunterricht sollte vom Ausbildungsprogramm gestrichen werden.

Eine große Rolle werden im Zukunftskriege die von der Infanterie selbst auszuführenden Pionierarbeiten spielen.

Künstliche Deckungen gewinnen immer mehr an Bedeutung; solche zur Befestigung einer Vertheidigungsstellung, ungestört durch den Feind, herzustellen, ist sehr leicht; daran kann jeder Mann unter sachverständiger Leitung ohne Weiteres theilnehmen. Wir hoffen aber, auch in Zukunft, wie in der Vergangenheit, vorwiegend der angreifende Theil zu sein! Erwartet uns der

Feind in vorbereiteter Stellung, so werden wir häufig der Hülfe des Spatens nicht entbehren können.

Mehrere Meilen lange Schlachtstellungen lassen sich durch Umgehung fast nie, durch Umfassung, die ja, wenn irgend möglich, immer anzustreben ist, nicht immer bezwingen; man muß sie häufig in einer befestigten Front, deren sie ja auch mehrere haben können, angreifen; hat so eine Front ausgedehnte Schußfelder vor sich, so bleibt für den Angreifer, um einigermaßen sicher auf Erfolg rechnen zu können, das einzig vernünftige Mittel, unter Zuhülfenahme der Nacht bis auf die Nahentfernungen heranzugehen, sich dort einzugraben und mit Beginn der Morgendämmerung das Feuer zu eröffnen!

Nur auf diese Art lassen sich die Chancen ausgleichen, unter welchen die Infanterie gegen einen ebenbürtigen Feind um die Feuerüberlegenheit kämpfen kann, und nur, wenn diese gelungen ist, ist bekanntlich die Durchführung des Angriffsverfahrens bis zum Sturm möglich. Ein solches Verfahren ist natürlich für die Führer aller Grade im Frieden schwieriger, als das einfache Draufgehen in irgend einer beliebten Form am hellen, lichten Tage; es bedarf für dieselben gründlicher Schulung und vielfacher Uebung; aber auch die Mannschaften müssen viel Uebung erhalten, um sich in dunkelster Nacht, zuweilen bei schwierigen Bodenverhältnissen, mit lautloser Stille bis zur ausreichenden Deckung eingraben zu können; ist diese Uebung für alle Stellen genügend vorhanden, dann werden auch diejenigen sehen, daß dies Verfahren für den Feldkrieg möglich ist, die es zwar bei Belagerungen von Festungen anwenden wollen, es aber für den Angriff in der Schlacht als unmöglich erklärten. Das Wort „Unmöglich" giebt es für den tüchtigen Soldaten nicht, so lange er lebt; nur für die bei einem in fehlerhafter Weise versuchten, mißglückten Angriff zwecklos in ungeheuren Massen Gefallenen ist Alles unmöglich.

Das allgemeine Verhalten beim Eingraben muß erst in kleinen Abtheilungen instruirt und exerzirt werden; dann ist die wirkliche Spatenarbeit, zunächst bei Tage, in verschiedenen Bodenarten auszuführen; es haben alsdann rein technische Uebungen im nächtlichen Ausheben von Schützengräben zu folgen; endlich werden in der Kompagnie, und später in größeren Infanterieverbänden die einfachsten taktischen Lagen derartigen Uebungen zu Grunde gelegt; kein Regiments- und kein Brigadeexerziren sollte es versäumen, eine Nacht zu diesen so außerordentlich wichtigen Uebungen zu verwenden.

Daß der Kampf um vorbereitete Stellungen mit seiner nächtlichen Arbeit auch im Manöver geübt werden muß, ist eigentlich selbstverständlich; daß er verhältnißmäßig wenig geübt wird, erklärt sich hauptsächlich aus zwei Gründen: Erstens giebt es viele Leitende, die eine gewisse Abneigung dagegen haben, weil sie meinen, bei dieser Gelegenheit nicht genug sehen zu können;

die Pointe während der Nacht ist ja aber gerade, daß man möglichst wenig sieht und hört; daran merkt man zum Theil schon, ob die Truppen richtig vorgeübt waren; sobald der Tag beginnt, sieht man dann auch ganz genau, was in der Dunkelheit geleistet ist! Zweitens halten Viele bei den kleineren Manövern das Stellen sachgemäßer Aufgaben für diese Art von Uebungen für zu schwer; das ist aber ganz leicht, wenn man nur beide Parteien gehörig in höhere Verbände einrahmt. Es ist ja überhaupt ganz fehlerhaft für die Erweckung richtiger Anschauungen über die Verhältnisse in einem großen Kriege, wenn man gemischte Brigaden oder noch kleinere Abtheilungen fast unabhängig im Gelände umherziehen und ihren Führern völlig freien Willen für die Operation läßt; daraus entstehen die stereotyp gewordenen kleinen Manöverbilderchen, lieblich anzuschauen, aber gerade das Gegentheil von lehrreich für die Wirklichkeit.

Auch bei den Manövern ist neben der Führerausbildung, zumal bei der kurzen Dienstzeit der Fußtruppen, die Ausbildung der Truppe, also des einzelnen Mannes, stets im Auge zu behalten! Felddienst-Ordnung 26. Für das Gefecht lernt er dort kaum etwas Neues; um so mehr muß er gewöhnt werden, die ihm vorher anerzogene Gefechtsdisziplin bei den größeren Verhältnissen und nach vorangegangenen Anstrengungen voll zu bewahren; das wird nur bei unausgesetzter und strengster Ueberwachung durch die Gruppenführer erreicht; diese müssen von ihrem Hauptmann so erzogen sein, daß sie jede Versäumniß in dieser Richtung selbst als schwere Pflichtverletzung auffassen.

Im Manöver lernt der junge Infanterist sich als Feldsoldat fühlen. Er sieht, zu was er da ist; er bekommt eine Vorstellung vom Kriege; er muß selbständiger für seine Person und seine Sachen sorgen, wie in der Kaserne. Vor allen Dingen muß er aber das Bewußtsein mit nach Hause bringen, daß er selbst den außergewöhnlichsten Anforderungen gewachsen ist. Zu diesem Zweck müssen von den Truppen, natürlich unter Anwendung der gebotenen Vorsichtsmaßregeln, in jedem Jahre wenigstens einige Male außerordentliche Marschleistungen gefordert werden. Das kann man auch jeder Truppe zumuthen, die gründlich und zweckentsprechend einmarschirt ist. Wie dazu der Grund zu legen ist, haben wir schon bei den Geländeübungen der Rekruten besprochen. Das ganze Kompagnieexerziren muß zum mindesten mit leichtem, das Bataillonsexerziren und die Geländeübungen von der Kompagnie aufwärts mit erschwertem Gepäck stattfinden; bei den Felddienstübungen im Sommer müssen volle Tagemärsche mit vollem Gepäck zurückgelegt werden; auch Nachtmärsche sind zu üben. Bei eintretender Mobilmachung ist alle verfügbare Zeit dazu zu verwenden, um die Reservisten und die etwa noch nicht voll einmarschirten Rekruten an kriegsmäßige Marschleistungen zu gewöhnen; denn nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit

den Beinen müssen wir jedem Gegner überlegen sein; davon hängt in vielen Fällen Sieg oder Niederlage ab.

Natürlich müssen für Leute, die besonders schwächlich sind oder die infolge von Krankheit, Kommando ꝛc. längere Zeit aus der Front waren, bei Friedensübungen Gepäckerleichterungen angeordnet werden; hierzu müssen die Kompagnieführer jederzeit berechtigt sein; die von ihnen zu verlangende Fürsorge für ihre Untergebenen verpflichtet sie dazu!

Mit dem ersten Manöver schließt das erste Dienstjahr ab; die jungen Leute machen alsdann äußerlich den Eindruck ziemlich fertiger Soldaten; wie viel noch fehlt, um ihre militärische Erziehung wirklich zu vollenden, um diese so zu festigen, daß sie durch die ganze Reserve- und Landwehrzeit vorhält, das wissen nur ihre erfahrenen und sachverständigen Vorgesetzten. Sie müssen das ganze zweite Dienstjahr systematisch und voll ausnutzen, um dieses Ziel zu erreichen, und werden sich trotzdem am Schluß desselben gestehen, daß die Zeit für manchen Mann eigentlich zu kurz war.

Die Zeit der Einzelausbildung ist, wie schon erwähnt, auch für den zweiten Jahrgang von hervorragender Bedeutung. Der Hauptmann, der für die Rekruten im Allgemeinen die jüngsten Unteroffiziere nimmt, wird, bei einigermaßen vollzähligem Unteroffizierkorps, für die schwierigere Aufgabe der Weiterbildung älterer Leute über ein erfahrenes und ausreichendes Personal verfügen; er soll sich auch nicht geniren, den zumeist diensterfahrenen Unteroffizier der Kompagnie, den Feldwebel, zu diesem Zweck mit heranzuziehen, soweit es dessen sonstige Dienstgeschäfte, namentlich die schrecklichen Schreibereien, ermöglichen; entlasten muß man ihn durch Schreibhülfe und dadurch, daß man seine Vertretung bei der Parole gestattet. Die Angewohnheit mancher Bataillone, hier täglich mit den Feldwebeln zu „regieren", ist durchaus schädlich für den Dienstbetrieb, bei dem immer der richtige Instanzenzug eingehalten werden muß.

Sehr zu wünschen ist jedem Hauptmann, daß er dauernd über einen älteren Offizier verfügt; fehlt ein solcher, wie jetzt leider nur allzu oft, der Kompagnie, so erhöht dies Manquement die persönliche Thätigkeit des Chefs in einer kaum erträglichen Weise. Wohl kann der Offizier beim Exerziren und der Ausbildung im Schulschießen durch einen tüchtigen Feldwebel oder Vizefeldwebel ersetzt werden; bei allen Uebungen im Gelände pflegt solche Vertretung schon ungünstig zu wirken, und sie ist ganz unmöglich beim Dienstunterricht, wenn derselbe seinen Zweck erfüllen soll; bei letzterem tritt für die alten Leute die moralische Einwirkung ganz in den Vordergrund! Was er bei dieser und jener Gelegenheit thun und lassen soll, ist dem Soldaten im ersten Jahr gelehrt; nunmehr ist der Boden bereitet, auf dem bei geschickter Bearbeitung durch den Lehrer alle militärischen Tugenden sich voll entwickeln können; einer solchen Aufgabe ist nur der Offizier gewachsen. Mancher ältere Unteroffizier, der alle Stufen des Kapitulantenunterrichtes

mit Erfolg durchgemacht hat, kann es wohl bis zu einer klappenden Vorinstruktion, z. B. über Regiments- oder vaterländische Geschichte, bringen; aber er hat stets nur seinen Leuten die Köpfe mit Namen und Zahlen vollgepfropft; ihr Herz zu erwärmen, ihre Gedanken in richtige Bahnen zu leiten, das bringt er niemals zu Stande; dazu bedarf es der Denkweise und überlegenen Bildung des Offiziers.

Hat der Hauptmann einen älteren Leutnant, so thut er gut, ihm, unter seiner Oberleitung, in der Ausbildung des zweiten Jahrganges einen möglichst hohen Grad von Selbständigkeit zu lassen; jeder gereifte Mensch sehnt sich nach solcher, nimmt gern Verantwortung auf sich. Nichts wirkt abstumpfender, wie mit mehr als 30 Jahren lediglich als Aufsichtsautomat verwandt zu werden.

Von den praktischen Dienstzweigen steht in der Winterzeit die Schützenausbildung für die älteren Leute obenan! Fehler, die sich Viele beim Schulschießen angewöhnt hatten, müssen gründlich beseitigt werden; bei besonders mangelhaften Schützen ist es zweckmäßig, mit ihnen den Ausbildungsgang ganz von vorn an zu wiederholen. Die gefechtsmäßige Ausbildung im Gelände muß durch planmäßige Wiederholung und Steigerung der Anforderungen bis auf die höchste Stufe der Geschicklichkeit und Disziplin gefördert werden; Einzel- und Gruppenschießen sind im Winter im Gelände abzuhalten!

Die Ausbildung im Vorposten- und Patrouillendienst ist zur vollsten Sicherheit zu bringen, unter Vermeidung jeder Künstelei. Uebungen in der Dunkelheit lassen sich zu keiner Jahreszeit leichter ausführen als im Spätjahr und Winter mit ihren kurzen Tagen und kahlen Feldern.

Die Gymnastik dient nunmehr, nachdem die Gelenke lose, die Muskeln und Sehnen fest sind, vorwiegend dem Zweck, Schneid und Entschlußfähigkeit zu heben und das Vertrauen jedes Einzelnen in die eigene Kraft und Geschicklichkeit derartig zu stärken, daß der Begriff „unmöglich“ in Bezug auf das Ueberwinden von Hindernissen vollständig verschwindet.

Das Einzelexerziren, soweit bei demselben nicht die nothwendigen Vorübungen für das gefechtsmäßige Schießen betrieben werden, ist für den ausgebildeten Mann lediglich Disziplinirungsmittel, und zwar das elementarste, auf das die kriegsmäßige Ausbildung nur dann zurückgreifen muß, wenn es nicht gelingt, beim Betrieb der anderen Dienstzweige die Disziplin vollständig aufrecht zu erhalten; in letzterem Falle trifft die Schuld allemal das Lehrpersonal, das nicht bei jeder Gelegenheit auf gute Haltung, Strammheit, Ordnung, Aufmerksamkeit und Anspannung aller Kräfte gehalten hat.

An vielen Orten wird auf das Exerziren der Zweijährigen im Winter zuviel kostbare Zeit verwendet; sollte wirklich Schönheit und Gleichmäßigkeit etwas Einbuße erlitten haben, so gleicht sich das bei im ersten Jahr gut ausgebildeten Leuten während des Kompagnieexerzirens ganz von selbst wieder aus.



Nach den Anforderungen an die Winterausbildung haben sich auch etwaige Besichtigungen der alten Leute zu richten; nothwendig sind sie nicht, am wenigsten eine Exerzirbesichtigung, die gegebenenfalls, wenn sie in Aussicht steht, den ganzen zweckmäßigen Dienstbetrieb stören kann.

Bei der Kompagnieausbildung ist die eigentliche Exerzirschule zum Abschluß zu bringen. J. E. R. Einleitung 3. Die wenigen einfachen Formen, die der Krieg erfordert, müssen so sicher eingedrillt werden, daß die Kompagnie stets in der Hand ihres Führers und in voller Aufmerksamkeit auf seine Befehle befähigt ist, auch das auszuführen, was vorher nicht besonders eingeübt war. Nur wenn die Leute in Sektionen und Zügen vorher gehörig zusammengeschweißt sind, kann die Kompagnie tadellos exerziren. Einfach und stramm, das ist das Haupterforderniß.

Allen jüngeren Hauptleuten möchte ich nach meinen sehr viele Jahre umfassenden Erfahrungen nur wenige Rathschläge ertheilen. Es ist durchaus zu verlangen, daß Leutnants und Unteroffiziere persönlich in Haltung und Marsch noch Besseres leisten als die Mannschaften; daß sie genaue Marschcadence halten und geradeaus gehen können; daß sie sich schnell auf Vordermann stellen, Seitenrichtung aufnehmen und lautlos ansetzen können; nur wenn der Rahmen in dieser Weise richtig funktionirt, kann die Kompagnie gut und sauber exerziren; thut er es nicht, so kann sich der Chef todt arbeiten und bringt doch nichts Ordentliches zu Stande! Jeder Mann muß auf das Strengste dazu angehalten sein, so wie gerührt wird, ganz von selbst die tadelloseste Ordnung aufzunehmen; im scharfen Gefecht ist es viel besser, die Leute beschäftigen sich damit, als sie geben sich, in der geschlossenen Ordnung selbst noch unthätig, den Eindrücken hin, die das Platzen der Granaten und das Pfeifen der Kugeln auf sie macht. In der geschlossenen Kompagnie sollte nicht zu viel und namentlich nicht zu lange hintereinander exerzirt werden; dagegen ist reichlich Nachexerziren zu verordnen, nicht für Ungeschicklichkeit und Krummheit, sondern für Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit.

Für ihre Gefechtsthätigkeit lernen die Mannschaften in der Kompagnie nur, sich in größeren Abtheilungen entwickeln und bewegen; alles Andere müssen sie vorher können; im Uebrigen haben das Gefechtsexerziren und die Uebungen im Kompagnieverbande vorwiegend den Zweck, Unterführer zu schulen und zu routiniren; wie das zu betreiben ist, darüber hat sich Verfasser eingehend in dem bereits angezogenen Artikel „Führerausbildung" ausgesprochen.

Auch Alles, was in größeren Verbänden zu treiben ist, ist entweder in demselben Artikel ausgeführt oder in dieser hiermit abschließenden Arbeit früher angedeutet worden.

In unserer Infanterie ist während der jetzt hinter uns liegenden langen Friedenszeit sehr fleißig gearbeitet worden!

Unsere nach China entsandten Truppen haben dort im Kampfe gegen einen übermächtigen, aber minderwerthigen Feind in altbewährter Weise Deutsche Tapferkeit und Deutsche Manneszucht bewiesen!

Aber auch mit den Europäischen Heeren müssen wir, wenn es Noth thut, jederzeit es aufnehmen können und darum fortfahren in rastloser und richtiger Friedensarbeit. Richtig gearbeitet wird nur da, wo alle Uebungen auf den Krieg berechnet werden! Die Ansprüche, die der Krieg an die Erziehung und Ausbildung der Infanterie stellt, zu erläutern, Mittel und Wege zu zeigen, wie diesen Ansprüchen voll genügt werden kann, vor friedensmäßigen Abwegen zu warnen, war die Aufgabe, die sich Verfasser für diese Arbeit gestellt hatte; möge sie dazu beitragen, daß unser Heer auch ferner mit vollem Recht und mit voller Ueberzeugung singen kann: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein".

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Der Freiheitskampf Nordamerikas und der Burenkrieg.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 20. März 1901

von

H. Beseler,
Generalmajor und Oberquartiermeister.

(Mit zwei Skizzen in Steindruck.)

„England braucht einen Scharnhorst!" So ging es wie ein Nothschrei durch die Englische Presse, als an der Wende des 19. Jahrhunderts der erstaunten Welt die Kunde kam, daß die stolzen Regimenter Großbritanniens im fernen Südafrika unter dem Feuer schlecht geordneter und undisziplinirter Bauernscharen zusammengebrochen waren und rathlos vor den Flüssen und Bergschluchten standen, die ein unsichtbarer, aber schier unüberwindlicher Feind ihnen streitig machte.

Das letzte Söldnerheer Europas schien der urwüchsigen Kraft eines mannhaften kleinen Volksstammes erliegen zu sollen. Ueber das militärische System Englands war der Stab gebrochen; glänzende Erfolge eines schwachen Volksheeres schienen den Triumph des Milizsystems zu bedeuten.

Aber es kam doch anders.

Nach wenigen Monaten wehte der Union-Jack über Pretoria, und der Einverleibung des Oranje-Freistaates in das Britische Reich folgte bald diejenige der Südafrikanischen Republik. Beide hatten für die Englische Staatssprache zu existiren aufgehört.

Aber war England ihrer Herr geworden? Noch heute tobt der Kampf ohne Entscheidung weiter. Die stolze Zuversicht, durch die Strategie eines Roberts und die Thaten des Britischen Heeres den Südafrikanischen Rivalen für immer zu beseitigen, ist wieder bedenklich ins Wanken gekommen. Der Widerstand der noch überall sich regenden Buren scheint noch heute nicht gebrochen; kühn, ja verwegen umschwärmen sie die empfindlichen Verbindungslinien des Britischen Heeres und sind nicht vor dem Wagniß zurückgeschreckt, den Krieg in seinen Rücken zu tragen. Wie Alles enden wird, vermag Niemand vorauszusehen. Schon hat es in England selbst nicht an Stimmen gefehlt, die zu gütlichem Ausgleich riethen. Ob noch ein Umschwung der Stimmung, ein Systemwechsel in der Behandlung der Südafrikanischen Frage

eintreten wird, muß die Zukunft lehren. Unmöglich wäre es nicht, denn die augenblickliche militärische und politische Lage Großbritanniens weist eine überraschende Aehnlichkeit mit derjenigen auf, in die das Inselreich vor mehr als hundert Jahren durch das starre Festhalten an einer verfehlten Kolonialpolitik gerathen war: Damals aber war der unwiederbringliche Verlust seiner wichtigsten Kolonien die Folge.

Für das Verständniß und die Beurtheilung der heutigen Englischen Politik und Kriegführung in Südafrika ist daher ein Rückblick auf jene längst der Vergangenheit angehörenden Ereignisse in Nordamerika vielleicht nicht ganz werthlos.

Zu verschiedenen Zeiten gegründet und unter ganz verschiedenen Verhältnissen emporgeblüht, hatten sich die Britisch-Amerikanischen Kolonien bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer Anzahl einzelner, von einander ganz unabhängiger, mit dem Mutterlande nur lose zusammenhängender Staaten mit recht verschiedenartigen Verfassungen entwickelt. Sie nahmen längs der Ostküste von Nordamerika das Land zwischen Florida und Canada ein*) und wurden im Westen im Wesentlichen durch die lange Kette des Alleghanie-Gebirges begrenzt, westlich von der sich noch ein unermeßliches, erst wenig besiedeltes Hinterland bis zum Mississippi ausdehnte. Ihre Einwohnerzahl betrug um 1775 etwa 2 100 000 Weiße und eine halbe Million Neger, zusammen 2 600 000 Köpfe ohne die Indianer, die indeß schon damals aus den eigentlichen Kolonien nach Westen zurückgedrängt worden waren. Von der weißen Bevölkerung war etwa 4/5 Englischer, 1/5 hauptsächlich Deutscher und Niederländischer Abkunft.

Trotz ihrer verhältnißmäßigen Selbständigkeit und der tiefgehenden Verschiedenheit ihrer inneren Zustände waren sich die Kolonien alle einig in dem Gefühl der Zugehörigkeit zu dem Britischen Reich; mannhaft hatten sie für Englands Größe in dem gewaltigen Kampfe gegen Frankreich mitgestritten, der schließlich über die Seeherrschaft und in Amerika insbesondere über den Besitz von Canada zu Englands Gunsten entschieden hatte. Aber gerade dies ihr Eintreten für England trug den Keim der Entfremdung vom Mutterlande in sich. Das Englische Parlament, der unbestrittene Herr in dem rein aristokratischen Regiment des Britischen Inselreiches, suchte durch die berüchtigte Stempelakte vom Jahre 1765 die Kolonien zum Tragen der Kriegskosten mit heranzuziehen. Diese aber, die wohl in dem König ohne jeden Vorbehalt ihren Herrn sahen, waren nicht Willens, sich den Vollbesitz Britischer Freiheit durch eine Auflage von Seiten einer repräsentativen Körperschaft verkümmern zu lassen, in der Niemand ihre Interessen vertrat. Sie erhoben so energischen Widerspruch, daß die verhaßte Akte schon im nächsten Jahre aufgehoben wurde, freilich nur, um anderen Finanzmaßregeln Platz zu machen, die die Kolonien

*) Vergl. Skizze 1.



die unbedingte Herrschaft des Parlaments fühlen lassen sollten. Jahrelang zog sich der unerquickliche Streit hierüber hin und her; die Waarensteuern wurden bald verschärft, bald nur soweit beibehalten, daß der Grundsatz des Besteuerungsrechts des Parlaments gewahrt blieb, den die Kolonien auf das Bestimmteste zurückwiesen. Ihr rein passiver, anfänglich gegen kein Gesetz verstoßender Widerstand wurde vom König und Parlament bald als offene Rebellion angesehen, die scharfe Maßregeln verlangte. Als sich nun der anfänglich lediglich um Finanzmaßregeln geführte Streit mehr und mehr auf das politische Gebiet hinüberspielte, und einschneidende handelspolitische und Verwaltungsmaßregeln der Briten, Uebergriffe und Ungeschicklichkeiten ihrer Gouverneure Widerspruch und Widerstand mehr und mehr herausforderten, schlossen sich die Kolonien fester und fester aneinander. Am 5. September 1774 traten Vertreter von zwölf Staaten, denen sich später noch Georgia als dreizehnter zugesellte, in Philadelphia zusammen, um ihre Ansprüche zu formuliren und den Weg zur Aussöhnung zu bezeichnen. Noch dachten nur wenige Heißsporne an die Trennung vom Mutterlande; die Mehrheit der ernsten und bedächtigen Männer, die in Philadelphia zusammengekommen waren, stand nach wie vor fest zum Britischen Reiche; Alles hoffte auf Versöhnung. Aber England verschloß sich der ungeheuren Gefahr, die ihm von der Bewegung in den Kolonien drohte; die vermittelnden Vorschläge des greisen Pitt ebenso verwerfend wie Edmund Burkes versöhnliches Entgegenkommen, hielt das Parlament unter der Führung Lord Norths starr an seinem Besteuerungsrecht fest. Eine Erklärung Amerikas an seine Britischen Landsleute blieb unbeachtet, sein Gesuch um Gehör, das ein zweiter Kongreß im Mai 1775 an den König abgesandt hatte, erfolglos. Als dann im November der Vorschlag des Herzogs von Richmond, die Vorstellungen des Kongresses im Parlament zu erwägen, verworfen worden, war der Würfel gefallen. England und Amerika standen sich als zwei feindliche Mächte gegenüber.

Inzwischen aber war schon Blut geflossen. Die schwachen Britischen Streitkräfte in Nordamerika, die zusammen 10 000 Mann kaum überstiegen, standen über ein weites Gebiet vertheilt; als wichtigste militärische Punkte wurden Quebek und Boston, daneben die befestigten Posten in den Engen zwischen den großen Seen und an dem alten Verbindungswege zwischen Canada und New-York längs des Champlain-Sees und des Hudsons von ihnen besetzt gehalten. Durch diesen Ring von militärischen Postirungen die sogenannten Neuenglandstaaten*) abzuschließen, die Britischen Heeresgruppen aber untereinander in Verbindung zu halten, war und blieb zunächst während des nun beginnenden Krieges der Grundgedanke der Englischen Maßnahmen. Die Lage der schwachen Abtheilungen in dem weiten Lande, in dem die

*) Damals New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island und Connecticut. Die heutigen Staaten Maine und Vermont bildeten sich erst später aus Theilen dieser Gebiete und des Staates New-York.



Gährung von Tag zu Tag zunahm, war nicht beneidenswerth, und es war den Englischen Befehlshabern nicht zu verdenken, wenn sie der Organisation der überall in der Bildung begriffenen Milizen Hindernisse zu bereiten suchten. Der Versuch eines von General Gage von Boston abgesandten Detachements, Kriegsvorräthe der Amerikaner in Concord, unweit von Boston mit Beschlag zu belegen, führte am 19. April 1775 zu einem an sich unbedeutenden Zusammenstoß mit Milizen von Massachusetts, die zwar vertrieben wurden, denen sich aber schnell so viele zugesellten, daß der befehligende Britische Offizier schließlich hart bedrängt den Rückzug antreten mußte. Unterwegs von anderen Abtheilungen Gages aufgenommen, kehrte er in ziemlich übler Verfassung nach Boston zurück. Die durch die Sturmglocke zusammengerufene Miliz von Massachusetts umgab Boston auf der Landseite und hielt von nun an die Britischen Truppen dort eingeschlossen.

Wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde von Concord die Kolonien. Ueberall, vornehmlich aber in den Neuenglandstaaten und in Virginia, steigerten sich die Anstrengungen zur Bildung von Milizen; Georgia, damals ein von 17 000 Weißen und 15 000 Negern bevölkertes Gebiet, schloß sich der Union als dreizehnter Staat an, und als am 10. Mai das einst vielumstrittene Ticonderoga, die den Verbindungsweg von Canada zum Hudson beherrschende Feste am Champlain-See, von einer schwachen Schar von Neuenglandtruppen mittelst Handstreichs spielend genommen war, schien es, als werde man bald Herr im Lande sein. Aber der an demselben 10. Mai in Philadelphia zusammentretende zweite Kongreß wußte nicht die ungebundenen Kräfte der Kolonien der großen Bewegung, die sie durchzitterte, zusammenfassend dienstbar zu machen. Die zwölf Komitees von zwölf einzelnen Staaten bildeten eine Versammlung ohne Vollmachten, ohne Macht, ohne Exekutivgewalt, ohne Geld; man hat sie den Repräsentanten der „formlosen Meinung eines formlosen Volkes" genannt.*) Und dieser Mangel einer kräftigen Centralgewalt sollte sich in dem bevorstehenden Kampfe als die Schwäche der ganzen Amerikanischen Erhebung erweisen.

In England war mittlerweile beschlossen worden, den General Gage durch Sir William Howe zu ersetzen, der mit Sir Henry Clinton und dem begabten und ehrgeizigen John Burgoyne am 25. Mai mit Verstärkungen in Boston eintraf, wo nun eine Englische Truppenmacht von annähernd 6000 Mann versammelt war.

Demgegenüber drohte sich die Streitmacht der Amerikaner schon wieder aufzulösen. Ohne einen befähigten und erfahrenen Oberbefehlshaber schmolz diese undisziplinirte Schar von bewaffneten Farmern und Bauern zusehends dahin. Da wurde es für die Fortführung des Widerstandes entscheidend, daß der in militärischen Fragen völlig unklare und verständnißlose Kongreß sich

*) Vergl. Bancroft, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutsch von Kretzschmar und Bartels. VII, 291.



unter dem Eindruck der Landung Howes auf die Bitte von Massachusetts wenigstens dazu entschloß, am 15. Juni den kriegserfahrenen, durch den Ernst und die Würde seines Wesens, die Festigkeit und Reinheit seines Charakters ausgezeichneten Virginier Georg Washington zum Befehlshaber der Streitkräfte der Union zu ernennen. Während diese nun von Englischer Seite für Rebellen erklärt, weitere Verstärkungen für Boston erbeten und Anstalten getroffen wurden, Canadier und Indianer von Norden und Westen gegen die Kolonien in Bewegung zu setzen, erklärte der Kongreß in wiederholten Kundgebungen, daß man nicht nach Unabhängigkeit, sondern lediglich nach Freiheit vom Besteuerungsrecht des Parlaments trachte, und forderte noch im Juni die Bewohner der zwölf vereinigten Kolonien zur Ansetzung von Buß- und Bettagen auf, um „von der Alles überwachenden Vorsehung des großen Weltenlenkers die Wiederherstellung der beeinträchtigten Rechte Amerikas und Wiederaussöhnung mit dem Mutterlande zu erflehen".*)

An demselben Tage, an dem sich Washington dem Kongreß gegenüber zur Annahme des Oberbefehls bereit erklärte, war es vor Boston zu einem neuen Zusammenstoß gekommen. Die Absicht der Briten, durch einen Vorstoß auf die der Stadt nordwestlich vorgelagerten Höhen ihre Linien weiter auszudehnen, war den Amerikanern verrathen worden. Um ihren Gegnern zuvorzukommen, besetzten sie am 16. Juni ihrerseits einige jener Höhen und suchten sie am 17. gegen einen Englischen Angriff zu behaupten. Nach zähem Ausharren und wiederholter Abwehr der mit größter Unerschrockenheit vorgehenden Britischen Truppen mußte der Amerikanische Führer Preskott nach schweren Verlusten und gänzlichem Verbrauch seiner Munition schließlich seine Stellung räumen. Doch auch die Engländer waren so mitgenommen, daß General Gage sich mit der Behauptung des eroberten Platzes begnügte und an eine Fortsetzung seiner Offensive nicht dachte. Die Amerikaner hatten nicht viel über 1500 Mann, die Briten etwa 4500 ins Gefecht gebracht. Dem Muth und der Geschicklichkeit seiner Gegner zollte der Britische General volle Anerkennung, und seit der Schlacht von Bunkerhill, wie der Kampf vom 17. Juni genannt wurde, hielt er mit seiner Besorgniß nicht zurück, daß die Bezwingung der Kolonien mehr Schwierigkeiten machen würde, als sich die Londoner Staatsmänner träumen ließen.

Freilich nutzten die Amerikaner die üble Lage der Britischen Truppen, die für dies Jahr kaum noch auf nennenswerthe Verstärkungen aus der Heimath rechnen durften, nicht aus. Washington, der am 3. Juli den Oberbefehl über die 14 500 Mann übernommen hatte, die augenblicklich das Amerikanische Heer bedeuteten, fühlte sich zu einem Schlage gegen die Besatzung von Boston nicht stark genug und beschränkte sich darauf, die Einschließung auf der Landseite aufrechtzuerhalten. Ein Unternehmen der am Champlain-See

*) Bancroft VII, 323.

zusammengezogenen Amerikanischen Truppen zur Eroberung Canadas, das zur Einnahme von Montreal führte, am letzten Tage des Jahres aber in einem mißglückten Sturm auf Quebek ein tragisches Ende fand, und geringfügige Kämpfe in Virginia mit den vom Britischen Gouverneur dort organisirten Streitkräften war Alles, was das Jahr 1775 noch an kriegerischen Ereignissen brachte. Das Land aber, das sich trotz der noch immer regen Hoffnung auf Aussöhnung mit dem Mutterland auf einen Kampf auf Leben und Tod gefaßt machen mußte, dem das beste Material zur Bildung eines Heeres und reiche, ja unermeßliche Hülfsquellen zu Gebote standen, vermochte sich nur zu schwächlichen organisatorischen Maßnahmen zu entschließen. Die beschlossene Bildung eines wirklichen Heeres kam über schwache Anfänge nicht hinaus; der Kongreß fand nicht den Muth, selbst durchzugreifen, sondern überließ es Washington, den einzelnen Staaten die vorgeschlagenen Organisationen abzuringen. Dabei Mangel an Kriegsbedarf aller Art, an Geld, an Disziplin — es bedurfte wahrlich der starken und großen Persönlichkeit des Oberbefehlshabers, um zu verhüten, daß nicht Alles aus den Fugen ging.

Doch auch England war rathlos. Der König, von vornherein fest entschlossen, die Kolonien zum Gehorsam zurückzuführen, blieb in diesem Entschluß auch unerschüttert, als sich auf die Nachricht von Bunkerhill unter dem Eindruck der schweren Englischen Verluste die öffentliche Stimmung dem Entgegenkommen gegen die Forderungen Amerikas zuneigte. Er bestand auf der Absendung von 20 000 Mann, die für Amerika aufzubringen der Staatssekretär des Krieges aber für unmöglich erklärte. Das Mutterland durfte nicht von Truppen entblößt werden; Werbungen auf den Britischen Inseln hatten keinen Erfolg; man versuchte sie in Deutschland und half sich außerdem zunächst mit einigen Kurhannoverschen Bataillonen, die die Britischen Besatzungen von Gibraltar und Minorka ablösen sollten; aber erst im November 1775 gingen die Hannoveraner in See. Vergeblich wandte sich England an Rußland und die Niederlande, von denen es gegen gutes Geld Hülfskorps zu erhalten gehofft; endlich aber fand es — leider — Gehör bei einigen kleinen Deutschen Staaten, die sich zu jenen traurigen Subsidienverträgen mit England herbeiließen, die einen tiefen Schatten auf die Deutsche Geschichte des 18. Jahrhunderts geworfen haben.

Die England überlassenen Deutschen Truppen sollten Canada schützen, die Britische Streitmacht aber bei New-York zusammengezogen werden und durch den Hudson mit den Truppen in Canada Verbindung nehmen; Boston wollte man aufgeben.

England schien nun für das Jahr 1776 die Kräfte beisammen zu haben, um mit der Rebellion ein für allemal ein Ende zu machen. Nur noch mit etwa 10 000 Mann hielt Washington Boston eingeschlossen und suchte, zu einem ernstlichen Angriff zu schwach, doch den Gürtel um die Stadt enger

und enger zu ziehen. Und ganz gegen die Erwartung seiner Regierung wich der Englische Befehlshaber diesem Druck, räumte Boston und segelte nach Halifax, um hier erst Verstärkungen an sich zu ziehen, obgleich der Plan schon feststand, den Schwerpunkt des Krieges nach New-York zu verlegen. Am 17. März besetzten die Amerikaner Boston. Eine starke, schon im Februar abgegangene Englische Entsendung unter Clinton hatte zwar New-York bedroht und hier Vertheidigungsmaßregeln veranlaßt; Clinton ging indessen in der Absicht, Südcarolina zu besetzen, nach dem Süden weiter, wurde aber am 28. Juni an den die Hafeneinfahrt von Charleston sperrenden Werken derartig zurückgewiesen, daß er sein ganzes Unternehmen aufgab.

Während Washington seine kleine Armee von Boston nach New-York marschiren ließ, näherten sich der Amerikanischen Küste die großen Transportflotten mit den zum entscheidenden Schlage gerüsteten Britisch-Deutschen Streitkräften. Dem Britischen Plane der Umklammerung der Neuenglandstaaten treu, wandte sich der eine Theil, die Braunschweiger, dem Lorenzstrom, der andere, hauptsächlich Engländer und Hessen, New-York zu. Am 1. Juni erreichte die erste Staffel der Braunschweiger Quebek, wo nun der Gouverneur Carlton mit fast 10 000 Mann den schwachen, an den Champlain-See zurückgehenden Amerikanischen Truppen weit überlegen war.

Amerika schien aufs Aeußerste bedroht. Trotz aller Aufforderungen des Kongresses fanden sich bei Washington nur wenige Milizen ein; mit knapp 8000 Mann stand er im Juni bei New-York, noch weniger deckten den Norden gegen die Briten in Canada, der Süden machte sich zur Abwehr von Clintons Angriff bereit, und längs der Westgrenze regten sich die Indianer, die England zu einem großen Bunde gegen die Kolonien zusammenfassen wollte. Und in diesem Augenblick höchster Gefahr, als man in Philadelphia eben die Räumung von Canada erfahren, als die Meldung einlief, daß Howe mit 45 Schiffen bei Sandy Hook erschienen, Clinton mit 53 vor Charleston angelangt sei, faßte der Kongreß am 2. Juli den denkwürdigen Beschluß, daß „die Vereinigten Kolonien von Rechtswegen freie und unabhängige Staaten, daß sie aller Unterthanenpflicht gegen die Britische Krone entbunden seien, und daß aller politische Zusammenhang zwischen ihnen und dem Staate Großbritannien aufgehoben werden müsse“, ein Beschluß, dem am 4. Juli 1776 die eigentliche Unabhängigkeitserklärung folgte. Freilich sollten noch Jahre vergehen, bis sich das lose Gebilde des neuen Staatenbundes zu einem anerkannten und festgefügten Gemeinwesen ausgestaltet hatte.

Zunächst wurde seine militärische Lage immer ernster. Während Washington, der trotz alles Drängens den Kongreß nicht zur Bildung brauchbarer Truppenkörper zu bewegen vermochte, sein Heer allmählich durch Milizen auf 17 000 Mann brachte, trafen in New-York mehr und mehr Englisch-Deutsche Streitkräfte ein. Ende August stand Sir William Howe mit 20 000 Mann auf Long-Island; gedrängt und mit Umfassung bedroht,

mußte Washington die Amerikanische Besatzung der Insel nach New-York-Island zurücknehmen und vermochte sich auch hier auf die Dauer nicht zu behaupten, da die überlegenen Englischen Truppen ihn durch einen Uebergang über den Hudson abzuschneiden drohten. New-York mußte aufgegeben werden; Washington ging durch die Jerseys zurück, überschritt den Delaware und blieb gegenüber von Trenton zur Deckung von Philadelphia stehen. Die Langsamkeit und Unentschlossenheit der Britischen Heerführung hatte allerdings über diesen Bewegungen die Mitte des Dezembers herankommen lassen.

Ebensowenig wie bei New-York war es im Norden zu einer wirklichen Entscheidung gekommen. Carlton hatte die zu Schiffe auf dem Champlain-See zurückgehenden Amerikaner zwar hart bedrängt, auch Crown-Point besetzt, wagte aber keinen Angriff auf Ticonderoga, ja verschob ihn bis auf das nächste Frühjahr und trat am 28. Oktober den Rückmarsch nach Canada an, obgleich tags zuvor die Nachricht von Howes Erfolgen auf Long-Island bei ihm eingegangen, der vor ihm stehende Feind in Auflösung war.

Während der Kongreß nach dem Verlust von New-York und der Jerseys seinen Sitz nach Baltimore verlegte, bezog Howe, statt seinen schwachen Gegner zu vernichten, gut methodisch bequeme Winterquartiere in New-York und ließ nur schwache Abtheilungen am Delaware den Amerikanern gegenüber. Sofort strafte Washington die schwächliche Halbheit seines Gegners: in eisiger Dezembernacht setzte er unter Sturm und Hagel über den stark mit Eis gehenden Fluß, überraschte und warf am 26. Dezember das Trenton gegenüber stehende Hessische Korps Donop, und als in den nächsten Tagen Cornwallis von Howe vorgeschickt wurde, um die Amerikaner zu verhindern, sich am linken Ufer festzusetzen, warf sich Washington mit unerhörter Kühnheit in seinen Rücken, wußte sich dann aber durch geschicktes Ausweichen dem Kampf mit der Ueberlegenheit zu entziehen. Ueberall erhob sich nach seinem kühnen Einfall in New-Jersey dessen Bevölkerung von Neuem; nirgends vermochten sich die Briten nach ihrem Luftstoß auf Trenton zu behaupten. Das bei der militärischen Schwäche der neuen Union fast unbegreifliche Ergebniß des Feldzuges von 1776 war, daß außer der Stadt New-York, dem östlichen Theil des gleichnamigen Staates und dem Staate Rhode-Island das ganze Unionsgebiet von den Briten geräumt war.

Trotz dieses offenbaren Mißerfolges der Englischen Waffen blieb die seinerzeit nach Bunkerhill ins Schwanken gekommene Stimmung in England jetzt dem Kriege günstig. Allerdings rührte sich kaum eine Englische Hand, um der Armee die nöthigen Verstärkungen zuzuführen; wieder mußte Deutschland aushelfen, und noch einmal gingen Ende 1776 etwa 4000 Deutsche im Englischen Solde über das Meer nach Canada und New-York. Howe verfolgte ein doppeltes Ziel, insofern als er den Hudson aufwärts gehend dem jetzt in Canada befehligenden Burgoyne die Hand reichen, zugleich aber einen Theil seiner Truppen nach Pennsylvania marschiren lassen wollte. Er war

von der Geringfügigkeit der ihm zugedachten Verstärkungen, deren er 20 000 Mann erbeten hatte, äußerst enttäuscht. Wenn auch Washingtons kleiner Streitmacht, die Anfang 1777 in New-Jersey nur noch 3000 Mann, darunter 981 Reguläre, betrug, weit überlegen, traute er sich den Marsch auf Philadelphia nicht zu, sondern trug sich mit dem Gedanken, sein Korps zur See in die Delaware-Bai überzuführen und Philadelphia von Süden her zu nehmen. Aber völlig unentschlossen ließ er Monat auf Monat verstreichen und sich auch durch dringende Weisungen aus London nicht aus seiner Unthätigkeit bringen. Nur zu kleinen Unternehmungen gegen die Amerikanischen Postirungen schwangen sich einzelne thätigere Unterführer ohne besonderen Erfolg auf, und erst im Juni, als Washington mit 7500 Mann bei Middelbrook hinter dem Rariton eine beobachtende Stellung eingenommen hatte, entschloß sich Howe zum Vormarsch mit 17 000 Mann. Nach einem mißlungenen Versuch, Washingtons weit vorgeschobene Avantgarde abzuschneiden, wandte er sich gegen ihn, konnte aber den Entschluß zum Angriff nicht finden, sondern bezog trotz seiner mehr als doppelten Ueberlegenheit eine verschanzte Stellung. Da Washington sich wohl hütete, diese anzugreifen, räumte Howe sie am 19. Juni und kehrte nach Brunswick zurück. Als nun die Amerikaner seine Arrieregarde zu drängen begannen, machte er noch einmal Front, um sich auf Washington zu werfen, der aber in seine feste Stellung zurückwich. Howe, ganz von seinem Anschlag auf Philadelphia beherrscht, räumte New-Jersey und begab sich zunächst, ohne irgend etwas erreicht zu haben, wieder nach New-York.

War dies schon ein fühlbarer Mißerfolg für England, so sollten ihm die Ereignisse im Norden noch verhängnißvoller werden. Burgoyne war zuerst siegreich nach Süden in der Absicht vorgedrungen, Howe über den Hudson die Hand zu reichen, sah aber in der waldreichen Wildniß südlich vom Georgsee sein Vorgehen von den durch reichlichen Zuzug verstärkten Amerikanischen Milizen verzögert und bald ganz gehemmt. Isolirte Theile seines Korps erlitten ernstliche Schlappen, und schließlich mußte er, im Rücken bedroht und von allen Seiten umschwärmt, am 17. Oktober mit noch fast 6000 Mann bei Saratoga die Waffen strecken.

Howe hatte bei der Ausführung seines Planes gegen Philadelphia zunächst besseren Erfolg gehabt. Während New-York und Rhode-Island besetzt blieben, war er mit seinen Hauptkräften*) nach der Mündung des Delaware gesegelt. Besorgt, hier nicht sicher landen zu können, machte er den Umweg über die Chesapeake-Bai, landete endlich nach langer Seefahrt und warf Washington, der, New-Jersey dem Schutz durch Milizen überlassend, schnell mit etwa 11 500 Mann nach Süden geeilt war, am 11. September am Brandywine-Fluß zurück. Am 26. ließ er Cornwallis in Philadelphia ein-

*) Nach Englischen Angaben 19 500 Mann.



rücken, von wo der Kongreß wenige Tage vorher nach Lancaster entflohen war. Doch der entscheidende Schlag fiel auch jetzt nicht. Howe, der gerade, um ihn zu führen, die Cooperation mit Burgoyne aufgegeben, hatte schließlich nichts weiter erreicht als den ziemlich gleichgültigen Besitz von Philadelphia.

Während er nun mit dem bei New-York verbliebenen Clinton Verbindung aufzunehmen und den Delaware in seine Gewalt zu bekommen suchte, griff Washington das durch Entsendungen geschwächte Englische Korps am 3. Oktober an, aber der Angriff mißlang bei der Schwäche seines Heeres; doch sein Unternehmungsgeist belebte den Muth der Amerikaner, der sich besonders wieder hob, als die Kunde von Saratoga bei ihnen eingegangen war. Es wurde den Briten mehr und mehr klar, daß nur ein neuer Feldzug mit bedeutenden Verstärkungen dem Kriege ein Ende machen könnte.

Das Jahr 1777 hatte die militärische Lage kaum verändert. Trotz ihrer kläglichen Organisation hatten die Amerikaner einzelne glänzende Erfolge davongetragen, aber nur um so starrer hielt die Englische Kriegspartei an dem Entschluß fest, die Rebellion der Kolonien niederzuwerfen. Allerdings mehrten sich auch die Stimmen gegen den Krieg, denn die Aussicht, genügende Streitkräfte aufzubringen, wurde immer schlechter, die allgemeine politische Lage durch die offenkundige Parteinahme Frankreichs für Amerika immer bedenklicher. Während Lord North noch einen letzten vergeblichen Versuch machte, für Amerika annehmbare Ausgleichsvorschläge zu formuliren, stand Howe unthätig in Philadelphia und gab Ende Mai 1778 den Oberbefehl an Clinton ab. Dieser räumte kurz darauf auf höhere Weisung die Stadt und ging über den Delaware auf New-York zurück. Washington folgte ihm sofort, ohne aber seinen Abzug ernstlich zu gefährden, da es Clinton infolge von ungeschickten, ja verrätherischen Maßnahmen eines der Amerikanischen Generale gelang, sich der drohenden Gefahr, abgeschnitten zu werden, zu entziehen. Zu schwach, einen Angriff auf New-York durchzuführen, blieb auch Washington unthätig in New-Jersey stehen, und das Jahr verlief ohne Ergebniß.

Der Schwerpunkt des Krieges verlegte sich nun mehr und mehr nach dem Süden. Zu ernsten Operationen nicht stark genug, beschränkte sich Clinton in der Hauptsache auf die Behauptung von New-York und Rhode-Island, suchte aber dabei durch ein Schreckensregiment Amerika zum Gehorsam zurückzuführen, was ihm mit den Waffen nicht gelungen war. Raub- und Plünderungszüge in Virginia und Connecticut forderten jedoch die Amerikanischen Milizen nur zu um so kräftigerer Abwehr heraus, und der Versuch, die Hudson-Befestigungen zu nehmen, hatte entschlossene Gegenmaßregeln Washingtons zur Folge, der in glücklichen Kämpfen den Engländern mehrere der von ihnen genommenen festen Punkte wieder abnahm.

Im Ganzen schleppte der Krieg sich aber thatenlos weiter. Nur im Süden, in Georgia und Südcarolina, gewannen die Briten ein ausgesprochenes Uebergewicht. Herren von Savannah, das sie auch behaupteten, als die

Amerikaner hier durch eine Französische Flotte unterstützt wurden (Oktober 1779), glaubten sie mit der Wegnahme von Charleston den Widerstand des Südens endgültig brechen zu können. Ende 1779 verließ Clinton New-York und segelte nach Tybee-Sund, wo er Ende Januar 1780 nach schwerem Verlust an Schiffen landete. Er hatte 10 000 Mann beisammen, die er noch durch weitere 3000 aus New-York verstärken ließ, marschirte langsam längs der Küste nach Charleston, das auf der Land- und Seeseite eingeschlossen wurde und schon am 12. Mai nach wenig rühmlicher Vertheidigung kapitulirte. Clinton glaubte nun den Süden endgültig unterworfen zu haben.

Nachdem er hier den Befehl an Cornwallis abgegeben, kehrte er nach New-York zurück, wo die Kunde von der Uebergabe von Charleston den General Knyphausen zu einem Vorstoß gegen Washington veranlaßt hatte. Dieser stand mit kaum 4000 Mann in seiner alten beobachtenden Aufstellung in New-Jersey, aber selbst dieser schwachen Streitmacht gegenüber fehlte dem Deutschen General und später auch Clinton, der den Befehl über die New-Yorker Truppen wieder übernahm, der Entschluß zum Angriff. Die letzte günstige Gelegenheit war versäumt, denn die Lage der Briten wurde immer aussichtsloser. Die Landung des Französischen Korps Rochambeau in Rhode-Island, das Mißlingen des verrätherischen Anschlages eines Amerikanischen Generals, der den Briten die Herrschaft über den Hudson zurückgeben sollte,*) nahm ihnen um so mehr die letzte Hoffnung auf Erfolg, als sie aus der Heimath kaum noch unterstützt wurden. Nebenbei warteten ihrer auch im Süden schwere Enttäuschungen. Voll Zuversicht hatte Cornwallis nach dem Fall von Charleston den Marsch nach Nord-Carolina angetreten, in der Hoffnung, den Delaware in ununterbrochenem Siegeszuge zu erreichen, sich hier mit Clinton zu vereinigen und den Krieg damit ein für allemal zu beendigen. Ganz wider Erwarten aber erhob sich in seinem Rücken das scheinbar bezwungene Land von Neuem; zur Umkehr genöthigt, mußte Cornwallis seinen stolzen Plan aufgeben,**) und in wechselvollen Kämpfen gewannen die Amerikaner im Süden allmählich wieder das Uebergewicht.

Trotzdem hielt Cornwallis im Jahre 1781 an seinem alten Plane fest, und wohl oder übel mußte Clinton, von London aus dazu gedrängt, seine Hand dazu bieten. Ein von ihm über die Chesapeake-Bai nach Virginia geworfenes starkes Detachement vereinigte sich Ende Mai mit einem kleinen von Cornwallis durch Nord-Carolina herangeführten Korps; endlich glaubte dieser, der nun***) in Richmond über 7000 Mann verfügte, am Ziel zu sein. Jetzt aber erkannte Washington, wo der entscheidende Schlag geführt werden müßte. Er vereinbarte mit Rochambeau den Marsch aus Rhode-Island und New-Jersey nach dem Süden. Cornwallis hatte sich hier, ohne viel gegen die

*) Der Verrath Arnolds, September 1780. Vergl. Bancroft X, 266 ff.

**) Oktober-November 1780.

***) 20. Mai 1781.

schwachen Amerikanischen Truppen unter Steuben und Lafayette ausrichten zu können, mit Brandschatzungen des Landes begnügen müssen und erhielt zu seinem größten Verdruß von Clinton die Weisung,*) einen Theil seiner Truppen wieder nach New-York zu senden. Denn hierhin glaubte man die Bewegungen Rochambeaus und Washingtons gerichtet; Cornwallis wurde angewiesen, sich defensiv zu verhalten, und kehrte, von den Amerikanern verfolgt, an die Küste zurück, um, wie Clinton befohlen, durch die Befestigung und Behauptung von Yorktown und Gloucester die Einfahrten in die Chesapeake-Bai und den James-River zu sperren.

Erst als es zu spät war, erkannte Clinton, daß Washington es auf Cornwallis, nicht auf New-York abgesehen hatte. In glücklicher Kooperation mit der Französischen Flotte, die die ungeschickt und saumselig operirende Englische am 5. September in der Chesapeake-Mündung schlug, gelang es den Amerikanern und Franzosen, Cornwallis in Yorktown einzuschließen, wo er am 17. Oktober 1781 mit noch über 8000 Mann kapitulirte. Am 19. November war die Nachricht davon in Versailles; erst am 25. erreichte sie über Frankreich England; Clintons Meldung ging um die Mitternacht desselben Tages in London ein.

Mit dem Falle von Yorktown war der Krieg thatsächlich zu Ende; die unbedeutenden Operationen, die noch folgten, blieben auf sein Ergebniß ohne Einfluß. In England täuschte man sich nicht mehr über die Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes. Ein völliger Wandel der Anschauungen war im Parlament vor sich gegangen, der auch in einem Systemwechsel der Regierung seinen Ausdruck fand. Nachdem noch am 22. Februar 1782 im Unterhause ein Antrag auf Beendigung des Krieges mit nur einer Stimme Majorität abgelehnt war, fand schon fünf Tage später eine denselben Zweck verfolgende Resolution an den König eine Mehrheit von 19 Stimmen und am 5. März ermächtigte das Parlament die Regierung sogar einstimmig zur Einbringung einer den Friedensschluß vorbereitenden Bill. Allerdings vergingen noch fast dreiviertel Jahre, bis der Friede am 30. November geschlossen wurde.

Amerika war unabhängig, England hatte seine wichtigsten Kolonien für immer verloren, — ob zu seinem Nachtheil, soll hier ebenso wenig erörtert werden wie die Frage, ob sich in der Loslösung der Amerikanischen Kolonien vom Mutterlande nicht lediglich ein Akt geschichtlicher Nothwendigkeit vollzogen hatte.

Eins aber war klar. England hatte sich außer Stande gezeigt, einen ernsthaften Landkrieg zu führen. Seine Heerführer hatten versagt, seine Truppen zwar überall ihre alte standfeste Tapferkeit bewiesen, ohne doch irgendwo das entscheidende Uebergewicht über ihre Gegner gewinnen zu

*) Juni 1781.

können. Doch das Bezeichnendste für die innere Schwäche des Britischen Heerwesens blieb der Umstand, daß jenseits des Ozeans fast mehr **Deutsche** als **Briten** für Englands Kolonialmacht geblutet, daß sich als der wichtigste Faktor der Wehrkraft Großbritanniens nicht der mannhafte Muth seiner Söhne, sondern die werbende Kraft des Goldes bewährt hatte.

Diese für eine stolze Nation wahrlich demüthigende Erfahrung hätte wohl genügen müssen, um von Grund aus Wandel zu schaffen. Daß die schmerzlichen Ergebnisse des Amerikanischen Krieges trotzdem keine Umgestaltung des Englischen Wehrsystems herbeiführten, ist bei den damaligen allgemeinen Anschauungen von dem Verhältniß des Heeres zu Staat und Volk allerdings verständlich — aber nicht einmal die Erfahrungen der Napoleonischen Zeit, nicht die großen Kontinentalkriege des 19. Jahrhunderts öffneten England die Augen über die Unzulänglichkeit seiner Heeresverfassung. Mächtig zur See, sicher auf seinen meerumflossenen Inseln, blickte der Brite nicht ohne Mitleid auf die dem Militarismus mehr und mehr verfallenden Nationen des Festlandes; es schien ihm mit dem Begriff Britischer Freiheit schlechterdings unvereinbar, sich dem lästigen Zwange militärischer Unterordnung anders als freiwillig zu unterwerfen. So blieb in einem merkwürdigen, im Grunde mit wahrer Freiheit ganz unvereinbaren Gegensatze die Ausübung der höchsten vaterländischen Pflicht in dem angeblich freiesten Lande der Welt einem Söldnerheere überlassen, dessen Reihen — abgesehen von dem Offizierkorps — alle diejenigen Kreise fernblieben, in denen man anderwärts die höchsten sittlichen Kräfte eines wehrhaften Volkes zu suchen gewohnt ist. Mangelhaft organisirte Miliz-*) und Freiwilligentruppen sollten diesem verhältnißmäßig schwachen Heere im Falle der Gefahr als willkommene Ergänzung an die Seite treten.

Trotz mancher erhobener Bedenken und Erwägungen über eine zeitgemäße Heeresreform blieb in England bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Alles beim Alten. Man glaubte bei Europäischen Konflikten schon ein

*) Die schon in den Tagen Eduards I. (1273—1307) in England in gesetzlichen Bestimmungen erwähnte Miliz, die gerade in der dem Amerikanischen Unabhängigkeitskriege vorhergehenden Zeit des großen Seekrieges zwischen England und Frankreich durch die grundlegenden Milizgesetze von 1757 bis 1763 reorganisirt worden war und dem Zwecke der unmittelbaren Landesvertheidigung neben dem stehenden Heere dienen sollte, hatte nichts mit dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht zu thun, da sie nur eine gesetzlich festgelegte bestimmte Mannschaftsquote von den Grafschaften und Gemeinen forderte und dabei die Stellvertretung der Ausgeloosten zuließ. Weiter gingen allerdings die Gesetze von 1808 bis 1812, die neben der bestehenden „allgemeinen" oder „regulären" noch eine „lokale" Miliz gesetzlich einführten, die das Sechsfache der ersteren betragen sollte und bei der die Stellvertretung verboten war. Seit 1815 ist aber diese lokale Miliz überhaupt nicht mehr aufgerufen worden.

Die heutige Englische Miliz beruht im Wesentlichen auf den Milizgesetzen von 1757 bis 1763, die allerdings allmählich insofern durch ergänzende Gesetze abgeändert sind, als seit 1795 der Uebertritt aus der Miliz in das stehende Heer, durch ein Gesetz von 1813

schweres Gewicht in die Waagschale zu werfen, wenn man sich an einem Landkriege mit zwei Armeekorps betheiligen könnte, und war zufrieden, als die Heeresverwaltung nachwies, daß man hierzu im Stande wäre. Eine Invasion abzuwehren, glaubte man sich immer stark genug, ganz abgesehen davon, daß die Flotte es ja so weit nie kommen lassen würde. Und vollends für Kolonialzwecke war man überstark, wie ja alle die glänzenden Erfolge bewiesen, die den Britischen Truppen in Asien und Afrika Lorbeer in Fülle, ihren Führern aber mit rühmlichen Titeln die Pairswürde eintrugen.

So sah man auch mit gelassener Ruhe die Gegensätze zwischen der Britischen Kolonialmacht und den benachbarten Buren-Republiken in Südafrika immer schärfer werden. Allerdings hatte die wehrhafte Mannschaft dieser weiten, aber schwach bevölkerten Gebiete den Britischen Waffen schon öfter als einmal Verlegenheiten genug, ja empfindliche Niederlagen bereitet, aber was konnten sie ernstlich gegen England unternehmen, wenn dies ihnen mit einer einigermaßen angemessenen Truppenzahl das Schicksal des einst Holländischen Kaplandes bereiten wollte? Die Hartnäckigkeit, mit der sie sich dem Ueberhandnehmen des Britischen Einflusses in ihren Staaten widersetzten, deren Bedeutung durch die allmählich sich erschließenden großen natürlichen Reichthümer täglich wuchs, war einer gewissen einflußreichen Richtung innerhalb der politisch leitenden Kreise Englands keineswegs unwillkommen. Als die verbündeten Burenstaaten, die seit dem berüchtigten Jameson-Einfall in aller Stille gerüstet hatten, die Forderung stellten, daß bis zu einem bestimmten Tage*) die Englischen Truppen von den Grenzen zurückgezogen, die noch auf See befindlichen aber nicht gelandet werden sollten, wies England diese Forderung zurück; der Krieg brach aus.

Noch Anfang September 1899 hatte England nur 9000 Mann in Südafrika, deren Verstärkung um 10 000 Mann die Veranlassung zu jener Forderung der Buren gegeben hatte. Die vereinigten Republiken verfügten vielleicht über 50 000 Streitbare. Die Lage der Briten war gefährlich.

---

zeitweilig auch der Dienst im Auslande gestattet wurde. Erst später wurde es gesetzlich zulässig, daß die Krone von dem Anerbieten der Miliz, im Auslande zu dienen, stets Gebrauch machen durfte. Bei den späteren Reformen (1852 bis 1860) war das Wichtigste, daß die Miliz mehr und mehr unmittelbar unter die Krone trat, während ihre Angelegenheiten früher fast ganz selbständig von den Grafschaften geregelt worden waren. Außerdem ergänzte sich seit 1852 auch die Miliz wie das stehende Heer aus Freiwilligen, die Auslosung (ballot) blieb aber gesetzlich als Mittel zu ihrer Ergänzung für den Fall bestehen, daß sich nicht genug Freiwillige meldeten. Thatsächlich ist indessen von dem ballot überhaupt kein Gebrauch mehr gemacht worden.

In keinem Kriege Englands hat die Miliz eine nennenswerthe Rolle gespielt; in größerem Umfange erscheint sie zum ersten Male während des Südafrikanischen Krieges auf einem auswärtigen Kriegsschauplatze, ohne aber auch hier — mit geringfügigen Ausnahmen — in erster Linie verwendet zu werden. Sie irgendwie mit Organisationen vergleichen zu wollen, die auf der Allgemeinen Wehrpflicht beruhen, wäre unrichtig.

*) 11. Oktober 1899.



Ihre Hauptkräfte, nach dem Eintreffen einiger Verstärkungen knapp 12000 Mann, standen in Natal und zwar bei Glencoe, bei Ladysmith und an der Bahn Durban—Ladysmith; im Westen hatte Kapstadt eine schwache Besatzung, Lokaltruppen deckten die das Kapland durchziehenden Eisenbahnen an den wichtigsten Punkten; Kimberley, Mafeking und die Kolonie Rhodesia waren schwach besetzt. Mit Recht suchten die Buren, einmal zum Kriege entschlossen, die Gunst der Lage durch eine schnelle Offensive auszunutzen. Ihre Hauptmacht, Alles in Allem vielleicht 20 000 Mann,*) unter Joubert, ihrem in vielen Kämpfen bewährten, hochangesehenen Führer, rückte konzentrisch von Norden und Nordwesten in Natal ein, warf die am weitesten vorgeschobene Britische Gruppe bei Glencoe und Dundee zurück und hatte schon am 2. November das Korps des Generals White, der sich ihrer Umklammerung umsonst zu entziehen suchte, in Ladysmith eingeschlossen.

Mittlerweile war der General Sir Redvers Buller, dem der Oberbefehl in Südafrika übertragen war, gelandet, und bald folgten ihm die ersten Staffeln des drei Divisionen starken 1. Britischen Armeekorps. Seine Aufgabe war nicht leicht; überall waren die Briten auf die Defensive geworfen, Joubert nach der Einschließung von Ladysmith bis Pietermaritzburg vorgerückt, und im Westen Kimberley und Mafeking von ansehnlichen Kräften der Freistaat-Buren eingeschlossen. Buller verfiel angesichts der Vielseitigkeit seiner Aufgaben wohl in den verhängnißvollsten aller Fehler; er wollte mit noch unzureichenden Mitteln Alles auf einmal thun. Während er selbst nach Natal eilte, einen Theil der ankommenden Truppen in Durban landen ließ und sich zum Entsatz von Ladysmith an ihre Spitze setzte, wurde ein anderer Theil unter dem Kommando des Lords Methuen bis zum 19. November am Oranje-Fluß versammelt, um zum Entsatz von Kimberley und Mafeking den Vormarsch nach dem Norden anzutreten.

Die unglücklichen, verlustreichen Kämpfe Bullers bei Colenso am Tugela, hinter den Joubert beim Vormarsch der Engländer zurückgegangen war, die blutigen Niederlagen Methuens vor Cronjes Freistaatlern am Modder-Fluß und bei Magersfontein, die Schlappen Gatacres, der zwischen den beiden Englischen Gruppen zum Schutz der Eisenbahnen in die Gegend von Colesberg vorgeschoben war, ließen die Lage der Engländer um Mitte Dezember höchst bedenklich erscheinen. Ueberall war ihnen Halt geboten, überall zeigte sich ihnen die Defensivtaktik der Buren, dieser Meister im Schießen, überlegen, wenn diese auch nirgends verstanden hatten, die Englischen Schlappen zu entscheidenden Niederlagen zu gestalten. In England aber begann man einzusehen, daß der rechte Mann in Südafrika fehle. Das Vertrauen in Buller war erschüttert, und nach den Dezemberereignissen wurde Lord Roberts, der Held von Kandahar, zum Oberbefehlshaber ernannt; Lord Kitchener, der als

*) Zuverlässige Angaben über die Stärken der Buren zu machen, ist bis jetzt noch ganz unmöglich. Vergl. v. Estorff, Der Buernkrieg in Südafrika; erste Lieferung, S. 21.



rücksichtslos und energisch bekannte Sieger von Omdurman, ihm als Generalstabschef an die Seite gestellt. Daneben machte England die größten militärischen Anstrengungen. Nicht allein, daß die Zahl der nach Afrika entsandten regulären Truppen die nie dagewesene Höhe von sieben Divisionen erreichte, es wurden außerdem Milizen- und Freiwilligenformationen entsandt und selbst die militärische Hülfe der Kolonien, insbesondere Canadas und Australiens, beansprucht und gewährt.

Und wirklich schien der Wandel nun nicht mehr lange auf sich warten lassen zu sollen. Zwar schlugen zunächst alle Versuche Bullers, den Tugela zu forciren, fehl, und Lord Methuen rückte keinen Fußbreit vor; als aber Roberts mit vier Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision den Vormarsch gegen Cronje angetreten und dieser — zu spät — im Modder-Thal auf Bloemfontein abgezogen war, wurde er von Lord Roberts' Truppen bei Paardeberg umstellt und bald darauf zur Uebergabe gezwungen.*) Kurz vorher war Kimberley durch einen entschlossenen Zug des Generals French entsetzt worden, das Wichtigste aber war, daß die Buren bei Ladysmith, von dem alternden und politisch nicht ganz zuverlässigen Joubert schlecht geführt und berathen,**) die Briten auf dem linken Tugela-Ufer hatten Fuß fassen lassen und unter Aufhebung der Einschließung***) in die Biggers- und Draken-Berge abgezogen waren. Das Ende des Krieges schien nahe bevorzustehen.

Freilich legten die örtlichen und insbesondere die klimatischen Verhältnisse dem Siegeszuge der Engländer hemmende Fesseln an. Roberts war zwar ohne viel Widerstand zu finden, am 13. März 1900 in Bloemfontein eingerückt, während die Buren vor ihm nach Kronstad auswichen, doch bedurften seine Truppen, besonders die berittenen, die von Klima und Anstrengungen schwer gelitten hatten, schon einer Ruhepause bis zum 1. Mai, um wieder ganz operationsfähig zu werden. Langsam nur ging es über Johannesburg, das am 31. Mai besetzt wurde, nach Pretoria, wo Roberts am 5. Juni einzog. Während des Vormarsches hatte er am Vaal-Fluß in einer Proklamation die Annexion des Oranje-Freistaates als Oranje-Fluß-Kolonie an das Britische Reich ausgesprochen und am 1. Juni alle Bürger dieses Gebietes, die noch weiter die Waffen tragen würden, kurzweg für „Rebellen" erklärt.†) Die Annexion der Südafrikanischen Republik ließ zwar noch auf sich warten, doch war schon am 31. Mai von Johannesburg aus eine Proklamation an ihre Bewohner ergangen,††) die ihnen das, was bevorstand, ebenso unzweideutig

---

*) 27. Februar 1900.

**) Dies Urtheil gründet sich auf die mündlichen Angaben eines an den Ereignissen um Ladysmith auf Seite der Buren betheiligt gewesenen Deutschen.

***) 28. Februar.

†) Siehe Anlage 1.

††) Siehe Anlage 2.

in Aussicht stellte, wie es beim Einrücken in den Oranje-Freistaat durch eine ähnliche an dessen Bewohner geschehen war.

Nach dem Einrücken in Pretoria erlitten die Operationen von Neuem eine Unterbrechung. Die Nothwendigkeit, die langen Eisenbahnlinien gegen die im Rücken des Britischen Heeres, namentlich in dem bisherigen Freistaat, überall wieder auftauchenden Burenabtheilungen zu sichern, zwang zur Verwendung einer ganz unverhältnißmäßig großen Zahl von Englischen Truppen hierzu und lähmte die weitere Offensive. Erst am 19. Juli entschloß sich Roberts zum weiteren Vormarsch auf Middelburg, um den Buren ihre letzte Verbindung mit der Außenwelt, die Eisenbahn nach der Delagoa-Bai, zu unterbinden.

Kurz vorher, am 14. Juli, war nun auch endlich die Verbindung mit Buller aufgenommen. Erst am 11. Juni hatte dieser die Nordspitze von Natal bei Laingsnek erreicht, das die Buren unter Louis Botha vor ihm räumten. Dieser kühne und energische Burenführer hatte kurz nach dem Abmarsch von Ladysmith an Jouberts Stelle, der nach Pretoria zurückberufen war, wo er am 27. März starb, den Befehl in Natal erhalten, das aber nach der Besetzung von Johannesburg und Pretoria durch die Engländer von ihm nicht weiter behauptet werden konnte. Während er nach Norden auswich, stellte Buller vorsichtig die Verbindung mit Roberts her, ohne, wie es nahegelegen hätte, mit Nachdruck gegen die Linie Middelburg—Komatiport vorzudringen, deren Besitznahme er dem Feldmarschall überließ. Dieser ließ Middelburg am 27. Juli durch Vortruppen besetzen, machte von Neuem Halt, um Buller herankommen zu lassen, der erst am 9. August den Vaal-Fluß überschritt, und drang vom 20. August ab längs der Eisenbahn unter schweren Kämpfen über Belfast und Machadodorp vor. Die Buren, die hartnäckigen Widerstand leisteten, wichen nach Osten und Norden aus und schienen sich in die unwirthlichen nördlichen Theile ihres Gebietes zurückzuziehen. Buller folgte, ohne die beweglichen Flüchtlinge jedoch zum letzten Entscheidungskampfe zwingen zu können. Ohne rechten Erfolg kehrte er nach Lydenburg zurück.

Noch ehe die Eisenbahn bis Komatiport in Händen der Briten und hier eine Burenabtheilung auf Portugiesisches Gebiet übergetreten war,*) hatte Roberts am 1. September der Annexion des Oranje-Freistaats diejenige der Südafrikanischen Republik folgen lassen, die unter dem Namen des Transvaal dem Britischen Reiche einverleibt wurde. England glaubte am Ziel zu sein, der Widerstand der Buren schien gebrochen. Was von ihnen noch im Felde stand, dünkte den Briten aus kleinen zusammenhangslosen Kommandos zu bestehen, die zwar noch eine Weile die empfindlichen Englischen Verbindungen belästigen, nicht aber die erreichten militärischen und politischen Erfolge wieder in Frage stellen könnten. Ein Heer, wie England es nie zuvor gesehen, stand

*) 23. September.

in Südafrika im Felde. Ueber 250 000 Mann*) waren dorthin geschafft worden, und man durfte die Zahl der augenblicklich noch kampffähigen Mannschaften auf etwa 170 000 Mann schätzen, denen nirgends ein recht greifbarer Feind gegenüberstand.

Bei alledem war die Lage der Britischen Armee unbehaglich. Aus einer genauen Nachweisung der Britischen Streitkräfte von Ende Oktober 1900 ergiebt sich folgende Vertheilung:**)

An der Delagoa-Bahn bei Middelburg, Belfast und östlich: 5 Inf. Brig., 4 Kav. Brig.;

bei Pretoria, Johannesburg und westlich bis Zeerust: 6 Inf. Brig., 1 Kav. Brig.;

an den von Süden, Südwesten und Südosten nach Johannesburg führenden Bahnlinien: 8 Inf. Brig., 1 Kav. Brig.

östlich der Bahn von Bloemfontein, im Bezirk Bethlehem: 3 Inf. Brig., 1 Kav. Brig., die Kolonial-Div. Brabant;

westlich der Bahn von Bloemfontein, bei Jagersfontein und Fauresmith: 1 Inf. Brig.

Zusammen 23 Inf. Brig., 7 Kav. Brig., 1 Kolonial-Div. und außerdem, an den verschiedenen Punkten vertheilt, 1 berittene Infanteriedivision.

Von allen diesen Truppen standen nur bei Middelburg, Pretoria und Bethlehem größere geschlossene Gruppen von mehreren Brigaden, sonst war Alles zum Schutz der Eisenbahnen über das ganze okkupirte Gebiet zerstreut. Dabei waren Natal und die Kapkolonie von Truppen so gut wie entblößt: Belebte sich die Thatkraft der Buren von Neuem, gelang es ihnen, an einzelnen Stellen stärkere Kräfte zusammenzuziehen und die langen Britischen Verbindungslinien ernstlich zu unterbrechen, so war es trotz aller Siege und Annexionen nicht undenkbar, daß der Krieg noch eine für die Engländer ebenso unerwünschte wie überraschende Wendung nehmen könnte.

Daß die Engländer zu einer solchen Besorgniß Grund genug gehabt haben würden, haben die Ereignisse der letzten Monate gezeigt. Die scheinbar völlig desorganisirten Burenstaaten stellten nach wie vor ihre Kommandos ins Feld, die sich unter kühnen und umsichtigen Führern nicht mehr damit begnügten, einen Guerillakrieg gegen die Britischen Verbindungen zu führen, sondern mit ihren kecken Einfällen in die Kapkolonie die zu Anfang des Krieges versäumte Offensive nun, allerdings mit sehr viel ungünstigeren Aussichten,

*) Der Transport dieser Truppenzahl und der dazu gehörigen Massen von Pferden, Maulthieren und Kriegsmaterial nach Südafrika war eine bewunderungswürdige Leistung, deren eingehendes Studium eine besonders reiche Fülle von Belehrung für diejenigen Armeen bietet, die — wie heute die Heere fast aller Großmächte — in die Lage kommen können, an überseeischen Unternehmungen theilzunehmen.

**) Vergl. Skizze 2.



nachholen zu wollen schienen. Und während die Briten nicht ohne schwere Sorge die Wirkung dieser hier und da fast bis an die Küste geführten Burenzüge auf die dem Englischen Regiment noch immer abholden Kapholländer überwachten, sammelten sich auch im Transvaal neue Heeresgruppen der Buren, die sich trotz aller gegen sie aufgebotenen, der Zahl nach weit überlegenen Britischen Streitkräfte jedem entscheidenden Schlage zu entziehen wußten, um plötzlich einen raschen Streich gegen eine unvorsichtige oder vereinzelt gebliebene Kolonne ihrer Verfolger zu führen. Das Dunkel, das augenblicklich über den Ereignissen in Südafrika liegt, läßt noch nicht erkennen, inwieweit de Wet und Hertzog, Botha und Delarey nach einem gemeinschaftlichen Plane gehandelt haben, und ob die innere Organisation des Widerstandes der Buren dem Kriege noch einen anderen Abschluß zu geben im Stande sein wird, als den von England erwarteten und ersehnten. Entscheidende Siege über die Britischen Waffen werden dies wohl kaum zu Wege bringen; — ob aber England noch lange geneigt bleiben wird, seiner Vorherrschaft in Südafrika so ungeheuere Opfer an Gut und Blut darzubringen, wie sie jetzt jeder Tag von ihm fordert, ist doch fraglich. Immer neue Kampfmittel, namentlich an berittenen Truppen, verlangen ihre Heerführer in Afrika von dem Mutterlande, das ihren Forderungen kaum noch zu entsprechen vermag. Schon zögern auch die Kolonien mit ihrer Hülfe; England ist augenblicklich mit seiner militärischen Leistungsfähigkeit zu Ende.

Der Krieg ist die Fortführung der Politik mit anderen Mitteln. England kann — das hat der merkwürdige Krieg im Süden des schwarzen Erdtheiles gezeigt — trotz seiner unermeßlichen Hülfsquellen in einem ernsten Kampfe die ultima ratio, wenigstens zu Lande, nicht entscheidend geltend machen, es sei denn, daß es sein militärisches System von Grund aus ändere.

Wird es sich hierzu entschließen?

Große und charaktervolle Völker bewahren sich, wie einzelne aus der großen Menge bedeutungsvoll hervortretende Geschlechter, durch Jahrhunderte ihre Eigenart im Guten wie im Bösen. Keines vielleicht mehr wie das Inselvolk Großbritanniens in seinem eigenthümlichen, mit selbstbewußtem Stolz und hartem Egoismus merkwürdig gepaarten Freiheitssinn. Stolz auf den Namen eines freien Briten und überzeugt von der alle anderen überstrahlenden Größe seiner Nation, ist der Engländer im Ganzen doch mehr geneigt, seinem Lande mittelbar durch die freie Entfaltung der eigenen Kraft als durch unmittelbaren Dienst nützlich zu sein. Eine in gewissen Vorgängen der großen Geschichte Englands begründete Abneigung gegen eine stark centralisirte Staatsgewalt spiegelt sich in dem Widerwillen des Engländers ab, seine Person dem kategorischen Imperativ der Pflicht gegen den Staat anders als freiwillig zu unterwerfen. Daher der Wunsch, bei höchster Achtung vor dem Gesetz, in diesem doch stets den Ausdruck des eigenen Willens sehen zu können. Beruht auf dieser Englischen Auffassung von Staat und Gesetz wohl

in erster Linie die Abneigung des Engländers gegen den allgemeinen persönlichen Heeresdienst, so kommt hinzu, daß die Lage seines Landes, seine noch immer unbestrittene Herrschaft zur See ihm ein Gefühl der Sicherheit verleihen, das ihm die unbequeme und kostspielige Rüstung eines großen Heeres entbehrlich erscheinen läßt. So ist es heute, und so war es vor mehr als einem Jahrhundert. An kontinentale Kriege ohne waffenstarke Bundesgenossen dachte und denkt man nicht, für seine kolonialen Aufgaben aber hielt man das Heer damals für ebenso ausreichend wie heute.

Freilich war dies ein schwerer Irrthum. Heute wie damals mußte man in England besorgt nach Hülfe Umschau halten, als der anfänglich gering geachtete Konflikt mit einem unterschätzten Gegner sich zu einem Kampf auf Leben und Tod entwickelt hatte. Heute wie vor hundert Jahren wurden die Garnisonen nicht gefährdeter Kolonien durch im Felde unverwendbare Truppen abgelöst und dem Kriegsschauplatze zugeführt, und da die Zeiten Gottlob vorüber sind, in denen der tapfere und gehorsame Deutsche Kriegsmann nach Landsknechtsart in Britische Dienste trat, so mußte England sich im eigenen Lande und in seinen Kolonien umsehen, um sein Söldnerheer durch wohlbezahlte Milizen und Freiwillige zu ergänzen und zu verstärken.

Daß die militärische Erziehung und Urtheilskraft des Britischen Offizierkorps von all diesen Verhältnissen nicht immer vortheilhaft beeinflußt worden ist, wird heute selbst auf Englicher Seite zugegeben. Seine ritterliche Tapferkeit, seine ehrenhafte Gesinnung, die trotz des in England nun einmal herrschenden Parteiregiments das Vaterland über alles Andere stellt, sein aufs Praktische gerichteter Sinn, die durch Sport und Spiele aller Art gesteigerte körperliche Leistungsfähigkeit seiner Mitglieder wird Niemand verkleinern wollen, wenngleich nicht unbeachtet bleiben darf, daß das übermäßige Betreiben des Sports nur zu sehr dazu angethan ist, im Berufsleben des Offiziers den Begriff pflichttreuer Arbeit in denjenigen eines spielenden Wettbewerbes zu verkehren.

Aber die Eigenart der von England doch meist gegen minderwerthige Gegner geführten Kriege, eine dem Briten innewohnende Abneigung gegen eine wissenschaftliche und systematische Behandlung praktischer Dinge, eine schroffere gesellschaftliche Abgeschlossenheit, als sie die großen Heere der allgemeinen Wehrpflicht ertragen können, haben nicht eben dazu beigetragen, dem Englischen Offizierkorps einen weiten Blick und die Umsicht anzuerziehen, die, ohne von den immerhin nothwendigen formalen Vorschriften beherrscht zu werden, im rechten Augenblick das Rechte zu treffen weiß. Das Ergebniß ist Unklarheit in der operativen, starres Festhalten an Formen in der taktischen Führung. Auch diese Erscheinung ist nicht neu. Das Herumtasten nach dem richtigen Angriffspunkt, das die Britische Streitkraft in Amerika bald von Boston nach New-York, bald von hier nach Charleston führte, und heute den Versuch machte, gleichzeitig von New-York und Kanada, morgen vom Delaware

und Süd-Karolina aus zu operiren, war charakteristisch für die Führung der Gage und Howe, der Clinton und Cornwallis; die gleiche Unsicherheit wiederholt sich in den halben Maßregeln eines Buller, dessen erster Schritt seine Kraft in dem Versuch zersplitterte, auf zwei ganz getrennten Operationsgebieten zugleich sein Heil zu versuchen, statt mit bewußter Klarheit den entscheidenden Punkt herauszufinden. Das Verdienst, diesen Fehler ausgeglichen zu haben, gebührt Lord Roberts, dessen späteres zögerndes und fast ängstlich methodisches Verfahren mehr in den Verhältnissen des Kriegsschauplatzes und namentlich des Klimas als im Charakter des Feldherrn begründet gewesen sein mag.

Noch schärfer fast springen die Schwächen des Britischen Heerwesens auf dem Gebiete der Taktik, der eigentlichen Truppenverwendung, in die Augen. Die streng disziplinirten Britischen, die nach Preußischem Muster wohlgedrillten Deutschen Regimenter wußten sich in den Wäldern und Sümpfen des damaligen Nordamerika einem beweglicheren, mit dem heimischen Boden vertrauten Feinde gegenüber nicht zurechtzufinden. Wenn sie ihn auch im rangirten Gefecht fast immer schlugen, kamen sie doch in der ihnen fremden Kriegsweise nie und nirgends zu entscheidenden Erfolgen, ja wurden an mehr als einer Stelle gezwungen, vor dem militärisch minderwerthigen Gegner die Waffen zu strecken.

So wenig wie sie sich den Eigenthümlichkeiten des Kriegsschauplatzes und einer ihnen fremden und neuen Kampfesweise anzupassen verstanden, ist dies den heutigen Britischen Truppen in Südafrika gelungen. Erst nach schweren Mißerfolgen, nach schmerzlichen materiellen und moralischen Einbußen lernten sie allmählich ihren beweglichen und schießfertigen Feinden mit entsprechend organisirten Truppen und einem den Verhältnissen angemessenen taktischen Verfahren zu begegnen. Die Rathlosigkeit der braven Britischen Regimenter am Tugela und bei Magersfontein erinnert an die Vorgänge von Saalfeld und Jena, wo die Meister des Exerzirplatzes den beweglichen Schützen und Kolonnen der Franzosen nichts Anderes entgegenzusetzen wußten als den unter ganz anderen Verhältnissen bewährten und einst mit Recht bewunderten Echelonangriff des großen Friedrich.

Wenn man nun im Bewußtsein der Unzulänglichkeit seiner militärischen Kraft zu Mitteln greift, die einer civilisirten Kriegführung wenig anstehen, so verräth das nur ein Gefühl innerer Schwäche. Gewiß, England würde sich heute mit Abscheu dagegen verwahren, seinen weißen und christlichen Feinden heidnische Rothhäute mit Tomahawk und Skalpirmesser in den Rücken zu jagen, woran vor hundert Jahren mancher streng kirchliche Brite nicht den geringsten Anstoß nahm; aber ohne Umstände jeden die Selbstständigkeit seines Landes vertheidigenden Bürger zum Rebellen zu stempeln,*) seinen Besitz zu vernichten, seinen Wohnsitz dem Erdboden gleich zu machen,

*) Vergl. Anlage 1.



erinnert doch stark an jene Raub- und Plünderungszüge in Virginia und Connecticut, die, einst zur Bestrafung der Amerikanischen Rebellen unternommen, nicht gerade ein Ruhmesblatt in Englands stolzer Geschichte bilden. Der Umstand, daß das Mittel nebenbei verfehlt war und das Gegentheil seines Zweckes, fanatischen Haß und hartnäckigen, erbitterten Widerstand da hervorrief, wo politisches Entgegenkommen und kluges Maßhalten vielleicht zum Ziel geführt haben würden, läßt es nicht weniger verwerflich erscheinen.

Dabei war in Amerika das formelle Recht zunächst eher auf Seiten Englands, wenn es auch von diesem willkürlich genug gedeutet und gebeugt wurde: Die Buren aber thaten nur ihre politische Pflicht, als sie dem durchsichtigen Streben Englands nach einem einheitlichen Südafrika mit jener kühnen, aber nur allzu rasch erlahmenden Offensive ein Ende zu machen suchten, die England später den Vorwand abgab, als der angegriffene Theil zu erscheinen. In beiden Kriegen fehlte es nebenbei von vornherein nicht an warnenden Stimmen, die nicht nur auf die innere Unberechtigung des entstehenden Konfliktes, sondern auch auf die ungeheure Gefahr hinwiesen, die England daraus erwuchs. Freilich ließ die militärische und politische Schwäche der Franko-Spanischen Koalition im 18. Jahrhundert die Gefahr vorübergehen, und ein noch viel günstigeres Geschick bewahrte England bei seinem jüngsten transozeanischen Kampfe gänzlich vor ernstlichen anderweitigen kriegerischen Verwickelungen, die ihm bei der Entblößung des Mutterlandes von jeder nennenswerthen Streitmacht hätten verhängnißvoll werden können.

Lag nun etwa der Grund für seine Mißerfolge außer in der eigenen militärischen Schwäche in der Vortrefflichkeit der kriegerischen Institutionen seiner Gegner?

Als Amerika im Jahre 1775 den großen Waffengang mit dem Mutterlande begann, besaßen die einzelnen Staaten, außer ziemlich formlosen Milizen nicht die geringsten Spuren eines Heeres. Die Kämpfer von Concord und Bunkerhill waren Landleute, die der Klang der Sturmglocke und das Aufgebot der Behörden von Massachusetts zusammengerufen, und die sich um die angesehenen Männer ihrer Distrikte, zum Theil bewährte Krieger aus den Kämpfen mit Franzosen und Indianern, geschart hatten. Was dann Washington vor Boston an Truppen übernahm, war nichts als eine lose zusammengefügte Miliz, der es, abgesehen vom guten Willen, eigentlich an Allem gebrach, was zum Kriegführen gehört. Mit dem Augenblick seiner Befehlsübernahme begann für ihn neben dem großen Kampf gegen das Mutterland der zweite, aufreibendere und aussichtslosere mit den Lenkern seines eigenen Volkes um die Bildung eines Heeres; ein hartes trauriges Ringen gegen Vorurtheil und Unverstand. Washingtons schlichte Größe zeigt sich trotz der Erfolglosigkeit seiner Mühen nirgends in hellerem Lichte als bei den unerhörten Schwierigkeiten, die er als Organisator und Erhalter eines erst aus dem Chaos zu schaffenden Heeres zu überwinden hatte. Mit scharfem

Blick erkannte er sofort den Punkt, an dem eingesetzt werden mußte: vor Allem galt es, der Centralgewalt, dem Kongreß, die militärischen Angelegenheiten in die Hand zu geben, durch ihn die Wehrkraft der Union einheitlich aufzubieten und zu organisiren. Hierbei aber begegnete ihm ein Widerstand, den er bis zum Ende des Krieges nicht zu überwinden vermocht hat.

Das Britische Mißtrauen gegen die vermeintliche Freiheitsfeindlichkeit eines stehenden Heeres beherrschte die zu Amerikanern gewordenen Engländer des Kongresses ebenso wie ihre Stammesgenossen im Mutterlande. Schlimmer aber war noch die Abneigung der Amerikanischen Centralgewalt, sich Befugniß und Macht zu grundlegenden gesetzlichen Bestimmungen für die gesammte Union beizulegen und dieser die Kräfte der Einzelstaaten nach gleichen Gesichtspunkten dienstbar zu machen. Dies zu erreichen, darauf zielten Washingtons Bemühungen unablässig aber vergeblich hin. Der Kongreß kam nie über die Anfänge eines wirklichen Heeres hinaus; die sogenannten Kontinentaltruppen d. h. die vom Kongreß unmittelbar errichteten, als deren erster Anfang zehn im Juni 1775 gebildete Schützen-Kompagnien angesehen werden können, erreichten im Verhältniß zur Bevölkerung stets nur eine geradezu lächerlich geringe Stärke. Daneben krankten sie an einem von Grund aus falschen Organisationsprinzip. Sie sowohl wie die wenigen regulären Regimenter der Einzelstaaten wurden immer nur auf kurze Fristen angeworben, so daß es vorkam — wie bei dem mißglückten Sturm auf Quebek — daß die Führer sich ganz zur Unzeit zu einem Unternehmen entschließen mußten, nur weil die Dienstzeit ihrer Leute in den nächsten Tagen ablief und sie kein Mittel hatten, sie länger bei den Fahnen zurückzubehalten.

Die Masse der Truppen blieb während der ganzen Dauer des Krieges eine schlecht ausgerüstete und bewaffnete Miliz, deren Leistungen da, wo die Forderung des Augenblicks sie begeisterte, oft bewunderungswerth waren, ja sich zum Heldenthum steigerten, die sich aber zur Durchführung anhaltender und anstrengender Operationen stets als gänzlich ungeeignet erwies. Diese Eigenschaft des Heeres gab der Kriegführung einen besonderen Charakter. Die Amerikaner blieben den ganzen Krieg hindurch in einer beobachtenden Defensive; sie überwachten Stellungen und Bewegungen ihrer Gegner, die ihre Kräfte meist zersplitterten, und suchten das Zusammenwirken der einzelnen feindlichen Gruppen durch Versperren ihrer Marschstraßen, gelegentlich durch offensive Vorstöße zu vereiteln. Dies im Ganzen sehr passive Verfahren, das sich nirgends recht zu einem entscheidenden Schlage aufzuraffen wußte, entsprach Washingtons thatkräftigem Charakter durchaus nicht, findet vielmehr einzig und allein seine Erklärung in der Unzulänglichkeit der Amerikanischen Streitkräfte nach Zahl und Beschaffenheit.

Denn wenn sich der Kongreß auch im Laufe des Krieges dazu verstand, die Errichtung nicht unbeträchtlicher regulärer Truppenkörper anzu-

ordnen, überließ er die Ausführung seiner Beschlüsse doch dem guten Willen der Einzelstaaten und der Kontrolle Washingtons. Wie aber sollte bei der Verschiedenartigkeit der inneren Einrichtungen der einzelnen Kolonien, bei ihrer räumlichen Ausdehnung, bei der Inanspruchnahme des Oberbefehlshabers durch die Leitung der Operationen dieser zugleich die Rolle eines Kriegsministers der weiten Union übernehmen? So mußte, da noch die verwickeltsten finanziellen Bedrängnisse hinzutraten, Alles unzulänglich bleiben, und Washingtons berechtigte Klagen verstummen nicht bis zum Ende des Krieges. Als er im Sommer 1775 den Oberbefehl vor Boston übernahm, hatte sein kleines Heer eine wirkliche Stärke von 14 500 Mann, die, als er am 1. Januar 1776 zum ersten Male das neue Banner der Union vor seinen Truppen entfaltete, schon auf 9650 zurückgegangen war, und es kamen Zeiten, in denen die Zahl der Regulären seines Heeres einige Hunderte kaum überstieg! Seine einzige Hülfe blieben die Milizen, und wie es mit diesen bestellt war, lehren am besten seine eigenen Worte. „Er habe keine Hoffnung" — schrieb er Anfang 1776 aus dem Lager vor Boston dem Kongreß —, „den bedeutenden Söldnerscharen, welche im Frühling zur Verstärkung des Feindes aus Europa eintreffen sollten, etwas Anderes entgegenzustellen, als lockere Scharen ungeschulter, schlecht bekleideter und ungenügend bewaffneter Leute!" Trotzdem rückte er mit diesen in bedrohliche Nähe an Boston heran; Howe aber zog es vor, die Stadt zu räumen und nach Halifax zu segeln, statt mit seinen 8000 Mann Kerntruppen die „Neuenglischen Bauern" aus ihren Verschanzungen zu werfen. Als nun aber das Blatt sich wandte, die Briten Long-Island genommen hatten und im Begriff standen, die Amerikaner auch von New-York-Island zu vertreiben, schrieb Washington schmerzerfüllt an den Kongreß: „Die Miliz gehe erschreckt, störrisch und ungeduldig in halben und ganzen Kompagnien, ja fast in ganzen Regimentern zugleich davon! Ihr Beispiel schade aller Subordination und zwinge ihn, seinen Mangel an Vertrauen in die Truppe im Ganzen zu bekennen!" Und ein andermal: „Ein ungeschulter Freiwilliger sei einem geschulten Veteranen nicht gewachsen; in der ersten Begeisterung seien die Milizen kühn und energisch, bald murrten sie über die Ungleichheit des Dienstes; ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, würden sie unsicher uud flöhen vor dem Schatten der Gefahr. Sie kosteten so viel wie eine doppelt so starke reguläre Armee" u. s. w.*) Aber er predigte tauben Ohren. Wenn er mit solchen Truppen kühn den Delaware überschritt und ihnen den Ruhmestag von Trenton bereitete, so gebührt seiner mächtigen Persönlichkeit die Bewunderung jedes Soldaten.

Unbegreiflich, daß der Kongreß in der Besorgniß vor der Eifersucht der Einzelstaaten und vor dem Schreckbild eines stehenden Heeres nicht

*) Vergl. Bancroft X, S. 90 ff.

Wandel schaffte. Es blieb dabei: „Dreizehn Armeen, nicht eine“, wie Washington klagte, und es fehlte nicht nur an einer brauchbaren Organisation, nein, auch an jeder Fürsorge für das Nothwendigste! Was die wenigen Mannschaften, die ausharrten, zusammenhielt, war schließlich neben ihrer Vaterlandsliebe die Anhänglichkeit an ihren General. Die militärischen Maßnahmen des Kongresses blieben halb und schwächlich. Wohl konnte auch er sich den schweren Mißständen im Heere nicht verschließen; er suchte Abhülfe zu schaffen; er wollte durch den wackeren Steuben als Generalinspektor den lockeren Scharen mit Preußischer Zucht Ordnung und Halt geben, aber es blieb im Grunde Alles beim Alten, weil man sich nicht getraute, das Uebel bei der Wurzel zu fassen.

Daneben gebrach es Amerika an dem, was auch einem schlecht organisirten, ja einem improvisirten Heere Halt und Erfolg zu geben vermag, an einem brauchbaren und zuverlässigen Offizierkorps. Nicht als ob es an fähigen Führern, an militärischen Talenten gefehlt hätte: die Namen Arnold, Lee, Greene dürfen mit Ehren neben Washington genannt werden; leider haben die beiden Erstgenannten durch Zweideutigkeit, ja offenen Verrath den berechtigten Anspruch auf ruhmvolles Gedenken verscherzt! Aber der Mangel planvollen einheitlichen Ausbaues der Heereseinrichtungen, das willkürliche Eingreifen jeder Einzelregierung in den Organismus ihres Kontingents ließ es nicht zur Bildung eines von einem Geiste beseelten, militärisch geschulten Offizierstandes kommen, dessen Werth Washington, der nur „Gentlemen“ zu Offizieren haben wollte, wohl zu schätzen wußte. Dem Mangel an durchgebildeten Artilleristen und Ingenieuren halfen in den letzten Stadien des Krieges die Französischen Offiziere so ziemlich ab, aber das Fehlen militärischer Einsicht und Schulung bei den Amerikanischen Unterführern ließ den Händen des Oberbefehlshabers mehr als einen schon greifbaren Erfolg wieder entgleiten, brachte gelegentlich auch durch falsche oder mißverständliche Ausführung seiner Weisungen, daneben aber auch durch Eifersüchtelei, selbst durch Verrath das Heer in schwere Gefahren. Es erwies sich eben auch hier, wenn auch in ganz anderer Weise als bei den Engländern, als ein schwerer Irrthum, wenn man im Soldatenhandwerk mit frischem Muth und gutem Willen auskommen zu können glaubt. Fehlt das geistige Band, dann bleiben die Theile, statt zu einer lebendigen Kraft zu werden, nur eine todte Masse — und mögen sie noch so gut sein.

Denn das muß bei alledem hervorgehoben werden, daß die Amerikanische Mannschaft an und für sich ein vorzügliches Material für ein Heer abgab. Die opferfreudige Vaterlands- und Freiheitsliebe des Neuenglischen Landvolkes, die Kriegstüchtigkeit der in den Wildnissen des Westens in harten Kämpfen erprobten Siedler und Jäger von Virginia und Karolina waren Eigenschaften, die den Kämpfern der Union, in gesunden Organisationen zusammengefaßt, neben der sittlichen auch die physische Ueberlegenheit über geworbene Sold-

truppen verbürgt haben würden. Doch die Hand, die aus ihnen ein brauchbares Heer zu bilden berufen und befähigt war, blieb gelähmt durch die endlosen Reibungen und Schwierigkeiten, die in dem werdenden Staat, außer in dem Mangel an militärischem Urtheil bei den Regierenden, vor Allem in der ängstlichen, leider echt Germanischen Eifersucht der Einzelstaaten gegenüber der Centralgewalt der Union ihren Grund hatten.

Wieviel einsichtiger und zweckmäßiger wußten die Buren die Wehrkraft ihres kleinen Volkes zu organisiren und auszunutzen. Allerdings muß hier von vornherein auf einen tiefgehenden Unterschied im Wesen der beiden großen Englischen Kolonialkriege hingewiesen werden. Handelte es sich in Amerika schließlich um die gewaltsame Wahrung alter, einem Theil des Gesammtreiches verbürgter Rechte, die das Mutterland beseitigen zu wollen schien, also immerhin um eine Revolution, so ist davon im Burenkrieg keine Rede. Hier galt es die Behauptung einer schon in schweren Kämpfen errungenen Unabhängigkeit von einem Volke anderen Stammes in einem Kriege, der längst als unausbleiblich vorausgesehen war. In Amerika entwickelte sich der blutige Konflikt, den anfangs dort Niemand gewollt hatte, aus dem allmählich schärfer werdenden Gegensatz zu England — in Südafrika hatte man sich seit Jahren in der Stille auf den Kampf gegen den überhandnehmenden Englischen Einfluß vorbereitet und gerüstet. Daher konnten die beiden kleinen Burenstaaten, deren weiße Gesammtbevölkerung beim Ausbruch des Krieges nur etwa 325 000 Köpfe*) betrug, ein Heer ins Feld stellen, wie es seinerzeit das fast siebenfach bevölkerte Nordamerika**) nie bei seinen Fahnen gesehen hat. Was Washington nie gelang, hier war es von Anfang an erreicht; ein dem Charakter, den kriegerischen Eigenschaften und besonderen Fertigkeiten der Buren entsprechend organisirtes Heer, von kriegserfahrenen Führern befehligt, vorzüglich bewaffnet und mit Kriegsmaterial aller Art ausgerüstet, überschritt im Oktober 1899 die feindliche Grenze mit dem festen Entschluß, den Entscheidungskampf zu suchen und durchzuführen.

Das Wagniß, dem Britischen Weltreich den Fehdehandschuh hinzuwerfen, erschien den Buren nicht so unerhört wie der verwundert aufblickenden Welt. Man glaubte in Pretoria und Bloemfontein Englands militärische Schwäche ganz genau zu kennen und rechnete darauf, daß es in Afrika nicht mehr als 80 000 Mann***) ins Feld stellen werde, mit denen die 50 000 Streitbaren des Burenheeres hofften fertig werden zu können.

Und welche Aussichten auf Gelingen der kühne Entschluß der Buren hatte, zeigte der anfängliche Verlauf des Feldzuges. Aber Wagemuth und Thatkraft erlahmten nach den ersten leicht errungenen Erfolgen; der kraftvolle

*) v. Estorff, erste Lieferung, S. 9.
**) Vergl. S. 190.
***) v. Estorff, erste Lieferung, S. 20.



Angriff wurde zur duldenden Abwehr, und das zu einer Zeit, als es in der Hand der Buren lag, jede ernstliche Operation der Briten in Südafrika auf lange hinaus unmöglich zu machen. Die Vorbedingung für alle Englischen Operationen war der Besitz der großen, von der Küste des Kaplandes und Natals in das Innere führenden Eisenbahnen und der Häfen von Kapstadt und Durban. Was hinderte die zahlreichen und beweglichen Burenscharen, statt sich mit der Einschließung von Ladysmith, Kimberley und Mafeking und ihrer Deckung aufzuhalten, jene empfindlichen Verbindungslinien, deren sie nicht benöthigten, von Grund aus zu zerstören, an die Küste vorzudringen, die Hafeneinrichtungen unbrauchbar zu machen und durch diese raschen und glänzenden Erfolge die Kapholländer auf ihre Seite zu bringen, vielleicht zu offenem Aufstande zu entflammen? Wer vermag zu sagen, welche Wendung die Dinge dann genommen hätten!

Nichts von alledem geschah; Mangel an militärischer Einsicht hielt die Buren von einem so erfolgversprechenden Vorgehen zurück. Es zeigte sich eben, daß auch die Joubert und Cronje für das Wesen des Krieges, für die Nothwendigkeit, zur Herbeiführung großer Erfolge auch zu den äußersten Mitteln greifen zu müssen, kein Verständniß besaßen. Erst die schmerzlichen Erfahrungen des heraufbeschworenen Unglücks ließen diese Erkenntniß reifen; die späteren Thaten der Botha und de Wet zeigten, welches militärische Talent in diesem Bauernvolke unerschlossen geschlummert hatte.

Und wie seine Führer nach glänzenden Anfängen plötzlich versagten, zeigte sich auch das Burenheer selbst im weiteren Verlauf des Feldzuges seiner Aufgabe nicht gewachsen. Die Erfahrungen, die Washington mit seinem Milizheere gemacht hatte, wiederholten sich; auch den Buren fehlte bei aller Vortrefflichkeit ihrer kriegerischen Anlagen und Fertigkeiten der Geist der Zucht, der allein auf die Dauer ein Heer zu großen Erfolgen befähigt und auch noch im Unglück zusammenhält. Auch bei den Buren war es nicht ungewöhnlich, wenn sie ohne Umstände ihre Kommandos verließen, um auf der heimathlichen Farm nach dem Rechten zu sehen, und die Autorität ihrer selbstgewählten Offiziere reichte ebensowenig aus, solchem Unwesen zu steuern, wie im Gefecht von ihren meist unerschrockenen und willigen Leuten auch das zu erreichen, was diese selbst vielleicht für überflüssig hielten. Lediglich auf diese inneren Zustände des Burenheeres sind — abgesehen von den handgreiflichen Fehlern der höheren Führung — die schließlichen Mißerfolge am Tugela, ja die ganz unnöthige Aufhebung der Einschließung von Ladysmith und der Rückzug der Buren aus Natal zurückzuführen, die mit Cronjes Kapitulation bei Paardeberg nicht den geringsten Zusammenhang hatten.

Die Neubelebung des Widerstandes nach dem Vordringen Roberts' bis ins Herz der Südafrikanischen Republik beweist nichts gegen diese Auffassung. Hatten die Buren große Erfolge da verscherzt, wo sie nur zuzugreifen brauchten, so hatte sich umgekehrt den Engländern, abgesehen von der Beseiti-

gung des Cronjeschen Heerestheils, trotz allen siegreichen Vordringens nirgends rechte Gelegenheit geboten, die Streitmacht ihrer Gegner zu vernichten. Die nach allen Richtungen auseinanderstiebenden Burenscharen konnten sich, beweglich und bedürfnißlos, in dem weiten Lande immer wieder an sicheren Punkten zusammenfinden, von denen aus sie die an ihre Verbindungslinien gefesselten Briten unausgesetzt belästigten und ihren Widerstand in ungeahnter Weise in die Länge zogen, ohne indeß auch ihrerseits wirkliche Entscheidungen herbeizuführen. So wurde der Kampf zu einem ermüdenden, ergebnißlosen Volkskriege, dem man in der neueren Geschichte nur die trostlosen Feldzüge der Franzosen in Spanien zur Seite stellen kann. Zu welchem Ende er aber auch führen wird — er beweist nur unwiderleglich, daß auch die beste Miliz der Welt, das Aufgebot eines noch von wirklich kriegerischem Geiste beseelten naturwüchsigen Volkes, zu einer rasch entscheidenden Kriegführung unbrauchbar ist. Nur eine solche kann aber die Kultur der heutigen Großstaaten ertragen, und deshalb würde für sie die Annahme des Milizsystems den Keim des Verderbens in sich tragen. Würde über ein Land wie das unserige, das namenlose Unglück einer Burenkriegführung verhängt, so würde der Zusammenbruch unseres großartigen wirthschaftlichen Lebens, der Sturz von der Höhe einer in der Arbeit von Jahrhunderten errungenen Kultur, der sich möglicherweise nur dem Elende Deutschlands nach dem unseligen Dreißigjährigen Kriege vergleichen ließe, die traurige Folge sein. Vielleicht verlohnt es sich für den Milizschwärmer, darüber einmal nachzudenken.

Wer hier einwenden wollte, daß die wohlgeschulten Heere Englands aber doch gegen die geschmähten Milizen nichts Rechtes auszurichten vermocht haben, möge bedenken, daß das Mißgeschick der Briten in Nordamerika, ihre zweifelhaften Erfolge in Südafrika nicht durch die Waffen ihrer Gegner allein bedingt gewesen sind, sondern daneben durch anderweitige Potenzen geistiger, politischer und örtlicher Natur. Den Freiheitskampf Nordamerikas hat man nicht unzutreffend mehr einen Kampf der Ideen als der Waffen genannt, und der Verlauf des Burenkrieges wurde durch unberechenbare Einwirkungen des Bodens und Klimas wenigstens ebenso stark beeinflußt wie durch Waffenentscheidungen. Auch besser organisirte Britische Heere*) würden vielleicht die Dinge zu keinem anderen Abschluß gebracht haben, aber die Erscheinungen

*) Allerdings sind die Heere der allgemeinen Wehrpflicht für koloniale Aufgaben nicht ohne Weiteres verwendbar; hierfür werden Staaten mit großem Kolonialbesitz immer besonderer, nach Organisation und innerer Einrichtung den Englischen ähnelnder Truppen bedürfen. Die vielen praktischen und in langer Erfahrung erprobten Einrichtungen der Britischen Truppen für koloniale Aufgaben unterschätzen zu wollen, wäre sehr falsch. Wenn sich aber die Kolonialtruppen aus den großen nationalen Heeren heraus bilden, werden sie auch von deren Geist und Art so viel in sich aufnehmen, daß sie sich sittlich und militärisch auf ein höheres Niveau heben als Soldtruppen, denen ein solcher Nährboden fehlt.



der großen Kolonialkriege zeigen doch unwiderleglich soviel, daß das militärische System Englands falsch war und versagte. Seine Wehrkraft zu Lande entsprach während des Konfliktes mit Amerika seiner Weltstellung ebensowenig wie heute. Ein Land, das in Zeiten hoher wirthschaftlicher Blüthe seine kriegerische Kraft in angeworbenen Soldtruppen sucht, wird mit seiner militärischen Leistungsfähigkeit bald zu Ende sein. Schon vor hundert Jahren übten die hohen Löhne der Englischen Industrie eine größere Anziehungskraft aus als Sold und kriegerische Ehren; daß dies bei einer aufwärtsgehenden wirthschaftlichen Entwickelung mit ihrem gesteigerten Lebensgenuß mehr und mehr der Fall sein wird, ist natürlich. Nur die gesetzlich geregelte Wehrpflicht Aller kann hier helfen — alle anderen Auskunftsmittel bleiben halb und auf die Länge ungenügend. Eine Nation, die heute in dem großen Wettbewerb der Völker ihren Platz behaupten will, muß bereit sein, ihn gegen eine Welt von Feinden zu vertheidigen. Dazu aber wird sie um so eher befähigt sein, je tiefer ihr die Ueberzeugung innewohnt, daß zuletzt doch nur die Wehrhaftigkeit ihrer Söhne über ihr Sein oder Nichtsein entscheidet. Auch England wird sich dieser Wahrheit auf die Dauer nicht verschließen können.

Um so mehr freilich müssen sich auch Diejenigen ihrer Verantwortung bewußt bleiben, deren Beruf es ist, ihre Nation zur Waffentüchtigkeit zu erziehen und in der Stunde der Gefahr ihre Führer zu sein. Denn die kriegerische Kraft eines Heeres beruht nicht auf seiner Zahl allein — so wenig diese zu unterschätzen ist –, sondern auf dem in ihm herrschenden Geist, auf der Tüchtigkeit seiner Organisation und vor Allem seiner Ausbildung. Dafür, daß der beste Wille da versagt, wo die soldatische Erziehung fehlt, hat sich wohl kaum ein klassischerer Zeuge anführen lassen als Washington. Wo sich aber diese Erziehung auf einen geistlosen Massendrill beschränkt, wird ihr Ergebniß Rath- und Hülflosigkeit sein, sobald unerwartete Eindrücke Führer und Mannschaft verwirren, die nur zu mechanischen Fertigkeiten, nicht zur Selbständigkeit in Entschluß und That erzogen wurden.

Es bedarf keines weiteren Hinweises auf das, was sich hieraus für den Soldaten von Beruf ergiebt. Die kurze Dienstzeit, die mehr und mehr schwindende Liebe zum Soldatenleben, die in weiten Kreisen geflissentlich und leidenschaftlich genährte Verständnißlosigkeit für das, was kriegerischer Sinn und wahre Kriegstüchtigkeit für Blüthe und Gedeihen eines großen Volkes bedeuten — alles das sind Faktoren, die unsere Aufgabe wohl erschweren, aber nicht unmöglich machen. Mag man im Auslande gelegentlich immer noch über den Preußischen Drill und die methodische Büchergelehrsamkeit der Deutschen Offiziere spotten, ohne es zu wissen und zu wollen nennt doch dieser Spott gerade das, was uns groß gemacht hat und — will's Gott — groß erhalten soll!

Geistvoll und fein hat Christian Rauch am Denkmal Scharnhorsts in Berlin das Wesen unseres Heeres angedeutet. Die schlanken Stämme des heimathlichen Waldes macht die Göttin des Krieges durch die Lanzenspitze, die sie selbst ihnen anfügt, erst zur Waffe. Die rohe Kraft der Masse bedarf der Schulung und Führung, um sich bethätigen zu können. Dieser Gedanke weist uns den Weg für unsere Arbeit.

Ein in strenger Zucht zur Pflichttreue und Kriegsfertigkeit erzogenes Heer, das Vermächtniß unserer Könige, unter Führern voll kühnen Wagemuthes und geschult in kriegswissenschaftlicher Arbeit, hat einst unserm Vaterlande seine Weltstellung erkämpft.

Ihm es gleich zu thun, sei unser Ruhm.

Anlage 1.

Proklamation.

Da die Oranje-Fluß-Kolonie, früher bekannt als Oranje-Freistaat, jetzt Britisches Gebiet und durch meine Proklamation vom 31. Mai 1900 unter das Kriegsgesetz gestellt ist,

So verwarne ich, Frederik Sleigh, Baron Roberts von Kandahar &c., Feldmarschall und Oberbefehlshaber in Südafrika, hierdurch alle diejenigen ihrer Einwohner, die nach Verlauf von 14 Tagen vom Datum dieser Proklamation ab in der genannten Kolonie in Waffen gegen Ihre Majestät angetroffen werden, dahin, daß sie sich dem aussetzen, als Rebellen behandelt und demgemäß an Person und Eigenthum bestraft zu werden. Die Gnadenfrist von 14 Tagen gebe ich deshalb, um die allgemeine Verbreitung dieser Proklamation in der ganzen Oranje-Fluß-Kolonie zu ermöglichen. Weiter bestimme ich, daß alle Mauser- und sonstigen Magazin- oder Militär-Gewehre nebst der dazu gehörigen Munition den Distriktskommissaren oder anderen mit der Empfangnahme beauftragten Personen innerhalb 24 Tagen vom Datum dieser Proklamation abgeliefert werden müssen. Alle anderen Feuerwaffen irgendwelcher Art nebst der zugehörigen Munition müssen innerhalb desselben Zeitabschnittes den Distriktskommissaren oder den anderen vorgenannten Personen vorgezeigt werden, um von ihnen registrirt und ihren Eigenthümern zurückgegeben zu werden, außer in Fällen, in denen es den Distriktskommissaren oder den anderen vorgenannten Personen im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu liegen scheint, daß solche Waffen nebst Munition von den Ortsbehörden in Verwahrung genommen werden.

Ich erkläre ferner, daß Jeder, der nach Ablauf der oben erwähnten Frist von 24 Tagen im Besitz irgendwelcher nicht registrirten Feuerwaffen oder Munition betroffen wird, eine Geldstrafe nicht über 100 Lstr. oder Gefängniß nicht über 6 Monate verwirkt haben wird.

Gott segne die Königin!

Gegeben unter meiner Hand und meinem Siegel.

Johannesburg, den 1. Juni 1900.

Roberts, Feldmarschall.
Oberbefehlshaber in Südafrika.



Anlage 2.

Proklamation.

An die Bewohner der Südafrikanischen Republik.

Da die Streitkräfte Ihrer Majestät der Königin unter meinem Oberbefehl in das Gebiet der Südafrikanischen Republik eingerückt sind und da falsche und böswillige Gerüchte verbreitet sind über die Behandlung, welche die Einwohner von den Truppen Ihrer Majestät zu erwarten haben, bin ich, Frederik Sleigh, Baron Roberts von Kandahar u. s. w., Oberbefehlshaber der Streitkräfte Ihrer Majestät in Südafrika, von Ihrer Majestät Regierung ermächtigt, kund zu thun, und thue hiermit kund, wie folgt:

1. Persönliche Sicherheit und Befreiung von Belästigungen wird der nicht fechtenden Bevölkerung, den Bestimmungen und Verordnungen dieser Proklamation entsprechend, gewährleistet.

2. Allen denjenigen Bürgern, die nicht einen hervorragenden Antheil an der Politik genommen haben, welche zum Kriege zwischen Ihrer Majestät und der Südafrikanischen Republik geführt hat, oder die keine Streitkräfte der Republik befehligt oder nicht Gewaltthätigkeiten gegen Britische Unterthanen veranlaßt oder ausgeübt, auch keine den Gebräuchen einer civilisirten Kriegführung entgegenstehenden Handlungen begangen haben und gewillt sind, sogleich die Waffen niederzulegen und sich durch einen Eid zu verpflichten, sich einer ferneren Theilnahme am Kriege zu enthalten, werden Erlaubnißscheine zur Rückkehr in ihre Wohnsitze ausgestellt, auch werden sie nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden.

3. Es ist die Absicht der Regierung Ihrer Majestät, alles Privateigenthum der Einwohner der Südafrikanischen Republik zu respektiren, soweit sich dies mit den kriegerischen Operationen verträgt, vorausgesetzt daß sich die Einwohner ihrerseits der muthwilligen Beschädigung*) von Eigenthum enthalten.

4. Tritt aber muthwillige Beschädigung von Eigenthum ein, so werden nicht nur Diejenigen, welche solche Handlungen wirklich verübt haben, und alle unmittelbaren und mittelbaren Mitschuldigen strengster Bestrafung an Person und Eigenthum unterworfen sein, sondern das Eigenthum aller Personen, sei es in Aemtern befindlicher oder anderer, welche solche Beschädigungen zugelassen oder nicht ihr Aeußerstes gethan haben, sie zu verhindern, wird der Einziehung oder Vernichtung verfallen sein.

5. Jedermann wird deshalb in seinem eigenen Interesse ermahnt, solchen muthwilligen Beschädigungen vorzubeugen.

Gott segne die Königin!

Gegeben unter meiner Hand und meinem Siegel zu Johannesburg, den 31. Mai 1900.

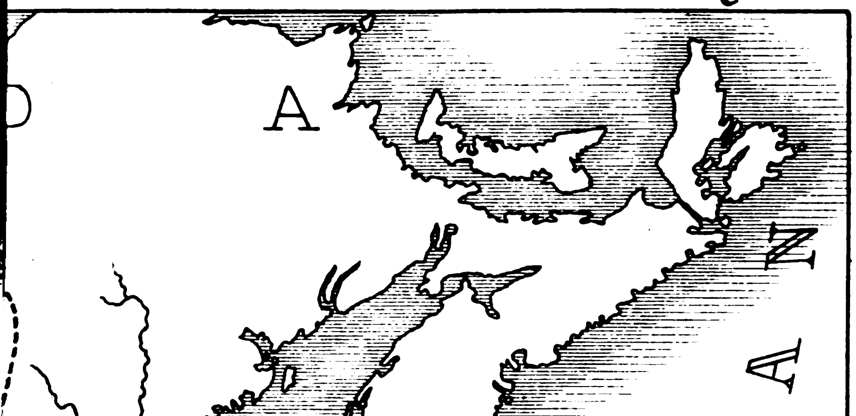
Roberts, Feldmarschall.
Oberbefehlshaber in Südafrika.

*) Wanton damage.



5.

Skizze 1



Die Schlacht von Zorndorf
am 25. August 1758.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am Friedrichstage 1901

von

v. Unger (Kurt),
Major im großen Generalstabe und Lehrer an der Kriegsakademie.

(Mit vier Skizzen.)

Die Siege von Roßbach und Leuthen hatten das drohende Gewölk, das, sich nach der Schlacht von Kolin über dem Haupte König Friedrichs zusammengeballt hatte, wieder völlig zerstreut.

Die Reichsarmee war zertrümmert, der Uebermuth der Franzosen gedemüthigt, der König im uneingeschränkten Besitz von Sachsen. Als Antwort auf das schimpfliche Ansinnen der Konvention vom Kloster Zeven griffen die Hannoversche Armee und die mit ihr vereinigten Truppen unter nunmehriger Führung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig erneut zu den Waffen. In Schlesien war die große Oesterreichische Armee völlig zu Grunde gerichtet und der Kaiserin Maria Theresia Nichts als das blockirte Schweidnitz verblieben. Die in Vorpommern eingefallenen Schweden hatte der Feldmarschall Lehwald wieder bis nach Stralsund und Rügen zurückgetrieben, Ostpreußen war schon vorher von den Russen geräumt worden. König Friedrich war mehr denn je der nationale Held seines Volkes, mehr denn je bewundert und gefürchtet als Feldherr.

Aber trotz aller Erfolge war er bereit, die Hand, die nicht aus Ruhmgier das Schwert gezogen hatte, der Kaiserin Maria Theresia zum ehrenvollen Frieden zu bieten. Ein solcher Friede widersprach indessen durchaus den politischen Interessen Frankreichs. Der Französische Gesandte in Wien erhielt daher Weisung, jede Aussöhnung zwischen Preußen und Oesterreich nach Kräften zu hintertreiben. Ebenso gelang es dem Einflusse des Französischen Kabinets in Petersburg, die friedlichen Bemühungen des Großfürsten Peter zu lähmen und den Haß der Kaiserin Elisabeth gegen Preußen aufs Neue zu schüren. Auch Dänemark wurde in die Verbindung gegen den König verflochten.

Unter solchen Verhältnissen behielt am Wiener Hofe der Wunsch nach Schlesiens Wiederbesitz die Oberhand. Maria Theresia verwarf die sehr gemäßigten Friedensbedingungen König Friedrichs, und die Fortsetzung des Krieges gegen Preußen wurde allgemein beschlossen. So sah sich Friedrich der Große gezwungen, zur Erhaltung seines Staates weiterzukämpfen.

Mit unerschütterlichem Selbstvertrauen rüstete er von Neuem gegen eine Welt von Feinden. „Nichts", sagt Tempelhoff, „ist bei diesem merkwürdigen Kriege auffallender als die Geschwindigkeit, mit der die Armee wiederhergestellt wurde. In den Annalen der Welt findet man keine Beispiele davon."

Bereits in den ersten Monaten des Jahres 1758 stand das Preußische Heer neugerüstet da; in Schlesien die Hauptmacht unter dem König selbst, in Sachsen ein kleineres Heer unter dem Prinzen Heinrich, in Vorpommern und Mecklenburg das Korps des Feldmarschalls Lehwald. Dazu kam die Alliirte Armee unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig um Lüneburg.

Der allgemeine Plan des Königs ging — wie immer — dahin, unter Ausnutzung der erheblich größeren Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit seines Heeres, den strategischen Vertheidigungskrieg in taktischen Offensivschlägen gegen die einzelnen Gruppen seiner Feinde zu führen.

Der erste Schlag sollte zunächst die Franzosen abstreifen, die in weit verzettelten Winterquartieren von der Aller, Oker und Werra bis rückwärts zum Rheine lagen. Bereits Mitte Februar eröffnete der Herzog Ferdinand von Braunschweig die Operationen gegen sie. Die Ueberrumpelung gelang vollkommen. Dem schleunigen Ausweichen hinter die Weser folgte alsbald ihr fluchtähnlicher Rückzug bis hinter den Rhein.

Währenddessen war König Friedrich bedacht, auch seinerseits die Hauptoperationen in Schlesien zu eröffnen, sobald es nur irgend die Jahreszeit erlaubte.

Der für ihn wichtigste Feind war zunächst das Oesterreichische Heer. Mit diesem mußte der König abrechnen, noch ehe die bereits ins Werk gesetzte Russische Offensive wirksam werden konnte.

Die Russen — seit Apraxins Abberufung im Oktober 1757 unter dem Oberbefehl des Generalleutnants Grafen v. Fermor — hatten auf Drängen der Kaiserin Elisabeth aus ihren Winterquartieren nördlich des Memel bereits Mitte Januar den Wiedereinmarsch in das von Truppen gänzlich entblößte Ostpreußen begonnen und am 22. Januar Königsberg besetzt. Anfang Februar waren von dort die Spitzen gegen die untere Weichsel vorgerückt, und Mitte März befand sich die Weichsel-Linie von Thorn abwärts, mit Ausnahme der Stadt Danzig, in Russischen Händen. Am 19. März verlegte General v. Fermor sein Hauptquartier nach Marienwerder.

König Friedrich erkannte indessen aus den ihm zugehenden Nachrichten, daß von dieser Seite her zunächst nichts Ernstliches zu besorgen sei. Auch das um Grodno formirte Schuwalowsche Korps, das zur unmittelbaren Unterstützung der Oesterreicher bestimmt war, konnte nach des Königs Berechnung nicht vor Ende Juni wirksam werden. „Ich muß also," schrieb er am 11. März aus Breslau an den Prinzen Heinrich, „gegen die Oesterreicher einen Hauptschlag ausführen, so lange ich meine Kräfte noch beisammen habe, und bevor mich diese Verstärkung, wenn sie wirklich ankommt, nöthigt, zu detachiren. Daher ist mein Operationsplan: Schweidnitz ruhig nehmen, ein Korps von 15000 Mann zur Deckung des Gebirges lassen, wo es sich einem Korps, das etwa durch die Lausitz vordringen wollte, entgegenstellen kann; dann den Krieg nach Mähren tragen. Gehe ich gerade auf Olmütz, so wird der Feind heranmarschiren, um es zu schützen; alsdann werden wir eine Schlacht haben in einem Terrain, welches er sich nicht aussuchen kann. Schlage ich ihn, wie man hoffen muß, so belagere ich Olmütz. Der Feind wird dann, um Wien zu decken, auch die Euch gegenüberstehenden Kräfte an sich ziehen, und es wird, sobald Olmütz genommen, die Bestimmung Eurer Armee sein, Prag zu nehmen und Böhmen in Respekt zu halten. Nachher mögen die Russen, oder wer es auch sei, kommen, ich kann detachiren, so Viel nöthig ist."

Die Hauptmacht der Oesterreicher retablirte sich im Königgrätzer Kreise. Mit dem Entsatze von Schweidnitz gedachte Feldmarschall Daun zunächst den Fuß wieder nach Schlesien zu setzen. Aber der König, der bereits Mitte März die zur Deckung der Belagerung bestimmte Armee bei Landshut und Glatz bereitgestellt hatte, kam ihm weit zuvor. Am 16. April fiel die Festung. Sofort trat König Friedrich nunmehr über Neiße und Troppau den Abmarsch auf Olmütz an, das er am 8. Mai einschloß.

Aber seine Hoffnung, daß ihm Daun nunmehr Gelegenheit zu einer vortheilhaften Schlacht geben werde, erfüllte sich nicht. Der Oesterreichische Cunctator zog es trotz großer Ueberlegenheit seines Heeres an Zahl vor, sich in festen Lagern unweit Olmütz vor Angriffen des Königs zu sichern. Der kleine Krieg und die Unterbindung aller Zufuhr sollten die Mittel bilden, mit denen er den König zur Räumung Mährens zu veranlassen gedachte. Und allerdings, es gelang ihm. Die am 30. Juni erfolgte Vernichtung eines großen Transportes von Kriegsbedürfnissen aller Art durch Laudon machte die Fortsetzung der ohnehin bisher nur wenig vorgeschrittenen Belagerung von Olmütz mit Rücksicht auf den Munitionsmangel unmöglich. Sofort beschloß jetzt der König die Räumung Mährens.

Die Gebirgspässe nach Oberschlesien waren sämmtlich von den Oesterreichern gesperrt. So wählte der König die Rückzugsrichtung nach Böhmen auf Königgrätz, um sich von dort über das Gebirge die Verbindungen nach Niederschlesien wieder zu eröffnen. Mit Meisterhand bewältigte er die unge-

heuren Schwierigkeiten eines Rückzuges, der ohne jede Verpflegungsbasis ausgeführt werden mußte, und bei dem es galt, einen Belagerungspark von 4000 Fuhrwerken in Sicherheit zu bringen. Bis zum 13. Juli erreichten Heer und Belagerungspark unter erfolgreicher Abwehr mehrfacher Angriffe das Lager bei Königgrätz auf dem östlichen Elb-Ufer.

Sobald der König von hier den Belagerungstroß hatte nach Glatz in Sicherheit bringen können, fühlte er sich wieder frei zur Offensive. Das feste Lager bei Chlum, das Daun, der über Pardubitz gefolgt war, am 23. Juli bezog, war freilich unangreifbar. Chlum sollte, wie Theodor v. Bernhardi sagt, erst 108 Jahre später berühmt werden. Immer aber hoffte der König, seinen Gegner noch zu Bewegungen und Fehlern zu verleiten, die ihm die Schlacht unter günstigen Bedingungen ermöglichte. Indessen Daun mied auch hier die Tatze des Preußischen Löwen mit äußerster Vorsicht.

Inzwischen mußten die Nachrichten vom Vordringen der Russen über die Weichsel gegen die Grenzen Pommerns und der Neumark mehr und mehr Einfluß auf die Entschlüsse des Königs gewinnen. Am 20. Juli, als er sie bereits im Vormarsche von Posen auf Meseritz wußte, hatte er noch die Hoffnung, Generalleutnant Graf Dohna, der Ende März an Stelle des verabschiedeten Feldmarschalls Lehwald das Kommando über die Pommersche Armee erhalten hatte und bereits Ende Juni von Stralsund nach der Oder abmarschirt war, werde mit Hülfe einer Verstärkung allein im Stande sein, mit den Russen fertig zu werden. Es lag dem König zu viel daran, Böhmen nicht zu verlassen, ohne den Oesterreichern zuvor einen entscheidenden Schlag versetzt zu haben. So begnügte er sich zunächst damit, 10 Bataillone*) aus den Schlesischen Festungen und 2 Kavallerieregimenter der Armee des Prinzen Heinrich zu Dohnas Unterstützung zu entsenden.

Aber schon am 24. Juli überzeugte ihn die immer drohendere Gefahr des Russischen Einfalles in die Lausitz von der Nothwendigkeit, Böhmen zu räumen und sich der Schlesischen Grenze zu nähern, um, wie er schrieb, mehr „à portée“ zu sein. So gab er am 26. Juli das Lager von Königgrätz auf und zog langsam auf Skalitz ab. Bis zum 30. Juli hatten dann die weiteren Nachrichten den König zu dem Entschluß geführt, die Armee in ein festes Lager bei Landshut zu führen, dort den Markgrafen Karl mit den Hauptkräften unter vorläufiger Defensive gegen die Oesterreicher stehen zu lassen, selbst aber mit 14 bis 16 Bataillonen zu Dohnas Unterstützung abzumarschiren, um zu einem schnellen Offensivschlag gegen die Russen die Wucht seiner Persönlichkeit in die Wagschaale zu werfen. Am 10. August erreichte das Heer über Skalitz, Friedland und Wernersdorf Landshut.

*) Thatsächlich trafen nur 9 Bataillone bei Dohna ein.



Die allgemeine strategische Lage war für den König eine hochgespannte. Nur 40 000 Mann konnten zur Deckung Schlesiens gegen den überlegenen Daun zurückbleiben. Den Prinzen Heinrich, der seine Truppen südlich Dresden zusammengezogen hatte, bedrohte mit Uebermacht die Reichsarmee und ein mit ihr vereinigtes Oesterreichisches Korps bei Teplitz. Der Sieg von Krefeld am 23. Juni hatte seine Wirkung bereits wieder verloren; an eben dem 10. August mußte sich Herzog Ferdinand von Braunschweig wieder über den Rhein zurückziehen, der wenige Tage später von den Franzosen überschritten wurde. 16 000 Schweden waren seit Dohnas Abmarsch aus Vorpommern wieder bis an die Grenzen der Mark vorgedrungen. Der Weg nach Berlin lag ihnen offen. Am gefährlichsten von Allem war das drohende Zusammenwirken der Oesterreicher und Russen. Gelang es nicht, die sich vorbereitende Umklammerung rechtzeitig zu zersprengen, so stand die Existenz des Staates auf dem Spiel. Die Hoffnung, vorerst die Oesterreicher unschädlich machen zu können, hatte sich nicht erfüllt. Schnell noch etwas Entscheidendes hier zu erreichen, erschien bei Dauns Verhalten nicht mehr möglich. Und so beschloß der König, jetzt zunächst die Abrechnung mit den Russen zu machen, um baldmöglichst den Rücken für die weiteren Operationen gegen die Oesterreicher wieder frei zu bekommen. Nur drei Wochen glaubte er dazu Zeit zu haben. Innerhalb dieser Frist aber galt es nicht nur, die Russen zu einer rückwärtigen Bewegung zu veranlassen. Sie mußten vielmehr so geschlagen werden, daß ihre Offensivkraft für längere Zeit gelähmt wurde. Der König brauchte also unbedingt eine entscheidende Schlacht, und diese zu suchen, war denn auch sein felsenfester Wille, als er am 11. August von Landshut mit 14 Bataillonen und 38 Eskadrons, im Ganzen etwa 14 000 Mann, gegen die Russen aufbrach.

Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz hatten sich unterdessen die Ereignisse in großen Zügen folgendermaßen abgespielt:

Anfang April war Generalleutnant Graf Dohna vom Könige im Falle eines Russischen Vormarsches über die Weichsel mit dem Schutz von Pommern und der Neumark beauftragt worden. Am 14. April schrieb ihm der König: „Soviel ich von denen Russen Nachricht hätte, so ginge ihre Absicht vor jetzo wohl nur dahin, die Weichsel zu defendiren und wollte ich ihm fast gut sagen, daß er in denen ersten 3 Monaten Nichts von ihnen zu befürchten hätte . . .“. Und in der That konnte Fermor nach seinem Festsetzen an der Weichsel-Linie vorerst an eine Weiterführung der Operationen nicht denken. Zunächst stand ein weiterer Feldzugsplan überhaupt noch nicht fest, dann aber fehlte auch noch viel an der Kriegsbereitschaft der Truppen. Ende April wurde in Petersburg der Vorschlag Fermors genehmigt, die weiteren Operationen zunächst gegen Küstrin zu richten und zwar nunmehr in Verbindung mit dem Schuwalowschen Korps. Ursprünglich von Grodno auf Warschau in Marsch gesetzt, um in Schlesien den unmittelbaren Anschluß an die Oesterreicher zu

suchen, erhielt dieses Korps, fortan „Observationskorps“ genannt, nunmehr die Richtung auf Thorn und wurde, da General Schuwalow selbst in Petersburg verblieb, dem Befehl des Generalleutnants Browne von der Fermorschen Armee unterstellt.

Im Besitz von Küstrin konnte man an der Oder festen Fuß fassen, Berlin unmittelbar bedrohen und ein Zusammenwirken sowohl mit den Schweden wie mit den Oesterreichern ermöglichen. Dabei blieb zugleich die operative Selbständigkeit des Russischen Heeres völlig gewahrt, während ein unmittelbarer Anschluß an die Oesterreicher in Richtung Schlesien die Russische Streitmacht leicht in die dem Petersburger Hofe sehr unerwünschte Rolle eines Hilfskorps hätte herabdrücken können.

Der nächste Weg nach Küstrin führte nördlich der Netze und Warthe über Schneidemühl. Fermor hatte sich indessen für den Umweg über Posen entschieden. Rücksichten auf die Ausnutzung der Warthe als Zufuhrstraße aus Polen und auf eine gesichertere Vereinigung mit dem noch weit zurückbefindlichen Observationskorps sowie der Gedanke, den Weg auf Berlin auch über Frankfurt nehmen zu können, waren dabei maßgebend gewesen.

Erst Ende Mai war Fermors Armee nach dem Eintreffen der neu organisirten regulären Reiterei und der Artillerie operationsbereit. In drei Divisionen getheilt, zählte sie nach einem Ausweis vom 24. April 51 000 Mann Infanterie und 15 000 Reiter einschließlich der irregulären.

Anfang Juni überschritt sie die Weichsel, aber nicht, um geraden Wegs auf Posen vorzurücken, sondern zunächst zu einer Demonstration gegen Hinterpommern. Zweifelsohne wollte Fermor auch hierdurch Zeit für das Herankommen des Observationskorps gewinnen.

Während die 3. Division zunächst in Thorn verblieb, setzten sich Anfang Juni die 1. und 2. Division in Richtung auf Konitz und Tuchel in Bewegung. An der hinterpommerschen Grenze stand zur Beobachtung der Russen seit Ende März das kleine Detachement des Generalmajors v. Platen. Als Generalleutnant Graf Dohna von ihm das Vorrücken der Russen auf Konitz erfuhr, erachtete er nunmehr den Zeitpunkt für gekommen, von den Schweden ablassen zu müssen, um sich gegen den jetzt gefährlicheren Feind, die Russen, zu wenden. Er gab am 18. Juni die Blockade von Stralsund auf und überschritt am 25. mit 18 Bataillonen und 31 Eskadrons die Peene in Richtung auf Schwedt an der Oder.

Die Fermorsche Vorbewegung gegen Hinterpommern hatte mit dem Erreichen der Linie Konitz—Tuchel Mitte Juni ihr Ende gefunden. Beide Divisionen erhielten nunmehr die Richtung auf Bromberg. Anfangs wollte man sich von hier aus auf Pakosch an der Netze, unweit Inowrazlaw, wenden, um dort die Vereinigung der gesammten Armee abzuwarten. Dann aber entschloß sich Fermor, von Bromberg aus den geraden Weg auf Posen einzuschlagen, das zwischen dem 1. und 3. Juli von allen drei Divisionen

erreicht wurde. Zu derselben Zeit traf nach äußerst langsamen Märschen das Observationskorps in Thorn ein. Es zählte, als General Browne hier das Kommando übernahm, 12 000 Kombattanten, d. h. nur die Hälfte der Sollstärke. Abgesehen von einer zahlreichen und guten Artillerie, war sein Zustand ein durchaus minderwerthiger.

Den Abmarsch nach Posen hatte General Fermor durch die Reiterei unter General Rumjanzew bei Konitz decken lassen. Um gleichzeitig beim Gegner den Glauben an eine Invasion nach Pommern aufrecht zu erhalten, brach am 16. Juni General Demikoude mit 3000 Reitern von Konitz auf, drang unter mehrfachen Scharmützeln mit der sich ihm anhängenden Platenschen Reiterei brandschatzend und verwüstend über Neustettin und Dramburg bis Arnswalde und Woldenberg vor und zog sich von dort über Driesen wieder an Rumjanzew heran, der inzwischen über Schneidemühl bei Wronke den Wiederanschluß an die Armee gewonnen hatte.

Fermors Marsch nach Posen war mittlerweile zur Kenntniß des Generals Dohna gekommen, der am 6. Juli Schwedt erreichte. Unklarheit über die weitere Russische Operationsrichtung, voraussichtliche Verpflegungsschwierigkeiten jenseits der Oder, vornehmlich aber die Rücksicht auf die Schweden, die nach dem Abzuge der Preußischen Truppen wieder vorzudringen begannen, und denen es vielleicht doch noch den Weg nach Berlin zu verlegen galt, veranlaßten den General Dohna, seine ursprüngliche Absicht, den Strom zu überschreiten, aufzugeben und auf dem linken Oder-Ufer zu verbleiben, sich indessen allmählich mehr stromaufwärts zu ziehen, da ein Vordringen der Russen von Posen auf Frankfurt oder Krossen das Wahrscheinlichste war. Am 11. Juli von Schwedt wieder aufbrechend, erreichte er über Neustadt—Eberswalde und Wriezen am 19. Gusow unweit Küstrin. Ueber diesen Punkt war bereits zur Beobachtung der nördlich der Warthe und Netze heranführenden Straße eine Avantgarde unter Generalleutnant v. Kanitz voraufgegangen, die am 17. Landsberg erreichte. Sie vereinigte sich hier mit dem aus Pommern heranbeorderten Detachement Platen und mit den Trümmern des Freiregiments Graf Hordt, welches das von ihm besetzte Fort Driesen an der Netze vor einem Detachement Rumjanzews hatte räumen müssen und von Uebermacht bei Friedeberg fast völlig zersprengt worden war.

Fermor hatte inzwischen — immer das Herankommen des Observationskorps abwartend — erst am 12. Juli den Weitermarsch von Posen angetreten und die Richtung über Pinne und Betsche auf Meseritz genommen. Das Gros erreichte nach einem Aufenthalt von wiederum 10 Tagen in Betsche erst am 26. Juli den Obra-Abschnitt auf der Linie Meseritz—Schwerin.

Dieses Vordringen der Russen sowie die mittlerweile erfolgte Besetzung und Neuverschanzung des Forts Driesen ließen es dem General Graf Dohna noch immer zweifelhaft erscheinen, ob sich die Russen etwa auf das nördliche

Warthe-Ufer wenden oder aber über Frankfurt und Krossen vordringen wollten. Um für den letzteren wahrscheinlicheren Fall noch besser bereitzustehen, verlegte er am 24. Juli sein Lager nach Lebus. General v. Kanitz wurde dorthin herangezogen. Nur ein kleines Detachement desselben verblieb zur Beobachtung gegen Landsberg, das am 27. Juli durch Rumjanzewsche Reiterei besetzt wurde.

Schon am 21. Juli, als das Erscheinen Russischer Vortruppen am Obra-Abschnitt bekannt geworden war, wurde General v. Malachowski mit seinen Husaren über Frankfurt und Reppen zur weiteren Erkundung entsandt. Derselbe stellte alsbald das Vordringen Russischer Truppen auch über den Obra-Abschnitt hinaus gegen Sternberg und Königswalde fest. Graf Dohna schob daraufhin 7 der vom König aus Schlesien geschickten Bataillone, die am 31. Juli Krossen erreicht hatten, als Avantgarde unter General v. Manteuffel nach Reppen und verstärkte sie durch 10 Dragonereskadrons. Mit den Hauptkräften verblieb er indessen auf dem linken Oder-Ufer, verlegte aber das Lager am 1. August in die unmittelbare Nähe Frankfurts. Die Besorgniß, den Schweden doch noch entgegentreten zu müssen, erfüllte den General auch jetzt noch zu sehr, als daß er sich zu einem Ueberschreiten des Stromes mit allen Kräften, wie es der König eigentlich wünschte, hätte entschließen können. Auch fand er bei einer persönlichen Erkundung das Gelände bei Reppen für eine „affaire générale" ganz ungeeignet. Wenigstens aber wollte er doch dem Feinde „en détail" Schaden zufügen. Ein Vorstoß gegen Sternberg am 5. August zwang denn auch die Russischen Vortruppen zur Aufgabe dieses Ortes.

Auch Fermor stand abwartend hinter der Obra. Vor der Vereinigung mit dem Observationskorps wollte er sich auf weitere Operationen nicht einlassen. Für den König war jedenfalls die ungeheure Langsamkeit der Russischen Bewegungen seit Ueberschreiten der Weichsel — Marschmanöver nennt sie der Russische Oberst Maßlowski, um die Vereinigung mit dem Observationskorps abzuwarten — von allergrößtem Vortheil. Endlich am 5. August traf das Observationskorps, und zwar in der allerschlechtesten Verfassung, über Tirschtiegel bei Kloster Paradies südlich Meseritz ein.

Mittlerweile war indessen im Russischen Operationsplan eine Aenderung eingetreten. Man hatte sich entschlossen, die bisherige Richtung aufzugeben und das Kriegstheater auf das nördliche Warthe- und Netze-Ufer zu verlegen. Rücksichten auf die immer schwieriger werdende Verpflegung, der Wunsch, sich in Pommern eine gesicherte Basis zu verschaffen und mit den Schweden in engere Verbindung zu treten, hauptsächlich aber wohl die Befürchtung eines Angriffes in der linken Flanke von Schlesien her, hatten zu diesem Entschluß geführt. Am 6. August begann Fermor, gedeckt durch ein starkes Detachement bei Königswalde, die Verschiebung seiner Truppen über Schwerin nach Lands-

berg, wo am 12. August die Versammlung beendet war. Auch das Observationskorps wurde über Schwerin und Birnbaum dorthin beordert.

Um diese Zeit — am 11. August — war es, als König Friedrich von Landshut aufbrach.

Des Königs ursprünglicher Plan war, zwischen Grüneberg und Züllichau bei Tschicherzig die Oder zu überschreiten, dann aber nicht auf Meseritz zu gehen, sondern, wie er am 8. August an Dohna schrieb, „rechter Hand herumzumarschiren, als wenn ich nach Posen wollte, um den Feind so aus seinem Lager zu bringen und mit avantage zu attakiren". Eine Schlacht also vielleicht mit verkehrter Front, mindestens aber eine Anlage derselben, die es ermöglichte, den Feind von seinen Verbindungen mit Posen abzuschneiden und nordwärts in das Warthe-Bruch zu werfen, war des Königs Absicht. Dohna sollte ihm dazu bei Züllichau die Hand reichen und dorthin am 17. von Frankfurt aufbrechen. „Sagt Euren Offizieren" — schrieb ihm der König am 12. aus Liegnitz — „wenn Ihr die Oder überschreitet, daß meine Devise Siegen oder Sterben ist, und daß, wer nicht ebenso denkt, nicht mit über die Oder gehen, sondern sich zum Teufel scheeren soll."

Von seinem Plan ging der König auch zunächst nicht ab, als er vom Abmarsch der Russen nach Norden erfuhr. Er vermuthete noch immer, daß das Observationskorps in die Lausitz eindringen wolle, um sich mit dem dorthin in Marsch gesetzten Oesterreichischen General Laudon zu vereinigen, führte das Erscheinen der Russen zwischen Landsberg und Schwerin auf Verpflegungsgründe zurück und glaubte Fermor mit der Hauptmacht noch bei Schwerin.

Am 16. August war der König im Marsch über Liegnitz in Deutsch-Wartenberg eingetroffen. Hier erfuhr er ein Ereigniß, das nunmehr die nächsten Absichten des Feindes völlig klarlegte, das Bombardement Küstrins.

General Fermor hatte sich entschlossen, mit der beabsichtigten Besitzergreifung von Pommern die jetzt unter Befehl des Generals Rumjanzew getretene 3. Division zu beauftragen. Mit den beiden anderen Divisionen wollte er sich zunächst der Festung Küstrin bemächtigen. Das Observationskorps sollte vorerst bei Landsberg verbleiben, um die Verpflegung sicherzustellen. Dementsprechend rückte am 13. und 14. August die 1. und 2. Division von Landsberg gegen Küstrin bis Gr. Kamin vor, während die 3. Division nach Soldin, Pyritz und Stargard abmarschirte, mit dem Befehl, nach Schwedt, Stettin und Kolberg zu detachiren. Mit dieser Entsendung schwächte sich Fermor um 16 Bataillone und 15 Eskadrons, zusammen 12 000 Mann, die ihm später in der Schlacht von Zorndorf fehlten.

Am 15. August früh eröffnete die Avantgarde der 1. Division den Angriff auf die Vorstadt Küstrin und nahm dieselbe nach leichtem Kampf. Noch an demselben Tage begannen die Russen das Bombardement der Festung.

Die Versammlung des Fermorschen Heeres bei Landsberg war erst am 14. August zur sicheren Kenntniß des Generalleutnants Graf Dohna gelangt. Noch war ihm aber unklar, ob die Gesammtmasse der Russen die Warthe überschritten hatte oder ob und wie viel Kräfte etwa noch südlich derselben ständen. Zur näheren Erkundung wurde deshalb die Manteuffelsche Avantgarde auf Drossen und Zielenzig vorgeschoben. Nachrichten aus Küstrin und Deserteure besagten indessen alsbald, daß die ganze Fermorsche Armee über die Warthe gegangen sei, bei Landsberg stehe und auf Küstrin vorrücken wolle. In der Meinung jedoch, daß es sich hier um eine absichtliche Täuschung handele, die das Preußische Heer zum Abmarsch auf Küstrin verleiten sollte, um dadurch dem Browneschen Korps den Uebergang über die Oder frei zu machen, beschloß Dohna, zunächst noch bei Frankfurt zu verbleiben. Er entsandte nur ein Detachement unter General v. Schorlemmer über Küstrin. Dieses stieß am 15. früh bereits unmittelbar vor den Thoren der Vorstadt mit den angreifenden Russen zusammen und mußte sich in die Festung zurückziehen.

Erst auf die Kunde vom Bombardement Küstrins brach nunmehr in der Nacht vom 15. zum 16. Generalleutnant Graf Dohna von Frankfurt auf, erwartete am 16. im Lager von Reitwein das Herankommen der zurückbeorderten Manteuffelschen Avantgarde und bezog am 17. das Lager bei Manschnow unweit Küstrin. Um anscheinende Vorbereitungen der Russen zu einem Brückenschlag unterhalb Küstrins bei Schaumburg abzuwehren, rückte General v. Manteuffel mit einigen Bataillonen und schwerem Geschütz dorthin ab. Auch wurde General v. Schorlemmer mit 10 Eskadrons auf die Nachricht, daß Schwedt in Russische Hände gefallen sei, Oder abwärts detachirt.

Sobald der König am 16. August in Deutsch=Wartenberg das Bombardement Küstrins und den Abmarsch Dohnas dorthin erfuhr, gab er die Richtung auf Meseritz auf. „Ich werde“ — so schrieb er an diesem Tage an Dohna — „so geschwinde als möglich zu Euch stoßen. Küstrin muß sich durchaus, bei Risiko des Kopfes, nicht an den Feind ergeben. . . . . . Ich marschire nunmehr gerade auf Frankfurt.“

In Ziebingen, zwischen Krossen und Frankfurt, ersah der König am 19. aus dem Dohnaschen Bericht, daß die Russen bis jetzt einen Oder=Uebergang nicht versucht hatten. Es war auch nicht mehr wahrscheinlich, daß Fermor angesichts der binnen Kurzem vereinigten beiden Preußischen Heeresgruppen solches jetzt noch wagen würde. Warten konnte der König darauf jedenfalls nicht. Die strategische Lage drängte um so mehr zu einer baldigen Schlacht, als die Oesterreichische Hauptmacht unter Daun bereits im Begriff war, Görlitz zu erreichen. Der König mußte den Feind also jenseits der Oder aufsuchen, wenn er ihn schnell zum Kampfe zwingen wollte.

„Herüber müssen wir, es koste, was es wolle," schrieb er am 19. an Dohna, „denn ich käme sonst in die größte Verlegenheit und Bredouille."

Am 20. August erreichte der König Frankfurt und gewährte hier seinen ermüdeten Truppen einen Ruhetag. Er selbst traf bereits am 21. beim Dohnaschen Heere in Gorgast ein, wohin ihm seine Truppen in der Morgenfrühe des 22. folgten.

In zehn Märschen innerhalb zwölf Tagen hatten sie somit rund 35 Meilen zurückgelegt, die letzten Tage bei glühender Hitze und auf tiefsandigen Wegen — gewiß eine hervorragende Marschleistung für damalige Zeit.

Fermor erwartete seit dem 18. das Eintreffen König Friedrichs vor Küstrin. Zu einer Offensive über die Oder fühlte er sich völlig außer Stande, zumal ihm eine seiner Divisionen fehlte und das Observationskorps in stark erschöpftem Zustande war. Erklärte doch dessen Führer auf Fermors Befehl vom 18. hin, von Landsberg nach Küstrin heranzurücken, die Truppe sei augenblicklich unfähig, bis dorthin zu marschiren. Um einem Debouchiren aus der Festung wirksam entgegentreten zu können, hatte Fermor seine Stellung zwischen Alt-Drewitz und Warnick verstärken lassen. Viel größer war indessen auffallenderweise seine Besorgniß vor einem feindlichen Oder-Uebergang bei Schwedt. Rumjanzew, der schon am 18. mit Vortruppen die Stadt besetzt hatte, erhielt daher Befehl, mit seiner ganzen Division den Stromübergang unter allen Umständen hartnäckig zu halten, ein Befehl, der nach Maßlowski nicht weniger als fünf Mal wiederholt wurde.

An den Umweg über Schwedt dachte der König nun aber keineswegs. Noch am 21. hatte er sich nach Küstrin begeben, um die Russische Aufstellung zu erkunden. Bekannt sind die ergreifenden Scenen, wie die Einwohner der verwüsteten Stadt den König als ihren Retter in der Noth umdrängten, und dieser sie tröstete und sichere Hülfe versprach. Die Erkundung ergab, daß ein Debouchee aus der Festung nur unter den schwersten Verlusten ausführbar sein werde. So beschloß der König, den Strom vier Meilen unterhalb bei Güstebiese zu überschreiten, wohin sofort die von Berlin nach Wriezen herangeholten Pontons beordert wurden (s. Skizze 1).

Am 22. August 10 Uhr abends brach die Armee in aller Stille in zwei Kolonnen auf und traf am 23. früh 7 Uhr gegenüber Güstebiese ein. Sofort bewerkstelligten die Zietenhusaren und die Infanterie der Avantgarde den Uebergang auf zusammengetriebenen Kähnen. Mit dem ersten Infanteriebataillon ging der König selbst über. Gegen Mittag war der Brückenschlag beendet, und das Gros der Armee folgte der Avantgarde in ein Lager zwischen Zellin und Klossow. So war der Stromübergang gelungen, ohne auch nur im Mindesten durch den Feind gestört worden zu sein. Erst am Abend dieses Tages erhielt Fermor sichere Kunde von ihm. Zwar hatte schon am 22. der Kommandeur der die Oder beobachtenden Kasaken, Oberst Chomutoff, Vorbereitungen zu einem Uebergang zu erkennen geglaubt und darüber an Fermor

gemeldet. Dieser aber wollte durchaus nicht glauben, daß König Friedrich die Kühnheit haben könnte, zwischen zwei feindlichen Korps hindurch den Strom zu überschreiten. Auch gegen die Vorstellungen des im Hauptquartier befindlichen Prinzen Karl von Sachsen und des Oesterreichischen Bevollmächtigten, Feldzeugmeisters Baron von St. André, doch schleunigst die Blockade Küstrins aufzugeben, „sich aus diesem Loch herauszuziehen“ und Oder abwärts die Gegend von Zellin aufzusuchen, wo, wie man in Erfahrung gebracht, die wahrscheinlichste Uebergangsstelle sei, blieb er taub. Er gab zwar der Armee Befehl, sich zum Aufbruch bereitzuhalten, verstärkte aber nicht einmal die Vorposten Oder abwärts auch nur um einen Mann.

Am 23. früh brachten Deserteure die Nachricht von dem erfolgten Abmarsch des Königs nach Güstebiese. Gleichzeitig meldete Chomutoff, daß bereits starke Kavallerie die Russischen Vorposten auf dem rechten Oder-Ufer zurückgeworfen habe. Serbische Husaren, von Fermor zur näheren Erkundung vorgetrieben, brachten schließlich am Abend die Nachricht, daß der König von Preußen mit 55 000 Mann bei Zellin stehe.

Fermor konnte sich der Ueberzeugung, daß ein Entscheidungskampf unmittelbar bevorstehe, jetzt nicht mehr verschließen. Trotzdem machte er nicht einmal den Versuch, die Division Rumjanzew wieder heranzuziehen. Prinz Karl von Sachsen und Baron von St. André machten den verständigen Vorschlag, auf die Höhen von Gr. Kamin zurückzugehen und sich dort mit dem Browneschen Korps zu vereinigen, um auf alle Fälle den Rückzug auf Landsberg frei zu behalten. Fermor nahm zum Schein den Vorschlag an, beschloß aber, die Gegend von Zorndorf aufzusuchen, wohin auch sofort das Brownesche Korps heranrücken sollte. In der Nacht vom 23. zum 24. brach er von Küstrin auf und marschirte quer durch die Drewitzer Haide über Zorndorf auf Quartschen, wo er gegen Mittag südlich des Ortes mit der Front gegen die Mietzel das Lager zu beiden Seiten des Galgengrundes aufschlug. Die Trains der Armee waren mit Tagesanbruch nach Gr. Kamin abgeschoben worden. Noch während seines Marsches sandte Fermor den Befehl, den leichten Troß wieder zur Armee heranzuschicken. Die Mietzel-Uebergänge bei Quartschen und Darmietzel wurden sofort zerstört und leichte Truppen längs des Flußlaufes postirt, die alsbald mit den am jenseitigen Ufer erscheinenden Preußischen Husaren in ein Plänklerfeuer geriethen.

König Friedrich hatte seine durch den Nachtmarsch angestrengten Truppen bis zum 24. 2 Uhr nachmittags im Lager bei Klossow ruhen lassen. Dann hatte er den Marsch in zwei Kolonnen an Fürstenfelde vorbei nach Osten fortgesetzt. In dem freien Gelände nördlich Quartschen wurde die Anwesenheit der Russen auf den Höhen jenseits der Mietzel erkennbar. Ein frontaler Angriff über das schwierige Hinderniß der Mietzel hinweg mußte aussichtslos erscheinen. In der Absicht, den Fluß weiter oberhalb zu überschreiten, führte der König daher die Truppen in die Linie Darmietzel—Neudammsche Mühle.

Die bei letzterem Ort von den Russen nicht zerstörte Brücke benutzte die Avantgarde — acht Bataillone und sämmtliche Husaren —, um sich auf dem jenseitigen Ufer, gedeckt durch die Massinsche Haide, hart südlich der Brücke festzusetzen. Das Gros der Armee rückte in ein Lager zwischen der Neudammschen Mühle und Darmietzel. Noch in der Nacht wurde auch die schwere Artillerie auf das südliche Mietzel-Ufer gebracht und neben der vorhandenen Brücke noch eine zweite hergestellt. Der König verbrachte die Nacht in der Neudammschen Mühle.

Die Bewegung des Preußischen Heeres auf Darmietzel war den Russen völlig sichtbar gewesen. Aber einen zutreffenden Schluß auf des Königs Absichten hat Fermor aus ihr nicht gezogen.

Voll Erstaunen, die Fermorsche Armee am 24. mittags in der genannten Aufstellung statt auf den Höhen bei Gr. Kamin zu finden, hatten der Prinz Karl von Sachsen und der Baron von St. André Alles aufgeboten, um Fermor von der Unzweckmäßigkeit seiner Stellung zu überzeugen. Sie führten an, daß der König ja doch keinesfalls in der Front angreifen, sondern die Russen umgehen und sie somit völlig von der Rückzugslinie auf Landsberg abschneiden werde. Aber Fermor blieb für diese Rathschläge unzugänglich. Auf alle Einwände lautete schließlich seine Antwort: „Ich wünsche nichts Mehreres, als daß der König mich hier angriffe, ich werde ihn gewiß schlagen."

Es war ein großes Glück für den König, daß Fermor, trotzdem er die Preußen an Zahl nicht unerheblich überlegen glaubte, sich doch zur Annahme des Kampfes entschlossen hatte. Denn nichts mußte dem Könige unwillkommener sein, als wenn etwa sein Gegner einer Entscheidung ausgewichen wäre und das Preußische Heer längere Zeit festgehalten hätte, ohne es zu einer Schlacht kommen zu lassen.

Immerhin gelangte Fermor durch den Marsch des Königs wenigstens zu der Ueberzeugung, daß sein rechter Flügel der gefährdetere sei. Es wurde deshalb der leichte Troß nach dem linken Flügel geschickt und das am Nachmittag eintreffende Browneshe Korps unter einem stumpfen gegen Darmietzel vorspringenden Winkel derart an den rechten Flügel der Fermorschen Truppen angeschlossen, daß es, das Hofebruch vor sich, die Front etwa gegen die Neudammsche Mühle erhielt. Auch erfolgte seine Verstärkung durch die Brigade Manteuffel der Fermorschen Armee.

Die so erhaltene doppelte Front gegen die Neudammsche Mühle wie gegen die Linie Darmietzel—Quartschen behielt Fermor, unter geringer Verschiebung der Armee nach rechts gegen Zicher hin, auch bei, als er gegen 9 Uhr abends den Flußübergang der Preußischen Avantgarde bei der Neudammschen Mühle erfuhr, ein Beweis, daß er auch jetzt noch nicht an eine wirkliche Umgehung glaubte, sondern den Angriff theils über Zicher und Darmietzel, theils über Quartschen erwartete. Ganz unbe-

greiflich wäre es auch sonst, daß der große Wagentroß ruhig bei Gr. Kamin belassen wurde.

Erst als am 25. August gegen 5 Uhr morgens bekannt wurde, daß sich bedeutende Kräfte des Feindes von der Neudammschen Mühle in Richtung auf Gr. Kamin in Bewegung gesetzt hätten, gelangte Fermor zu der Ueberzeugung, daß er umgangen würde.

Er ließ nunmehr sofort den leichten Troß von seinem bisherigen Platz zwischen den Treffen des linken Flügels nach Quartschen abrücken, beide Hälften des Heeres durch regimenterweisen Kontremarsch eine Kehrtwendung ausführen, den bisherigen Winkel in der Aufstellung strecken und somit eine lineare Aufstellung mit der Front nach Süden einnehmen. Nunmehr wurde also der bisherige rechte Flügel zum linken, das 2. Treffen zum 1. Einige Regimenter wechselten dabei ihre Treffenzugehörigkeit.

Es ist hier der Platz, mit einigen Worten auf die berüchtigte Karreeaufstellung einzugehen, die Historikern und Taktikern lange Zeit manches Kopfzerbrechen verursacht hat.

Urheber der Ueberlieferung, daß die Russen in ganz unregelmäßiger Karreeformation den Preußischen Angriff angenommen hätten, ist der Sächsische Hauptmann Tielke, der die Schlacht auf Russischer Seite mitmachte. Das Original, dem Tielke die beigefügte kleine Skizze 3 nachgebildet hat, befindet sich allerdings thatsächlich im Petersburger Archiv als Beilage eines kurz nach der Schlacht nach Petersburg erstatteten Berichts. Es ist indessen zu unwahrscheinlich, daß die Russen in einer solchen Aufstellung den Kampf angenommen haben sollten. Nicht nur alle Preußischen Quellen sprechen dagegen; auch auf Grund des Russischen Kriegsjournals zerstört Oberst Maßlowski in seiner Darstellung des Siebenjährigen Krieges diese Karreelegende, deren Entstehung sich folgendermaßen erklären läßt:

Die Aufstellung der anfänglich im stumpfen Winkel zu einander stehenden Fermorschen und Browneschen Truppen war die auch in der Russischen Armee damals übliche lineare in zwei Treffen mit zwischen den Treffen nach Russischem Brauch eingeschalteten „Regimentsreserven". Auf dem linken Flügel war nun aber der Treffenabstand erheblich über das gewöhnliche Maß von 300 Schritt hinausgegangen, um damit Raum für die Aufstellung des leichten Trosses zwischen den beiden Treffen zu gewinnen. Um denselben für die Nacht besser zu decken, verschlossen drei Regimenter den Zwischenraum mit der Front nach dem Zaberngrund; ebenso wurde am Abend auch auf dem rechten Flügel der hier normale Treffenzwischenraum noch durch ein Infanterieregiment geschlossen. So erhielt — lediglich zum Schutze des leichten Trosses — die Aufstellung am 24. abends allerdings die Gestalt eines Vierecks in Form einer Flesche, wie sie die kleine Skizze 2 veranschaulicht. Als aber dann am frühen Morgen des 25. die Russische Armee Kehrt

Skizze 2.

Die Aufstellung der Russen am Abend des 24. August nach Maßlowski.

Skizze 3.

Die Aufstellung der Russen nach Tielke am 25. August.

machte und Front nach Süden nahm, wurde diese Viereckaufstellung keineswegs beibehalten, sondern die erwähnte lineare Schlachtordnung eingenommen, wobei allerdings — wenigstens auf dem nunmehrigen rechten Flügel steht es fest — Theile auf den Flanken mit halb nach außen gerichteter Front zurückgebogen blieben. So hat allerdings am Abend des 24. die Russische Armee in einer Art unregelmäßigen Vierecks gestanden, den Kampf am 25. aber hat sie in einer solchen Form nicht angenommen.

Sichere Einzelheiten über die Aufstellung der nunmehr zwischen dem Fuchsberg und Zicher aufmarschirten Russischen Armee lassen sich nach dem vorhandenen Quellenmaterial nicht geben.

Die 1. und 2. Division Fermors, nach Abgabe der 4 Bataillone starken Brigade Manteuffel noch 18 Regimenter oder 36 Bataillone stark, stand zu beiden Seiten des Galgengrundes. Westlich desselben bis zum Zaberngrund können in zwei Treffen mit dazwischen befindlichen Regimentsreserven und zurückgebogener Flanke nicht mehr als etwa 16 Bataillone gestanden haben. Der rechte Flügel des 1. Treffens lehnte sich an den Fuchsberg, von wo sich eine Flanke bis an den Zaberngrund stark zurückbog. Die übrigen 20 Bataillone östlich des Galgengrundes reichten, wenn man 8 Bataillone im ersten Treffen annimmt, etwa bis 500 m westlich des Doppelgrundes. Hieran schloß sich unmittelbar das einschließlich der 4 Bataillone der Brigade Manteuffel 19 Bataillone starke Brownesche Korps, das nach Maßlowski 13 Bataillone im ersten Treffen hatte. Es muß demnach noch eine Anzahl von Bataillonen östlich des Doppelgrundes gestanden und somit der linke Flügel bis unweit an Zicher herangereicht haben. Letzteres ist insofern von Bedeutung, als vielfach der linke Russische Flügel schon am Doppelgrund aufhörend angenommen worden ist. Ein verzeichnetes Bild des Nachmittagskampfes der Schlacht ist meines Erachtens davon die Folge gewesen.

Hinter der Infanterie, da seitwärts kein Raum mehr vorhanden war, standen auf dem rechten Flügel 9 Eskadrons Dragoner und reitender Grenadiere unter General Gaugreven, auf dem linken 12 Eskadrons Kürassiere unter General Demikoude und anscheinend auch der größte Theil der irregulären Reiterei.

Die Artillerie stand in mehreren großen Batterien vor der Front des ersten Treffens vertheilt.

Die beiden Gründe, die die Russische Aufstellung in sich trennten, der Doppelgrund und der Galgengrund, hatten ziemlich flach geböschte Ränder und eine Tiefe von etwa 15 bis 30 Fuß. Trotz ihrer stellenweise sumpfigen Sohle haben sie, wie man aus dem Verlauf der Schlacht entnehmen darf, bei dem heißen und trockenen Sommer des Jahres 1758 ein nennenswerthes Hinderniß für die Infanterie nicht gebildet. Bedeutender war der schärfer

eingeschnittene, bis 40 Fuß tiefe und sumpfigere Zaberngrund, an den sich der rechte Flügel anlehnte, schwer passirbar auch das im Rücken liegende Hofebruch und die zum Theil sumpfige Mietzel-Niederung.

König Friedrich war mit dem Gros seines Heeres um 3 Uhr morgens aufgebrochen. Die Infanterie überschritt die Mietzel auf den beiden Brücken bei der Neudammschen Mühle und rückte in zwei Kolonnen, d. h. treffenweise links abmarschirt, durch den lichten Nadelholzbestand der Massinschen Haide auf Batzlow vor. Beim Verlassen des Waldes zog sich die 8 Bataillone starke Avantgarde als Seitendeckung gegen Zicher rechts heraus; die Kavallerie, welche eine Meile weiter oberhalb auf der Kersten-Brücke über die Mietzel gegangen war, schloß sich als vierte Kolonne auf der äußeren Seite an.

Die Husarenregimenter Zieten und Malachowski deckten die Avantgarde in Front und rechter Flanke und plänkelten alsbald mit den bei Zicher und südlich streifenden Kasaken.

König Friedrich hatte darauf gefaßt sein müssen, daß die Russen sich dem Heraustreten aus der Massinschen Haide südlich oder südöstlich vorgelegt haben würden. Unzweifelhaft mußte sich dann der Angriff gegen ihren rechten Flügel richten, wenn der König sie von der Richtung nach Landsberg abdrängen wollte. So dürfte es sich erklären, wenn nach de Catts Tagebuch der König bereits am 24. abends erklärt haben soll, er werde den Angriff mit seinem linken Flügel führen, den rechten aber versagen. Indessen war im Gelände bei Batzlow nichts von einer Russischen Schlachtfront zu entdecken. Vielmehr wurde aus Truppenbewegungen bei Zicher klar, daß die Russen sich noch in ihrer allgemeinen Aufstellung des gestrigen Tages befanden.

Der König drehte daraufhin bei Batzlow die Kolonnenteten halbrechts in die Richtung auf Wilkersdorf. Auf der Höhe nordwestlich dieses Orts war zuerst ein Ueberblick über die inzwischen eingenommene Schlachtfront der Russen möglich.

Die Frage liegt nahe, weshalb der König jetzt nicht, etwa auf der Linie Batzlow—Wilkersdorf, rechts einschwenken ließ, um die Russen von Osten her anzugreifen. Die Schlacht mit verkehrter Front war alsdann da, und bei siegreichem Ausgang den Russen, die hinter sich die Oder, links die Mietzel und rechts die Warthe hatten, jeder Rückzug abgeschnitten.

Gegen einen solchen Entschluß mag zunächst der Grund gesprochen haben, daß dem König die Wiedergewinnung der Verbindung mit Küstrin jedenfalls in hohem Grade erwünscht sein mußte. Sichergestellt war eine solche nur, wenn man die Festung möglichst im Rücken hatte, wenn der Angriff also aus südlicher Richtung erfolgte. Scheiterte ein solcher mit der Front nach Westen, so blieb zunächst nur der Rückzug auf Landsberg offen,

eine Richtung, in der sich neben ihrer sonstigen Ungunst auch noch eine Einwirkung der von Schwedt heraneilenden Division Rumjanzew in unbequemster Weise hätte geltend machen können. Dann aber mag wohl auch in taktischer Hinsicht die von Wilkersdorf nordostwärts nach Batzlow hinstreichende Teichreihe einer Angriffsentwickelung aus dieser Richtung ungünstig gewesen sein.

So entschloß sich der König zum Weitermarsch auf Zorndorf, um die Russen von Süden her anzugreifen. Daß, wie wohl behauptet wird, der Umgehungsmarsch über Batzlow und Wilkersdorf nach Zorndorf schon am 24. abends beschlossene Sache gewesen sein soll, ist viel weniger wahrscheinlich, als daß dieser Entschluß erst das Ergebniß der nach dem Heraustreten aus der Massinschen Haide gemachten Wahrnehmungen war. Keineswegs konnte doch der König am 24. abends mit Sicherheit darauf rechnen, daß Fermor in seiner unglücklichen Aufstellung an der Mietzel stehen bleiben oder daß er einen Umgehungsmarsch bis Zorndorf ungestört lassen würde. Erst als beim Verlassen des Waldes klar wurde, die Russen nicht etwa in einer Stellung bei Gr. Kamin oder Blumberg angreifen oder ihrem Abmarsch nach Osten in die Flanke fallen zu müssen, als ferner klar wurde, daß der Gegner seinerseits gar keine Anstalten machte, den Preußischen Flankenmarsch zu stören, wird jener Gedanke an die Verbindung mit Küstrin, der den König zum Angriff von Süden her bestimmte, erst wieder der Ausschlag gebende geworden sein, und zwar so sehr, daß der Hauptangriff gegen den rechten Russischen Flügel gerichtet werden sollte, während ein Abdrängen von Landsberg auch jetzt noch viel wirkungsvoller durch ein Aufrollen der Russen vom linken Flügel aus zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Man hat gefragt, weshalb der König nicht durch Wegnahme des Verpflegungstrosses bei Gr. Kamin den Russen die weiteren Existenzmittel abgeschnitten und sie dadurch ohne Kampf zum Rückzuge gezwungen hat. Acht Tage später erklärte der König allerdings eine solche Maßregel für besser als eine neue Schlacht. Jetzt aber galt es zunächst, eine schnelle Waffenentscheidung herbeizuführen. Der Feldherr, der diesem Ziel zustrebte, konnte sich nimmermehr mit halben Erfolgen begnügen. Nur der Rückzug der Russen, ohne Niederlage derselben, erfüllte die Zwecke des Königs nicht.

Mit den Zieten- und Malachowski-Husaren eilte König Friedrich über Zorndorf hinaus in Richtung auf die Schäferei Birkenbusch, um genaueren Einblick in den rechten Russischen Flügel zu gewinnen, gegen den sich der Hauptangriff richten sollte. Er überzeugte sich, daß eine Ueberflügelung durch die Beschaffenheit des Zaberngrundes ausgeschlossen war. So blieb nur übrig, den Angriff hart östlich des Zaberngrundes entlang frontal gegen den dortigen Winkelpunkt der Russischen Aufstellung zu führen.

Als daher gegen 8° morgens die Teten der Infanteriekolonnen südlich Zorndorf an den Zaberngrund stießen, ließ der König rechts einschwenken und die Schlachtfront herstellen.

Die Aufstellung, verdeckt zum Theil durch das von den Kasaken in Brand gesteckte Zorndorf, zum Theil durch eine von Zorndorf nach Wilkersdorf hinstreichende Geländewelle, wurde im Einzelnen folgende: Als „Attacke" vor dem Angriffsflügel 8 Bataillone der Avantgarde unter General v. Manteuffel südlich Zorndorf mit dem linken Flügel am Zaberngrund; 250 Schritt hinter ihr, mit dem linken Flügel ebenfalls am Zaberngrund, 20 Bataillone im 1. Treffen unter dem Prinzen Moritz von Dessau, davon 9 als linker Flügel unter Generalleutnant v. Canitz, 11 als rechter unter Generalleutnant Graf Dohna; der rechte Flügel des 1. Infanterietreffens reichte bis auf etwa 600 Schritt an Wilkersdorf heran. Hinter dem 1. Treffen vertheilt befanden sich 10 Bataillone im 2. Treffen unter Generalleutnant v. Forcade, davon 6 Bataillone für den linken und 4 für den rechten Flügel des 1. Treffens bestimmt.

Aus der Ordre de Bataille geht hervor, daß der König für den Hauptangriff vorzugsweise die frischeren Dohnaschen Truppen bestimmt und die von ihm aus Schlesien herangeführten Regimenter, die gewaltige Anstrengungen hinter sich hatten, auf den versagten Flügel gestellt hatte.

Bei der Kavallerie des 1. Treffens fand jedoch gegen die ursprüngliche Ordre de Bataille eine Vertauschung der Flügel statt. Generalleutnant v. Schorlemmer ging mit den beiden Brigaden Platen und Zieten auf den rechten, Generalleutnant v. Seydlitz mit seinen beiden Brigaden Bredow und Lentulus auf den linken Flügel. Nur das Regiment Karabiniers der Brigade Bredow verblieb auf dem rechten Flügel. Seydlitz nahm mit den Kürassierregimentern Gensdarmes, Gardes du Corps und Seydlitz, zusammen 13 Eskadrons, Aufstellung westlich des Zaberngrundes in Höhe des 1. Infanterietreffens, während das zur Brigade Lentulus gehörige Czettritz-Dragonerregiment mit der Front nach Süden in der Drewitzer Haide gegen umherschwärmende Kasaken sicherte.

Auf dem rechten Flügel füllte Generalleutnant v. Schorlemmer neben den Karabiniers mit den von der Armee des Prinzen Heinrich heranbeorderten Kürassierregimentern Prinz von Preußen und Markgraf Friedrich, sowie den Dragonerregimentern Platen und Plettenberg, zusammen 25 Eskadrons, den Raum zwischen dem 1. Infanterietreffen und Wilkersdorf aus.

Als Kavallerie des 2. Treffens standen hinter dem linken Flügel der Infanterie 10 Eskadrons Schorlemmer-Dragoner, hinter den Kavallerieregimentern des rechten Flügels 5 Eskadrons Normann Dragoner.

Von den Husaren befanden sich die Regimenter Zieten und Malachowski, zusammen 18 Eskadrons, westlich des Zaberngrundes in der Richtung auf



Ordre de Bataille des Preußischen Heeres.

Avantgarde: Gen. Lt. v. Manteuffel.

Gen. Maj. v. Kurssell. v. Kahlden.

Gren. B. Kremzow.
" Kleist.
" Petersdorf.
" Billerbeck.
" Lossow.
" Burgsdorf.
" Kanitz.

Erstes Treffen: Generalfeldmarschall Prinz Moritz von Dessau.

Gen. Lt. v. Schorlemmer.
Gen. Maj. v. Platen. v. Zieten.

5 Esk. Drag. Platen.
5 Esk. Drag. Plettenberg.
5 Esk. Kür. Markgraf Friedrich
5 Esk. Kür. Prinz v. Preußen.

Gen. Lt. v. Kanitz.
Gen. Maj. v. Rautter. v. Diericke.

" Rohr.
Gren. B. Nesse.
Rautter.
Below.
Dohna.
Bevern.

Graf Dohna.
v. Bülow. Prinz Franz v. Braunschweig.

Lehwald.
Asseburg.
Kalkstein.
Prinz von Preußen.
Forcade.
Gren. B. Webel.

Gen. Lt. v. Seydlitz.
Gen. Maj. v. Bredow. v. Lentulus.

5 Esk. Karabiniers.
5 Esk. Seydlitz.
5 Esk. Drag. Czettritz.
3 Esk. Gardes du Corps.
5 Esk. Gendarmes.

Zweites Treffen: Gen. Lt. v. Forcade.

Gen. Maj. v. Flemming. v. Gablenz.

Moritz. Kurssell. Bülow. Seers. Alt Kreytzen.

Gen. Maj. v. Froideville.

10 Esk. Drag. Schorlemmer.

Gen. Maj. v. Czettritz.

5 Esk. Drag. Normann.

Reservekorps (Husaren).

8 Esk. Malachowski. 7 Esk. Ruesch. 10 Esk. Zieten.

Truppen der Dohnaschen Armee.
17 Bataillone.
35 Eskadrons.

Verstärkungen der Dohnaschen Armee.
9 Bataillone.
10 Eskadrons.

Korps des Königs.
12 Bataillone (2 Bat. Wied in Küstrin geblieben).
38 Eskadrons.

Gesammtsumme:
38 Bataillone, 83 Eskadrons.

Vorwerk Birkenbusch, das Regiment Ruesch, 7 Eskadrons, auf dem rechten Flügel.

Es waren demnach zunächst auf dem linken Flügel im Ganzen 46, auf dem rechten im Ganzen 37 Eskadrons.

Was nun die beiderseitigen Stärkeverhältnisse in der Schlacht anbetrifft, so haben die älteren Darsteller die Preußen zu niedrig und die Russen zu hoch beziffert. Die sehr genauen Forschungen des Dr. Immich liefern in dieser Hinsicht ein anderes Bild. Preußischerseits waren in der Schlacht zugegen 38 Bataillone, 83 Eskadrons und 193 Geschütze, darunter 117 schwere; die Gesammtstärke ist auf rund 36000 Mann anzunehmen. Die Russen hatten im Ganzen zur Stelle 58 Bataillone, 21 Eskadrons und 250 Geschütze, darunter 60 schwere. Rechnet man noch die etwa 3000 Mann irregulärer Reiterei hinzu, so ergiebt sich eine Gesammtstärke von rund 42000 Mann. Also nicht 32 000 Preußen und 50 000 Russen, wie Tempelhoff und Tielke berechnen, sondern 36000 Preußen und 42000 Russen standen sich gegenüber. Dabei waren an Infanterie und Artillerie die Russen, an Kavallerie die Preußen beträchtlich überlegen.

Der König ordnete den Angriff derart an, daß die Avantgarde sowohl wie beide Infanterietreffen des linken Flügels mit je 250 Schritt Abstand, im Ganzen also 23 Bataillone, stets in scharfer Anlehnung links an den Zaberngrund vorrücken sollten, um dadurch sowohl selbst in der linken Flanke geschützt zu sein, als auch, um mit Sicherheit den äußersten rechten Flügel der Russen zu treffen. Der rechte Preußische Flügel, im Ganzen 15 Bataillone, sollte zunächst außerhalb des Feuerbereichs zurückgehalten bleiben.

Nach einem Erlaß des Königs vom 22. oder 23. August war der Angriff in Echelons geplant, wobei je eine Staffel von 2 Bataillonen der vorderen mit 50 Schritt Abstand folgen sollte. In demselben Erlaß war die Kavallerie angewiesen, erst dann einzugreifen, wenn die Erschütterung des Feindes durch Artillerie- und Infanteriefeuer hinreichend bewirkt worden sei. Eine starke Artilleriemasse vor dem Angriffsflügel sollte den Einbruch der Infanterie vorbereiten.

Unter dem Schutze der 4 linken Flügelbataillone der Avantgarde, die das brennende Zorndorf westlich umgingen und jenseits erneut Aufstellung nahmen, wurde zunächst eine Batterie von 20 schweren Geschützen nordwestlich Zorndorf bei a der Skizze 4 in Stellung gebracht, die gegen $^3/_4$9 Uhr das Feuer gegen den rechten Russischen Flügel eröffnete. Kurze Zeit darauf, als auch die 4 rechten Flügelbataillone Zorndorf östlich umgangen hatten, traten gegen dasselbe Ziel 40 schwere Geschütze auf Höhe b in Thätigkeit. Eine dritte Batteriegruppe ging unter dem Schutze eines Bataillons Alt-Kreytzen nordwestlich Wilkersdorf bei c in Stellung und beschäftigte Mitte und linken Flügel des Gegners. Diese Artilleriegruppirung entsprach genau der Instruktion, die der König am 30. Juni vor Olmütz an die Artillerieobersten

v. Dieskau und v. Moller erlassen hatte. Der letztere führte in der Schlacht von Zorndorf das Kommando über die schwere Artillerie.

Die Russen erwiderten das Geschützfeuer alsbald auf der ganzen Linie, und es entspann sich zunächst ein über anderthalbstündiger Artilleriekampf von außerordentlicher Heftigkeit.

Die Wirkung war anfänglich wegen zu großer Schußweiten keine bedeutende. Als aber die beiden Batterien des linken Flügels unter dem Schutze der Avantgarde bis auf etwa 900 Schritt an den Feind herangingen, neigte sich hier die Feuerüberlegenheit bald auf die Seite der Preußen. Die Russische Artillerie soll zu hoch geschossen und ihr Feuer zersplittert haben. Auch hatten sie ihr bestes Geschützmaterial auf dem linken Flügel beim Browneschen Korps. Zudem stand die Russische Infanterie sehr ungedeckt, während nach dem Zeugniß des Barons v. St. André von der Preußischen Infanterie während des Artilleriekampfes nur wenig zu sehen war. So kam es, daß, ohne daß das feindliche Artilleriefeuer der Preußischen Infanterie viel Schaden zugefügt hätte, das Feuer der gegen den rechten Flügel vereinigten 60 Geschütze unter den gedrängt stehenden Russischen Bataillonen außerordentliche Verheerung anrichtete. Bereits jetzt sind Regimenter der hinteren Linien vorgezogen worden, um die Lücken der vorderen zu füllen, was indessen nicht einmal völlig gelang. Die Unordnung wurde vermehrt durch den leichten Troß, der, jedenfalls noch im Abfahren auf Quartschen begriffen, ebenfalls vom Geschützfeuer erreicht wurde.

Sobald diese günstige Artilleriewirkung erkennbar wurde, trat gegen 10½ Uhr General v. Manteuffel mit der Avantgarde zum Angriff an.

Für den Verlauf des Infanterieangriffs gegen den rechten Russischen Flügel wurde es nun von verhängnißvoller Bedeutung, daß er nicht in der vom Könige beabsichtigten Kräftegruppirung geschah. Schuld war daran in erster Linie zweifellos das durch den zunehmenden Brand unpassirbar gewordene Zorndorf.

Schon das Vorrücken der Avantgarde vollzog sich nicht ganz in der gewollten Weise. Augenscheinlich sind die beiden Gruppen der Avantgarde, die zu je vier Bataillonen das brennende Dorf links und rechts umgangen hatten, dann auch links und rechts an der Artillerielinie vorbei vorgerückt und haben die dadurch entstandene Lücke im Vorgehen nicht wieder geschlossen. Infolge des etwas weiteren Weges sind ferner die vier rechten Bataillone gegen die linken zurückgeblieben. Diese letzteren ihrerseits wollten den Wiederanschluß an die rechte Gruppe dadurch erleichtern, daß sie auf ihrem inneren Flügel kürzer traten. Dadurch kam der äußere Flügel vor und scheint sich in dem unwillkürlichen Bestreben des Anschlusses nach rechts auch etwas vom Zaberngrund entfernt zu haben. So kam es, daß, als gegen 11 Uhr das Kleingewehrfeuer begann, die Avantgarde mit vorgeprelltem, nicht mehr an=

gelehntem linken Flügel und nicht einheitlich und in sich geschlossen an den Feind kam.

Und doch hatte ihr Angriff nach den Preußischen Darstellungen zunächst Erfolg. Unterstützt durch den starken Staub, der den Russen ins Gesicht wehte und ihr das Sehen erschwerte, drangen die Bataillone nach kurzem Feuergefecht mit dem Bajonett in den rechten Russischen Flügel ein und warfen die vordere Linie zurück. Aber inmitten der Uebermacht, in die sie hineinstießen, erlahmte ihre Kraft. Und jetzt rächte sich schwer das Abweichen von den Anordnungen des Königs. Statt daß nunmehr das 1. und 2. Angriffstreffen, der Avantgarde auf Vordermann folgend, bereit gewesen wäre, mit Wucht dem Stoße derselben Nachdruck zu geben und deren anfänglichen Erfolg in einen entscheidenden zu verwandeln, fehlte der Avantgarde und besonders dem linken Flügel derselben jegliche Tiefenunterstützung.

Das 1. und 2. Treffen des linken Flügels hatten Zorndorf mit allen Bataillonen östlich umgangen. Dadurch entstand zunächst eine völlige Verschiebung in seinem räumlichen Verhältniß zur Avantgarde. Es ist nun trotz Gaudis Angabe zu bezweifeln, daß die beiden Treffen auch nördlich Zorndorf die Anlehnung links an den Zaberngrund und somit den Vordermann auf die Avantgarde wiedergewonnen hätten, bevor die eigentliche Angriffsbewegung begann. Wahrscheinlicher ist, daß Generalleutnant v. Kanitz, und zwar, wie es heißt, weil er angesichts der schon in Vorwärtsbewegung begriffenen Avantgarde sonst zu spät an den Feind zu kommen fürchtete, die Geradeausbewegung bereits etwa dann wieder aufgenommen hat, als sein linker Flügel noch am rechten der Artillerielinie vorbeikonnte. So folgte nun also höchstens der linke Flügel des 1. Treffens dem rechten der Avantgarde, ja es sollen schließlich Avantgarde und 1. Treffen fast nebeneinander in gleiche Höhe gekommen sein.

Die andere Darstellung, welche vor dem Angriff die Wiederherstellung des ursprünglichen Aufbaues nördlich Zorndorf annimmt, macht dem Generalleutnant v. Kanitz den Vorwurf, sich während der Vorwärtsbewegung „ganz rechts gezogen zu haben". Für ein derartig starkes Rechtsziehen, wie es alsdann hätte erfolgen müssen, um neben die Avantgarde zu gerathen, bildet aber weder der dem General untergeschobene Beweggrund, Anschluß nach rechts halten zu müssen — hier waren ja gar keine Truppen, an die Anschluß zu halten war — noch auch etwa das Bestreben, Anlehnung an den die rechte Flanke schützenden Galgengrund zu gewinnen, die bei einer Frontausdehnung von neun Bataillonen so wie so sehr bald vorhanden gewesen wäre, eine annehmbare Erklärung. Zweifellos ist nach den räumlichen Verhältnissen, daß, wenn das erste Treffen fast neben die Avantgarde gerathen sein soll, eine Anzahl Bataillone desselben auf die Ostseite des Galgengrundes gekommen sein muß.

Wie nun aber auch die unheilvolle Verschiebung in der Gruppirung des Angriffsflügels entstanden sein mag, so viel steht fest, daß statt einer dreifach nach der Tiefe gegliederten wuchtigen Masse eine verhältnißmäßig lange, dünne und auch in sich nicht mehr geschlossene Linie den Angriff gegen den rechten Russischen Flügel durchführen wollte.

Nach Maßlowskis Darstellung erkannte Fermor die Schwäche dieses der Tiefe entbehrenden Angriffs und gab, noch ehe es zum Einbruch der Preußischen Avantgarde gekommen war, dem rechten Flügel Befehl zur Gegenoffensive, die durch die Kavallerie des Generals Gaugreven eingeleitet werden sollte. Nach dem Bericht des auf diesem Flügel befindlichen Generalmajors Grafen Panin sahen die Truppen des rechten Flügels die Preußen erst auf 40 Schritt und brachen, nachdem sie ihre 12 Patronen verschossen, ohne irgend einen Befehl zum Gegenstoß vor. Da hier Schußzahl und Entfernung vom Gegner in starkem Widerspruch stehen, wird man daran festhalten dürfen, daß thatsächlich die Preußischen Bataillone in die Russische Aufstellung eingedrungen sind. Aber jedenfalls wurden sie alsbald wieder zurückgeworfen, und nun stürzten die Russen den Weichenden nach. Damit verband sich ein Vorbrechen der neun Eskadrons unter General Gaugreven gegen die linke Flanke zunächst der Avantgarde, dann auch der beiden Infanterietreffen, und schließlich, auf Fermors Befehl, ein offensiver Gegenstoß des ganzen Russischen Flügels westlich des Galgengrundes. Vor diesem Ansturm zerschellte der Preußische Angriff. Nicht nur die acht Bataillone der Avantgarde, sondern auch noch sieben des 1. und 2. Treffens, jedenfalls diejenigen, die sich westlich des Galgengrundes befanden, wurden zertrümmert und in Auflösung auf Zorndorf und Wilkersdorf zurückgeworfen. Auch eine Anzahl schwerer Geschütze ging verloren.

Es ist nicht festzustellen, inwieweit, als der Angriff zwischen Zaberngrund und Galgengrund scheiterte, auch schon die Bataillone östlich des letzteren, die in Echelons rechts abfallend ja etwas zurückhingen, in den Nahkampf eingetreten waren und inwieweit sich die Fermorschen Regimenter östlich des Galgengrundes an dem Gegenstoß betheiligt haben. Wenn Maßlowski erwähnt, daß diese Regimenter durch den Preußischen Vormittagsangriff so erschüttert worden seien, daß sie bis zum Abend zu einer Offensive nicht fähig gewesen wären, so wird man diesen Umstand allerdings vornehmlich der Wirkung des Preußischen Artilleriefeuers zuzuschreiben haben. Jedenfalls aber darf man daraus folgern, daß es östlich des Galgengrundes nicht zu einer solchen Katastrophe für den Angreifer gekommen ist wie westlich desselben. Immerhin muß die Flucht der 15 Bataillone des linken Flügels auch diese Theile zum Rückzuge gezwungen haben.

Es wäre wohl nun kaum zu einem so durchschlagenden Erfolge des Russischen Gegenangriffs zwischen Zabern- und Galgengrund gekommen, wenn das Gelände ein schnelleres Eingreifen der gesammten Preußischen Reiterei des

linken Flügels gestattet hätte. Die Schwierigkeit der Ueberwindung des Zaberngrundes und der Entwickelung von Zorndorf her durch die Artillerie und die zurückfluthende Infanterie hindurch, das Fehlen der Möglichkeit, die gesammte Kavallerie aus der günstigsten Richtung, der Flanke, einheitlich den vorbrechenden Russen entgegenwerfen zu können, hat anscheinend das sofortige Eingreifen etwas verzögert, so daß die Preußischen Bataillone dem Russischen Ansturm gänzlich erliegen konnten. Aber die Kavallerie kam noch immer rechtzeitig genug, um die Scharte der Infanterie glänzend wieder auszuwetzen.

Zuerst zur Hand sind augenscheinlich die Dragonerregimenter Plettenberg und Platen gewesen, die, einem inzwischen erhaltenen Befehle gemäß, im Begriff waren, vom rechten Flügel zur Verstärkung des linken heranzurücken. Mit dem Regiment Plettenberg warf sich der Prinz Moritz von Dessau persönlich in den Feind.

Während diese Regimenter wahrscheinlich am weitesten rechts an der Westseite des Galgengrundes entlang vorgingen, entwickelten sich vom Westrand von Zorndorf her die 15 Dragonereskadrons des linken Flügels, 10 Schorlemmer und 5 Czettritz, deren Einhauen der inzwischen in das Gelände bei Zorndorf zurückgekehrte König persönlich befahl. Bald darauf gelangte dann auch Seydlitz mit den 31 Eskadrons, die sich bisher westlich des Zaberngrundes außer Artillerieschußweite gehalten hatten, zum Eingreifen. Seydlitz soll den Zaberngrund an zwei Stellen überschritten haben, mit seinem Kürassierregiment, dem die Husarenregimenter Zieten und Malachowski als Reservestaffel folgten, unweit des Fuchsberges, mit den Regimentern Gardes du Corps und Gensdarmes weiter oberhalb.

So wurde es schließlich eine Masse von 56 Eskadrons, die in Front, Flanke und Rücken der Russen einhieb. In welchen Formen Entwickelung und Angriff dieser verschiedenen Reitergruppen stattfand, läßt sich leider nicht feststellen. Nachdem die wenigen Russischen Schwadronen durch die Dragoner hinweggefegt waren, richtete sich der Hauptangriff dann gegen die feindliche Infanterie. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß hierbei, besonders für die über den Zaberngrund sich entwickelnden Regimenter, eine unserer heutigen Staffelattacke ähnliche Angriffsform stattgefunden hat. Die vordere Linie der Russen war in dem Ungestüm der Verfolgung bereits stark in Unordnung gerathen und erwehrte sich des Reiterangriffs größtentheils nur noch in unordentlichen Haufen zusammengeballt. In festerer Ordnung waren die rückwärtigen Abtheilungen geblieben. Auf sie soll sich Seydlitz, nach dem ersten Angriff am Zaberngrund entlang nach Norden ausholend und so die Flanke gewinnend, in einer Kolonnenattacke gestürzt haben. Ueberall wehrte sich die Russische Infanterie mit außerordentlicher Standhaftigkeit und Tapferkeit und gab so den Preußischen Reitern blutige Arbeit. Ein „entsetzliches Massacre" nennen es die Berichte. Das Husarenregiment Zieten gerieth vor-

übergehend so völlig zwischen die Russischen Regimenter, daß es sich den Rückweg mit dem Säbel erkämpfen mußte. Aber die Tapferkeit der Preußischen Reiterei überwand doch den verzweifelten Widerstand der Russen. Der Erfolg war schließlich der, daß der ganze Russische Flügel westlich des Galgengrundes zersprengt wurde. Die Trümmer flüchteten theils nach Quartschen, theils auf die Ostseite des Galgengrundes. Die ganze Russische Artillerie westlich desselben fiel in Preußische Hände.

Seydlitz formirte nach diesem außerordentlichen Erfolge die Kavallerie von Neuem südlich des Fuchsberges. Es hätte dem bisherigen Angriff die Krone aufgesetzt, wenn derselbe gegen die jetzt entblößte rechte Flanke des östlich des Galgengrundes stehenden Russischen Centrums hätte fortgesetzt werden können. Aber Fermor hatte diese Gefahr erkannt und durch rasche Bildung einer Infanterie- und Artillerieflanke den Ostrand des Galgengrundes besetzen lassen. Angesichts dieser neuen, noch unerschütterten Feuerfront mußte Seydlitz von weiteren Angriffen über das Hinderniß des Galgengrundes hinweg abstehen. Die Kavallerie ging in Deckung nach Zorndorf zurück.

Es war ungefähr 1 Uhr mittags geworden, als die Schlacht diese Wendung genommen hatte. Des Königs Absicht, die Zertrümmerung des rechten Russischen Flügels, war allerdings thatsächlich durch die Bravheit der Preußischen Reiterei erreicht. Aber eine entscheidende Ausnutzung dieses Erfolges wäre nur möglich gewesen, wenn nunmehr die Infanterie die Russen vom rechten Flügel aus hätte aufrollen können. Eine solche Möglichkeit fehlte indessen gänzlich. Der abgeschlagene Preußische linke Flügel sammelte sich nothdürftig wieder zwischen Zorndorf und Wilkersdorf.

Noch standen Mitte und linker Flügel des Russischen Heeres ungeschlagen da. Der König mußte sich also, wollte er eine endgültige Entscheidung herbeiführen, zu einem neuen Angriff entschließen. Derselbe konnte sich entweder nochmals gegen den rechten oder aber gegen den linken feindlichen Flügel richten. Der König entschied sich für das Letztere. So entstand der zweite Akt des blutigen Dramas, der Nachmittagskampf gegen den linken Flügel der Russen.

Ist es schon schwer, aus dem vorhandenen Quellenmaterial ein auch nur einigermaßen klares Bild von den Einzelheiten des Vormittagskampfes zu gewinnen, so wird dies völlig zur Unmöglichkeit, was den Nachmittagskampf anbetrifft. Nicht nur fließen hier die Nachrichten noch spärlicher, sondern die vorhandenen widersprechen sich auch in vielfacher Weise. Die Darstellung ist daher in noch weit höherem Grade auf Vermuthungen angewiesen und vermag den Verlauf überhaupt nur in ganz großen Zügen zu schildern. Einzelheiten entziehen sich fast vollständig unserer Kenntniß.

Es ist bereits betont worden, daß der linke Russische Infanterieflügel beträchtlich nach Osten hin über den Doppelgrund hinaus gereicht haben muß. Die alten Darstellungen, welche denselben am Doppelgrund endigen lassen,

verlegen nun sämmtlich den Schauplatz des Nachmittagskampfes fast ganz und gar in das Gelände westlich des Doppelgrundes. Frhr. v. der Wengen ist der Erste gewesen, der in seiner 1894 erschienenen vortrefflichen Abhandlung über Zorndorf sich mit Bestimmtheit gegen diese Auffassung wendet. Ein Angriff, der sich nur westlich des Doppelgrundes vorbewegt hätte, wäre eben nicht ein Angriff gegen den linken Flügel, sondern gegen das Centrum der Russen gewesen. Ausgeschlossen ist aber, daß der König sich nicht auch hier der Vortheile des Angriffs gegen den Flügel, mit dessen Zertrümmerung er in der Flanke der übrigen Russischen Aufstellung stand, voll bewußt gewesen wäre. Es muß sich daher der Kampf gegen den linken Russischen Flügel mit den Hauptkräften im Gelände östlich des Doppelgrundes abgespielt haben.

Um zunächst das Sammeln des geworfenen linken Flügels zu erleichtern, hatte der König den bis dahin versagten Infanterieflügel etwas vorrücken lassen. Das Sammeln gelang aber nur zum Theil. Die acht Bataillone der Avantgarde werden im späteren Verlauf des Kampfes nirgends wieder erwähnt, scheinen also vollständig verwendungsunfähig geworden zu sein. Um die Truppen für den neuen Angriff bereitzustellen, bedurfte es einer starken Rechtsschiebung derselben. Zunächst war der König auch hier auf Artillerievorbereitung bedacht. Die Geschützlinie, die bisher unter Bedeckung des Bataillons Alt-Kreytzen auf der Höhe nordwestlich Wilkersdorf gewirkt hatte, wurde daher auf die Höhe d östlich des Doppelgrundes hinübergeschoben. Ihren bisherigen Platz werden die bisher nördlich Zorndorf gestandenen Geschütze, soweit sie bewegungsfähig geblieben, eingenommen haben.

Gleichzeitig vollzog sich die Verschiebung des bis dahin noch gar nicht im Gefecht gewesenen rechten Infanterieflügels durch ein starkes Rechtsziehen gegen Zicher hin derart, daß hinter der Artilleriehöhe d mit dem rechten Flügel etwa am Wege Zicher—Gr. Kamin die in der Skizze 4 mit C bezeichnete Front erreicht wurde. Der linke Infanterieflügel, der nach den Ueberlieferungen zunächst warten sollte, bis der rechte mit ihm in gleiche Höhe gekommen, scheint sich demnach hinter der Artillerielinie c wieder formirt zu haben.

Nach Gaudi sind die im zweiten Treffen des rechten Infanterieflügels noch verfügbaren beiden Bataillone der Regimenter Alt-Kreytzen und Seers — ein Bataillon Alt-Kreytzen war Artilleriebedeckung, ein Bataillon Seers hatte auf dem linken Flügel der Dohnaschen Truppen das zu sehr mitgenommene Grenadierbataillon Nesse ersetzen müssen — ebenfalls in das erste Treffen gezogen worden, so daß der Angriff des rechten Flügels in nur einem Treffen erfolgt wäre. Nach den Erfahrungen des Vormittagsangriffs will eine solche Maßregel nicht recht einleuchten, und da wir am Abend die eigentlich zum zweiten Treffen des linken Flügels gehörigen Regimenter Bülow und Kurssel einen gemeinsamen Gefechtsauftrag mit der auf dem äußersten rechten Flügel stehenden Brigade des Prinzen Franz von Braunschweig erhalten

sehen, so ist es nicht unmöglich, daß diese beiden Regimenter als zweites Treffen hinter den rechten Flügel gezogen worden sind. Es würde alsdann der jetzige Hauptangriffsflügel aus 18, der linke, der jedenfalls etwas versagt bleiben sollte, aus 12 Bataillonen bestanden haben.

Die Kavallerie des rechten Flüges begleitete den Rechtsabmarsch in Front und äußerer Flanke, möglicherweise östlich der Teichreihe, wenn man etwa bereits wußte, daß 2000 Kasaken von Landsberg im Anmarsch auf Gr. Kamin waren. Diejenige des linken Flügels nahm hinter der Infanterie nordwestlich Wilkersdorf Aufstellung. Die Dragonerregimenter Platen und Plettenberg zur Kavallerie des rechten Flügels gehörig, wurden dorthin zurückgeschickt.

Es war 3 Uhr nachmittags, als nach etwa zweistündiger Pause der Kampf von Neuem begann und zwar mit einem Vorspiel auf dem Preußischen rechten Flügel.

Gegen die unter Bedeckung des Bataillons Alt-Kreytzen südlich Zicher in Stellung befindliche Geschützlinie brachen vom linken Russischen Flügel die 12 Eskadrons Kürassiere unter General Demikoude vor. Die Batterie wurde genommen, das Bataillon zusammengehauen. 300 Schritt dahinter stand das Infanterieregiment Prinz von Preußen, welches zu Hülfe eilte. Auch auf dieses stürzten sich die Russischen Kürassiere. Ein Bataillon, durch die zurückjagenden Protzen bereits in Unordnung gebracht, wurde gleichfalls arg mitgenommen, aber das kaltblütige Feuer des anderen Bataillons wies die Kürassiere blutig ab. Jetzt eilte auch Kavallerie herbei, sowohl von der des rechten Flügels, die durch das Ueberschreiten der Teichniederung aufgehalten sein mag, wie auch von Wilkersdorf her. Genannt werden die Regimenter Prinz von Preußen, Markgraf Friedrich, Karabiniers und Normann des rechten, sowie die Regimenter Gardes du Corps, Gensdarmes, Schorlemmer, Czettritz und Seydlitz des linken Flügels. Die Batterie wurde zurückerobert, das gefangene Bataillon Alt-Kreytzen befreit und die Kürassiere in voller Flucht auf Zicher zurückgeworfen.

Nunmehr trat der rechte Infanterieflügel zum Angriff an, so daß sich die in Skizze 4 mit D bezeichnete Kampffront bildete.

Bald nachdem auf beiden Seiten das Kleingewehrfeuer begonnen hatte, beantworteten die Russen den Preußischen Angriff abermals mit einer Gegenoffensive. Es ist also völlig unzutreffend, wenn die älteren Darstellungen den Russen in der Schlacht von Zorndorf immer nur die Rolle eines ganz passiven Widerstandes zuschreiben. Auch dieser Russische Gegenangriff führte zum Theil eine ähnliche Katastrophe herbei wie derjenige am Vormittag.

Die besseren Russischen Truppen — die Fermorschen — standen westlich des Doppelgrundes, östlich nur Regimenter des weniger tüchtigen Browneschen Korps, das allerdings über eine zahlreiche und gute Artillerie verfügte. Es wird daher verständlich, daß sich der Russische Angriff in seinen nachtheiligen

Folgen hauptsächlich auf dem Preußischen linken Flügel geltend machte, auf dem die Hälfte der Bataillone bereits durch den Vormittagskampf stark erschüttert war.

Nach Maßlowskis Angaben haben sich übrigens nicht alle Regimenter Fermors an dem Gegenangriff betheiligt, also wohl diejenigen nicht, die, dem Galgengrunde östlich zunächst stehend, nach seiner Aussage bereits am Vormittag stark gelitten hatten.

Der Zusammenstoß der Preußen und Russen führte nun zu einem längere Zeit hin- und herwogenden Kampfe, dessen Einzelheiten sich auch nicht annähernd erkennen lassen. Mit äußerster Erbitterung wurde auf beiden Seiten mit wechselndem Erfolge gekämpft. Bald drangen die Preußischen Bataillone siegreich vor, bald wurden sie von den Russen wieder zurückgetrieben, was, wie Fermor berichtet „zum wenigsten zu vier verschiedenen Malen von beiden Seiten geschehen und bis 5 Uhr abends gedauert hat". Auch die linke Preußische Batterie gerieth vorübergehend in die Hände der feindlichen Kavallerie; mehrfach hieb dieselbe auch erfolgreich auf die Preußische Infanterie ein. Unausgesetzt war die Preußische Reiterei bemüht, „allemal die Sachen zu retabliren, wo sie am schlimmsten stunden", wie ein Bericht sagt. Meistentheils gelang das mit Erfolg. Eine besonders gefährliche Krisis auf dem rechten Flügel scheint der Angriff der Dragonerregimenter Platen und Plettenberg abgewendet zu haben. Wiederholte Angriffe mehrerer Regimenter, so der Seydlitz-Kürassiere und Schorlemmer-Dragoner, wurden aber auch völlig abgeschlagen. Sehr hinderlich war dem Wirken der Kavallerie der außerordentlich starke Staub. Ein Augenzeuge, Generalmajor v. Platen, sagt: „Die Reuterei würde auch noch mehr gethan haben und die Schlacht nicht so anhaltend gewesen sein, wenn nicht so viel Staub gewesen, daß, wenn man 50 Schritt gejaget, man stille halten müssen, um zu sehen, wo man sei."

Die Ordnung löste sich auf beiden Seiten mehr und mehr, und immer wilder wogte der Kampf durcheinander. Bald focht kein Bataillon mehr in Linie, aber den Preußen ermöglichte ihre bessere Ausbildung doch ein schnelleres Wiederherstellen geordneter Formen. Geschossen wurde zeitweilig fast gar nicht mehr, nur Kolben, Bajonett und Säbel wütheten.

In diesem erbitterten Ringen hielten die Truppen des rechten Flügels, die der König selbst aus Schlesien herbeigeführt hatte, die Infanterieregimenter Prinz von Preußen, Forcade, Asseburg, Kalkstein und das Grenadierbataillon Wedell, heroisch Stand.

Nicht so die Regimenter des linken Flügels. In Haltung und Selbstvertrauen wohl durch den unglücklich verlaufenen Vormittagskampf nachtheilig beeinflußt, fingen sie schließlich an zu wanken. Der König, alle Gefahr verachtend, eilte selbst zu ihnen hin und ergriff die Fahne eines Bataillons, um die erschütterten Truppen zu erneutem Vorgehen anzufeuern. Aber selbst

dieses heldenhafte Beispiel des Königs vermochte das Verhängniß nicht mehr zu wenden. Der ganze linke Flügel fluthete schließlich auf Wilkersdorf zurück.

Die Lage war äußerst ernst. Der König selbst schrieb nach der Schlacht: „Wir waren auf dem Punkt, total geschlagen zu werden.“ Aber die Kavallerie und die Infanterieregimenter des rechten Flügels retteten die Ehre des Tages.

Seydlitz faßte noch einmal die gesammte Kavallerie des linken Flügels — es müssen 46 Eskadrons gewesen sein — zusammen, um sie in drei auf Vordermann hintereinander folgenden Treffen aus der Richtung nordwestlich von Wilkersdorf her dem Feinde entgegen zu werfen. Sein Angriff, der mit schwächeren Theilen auch östlich des Doppelgrundes entlang gefegt sein mag, traf mit der Hauptwucht die westlich dem Doppelgrunde zunächst befindlichen Russischen Regimenter, während die am Galgengrunde befindlichen Truppen zunächst nur wenig oder gar nicht davon berührt wurden. Trotz heftigsten Gewehr- und Kartätschfeuers drangen die Seydlitzschen Reiter siegreich in die Russischen Bataillone ein, und wie am Vormittage hob von Neuem ein Gemetzel an, in dem das Russische Fußvolk, das kein Pardon nehmen wollte, sich mit verzweifelter Energie wehrte und die Preußische Reiterei mit rasender Erbitterung Alles niedersäbelte, was nicht die Flucht ergriff. Nicht lange, so war dieser Theil der Russischen Schlachtlinie durchbrochen und völlig zersprengt. Die Trümmer retteten sich theils durch das Hofebruch nach der Mietzel zu, theils in der Richtung nach Quartschen. Dieser Zeitpunkt war es jedenfalls, den der Feldzeugmeister Baron v. St. André mit den Worten schildert: „Ungefähr nachmittags um 4 Uhr glückte es dem Feind, durchzubrechen und also die Armee zu trennen; ich befand mich dermalen bei Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Karl ungefähr in der Mitte der Armee dem rechten Flügel zu; wir hatten sämmtlich das Unglück, nicht nur von dem linken Flügel, welcher noch immer im Feuern mit dem Feind war, abgeschnitten, sondern auch von ihnen umringt zu werden; während dieser Zeit kam der General Graf Fermor in vollem Galopp gegen uns geritten, im Vorbeijagen zu mir sagend, Herr General, ich werde mich nach Schwedt retiriren.“

Der bereits verwundete Fermor wurde dann aber in den Strudel der Flucht derart mit fortgerissen, daß er erst am späten Abend wieder zu seinen Truppen stieß. Einem Rückzug nach Schwedt hätte überdies die Vernichtung der vorhandenen Mietzel-Uebergänge die größten Schwierigkeiten bereitet.

Angesichts des Seydlitzschen Erfolges setzten nun auch die Infanterieregimenter des rechten Flügels noch einmal ihre ganze Kraft ein. Der Prinz Moritz von Dessau führte sie zu einem letzten entscheidenden Angriff auf die Browneschen Grenadiere vor. Auch jetzt wirkten die Kavallerieregimenter des rechten Flügels jedenfalls nach Kräften mit; fest steht, daß die Ruesch-

Husaren den Feind sogar im Rücken anfielen. Und auch dieser Angriff gelang; die durch den Seydlitzschen Ansturm in der rechten Flanke bereits entblößten Theile des Browneschen Korps östlich des Doppelgrundes wurden völlig geworfen, zum Theil noch den Seydlitzschen Reitern in die Arme getrieben und in das Gelände zwischen Darmietzel und Quartschen versprengt.

Damit war das Schicksal der Russen entschieden; der König hatte die Schlacht gewonnen. Flüchtig irrten die feindlichen Trümmer an der Mietzel, im Hofebruch und bei Quartschen umher. Die Auflösung steigerte sich, als die Flüchtlinge die eigene Bagage bei Quartschen zu plündern begannen, um sich der vorhandenen Branntweinvorräthe zu bemächtigen. Den bis hierher verfolgenden Husaren gelang es, eine größere Anzahl höherer Russischer Offiziere gefangen zu nehmen. Nur in den Fermorschen Regimentern am Galgengrund, an denen sich nach Maßlowski schließlich auch der gegen sie links einschwenkende Seydlitzsche Angriff gebrochen hat, war noch einigermaßen fester Halt vorhanden.

Sie wurden jetzt hinter den Galgengrund zurückgeführt, wo es den Bemühungen einiger Russischer Generale gelang, einen Theil der Zersprengten wieder zu sammeln und erneuten Widerstand vorzubereiten. Sie fanden die Zeit dazu, da auch die Preußen zunächst die stark verlorene Ordnung wieder herstellen mußten.

Die Infanterie des rechten Flügels hatte während und nach dem letzten Angriff die rechte Schulter derartig vorgenommen, daß sie jetzt parallel dem Doppelgrunde mit der Front nach Westen stand. Die Truppen des linken Flügels suchte man bei Wilkersdorf wieder zu sammeln; es gelang aber nur bei einer beschränkten Anzahl von Bataillonen. Ein großer Theil hatte die Flucht bis Batzlow und in die Massinsche Haide fortgesetzt.

Die gesammte Kavallerie, bis auf das Husarenregiment Ruesch, das auf dem rechten Flügel verblieb, sammelte sich nunmehr auf dem linken Flügel, um hier dem Unwesen der auf dem Schlachtfelde umherschwärmenden Kasaken ein Ende zu machen.

Die Russischen Reste hatten sich inzwischen in dem Gelände westlich des Galgengrundes in der Gegend des Fuchsberges mit der Front nach Osten von Neuem festgesetzt und den hier mit Buschwerk bestandenen Grund selbst, in dem sich noch ein Theil des leichten Trosses und die Kriegskasse befand, besetzt behalten.

Als König Friedrich diese Maßregeln zu neuem Widerstande bemerkte, beschloß er trotz aller Erschöpfung der Truppen die Fortsetzung des Angriffs. So entspann sich — nach 6 Uhr abends — das Schlußspiel des mörderischen Tages, der Kampf um den Galgengrund.

Mit dem Angriff wurden die Brigade des Prinzen Franz von Braunschweig, bestehend aus dem Grenadierbataillon Wedell und den Regimentern

Forcade und Prinz von Preußen, sowie die Regimenter Bülow, Kurssell und Theile von Alt-Kreytzen und Seers — im Ganzen 11 Bataillone unter Generalleutnant Forcade — beauftragt. Gleichzeitig mit dessen Frontalangriff sollte General v. Rautter mit den bei Wilkersdorf wieder gesammelten Bataillonen die rechte Flanke der Russen angreifen.

Nach verschiedenen vergeblichen Angriffen gelang es zwar den Truppen des Generals v. Forcade schließlich, in den Galgengrund einzudringen, aber darüber hinaus vermochten sie keine Fortschritte mehr zu machen. Alle Versuche scheiterten an einem mörderischen Kartätschfeuer vom westlichen Hange her. In bedenklichem Maße steigerte sich Preußischerseits außerdem der Munitionsmangel. Vor Allem aber blieb die Unterstützung des Generals v. Rautter völlig aus. Als dessen Bataillone in das feindliche Geschützfeuer geriethen, verloren sie abermals die Nerven und wichen wiederum auf Wilkersdorf zurück. Ueber alledem sank schließlich die Dämmerung auf das blutgetränkte Schlachtfeld herab und machte dem Kampfe gegen 8 Uhr abends ein Ende. Auf beiden Seiten war nach dem fast zwölfstündigen Kampfe, dem zwei schlaflose Nächte voraufgegangen waren, und der bei drückendster Hitze und mit ungeheurer Anspannung aller körperlichen und seelischen Kräfte durchgefochten worden war, die Erschöpfung eine so völlige, daß weder Sieger noch Besiegte zu weiteren Anstrengungen fähig waren.

Die Russen zogen sich noch am Abend hinter den schützenden Zaberngrund zurück, die Preußen verblieben zwischen dem Galgengrund und dem Doppelgrund; schwache Theile behielten den Galgengrund besetzt. Beide Heere benutzten die Nacht, um nach Möglichkeit die Ordnung wieder herzustellen. General Fermor erachtete den Zustand seiner Truppen für derart erschüttert, daß er, unter dem Vorwande, die Todten begraben lassen zu wollen, einen zwei- bis dreitägigen Waffenstillstand nachsuchte, den der König indessen ablehnte.

Die Verluste waren auf beiden Seiten sehr starke gewesen, diejenigen der Russen übertrafen jedoch die Preußischen bei Weitem. Preußischerseits belief sich der Gesammtverlust an Todten, Verwundeten und Vermißten auf 324 Offiziere und rund 11 400 Mann. Der Russische Verlust wurde in einer vom General Fermor am 29. August nach Petersburg geschickten Liste auf 10 886 Todte und Vermißte und 12 788 Verwundete, insgesammt also auf 23 674 Köpfe beziffert. Nach einem weiteren Bericht vom 31. August sollen sich indessen 5000 Mann wieder eingefunden haben. Der Gesammtverlust ist demnach auf rund 18 000 Mann anzunehmen. Die Preußen verloren demnach 30 pCt., die Russen 43 pCt. ihrer Kopfstärke. Von letzteren fielen 82 Offiziere, darunter mehrere Generale, und 2400 Mann in Gefangenschaft. Außerdem überließen sie dem Sieger 103 Geschütze, d. i. über ein Drittel ihrer Artillerie, 27 Fahnen und Standarten, viel Bagage und einen

großen Theil der Kriegskasse. Preußischerseits wurden 26 Geschütze und 3 Fahnen eingebüßt.

Es gelang dem General Fermor, während der Nacht und am Frühmorgen des 26. August die Truppen wieder einigermaßen zu formiren. Ein großer Theil der Versprengten hatte über Quartschen den Wiederanschluß an das Heer gefunden.

Leichte Truppen, einige Infanterie und stärkere Artillerie wurden gegen Morgen über den Zaberngrund hinüber auf die Höhen nordwestlich Zorndorf vorgeschoben. Man darf vielleicht in dieser Maßregel die Absicht Fermors erkennen, unter dem Schutze solcher vorgeschobenen Abtheilung den Abmarsch auf Gr. Kamin vorzubereiten, zu dessen Versuch, wie aus einer an den nach Gr. Kamin versprengten Generalmajor Grafen Panin gelangten Mittheilung hervorgeht, er schon jetzt entschlossen war.

König Friedrich, der die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, ließ am 26. August früh die wieder geordneten Truppen in Schlachtordnung aufmarschiren. Größtentheils verdeckt durch eine den Galgen- und Doppelgrund trennende Geländewelle, stand der rechte Flügel unweit des Hofebruches, der linke in der Richtung auf Wilkersdorf. Die tags zuvor geflüchteten Bataillone hatten sich soweit wieder geordnet, daß sie auf dem rechten Flügel der Schlachtordnung wieder Verwendung finden konnten. Die Kavallerie nahm Aufstellung auf dem linken Flügel nordwestlich Wilkersdorf mit Ausnahme der vor der Front und in der rechten Flanke befindlichen Husarenregimenter.

Nur von einiger Kavallerie begleitet, ritt der König zur Erkundung der Russischen Stellung gegen Zorndorf vor. Nach dem Berichte des Kriegsjournals glaubten die Russen hierin die Absicht der Preußischen Kavallerie zu erkennen, den leichten Troß angreifen zu wollen, den Fermor auf seinen rechten Flügel hatte schaffen lassen. Russische Kavallerie, hinter der eine starke Batterie verborgen gehalten wurde, ging deshalb der Preußischen entgegen. Als die Preußen nahe genug heran waren — so berichtet das Kriegsjournal — schwenkten die Russischen Eskadrons rechts und links auseinander, und die Geschütze eröffneten ein lebhaftes Feuer auf den überraschten Gegner, der zum schleunigen Rückzuge gezwungen wurde. Die Russen haben nicht verfehlt, diesen an sich ganz nebensächlichen Vorgang zu einer ernsten Schlappe der Preußischen Kavallerie aufzubauschen. Thatsächlich war sie nur der Beginn einer in ihrer Wirkung übrigens ganz bedeutungslos bleibenden mehrstündigen Kanonade.

Zu der erwarteten Wiederaufnahme der Schlacht kam es nicht. Der Zustand der Russischen Truppen erlaubte das Ergreifen der Offensive nicht mehr. Aber auch König Friedrich hatte angesichts der Verfassung seiner Truppen und des Munitionsmangels Grund, von einem erneuten Angriff Abstand zu nehmen. Wußte er doch auch, daß die Russen aus Mangel an

Lebensmitteln unmöglich lange in ihrer Stellung bleiben konnten. Sie alsdann beim Abmarsch anzufallen, erschien jedenfalls das Leichtere.

Angesichts der Preußischen Angriffsbereitschaft mußte Fermor die Absicht, nach Groß-Kamin abzumarschiren, vorerst fallen lassen und auf die schützende Nacht verschieben. Er zog gegen Mittag sogar die vorgeschobenen Truppen wieder hinter den Schutz des Zaberngrundes zurück. Ein Kasakenangriff am Nachmittag gegen den rechten Preußischen Flügel, der das hier befindliche Husarenregiment Ruesch zunächst warf, wurde durch Infanterie- und Artilleriefeuer abgewiesen.

Der König ließ nachmittags, als die von Neudamm herangezogene Bagage eingetroffen war, das Heer in der Schlachtstellung das Lager aufschlagen. Die Kavallerie wurde jedoch vom linken Flügel fort hinter die Infanterie nach Zicher zurückgenommen. Man hat diese Maßregel aus Gründen der Wasserversorgung zu erklären versucht. Es ist aber wohl nicht ausgeschlossen, daß der König damit den Gegner zum Abmarsch auf Groß-Kamin gewissermaßen noch mehr herausfordern wollte, um ihm während desselben in die Flanke fallen zu können. Indessen gelang das Letztere nicht. Man kann dem Russischen General Fermor die volle Anerkennung nicht versagen über die meisterhafte Art und Weise, mit der er sich durch einen kühnen Marsch an der Flanke des Preußischen Heeres vorbei aus seiner unhaltbaren Lage befreite und damit sowohl die Verbindung mit seinem Verpflegungstrain wie auch die Rückzugsrichtung nach Landsberg wiedergewann. In der Nacht vom 26. zum 27. August gegen 2 Uhr brach die Russische Armee auf und marschirte in Form eines länglichen Karrees in zwei nebeneinander befindlichen Treffen, dazwischen der Troß, mit Avant- und Arrieregarde an der Drewitzer Haide entlang, südlich Wilkersdorf vorbei auf Gr. Kamin. Kasakenangriffe sollten gleichzeitig die Preußischen Feldwachen beschäftigen und Geschützfeuer die Einleitung eines Angriffs vortäuschen. Sofort ließ der König das Heer unter die Waffen treten. Bis indessen im Morgendunkel und in dem aufsteigenden starken Nebel erkannt war, um was es sich handelte, war es zu spät geworden, das feindliche Vorhaben noch zu durchkreuzen. Der König befahl sofort der Kavallerie, die Arrieregarde der Russen anzugreifen; indessen marschirte diese in so guter Haltung und Ordnung, daß ihr nichts anzuhaben war. Fermor machte auf den beherrschenden Höhen von Groß- und Klein-Kamin Front, entwickelte sofort seine Artillerie und begann sich zu verschanzen. Der König fand die Stellung zu stark, um sie angreifen zu können, und führte das Heer, nunmehr die Verbindung mit Küstrin wieder aufnehmend, in ein Lager vorwärts Tamsel. Eine Avantgarde unter dem Prinzen Moritz von Dessau wurde bis auf Kanonenschußweite an die feindliche Stellung herangeschoben.

So standen sich die beiden Heere mehrere Tage abwartend gegenüber. Mit Ungeduld ersehnte der König den Augenblick, wo Fermor sich zu weiterem

Rückzug entschließen würde. Ehe dieser nicht erfolgte, konnte er die Neumark nicht verlassen, ohne, wie er schrieb, „wieder Alles zu verderben". Die Umgehungsunternehmung eines Detachements unter General v. Gablentz über Neudamm gegen den nach Landsberg zurückgeschickten Verpflegungstroß der Russen, dessen Vernichtung, wie der König meinte, wirksamer sei als eine neue Schlacht, mißlang. Und schon riefen die Ereignisse den König immer dringender nach Sachsen. Bereits am Tage der Schlacht von Zorndorf hatte das in die Lausitz eingefallene Laudonsche Korps die kleine Feste Peitz nördlich Kottbus genommen. Noch am 27. August abends waren deshalb die Zietenhusaren gegen die Laudonsche Kavallerie, deren Patrouillen bis gegen Berlin streiften, nach der Lausitz aufgebrochen. Am 28. August folgte der Prinz Franz von Braunschweig mit einigen Bataillonen ebendorthin. Die Hauptmacht der Oesterreicher unter Daun, der aus der Gegend von Königgrätz über Zittau, Görlitz und Bautzen vorgerückt, drohte sogar durch den Marsch auf Meißen die Armee des Prinzen Heinrich bei Dresden im Rücken zu fassen.

Endlich in der Nacht vom 31. August zum 1. September zog Fermor auf Landsberg ab, wo er sich an demselben Tage mit der von Schwedt herangezogenen Division Rumjanzew wieder vereinigte. In der Hoffnung, dem abziehenden Feinde noch Schaden zufügen zu können, folgte der König am Frühmorgen des 1. September, doch ohne die Russen mehr als in ein kurzes Arrieregardenscharmützel verwickeln zu können. Das Heer bezog ein Lager bei Blumberg. Von hier trat der König am 2. September mit den Regimentern der Schlesischen Armee den Abmarsch über Frankfurt und Lübben nach Dresden an. Genau einen Monat nach seinem Aufbruch von Landshut stand er, mit den Truppen des über Bunzlau, Sagan und Spremberg heranmarschirten Markgrafen Karl wieder vereint, nördlich Dresden zur Unterstützung des Prinzen Heinrich bereit.

Die Nachricht „der König kommt" hatte genügt, um Daun zur Aufgabe seines Umgehungsversuches und zum Rückzug in die feste Stellung bei Stolpen zu veranlassen.

General Graf Dohna blieb mit 23 Bataillonen und 35 Eskadrons den Russen, die sich bei Landsberg verschanzten, gegenüber stehen und folgte, ohne daß es noch zu Kämpfen gekommen wäre, Ende September ihrem Abmarsch nach Pommern, von wo die Russen nach vergeblicher Belagerung von Kolberg Anfang November die Winterquartiere hinter der Weichsel aufsuchten.

König Friedrich hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Nach Verlauf der für den Feldzug gegen die Russen berechneten drei Wochen hatte er wieder freie Hand gegen die Oesterreicher bekommen.

Von diesem mehr operativen Gesichtspunkte aus muß vornehmlich das Ergebniß der Zorndorfer Schlacht betrachtet werden.

Am 28. August schossen beide Heere Viktoria. Fermor meldete an alle verbündeten Höfe einen glücklichen Ausgang der Schlacht, Petersburger und Warschauer Zeitungen überboten sich, die Welt vom Russischen Siege bei Zorndorf zu überzeugen und die Preußischen Berichte zu widerlegen. Noch heute behaupten die Russen, Herren des Schlachtfeldes geblieben zu sein und somit den taktischen Waffenerfolg für sich in Anspruch nehmen zu können. Allerdings war die taktische Entscheidung nicht so vollkommen ausgefallen, wie der König gehofft hatte. Die Russen waren nicht derart geschlagen, daß sie auf die nächste Zeit als verwendungsunfähig gelten konnten. Sie hatten noch vermocht, sich in guter Ordnung ihrer verzweifelten Lage zu entziehen, hatten das Schlachtfeld nicht im Zustande der Flucht verlassen. Nimmermehr aber berechtigte sie das, die Palme des Sieges für sich in Anspruch zu nehmen, die stets nur dem gebührt, der seinen Willen gegenüber demjenigen des Feindes durchgesetzt hat. Es ist, als ob die Franzosen den Tag von Vionville zu einem Siege ihrer Waffen stempeln wollten. Allerdings war der König nicht im Stande, dem Vionville ein St. Privat und Gravelotte folgen zu lassen. Wirklich vernichtet wurden daher die Russen nicht. Wohl mag also die theoretische Betrachtung behaupten, der Zweck des Königs sei nicht völlig erreicht worden, da die Russen sehr wohl zur baldigen Wiederaufnahme der Offensive befähigt geblieben seien. Die Thatsachen haben aber das Gegentheil bewiesen, und wenn auch für das spätere Verhalten der Russen, die im Kriegsjahre 1758 von jeder ferneren Offensive Abstand nahmen, noch andere Gründe maßgebend gewesen sein mögen, in der Hauptsache und in erster Linie war es doch die Folge des Preußischen Sieges bei Zorndorf.

Die strategische Anlage der Schlacht zeigt das Feldherrnthum, die eiserne Energie und die rücksichtslose Kühnheit des Königs im hellsten Lichte. Zu der schleppenden Langsamkeit der Russischen Bewegungen, zu der verhängnißvollen Zersplitterung ihrer Streitkräfte kurz vor der Entscheidung, zu der Unentschlossenheit und Passivität ihres Führers steht in scharfem Kontrast die nach Fermors eigenen Worten „außerordentliche und unerhörte Geschwindigkeit", mit der der König den Anmarsch zur Schlacht ausführte, die Konzentration aller verfügbaren Kräfte für dieselbe, der unwiderstehliche Drang nach rascher Entscheidung und die höchste Aktivität und Initiative des Königs.

Sein Oder-Uebergang bei Güstebiese war ein musterhaftes Beispiel für die Durchbrechung einer vertheidigten Flußlinie. Wohl lag die Gefahr vor, in die Umklammerung der beiden feindlichen Gruppen bei Küstrin und Schwedt hineinzumarschiren. Die Schnelligkeit der Ausführung zeitigt aber das entgegengesetzte Resultat. Der König durchschneidet die Verbindung zwischen Fermor und Rumjanzew, der nicht mehr auf dem Kampfplatze erscheinen kann.

Den in seiner Kühnheit verblüffenden Umgehungsmarsch am 25. morgens vollführt der König, als gälte es ein Friedensmanöver. Welcher Unterschied zwischen einer Armee, zu deren Manövrirfähigkeit der Königliche Lehrmeister ein derartiges Zutrauen haben konnte, und ihrem Gegner, der in seiner Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit wie gebannt an eine Stellung erscheint, die verderblich werden mußte.

Fast im vollen Kreise umgeht der König die Russen. Hätte es dem König nur daran gelegen, die Russen von Süden her anzugreifen, so konnte ihn, wie Friedrich v. der Wengen treffend bemerkt, ein Marsch von Klossow durch die Neumühler Forst bequemer nach Zorndorf führen. Die in weitem Bogen sich vollziehende östliche Umgehung verfolgte einen größeren Zweck. Sie allein war im Stande, den Gegner auch dann voraussichtlich noch zur Schlacht zwingen zu können, wenn er bereits versuchte, nach Osten zu entweichen. Clausewitz nennt die Schlacht von Zorndorf die merkwürdigste des Siebenjährigen Krieges und der ganzen neueren Kriegsgeschichte überhaupt wegen der „auf unerhörte Art wiederholten Frontveränderungen". Aus der natürlichen Front der Preußen nach Osten ergab der Marsch über die Oder zunächst die Front nach Süden. Der Marsch am 25. früh führt umgekehrt zur Front nach Norden, der Verlauf des Nachmittagskampfes zur Front nach Westen und erst das Lager von Tamsel wieder zur Front nach Osten. „Gleichen diese Armeen", sagt er, „nicht zwei Ringenden, die sich bei den Haaren gefaßt haben und einander umherziehen?" Möglich waren solche kreisenden Bewegungen seiner Ansicht nach nur deshalb, weil der König im eigenen Lande zunächst seinen Rückzug überallhin nehmen und deshalb in allen Fronten den Angriff wagen konnte, und weil die Russen, nachdem ihnen der einzige Ausweg nach Landsberg abgeschnitten war, in ihrer eingekeilten Stellung zwischen Oder, Warthe und Mietzel nothgedrungen in allen Fronten schlagen, oder aber die Waffen strecken mußten.

Es ist in hohem Grade bedauerlich, daß für die Erkenntniß und Beurtheilung der taktischen Einzelheiten dieser Schlacht, in der der Königliche Feldherr zum ersten Mal den Russen gegenübertritt, uns das Quellenmaterial so äußerst spärlich erhalten geblieben ist. Von besonderem Interesse würde es sein, das entscheidende Eingreifen der Preußischen Kavallerie, zu deren Ruhmestagen Zorndorf in erster Linie gehört, in den Einzelheiten verfolgen zu können. Dafür fehlt es indessen zu sehr an historischer Grundlage, deren Stelle vielfach Phantasie und Legende eingenommen haben.

Die Infanterie hatte den Erwartungen des Königs nicht überall entsprochen. Um so dankbarer erkannte er die Tapferkeit jener Regimenter des rechten Flügels und besonders der Kavallerie an. Der unvergleichliche Geist, mit dem sie der König in langer Kriegs- und Friedensarbeit zu erfüllen verstanden hatte, trug hier vielleicht die herrlichste Frucht. Was sie an jenem Tage geleistet, was auf dem Spiele stand in dem blutigen Kampfe, den vor-

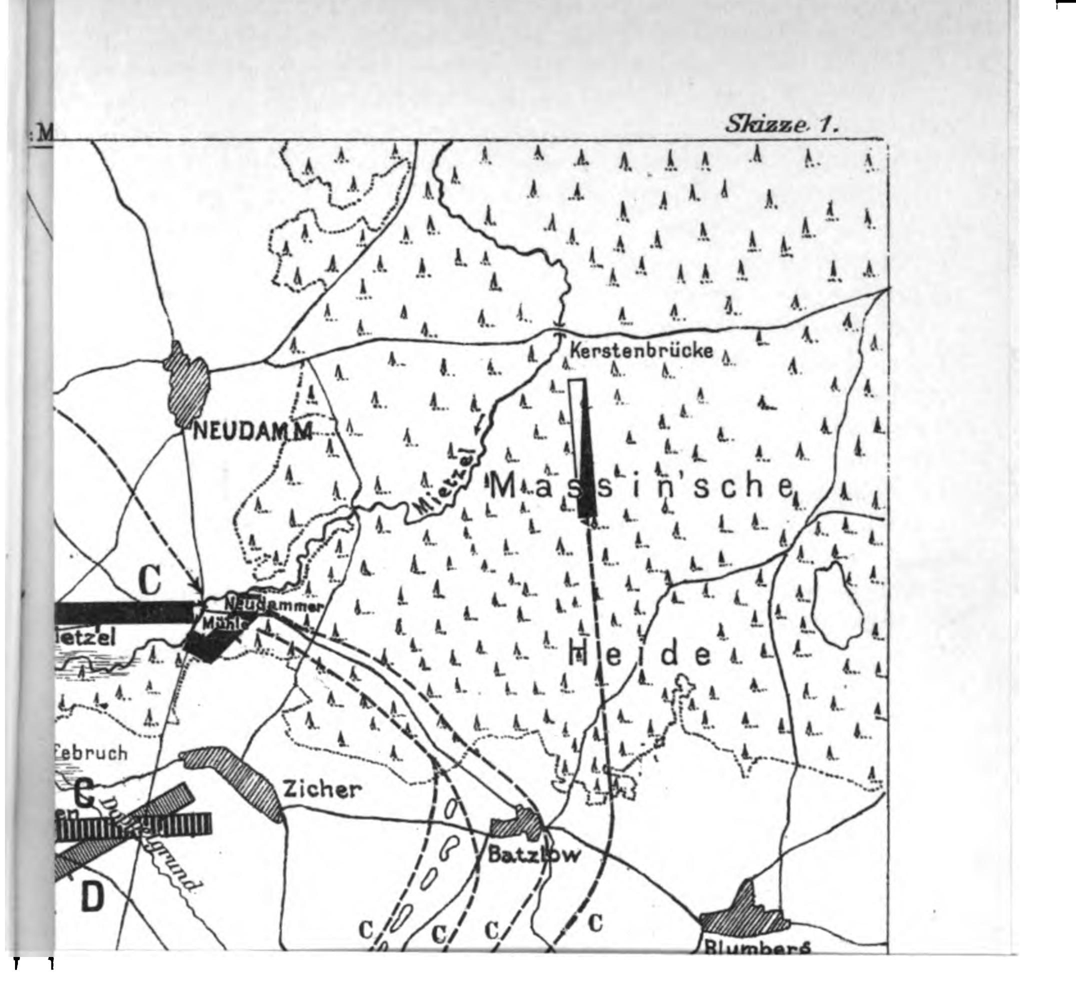
nehmlich sie zu einem siegreichen gestaltete, das hat der König selbst in die Worte gefaßt: „Sie hat den Staat gerettet."

Wir Erben des Ruhmes jener besten Schlachtenreiterei der Welt können auch heute noch all unser Streben und Wollen und das Gelöbniß unseres Herzens nicht kürzer zusammenfassen, als in das stolze Zorndorfer Wort des Kommandeurs der Gardes du Corps: „Wir wollen nicht, daß eine Schlacht als verloren gelte, so lange die Kavallerie noch nicht attackirt hat."

Unzertrennlich vom Namen Zorndorf bleibt der Name Seydlitz. Als der Englische Gesandte Mitchell den König zur gewonnenen Schlacht beglückwünschte, erwiderte dieser, auf Seydlitz zeigend: „Ohne den hätte es schlecht ausgesehen." Wie wahrhaft Seydlitz an jenem Tage des Königlichen Dankes und Lobes würdig war, das beweisen ebenso wie seine Thaten die Worte, mit denen er die Glückwünsche derer ablehnte, die ihn den Sieger der Schlacht nennen wollten.

Und wenn wir jetzt aus einer Stunde der Erinnerung an den großen König und seinen Sieg bei Zorndorf in die Wirklichkeit zurücktreten, so glaube ich, können wir es nicht besser thun, als indem wir uns diese Seydlitzschen Worte zu eigen machen. „Meine Herren", erwiderte er, „der König allein hat die Schlacht gewonnen, ich habe nur gethan, was ein guter Preuße thun muß, ich habe mich gut geschlagen, und tausend Andere haben sich ebenso gut geschlagen wie ich. Also machen Sie keine Komplimente. Halten wir nur fest im Kopf und im Herzen, was wir dem Könige und dem Vaterlande schuldig sind. Je kritischer die Lage unseres theuren Herrn, um so mehr müssen wir Alle unsere Anstrengungen verdoppeln, um ihm gut zu dienen, und was gut Preußisch sein will, muß sein Leben für Nichts achten und muß es Seiner Majestät bei jeder Gelegenheit zum Opfer bringen wollen."

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, Kochstraße 68–71.


Skizze 1.
Kerstenbrücke
NEUDAMM
Mietzel
Massin'sche
Heide
C
Neudammer
Mühle
ietzel
Ebruch
Zicher
Batzlow
C
D
C
C
C
C
Blumberg

Beispiele für Operationen auf der inneren Linie.

I.

Die Ereignisse vor der Schlacht bei Custozza 1866.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 28. November 1900

von

Malchow,
Hauptmann à la suite des Infanterieregiments General-Feldmarschall Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. Brandenburg.) Nr. 64, Militärlehrer an der Selekta der Haupt-Kadettenanstalt.

Mit vier Skizzen in Steindruck.

Das Preußische wie das Oesterreichische Generalstabswerk über den Krieg des Jahres 1866 sind bereits ein bezw. zwei Jahre nach Beendigung des Krieges erschienen. Es ist klar, daß bis dahin noch nicht sämmtliches in Betracht kommende Material zugänglich gemacht, gesichtet und auch aus persönlichen Rücksichten noch nicht immer verwerthbar sein konnte. So vermochte die Darstellung nicht in allen Theilen ein völlig erschöpfendes und einwandfreies Bild zu geben, zumal das Kriegsarchiv des einen Gegners mit einer offiziellen Darlegung zunächst nicht hervortrat. Erst im Jahre 1875 erschien der erste, im Jahre 1895 der zweite Theil des den Feldzug 1866 behandelnden Italienischen Generalstabswerkes. Mit dem Erschließen dieser Quelle trat denn auch das Interesse für den Norditalienischen Krieg, besonders in Oesterreich, von Neuem hervor, und so haben denn die letzten Jahre mehrere bedeutende Oesterreichische Denkschriften, sowohl in der allgemein historischen wie in der militärischen Fachliteratur, hierüber gebracht. Nimmt es doch kein Wunder, daß man gerade in Oesterreich dies Ruhmesblatt seiner Heeresgeschichte mit besonderer Vorliebe wieder aufschlug, die auf ihm enthaltenen Lehren der Armee nutzbar zu machen suchte.

Aber nicht nur der Patriotismus der Oesterreicher, sondern auch das allgemeine militärische Interesse dürfte durch diese Literatur, welcher Deutscherseits die im Jahre 1897 veröffentlichten Denkwürdigkeiten aus dem Leben Theodor von Bernhardis als hochbedeutende Quelle zur Seite traten, von

Neuem auf den kurzen, in fast 36 Stunden zum Austrag gebrachten Norditalienischen Feldzug des Jahres 1866 hingelenkt sein.

Den Anlaß zum Kriege gab die allgemeine politische Gährung des Jahres 1866. Die beiden Hauptfaktoren, welche alle damaligen politischen Vorgänge beeinflußten, waren einerseits die zwar unklare und schwankende und die eigenen Ziele stets verheimlichende, zu jener Zeit aber noch auf ihrem Höhepunkte stehende und deshalb überall in Rechnung zu ziehende Politik des Kaisers Napoleon, andererseits die gerade in dieser Epoche sich in ihrer ganzen Ueberlegenheit zeigende Politik des Grafen Bismarck, des Preußischen Ministerpräsidenten. Unter diesem Einfluß fügte es sich, daß dem Königreiche Italien zu dem neuen Waffengange mit dem alten Gegner für dieses Mal ein Bundesgenosse nördlich der Alpen erstand, wie es im Jahre 1859 einen solchen südlich der Alpen unmittelbar an seiner Seite gesehen hatte. Am 8. April kam das Preußisch-Italienische Waffenbündniß zum Abschluß, in seiner Fassung günstiger für Preußen wie für Italien, für letztere Macht aber doch eine starke und, wie die Folge zeigen sollte, unentbehrliche Basis zur Aufnahme der Feindseligkeiten. Am Morgen des 20. Juni konnte Italien seinerseits die Kriegserklärung den Oesterreichischen Vorposten am Mincio übergeben. —

Sieben Jahre lang hatte nach dem Kriege des Jahres 1859 der Streit zwischen Italien und Oesterreich nur geruht; wird doch der Friede von Villafranca als der Abschluß nur eines Waffenstillstandes, nicht als der eines rechtsgültigen Friedens bezeichnet. Aus dem mit der Unterstützung Frankreichs siegreich zu Ende geführten Kriege des Jahres 1859 war das einige Italien hervorgegangen, die Lombardei ihm einverleibt worden. Dem neuen Königreiche erschien zur Abrundung seines Gebietes, zur Herstellung der natürlichen Grenzen das im Nordosten gewissermaßen herausgeschnittene Viereck Venetiens als begehrenswerth, nach den eigenen Worten La Marmoras „für die Vollendung und Konsolidirung seiner nach göttlichem Rathschlusse wieder erstandenen Nationalität als unumgänglich nothwendig". Dagegen war nach dem Verlust der Lombardei für die Oesterreichische Monarchie die Provinz südlich der Alpen nur noch ein Anhängsel, dessen Preisgebung gegen einen Ersatz an anderer Stelle — Schlesien war dafür ins Auge gefaßt worden — in manchen leitenden Kreisen Oesterreichs als zweckmäßig, durch die augenblickliche politische Konstellation sogar als geboten bezeichnet wurde. Andererseits widersprach es aber der alt überlieferten Tradition, ein Stammland, um welches Jahrhunderte lang gekämpft, welches mit dem Blute Oesterreichischer Landeskinder getränkt war, ohne Schwertstreich dem Gegner zu überlassen. Ein Versuch Italiens, gegen Zahlung von tausend Millionen Lire diese Provinz auf dem Wege des Handels zu erwerben, war noch kaum ein Jahr vorher, kurz nach dem Vertrage von Gastein, seitens der Oesterreichischen Regierung zurückgewiesen worden.

So rüstete man denn in Oesterreich zum Doppelkriege, die Streitkräfte des Landes theilend in eine Nordarmee gegen den mächtigeren und gefürchteteren Gegner in Deutschland, in eine schwache Südarmee zur Festhaltung des Restes einstiger Herrschaft in der Ebene Norditaliens.

Die geographischen und militärischen Verhältnisse schienen hier der Vertheidigung die günstigsten Aussichten zu bieten.

Die Westgrenze bildete die 45 km lange Linie von Peschiera bis Borgoforte (s. Uebersichtsskizze).*) Von seinem Ausfluß aus dem Garda-See bis zum Oberen See von Mantua bot hier der Mincio ein nur auf den vorhandenen Uebergängen bezw. auf Kriegsbrücken zu überschreitendes Hinderniß. Vom Mincio-Knie bis Borgoforte war die Grenze offen, wenn auch durch kleinere Flußläufe und Sumpfstrecken nicht eben leicht zugänglich. Gesichert war die Westgrenze durch die Festungen Peschiera und Mantua, die beiden westlichen des bekannten Festungsvierecks. Die offene Strecke südlich des Oberen Sees von Mantua schloß die sogenannte Curtatone-Linie, bestehend aus einigen Schanzen von allerdings nur geringer Widerstandskraft. In Borgoforte sicherte ein ebenfalls nur schwacher Brückenkopf den Uferwechsel. Zog man den Wirkungsbereich der Festungen Peschiera und Mantua in Betracht, so blieb die etwa 20 km breite Strecke zwischen Salionze und Goito als Einfallthor für einen Angriff von Westen her frei. —

Günstiger stellten sich noch die Verhältnisse mit der Front nach Süden. Der fast rechtwinkelig zur Westgrenze fließende Po bot dem hier vordringenden Gegner das erste Hinderniß, die von Legnago, der südöstlichen Ecke des Festungsvierecks, ab auf nur 15 km Entfernung fast parallel zum Po fließende Etsch die zweite, technisch noch schwieriger zu überbrückende Flußlinie. Zu diesen beiden natürlichen Wasserläufen traten der Kanal Bianco (zwischen Po und Etsch) und der Kanal Gorzone (nördlich der Etsch) als Hindernisse, so daß eine vierfache, durch Gabelungen häufig noch vervielfältigte Barriere sich dem von Süden vormarschirenden Gegner entgegenstellte.

Dazu konnten die tiefer als die Wasserspiegel der Flüsse liegenden Felder im Nothfalle durch Durchstechen der Dämme unter Wasser gesetzt und damit die vorhandenen Straßen zunächst unbrauchbar gemacht werden.

Die wichtigste und beste Verbindung, von Ferrara auf Padua, sperrte außerdem die Oesterreichische Festung Rovigo.

Die Landschaft Venetien selber bildet im Allgemeinen eine reich angebaute, durch zahlreiche vereinzelte Gehöfte unübersichtliche Ebene, zum Theil unterbrochen durch große Sumpfstrecken, wie die Valli Veronesi südwestlich Legnago, welche jede Truppenverwendung ausschließen.

---

*) Bei Anfertigung der Skizzen haben hauptsächlich die Werke des Feldmarschallleutnants v. Scudier und des Obersten Strobl zu Grunde gelegen.



An Erhebungen kommt namentlich in Betracht das dem Südende des Garda-Sees vorgelagerte, etwa 15 km in die Ebene vorspringende Hügelland von Somma-Campagna, in welchem bereits in den Jahren 1848 und 1849, sowie 1859 um den Besitz Oberitaliens gekämpft war. Die etwa 16 km südwestlich Padua sich erhebenden Euganeischen Berge übten einen bestimmenden Einfluß auf die Vormarschrichtung einer den Po überschreitenden Südarmee aus, und endlich kamen die Monti Berici südlich Vicenza in Betracht, Letztere besonders deshalb, weil es später im Italienischen Lager eine alle Maßnahmen beeinflussende Annahme war, daß hier die Oesterreicher sich zur Vertheidigungsschlacht stellen würden.

Eine wesentliche Beachtung verdiente das dem Ostufer des Garda-Sees parallel laufende, zwischen Peschiera und Verona sich öffnende Etsch-Thal infolge der hier nach Norden laufenden Verbindungen der Oesterreichischen Armee.

Von den Plätzen des Festungsvierecks mußte Verona seiner Lage und seiner technischen Stärke nach als der Schlüsselpunkt der Landesvertheidigung gelten.

Aber alle dem Vertheidiger wie dem Angreifer sich bietenden Vortheile und Nachtheile, mochten sie nun durch natürliche Verhältnisse hervorgerufen oder durch künstliche Verstärkung beeinflußt sein, konnten nur als Mittel zum Zweck bei Durchführung des Kampfes in Betracht kommen, die lebenden Streitkräfte mußten in erster Linie bestimmend auf die Absichten der beiden kriegführenden Parteien wirken. Da mußte naturgemäß das Verhältniß sich außerordentlich zu Ungunsten Oesterreichs, der nach zwei Seiten kämpfenden Macht, gestalten.

Die Stärke der auf dem Italienischen Kriegsschauplatze sich gegenüber tretenden Heere dürfte nach den inzwischen veröffentlichten Werken jetzt mit völliger Sicherheit festzustellen sein.

Dem Erzherzog Albrecht, welcher zum Führer der Südarmee ernannt und an die Stelle des nur ungern und mit trüben Vorahnungen auf den nördlichen Kriegsschauplatz abgehenden Feldzeugmeisters Benedek getreten war, konnten zur Verwendung im freien Felde zunächst nur drei Armeekorps zur Verfügung gestellt werden, welche zusammen mit einer Anfang Juni neuformirten Infanterie-Reservedivision die Stärke von 70 000 Mann Infanterie, 3000 Reitern und 168 Geschützen erreichten. Zwar unterstanden seinem Befehle noch sämmtliche in Tirol, Kärnthen, Krain, Istrien und Dalmatien garnisonirenden Truppen, doch waren dieselben einestheils zu Festungs- und Küstenbesatzungen gerade auf diesem Kriegsschauplatze unbedingt nothwendig, andererseits infolge der Art der Ergänzung und Kürze der Ausbildungszeit im freien Felde nicht verwendbar.

Die Oesterreichische Armee setzte sich zusammen aus dem 5., 7. und 9. Armeekorps, der Infanterie-Reservedivision, einer Kavalleriebrigade und



der Artillerie. Jedes Armeekorps zählte drei Infanteriebrigaden. Die Artillerie befand sich nach damaliger Organisation theils im Verbande der Infanteriebrigaden, theils in jedem Armeekorps zu einer Korps-Geschützreserve vereinigt.

Dem gegenüber konnte das längst auf einen Krieg vorbereitete und auf dessen Ausbruch brennende Königreich Italien 20 Divisionen ins Feld stellen, welche nach Abrechnung sämmtlicher Abgänge zusammen

165 000 Mann Infanterie,
10 000 Reiter,
462 Geschütze

zählten. — Nach der demnächst in Kraft tretenden Kriegsgliederung wurden die Streitkräfte in eine Mincio-Armee und eine Po-Armee getheilt. Die Mincio-Armee unter dem speziellen Befehl des Generals La Marmora bestand aus dem 1. Armeekorps unter dem General Durando, dem 2. unter dem General Cucchiari und dem 3. unter dem General Della Rocca. Jedes dieser drei Armeekorps zählte vier Divisionen. Die Po-Armee unter dem General Cialdini bestand nur aus einem, dem 4. Armeekorps, letzteres zählte aber acht, ohne weitere Gliederung selbständig nebeneinander bestehende Divisionen.

Somit sah sich der Erzherzog einer annähernd zweieinhalbfachen Uebermacht gegenüber, welche eher noch höher als niedriger zu veranschlagen er bei Beginn des Feldzuges wohl Veranlassung hatte. Wird doch in dem Oesterreichischen Generalstabswerke die zu Beginn des Feldzuges vorhandene Aufmarschstärke der Italienischen Armee auf 270 000 Mann berechnet.

Sobald der Waffengang mit Oesterreich unvermeidlich erschien, mußte das Hauptquartier der Italienischen Armee, an deren Spitze der König Viktor Emanuel selber trat, über die Art des Vorgehens zum Entschluß kommen, um die Versammlung der Truppen, die zum Theil aus den weit entfernten Garnisonen des Südens heranzuziehen waren, damit in Einklang zu bringen.

Es war von vornherein ein Uebelstand, daß gerade zu Beginn des Feldzuges die in erster Linie ausschlaggebende Stelle des Chefs des Generalstabes der Armee neu besetzt werden mußte. Nach mehrfachen Verhandlungen übernahm sie der General La Marmora, der bisherige Ministerpräsident, welcher fast zehn Jahre lang in der diplomatischen, nicht in der militärischen Thätigkeit gestanden hatte. Wie viel günstiger war es damit in dem Heere des Waffengenossen sowie in dem des unmittelbar gegenüber stehenden Gegners bestellt, wo der Generalmajor Freiherr v. John mit seinem klaren Blick, seinen langjährigen in Krieg und Frieden auf diesem Schauplatze gesammelten Erfahrungen dem Erzherzog Albrecht zur Seite trat.

Daß die Wahl des Generals La Marmora keine günstige war, dürfte der Verlauf der Ereignisse zeigen. Das Urtheil sowohl der Zeitgenossen wie

der Kriegshistoriker ist ein darüber völlig übereinstimmendes. — Die Folgen zeigten sich unmittelbar nach Uebernahme der Dienstfunktion.

Das mit zwei rechtwinkelig zu einander stehenden Seiten in Norditalien hineinragende Venetien konnte nur von zwei Seiten her angegriffen werden, entweder von Westen her über den Mincio herüber oder von Süden her unter Ueberschreitung des Po und der ihm parallel laufenden Wasserlinien.

Das Ueberschreiten des Mincio war leichter, aber es führte die Armee in das Festungsviereck, welches mit dem zu einem Waffenplatz ersten Ranges umgeschaffenen Verona dem Gegner jede Freiheit des Handelns bot, mochte er sich nun, gestützt auf die Festungen, zu einer Vertheidigungsschlacht stellen, mochte er versuchen, unter Ausnutzung des jederzeit ausführbaren Uferwechsels dem vormarschirenden Italienischen Heere in die Flanke zu fallen.

Aber bei diesem Vormarsche gingen die Verbindungen des Italienischen Heeres direckt nach Westen, die Armee stützte sich auf das Stammland Piemont mit seinen festen Plätzen, und dieser Gedanke war für den konservativen Piemontesen La Marmora, welcher die übrigen im Jahre 1859 neu hinzugekommeneu Länder nur als einen unzuverlässigen Anhang zu betrachten geneigt war, entscheidend.

Dem gegenüber bot ein Vormarsch von Süden her über den Po allerdings größere technische Schwierigkeiten, aber er umging das Festungsviereck und führte in seiner Fortsetzung in Richtung auf Padua direkt auf die Hauptverbindungen des Gegners, welcher dann gezwungen war, aus dem Festungsviereck herauszutreten und sich zur Schlacht im freien Felde zu stellen. Hier konnte und mußte dann das beiden Theilen wohl bekannte numerische Uebergewicht der vereinigten und zusammengehaltenen Italienischen Armee zur entscheidenden Wirkung gelangen.

Die Basirung konnte bei diesem Vorgehen allerdings nicht auf das Stammland erfolgen, sondern die Verbindungen mußten in Richtung auf Ferrara und Bologna laufen. Es würde aber wohl kaum nachzuweisen sein, daß diese Basirung eine ungünstigere und unsicherere gewesen sein würde. Im Gegentheil konnte hierbei noch auf eine Mitwirkung der im Adriatischen Meere zur Verfügung stehenden Flotte gerechnet werden.

Welche von beiden Operationen den Vorzug verdient, dürfte auf den ersten Blick einleuchten, jeder Zweifel durch das noch vor Beginn des Feldzuges abgegebene Urtheil des Feldmarschalls Moltke ausgeschlossen sein.

Im Italienischen Hauptquartier war Vertreter des Vorgehens über den Po der General Cialdini, ihm gegenüber trat der Chef des Generalstabes für das Ueberschreiten des Mincio ein.

Aber das Einrücken in Venetien durfte für eine energische und zielbewußte Kriegführung, wie sie bald nördlich der Alpen sich dem ganzen Europa zeigen sollte, nicht ausschlaggebend sein.

War das Bündniß zwischen Preußen und Italien einmal geschlossen, griffen beide Mächte gegen denselben Gegner zu den Waffen, so konnte ein durchschlagender Erfolg nur durch ein Zusammenwirken beider Armeen erreicht werden.

Dazu war eine Verständigung beider Mächte nöthig. Es war Preußischerseits anfänglich beabsichtigt gewesen, daß der General v. Moltke persönlich im Monat März an den Hof von Florenz zwecks näherer Verabredung der militärischen Operationen gehen sollte. Die Sache war nicht zur Ausführung gelangt, voraussichtlich, um in der politischen Gährung der damaligen Zeit nicht vorzeitig die Blicke der übrigen Mächte auf diese doch jedenfalls Aufsehen erregende Thatsache zu lenken.

Nach Abschluß des Bündnisses trifft zur Herbeiführung eines Einverständnisses über die gemeinsamen Operationen am 28. Mai als militärischer Bevollmächtigter der Kriegshistoriker Theodor v. Bernhardi am Italienischen Hofe ein.

Es ist wohl das einzige Mal, daß wir vor dieser, zunächst überraschenden Thatsache stehen.

Kein General, kein höherer Generalstabsoffizier, sondern ein Historiker, der niemals selber die Uniform getragen und im aktiven Dienst gestanden, erhält den Auftrag, die rein militärischen Operationen mit dem Chef des Generalstabes der verbündeten Armee zu vereinbaren, demselben rathend und selbständige Vorschläge unterbreitend zur Seite zu stehen.

Sybel erklärt die Thatsache dadurch, daß im Monat Mai infolge der Mobilmachungsarbeiten weder der General v. Moltke, noch sonst ein höherer Offizier des Generalstabes abkömmlich gewesen und daher zu diesem Mittel gegriffen sei. Auch ist bezweifelt worden, ob Bernhardi offiziell die Funktion eines Militärbevollmächtigten übertragen sei, da der Major v. Lucadou, der bisherige Militärbevollmächtigte am Italienischen Hofe, in seiner Stellung verblieb.

Jedenfalls blieb aber Bernhardi die Seele des Ganzen und übte die Funktion in vollem Umfange aus. Auch ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß für diese, für den Fort- und Ausgang des ganzen Krieges hochwichtige Aufgabe ein höherer Offizier zu haben und dessen Vertretung durch eine andere Kraft möglich gewesen wäre, wenn nicht eben der General v. Moltke sich von der Entsendung gerade dieses Mannes den größten Erfolg versprochen hätte.

Der spätere Feldmarschall hatte bereits vielfach die wichtigsten und eingehendsten strategischen Fragen mit dem Historiker erörtert, seine hohe Begabung und seine Bedeutung erkannt. Auch fand die Entsendung Bernhardis das volle Einverständniß des Fürsten Bismarck, „welcher eine auch politisch scharf blickende Persönlichkeit mit großer Menschenkenntniß in Florenz zu haben wünschte". —

Aus den Aufzeichnungen in den Tagebuchblättern Theodor v. Bernhardis geht denn auch hervor, daß er es gewesen, welcher dem General La Marmora das von der Italienischen Armee zu erstrebende Endziel — Vereinigung mit der Preußischen Armee an der Donau, Führung des Invasionskrieges zu diesem Zweck mit allen Mitteln und mit aller Energie — an die Hand gegeben hat. Mit überzeugender Beredsamkeit kämpft Bernhardi gegen die Ansichten La Marmoras an. Er entwickelt ihm in klarer Weise die Absichten der Preußischen Heerführung, zeigt, daß es Aufgabe und Pflicht der Italienischen Armee sei, dem Bundesgenossen die Hände zu reichen, wenigstens aber die in Italien stehenden Kräfte Oesterreichs festzuhalten, unter allen Umständen ihre Vereinigung mit der Oesterreichischen Nordarmee zu verhindern.

Aber alle Auseinandersetzungen und Rathschläge blieben ohne Erfolg! Gerade in diesen, an Ort und Stelle, unter dem unmittelbaren Eindruck von Persönlichkeiten und Verhältnissen gemachten Aufzeichnungen eines klar sehenden und urtheilenden Augenzeugen tritt der enge Gesichtskreis, die nur das Nächstliegende und Kleinliche erfassende Auffassungsgabe, die geringe Unternehmungslust des Generals La Marmora zu Tage. Dem in dem Gedankengange Moltkes lebenden, in seinem Sinne denkenden Bernhardi zu folgen, war ihm versagt. „Seine Kombinationen", berichtet Bernhardi an Moltke, „reichen nur in das Festungsviereck, — sein Horizont endet bei Udine".

In dem Vorwort des am 26. Oktober 1900 veröffentlichten Jubiläumswerkes weist der Feldmarschall v. Moltke auf das hohe Interesse hin, „sich neben dem Charakter und der Persönlichkeit des Feldherrn auch die allgemeinen Anschauungen vom Kriege zu vergegenwärtigen, die ihn in seinem Thun bestimmt haben. Sie werfen fast immer ein helles Licht auf die Ursachen seiner Erfolge oder Mißerfolge und sind in mancher Hinsicht mehr wie die Kriegsereignisse selbst geeignet, den Nachlebenden zur Belehrung und zur Erweiterung ihrer Erkenntniß zu dienen". Diese Worte dürften durch die in den Aufzeichnungen Bernhardis klar zu Tage tretenden Anschauungen des Generals La Marmora und den für Italien unglücklichen Ausgang des Krieges einen treffenden Beleg finden.

Am liebsten hätte der General sich der Belagerung einer oder zweier Oesterreichischer Festungen zugewendet und den Erfolg derselben unter Darangabe von Zeit und Kräften abgewartet.

So wies er denn auch die von Bernhardi mit besonderem Eifer befürwortete Entsendung des unter Garibaldi zusammentretenden Freikorps über Dalmatien nach Ungarn als geradezu phantastisch und abenteuerlich zurück, obgleich auch Preußen sich mit der Unterstützung eines Ungarischen Aufstandes im Rücken Oesterreichs einverstanden erklärt und eine beträchtliche Geldsumme zu dem Zweck zugesagt hatte. — Garibaldi wird von der Italienischen Heeresleitung auf das nahe Etsch-Thal gewiesen.

Bestimmend dafür, daß der General La Marmora sich sämmtlichen Vorschlägen gegenüber ablehnend verhielt, scheint mitgewirkt zu haben, daß La Marmora in seiner Stellung als Chef des Generalstabes der Armee sich durch die Entsendung Bernhardis verletzt fühlte, ihn überhaupt nicht für voll ansah. So finden sich in der Rechtfertigungsschrift La Marmoras „Etwas mehr Licht" die gereizten Worte: „Wenn der General v. Moltke oder ein anderer General vor oder nach dem Kriege zu uns gekommen wäre und die Gewogenheit gehabt hätte, mit uns zu konferiren, so wage ich zu hoffen, daß uns in dem offiziellen Preußischen Bericht über den Krieg 1866 jene studirten Vergeßlichkeiten und unverdienten Beschuldigungen erspart geblieben wären."

Das Ergebniß aller Erwägungen im Italienischen Hauptquartier war denn, daß, um den Vertretern der verschiedenen Ansichten entgegenzukommen, ein Kompromiß geschlossen, ein Mittelweg gewählt wurde: General La Marmora sollte von Westen her mit 12 Divisionen über den Mincio, General Cialdini von Süden her über den Po in Venetien einrücken.

Es ist mehrfach auf die Aehnlichkeit der strategischen Lage zu Beginn des Böhmischen und des Norditalienischen Feldzuges des Jahres 1866 hingewiesen worden. Hier wie dort stehen die Oesterreicher auf der inneren Linie gegenüber dem zunächst in mehrere Armeen getheilten Feinde. Aber welcher Unterschied in der Leitung nördlich und südlich der Alpen bei dem auf der äußeren Linie operirenden Gegner. Nördlich der Alpen von einem Willen geleitet, von Beginn der Bewegungen ab auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, funktionirt der Apparat in allen Theilen bis zum Einmarsch in das Schlachtfeld von zwei verschiedenen Fronten; südlich der Alpen ein Zerreißen der Kräfte, ein zusammenhangloses Operiren zweier selbständig gemachter Theile. Der gleiche Unterschied tritt in der Führung auf der inneren Linie hervor. Auch Benedek verläßt die Aufstellung bei Olmütz, um die Offensive gegen die Preußische Erste Armee zu ergreifen, der Zweiten das Heraustreten aus dem Gebirge zu verwehren. Aber die Operation verläuft im Sande, es fehlt die Energie, die Verfolgung des Zieles mit allen Kräften, wie sie sich bei dem Erzherzog Albrecht zeigen sollte.

In der Italienischen Heerführung sollte zwar durch eine am 17. Juni zu Bologna zwischen den Generalen La Marmora und Cialdini stattfindende Besprechung ein Zusammenwirken und gemeinsames Operiren verabredet werden. Nach dem Italienischen Generalstabswerke hatte die Mincio-Armee die Aufgabe, am Tage der Eröffnung der Feindseligkeiten den Mincio zu überschreiten, um die Aufmerksamkeit der Kaiserlichen sowie einen Theil ihrer Streitkräfte auf sich zu ziehen und dadurch der Po-Armee unter Cialdini die Ueberschreitung des unteren Po zu erleichtern.

Immerhin kann aber diese Besprechung, die ohne Zeugen stattfand, zu keinem klaren Ergebniß geführt haben, wie einmal die späteren Thatsachen

darthun, andererseits eine nach dem Kriege zwischen beiden Generalen sich entspinnende literarische Polemik beweist.

Auch scheint zwischen beiden Generalen eine persönliche Animosität und Eifersucht geherrscht zu haben, die dem Ganzen unmöglich förderlich sein konnte. Berichtet doch Bernhardi in seinen Aufzeichnungen, „daß ein Empfehlungsbrief La Marmoras nicht gerade die vortheilhafteste Weise sei, bei Cialdini eingeführt zu werden“, und an anderer Stelle sogar: „Cialdini kann nicht über den Po, er hat nicht Pontons genug. Ich bin geneigt, das für einen Streich La Marmoras zu halten“.

Offiziell, durch Kabinetsordre vom 21. Juni, wurde dem General Cialdini volle Selbständigkeit des Handelns zugestanden, nur möge er das Hauptquartier von seinen Maßnahmen rechtzeitig in Kenntniß setzen.

Das waren die leitenden, oder wohl besser gesagt, nicht leitenden Gesichtspunkte, nach denen der Aufmarsch der Italienischen Armee sich vollzog.

Am 20. Juni, dem Tage der Kriegserklärung, erreichte die Po-Armee das rechte Mincio-Ufer (s. Skizze 1), und zwar:

das 1. Korps die Linie Rivoltella—Pozzolengo—Volta, somit das dem Garda-See südlich vorgelagerte Hügelland;
das 3. Korps die Linie Cerlungo—Goito—Rivalta;
das 2. Korps die Linie Castellucchio—Gabbiana—Cesole;
die Kavalleriedivision blieb hinter der Front der Armee in dem Bezirk zwischen Medole und Guidizzolo;
die Artilleriereserve verblieb noch in Cremona, fast 50 km von den fechtenden Truppen der vorderen Linie entfernt;
das Armee-Hauptquartier befand sich ebenfalls noch in Cremona.

An demselben Tage stand die Po-Armee verstreut in dem Raume Ferrara—Mirandola—S. Giovanni in Persiceto—Argenta. — Kavallerievorposten standen längs der Grenze, von der Einmündung des Panaro stromabwärts am Po. Das Hauptquartier befand sich in Ferrara, die Artilleriereserve auch hier 45 km weit zurück in Bologna.

Wenden wir uns nun der Oesterreichischen Seite zu.

Als der Erzherzog Albrecht am 9. Mai den Oberbefehl übernahm, konnte er sich die Schwierigkeit seiner Aufgabe, wie es auch sein erster Armeebefehl ausspricht, nicht verhehlen. Der Kampf gegen eine fast dreifache Uebermacht mußte ausgefochten werden.

Dadurch war aber sofort klar, daß der Gedanke einer strategischen Offensive von vornherein auszuschließen sei. Sie lag auch nicht in der Absicht der obersten Oesterreichischen Heeresleitung, wo man zunächst mit dem nördlichen Gegner abrechnen wollte, um dann bei glücklichem Ausgange die Truppen im Süden zu verstärken.

Keineswegs aber neigte der Erzherzog dazu, sich auch taktisch defensiv zu verhalten oder seine Armee dem Schutze der Festungswälle anzuvertrauen.

Zunächst aber abhängig von den Maßnahmen des Gegners, mußte der Erzherzog diese, wenigstens in ihren Grundzügen, sobald als möglich zu erkennen suchen, um inzwischen für die eigene Armee die Möglichkeit rechtzeitiger Versammlung und Bewegungsfreiheit zu schaffen.

Auch im Oesterreichischen Lager konnte man bei der Erwägung der feindlichen Maßnahmen nur mit den beiden Möglichkeiten des Vormarsches der Italienischen Armee, entweder über den Mincio oder über den Po rechnen.

Es kennzeichnet immer den richtig handelnden Führer, bei dem Gegner diejenigen Maßnahmen vorauszusetzen, welche einem selber die gefährlichsten, drohendsten und unbequemsten sind. Greift der Gegner nachher zu anderen, wird die Aushülfe dort leichter, die Aussicht auf Erfolg ein größerer sein, als umgekehrt.

So richtet auch Anfang Mai der Erzherzog seine Blicke nach Süden und Südosten, auf den Einmarsch der gesammten Italienischen Armee über den Po. Die eigene Armee bleibt dem gegenüber in ihren bisherigen Kantonirungen um Verona, Vicenza und Padua stehen. Nur die Kompletirung der Regimenter an Personal und Material wird mit Eifer betrieben und ist Anfang Juni beendet.

Gegen Ende des Monats Mai ist die Absicht des Gegners aus den eingegangenen Nachrichten mit ziemlicher Sicherheit zu vermuthen, eine Trennung desselben in zwei Theile nicht mehr zu verkennen.

Jetzt ist dem Erzherzoge seine Lage klar, er steht auf der inneren Linie und ist entschlossen, dieselbe auszunutzen, um seine numerische Schwäche dadurch auszugleichen.

Zum Gelingen war nöthig eine sorgfältige Berechnung der Entfernungen in Verbindung mit den möglichen Tagesleistungen der Truppen, und zwar einmal der Entfernung der eigenen Armee von jeder der beiden feindlichen Heeresgruppen, sodann der Entfernung dieser beiden voneinander. Der Zirkel und die Karte traten in ihr Recht, wie wir es, gewissermaßen laut vorgerechnet, verschiedentlich in der Korrespondenz Napoleons I. finden.

Bisher hatten gestanden:

das 7. Korps in Padua und Umgegend;
das 5. Korps in und bei Verona;
das 9. Korps in und bei Vicenza.

Somit ergab sich auf den ersten Blick, daß nunmehr eine engere Versammlung nöthig sei, um aus dieser heraus gegen einen der beiden Gegner zur taktischen Offensive zu schreiten.

Schwieriger war die Bestimmung des Raumes, in welchem die Oesterreichische Armee sich zunächst zu sammeln hatte. Es konnte dem Erzherzog selbstverständlich nicht bekannt sein, in welcher Weise das Vorgehen der beiden feindlichen Armeen beabsichtigt war. Es mußte auch hier wieder damit gerechnet werden, daß sowohl Cialdini wie La Marmora, thatkräftig nach gemeinsamem Plane vorgehend, versuchen würden, sich so bald als möglich die Hand zu reichen.

Es ist berechnet worden, daß eine solche Vereinigung infolge der zu überschreitenden und zu dem Zwecke meistens erst zu überbrückenden Flußläufe nicht vor dem fünften Tage nach Ueberschreiten der Grenze möglich, bei einfacher Verlängerung der wahrscheinlichen Anmarschlinien erst auf dem linken Etsch-Ufer zu erwarten war.

Somit ergab sich zunächst als zweckmäßigster Versammlungsraum die Gegend zwischen Lonigo und Montagnana.

Hier stand die Armee gleich weit vom Mincio wie von der wahrscheinlichen Uebergangsstelle der Po-Armee, der Einmündung des Panaro, entfernt, „weit genug nach Osten, um Cialdini frontal entgegenzutreten, nahe genug, um das Mincio-Gelände in zwei Tagen zu erreichen". In diesem Versammlungsraum war je nach den Maßnahmen des Gegners eine Vereinigung der gesammten Armee durch einen Tagesmarsch sowohl nach dem nördlichen Flügel bei Verona möglich, um sich auf die Mincio-Armee zu werfen, wie nach dem südlichen Flügel, an der unteren Etsch, ausführbar, um gegen Cialdini vorzugehen. Der richtige Augenblick für die eine oder die andere Operation mußte aber erst abgewartet werden, zunächst handelte es sich darum, allen Eventualitäten gewachsen zu sein.

So steht denn vom 5. bis 21. Juni die gesammte Oesterreichische Armee zwischen Lonigo und Montagnana vereinigt, mit ihren Ausläufern bei S. Martino, Albaredo, S. Vitale und Montebello, gewissermaßen zum Sprunge bereit.

Gelingen aber konnte das Unternehmen nur, wenn man über die weiteren Maßnahmen des Feindes, über den Ort und die Art seines Vorgehens rechtzeitig Meldung erhielt. Dazu wurden seitens des Erzherzogs die umfassendsten Vorkehrungen getroffen.

An der Mincio-Linie beobachtete die Kavalleriebrigade des Obersten Pulz, am Po die Infanteriebrigade des Generals Scudier in Verbindung mit einem unterstellten Kavallerieregiment. Spione und Unterhändler waren überall in Thätigkeit.

Andererseits wurde die strengste Grenzbewachung angeordnet und jeder Verkehr über die Grenze mit allen Maßregeln verhindert. Denn je länger die eigene Aufstellung dem Gegner verborgen blieb, um so mehr mußten die Aussichten auf Erfolg wachsen. Immerhin war aber damit zu rechnen, daß

durch die in Venetien zahlreich vorhandenen Italienisch gesinnten Einwohner Nachrichten in das feindliche Lager gelangen würden.

Sobald nun am Morgen des 20. Juni die Kriegserklärung Italiens übergeben war, des Inhalts, daß die Eröffnung der Feindseligkeiten drei Tage später erfolgen würde, somit der Vormarsch der beiden Italienischen Heeresgruppen mit Sicherheit am Morgen des 23. zu erwarten stand, mußte die Frage zur Entscheidung drängen, welcher Heerestheil der Italienischen Armee voraussichtlich das günstigste Angriffsobjekt bieten würde.

Hier machten sich besonders zwei Rücksichten geltend, in erster Linie die Möglichkeit der Ausführung und zweitens die Größe des Erfolges im Falle des Gelingens.

Die Mincio-Armee war die numerisch stärkere, bereits allein, ohne Mitwirkung Cialdinis, dem Erzherzog um 20 000 Mann überlegen. Der Waffengang mit ihr war also gewagter als mit Cialdini. Dafür mußte aber auch der Erfolg im Falle eines Sieges erheblich größer sein. Wurde La Marmora geschlagen, war Cialdini kaum noch zu fürchten, wenigstens die Aussicht, bald auch mit ihm abrechnen zu können, erheblich günstiger. Umgekehrt stand, nach einem Erfolge über Cialdini, die dann infolge der Oesterreichischen Gefechtsverluste jedenfalls noch mehr überlegene Mincio-Armee intakt gegenüber.

Dazu machten sich die Geländeverhältnisse geltend. Die vielen Flußläufe im Süden Venetiens mußten für die Oesterreicher beim Angriff auf Cialdini ebenso störend und deshalb verzögernd wirken, wie sie Cialdini selber sich beim Vormarsche hemmend entgegenstellten. Jeder Tag Verlust aber brachte dann die Mincio-Armee näher an die Oesterreicher heran, so daß zu besorgen war, der Vortheil der inneren Linie könne in den Nachtheil der aufgezwungenen Vertheidigung nach zwei Fronten umschlagen, wie es am 3. Juli sich bei Königgrätz in der deutlichsten Weise zeigen sollte.

Ging man andererseits der Mincio-Armee entgegen, mußte man, wenn La Marmora überhaupt den Mincio überschritt, ihn bereits am zweiten Tage zwischen Mincio und Etsch treffen und zum Schlagen zwingen können, ehe Cialdini heranzukommen im Stande war.

Selbst wenn La Marmora zunächst abwartend auf dem rechten Mincio-Ufer blieb, bot eine Offensive über den Mincio herüber, gestützt auf Peschiera, immer noch die Aussicht, La Marmora allein zu treffen und zu schlagen. Freilich war diese Operation außerordentlich gewagt. Denn wenn auch der feste Platz Peschiera der Oesterreichischen Armee einen Stützpunkt bieten konnte, so vermochte doch die im Rücken ungehindert vormarschirende Italienische Po-Armee sämmtliche Verbindungen der Oesterreicher, sowohl die nach Osten als auch die nach Norden durch das Etsch-Thal laufenden, zu durchschneiden.

Jedenfalls war aber der Kampf mit der Mincio-Armee dem Erzherzog der erwünschtere. Deshalb wurden auch die festen Mincio-Brücken nicht abgebrochen, um den General La Marmora gewissermaßen in das Festungsviereck hineinzulocken.

Die durch den Flußlauf der Etsch in Verbindung mit den beiden Festungen Verona und Legnago den Italienern völlig verschleierte Versammlung der Oesterreichischen Armee hatte die Täuschung des Italienischen Hauptquartiers vervollständigt. Mit Sicherheit wurde hier darauf gerechnet, zwischen Mincio und Etsch auch nicht einen Oesterreichischen Soldaten anzutreffen.

Die nächsten drei Tage bringen auf Seiten der Italienischen Armee nur wenig Aenderung. Auch jetzt, nachdem die Würfel gefallen, zeigt sich die Kriegführung zögernd, lahm und in halben Maßregeln. Durfte infolge der festgesetzten dreitägigen Frist bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten die Grenze selbst noch nicht überschritten werden, so lag doch nahe, falls man am 23., nach Ablauf der Frist, thatkräftig vorzugehen beabsichtigte, wenigstens auf dem rechten Ufer Alles so bereitzustellen, daß der Vormarsch planmäßig ohne Zögern mit den Gesammtkräften erfolgen konnte.

Zwar wurden einzelne Divisionen etwas näher herangezogen, das Armee-Hauptquartier und die Hauptquartiere der einzelnen Korps mehr in die vordere Linie verlegt, aber von dem 2. Korps blieben die 10. und 19. Division 20 bezw. 25 km, also einen vollen Tagesmarsch, von dem nächsten Mincio-Uebergange bei Goito entfernt. Die Artilleriereserve rückt zwar bis zum Oglio vor, bleibt aber immerhin noch um 40 km zurück, wohl einer der unverzeihlichsten Fehler der Heeresleitung, welcher am Tage der Schlacht sich bitter rächen sollte.

Die Aufstellung der Mincio-Armee bietet am Abend des 22. Juni, des letzten Tages der vereinbarten Frist, fast noch dasselbe Bild wie am Tage der Kriegserklärung (s. Skizze 2).

Anders im Oesterreichischen Lager. Der reiflich erwogene Plan wird jetzt, wo der Zeitpunkt der Entscheidung abzusehen ist, ins Werk gesetzt. Das Schwert holt zum Schlage aus.

Am 21. und 22. wird der Rechtsabmarsch der gesammten Armee unter zum Theil recht erheblichen Marschleistungen durchgeführt. Am Abend des 22. befindet sich die Armee zwar noch auf dem linken Ufer der Etsch, ist aber mit zwei Armeekorps bis hart an Verona herangerückt, das 7. Korps steht nur noch 10 km entfernt. Der Wasserlauf der Etsch und die Festung haben die gesammte Bewegung unbemerkt vom Feinde sich vollziehen lassen.

Seitens des Generals Cialdini werden in diesen Tagen Vorbereitungen zum Ueberschreiten des Po getroffen. Er will zunächst durch den Uebergang einer Division in der Gegend von Adria die Aufmerksamkeit des Gegners

ablenken, gleichzeitig auch die Verbindungen mit Venedig und Chioggia durchschneiden. Die anderen sieben Divisionen sollen bei der Einmündung des Panaro in den Po den Hauptübergang bewerkstelligen. Letzterer wird aber erst für die Nacht vom 25. zum 26. in Aussicht genommen.

Somit ist eine Vereinigung der beiden Italienischen Heeresgruppen vor der Kampfentscheidung nicht mehr möglich. Der Erzherzog steht der Mincio-Armee auf etwa 25 km gegenüber, die Po-Armee ist noch 60 km entfernt, außerdem durch zahlreiche Flußläufe im Vormarsche gehemmt. Die strategische Operation auf der inneren Linie ist geglückt.

Aber sollte der taktische Erfolg den strategischen nicht im Stiche lassen, so mußte, um die schon der Mincio-Armee gegenüber vorhandene numerische Unterlegenheit nach Möglichkeit auszugleichen, auch der letzte, an anderer Stelle nur irgend entbehrliche Mann herangeholt werden.

So entschließt sich der Erzherzog, Cialdini gegenüber nur ein Husarenregiment und ein Jägerbataillon zu lassen, also etwa 1300 Köpfe gegenüber einer Armee von 70 000 Mann. Zur Ausfüllung der recht bedeutenden Lücke zwischen diesem Beobachtungsdetachement am Po und der bei Verona versammelten Armee, somit zur Aufklärung in der ganzen linken Flanke der letzteren, wird nur eine einzige Eskadron abgegeben. Die geringe Stärke der Truppe soll durch die Qualität des Führers ersetzt werden, zu dem nach den eigenen Worten des Erzherzogs „ein besonders gewandter und ausrichtsamer Rittmeister" zu wählen ist.

Die so lange am Po im Grenzbewachungsdienste thätige Brigade Scudier wird im letzten Momente von Rovigo mit der Bahn nach Verona gezogen und ist am Abend des 23. in den Korpsverband eingerückt. Die auf dem Garda-See befindliche Kanonenbootflottille wird nach Peschiera heranbeordert. Somit ist Alles gethan, um am entscheidenden Punkte so stark als möglich zu sein, alle Nebenzwecke sind dem untergeordnet.

Am 23. beginnen die Operationen. Ueber die Stunde des Ablaufs der dreitägigen Frist waltete ein Mißverständniß vor. Die Oesterreicher rechneten den Termin erst vom Momente des Empfangs der Kriegserklärung in Verona, also von Mittag ab, die Italiener vom Momente der Uebergabe an die feindlichen Vorposten, um 7^{30} Morgens.

Um diese Stunde hielten der König Viktor Emanuel und sein Generalstabschef mit der Uhr in der Hand an der Brücke von Goito, um den Einmarsch in Feindesland zu überwachen.

Der Befehl hierzu war am Abend vorher aus dem Armee-Hauptquartier an die Korps ergangen, von diesen in den Einzelheiten geregelt worden.

Welche grundverschiedene Auffassung hier und drüben beim Erzherzog Feldmarschall! Drüben das Zusammenraffen aller Kräfte, das Heranholen

auch des letzten Mannes zum entscheidenden Schlage, hier eine Zersplitterung der Kräfte nach allen Seiten.

Das Ueberschreiten des Mincio in mehreren Kolonnen wird befohlen, aber es werden abgezweigt: zur Beobachtung von Peschiera eine ganze Division, die zweite, welcher dann der Kommandirende des 1. Korps aus eigenem Antriebe noch einige Kräfte zugesellt; zur Eroberung der Curtatone-Linie, die, wie sich sehr bald herausstellte, überhaupt nicht besetzt war, eine fernere ganze Division, die sechste; zur Eroberung des Brückenkopfes von Borgoforte, der zunächst gar keine Rolle spielte, und zur Beobachtung von Mantua ebenfalls eine Division, die vierte. Somit werden von den zwölf zur Verfügung stehenden Divisionen drei verzettelt, zwei andere (die 19. und 10.) wohl etwas näher herangezogen, bis Carebbio und Gabbiana, aber immerhin noch so weit zurückgelassen, daß ihr Mitwirken im Falle eines Kampfes in Frage gestellt und, wie die Thatsachen am Schlachttage beweisen, ausgeschlossen ist. Von den zur Verfügung stehenden 90 000 Mann überschreiten kaum 60 000 Mann die Grenze.

Aber auch die für den 23. gesteckten Marschziele zeigen die Zaghaftigkeit und Entschlußlosigkeit.

Das 1. Korps, dem zwei feste Uebergänge, bei Monzambana und Valeggio, sowie die bei den Molini della Volta geschlagene Kriegsbrücke zufallen, gewinnt nur mit schwachen Vortruppen das linke Mincio-Ufer. Das 3. Korps Della Rocca kommt etwas weiter vor, bis zur Linie Casanuova—Roverbella—Belvedere, aber ein entscheidender Abschnitt ist auch hier nicht gewonnen. Das 2. Korps wird durch Mantua und Borgoforte völlig absorbirt.

Die einzige zweckmäßige Maßregel ist das Vorziehen der Kavalleriedivision, die mit ihren beiden Brigaden wenigstens Quaderni und Moccecane erreicht, die aber an diesem Tage auch noch 15 km zurücklegen muß, um überhaupt an den Mincio zu kommen. Sie gewinnt deshalb, allerdings auch infolge mangelhafter Aufklärungsthätigkeit, an diesem Tage noch keine Fühlung mit dem Gegner, der an demselben Abend auf 10 bis 15 km Entfernung massirt in Front und linker Flanke steht.

Jedenfalls ist das Resultat des ersten Tages ein minderwerthiges, immer wieder zu der Frage auffordernd, welches Ziel verfolgte der General La Marmora, welche Anschauungen hatte er von den Absichten des Gegners? War es ihm Ernst mit dem Vormarsch durch das Festungsviereck, mußten und konnten die Marschziele des ersten Tages erheblich weiter gesteckt werden, wollte er nur festen Fuß fassen auf dem linken Mincio-Ufer, um dem General Cialdini die Vorhand zu lassen, mußte er sich mindestens des Tione-Abschnittes, möglichst aber des östlichen Randes des Hügellandes von Sommacampagna versichern.

Nur die Hoffnung auf das Eintreten anderweitiger politischer Ereignisse — glaubte man doch im Italienischen Kabinet der Zustimmung Kaiser Napoleons bei einer lauen und matten Kriegführung gegen Oesterreich sicher zu sein — dazu das Fehlen jeglicher Nachrichten über den Feind, die irrige Vorstellung, der Gegner werde erst jenseits der Etsch sich zur Vertheidigungsschlacht stellen, lassen diese zaghafte Art des Vorgehens erklären.

Ganz anders im Lager der Oesterreicher. Am Abend des 22. war die Armee hart an Verona herangezogen, der 23. mußte den Uferwechsel bringen, um die Flankenstellung zum Angriff auf die linke Flanke des vormarschirenden Gegners zu gewinnen.

Der Uferwechsel durch Verona wird seitens des Oberkommandos in der sorgfältigsten Weise geregelt. Die Kolonnen werden auf genau bezeichneten Straßen auf die vorhandenen festen Uebergänge bezw. auf eine südlich der Stadt geschlagene Kriegsbrücke angesetzt, alle einmündenden Nebengassen werden durch Kavallerieposten gesperrt, und der Durchmarsch vollzieht sich ohne jede Stockung. Ein Vergleich mit den Anordnungen für den Rückzug der Französischen Rhein-Armee durch Metz am 15. und 16. August des Jahres 1870 liegt nahe.

Bereits mittags haben die Korps ihre Marschziele westlich Verona erreicht. Dem 5. Korps und der Reservedivision gelingt es noch am Nachmittag, eine Aufstellung am Ausgange des Etsch-Thales zwischen Castelnuova und Sona zu gewinnen und bereits die Front nach Süden zu nehmen.

Ein Blick auf die Skizze 2 (23. Juni) zeigt, welch günstige Vorbedingungen für den am nächsten Tage nunmehr unvermeidlichen Zusammenstoß die zielbewußte Führung des Erzherzogs geschaffen.

Skizze 3 giebt eine Uebersicht über die Aufstellung der gesammten Italienischen Armee am Abend des 23. Juni in ihrer Zersplitterung vom Südufer des Garda-Sees bis zur Küste des Adriatischen Meeres.

Aber mit dem Wagen hatte bei dem Erzherzog das Wägen nicht sein Recht verloren. Für die Sicherung der in östlicher Richtung auf Triest und nördlich davon durch das Gebirge verlaufenden Verbindungen hatte vom Beginn des Feldzuges ab, wiederum unter dem Gesichtspunkt möglichster Sparung an Kräften, eine mobile Streifbrigade unter dem Obersten Zastavnikovič zu sorgen gehabt. Sie wird für den 23. nach Padua beordert, um vor Allem diese Stadt mit den hier zusammenlaufenden Bahnlinien zu halten.

Wichtiger war allerdings für den Augenblick die Sicherung in nördlicher Richtung. Im Falle eines unglücklichen Ausganges am Tage der Schlacht konnte die Rückzugslinie des Oesterreichischen Heeres nur in das Etsch-Thal gehen und mußte die Etsch zunächst überschritten werden, sicherlich gegebenenfalls eine außerordentlich schwierige Operation. Was aber die Führung zur Vorbereitung thun kann, geschieht. Die vorhandenen Ueber-

gänge werden sichergestellt und bezeichnet; dieselbe Pontonbrücke, die am Morgen des 23. südlich Verona dem Vormarsch der Oesterreichischen Armee gedient hatte, erscheint am nächsten Tage bei Pastrengo an der Etsch, um für einen event. Rückzug zur Verfügung zu stehen, — diesmal aber, um nicht mehr benutzt zu werden.

Der Ausgang des heißen 24. Juni krönte die Führung des Erzherzogs und seines Generalstabschefs.

Nicht ganz verlief die Schlacht nach den Absichten des Feldherrn. Das Aufrollen des Feindes vom linken Flügel, sein Abdrängen vom Mincio kam nicht zur Ausführung.

Es entsteht daher die Frage, ob es ganz rathsam war, der erst seit wenigen Tagen zusammengetretenen, aus minderwerthigen Truppen zusammengesetzten Reservedivision gerade den äußersten rechten Flügel der Aufstellung zuzuweisen. Hier mußten die schärfsten Schläge fallen, hierher gehörte also die zuverlässigste Truppe, der energischste Führer.

So kam es aber, daß der Hauptschlag, den der Erzherzog wohl im Geiste bei Oliosi vermuthete, durch das taktische Versagen der Reservedivision erlahmte, die Hauptentscheidung nicht hier, sondern im Centrum der Oesterreichischen Stellung, bei Custozza, fiel, damit aber ein Abzug der Italiener in gerader Richtung über den Mincio möglich wurde.

Aber trotzdem war der Sieg von Custozza ein ganzer Sieg, der Erfolg einer unter den schwierigsten Verhältnissen unternommenen, mit klarem Blick im Großen, mit sorgfältiger Anordnung im Einzelnen durchgeführten Operation; für alle Zeiten ein Beweis dafür, was bei richtiger Ausnutzung der Verhältnisse das Handeln auf der inneren Linie zu erreichen vermag.

Für die Entwickelung strategischer Fragen aber hat, wie der Feldzeugmeister Frhr. v. Waldstätten urtheilt, „der kurze Feldzug des Jahres 1866 in Italien den so wesentlichen Vortheil der Einfachheit; die daraus zu schöpfenden Lehren treten mit seltener Deutlichkeit hervor und finden in dem glänzenden Erfolge ihre Bekräftigung“.

bei

II.

Die Operationen der Konföderirten um Richmond im Mai und Juni 1862.

Vortrag, gehalten am 24. März 1900

von

Georg Funke,
Oberleutnant im Feldartillerieregiment Nr. 51, kommandirt zur Kriegsakademie.

Mit drei Skizzen in Steindruck.

Der Nordamerikanische Sezessionskrieg (1861 bis 1865) kann der erste wahrhaft moderne Krieg des 19. Jahrhunderts genannt werden.

Es war das erste Mal, daß die Schöpfungen der Technik, daß insonderheit die modernen Transport- und Verkehrsmittel praktisch in den Dienst der Kriegführung gestellt wurden. Sie ausnutzend, sehen wir Flotte und Landheer in gemeinsamer Offensive operiren, und ihnen gegenüber auf dem Lande finden wir in der Defensive einen Gegner, der durch Schnelligkeit in der Bewegung seine Minderheit an Zahl auf lange hin zu ersetzen weiß. Und diese letztere, etwa 4 Jahre lang erfolgreiche Defensive im Großen ist für Europäische Kriegsgeschichte das lehrreichste und fesselndste Moment jenes Bürgerkrieges geworden.

Die Südstaaten kämpfen für Erhaltung der Sklaverei zur Bebauung ihrer Plantagen. Sie sagen sich von der „Union" der Vereinigten Staaten Amerikas los und treten dem anders wollenden Norden mit ihrer „Konföderation" entgegen.

An Kopfzahl wie an jeglicher Leistungsfähigkeit für den plötzlich ausgebrochenen Krieg sind sie den Nordstaaten erheblich unterlegen. Wir finden damals im Süden $5^1/_2$ Millionen, im Norden $22^1/_2$ Millionen Weiße. Die Großindustrie war ausschließlich im Norden vertreten; der Norden verfügte auch reichlich über Getreide und Vieh. Dem Süden dagegen mangelten Maschinenanlagen und große Werkstätten; es fehlte an Lebensunterhalt vom Lande.

Als die überlegene Flotte der Unirten die südstaatlichen Häfen blockirte, konnten die Konföderirten Bewaffnung, Bekleidung, ja sogar das Salz nur durch geschickte Blockadebrecher erlangen, eigens hierzu in England erbaute schnelle Schiffe.

Wir begreifen also, daß im Großen die Konföderation zur Defensive gezwungen war. Ihre beiden Oberkommandirenden, General Johnston, und schon vor dessen tödlicher Verwundung, am 1. Juni 1862, der damalige Kriegsminister General Lee, wissen aber solche strategische Defensive fast dauernd in taktische Offensive zu verwandeln. Durch die Sachlage auf die inneren Linien geführt, weiß Lee in Verbindung mit seinem verständnißvollen Unterführer Jackson diese in solcher Meisterschaft auszunutzen, daß sein Name der eines der ersten Feldherren seines Jahrhunderts geworden ist.

Die beiderseitigen Operationen (Skizze 1) gingen, wie von den Brennpunkten einer Ellipse, von Richmond und Washington aus. Und entgegen unseren Regeln der Kriegführung bildeten diese beiden feindlichen Hauptstädte das beiderseitige Operationsziel. Es lag dies vor Allem daran, daß man in jenem damals noch menschenarmen Lande zu einer Art der Kriegführung wie zu Zeiten Friedrichs des Großen genötigt war: man mußte Alles auf Magazinverpflegung basiren.

Virginien, das Land vom Alleghany-Gebirge im Westen bis zum Atlantischen Ozean im Osten, war noch zu zwei Dritteln mit Wald bestanden. Nur sein westlicher Theil, Westvirginien, bot Lebensunterhalt.

Im ersten Jahre des Krieges, 1861, hatte man vielfach eine Art Guerillakrieg geführt, auf der ganzen weiten Grenzstrecke von Texas bis zum Atlantischen Ozean. Eine Hauptschlacht war geschlagen worden, am Bull Run, einem kleinen Flüßchen etwa 30 km südwestlich Washington, bei dem Orte Manassas Junction. Die Konföderirten hatten gesiegt, aber starke Verluste gehabt. Beide Theile waren mit Ueberstürzung ins Feld gegangen, beide bedurften zunächst sorgsamer Organisation ihrer Kräfte. Beide erkennen, daß nur mit Hauptschlägen die Entscheidung zu erlangen sei, und beide sehen wir so mehr und mehr ihre Streitkräfte um Richmond und Washington gruppiren.

Das Frühjahr 1862 läßt dann den Feldzug eigentlich erst recht im Sinne Europäischer Kriegführung beginnen. Und fast das einzige Kriegstheater ist jetzt jener Raum (Skizze 1) zwischen der Mündung des James-River bei Norfolk im Südosten und dem Potomac bei Williamsport im Nordwesten, 300 km Luftlinie in der Länge, wie von Berlin nach Cassel. In ihm werden die beiden Brennpunkte, Richmond und Washington, nur 155 km Luftlinie von einander entfernt, der Stapelplatz aller Kriegsbedürfnisse, ihre event. Einnahme durch den Feind also ein ausschlaggebender Erfolg für diesen.

Der Ackerbau und Industrie treibende Norden konnte im Lande Ersatz für verloren gegangene Kriegsvorräthe schaffen, der Plantagen bauende Süden dagegen kaum. Dennoch aber wahrte der Norden seine Hauptstadt noch ängstlicher als der Süden, und dieser Umstand, im Sinne Lees von

Jackson meisterhaft benutzt, brachte den Konföderirten im Frühjahre 1862 den Sieg.

Ein schwacher Truppenkörper (siehe Kriegsgliederung) von rund 17 000 Mann, also gleich einer der kleineren unserer heutigen Deutschen Infanteriedivisionen, spielt eine entscheidende Rolle. Es sind insonderheit jene Brigade und jener Führer, die sich in der Schlacht am Bull Run den Beinamen „Stonewall" erworben hatten, „steinerner Wall", weil sie sich also dem feindlichen Durchbruchsversuch entgegengestellt hatten. Die „Stonewall-Brigade", so hieß jene Truppe fortan, und „Stonewall Jackson" ist der geschichtlich gewordene Name ihres berühmten Führers, der von allen seinen Amerikanischen Kameraden am meisten in Europa bekannt geworden ist.

Es ist Aufgabe der Kriegsgeschichte, uns bei noch unbekannten Verhältnissen zuerst die handelnden Menschen vorzuführen, uns, soweit dies im Rahmen eines Vortrages möglich ist, mit den Hauptpersonen vertraut zu machen; denn, wie Graf Yorck*) es ausdrückt, „der Schwerpunkt unseres Schicksals liegt in der eigenen Persönlichkeit".

Beide Heere waren Milizarmeen, äußerlich und organisatorisch ziemlich gleichartig.

Ein Haufe irregulärer Truppen, eine zusammengelaufene, undisziplinirte Bande, das war **anfangs** etwa das, was Lee und Jackson und der Reiterführer Stuart zum Unabhängigkeitskampfe gegen die Union führten. Indessen jene Landwehrleute, die ihre Farm im Stich ließen, um dem Ganzen zu dienen, die ohne eigentliche Uniform, in beliebiger Bekleidung sich freiwillig zu Brigaden zusammenschlossen, **die** Büchse auch jetzt in der Hand, die sie in ihren Wäldern gebrauchten, jene Leute waren buchstäblich das „Volk in Waffen", die Nation, die um ihre Existenz stritt. Die Begeisterung des Freiheitskampfes half einem Führer wie Jackson aus solcher „**Miliz**" die Stonewall-Brigade zu schaffen, seine „Fußkavallerie", wie sie wegen ihrer Gewaltmärsche genannt wurde.

Körperlich und geistig war in jeder Beziehung der in der freien Natur aufgewachsene Südländer dem nordischen Yankee überlegen. Ein hohes Pflichtgefühl gegen das Vaterland beseelte die Armee des Südens; sie trat unzweifelhaft mit der besseren Qualität der größeren Quantität entgegen, und so lange der Feind nicht gar zu übermächtig war, verlieh ihr dies, gut geführt, den Sieg.

Die Buren heute ähneln wohl ein wenig den Konföderirten. Keine eigentlichen Soldaten also waren diese, aber zu Führern hatten sie Offiziere von Beruf. Indessen ein eigenartiges Schicksal ließ den ausbrechenden Krieg auch den, der uns hier am meisten interessiert, in bürgerlichem Berufe finden. Jackson war mit einer wissenschaftlichen Arbeit über das Auge und

*) Graf Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr, II. Theil, S. 409.



das Sehen beschäftigt, als der Krieg dem Professor die Feder des Gelehrten aus der Hand nahm.

Jackson war ursprünglich in der Militärschule zu Westpoint gebildet, wie auch Lee. Er war dort 18 Jahre alt Kadett geworden, zusammen mit Mac Clellan, gegen den er später focht. Mit 22 Jahren wurde er Leutnant der Artillerie und zeichnete sich gleich darauf im Kriege gegen Mexiko derart aus, daß er in 14 Monaten vom Leutnant zum Major avancirte. Und wie Bonaparte vor Toulon, so kommandirte Jackson zuerst bei der Belagerung von Vera Cruz mit Auszeichnung eine Batterie. Jedoch das heißfeuchte Klima hatte seine Gesundheit geschädigt. Er mußte, so leidenschaftlich er auch seinen Beruf liebte, 1851 den Abschied nehmen und erhielt eine Professur für Naturwissenschaften an der Virginischen Militär-Akademie zu Lexington, gelegen im Thale des Shenandoah, im Thale von Virginien, kurzweg das „Thal" genannt, dem Schauplatze seiner späteren Thaten. Dort war er 10 Jahre lang Lehrer der Physik und der Artillerie. Von diesem Posten aus wurde er der populärste Feldherr Amerikas.

Es ist später von ihm gesagt worden: „Die seltene Verbindung von Kühnheit und Urtheil, die das Zeichen vom Himmel gesandter (heaven born) Feldherrn ist, zeigte Jackson in höherem Grade als einer seiner Zeitgenossen." Und doch wurde dieser Mann vor seinem Auftreten als Führer von vielen als närrisch*), ja geradezu geistesgestört verlacht. — Er war im Aeußeren eine komische Figur. Ungesellig und hölzern, schwerfällig und pedantisch war er ein steifer, ernster Professor, dazu ein echter Presbyterianer. Seiner Kirche gemäß glaubte er, daß ihm eine bestimmte Mission auf Erden beschieden sei, und dieser Glaube gab seinem Handeln zur und in der Schlacht ein unbegrenztes Vertrauen.

Wir können bei seinem äußeren Wesen, das solchergestalt das ungünstigste Vorurtheil hervorrief, verstehen, daß die Richmonder Zeitungen über ihn spotteten, als er, 1861 in Lees Lager angekommen, in Anerkennung seiner Verdienste in Mexiko, nun 37 Jahre alt, zum Obersten befördert wurde. Die Presse der Hauptstadt meinte, daß die Tage der Konföderation bald gezählt seien, wenn sie so arm an Offizieren sei, daß man solche Figur zum Obersten ernennen müsse.

Der Blücher Lees, der Blücher der Konföderation überhaupt, ist Jackson geworden.

Freilich, und das seinem Oberfeldherrn gegenüber insbesondere, stach er äußerlich unvortheilhaft von den Anderen ab.

56 Jahre zählte damals Lee**), von Allen der Genialste. Ein eleganter Reiter, eine große, stattliche Figur, eine vornehme, echt militärische

*) Personal-Schilderung nach: Stonewall Jackson, ein militärisches Lebensbild von John Esten Cooke. Beiheft zum Mil.-Wochenblatt, 1868, 8. Heft.

**) Scheibert, General Robert Lee. Jahrbücher für Armee und Marine, 1875, Bd. 16.

Erscheinung, war er der Typus des ritterlichen Offiziers. Er war schweigsam und ruhig. Und wie bei Jackson, so wurde auch bei ihm Alles von dem Gefühl der Pflicht regiert. Nur aus Pflichtgefühl gegen sein Vaterland Virginien hatte er seine glänzende Stellung im Norden aufgegeben und sich der Konföderation zur Verfügung gestellt, die er persönlich „Anarchie“ nannte.

„Er ist ein großer Feldherr, doch noch größer ist er als — Mensch“,*) so hat sein Volk und sein Heer über ihn geurtheilt. Graf Yorck**) bewundert in seiner Kriegführung „in Entwurf und Ausführung napoleonische Großartigkeit und Kühnheit“.

Er war von Hause aus Ingenieuroffizier. Sein Einfluß auf den Krieg beginnt mit der Befestigung Richmonds.

Betrachten wir nun die Truppenaufstellung auf Skizze 1.

Auf Seiten der Unirten hatte Mac Clellan schließlich seinen klugen Plan durchgesetzt, nicht, wie die Regierung ursprünglich wollte, mit der Potomac-Armee auf dem Lande von Washington aus direkt südwärts gegen Richmond zu marschiren, wo in dem durchschnittenen Gelände jeder der zahlreichen Parallelflüsse eine immer neue Vertheidigungsstellung bot — wie etwa 1813 in Schlesien — sondern die Armee bei Alexandria auf die Schiffe zu setzen, den Potomac und die Chesapeake Bai abwärts zu führen und auf der Südostspitze der Virginischen Halbinsel bei Monroe Fortreß zu landen, von dort auf dieser Halbinsel gegen Richmond vorzugehen.

Diesen Vormarsch sehen wir seit dem 5. April im Gange, seitdem durch den Kampf der beiden ersten Panzerschiffe der Welt, Merrimac und Monitor — in der Höhe von Norfolk — die Einfahrt in den James River freigeworden war, und die Flotte dort und im York River das Landheer begleiten konnte. Dieses hatte also in den Wasserstraßen Chesapeake Bai und Potomac eine gesicherte Verbindung nach rückwärts bis zur Hauptstadt. Es wählte als unmittelbare Basis zunächst den York River, an den sich bei weiterem Vormarsche auf Richmond die Eisenbahnlinie White House—Richmond anschließen sollte. Und in so großartigem Stile war diese Invasion angelegt, daß die Flotte an Bord Lokomotiven und rollendes Material mit sich führte, zur unbedingten Sicherstellung der Verpflegungsbasis auf jener Bahnlinie.

Die Konföderirten ihrerseits, solchem Hauptstoße der Unionisten zu begegnen, versammeln ihre Truppen um die Hauptstadt.

Nur drei kleine Abtheilungen lassen sie im Nordwesten detachirt, in dem wohlerwogenen Gedanken, durch sie den Feind zur Zersplitterung seiner Kräfte zu veranlassen, möglichst viele Streitkräfte desselben auf sich zu ziehen

*) J. Scheibert, der Bürgerkrieg in den Nordamerikanischen Staaten. Berlin 1874.
**) Siehe Anm. S. 279.



und dauernd in Washington die Befürchtung einer Bedrohung der Hauptstadt wach zu erhalten. Mit letzterer Aufgabe wird Stonewall Jackson offiziell betraut.

Sein Feind, also die Regierung in Washington, wo zur Zeit Präsident Lincoln selbst die Stelle des leitenden Strategen einnahm, hatte das gethan, was Friedrich der Große verurtheilt, indem er sagt: „wer Alles konserviren will, der konserviret nichts".

Es standen Besatzungstruppen in Washington und in Alexandria, ferner in Manassas Junction. Letztere gehörten bereits zum Korps des Generals Banks. Dieser General sollte mit seinem Korps den ganzen Landstrich im Bogen über Manassas Junction, Warrenton, an Front Royal vorbei, über Winchester, Martinsburg und so zum Potomac decken. Er sollte weiterhin die im Shenandoah-Thale befindlichen schwachen konföderirten Abtheilungen zurückdrücken.

Wir sehen zweitens die Armeeabtheilung Mac Dowells bei Fredericksburg am Rappahannock. Dieses Korps war nachträglich aus dem Verbande der Potomac-Armee wieder herausgenommen worden, nur weil man seiner zur unmittelbaren Sicherung Washingtons gegen Süden zu bedürfen glaubte. Mit etwa 4 Tagemärschen in südlicher Richtung hätte es sich vor Richmond mit dem rechten Flügel Mac Clellans vereinigen können. Letzterer erwartete solchen Vormarsch dauernd, und dies hatte ihn mit zur Wahl des York-, statt des noch unabhängigeren James-River als Operationsbasis bestimmt.

Es steht drittens in West-Virginien das Korps Fremont zum Schutze des dortigen sogenannten Berg-Departements. Truppen sind südwärts vorgeschoben bei Franklin. Zu Anfang Mai stehen die beiden vordersten Brigaden in den Dörfern M. Dowell und Monterey. Dieses Korps war Anfangs um die Division Blenker schwächer. Letztere wurde gleich dem Korps Mac Dowell der Potomac-Armee entnommen, und zwar hier, um Fremont in den Stand zu setzen, über Franklin in südöstlicher Richtung auf Staunton vorzugehen, sich dort mit Banks zu vereinigen und gemeinsam mit diesem über Charlottesville auf Richmond zu marschiren.

Konzentrisches Vorgehen auf Richmond war so entgegen der Meinung Mac Clellans der Lieblingsplan Lincolns. Wir sehen das Kabinet von Washington, ähnlich wie das von Wien 1796, die Hauptarmee, die doch allein die schließliche Entscheidung gab, schwächen, mehrere Divisionen detachiren, um einen zu künstlichen Plan ins Werk zu setzen. So war Präsident Lincoln, wenn überhaupt ein General, einer von denen, die, wie Bonaparte von Beaulieu und Wurmser sagte, „zu viele Dinge auf einmal sehen". Das Ganze noch unglücklicher zu gestalten, waren alle diese vier unirten Armeeabtheilungen unter sich völlig unabhängig. Bei gemeinsamer Operation im Felde fehlte ein einheitlicher Oberbefehl.

Die Konföderirten hatten weiser gehandelt und für gemeinsame Operation der drei detachirten Abtheilungen diese Jackson unterstellt.

Wir sehen diesen selbst mit seiner Stonewall-Brigade in der Bergkette Blue Ridge stehen, am Passe Swift Run Gap, in einer Flankenstellung gegenüber Banks, den wir bei Harrisonburg finden. Jackson hatte seit der siegreichen Schlacht am Bull Run im Norden, bei Winchester gestanden, hatte nun vor der Uebermacht Banks nach Süden zurückgehen müssen und war jetzt ostwärts in diese Flankenstellung ausgebogen.

Es steht zweitens bei Stannardsville die Division Ewell mit der Bestimmung, entweder nach Richmond herangerufen zu werden oder sich Jackson auf dessen Ansuchen zu unterstellen.

Wir finden drittens am Buffalo Gap, einem Passe zwischen Staunton und dem Dorfe M. Dowell, die zu Jackson gehörige kleine, gemischte Brigade Johnson. Ihr gegenüber sind die Vortruppen Fremonts schon beim Dorfe M. Dowell. Als durch Ausweichen Jacksons in seine Flankenstellung nach Osten die Linie von Harrisonburg aus in den Rücken Johnsons frei wird, muß sich dieser auf Staunton zurückziehen.*) Dort hatten die Konföderirten zur Benutzung für ihre detachirten Abtheilungen einen Park rollenden Eisenbahnmaterials.

Banks seinerseits wagt der Flankenstellung Jacksons gegenüber zunächst nicht, über Harrisonburg hinaus vorzugehen. Aber Jackson muß jetzt die Vereinigung der beiden feindlichen Korps befürchten. Es gilt zu handeln. Er muß die Feinde vor ihrer Vereinigung einzeln zurück- und auseinander werfen. Und so beginnt Jackson diesen neuen Feldzug ähnlich wie Bonaparte seinen ersten und glänzendsten von der Riviera aus 1796 gegen Piemontesen und Oesterreicher begann.

Jackson ruft die Division Ewell herbei, läßt durch sie die Flankenstellung am Swift Run Gap besetzen. Banks wird dadurch weiterhin in Schach gehalten und bemerkt keine Veränderung. Jackson selbst mit seinen Truppen steigt zum Shenandoah hinunter, marschirt diesen aufwärts bis Port Republic, steigt von dort zur besseren Verschleierung seines Marsches wieder nach rückwärts, nach Südosten, über den Browns Gap, erreicht an der Bahnlinie Mechums Station und trifft per Bahn unbemerkt in Staunton ein, wo er sich am 6. Mai mit Johnson vereinigt, nun 10 000 Mann stark.

Jackson hat nun von Staunton aus die inneren Linien zur Verfügung: gegen Banks, der bei Harrisonburg, und gegen Fremont, der mit der Hauptmacht bei Franklin steht, die beiden vorderen Brigaden in den Dörfern M. Dowell und Monterey. Am 7. Mai früh bricht Jackson gegen Fremont auf und fällt mit solcher Kraft auf dessen Vortruppen, daß er am Abend desselben Tages bereits 60 km westlich Staunton steht und dazu Gefecht gehabt hat.

*) F. Mangold, Feldzug in Nord-Virginien im August 1862. Hannover 1881, S. 30.



Am folgenden 8. Mai überfällt er die Brigade Milroy bei M. Dowell. Es kommt zu erbittertem Kampfe. Spät trifft am Abend beim Feinde noch eine zweite Brigade ein, die 55 km in 23 Stunden zurückgelegt hat. Aber der Sieg ist Jackson nicht mehr zu entreißen; die Feinde müssen auf Franklin zurück. Jackson folgt zu Anfang wenig energisch. Der zähe Widerstand des Feindes hatte ihn über dessen Stärke getäuscht, ein Umstand, der uns des Oefteren in diesem Feldzuge begegnet und jedesmal natürlich die Vernichtung des Besiegten verhindert.

Fremont seinerseits räumt Franklin und geht mit Allem in eine feste Stellung nördlich der Stadt zurück. Gerade jetzt trifft dort bei ihm die Division Blenker ein; aber an Offensive denkt er nicht. So macht Jackson am 14. Mai ruhig vor dieser Stellung Kehrt, läßt die Kavallerie unter dem thätigen Ashby noch eine Zeit lang stehen und marschirt selbst in Eilmärschen gegen den anderen Feind, Banks, von dem er besorgen mußte, daß er durch Vorstoß in seinen Rücken ihm den Rückweg verlegen werde. Am 16. macht Jackson in Augusta Springs Ruhetag, am 17. marschirt er nordöstlich gegen Harrisonburg; am 18. vereinigt er sich dort mit Ewell, um nun mit diesem zusammen auf Banks zu fallen. Aber Letzterer ist mittlerweile freiwillig nach Norden zurückgewichen.

Die großen Marschleistungen und andererseits die miserablen Straßen, wenn man die Wege als solche bezeichnen will, bedürfen besonderen Hinweises. Die Wege waren plank-roads; es waren lediglich Planken, Bohlen auf die Erde gelegt. Aus Holz waren bei dem Holzreichthum des Landes auch alle Brücken, ihre Zerstörung also eine leichte. Es lassen sich die Strapazen eines Marsches denken, wenn jener Bretterbelag, durch Zeit und Nässe morsch geworden, barst und Alles eine in sich versinkende Schmutzmasse bildete. War es möglich, so marschirte man dann besser nebenbei. Charakteristisch erscheint folgende Notiz des in Lees Hauptquartier weilenden damaligen Preußischen Majors Scheibert: „Ich kann aus eigener Erfahrung bestätigen, daß ich bei Fredericksburg Straßen gesehen habe, auf welchen umgesunkene Maulthiere im Wege ersoffen waren.“*)

Demgegenüber muß nochmals betont werden, daß ohne die Trains die Armee nicht leben konnte, die Wagen also unbedingt mit mußten.

Banks, zu dem wir uns jetzt wenden wollen, hatte genau wie die Führer der Oesterreichischen Kolonnen zum Entsatze Mantuas 1796 nicht im Entferntesten daran gedacht, nun seinerseits in den Rücken Jacksons vorzugehen, als dieser im Kampfe gegen Fremont stand. Ihm schien vielmehr auf die Nachricht von der Niederlage Fremonts seine eigene Stellung zu exponirt: er ging zurück. Zum Ueberfluß erhielt er fast zu derselben Zeit aus Washington den Befehl, von seinem Korps eine Division, die Division

*) J. Scheibert, der Bürgerkrieg in den Nordamerikanischen Staaten. Berlin 1874.

Shields, an Mac Dowell nach Fredericksburg abzugeben. Von diesem nämlich hatte man auf dauernde Unterstützungsgesuche Mac Clellans hin die Division Franklin, nicht aber etwa das ganze Korps Mac Dowells, zur Hauptarmee gesandt. Und da Washington selbst nicht mehr unmittelbar bedroht schien, seitdem Banks bis Harrisonburg vorgedrungen war, so kam man den Wünschen Mac Clellans nach Konzentration der Kräfte vor Richmond wenigstens insoweit entgegen, daß man beschloß, Mac Dowell thatsächlich von Fredericksburg direkt auf Richmond vorgehen zu lassen.

Aber ohne die Division Franklin hielt man ihn zu schwach zu solcher Offensive. Als Ersatz wurde folglich die Division Shields vom Korps Banks bestimmt, wo sie jetzt entbehrlich zu sein schien. Banks Stärke sank dadurch auf etwa 19 000 Mann.*) Mit diesen verschanzte er sich auf Befehl seiner Regierung bei Strasburg, um so das untere Shenandoah-Thal und die wichtige Baltimore—Ohio-Eisenbahn, die Washington mit dem Westen verband, zu decken.

Wörtlich diesem Befehle gehorchend, führt Banks ihn aus. Wir dürfen aber wohl sagen, daß er, im Sinne der allgemeinen Lage handelnd, zunächst im Verein mit Fremont Jackson hätte vernichten und erst dann ein Drittel seiner Macht an Mac Dowell absenden sollen. Aber dazu gehörte ein Charakter, der, wie es unsere Felddienstordnung fordert, nicht scheut, „seine ganze Persönlichkeit einzusetzen". Banks war das nicht, in hohem Grade aber Jackson.

Wir haben diesen am 18. Mai bei Harrisonburg verlassen, als er dort mit Ewell zusammenstieß. Dieser hatte mittlerweile Befehl erhalten, nach Richmond zu marschiren — wir entsinnen uns, daß die Division für beide Seiten, je nachdem, bestimmt war. Jackson nimmt nun die Verantwortung auf sich, entgegen dem Befehle des Oberkommandos, aber mit Rücksicht auf die „zur Entscheidung drängenden Umstände im Thale",**) Ewell noch dort zurückzuhalten. Er meldet dies nach Richmond, und sogleich marschirt er mit seinen nun 17 000 Mann gegen Norden.

Es war der wahre Augenblick zum Handeln. Denn das war, haben wir eingangs gesagt, die Aufgabe dieser detachirten Truppen: möglichst viele feindliche Kräfte auf sich zu ziehen, also zu verhindern, daß wesentliche Verstärkungen zur Potomac-Armee gesandt wurden. Jetzt brachte der Entschluß der Feinde, Mac Dowells ganzes Korps gegen Richmond marschiren zu lassen, den Konföderirten die höchste Gefahr. Ein weitblickender Führer mußte in solchem Augenblicke, ohne lange auf Befehle zu warten, alles Erreichbare an Truppen zusammenraffen und, kriegsgewaltig im Norden

*) Es ist zu bemerken, daß Zahlen und selbst die Schilderung der Ereignisse in den verschiedenen Quellen über diesen Krieg bisweilen erhebliche Unterschiede aufweisen.

**) Stonewall Jacksons Virginien-Thal-Campagne von J. Scheibert. Jahrbücher für Armee und Marine, 31. Bd. 1879.



auftretend, wie ein Magnet auf die gegen Süden marschirenden Verstärkungen wirken. Jackson that so.

Doch gehen wir zunächst einen Augenblick zur Potomac-Armee. Dort allein lag die Entscheidung. Alles Andere war nebensächlich. Die Konföderirten hatten es längst begriffen, die Unionisten nicht.

Nur eine Division, 11 000 Konföderirte unter dem General Magruder, war im April auf der Virginischen Halbinsel Mac Clellan entgegengetreten. Sie hielt bei Yorktown eine quer über die Halbinsel gezogene Verschanzungslinie besetzt. Mac Clellan hatte ihr gegenüber anfangs 120 000, schließlich noch 115 000 Mann. Seiner Gewohnheit gemäß überschätzte er den sich hartnäckig vertheidigenden Feind; statt ihn zu überrennen, greift er „zum Spaten" und das während des ganzen Monats April und in einem Sumpfgelände, wo allein schon der Aufenthalt sein Heer schwächt. Als er endlich den Feind sturmreif hält, zieht dieser in der Nacht vor dem geplanten Angriffe ab, nimmt erneut bei Williamsburg Stellung und erreicht schließlich völlig intakt Richmond.

Erst am 21. Mai ist in dessen Nähe Mac Clellan hinter dem Chickahominy, etwa in der Mitte zwischen White House und Richmond, aufmarschirt. Und so glänzend war die abschnittsweise Vertheidigung gewesen, daß vom 5. April bis 21. Mai, also in 1½ Monaten, der Feind nur 80 bis 90 km in gerader Linie vorwärts gekommen war. Während dieser Zeit hatte der Vertheidiger um Richmond sich auf alle Weise verstärkt. Er zählte jetzt dort 53 000 Streiter. Mac Clellan aber meldete nach Washington, er habe 200 000 Konföderirte gegenüber und könne ohne Verstärkungen nicht weiter vor. Hierauf war jener Vormarsch Mac Dowells beschlossen worden.

Was that nun Jackson?

Um seine weiteren Operationen zu verstehen, bedarf es einer kurzen geographischen Schilderung des Shenandoah-Thales (s. Skizze 2).

Von den Quellen des Shenandoah bis zur Einmündung dieses Flusses in den Potomac bei Harpers Ferry hat es etwa 200 km Länge. Im Westen von einer Kette der Alleghanies-Mountains, im Osten von der schon erwähnten Blue Ridge begrenzt, ist es überall 40 bis 50 km breit. Einen scharfen Abschluß bildet im Norden der Potomac, im Süden ähnlich der James River, der nur durch wenige Kilometer Hügelland von den Quellen des Shenandoah getrennt ist. Letzterer umfließt in seinem Oberlauf eine inmitten des Thales entlang streichende Hügelkette, die Massanutten-Mountains, die im Massanutten Gap passirbar sind. Er hat so in seinem Oberlauf zwei Arme, den North Fork und den South Fork. Beide vereinigen sich in der Gegend von Front Royal, nachdem der North Fork von Strasburg aus in scharfer Biegung ostwärts geflossen ist, dadurch das

obere Thal absperrend. Dieses ist in beiden Flußarmen tief eingeschnitten, während das untere, von Front Royal abwärts, Hügelland ist.

Von den beiden Flußarmen des oberen Thales ist der Hauptarm der South Fork, ein reißendes Gebirgswasser, nur auf den drei in Skizze 2 eingezeichneten Brücken passirbar. Von Luray abwärts bildet dieser Fluß eine tiefe, enge Klamm, eine Art jener Amerikanischen canyons, so daß die Hauptstraße in dem breiteren Thale des North Fork, also von Harrisonburg auf Strasburg, läuft. Die beiden Orte, Strasburg und Front Royal, in der Lage, das obere Thal zu sperren und andererseits selbst in leichter Verbindung mit Winchester und Washington, haben so von Natur aus hohe Bedeutung.

Jackson marschirt nun mit viel Geräusch im Thale des North Fork abwärts bis New Market. Von dort bricht er am 20. Mai wieder auf, aber nicht in der bisherigen Richtung, sondern übersteigt auf schlechtem Verbindungswege den Massanutten Gap, überschreitet die mittlere Brücke des South Fork, gegenüber Luray, und marschirt in jener Klamm stromabwärts, durch die Enge vor frühzeitiger Entdeckung geschützt. Am 22. lagert seine Avantgarde unbemerkt nur noch 16 km von Front Royal entfernt. Banks hat dorthin von Strasburg aus zur Beobachtung jenes Thales 1000 Mann detachirt. Am folgenden Tage wird diese kleine Garnison überrumpelt und völlig aufgerieben. Jackson hat bis dorthin in zehn Tagen durchschnittlich pro Tag 23 km zurückgelegt, unter Mitführung eines großen Trosses, im Gebirge und auf den elendesten Wegen.

Am Abend dieses 23. Mai steht Jackson bereits unterhalb Front Royal am Shenandoah und bedroht nun Banks Rückzugslinie auf Winchester. Banks hatte in der Nacht die Niederlage von Front Royal erfahren, und mit anerkennenswerther Schnelligkeit bricht er sofort um 2 Uhr früh am 24. Mai auf, die Kavallerie bis zum Anbruch des Tages bei Strasburg belassend. Jackson seinerseits mußte nach den letzten Gewaltmärschen seinen Truppen kurze Ruhe gönnen. Und in solchen Lagen zeigte es sich jedesmal, daß die Miliz zu scharfer Verfolgung trotz energischen Willens ihrer Führer noch weit weniger fähig ist als eine geschulte, disziplinirte Truppe.

Man pflegt hervorzuheben, daß erfolgreiche Verfolgungen erst am Morgen nach der Schlacht einzuleiten seien. Das Beispiel von Waterloo springt in die Augen. Aber hier, wo es sich nicht um einen geschlagenen, sondern um einen solchen Feind handelte, der, wie Banks, völlig intakt, völlig ausgeruht war, überhaupt noch nicht gekämpft hatte, der jetzt nur an schnelles Fortkommen dachte, hier hätte Jackson bereits in der Nacht die Verfolgung beginnen müssen.

Wie die Seiten eines gleichschenkligen Dreiecks, so laufen die Straßen von Front Royal und Strasburg aus gegen Winchester zusammen. Auf der letzteren marschirte Banks, auf der ersteren die Division Ewell, um dem

Feinde bei Winchester zuvor zu kommen. Jackson selbst mit den übrigen Truppen und der Kavallerie geht auf Querwegen direkt in die Flanke Banks. Indirekte und direkte Verfolgung also.

Banks hatte seinen Troß voraus, die Truppen ans Ende der Kolonne genommen. Und wie es meist die Kriegsgeschichte zeigt, so marschirt auch hier der Verfolgte schneller als der Verfolger. Nur wenige Reiter Ewells stoßen in den Anfang der langen Kolonne, rufen eine Panik hervor, werden aber leicht vertrieben und bewirken nur, daß Banks seine Truppen vom Ende nach dem Anfang nimmt. Als dann die Masse der konföderirten Reiterei unter dem schneidigen Ashby herankommt, von Jackson selbst dicht gefolgt, wird nur die Arrieregardenkavallerie des Feindes abgeschnitten, die sich jedoch seitwärts in das Hügelland zu retten vermag, und nur noch wenige der letzten Wagen fallen in die Hände der leichten Reiter, die sich mit solcher Beute begnügen und nicht weiter vorzubringen sind. Und wie hier die Truppen, so versagen am nächsten Morgen (25. Mai) die Unterführer. Banks entkommt solchergestalt aus dem von Jackson angegriffenen Winchester und das, obgleich die Einwohner mit Jackson sympathisiren, dieser also im eigenen Lande operirt, was zu beachten ist.

Jackson selbst überschätzt wiederum den Feind; sein hartnäckiger Widerstand in Winchester verleitet ihn dazu. Banks erreicht so am Abend dieses 25. über Martinsburg den Potomac und bringt sich auf dessen nördlichem Ufer in Sicherheit. Er hat in 48 Stunden 85 km zurückgelegt, alle seine Geschütze mit fortgebracht und von seinem 500 Wagen zählenden Troß nur 55 an den Verfolger verloren. Gewiß eine anerkennenswerthe Leistung! Alle Magazine und dergleichen waren natürlich in Jacksons Hände gefallen. Was aber das Wichtigste, das allein Ausschlaggebende war, das war der ungeheuere moralische Erfolg, den Jackson errungen hatte. Treffend kennzeichnet dies der Graf von Paris, der damals im Heere der Union weilte. Er schreibt*): „Le trouble était à son comble dans les conseils de M. Lincoln, et l'armée du Potomac se voyait privée de tous les renforts qu'on lui avait promis."

Also hatte Jackson die ihm im Großen gestellte Aufgabe gerade im kritischen Augenblicke glänzend gelöst. Es war am 24. Mai, daß Mac Dowell von dem zur Besprechung zu ihm gekommenen Lincoln in Fredericksburg den mündlichen Befehl erhielt, nun am 26. seinen Marsch auf Richmond zu beginnen. Aber in Washington wieder eingetroffen, erhält der Präsident die Unglücksbotschaft Banks. Er sieht den Feind vor den Thoren der Hauptstadt und umgehend befiehlt er Mac Dowell Halt. Damit nicht genug, muß Mac Dowell am 25. die Division Shields auf Front Royal senden. Es war dies jene von Banks losgelöste Division; sie war erst vor

*) Comte de Paris, Histoire de la guerre civile en Amérique



zwei Tagen bei Mac Dowell eingetroffen, marschirte nun ihren Herweg wieder zurück. Am folgenden Tage (26.) mußte Mac Dowell eine zweite Division der ersten nachsenden und dann selbst noch mit dem Rest seines Korps auf Front Royal marschiren. 40 000 Mann mit 100 Geschützen kehren so der Hauptentscheidung den Rücken. Der Degen Jacksons, unerwartet in die Wagschale geworfen, ermöglicht so Lee den Sieg.

Präsident Lincoln, der jetzt sein Hauptaugenmerk auf Jackson anstatt auf die Potomac-Armee richtet, der also zu viele Dinge auf einmal sieht, erwägt den feinen Plan, Jackson zu fangen. Wie Mac Dowell von Südosten auf Front Royal, so wird Fremont von Westen, von Moorefield her, auf Strasburg dirigirt. Beide sollen an diesen Orten gleichzeitig am 30. Mai, mittags 12 Uhr eintreffen. In der Front sollen Banks und die Besatzung von Harpers Ferry unter Saxton Jackson allmählich nach Süden zurückdrücken. Zu gleicher Zeit erhält Mac Clellan am Chickahominy Befehl, die beiden Eisenbahnbrücken im Norden von Richmond über den South Anna River zu zerstören, weil man in Washington von Verstärkungen für Jackson fabelte. Zwei Tage vorher hatte Mac Clellan eine Vorwärtsbewegung mit dem rechten Flügel machen müssen, nur um eben diese Brücken besser zu wahren, die die Vereinigung mit Mac Dowell unterstützen sollten und konnten. Jetzt also wird umgekehrt dieses Mittel zur Konzentration der eigenen Kräfte zerstört. Und so weit geht jener von der Angst um die Sicherheit der Hauptstadt diktirte Befehl, daß sein Schlußsatz wörtlich lautet: „Either attack Richmond, or give up the job, and come to the defense of Washington“.*)

Wir sehen nun Jackson in jener „Falle“, wie Lincoln wörtlich gesagt hat, zwischen drei Feuern, von vier Feinden umgeben: im Norden Banks und Saxton, von Westen Fremont, von Südosten Mac Dowell im Anmarsch; dazu als einziger Ausweg das Thor im Süden bei Strasburg und Front Royal.

Jackson war mittlerweile bis zum Potomac gelangt und am 29. Mai mit dem Angriff auf Harpers Ferry beschäftigt. Da erhält er Meldung von den Vorgängen in seinem Rücken. Sogleich wird der Angriff aufgegeben, die Kavallerie und eine schwache Arrieregardenbrigade zunächst noch stehen gelassen und mit allem Anderen unverzüglich auf Winchester marschirt. Mit Tagesgrauen des 30. Mai, des Tages also, an dem mittags die Falle geschlossen sein sollte, bricht der Anfang der langen Kolonne Jacksons von Winchester nach Strasburg auf. 20 km lang ist die Kolonne, weil man keinenfalls die kostbare Beute aus den feindlichen Magazinen im Stich lassen wollte. So geschieht es, daß erst am 31. Mai das Ende dieser langen

*) Entweder Richmond angreifen, oder diesen Humbug aufgeben und herankommen zur Vertheidigung Washingtons.



Kolonne mit Jackson selbst Strasburg erreicht — gerade noch zur rechten Zeit. Das feine Zusammenspiel mehrerer einzelner, unter sich unabhängiger Faktoren klappte wieder einmal nicht, genau wie bei den zu feinen und darum komplizirten Plänen Wurmsers und Alvintzys 1796.

Fremont ist erst am 30. und erst in der Ferne im Anmarsch. Als am 1. Juni seine Vortruppen sich Strasburg nähern, wirft sie die Division Ewell mit solcher Heftigkeit zurück, daß Fremont sich von der ganzen, ihrer Erfolge wegen stets überschätzten Macht Jacksons angegriffen glaubt und eingeschüchtert eine Stellung auf den Höhen westlich Strasburg bezieht. Auf der anderen Seite, in Front Royal, war thatsächlich Mac Dowells vorderste Division Shields pünktlich eingetroffen. Nach und nach kamen erschöpft auch die anderen Divisionen heran. Aber auf eigene Verantwortung anzugreifen, daran dachte Mac Dowell nicht; sein Befehl sandte ihn nach Front Royal; dort war er; ein weiterer Befehl erreichte ihn nicht, also blieb er ruhig auf Posten stehen. Jackson, der Thatkräftigere, der Schnellere, der, dem die kürzeren, die inneren Linien wieder zur Verfügung gestanden und der sie energisch auszunutzen gewußt hatte, war so in jenes Thor hineingeschlüpft, ehe es die Feinde zu schließen vermocht hatten (s. Skizze 3).

Bei Strasburg stehend, trennt er nun durch sich selbst die beiden feindlichen Hauptkorps. Banks und Saxton im Norden hatten nicht gewagt, weiter als bis in die Höhe von Winchester zu folgen.

Aber eine neue Operation auf der inneren Linie gegen den einen und dann den anderen Feind ist hier nicht mehr möglich. Die Feinde stehen sich zu nahe; der Raum zum Operiren für Jackson ist zu klein. Fremont und Mac Dowell ihrerseits, die den Gesuchten wenigstens in der Mitte zwischen sich hatten, zögern. Gleich den Führern der Oesterreichischen Kolonnen 1796 wartet auch hier einer immer auf die That des anderen. So kann Jackson in aller Ruhe das Thal des North Fork aufwärts ziehen, indeß Ewells Division allmählich ihr hinhaltendes Gefecht gegen Fremont abbricht, um dem Gros als Arrieregarde zu folgen.

Dem Entschlüpften folgen in beiden Thälern die einzeln schon überstarken Hauptkorps. Fremont, als der direkte Verfolger, geht im Thale des North Fork vor, wird von Ewell dauernd zum Anlaufen gegen gedeckte Stellungen gezwungen, findet alle Verbindungen unterbrochen und kommt so nur langsam vorwärts. Die Division Shields vom Korps Mac Dowell windet sich mühsam, noch langsamer auf dem schmalen Wege in der Klamm des South Fork-Thales aufwärts. Jackson hat rechtzeitig Befehl gegeben, die beiden unteren Brücken dort zu verbrennen. Der reißende Fluß bildet also eine absolute Barriere zwischen ihm und seinem östlichen Verfolger. Derartig zunächst unbekümmert um diesen, erreicht Jackson in Ruhe am 5. Juni Harrisonburg. Er will nun auf Staunton weiter marschiren. Aber durch Uebereifer sind auch dorthin alle Brücken abgebrochen. Er wendet sich

folglich, die Verbindung mit seiner Hauptarmee wieder aufzunehmen, ostwärts nach der Blue Ridge, wo er schon zu Anfang in jener Flankenstellung den Feind in Schach gehalten hatte. Nur noch die dritte Brücke über den South Fork, die bei Port Republic, ist vorhanden; der gesicherte Uebergang dort wird jetzt zur Lebensfrage für Jackson. Am Abend des 7. Juni erreicht er den Fluß, findet Port Republic unbesetzt vom Feinde und lagert sich noch auf dem linken Ufer. Ewell nimmt mit der Arrieregarde eine sehr geschickte, seine Schwäche verbergende Stellung gegen den zu erwartenden Fremont bei Croß Keys ein.

Da trifft in der Frühe des 8. Juni die von Shields unter dem Obersten Carrol mit einigen Geschützen vorausgesandte Kavallerie in Port Republic ein und bemächtigt sich der Brücke. Mit ernstem Gefechte muß Jackson den Gegner zurückwerfen. Es lag in der Macht des feindlichen Reiterführers, die Brücke zu zerstören. Diese hatte in den aus Washington übersandten Feldzugsplänen eine große Rolle gespielt. Abwechselnd war befohlen worden, sie zu zerstören und zu bewahren. Zuletzt war das Letztere angeordnet worden, weil Shields dort übergehen und dem dann noch westwärts vermutheten Jackson in Flanke oder Rücken fallen sollte, indeß Fremont ihn in der Front angriff. Die veränderte Lage hätte nun nach Deutschen Begriffen von Carrol sinngemäß gefordert, daß er die Brücke zerstörte, wenn er sie zu halten nicht im Stande war. Aber Carrol war Sklave des Wortlautes seiner letzten Instruktion. 20 Minuten lang vertheidigte er ängstlich die Brücke; als er sie dann doch Jackson überlassen muß, denkt er nicht im Entferntesten an Zerstörung. Der Sieger geht sogleich mit seinem ganzen beutebeladenen Troß über.

Unterdessen hat Ewell die Truppen Fremonts beträchtlich zurückgeworfen. Dieser hatte nach einem ersten Mißerfolge gegen die feste Stellung Ewells, im Glauben, die ganze dauernd weit überschätzte Macht Jacksons gegenüber zu haben, das Signal zum Rückzuge gegeben.

In solcher Lage glaubt nun Jackson, unter Zurücklassung nur einer Maske von Truppen gegenüber Fremont, mit allem Anderen auf Shields fallen zu können. Und so kühn denkt und handelt dieser rastlose Führer, daß er beschließt, falls der Sieg gegen Shields ein leichter sei, unmittelbar wieder Kehrt zu machen und, sich auf Fremont stürzend, an ein und demselben Tage auch diesen Feind endgültig abzuthun. Jackson steht hierzu rittlings über dem Shenandoah, über dem South Fork. Der Centralpunkt, von dem diese neue Operation auf innerer Linie ausgeht, ist die Brücke bei Port Republic; und dieses Muß des Hinüber und Herüber über den Fluß erschwert die Operation beträchtlich. Sie etwas zu erleichtern, die Enge zu erweitern, wird noch ein schwacher Steg neben der Brücke gebaut.

Nur 900 Mann läßt in Ausführung dieses Planes Ewell bei Croß Keys stehen. Sie sollen sich gegen Fremont im Nothfalle ganz in eine

breite, dünne Schützenlinie auflösen. Mit allem Anderen geht Ewell in der Nacht vom 8. zum 9. Juni bei Port Republic auf das rechte Ufer, und mit gesammelter Macht wirft sich nun in der Frühe des 9. Jackson etwa 4 km abwärts von Port Republic auf Shields. Aber ungestüm angreifend, mit anfangs zu schwachen Kräften, wird der Sieg nicht leicht. Jackson erkennt die Unmöglichkeit, noch an demselben Mittage auch auf Fremont zu fallen, und keinem Phantome nachjagend, ruft er jene schwachen 900 Mann zurück, mit dem Befehl, alle Brücken abzubrennen. Es geschieht. Jackson hat den gänzlichen Sieg in dem Augenblicke errungen, als Fremont in der Nähe des linken Ufers ankommt: ohne jede Verbindung über den reißenden Strom ein müßiger Zuschauer des Schlußaktes dieses Dramas.

Beide feindlichen Führer hatten in den letzten Tagen ein Siegesbulletin nach dem anderen über ihr Vorrücken nach Washington gesandt. Noch gestern, am 8. Juni, hatte Shields an Fremont telegraphirt: „Ich denke, diesmal haben wir Jackson gefangen." Jetzt sieht sich Fremont gezwungen, nach Washington zu melden, er sei am South Fork angekommen, aber nur, um noch zu sehen, wie die vorderen Brigaden Shields' förmlich „in Stücke gehauen"*) gewesen wären.

Groß war die Enttäuschung in Washington; größer noch war die Furcht vor dem kriegsgewaltigen Jackson. Nur Fremont bleibt eine Zeit lang noch in der Gegend von Harrisonburg stehen; Banks geht mit dem Rest seiner Truppen nach Strasburg; Mac Dowell sammelt mit Mühe wieder sein Korps bei Fredericksburg. Von diesem hatte nur die Division Shields und nur ein einziges Mal, und da zu ihrer Vernichtung, den Feind gesehen. Das zwecklose Hin- und Hermarschiren hatte die Truppen erschöpft, entmuthigt; Ordre und Contreordre hatten Desordre bewirkt.

Und dauernd hält nun Jackson mit seinen 17 000 diese über 80 000 Mann starken Feinde in Schach — bis der Augenblick gekommen ist, daß er, sie wie gebannt im Norden stehen lassend, seinerseits zur Entscheidung nach Richmond eilt. Er setzt seinem Operiren auf der inneren Linie die Krone auf, als ihm dies für den 27. Juni gelingt.

In Lees Auftrag hatte er sich, östlich Port Republic halten bleibend, den Anschein einer neuen Offensive gegen Norden gegeben. Lee gebrauchte überdies die List, ihm eine Division von 10000 Mann zur Unterstützung zu senden. Diese Truppen fuhren mit der Bahn nach Staunton und luden dort am 18. Juni alles Material aus. Es schien, als wolle Jackson im Verein mit ihnen den Shenandoah erneut abwärts marschiren. Schleunig zieht sich auf solche Kunde Fremont über Strasburg endgültig in sein Bergdepartement zurück. Aber jene konföderirte Division schifft sich schon am 20. Juni in Staunton wieder ein und fährt nach Charlottesville. Dort

*) „cut to pieces".

erwartet sie bereits Jackson, der plötzlich und unbemerkt, unter geschickter Verschleierung durch im Thale belassene Kavallerie, den Browns Gap überstiegen hat. Ungesehen von jenen lediglich mit seiner Festhaltung beschäftigten 80 000 Feinden eilt er dann, nun 27 000 Mann stark, mit Bahn und Fußmarsch auf Richmond (s. Skizze 1).

Der 25. Juni sieht dort einsam, ohne jede Begleitung, einen Reiter in die Stadt ziehen. Starren Blicks, „das Kinn in der Luft", „das Sturmband unter der Nase" und die gelbe Mütze im Nacken sitzt er mit zu kurzen Bügeln und hochgezogenen Knien vorn übergeneigt im Sattel. Er reitet jenen sprichwörtlich gewordenen häßlichen Rothschimmel. Es ist Jackson — den die Bewohner Richmonds weitab im Thale glauben. Vor Lees Hauptquartier sitzt er ab, hat eine kurze Besprechung mit seinem Oberfeldherrn und reitet wieder zu seinen Truppen zurück, die sich Ashland Station nähern.

Am folgenden Tage, 26. Juni, greift Lee erfolgreich den zu weit vorgeschobenen rechten Flügel Mac Clellans an. Dieser hatte die dortige Gefährdung seiner Stellung erkannt. Auf Unterstützung kann er nicht mehr rechnen; zu direktem Angriff fühlt er sich zu schwach, da er, wie wir wissen, den Feind auf 200 000 Streiter schätzt, und so hat er beschlossen, sich wenigstens eine sicherere Basis zu verschaffen. Er wird diese darum, durch Flankenmarsch an Richmond vorbei, vom York- nach dem James-River verlegen. Bei Beginn dieser Bewegung wird sein rechter Flügel angegriffen. Und als nun gar seine Reiter ihm den Anmarsch Jacksons melden, mit dessen Verfolgung er drei Armeeabtheilungen beschäftigt wähnt, da sieht Mac Clellan sein Spiel verloren und denkt nur noch an Sicherung des Abzuges.

In rechte Flanke und Rücken, weit im Bogen herum hat ihm Lee Jackson gesandt. Trefflich kannte er des Feindes Stellung, seitdem am 13. Juni sein Untergeneral Stuart mit 1200 Reitern aufgesessen war und jenen berühmtesten Raid um die ganze feindliche Armee herum unternommen hatte.

So ganz anders als Jackson war Stuart die Freude jedes Soldatenauges: in lichtgrauer Uniform, eine gelbseidene Schärpe um die Hüften und wallende Straußenfedern auf dem Hut, saß er bestechend schön zu Pferde. Aber so verschieden diese Männer dem oberflächlichen Beobachter auch erscheinen mochten, sie paßten trefflich in ihrem Charakter zu einander. Stuart führt die Avantgarde unter Jackson, als dieser auch seinerseits, am 27. Juni, bei Cool Harbor auf des Feindes rechten Flügel fällt, indeß Lee in der Front angreift.

Mit Spannung, aber wie immer in vornehmer Ruhe, hat Lee am Morgen dieses Tages das Einwirken des Helden vom Shenandoah-Thale erwartet. Als der Schlachtruf „Stonewall Jackson" durch die Reihen klingt, weiß er, daß sein Plan gelungen ist. Wie die Kronprinzliche Armee bei Königgrätz, so giebt Jackson bei Richmond den Ausschlag.

Von einem Tage zum anderen, aus einer Stellung in die andere, dauernd von Jackson in der Flanke, von Lee in der Front angegriffen, wird trotz zäher Vertheidigung Mac Clellan von Nord nach Süd gedrängt, über Cool Harbor, über Seven Pines, über Malwern Hill zum James-River. Als am 2. Juli Lee und Jackson vor Harrisons Landing stehen, ist diese siebentägige Schlacht bei Richmond beendet. Mac Clellan, an den James River gepreßt, vermag in verschanztem Lager die Fühlung mit der auf dem Flusse kreuzenden Flotte aufzunehmen. Die Flotte schließlich entführt ihn und seine ganze Armee nach Norden.

Lee an der Spitze der Konföderirten hatte so erreicht, was heute den Buren zur rechten Zeit nicht gelungen ist: er hatte den Feind ins Meer zurückgeworfen, woher er gekommen war. Der Frühjahrs-Feldzug von 1862 war damit gewonnen. Er zeigt uns eine meisterhafte Ausnutzung der inneren Linien, ausgehend im Großen von Richmond, im Kleinen vom Hauptquartier Jacksons in stets verschiedener Lage im Virginien-Thale. Wie 100 Jahre zuvor dem Großen Friedrich, so hatte auch Lee eine wenigstens annähernde numerische Gleichheit der Kräfte gefehlt, um die Offensive im Großen unternehmen zu können. Und wie der Große König im Frieden auch nicht ein Dorf seines Staates verlor, so hatte Jackson im Sommer 1862 alles Land um Richmond von jedem Feinde gesäubert.

Jacksons Erfolg kann größer nicht gedacht werden.

Er eilt nach Norden, ruft die Panik in Washington hervor, zieht 80 000 Feinde auf sich, schlägt deren ein Korps nach dem anderen zurück, läßt sie wie gebannt fern der Entscheidung stehen und trifft selbst ausschlaggebend zu dieser ein.

Wir sehen das Genie die Zahl ersetzen. Wir sehen unter dem erziehenden Einflusse solch genialen Führers eine unmilitärische Miliz zu den Truppen werden, die wir kennen gelernt haben. Die „Fußkavallerie" Jacksons führt Gewaltmärsche aus wie 1796 die anfangs gleich schlechte armée d'Italie Bonapartes.

Napoleon hat das Beispiel gegeben. In betäubender Schnelligkeit hat zuerst er bei Montenotte einen Feind nach dem anderen geworfen. Schnelligkeit war ihm ein Machtfaktor. Zusammenfassend lautet darum sein Urtheil:

„La force d'une armée, comme la quantité de mouvement en mécanique, s'évalue par la masse multipliée par la vitesse. Une marche rapide augmente le moral de l'armée, elle accroît ses moyens de victoire."



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW, Kochstraße 68–71.

Kriegsgliederung:

a) Conföderirte.

Oberbefehl:

Bis 1. Juni 1862: General **Johnston**; von da bis 1865: General **Lee.**

Truppen:

Hauptarmee sammelt sich um Richmond unter **Johnston,** später **Lee.** Bis zu Ende Juni 1862 rund 63000 M. stark (ohne Jackson).

Stonewall-Jackson bis 30. April am Swift Run Gap	6500 M.	17000 M.
Johnson (bei Staunton)	3500 „	
Ewell (bei Stannardsville)	7000 „	

b) Unirte.

Oberbefehl:

Präsident **Lincoln,** vom 4. April bis Mitte Juli.

Truppen:

Potomac-Armee (Hauptarmee) unter **Mac Clellan,** 115000 M. stark, auf Virginischer Halbinsel bei Monroe Fortress 2. April 1862 gelandet, marschirt auf Richmond, steht im Juni zwischen White House und Richmond auf beiden Ufern des Chickahominy.

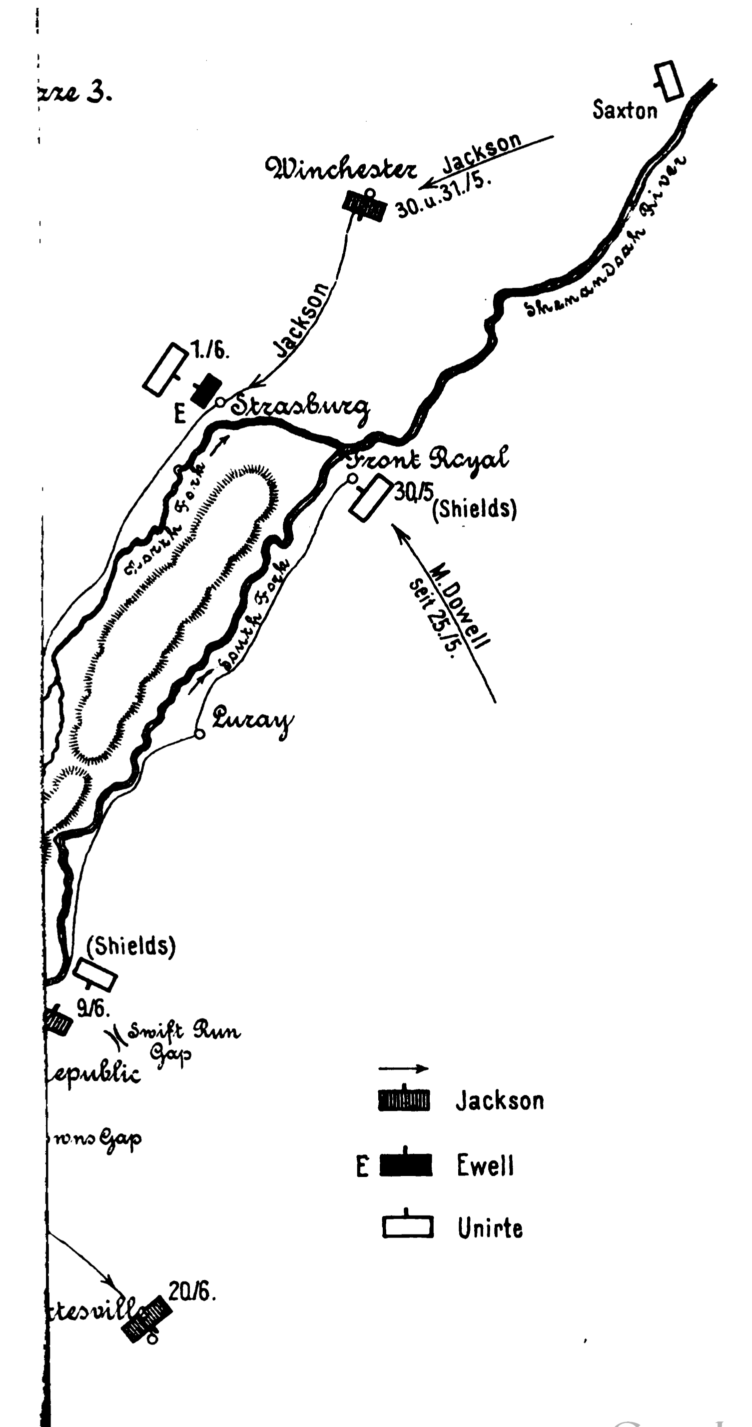
Besatzung von Washington:	18000 M.
Korps Mac Dowell:	40000 „
Korps Banks:	27000 „

Letzteres nach Abgabe der Division Shields, Ende Mai, nur 19000 M. (im Shenandoah-Thal, Thal von Virginien).

Korps Fremont 22000 M. einschl. der Mitte Mai eintreffenden Division Blenker (im Berg-Departement, West-Virginien).

Besatzung von Monroe Fortress: 8000 M.

Verlag d. Königl. Hofbuchhandlung v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. Kochstr. 68-71.


Banks
zze 3.
Saxton
Winchester
Jackson
30.u.31./5.
Jackson
1./6.
E
Strasburg
Front Royal
30/5
(Shields)
M. Dowell
Seit 25./5.
Shenandoah River
North Fork
South Fork
Luray
(Shields)
9/6.
Swift Run Gap
epublic
wns Gap
tesville
20/6.
Jackson
E Ewell
Unirte

Übersic

über das Schlachtfeld v

Zu: Militär-Wochenblatt 1901. Beiheft.



Zur Schlacht von Gravelotte—St. Privat.

(Mit einer Uebersichtskarte.)

I.

Der Angriff der Garde auf St. Privat.

Vortrag, gehalten

von

v. Schack,

Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westfäl.) Nr. 13.

1. Der Schlachtverlauf.

Die Französische Rheinarmee hatte am 18. August Stellung genommen auf dem Höhenrücken, welcher sich von Roncourt über St. Privat—Amanweiler—Point du Jour bis zur Mosel erstreckt.

Deutscherseits erfolgte der Angriff mit dem VII. und VIII. Armeekorps und dem am Spätnachmittage eintreffenden II. Armeekorps gegen den Französischen linken Flügel, mit dem IX. Armeekorps in der Mitte und mit dem Garde- und XII. Armeekorps gegen den Französischen rechten Flügel, während das III. und X. Armeekorps in Reserve verblieben.

Auf dem rechten Flügel der Deutschen gestattete der Höhenrücken von Gravelotte die Entwickelung einer mächtigen Artillerielinie; davor ein tiefer Grund, aus demselben aufsteigend bewaldete Hänge, welche es ermöglichten, in Front und Flanke bis auf 500 m und näher an die feindliche Stellung heranzugelangen. Wären die Hänge etwas weniger steil, die Waldungen etwas weniger dicht gewesen, man hätte schwerlich ein günstigeres Angriffsfeld finden können. Die Artillerieüberlegenheit wird schnell erkämpft; die Vorposition St. Hubert wird genommen; aber der Infanterie gelingt es nicht, der feindlichen Hauptstellung gegenüber eine zusammenhängende Feuerlinie zu bilden. Infolgedessen scheitern alle mit größter Tapferkeit ausgeführten Theilangriffe; nicht ein Mann gelangt in die feindliche Stellung hinein.

Das in der Mitte vorgehende IX. Armeekorps eröffnete übereilt die Schlacht und kam vorübergehend in eine derart bedrängte Lage, daß das benachbarte Gardekorps sich gezwungen sah, die 3. Gardebrigade zur Unterstützung abzugeben. Diese Brigade, im Verein mit der Hessischen Division, gelangte zwar am Spätabend in den Besitz der Höhen von Amanweiler, aber erst als infolge der Ereignisse bei St. Privat die Höhen Französischer-

seits geräumt wurden. Einzig und allein auf dem linken Deutschen Flügel bei St. Privat wurde am 18. August der Sieg errungen in einem Gelände, wie es ungünstiger für den Angriff kaum gedacht werden kann.

2. Der Französische rechte Flügel.

Der vom rechten feindlichen Flügel besetzte Höhenrücken Roncourt—St. Privat—Amanweiler beherrscht das Vorgelände vollständig; glacisartig dacht sich derselbe ab in Richtung St. Ail—Ste. Marie, nur weiter nördlich ziehen sich mehrere Mulden hinab in die große Schlucht, welche von Ste. Marie zur Orne sich erstreckt.

Das Französische rechte Flügelkorps, das 6. Armeekorps (40 Bataillone, 13 Eskadrons und 13 Batterien), dehnte sich nach links aus bis etwa 1200 m südlich der Chaussee. Hier stehende Batterien vermochten wegen der hohen Chausseebäume das Gelände nördlich der Chaussee nicht unter Feuer zu nehmen. Infolgedessen war der kommandirende General, Marschall Canrobert, gezwungen, einen Theil seiner Batterien nördlich St. Privat zu verwenden und zum Schutze dieser Batterien Roncourt zu besetzen. Damit erhielt das Armeekorps eine Frontausdehnung von $3^1/_2$ km; eine noch weitere Ausdehnung des rechten Flügels behufs Anlehnung an den Wald von Jaumont hielt der kommandirende General nicht für angängig, wohl mit Rücksicht darauf, daß die Gefechtskraft seines ohnehin nicht vollzähligen Armeekorps beeinträchtigt war durch die am 16. August erlittenen schweren Verluste*) sowie durch den Umstand, daß es nicht geglückt war, die am 16. verschossene Munition bei allen Truppentheilen zu ersetzen.**)

Marschall Canrobert glaubte sogar — trotz der Stärke seiner Front — darauf verzichten zu müssen, hinter seinem äußeren Flügel starke Reserven zu staffeln, obgleich die Armeereserve — das Gardekorps — auf den Höhen von Plappeville mehr als eine Meile entfernt stand.

Bereits am Frühmorgen meldete der Marschall die Schwäche seines rechten Flügels dem Oberbefehlshaber, Marschall Bazaine; dieser antwortete um 10 Uhr vormittags:***)

„Wenn der Feind sich vor unserer Front ausdehnt, um St. Privat von Westen her anzugreifen, so treffen Sie alle nothwendigen Maßregeln,

*) Generalstabswerk 1870/71 (fortan abgekürzt: G. W.) I, S. 640 beziffert die Verluste des 6. Armeekorps am 16. August auf 191 Offiziere, 5457 Mann. Nach Kunz, Kriegsgeschichtliche Beispiele, X. Heft: Der Kampf um St. Privat (fortan abgekürzt: Kunz) S. 120 fehlten den 40 Infanteriebataillonen an ihrer Etatsstärke von 800 Mann bereits am 16. August 2530 Mann, und trat an diesem Tage hinzu ein Verlust von 203 Offizieren 5100 Mann.

**) Kunz S. 8. — Nach G. W. I, S. 17 sollte jeder Infanterist 90 Patronen mit sich führen; je zwei Kompagnien hatten einen zweirädrigen Karren, welcher weitere 24 Patronen pro Mann enthielt, während bei den Kolonnen noch 40 Patronen pro Kopf vorhanden sein sollten. Diese Kolonnen scheinen jedoch dem 6. Armeekorps größtentheils gefehlt zu haben, vergl. G. W. I. S. 459, Anmerk.

***) G. W. II. S. 825/26.



um sich daselbst zu behaupten, und geben Sie Ihrem rechten Flügel Gelegenheit zur Vornahme einer Frontveränderung, damit nöthigenfalls die rückwärtigen Stellungen eingenommen werden können, deren Rekognoszirung in vollem Gange ist."

In Anbetracht dieser Weisung, „nöthigenfalls rückwärtige Stellungen einzunehmen", mußte dem Marschall Canrobert eine frühzeitige Orientirung über Stärke und Absichten des Gegners besonders erwünscht sein; er schob ein Infanterieregiment (Nr. 94) nach Ste. Marie vor mit dem Auftrage, den bereits im Anmarsch gemeldeten Gegner zur Entwickelung zu zwingen.

Bald nach 1 Uhr näherte sich die 1. Gardedivision Ste. Marie, doch wurde der Angriff bis zum Eintreffen des XII. Armeekorps verschoben. Fast zwei Stunden später traf die Sächsische Artillerie ein, und wurde nunmehr der Angriff vorbereitet mit 88 Geschützen und ausgeführt durch 15 Bataillone (7 der Garde und 8 der Sachsen). Dem Französischen 94. Regiment gelang es, sich ohne bedeutende Verluste in Richtung Roncourt zurückzuziehen.

Nach Einnahme von Ste. Marie — 3½ Uhr — bewirkte das Gardekorps seinen Aufmarsch, und zwar standen um 5 Uhr: 3. Die Lage um 5 Uhr.

die 4. Brigade nördlich St. Ail,
die 1. Brigade südwestlich Ste. Marie und
die 2. Brigade, welche den Angriff auf Ste. Marie ausgeführt hatte, in und westlich dieses Dorfes, dasselbe besetzt haltend;
die 3. Brigade war dem IX. Armeekorps bereits überwiesen.

Von der Gardeartillerie standen acht Batterien seit 4 Stunden zwischen Habonville—St. Ail und 4 Batterien zwischen St. Ail—Ste. Marie im Feuer gegen die feindliche Stellung.

Von dem XII. Armeekorps hatte die am Angriff auf Ste. Marie betheiligt gewesene 47. Brigade sich bemüht, in Richtung Roncourt Gelände zu gewinnen; da das Gefecht aber vorzeitig einen ernsteren Charakter annahm, hatte die Brigade um 4½ Uhr den Befehl erhalten, sich westlich Ste. Marie zu sammeln.

Die übrigen drei Brigaden waren von dem kommandirenden General, dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Sachsen, aus eigener Initiative zur Umfassung von Roncourt in Marsch gesetzt, und zwar befanden sich um 5 Uhr die 45. Brigade in den Waldungen zwischen Auboué und Roncourt, die 48. Brigade mit der Tete an der Straßengabel südlich Hautmécourt, während die 46. Brigade zwischen Moineville und Coinville noch derart weit zurück war, daß ihre Mitwirkung beim Angriff gegen Roncourt vor Eintritt der Dunkelheit kaum in Frage kommen konnte.

Die Hauptmasse der Sächsischen Artillerie (12 Batterien) war kurz vor 5 Uhr in Stellung gegangen auf dem Höhenrücken nördlich Ste. Marie, also die Lücke ausfüllend zwischen Front und Umfassung. Die Artillerie

stand hier 3000 m von Roncourt entfernt, und da ein weiteres Vorziehen nach den von der 47. Brigade gemachten Erfahrungen für nicht angängig erachtet wurde, konnte auf eine thatkräftige Mitwirkung dieser Artillerie beim Angriff auf Roncourt vorläufig nicht gerechnet werden. Es standen somit zum Angriff gegen Roncourt zunächst nur 15 Bataillone der 45. und 48. Brigade zur Verfügung, bei denen sich zwei Batterien befanden.

Französischerseits hatte die Artillerie gegen 1 Uhr das Feuer eröffnet gegen die zuerst auftretenden Gardebatterien, sie war aber bald in Anbetracht der zu weiten Entfernungen zurückgezogen worden; gegen 3½ Uhr war sie im Vereine mit Infanterie zum Theil aus weiter vorgelegenen Stellungen erneut in Thätigkeit getreten, um den Abzug des Regiments Nr. 94 aus Ste. Marie zu erleichtern, und führte dies zu den bereits erwähnten Kämpfen mit der 47. Brigade. Nachdem der Zweck erreicht war, wurden die Truppen wieder in die Hauptstellung zurückgenommen.

Gegen 5 Uhr standen von dem 6. Armeekorps:

12 Bataillone in dem Abschnitte südlich der Chaussee,
9 Bataillone in dem mittleren Abschnitte St. Privat,
9 Bataillone in dem rechten Flügelabschnitte Roncourt und
9 Bataillone (und zwar die Brigade Péchot und Regiment Nr. 94) hinter dem rechten Flügel in Reserve;
10 Batterien befanden sich nördlich,
3 Batterien südlich St. Privat.

Die vordersten Schützenlinien waren über die Dorfränder und den Höhenkamm weit vorgeschoben; in dem freien Gelände nördlich der Chaussee lagen die Schützen 700 bis 900 Schritte*) vor dem Westrande von St. Privat in leichten Schützengräben. Nur in dem Gelände südlich der Chaussee waren die Schützen an dem sogenannten Heckenweg mehr zurückbehalten.

Um 5 Uhr erstattete der bei Roncourt befehligende General Brisson dem Marschall Canrobert Meldung von der drohenden Umfassung; der Marschall stellte hierauf dem General die Reservebrigade Péchot zur Verfügung, so daß nunmehr zur Vertheidigung von Roncourt 15 Bataillone unmittelbar bereitstanden, während die Umfassung erfolgen sollte gleichfalls mit 15 Bataillonen, aber mit weit schwächerer Artillerie.

4. Der Angriff auf St. Privat.

Auf Deutscher Seite hatte kurz vor 5 Uhr der kommandirende General des Gardekorps, Prinz August von Württemberg, dem Kommandeur der Gardeartillerie sagen lassen, er solle vorläufig mit der Munition sparen, er würde eine gute halbe Stunde vor dem Angriffe der Infanterie benachrichtigt werden, damit die gesammte Artillerie dann den Angriffspunkt mit Massenfeuer überschütten könne.**) Kurz darauf soll der Oberbefehlshaber,

*) Kunz S. 4. — **) Ebenda S. 22 u. 30.

Prinz Friedrich Karl, sich scharf darüber geäußert haben, daß das Gefecht beim Gardekorps lau geführt würde.*) Jedenfalls hat wenige Minuten nach 5 Uhr Prinz August im Widerspruche mit seiner kurz vorher ertheilten Artillerieanweisung die Genehmigung des Prinzen Friedrich Karl zum Angriffe auf St. Privat erbeten und erhalten.

Bereits um 5¹/₄ Uhr erhielt die 4. Gardebrigade den Befehl zum Angriffe. Sodann begab sich Prinz August nach Ste. Marie und ertheilte dort um 5¹/₂ Uhr dem Divisionskommandeur, General v. Pape, den gleichen Befehl. General v. Pape machte darauf aufmerksam, daß St. Privat noch gar nicht unter Granatfeuer genommen sei, daß die Stellung festungsähnlich und sehr stark besetzt sei und daß auch eine Mitwirkung der Sachsen noch nicht zu erwarten sei. Prinz August hielt aber seinen Befehl aufrecht unter Hinweis auf die bereits in der Ausführung des Angriffs begriffene 4. Brigade.

Die Würfel waren gefallen!

Leider gestattet mir die Zeit nicht, auf die Einzelheiten des heldenmüthigen Angriffes einzugehen; ich muß mich darauf beschränken, den Verlauf kurz zu skizziren.

Von der aus den Regimentern Franz und Augusta bestehenden 4. Brigade ging Regiment Augusta geradeaus vor und lag um 6¹/₂ Uhr untermischt mit zwei Kompagnien Franz und zwei Kompagnien Alexander in einer einzigen zusammengewürfelten und zusammengeschossenen Schützenlinie von etwa 1200 m Ausdehnung der feindlichen Hauptstellung durchschnittlich 500 m gegenüber.

Das links vom Regiment Augusta vorgehende Regiment Franz erhielt Flankenfeuer aus dem Gelände nördlich der Chaussee, wendete sich infolgedessen mehr nach links, also in nordöstlicher Richtung, und lag gegen 6 Uhr gleichfalls in einer einzigen Schützenlinie an der Chaussee, mit dem rechten Flügel etwa 600 m von St. Privat entfernt, in loser Fühlung mit Regiment Augusta.

Die vom General v. Pape zum Angriffe bestimmte 1. Gardebrigade (1. und 3. Garderegiment) beabsichtigte, östlich an Ste. Marie vorbei, sich in dem muldenförmigen Gelände nördlich der Chaussee zu entwickeln. Aber bereits beim Ueberschreiten der Chaussee erlitt die Brigade derartige Verluste, daß eine ordnungsmäßige Entwickelung zur Unmöglichkeit wurde. Gegen 6³/₄ Uhr lagen beide Regimenter durcheinandergewürfelt, gleichfalls in einer einzigen Schützenlinie, 600 bis 800 m von St. Privat, mit dem rechten Flügel etwa 600 m nördlich der Chaussee, den linken Flügel gegen Roncourt etwas zurückgebogen.

*) Kunz S. 31.



Inzwischen hatte General v. Pape dem 2. Garderegiment befohlen, die zwischen Regiment Franz und der 1. Brigade sich bildende Lücke auszufüllen; um $6^3/_4$ Uhr hatten die Trümmer des Regiments diesen Befehl ausgeführt.

Auf der ganzen Front waren die vorgeschobenen Französischen Schützenlinien zurückgewichen auf die Hauptstellung. Diese mit 40 Bataillonen besetzte Hauptstellung im ersten Anlaufe zu stürmen, war den 15 Gardebataillonen nicht gelungen, man war sogar nicht einmal herangelangt auf wirksamste Schußweite des Zündnadelgewehrs, nichtsdestoweniger aber war schon jetzt ein Erfolg errungen, der dem rechten Flügel der Deutschen Schlachtlinie versagt geblieben war: es war geglückt, eine fast 3 km lange Feuerlinie zu bilden, deren Geschosse hineinreichten bis in die feindliche Stellung. Diese Feuerlinie ermöglichte zunächst ein Vorziehen der Artillerie auf wirksamste Schußweite. Auf dem rechten Flügel fuhren fünf Batterien fast in die Schützenlinie hinein und wiesen hier mehrfache Gegenstöße des Feindes ab. Weitere neun Batterien der Garde und zwei reitende Batterien des X. Armeekorps fuhren zu beiden Seiten, hauptsächlich aber südlich der Chaussee, bis auf 600 m an die Schützenlinie heran und nahmen St. Privat unter Feuer.

Auch die Artillerie des XII. Armeekorps vermochte nunmehr über die Schlucht vorzugehen, um durch Beschießung von Roncourt der Umfassung den Weg zu bahnen. Als aber die Sächsischen Granaten Roncourt erreichten, waren bereits die Sachsen in dem vom Feinde geräumten Dorfe.

Inzwischen hatten sich die Garden mit unerschütterlichem Heldenmuthe auf dem eroberten Boden behauptet; hinter ihrem linken Flügel wurde das 4. Garderegiment gedeckt näher herangezogen, aber die Lage schien noch derart bedenklich, daß man auf eine Besetzthaltung von Ste. Marie durch Gardefüsiliere und Gardejäger nicht glaubte verzichten zu können. Die zur Unterstützung heranbeorderte 20. Division war noch weit zurück. Um so willkommener war das nunmehrige Vorgehen der Sachsen von Roncourt gegen den Nordsaum von St. Privat. Es war gegen $7^1/_2$ Uhr, als Sachsen und Garden von allen Seiten nach St. Privat hineinstürmten.

General v. Kessel, Kommandeur der 1. Gardebrigade, berichtet hierüber:*) „Ein Befehl zum allgemeinen Sturme ist nicht ertheilt worden, es handelte Jeder an seiner Stelle den Eindrücken des bedeutenden Augenblicks entsprechend, den man erlebt haben muß, um einen Begriff von seiner Großartigkeit in sich aufnehmen zu können. . . . . Ich hatte am rechten Flügel gesammelt, was ich zusammenbringen konnte, und ritt von Nordwesten in den Eingang von St. Privat, der zwischen der großen Chaussee und dem Wege von Roncourt hineinführte. Es wurde im Dorfe von Feind und Freund in allen Straßen und Häusern geschossen, ohne jede Ueberlegung, wer etwa getroffen wurde; ich bemühte mich fast vergebens, diesem unbesonnenen

*) Kunz S. 95.



Schießen Einhalt zu thun. Ich ritt nun zur Chaussee, weil ich neue Kolonnen ankommen sah und besorgt war, daß sie auch noch in das Dorf hineinrücken möchten, es war das Garde-Füsilierregiment. ... Zu dieser Zeit feuerte die Französische Artillerie äußerst heftig auf St. Privat. ..."

Also ein Befehl zum Sturme ist nicht ertheilt worden; Jeder sprang auf und stürmte in das Dorf hinein. Unmöglich können die auf der Erde liegenden Grenadiere beobachtet haben, daß auch von Roncourt her die Sachsen im Vorgehen gegen den nördlichen Dorfrand begriffen waren. Ein selbständiges Aufspringen, ein Sturmlauf von 600 bis 700 m ohne vom Dorfsaume Feuer zu erhalten — erst im Dorfe begann wieder das Schießen — ist nur erklärlich durch die Annahme, daß der Feind den Dorfsaum räumte. Mit dieser Annahme steht nicht im Widerspruche das erbitterte Handgemenge im Dorfe selbst. Ein Zurückziehen aus dem langgestreckten Dorfsaume ist leicht, nicht so leicht aber ein Zurückgehen der in den Dorfstraßen sich zusammendrängenden Massen.

Es steht auch fest, daß einzelne Deutsche Truppenabtheilungen*) sogleich bis zum Ostausgange von St. Privat vordrangen,**) den Pachthof Jerusalem bereits geräumt fanden***) und den abziehenden Feind mit Schnellfeuer verfolgten. Aber vom jenseitigen Höhenrande — aus einer Entfernung von 1500 bis 2000 m — eröffnete eine mächtige Artillerie ihr Feuer gegen die Deutschen. An den Steinbrüchen von Amanweiler, in der am Vormittag erkundeten rückwärtigen Stellung, hatte Marschall Canrobert die zu seiner Unterstützung herbeigeeilte Gardegrenadier-Division und Artillerie-Hauptreserve im Vereine mit der eigenen Artillerie eine Aufnahmestellung nehmen lassen, die zwar jede Verfolgung hemmte, die Räumung von Roncourt und St. Privat aber nicht ungeschehen machen konnte.

5. Der Französische Rückzug.

Nur eine einzige Rückzugsstraße hatte dem 6. Armeekorps zur Verfügung gestanden, die Chaussee über Saulny, und diese war eingeengt im Norden durch die 240 m tiefe Schlucht von Bronvaux, im Süden durch die großen Steinbrüche von Amanweiler. Trotzdem ist der Abzug mit verhältnißmäßiger Ordnung ausgeführt worden. Während z. B. bei Königgrätz 161 Geschütze, bei Wörth 33 Geschütze dem Sieger in die Hände fielen, wurde am 18. August nicht ein einziges Geschütz, nicht eine einzige Trophäe erbeutet. Es muß daher der Befehl zu dem um 7½ Uhr fast vollendeten Abzuge geraume Zeit vorher ertheilt worden sein. Wann ist dieser Befehl ertheilt worden und aus welchem Grunde?

Als Marschall Canrobert bald nach 5 Uhr von der seinem rechten Flügel drohenden Umfassung Meldung erhielt, dachte er an keinen Rückzug, er verstärkte vielmehr die Besatzung von Roncourt durch sechs Bataillone.

---

*) Kunz S. 95. — **) Ebenda S. 105. — ***) Ebenda S. 108.

Als aber gegen 6½ Uhr die Sachsen sich Roncourt näherten, war die Räumung bereits erfolgt. Unzweifelhaft steht fest, daß die Räumung erfolgt ist auf Befehl des Marschalls Canrobert, anfangs in aller Ruhe und Ordnung, die Regimenter staffelweise, zuerst Regiment Nr. 75, dann Nr. 91, vielleicht gleichzeitig die beiden Bataillone Regiments Nr. 9, zuletzt Regiment Nr. 10. Rechnet man für Ertheilung, Uebermittelung und Ausführung des Befehls nur eine halbe Stunde, so muß der Befehl spätestens um 6 Uhr ertheilt worden sein.

Aus welchem Grunde?

Allgemein, auch von dem neuesten Schriftsteller über St. Privat, Major Kunz,*) wird behauptet, der Marschall habe die Truppen seines rechten Flügels zurückgezogen, als er die immer drohender sich gestaltende Umgehung der Sachsen erkannte. Inwieweit hatte sich aber gegen 6 Uhr die Umfassung drohender gestaltet?

Die 48. Brigade erreichte um 6 Uhr die Hochfläche nördlich Montois und entwickelte sich gegen dieses Dorf, welches man vom Feinde besetzt glaubte.**) Lag in dieser irrthümlichen Entwickelung gegen Montois eine drohendere Gestaltung oder etwa darin, daß die 45. Brigade angewiesen worden war, an den Waldungen zwischen Auboué und Roncourt das Eintreffen dieser Brigade abzuwarten?***) Nein, etwas Anderes hat sich gegen 6 Uhr drohender gestaltet, und das war der Angriff der Garde gegen St. Privat.

Major Kunz sagt selbst†): „Nicht hoch genug kann man die moralische Wirkung einschätzen, welche das bewundernswerthe Verhalten der Preußischen Gardeinfanterie auf die Franzosen hervorbrachte. Mit Sicherheit hatte der Feind darauf gerechnet, lediglich durch sein Massenschnellfeuer die verwegenen Angreifer zu zertrümmern. Als diese Hoffnung fehlschlug, zog bange Besorgniß über den Ausgang des blutigen Ringens in die Herzen der Franzosen ein. Hoffnungslosigkeit sollte bald an Stelle dieser Besorgniß eintreten, und damit war der Sieg der Deutschen nur noch zu einer Zeitfrage geworden."

Das unterschreibe ich!

Angesichts dieses todesmuthigen Vorwärtsstürmens von mehr als zehntausend Helden war bange Besorgniß, war Hoffnungslosigkeit eingezogen selbst in das Herz des schlachtenergrauten, tapferen Marschalls! Er erinnert sich des ihm vom Oberbefehlshaber ertheilten Befehls „nöthigenfalls die rückwärtigen Stellungen einzunehmen", die am Vormittage erkundet worden waren. Er ertheilt den Befehl zum Abzuge vom rechten Flügel.

Sollte der Abzug ordnungsmäßig erfolgen, so mußte selbstverständlich St. Privat zunächst noch gehalten werden, aber mit dem Befehle zum

*) Kunz S. 77. — **) G.W. II, S. 878. — ***) Ebenda II, S. 877. — †) Kunz S. 75.



Abzuge war der Sieg von St. Privat nur noch eine Frage der Zeit. Hat der Angriff der Garde den Befehl zum Abzuge veranlaßt, dann hat auch der Angriff der Garde den Sieg herbeigeführt und mit dem Siege von Gravelotte — St. Privat den Weg geebnet zu einem Sedan, zu einer Kaiserkrone!

Niemals ist ein Angriff mit größerem Heldenmuthe ausgeführt worden, niemals hat ein Angriff ruhm- und glorreichere Erfolge nach sich gezogen und niemals ist ein erfolgreicher, ruhm- und glorreicher Angriff stärker bekrittelt worden, wie der Angriff der Garden auf St. Privat!

Was hat man nicht Alles an diesem Angriffe auszusetzen!

Zunächst die Verluste! 6. Die Verluste.

Die Verluste der in erster Linie am Angriffe betheiligten fünf Garderegimenter waren ziemlich gleich groß; am wenigsten verlor das Regiment Augusta mit 27 Offizieren, 902 Mann. Die Verluste der vier anderen Regimenter schwanken zwischen 36 bis 39 Offizieren und 1020 bis 1076 Mann. Im Ganzen haben die fünf Garderegimenter am 18. August verloren 176 Offiziere, 5116 Mann!

Das ist der vierte Theil des Gesammtverlustes der Deutschen bei Gravelotte. Ist mit diesem Viertel der Gesammtverluste der Siegeslorbeer von Gravelotte zu theuer bezahlt? Der Verlust der Garden bei St. Privat beträgt 1/24 des Gesammtverlustes der Deutschen im Kriege 1870/71. Ist mit diesem 1/24 die Bedeutung des Sieges von Gravelotte—St. Privat zu hoch eingeschätzt?

Es ist ein schwerer Verlust, welchen die fünf Garderegimenter erlitten haben, aber keines dieser fünf Regimenter hat am 18. die Verlustziffern erreicht der Regimenter Nr. 11, 16 und 52 am Tage von Vionville. Die größten blutigen Verluste beim Angriff auf St. Privat erlitt das 2. Garderegiment mit 38 pCt.,*) die größten blutigen Verluste am Tage von Vionville das 16. Regiment mit 50 pCt. der Gefechtsstärke;*) von ersterem Regiment starben 353, von letzterem 565 den Heldentod. Derartige Verlustziffern sind in der Kriegsgeschichte und insbesondere in der Preußischen Kriegsgeschichte durchaus nicht vereinzelt. Am Tage von Königgrätz erlitt das Oesterreichische Infanterieregiment Nr. 34, König von Preußen, bei einer Gefechtsstärke von höchstens 2250 Mann einen blutigen Verlust von 29 Offizieren 1331 Mann.**) Die Bataillone des Großen Königs verloren wiederholt 60 pCt. ihrer Gefechtsstärke, bei Soor verlor das Grenadierbataillon Wedel 70 pCt., bei Kesselsdorf das Grenadierbataillon Münchow 80 pCt., darunter nicht ein Gefangener oder Vermißter.***)

*) C. v. B. K., Zur Psychologie des Großen Krieges. Heft III, S. 41.

) Kunz S. 123. — *) C. v. B. K., a. a. O., Heft III, S. 37.



Auch die Gesammtsumme der blutigen Verluste war am 18. August nicht außergewöhnlich; dieselbe ist geringer wie an den Tagen von Zorndorf und Kunersdorf, wie bei Pr. Eylau, Ligny und Waterloo, wie bei Königgrätz und beträgt nur ein Drittel der blutigen Verluste bei Leipzig.*)

Außergewöhnlich war am 18. August nur der Umstand, daß man die Verluste erlitt auf Entfernungen, auf welchen man selbst dem Feinde keine Verluste zufügen konnte, auf Entfernungen, auf welchen man überhaupt keine Verluste erwartet hatte. Wohl wußte man, daß das Chassepotgewehr ein Visir hatte bis 1200 m, aber man erlitt die Verluste auf weit größeren Entfernungen. Regiment Franz z. B. stand erheblich über 2000 m vom Feinde. Gleich bei Beginn des Vorgehens brachen der Regimentskommandeur und die beiden Bataillonskommandeure des zweiten Treffens schwer verwundet zusammen; „ein verheerender Kugelregen prasselt auf das Regiment nieder"**) und ganz ebenso bei den übrigen Regimentern. War man erst auf mittlere Entfernungen heran, dann wurden die Verluste geringer, weil die feindlichen Schützen auf die Hauptstellung zurückgingen. Von dem Augenblick aber, von welchem das Feuer wirksam erwidert werden konnte, in der dem Feinde auf etwa 600 m gegenüberliegenden Schützenlinie, scheinen die Verluste verhältnißmäßig unbedeutend gewesen zu sein.

Nun folgert man aus der erheblich gesteigerten Tragweite, Rasanz und Durchschlagskraft des modernen Gewehrs, daß in einem künftigen Kriege die Fernverluste noch viel erheblicher sein werden, derart erheblich, daß ein Angriff wie bei St. Privat damit zur Unmöglichkeit würde.

7. Nächtlicher Angriff?

Wird doch nicht selten behauptet, daß eine Stellung wie bei St. Privat nur noch angegriffen werden dürfe nach den Regeln des Festungskrieges. Man stützt sich hierbei auf einen unserer bedeutendsten Militärschriftsteller, welcher schreibt:***)

---

*) Berndt, Die Zahl im Kriege. S. 47 bis 67. — **) Kunz S. 36.

***) v. Schlichting, Taktische und strategische Grundsätze (fortan abgekürzt: Schlichting), I, S. 108/109.

Wenn ich nachfolgend gegen einzelne aus diesem hochbedeutenden Werke zusammenhanglos herausgegriffene Sätze Stellung nehme, so möge der Herr Verfasser dies entschuldigen mit der Thatsache, daß diese Sätze leider noch immer vielfach miß verstanden werden — insbesondere von der militärischen Jugend — in einem Sinne, welcher mit der Pflege altpreußischen offensiven Geistes nicht vereinbar ist.

Es ist mir wohl bekannt, daß der Herr Verfasser sich gegen diese Mißverständnisse wiederholt verwahrt hat, u. A. im Theil III, S. 123 ausdrücklich erklärte: „Man wolle doch endlich erkennen, daß es sich — — gar nicht darum handelt, die offensiven Neigungen in der Taktik einzudämmen, die uns zu so großen Erfolgen verhalfen und daher so sympathisch sind. Nur die Uebereilungen sind abzulegen, die uns die Manöver in ihren rapiden Kampfverläufen anerziehen und welche den Irrthum nähren, daß man bei Ueberlegenheit in der Zahl mit einheitlichen Treffenformen, flatternden Fahnen, klingendem Spiel und rasselnden Tambours wie ehedem die Macht des feindlichen Feuers bezwingen kann."

„Ist die Stellung minder stark, d. h. befinden sich vor derselben Stützpunkte im Gelände, so wird sich der Angreifer derselben zuweilen auch wohl am Tage bemächtigen und sie durch Erdarbeiten verstärken können. Anderenfalls muß die Nacht zu Hülfe genommen werden. Das Tageslicht ist auszunutzen, um in sorgsamen Erkundungen die Plätze für die Stützpunkte zu wählen und sie den Truppen vorauszubestimmen. Die Angriffsdisposition erfolgt also am Tage, nur dann ist ihre geschickte und geräuschlose Ausführung für die Nacht gesichert. Die nächtlichen Leistungen auf solchem Kampffelde entsprechen nun durchaus denjenigen des Belagerers vor einer Festung, und dieser schiebt Arbeitstruppen vor, um die Infanterie- bezw. Artilleriestellungen auszuheben, so daß bei Tagesanbruch aus denselben die Feuereröffnung erfolgen kann. Auf diese Weise muß sich im Feldkriege der Angreifer heranarbeiten."

Zweifellos sind Gefechtslagen denkbar, in welchen es für den Angreifer rathsam sein kann, entsprechend Exerzir-Reglement für die Infanterie II, 82 (fortan abgekürzt: E. R.) die Dunkelheit zur Annäherung zu benutzen. Bei St. Privat aber konnte dies nicht in Frage kommen, denn als erkannt wurde, daß die Garde beim Angriffe eine Ebene zu durchschreiten habe, standen bereits drei Armeekorps in heftigstem Kampfe. Man vergegenwärtige sich doch nur, wie sich die Lage gestaltet haben würde, wenn die Garde nach Vorstehendem gehandelt hätte:

Während auf dem rechten Flügel der Deutschen Schlachtlinie der Mißerfolg des II. Armeekorps beim Angriff auf die Höhen von Point du Jour zurückgeführt wird auf die bereits eingetretene Dunkelheit, wartet auf dem linken Flügel das Gardekorps ab, bis es dunkel wird; es beschränkt sich bei Tageslicht auf theoretische Erwägungen, was es wohl thun könnte, wenn es erst dunkel geworden ist. Das XII. Armeekorps führt währenddessen wohl die Umgehung aus, um dann gleichfalls bereitzustehen zum nächtlichen Vorgehen, aber auch bereit, um isolirt über den Haufen gerannt zu werden von einem thatkräftigen Gegner, dem vollauf Zeit gegeben worden ist, seine Reserven heranzuziehen. Was braucht sich aber das Gardekorps um das Schicksal des XII. Armeekorps zu kümmern, was geht es das Gardekorps an, ob das IX. Armeekorps sich inzwischen verblutet und ob das VII. und VIII. Armeekorps sich zu behaupten vermögen? Das Gardekorps hat eine Ebene vor sich, mithin wartet es ab, bis es dunkel geworden ist, bis es Arbeitstruppen vorschieben kann, die aus den ausgewählten Stützpunkten von den dorthin vorgeschobenen feindlichen Sicherungsabtheilungen ein rasendes Schnellfeuer erhalten und, durch die Dunkelheit der Einwirkung ihrer Führer beraubt, in Auflösung wieder dahin zurückfluthen, woher sie gekommen sind.

Auf diese Weise hätten wir die Schlacht von Gravelotte sicherlich nicht gewonnen.

8 Die Umfassung. Nun wird gesagt, die Garde hätte mit dem Angriff wenigstens so lange warten müssen, bis sich die umfassende Einwirkung der Sachsen in höherem Grade fühlbar machte.

Nehmen wir an, die Garde hätte gewartet, bis die Sachsen in der Lage waren, St. Privat umfassend anzugreifen, dann hätte also die Garde zunächst warten müssen, bis die 15 Bataillone Sachsen aus eigener Kraft sich stürmender Hand in den Besitz des von 15 Bataillonen vertheidigten Roncourt gesetzt, denn in diesem Falle lag für die Franzosen doch wahrlich keine Veranlassung vor, Roncourt freiwillig zu räumen.

Aus welchem Grunde erscheint aber ein Angriff auf Roncourt leichter ausführbar wie alle übrigen Angriffe in den Augustschlachten? Unzweifelhaft hätte es eines heißen, verlustreichen Kampfes bedurft! Und nun denke man sich folgendes Bild:

Rechts vom Gardekorps bemühen sich vier Preußische Armeekorps in stundenlangem heißen Kampf, den Feind aus seinen Stellungen zurückzuwerfen. Links von der Garde ringen die Sachsen mit Einsetzung von Blut und Leben um den Siegeslorbeer, und in der Mitte steht das Gardekorps mit Gewehr bei Fuß, denn das Gardekorps hat eine Ebene vor sich, die könnte blutige Opfer erfordern, da sieht das Gardekorps lieber zu, wie Andere ihr Blut vergießen.

Nein, an ein solches Bild hat der General v. Pape, der Held unter den Helden, nicht gedacht, als er darauf aufmerksam machte, daß die Sachsen noch weit zurück seien. Unzweifelhaft wäre die Garde zum Angriff vorgegangen, sobald sich von Roncourt her Geschütz- oder Gewehrfeuer vernehmen ließ. Wäre dann aber der Angriff der Garde weniger verlustreich gewesen?

Die Garde hat ihre wesentlichsten Verluste erlitten durch die über St. Privat hinaus vorgeschobenen Französischen Schützen, von denen General v. Kessel sagt:*) „Sie hatten sich gut verborgen gehalten; ihr Feuer begann auf ein Signal, denn es geschah gleichzeitig auf der ganzen Linie, die sich als ein zusammenhängender feiner Pulverstreifen markirte. Ihr Feuer kostete uns schwere Opfer."

Schwerlich würden die Schußleistungen dieser Schützen beeinflußt worden sein durch einen gleichzeitigen Angriff des XII. Armeekorps gegen Roncourt. Die Verluste der Garde würden somit nicht geringer geworden sein, wohl aber wären hinzugetreten vielleicht gleich große Verluste der Sachsen. Die so erhöhten Verluste konnten aber den Erfolg des Tages leicht in Frage stellen, schwerlich den Erfolg erhöhen! Es war ein großes Glück für Deutschlands Waffen, daß der Angriff der Garde so frühzeitig erfolgte, daß den Franzosen Zeit blieb, Roncourt freiwillig zu räumen; es war ein großes

*) Kunz S. 50.

Glück, daß der Angriff so frühzeitig erfolgte, daß die bereits um 3 Uhr angetretene*) Gardegrenadier-Division und Artillerie-Hauptreserve noch nicht heran waren.

Zweifellos hätte der einseitige Angriff über die Ebene diesen Erfolg schwerlich herbeigeführt, wenn nicht gleichzeitig die Umfassung gedroht hätte, aber noch weit weniger hätte die Umfassung den Erfolg herbeigeführt ohne den frontalen Angriff über die Ebene.

9. Artillerie-vorbereitung.

Es wird nun weiter behauptet, der Angriff der Garden sei nicht genügend durch die Artillerie vorbereitet worden; St. Privat hätte in Flammen aufgehen müssen, bevor die Garde zum Angriff antrat. In Flammen aufgehen? Ste. Marie ist nicht in Flammen aufgegangen, als es von 88 Geschützen unter Feuer genommen wurde, und St. Privat ist nicht weniger massiv gebaut. Wohl hätte es der Gardeartillerie gelingen können, das eine oder andere Haus in Brand zu schießen, falls man genügende Munitionsmengen hierfür verausgabte; es wäre dann den vor St. Privat liegenden feindlichen Schützen nicht angenehm gewesen, wenn es 700 m hinter ihnen in St. Privat brennt, aber daß diese Schützen durch den Brand einiger Häuser in St. Privat sich veranlaßt gesehen hätten, ihre Schützengräben zu verlassen, oder auch nur weniger oder schlechter zu schießen, das glaube ich nicht. Wollte man das Feuer der feindlichen Schützen dämpfen, dann mußten die Schützenlinien, nicht St. Privat unter Feuer genommen werden. Diese Schützenlinien waren aber derart geschickt eingegraben, daß man sie Deutscherseits erst erkannte, als sie das Feuer eröffneten; man sah dann einen zusammenhängenden feinen Pulverdampfstreifen, wie weit derselbe aber vor St. Privat lag, das konnte man nicht erkennen. General v. Kessel**) schätzte die Entfernung auf 100 Schritt vor St. Privat, thatsächlich waren es 700 bis 900 Schritt.***)

Es ist so leicht gesagt, die Artillerie hat die Feuerüberlegenheit und ebnet der Infanterie den Weg zum Angriff. Wenn jemals in einer Schlacht die Artillerie die Feuerüberlegenheit hatte, so war es die Deutsche Artillerie in der Schlacht bei Gravelotte, die Artillerie der Garde bei St. Privat. Die Französische Artillerie war längst verstummt; als aber die Infanterie zum Angriff antrat, da eröffnete sie erneut das Feuer. Dreimal hat die Französische Artillerie in unserem überlegenen Feuer ihre Stellung gewechselt, und was waren ihre Verluste? 11 Batterien des 6. Armeekorps verloren am 18. August im Durchschnitt je 7 bis 8 Mann einschließlich der Verluste durch Infanteriefeuer.†) Wenn so minimale Erfolge erzielt worden sind gegen Batterien, deren Stellungen genau bekannt waren, wie lange hätte dann gefeuert werden müssen, um Schützenlinien niederzukämpfen, deren Lage unbekannt war? Stand doch die Artillerie 2000 bis 2500 m von den Schützen-

*) G. W. II, S. 827. — **) Kunz S. 50. — ***) Ebenda S. 4. — †) Ebenda S. 13.



gräben entfernt, während ihr zu Beginn des Krieges eingeschärft worden war, nicht über 1500 m zu schießen.*) Man muß eingedenk bleiben, daß am 18. August nicht unser gegenwärtiges Artilleriematerial zur Stelle war. Aber auch mit dem gegenwärtigen Material vermag die Artillerie nur zu wirken, wenn sie weiß, wo die zu beschießenden Ziele liegen. Es wird daher in gleicher Lage wie am 18. August auch in Zukunft geboten sein, durch Herangehen der Infanterie die feindlichen Schützenlinien thätig und damit erkennbar zu machen. Am 18. August aber genügte dies nicht. Wollte die Deutsche Artillerie gegen die Schützenlinien Erfolge erzielen, so mußte die Artillerie näher heran, sie mußte vor, in das Gelände hinein, in welches die Infanterie in Trümmer geschossen wurde; dazu mußte zunächst die Infanterie heran an den Feind, nicht nur um die feindlichen Schützenlinien erkennbar, sondern um sie unschädlich zu machen.

Weder Artillerie noch Umfassung haben es bei St. Privat vermocht, der Infanterie den Weg zu ebnen, wohl aber hat die Infanterie mit ihrem Blut der Artillerie und der Umfassung den Weg geebnet!

10. Kolonnenformationen.

Weshalb ist aber die Garde zum Angriff angetreten in so dichten Kolonnen? Weshalb hat die 1. Brigade die Chaussee östlich Ste. Marie überschritten fast in der Versammlungsformation? Man wußte, daß das Visir des feindlichen Gewehrs nur bis 1200 m reichte, und man glaubte sich von den feindlichen Schützen auf der Höhe bei St. Privat 2000 m entfernt. Im Uebrigen darf man sich von der Dichtigkeit der Gardekolonnen keine übertriebene Vorstellung machen. Die damalige Angriffskolonne — jetzige Doppelkolonne — ist an keiner Stelle gezeigt worden, und die Halbbataillone und Kompagniekolonnen hatten sich innerhalb 1000 m vom Feinde völlig zu Schützenlinien aufgelöst. Auch ist es ein Irrthum, wenn man glaubt, die hier und da zu dichten Formationen trügen die Hauptschuld an den großen Verlusten. Die Regimenter der 1. Gardebrigade haben durchaus nicht mehr verloren wie die übrigen Regimenter, welche sich zweckentsprechender entwickelt hatten, und die größten Verluste hat am 18. das Garde-Schützenbataillon erlitten, welches beim Angriff nicht einmal ganze Kompagnien gezeigt und auch nur auf etwa 500 m an die feindliche Stellung herangelangt ist. Der Grund ist einfach. Jeder Vertheidiger verfügt über eine bestimmt begrenzte Zahl von Patronen. Verausgabt er sich mit denselben auf den weiten Entfernungen, dann kann er nicht so lebhaft schießen auf den mittleren und nahen Entfernungen. Wenn wir uns aber von dem Feuer auf diesen Entfernungen einen größeren Erfolg versprechen, dann müssen wir es auch dahingestellt sein lassen, ob die Garde nicht noch größere Verluste erlitten hätte bei einer weniger frühzeitigen Feuereröffnung durch die Franzosen.

*) Hohenlohe, Militärische Briefe III, S. 175.



Nichtsdestoweniger muß schon aus moralischen Gründen jeder Angreifer dahin trachten, durch frühzeitige Verkleinerung der dem Vertheidiger darzubietenden Ziele nicht unnöthig Verluste zu erleiden, bevor er selbst solche dem Feinde zufügen kann. Der Angreifer muß in weit höherem Grade wie am 18. August bestrebt sein, alle geschlossenen Abtheilungen dem feindlichen Feuer zu entziehen. Aber die Kriegsgeschichte lehrt, daß weder die frühzeitige Zerlegung der Truppenverbände noch ein vorsichtiges Zurückbehalten der geschlossenen Abtheilungen Universalmittel sind zur Vermeidung großer Verluste.

Giebt es überhaupt derartige Universalmittel? Behufs Beantwortung dieser Frage wollen wir das Angriffsverfahren der Garde näher prüfen und zwar zunächst im Vergleich mit unseren gegenwärtig gültigen Vorschriften.

11. Vergleich mit den gegenwärtigen Vorschriften.

Der nach E. R. II, 82 beim geplanten Angriff gebotene Aufmarsch (vergl. vorstehend S. 297, Ziff. 3) war erfolgt, allerdings wenig günstig für den demnächstigen Angriff. Es würde aber zu weit führen, wenn ich auf die Entstehungsgeschichte dieses Aufmarsches eingehen wollte; nur möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß zur Zeit des Aufmarsches die 47. Brigade in dem Gelände nordöstlich Ste. Marie in heftigem Gefecht stand, aus welchem dieselbe erst zwischen $4\frac{1}{2}$ und 5 Uhr zurückgenommen wurde.*) Ein Aufmarsch der 1. Gardebrigade in der nördlich Ste. Marie gelegenen Schlucht — statt südlich Ste. Marie — konnte schon aus diesem Grunde wohl nicht in Frage kommen.

Die artilleristische Feuerüberlegenheit war erreicht; auch befand sich der vor der Angriffsfront gelegene Stützpunkt Ste. Marie im Besitz der Deutschen. E. R. II, 82 sagt weiter: „Unter dem Schutz solcher Stützpunkte finden die größeren Entwickelungen statt."

Die 4. Brigade bewirkte ihre Entwickelung auf der Grundlinie, trotzdem erlitt sie hierbei empfindliche Verluste. Für die 1. Brigade konnte ein Durchzug durch das mit Truppen, Verwundeten und Gefangenen vollgepfropfte Ste. Marie nicht in Frage kommen; die Brigade mußte entweder östlich an Ste. Marie vorbei, oder sie mußte zurückgehen, herum um das 2. Garderegiment und die 47. Brigade und dann durch die Artillerielinie des XII. Armeekorps hindurch, um ihre Entwickelung als Kugelfang entweder vor oder hinter dieser Artillerie zu bewirken. Es wäre dann die eigene Artilleriewirkung im Augenblick des Angriffs beeinträchtigt worden, und die 4. Brigade wäre nicht eine Viertelstunde, sondern drei Viertelstunden lang ohne Unterstützung geblieben.

Es folgt im E. R. II, 82 der viel umstrittene Satz: „Grundsatz ist, mit Vortruppen zur Eröffnung des Feuers so nahe an die Stellung heranzugelangen, als das Gelände es zuläßt." Jedes Gelände läßt

*) G. W. II, S. 763.

es zu, heranzugelangen bis an die Wirkungssphäre des feindlichen Feuers. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die Garde den Versuch machte, zunächst mit Vortruppen, d. h. mit Flügelkompagnien und schwachen Schützen, näher an den Feind zu gelangen. Die weitesten Visirentfernungen des feindlichen Gewehrs waren aber kaum erreicht, als die fünf Regimenter, entsprechend E. R. II, 82 bestrebt waren, sich „mit starken Schützenschwärmen an die feindliche Stellung heranzuarbeiten".

Nun hat gemäß E. R. II, 24 „jedes die Entscheidung suchende Gefecht zur vollen Ausnutzung des vorhandenen Entwickelungsraumes durch Besetzung mit dichten Schützenlinien zu führen". Dem entspricht es, daß das 2. Garderegiment trotz der Ungunst des Geländes eingeschoben wurde in die Lücke zwischen Regiment Franz und 1. Brigade. Die Schützen befanden sich nunmehr auf verhältnißmäßig nahen Entfernungen, somit „mußten die Unterstützungstruppen in thunlichster Nähe dahinter zum unmittelbaren Eingreifen bereit sein". Demgemäß wurde das 4. Garderegiment vorgezogen und zwar entsprechend E. R. II, 75, 2. Abs., in einer der von der Schlucht nördlich Ste. Marie nach St. Privat hinaufführenden Mulden.

Im E. R. II, 82 heißt es dann weiter: „Die erlangten Erfolge werden am besten von der Schützenlinie beurtheilt; sie erkennt zuerst, wann und wo der Widerstand beim Feinde nachläßt, sie vermag alle Vortheile am schnellsten auszunutzen, und wird daher häufig von ihr der Anstoß zur Durchführung des Angriffes ausgehen." Klingt das nicht fast, als ob der Sturm auf St. Privat als Vorbild gedient habe?

12. Normalangriff. Nun kann man sagen: Wenn sogar der Angriff der Garde auf St. Privat mit unseren wesentlichsten Angriffsvorschriften im Einklange steht oder wenigstens in Einklang gebracht werden kann, so ist dies ein Beweis, wie dehnbar diese Vorschriften sind; wir müssen festere Normen haben, um eine zweckmäßigere Ausführung des Angriffs zu gewährleisten.

Worin sollen aber diese festeren Normen bestehen? Soll befohlen werden: Die erste Entwickelung hat stets außerhalb des feindlichen Feuerbereiches zu erfolgen? Dann hätte also die 4. Brigade sich entweder vorzeitig entwickeln oder bei Empfang des Angriffsbefehls Kehrt machen müssen, um ihre Entwickelung weiter rückwärts vorzunehmen.

Oder soll eine Norm festgesetzt werden für die Art der Entwickelung? Regiment Augusta nahm drei Bataillone in eine Linie, Regiment Franz nahm ein Bataillon in erste Linie, zwei in zweite Linie, das 2. Garderegiment staffelte seine drei Bataillone hintereinander und alle drei Regimenter erzielten gleiche Erfolge unter gleichen Verlusten. Weshalb also die Entwickelung erschweren durch Normen, welche unmöglich für alle Gefechtslagen gleich zweckmäßig sein können?

Könnte aber nicht durch Festsetzung eines **Treffenabstandes** verhindert werden, daß die rückwärtigen Staffeln gleichzeitig mit den vorderen in das feindliche Feuer gerathen? General v. Kessel sagt:*) „Ich sah, daß sofort alle meine Kolonnen, ganz gleichgültig, welchen Treffenabstand sie hatten, im heftigsten Chassepotfeuer sich befanden. . . . Die Chassepotkugel, nach vielen Aufschlägen noch wirksam, ignorirt den Treffenabstand vollkommen. Die Franzosen schießen, ohne zu zielen, sie wollen nur möglichst viel Kugeln auf den Feind werfen; es ist der rasanten Flugbahn der Kugel überlassen, irgendwo sich das Opfer zu suchen, das sie um so sicherer findet, je mehr Tiefe der Angriff hat." Wollte man den Treffenabstand dieser Geschoßstreuung anpassen, dann würde die rechtzeitige Unterstützung der vorderen Linien in Frage gestellt werden und zwar auch in denjenigen Fällen, in welchen das Feuer des Feindes wider Erwarten einen so großen Treffenabstand nicht bedingt.

Könnten aber nicht für die rückwärtigen Staffeln **Formationen** vorgeschrieben werden, welche möglichst kleine Zielflächen bieten, also keine Linien oder Kolonnen, sondern Reihen, Sektionen oder gar doppelte Schützenlinien? Unzweifelhaft, wenn es im Gefechte nur darauf ankäme, die blutigen Verluste zu verringern. Es giebt aber auch unblutige Verluste! Jeder, der Schlachten mitgemacht oder studirt hat, weiß, daß für das Gelingen eines Angriffs die Einschränkung der unblutigen Verluste meist ebenso wichtig ist wie die Einschränkung der blutigen Verluste, und trotzdem soll man das Abbröckeln erleichtern, indem man Formationen vorschreibt, welche die Truppe dem Einflusse der Führer entzieht?

Und wie steht es mit einer Schematisirung der **Vorwärtsbewegung**? General v. Kessel sagt:**) „Schützen wie Kolonnen mußten sich öfters niederwerfen, um Athem zu schöpfen; ich muß es anerkennen, daß ein Zuruf sie immer schnell wieder in die Höhe brachte und die Bewegung vehement fortgesetzt wurde. . . . Die einzelnen Leute gingen meist vorgebeugt, mit abgewandtem Gesicht, immer als wenn sie vor einschlagendem Hagelwetter Schutz suchen wollten. Der Gesichtsausdruck bei den Leuten war oft ganz entstellt, das furchtbare und unvermindert anhaltende Feuer übte unverkennbar seine entsetzliche Wirkung auch in moralischer Beziehung aus. Ich befahl nun, daß alle Spielleute fortwährend blasen und alle Tambours schlagen sollten, ich selbst rief unausgesetzt, so laut ich konnte, nichts als »Vorwärts!« . . ." Glaubt man wirklich, daß in solcher Lage ein Schema ausführbar oder nutzbringend gewesen wäre? Nein, vorwärts und immer wieder vorwärts, bis zur Erreichung wirksamster Schußweite, dazwischen Athempausen und während derselben Feuer, soweit Schußfeld und Treffmöglichkeit vorhanden ist. Wenn, wie hier, 48 Kompagnien gleichzeitig

*) Kunz S. 50 u. 51. — **) Ebenda S. 52 u. 53.

vorgehen, so entsteht schon von allein Abwechselung zwischen Feuer und Bewegung. Aber keinesfalls Feuer in der Bewegung. Mit entstelltem Gesichtsausdruck und abgewandtem Gesicht Schießen in der Bewegung, das würde der eigenen Truppe mehr Verluste zufügen, als dem Gegner.

Und noch weniger wie die Art der Vorwärtsbewegung läßt sich der letzte Sturmanlauf schematisiren. Wer wollte es der Garde verwehren, in einem unaufhaltsamen Sturmlaufe von 600 m in das Dorf zu gelangen? Wer wollte es verwehren, wenn bei Widerstand an dieser oder jener Mauer mitten im Sturmanlaufe von der Schußwaffe Gebrauch gemacht wird? Und wenn sich an den Dorfeingängen Alles in wüsten Haufen zusammenballt, wer will es verwehren, wenn der Führer mitten im Sturmanlaufe den Versuch macht, seine Abtheilung anzuhalten und zu sammeln, um nicht unnöthig das Gedränge zu vermehren?

Auf dem Exerzirplatze, auf welchem die für solche Entschließungen maßgebenden Faktoren fehlen, kann nicht Alles der Willkür des Einzelnen überlassen bleiben; aber es schadet durchaus nicht, wenn auch auf dem Exerzirplatze die Ausführung bezw. die für dieselben maßgebenden Anschauungen häufigem Wechsel unterworfen sind; wir bleiben dann stets dessen eingedenk, daß der Infanterieangriff ein Schema nicht verträgt, selbst nicht ein Angriff über die Ebene von St. Privat!

13. Angriffslehren.

Nichtsdestoweniger bietet der Angriff auf St. Privat für die Ausführung des Infanterieangriffs Lehren von allgemeiner Gültigkeit.

Wir wissen, daß die Garde über die feindlichen Schützengräben nicht genügend orientirt war. Dies ist keineswegs eine ausnahmsweise Erscheinung. Auf dem Deutschen rechten Flügel war man nach stundenlangem Gefechte noch so wenig über den Feind orientirt, daß nach Wegnahme der Vorposition St. Hubert die 1. Kavalleriedivision zur Verfolgung vorgesandt wurde zur Verfolgung gegen die intakte Hauptstellung des Feindes. Eine Erkundung durch Kavallerie war in beiden Fällen gänzlich ausgeschlossen, nur Infanterie war hierzu in der Lage; ich glaube, daß in einem künftigen Kriege Infanteriepatrouillen weit mehr auf dem Gefechtsfelde wie im Vorpostendienste benöthigt sein werden.

Wir haben ferner gesehen, daß für die 1. Gardebrigade ein Durchziehen durch die Artillerie des XII. Armeekorps in Frage kam. Auch auf dem rechten Deutschen Flügel war es nothwendig, Infanteriemassen durch Artillerielinien hindurch zu ziehen. Infolge der Vermehrung der Artillerie wird dies in einem künftigen Feldzuge noch häufiger geboten sein; wer weiß, ob dann nicht sogar ein Durchziehen von Infanterie durch doppelte Artillerielinien in Frage kommen kann. Ein schnelles Durchziehen wird aber nur dann gewährleistet sein, wenn bereits im Frieden durch Uebung und Belehrung Klarheit und Sicherheit gewonnen ist.

Nach Erkundung und Entwickelung tritt im geplanten Angriffsgefechte an die Infanterie zunächst die Aufgabe heran, im Vereine mit der Artillerie das feindliche Feuer niederzukämpfen. Hätten die 1. und 4. Gardebrigade diesen Auftrag erhalten, sie hätten trotz der Ebene den Auftrag erfüllt. Auch bin ich überzeugt, daß, wenn die Infanterie des VII. und VIII. Armeekorps mit dem gleichen Auftrage vorgesandt worden wäre, es wäre ihr geglückt, eine Feuerlinie zu bilden und damit die erste Grundlage zu schaffen für einen Angriff. Stattdessen wurde die Infanterie vorgeschickt mit dem Befehle „anzugreifen“ und erschöpfte ihre Kraft in Sturmanläufen, die einen Erfolg unmöglich haben konnten. Meiner Ueberzeugung nach ist beim geplanten Angriffe eine scharfe Trennung der Feuervorbereitung und des Sturmangriffs geboten, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch ein Feuertreffen und ein Sturmtreffen sich bildet.

Mit Vortruppen, also mit schwachen Kräften, bei einem geplanten Angriffe das Feuer zu eröffnen, wird kaum jemals zweckmäßig sein. Gestattet das Gelände gedeckte Annäherung bis zur Feuereröffnung, so wird der Angreifer diesen Vortheil nach Möglichkeit gleich mit starken Kräften und nicht nur mit Vortruppen ausnutzen. Auf der Ebene aber, bei St. Privat, waren die von den Regimentern bezw. Brigaden vorgenommenen Flügelkompagnien in dem konzentrischen Feuer des Vertheidigers sofort zerschellt. Zweckmäßiger wäre es gewesen, von vornherein — möglichst noch außerhalb des feindlichen Feuerbereichs — eine der Angriffsfront mindestens ebenbürtige Feuer- bezw. Schützenlinie zu bilden und mit dieser einheitlich heranzugehen zur Feuereröffnung. Dies Herangehen zur Feuereröffnung gleich mit starken Kräften erheischt aber durchaus nicht die sofortige Bildung dichter Schützenlinien und noch weniger ein sofortiges Auflösen ganzer Kompagnien oder gar Bataillone. Im Gegentheil, nach den Erfahrungen von St. Privat muß man zufrieden sein, wenn ein Bataillon im Stande ist, etwa einen Raum von 200 m dauernd dicht mit Schützen besetzt zu halten. Unter dieser Voraussetzung bleibt bei gleichzeitiger Vornahme mehrerer Kompagnien des Bataillons die einzelne Kompagnie weit besser in der Hand ihres Führers und Letzterer weit mehr befähigt, seine Kompagnie vorwärts zu bringen, heran auf wirksame Schußweite.

Denn in dieser Periode des geplanten Angriffs kommt es ausschließlich darauf an, so schnell wie möglich auf wirksame Schußweite heranzugelangen. Aus diesem Grunde dürfte es wünschenswerth sein, bereits bei Friedensübungen bis zur Erreichung der wirksamen Schußweite den unaufhaltsamen Drang nach Vorwärts dadurch zum Ausdrucke zu bringen, daß jeder Kräftezuwachs der Schützenlinie ausgenutzt wird zum Vorwärtstreiben, zum Vorreißen.

Ist aber erst eine wirksame Schußweite erreicht, dann kein übereiltes Vorreißen, keine Ueberhastung, sondern ruhige Verstärkung der Feuerkraft! Nicht mit Kolonnenscheiben und schlagenden Tambours kann der Angreifer die Macht des feindlichen Feuers bezwingen,*) wohl aber wird „in den meisten Fällen", wie E. R. II, 30 sagt, „ein überwältigendes Feuer des Angreifers schon einen solchen Erfolg haben, daß der letzte Anlauf nur noch gegen die vom Feinde geräumte oder nur schwach vertheidigte Stellung erfolgt".

Zur Festhaltung und Verstärkung gewonnener Abschnitte kann Spatenarbeit, gemäß E. R. II, 52, von Nutzen sein, aber nur dann, wenn wirkliche Deckungen, d. h. solche von Meterstärke, erreicht werden (Schießvorschrift, Ziff. 25). Anderenfalls wird das Geschoß zum vernichtenden Querschläger; auch weiß ein Jeder von uns, um wie viel leichter Ziele zu treffen sind hinter frischen Erdaufwürfen, wie Ziele die dem unberührten Gelände angepaßt sind. Zeit zu nutzbringender Spatenarbeit wird wohl erst dann verfügbar sein, wenn die Angriffshandlung einen vorläufigen Abschluß erreicht hat und der Angreifer zum Vertheidiger wird.

14. Ausführbarkeit des Angriffs über die Ebene.

Und wenn dies Alles beachtet wird, wie hoch werden sich dann die Verluste belaufen bei einem abermaligen Angriffe über die Ebene von St. Privat?

Wir haben gesehen, wie schwere Verluste die Garde erlitt auf Entfernungen, auf welche sie selbst dem Feinde keine Verluste zufügen konnte. Zum Theil wird dies bei einem Angriffe über die Ebene ganz unvermeidbar sein, der Angreifer wird stets größere, also frühzeitiger zu treffende Ziele darbieten wie der Vertheidiger. Daß dies Mißverhältniß aber noch größer werden könne, wie am 18. August, das halte ich für ausgeschlossen. Nicht noch einmal wird Deutsche Infanterie in die Lage kommen, einen Angriff über die Ebene auszuführen, mit einer dem Vertheidiger auf den weiteren Entfernungen derart unterlegenen Waffe wie an diesem Tage.

Und wenn sich selbst ähnliche Irrthümer über die Entfernung vom Feinde und über die Wirkungssphäre des feindlichen Feuers**) wiederholen sollten, so glaube ich — trotz mancher Exerzirplatz- und Manöverbilder —

*) Schlichting III. S. 123.

**) Französisches Infanterie-Reglement III, 193:

„Toutefois on peut admettre que, dans les conditions moyennes, l'emploi des feux de salve est justifié:

. . . . à 1200 mètres sur une ligne ayant un front de section ou sur une section d'artillerie; à 1500 mètres, sur des lignes étendues, des colonnes de peloton ou de compagnie, sur l'artillerie ou la cavalerie; à 2000 mètres sur des troupes en colonne de route ou en formation de rassemblement.

Ces limites pourront être dépassées si les circonstances favorisent l'efficacité du tir; dans le cas contraire, il conviendra de ne pas les atteindre."

doch nicht, daß Deutsche Infanterie mit einer dem Vertheidiger gleichwerthigen Waffe in der Hand und mit genauer Kenntniß der alljährlichen Resultate des Gefechtsschießens daran denken kann, den Angriff auszuführen lediglich wie die Garde, welcher ohne eine solche Schußwaffe nichts übrig blieb, als in heldenmüthiger Todesverachtung das feindliche Feuer zu überwinden mit den Beinen, der Trommel und — dem rücksichtslosesten Schneid. Ich möchte auch darauf hinweisen, daß nach jahrhundertelanger Kriegserfahrung Waffenvervollkommnungen keineswegs Steigerungen der Verlustziffern nach sich ziehen, und so dürfte nach meiner Ueberzeugung kaum ein Grund vorliegen zu der Annahme, daß bei einem abermaligen Angriffe über die Ebene von St. Privat die Verluste noch größer sein würden, als am 18. August.

Aber angenommen, daß in Anbetracht der Vervollkommnung der Feuerwaffen die Befürchtung größerer Verluste gerechtfertigt sein sollte, soll trotzdem ein Angriff über die Ebene ausführbar sein?

Ja, trotzdem! Aber — und das ist die gewichtigste, aus dem Angriffe bei St. Privat zu ziehende Lehre — immer nur von einer Truppe, die gleich den Garden bei St. Privat, gleich den Helden von Vionville, von Ligny und Dennewitz, von Zorndorf und Leuthen, solche Verluste zu ertragen vermag. Nicht mit Formen irgend welcher Art können die Schwierigkeiten eines Angriffes über die Ebene überwunden werden, sondern nur mit dem inneren Werthe, dem moralischen Gehalte der Truppe.

Bei der alle Friedensformen zerschmetternden Kraft des modernen Feuers ist es weit wichtiger wie ehedem, daß die Truppe nicht nur ausgebildet, sondern daß dieselbe erzogen wird, erzogen in Gehorsam und Pflichttreue, in aufopfernder Hingebung für ihren Kaiser und Herrn. Nur eine im altpreußischen Geiste erzogene Infanterie ist auch heute noch im Stande, entsprechend E. R. II, 12, in jedem gangbaren Gelände zu fechten, auch auf der Ebene.

Was versteht man denn überhaupt unter einem Angriffe über die Ebene?

Der Sturmanlauf erfolgt wohl stets über die Ebene, es kann sich also nur darum handeln, ob die Erringung der Feuerüberlegenheit unter Ueberschreiten der Ebene ausführbar ist.

Nun wird gesagt: „Völlig offene Flächen sind im feindlichen Infanteriefeuer überhaupt nicht mehr zu überschreiten, und zwar weder von Schützenlinien, noch ihren Unterstützungstrupps irgend welcher Größe und Form. Sie zu überwinden, bedarf Alles, was Fleisch und Blut hat, der vorgängigen Herbeiführung der Feuerüberlegenheit, und diese kann immer nur auf indirektem Wege, d. h. durch zweckdienliche Disposition höherer Führung entstehen.“*)

*) Schlichting I, S. 46.



Ferner: „Völlig unbedeckte Räume sind für den Angriff so lange durchaus unbetretbar, bis er die Feuerüberlegenheit durch entsprechende Führungsmittel erworben hat. Worin dieselben bestehen, werden allemal die operativen Umstände zu entscheiden haben." *)

Und ebenso: „Wir wissen bereits, daß mehr oder minder (!) offenes Gelände vor Erlangung der Feuerüberlegenheit nicht betreten werden kann." **)

Wenn aber offenes Gelände nicht betreten werden darf vor Erlangung der Feuerüberlegenheit, dann dürfen wir es auch nicht betreten zur Erlangung der Feuerüberlegenheit; dann durften wir auch nicht betreten die Lauterwiesen am Tage von Weißenburg, den Sauergrund am Tage von Wörth, den Saarbrückener Exerzirplatz am Tage von Spicheren, dann thäten wir besser, gleich abzurüsten!

Selbstverständlich muß der Führer stets dessen eingedenk sein, daß die freie Ebene das schwierigste Fronthinderniß für den Angriffskampf ist. ***) Auch darf der Angreifer, „wenn der Feind seine ganze Kunst darauf verwendet, möglichst unangreifbare Stellungen hinter kahlen Schußflächen auszuwählen, ihm nicht ohne Weiteres" — nicht ohne schwerwiegende Gründe — „den Gefallen thun, sich deren verheerenden Wirkungen auszusetzen". †) Vor Betreten der Ebene muß der Führer dessen eingedenk sein, daß zur Erringung der Feuerüberlegenheit eine dem Vertheidiger möglichst überlegene Frontausdehnung und zum Ausgleich der Verluste eine erhebliche Tiefengliederung benöthigt ist. Erfolgt der Angriff über die Ebene mit unzureichenden Kräften, vermag die Truppe den Angriff nicht durchzuführen, dann ist ein Zurückgehen über die Ebene gleichbedeutend mit völliger Vernichtung. Der Führer muß sich also nicht nur überlegen, ob die Ebene mit ihren Verlusten vermieden werden kann, sondern auch, ob der erhoffte Erfolg im Einklang steht mit den zu erwartenden Verlusten und mit der Gefahr der Vernichtung. Ein Angriff über die Ebene, wo rechts oder links Deckung gewährendes Gelände für den Gefechtszweck zur Verfügung steht, ein Angriff über die Ebene zur Störung einer Fouragirung wäre nichts weiter als ein sündhaftes Opfern von Menschenleben.

Wohl ausnahmslos werden bei den gegenwärtigen Anbauverhältnissen selbständig fechtende Kompagnien, Bataillone oder Regimenter in der Lage sein, die Ebene zu vermeiden, derart kleine Truppenabtheilungen werden auch nur ausnahmsweise mit so gewichtigen Aufträgen entsandt, daß die Erfüllung derselben in Einklang steht mit den Opfern und Gefahren eines Angriffs über die Ebene. Wann kämpfen denn aber in einem Kriege — von den Chinawirren abgesehen — Kompagnien, Bataillone oder Regimenter selbständig? Die Regel ist doch der Korps-, der Armeeverband! Und daß

*) Schlichting I, S. 68. — **) Ebenda I, S. 108 — ***) Ebenda III, S. 30. — †) Ebenda III, S. 41.



im Armeeverband ein Angriff über die Ebene unvermeidbar sein kann, das beweist die Lage bei St. Privat.

Wollen wir aber im entscheidenden Augenblick einen Angriff über die Ebene ausführen, dann dürfen wir nicht im Frieden den Offizieren das Vertrauen zur Durchführbarkeit nehmen, dann dürfen wir nicht sagen: „Das wäre kein ebenbürtiger Kampf mehr, wie zwischen Geschoß und Panzer, sondern ein Ausschütten der tödlichen Bleimassen auf schutzlos sich bewegende menschliche Leiber!"*)

Was hat das zu thun mit dem Angriff über die Ebene? Tödliche Bleimassen wurden gegen schutzlos sich bewegende menschliche Leiber ausgeschüttet in jedem Gelände, in jeder Gefechtslage seit Erfindung des Schießpulvers. Wurden vom Rothen Berge oder von Schloß Gaißberg oder in dem Niederwald nicht tödliche Bleimassen auf schutzlos sich bewegende menschliche Leiber ausgeschüttet? Wurde der Angriff der 38. Brigade dadurch weniger verlustreich, daß eine Schlucht anstatt der Ebene zu durchschreiten war? Erlitten die aus den Waldungen von Gorze vordringenden 11. Grenadiere nicht größere Verluste wie die Garde auf der Ebene von St. Privat? Also zu was solche gefährlichen Schlagworte? Sollten wir wirklich nicht mehr so große Verluste ertragen können wie auf den Siegesfeldern von 1870, wie unsere Vorfahren unter dem alten Blücher oder dem Großen König? Dann müssen wir aber auch verzichten auf die Erfolge unserer Vorfahren, denn den Siegeslorbeer zu erringen mit Verlustscheu im Herzen, das ist Friedenstheorie!

Von Alters her neigt man in langen Friedensperioden — nach großen Kriegsereignissen — dazu, das gewaltthätige Wesen des Krieges durch Friedenstheorien mäßigen zu wollen. So warnt Clausewitz nach den Befreiungskriegen vor solchen Theorien mit den Worten:

„Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder Einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme am Leibe weghaut."**)

Fortan sollen im offenen Gelände die Führungsmittel ersetzen, was die Truppe nicht zu leisten vermag. Als ob die Führung nicht in jedem Gelände, im offenen wie bedeckten, und in jeder Gefechtslage, beim Angriff wie in der Vertheidigung, stets nach bestem Wissen und Verstehen alle ihre Hülfsmittel hergeben wird, um die Gefechtsleistungen der Truppe zu erleichtern und den Erfolg zu sichern. Umfassung oder Bedrohung der Flanke, überlegene Artillerieverwendung, Herbeiführung konzentrischer Feuerwirkungen,***) Ausnutzung der Dunkelheit zur Annäherung, das sind wirk-

*) Schlichting I. S. 112. — **) Clausewitz, Vom Kriege, I. S. 269.
***) Schlichting I, S. 68.



same Hülfsmittel zur Unterstützung eines jeden Angriffs, nicht aber Ersatzmittel für die unerläßliche, vor blutigen Verlusten nicht zurückschreckende Entschlossenheit und Energie der Durchführung. „Richtiges operatives Angriffsverfahren soll seiner Beute völlig sicher sein.“*) Als ob jemals ein Führer geglaubt hat, sein operatives Verfahren sei unrichtig?

Schon einmal hat man in der Preußischen Armee Derartiges erprobt!

Dreißig Jahre waren vergangen seit den ruhmreichen Kriegen des Großen Königs, da stand die Preußische Armee zum ersten Male wieder dem Erbfeind gegenüber unter einem Oberbefehlshaber, von dem kein Geringerer wie Clausewitz rühmt: „Er war mehr als irgend Einer im Preußischen Heere mit der Zeit fortgeschritten und kannte das veränderte Kriegswesen hinreichend, um sich im Geiste desselben zu bewegen.“**) Der Feind hatte Stellung genommen auf einem flachen Höhenrücken, auf demselben ein Dorf, ein Gelände ganz wie bei St. Privat. Ein Infanterieangriff über die Ebene gegen die feste Stellung des Feindes schien schwierig. Die Führungsmittel sollten helfen, zunächst eine die Verbindungen des Feindes bedrohende Umfassung, dann sollte die Artillerie der Infanterie den Weg zum Angriff bahnen. 40 000 Kanonenschüsse sollen am Tage von Valmy abgefeuert sein, und am Abend bedeckten 184 Preußen und 400 Franzosen das Schlachtfeld. Blutige Verluste waren also vermieden worden, eine taktische Entscheidung war nicht gefallen, aber das bloße Unterlassen des Angriffs durch die Preußischen Soldaten wirkte derart belebend auf die moralische Kraft der Französischen Scharen, auf das Vertrauen zu ihren Führern, daß die Republik sich mit Recht den Sieg zuschreiben konnte.

Und die „Beute“ dieses operativen Verfahrens? Vier Wochen später wehte die Trikolore auf den Wällen von Mainz!

Sage man daher immer, ein Angriff wie bei St. Privat bedeute ein Begräbniß erster Klasse; die Kanonade von Valmy bedeutet auch ein Begräbniß, aber wahrlich keines erster Klasse, sie bedeutet ein Begräbniß altpreußischer Energie, altpreußischer Tüchtigkeit und Thatkraft. Wenige Jahre später stob diese Armee vor dem großen Korsen auseinander wie die Spreu vor dem Winde!

Darum wollen wir bestrebt sein, unsere eigene Ausbildung so zu fördern, daß wir der Truppe unnöthige Verluste nie auferlegen, die Truppe aber wollen wir erziehen, daß sie die unvermeidbaren Verluste mit altpreußischem Heldenmuthe zu tragen versteht, damit, wenn wir wieder dem Erbfeinde gegenüberstehen, es dann sei ein Ruhmestag wie St. Privat und nicht eine Kanonade von Valmy!

*) Schlichting I. S. 112.

**) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft X. S. 433.

II.

Die vorgeschobenen Postirungen der Franzosen in der Schlacht von Gravelotte — St. Privat.

Von

Kopp,
Major a. D.

Eine offene, doch keineswegs unwichtige Frage ist es, wie man sich in Schlachten der Zukunft vorgeschobenen Postirungen im Vorgelände einer großen Schlachtstellung gegenüber zu verhalten gedenkt. Angriff wie Vertheidigung haben an Klarstellung der in Betracht kommenden Umstände gleiches Interesse.

In jeder größeren Vertheidigungsstellung finden sich — mehr oder minder vor der eigentlichen Gefechtsfront liegend — Punkte, hinsichtlich welcher es der Führung zweifelhaft erscheinen kann, ob sie dieselben durch Besetzung mit in die zu nehmende Stellung hereinziehen oder dies besser unterlassen soll. Die getroffene Wahl wirkt dabei auf den Angriff zurück, dem dadurch ganz verschiedene, vor dem Vorgehen gegen die eigentliche Vertheidigungsfront zu lösende Aufgaben erwachsen.

Die Deutsche Militär-Literatur hat bis jetzt zum weitaus größten Theile von einer Besetzung solch vorgeschobener Punkte abgerathen, während man in Frankreich den gerade entgegengesetzten Standpunkt vertritt und sich hierin konsequent geblieben ist, insofern schon im letzten Kriege — wo durch die allgemeine Lage der Französischen Armee meist von vornherein die Vertheidigung auferlegt war — eine umfassende praktische Anwendung vielfach stattgefunden hat.

Unsere eigenen Dienstvorschriften bieten für die aufgeworfene Frage nur ganz wenig Anhaltspunkte; der zweite Theil des Infanterie-Exerzir-reglements erwähnt in dem Abschnitte über Vertheidigung die Besetzung von Punkten im Vorgelände einer Stellung in keiner Weise, während die für den Angriff aufgestellten Gesichtspunkte, wie folgt, lauten: „Bieten sich im Gelände vor der Angriffsfront geeignete Stützpunkte dar, so hat sich der Angriff ihrer zunächst zu bemächtigen. Unter dem Schutze solcher Stützpunkte finden die größeren Entwickelungen statt. Grundsatz ist, mit

Vortruppen zur Eröffnung des Feuers so nahe an die Stellung heran zu gelangen, als das Gelände es zuläßt." Das Reglement rechnet also wenigstens für den Angriff mit der Möglichkeit, derartig besetzte Punkte im Vorgelände einer Stellung zunächst wegnehmen zu müssen.

Von allen unseren übrigen den Feldkrieg betreffenden Dienstvorschriften enthält lediglich noch die Feldbefestigungs-Vorschrift den Satz: „Die Einrichtung und Besetzung vorgeschobener Stellungen (von etwaigen Vorpostenaufstellungen abgesehen) empfiehlt sich meist nicht, führt vielmehr leicht zur Niederlage der vorgeschobenen Truppen und zugleich zur Verdeckung des Feuers aus der Hauptstellung. Man verstärkt daher am besten nur eine Linie mit allen Mitteln."

Es ist indeß dem Wortlaute gemäß hier nicht von einzelnen Stützpunkten im Vorgelände, von vorgeschobenen „Posten" die Rede — die Feldbefestigungs-Vorschrift spricht von vorgeschobenen „Stellungen", ein Unterschied der sehr wesentlich erscheint.

Man versteht unter „Stellung" einen größeren Geländeabschnitt, der mit der Absicht, ein entscheidendes Gefecht dort anzunehmen, besetzt wird; bei Geländebesetzung durch schwächere Truppenabtheilungen handelt es sich in der Regel um einzelne wichtige Oertlichkeiten: Gebäude, Brücken, Pässe und sonstige Sperrpunkte. Man bezeichnet dies nicht mehr als eine Stellung, sondern spricht dann nur mehr von „Postirungen" (besetzten Punkten). Eine Vorpostenaufstellung endlich sucht zwar auch einen größeren Geländeabschnitt in Besitz zu nehmen, doch fehlt die Absicht zäher und hartnäckiger Behauptung, der Annahme einer wenn auch nur örtlichen Entscheidung.

Ueber Besetzung und Festhaltung von einzelnen wichtigen Punkten im Vorgelände einer Stellung spricht sich also auch die Feldbefestigungs-Vorschrift nicht aus.

Es wird also im Vorgelände einer Stellung zu unterscheiden sein zwischen Postirungen in festen, zur zähen Behauptung nach Beschaffenheit und Lage wohl geeigneten Oertlichkeiten und — Vorpostenaufstellungen, bei welchen man zwar auch die Gunst des Geländes nach Möglichkeit ausnutzen will, im Uebrigen aber durchaus nicht die Absicht einer ernsten und hartnäckigen Vertheidigung hegt.

Im ersteren Falle ist eine derartig besetzte Oertlichkeit ohne Rücksicht auf irgend welche Rückzugsmöglichkeit der Besatzung bis zum Aeußersten festzuhalten, der Feind mag sie von allen Seiten umfassen, völlig einschließen; sie wird ihre Aufgabe in um so höherem Grade erfüllen, je mehr feindliche Kräfte sie auf sich zieht, und die schließliche Vernichtung ihrer Besatzung erscheint als nicht zu hoher Preis für die Vortheile und den Zeitgewinn, den ein solches Vorspiel der Vertheidigung dieser selbst gewährt. Ein derartiger geschlossener Posten gleicht einem selbständigen Außenfort, das, um

die Annäherung an den dahinter liegenden Festungskern zu verwehren, nach allen Seiten zu wirken bereit ist und genommen werden muß, bevor eine solche Annäherung möglich ist.

Anders liegen die Verhältnisse im zweiten Falle. Auch hier handelt es sich um vorläufigen Widerstand, um Zeitgewinn, um Verschleierung der eigenen Stellung und Absicht, aber der Natur der Sache nach kann eine Vorpostenaufstellung im Vorgelände einer Stellung so hohe Ziele wie ein fester, geschlossener Posten sich nicht stecken. Die in ihr entwickelten Truppen können nur ein elastisches Band bilden, um die Erkundung der eingenommenen Hauptstellung zu verhindern, den Gegner zur Entwickelung und zum Aufmarsche zu veranlassen. Zeigt dieser stärkere Kräfte, greift er ernstlich an, so müssen sie ihre Aufstellung räumen und auf die Hauptstellung zurück. Auch für sie würde — wie die Feldbefestigungs-Vorschrift für vorgeschobene „Stellungen" im Allgemeinen bemerkt — ein allzulanges Verweilen zu einer vereinzelten Niederlage führen und bei einem verspäteten Rückzuge das Feuer aus der Hauptstellung oft erheblich behindert werden.

Das Maßgebende bleibt, im Vorgelände einer Stellung nur so wenig Truppen zu verwenden, daß von einem Schlagen in zwei Stellungen unter keinen Umständen die Rede sein kann, mit den dort eingesetzten schwachen Truppenabtheilungen aber den vor der Front befindlichen Gegner nicht nur zu täuschen und zu vorzeitiger Entwickelung zu veranlassen, sondern wirklich aufzuhalten und zu wenig sachgemäßen Maßnahmen zu verleiten, deren Folgen erst im späteren Kampfverlaufe dann zu Tage treten. Es leuchtet ein, daß auch bei klaren, wohldurchdachten Anordnungen solche Aufgaben nur durch Truppen von hohem innerem Werthe gelöst werden können.

Wenn wir uns ein schlagendes Beispiel in dieser Richtung aus dem letzten großen Kriege vergegenwärtigen und hierzu uns nach dem Schlachtfelde von Gravelotte—St. Privat begeben, so erblicken wir dort*) eine Vertheidigungsstellung größten Maßstabes von so hervorragender, natürlicher Stärke, daß man die Täuschung des Marschalls Bazaine beinahe begreift, welcher sie als „uneinnehmbar" bezeichnet hat.

Die eigentliche Hauptstellung, welche durch die Ortschaften und Gehöfte Roncourt, St. Privat, Amanweiler, Montigny la Grange, La Folie, Leipzig, Moscou, Point du Jour, Ste. Ruffine — vom rechten Flügel her aufgeführt — bezeichnet werden kann, dehnt sich in der Luftlinie ein und eine halbe Meile weit aus und stellt sich als ein fast zusammenhängender, freier und breit gewölbter Höhenrücken dar, dessen langgestreckter Westhang fast überall sanft abfällt, ja stellenweise förmlich wie ein Festungsglacis abgedacht ist. Die Stellung gewährt also neben weitem Ausblicke vollständige Ausnutzung des Geschütz- und Gewehrfeuers.

*) Siehe die Uebersichtskarte.



Die benannten Oertlichkeiten liegen mit Ausnahme von Amanweiler, welches etwas hinter der eigentlichen Stellung gelegen ist, auf dem Höhenrücken selbst und bieten Stützpunkte der Vertheidigung in deren Stellung, wozu auch Bauart und unmittelbares Vorgelände sie zumeist vorzüglich befähigen.

Die eigentliche Vertheidigungsstellung liegt also auf dem Höhenrande selbst und wurde auch am 18. August 1870 von den Franzosen dementsprechend besetzt.

Es ist aber gar nicht anders möglich, als daß eine so ausgedehnte Stellung von 11 bis 12 km Front auch einzelne schwache Punkte aufweist, die hier gewürdigt werden sollen.

Zunächst kommt in Betracht, daß das in der Gegend von Vernéville beginnende, alsbald tief eingeschnittene Mance-Thal vor der ganzen Mitte der Stellung eine Scheidelinie bildet, deren Wirkung durch den Charakter der die Thalhänge bedeckenden Waldungen wesentlich gesteigert wird. Diese Wirkung äußert sich für beide Theile ebenso wohl als Bewegungshinderniß als den freien Ausblick hemmende Verschleierung.

Dann aber reichen nicht nur an einzelnen Stellen aus dem Vorgelände der Stellung Waldstücke und mehr oder minder zusammenhängende Gruppen solcher bis in die Stellung selbst hinein, gewissermaßen einen Deckung versprechenden Annäherungsweg an diese anbietend, sondern es liegen auch dort Ortschaften und Einzelgehöfte zerstreut, die sich als Stützpunkte im Vorgelände im Sinne unseres derzeitigen Infanterie-Reglements darstellen und in diesem am 18. August 1870 thatsächlich für Angriff wie Vertheidigung in Betracht kamen. Auch einige Steinbrüche vorwärts Point du Jour gelangten in dieser Weise zur Geltung.

Wenn wir vom rechten Flügel der großen Vertheidigungsstellung ausgehen, so finden wir zunächst etwa 2000 m nordwestlich Roncourt das massiv gebaute Dorf Montois la Montagne auf beherrschender Kuppe, ganz nahe der in tief eingeschnittenem Thale fließenden Orne und etwa halbwegs, 1000 m von Roncourt, am Wege Roncourt—Montois auf dem von Malancourt südwestlich ziehenden Rücken zwei Waldstücke mit scharf begrenzten Rändern, ein größeres und ein kleineres.

Westlich des genannten Weges reicht aus der Gegend von Auboué her eine Gruppe von Waldstücken bis an den von Ste. Marie aux Chênes nach Montois führenden Weg und damit bis auf 1700 m an den Westrand von Montois heran.

Weiterhin kommen in Betracht vor Allem das zunächst gelegene große, massiv gebaute Dorf Ste. Marie aux Chênes, 2000 m westlich St. Privat gelegen, dann St. Ail, dann der Reihe nach die Waldstücke des Bois de la Cusse, Champenois Ferme, L'Envie Ferme, Chantrenne Ferme, die Waldstücke des Bois des Genivaux, insbesondere das vom Haupttheile ab-

getrennte große, fast viereckige Waldstück südwestlich La Folie, St. Hubert, ein alter, kleiner Steinbruch westlich Point du Jour (auf den Karten irrthümlich als Kiesgrube bezeichnet), der große Steinbruch von Point du Jour und endlich auf dem äußersten linken Flügel, nahe der Mosel, das Dorf Jussy.

Die Französische Führung war beim Beziehen der von ihr gewählten Vertheidigungsstellung sofort vor die Frage gestellt, ob sie diese Oertlichkeiten besetzen sollte oder nicht. Wenn wir uns nachträglich dieselbe Frage aufwerfen, wenn wir uns fragen, war es zweckmäßig oder geboten, diese im Vorgelände der eigentlichen Stellung gelegenen Oertlichkeiten in die Vertheidigung mit hereinzuziehen, so läßt sich das so allgemein überhaupt nicht beantworten, das kommt auf die Umstände an.

So vorsichtig verfuhr am 18. August auch der Französische Oberbefehlshaber, Marschall Bazaine, indem er in seinen sonst sehr eingehenden Weisungen es sorgfältig unterlassen hat, in dieser Richtung bestimmte Anordnungen zu treffen. Man wird dies auch als ganz begründet erachten müssen, denn die Aufgaben der einzelnen Korps, welchen bestimmte Vertheidigungsabschnitte zugewiesen wurden, waren von ihm klar und bestimmt bezeichnet, und es konnte nicht Aufgabe des Befehlshabers einer so großen Armee sein, derartige Einzelheiten der Vertheidigung persönlich zu regeln. Die Entscheidung fiel also den Französischen Korpsbefehlshabern zu, und diese säumten auch nicht, das anzuordnen, was sie von ihrem Standpunkte aus als richtig und sachgemäß erachteten. Dabei ergaben sich naturgemäß erhebliche Verschiedenheiten, je nach persönlicher Anschauung, verfügbaren Mitteln, Lage im Gelände und anderen Gesichtspunkten.

Es ist also nöthig, jede einzelne Oertlichkeit mit den sonst einschlägigen Umständen besonders ins Auge zu fassen. Vorausgeschickt muß werden, daß eine eingehende, zusammenhängende Darstellung der Schlacht für den vorliegenden Zweck nicht geboten erscheint; die Kenntniß ihres Verlaufes in allgemeinen Zügen wird vorausgesetzt. Es sollen aber die einzelnen im Vorgelände der Französischen Schlachtstellung besetzten Punkte und Oertlichkeiten nicht etwa räumlich geordnet, von einem Flügel der Stellung aus, sondern wie sie zeitlich im thatsächlichen Schlachtenverlaufe zur Geltung und Wirkung gelangten, gewürdigt werden.

Es ist bekannt, daß man am Morgen des 18. August auf Deutscher Seite nicht wußte, wohin die Französische Armee im Verlaufe des 17. sich gewendet, und daß man nur auf dem äußersten rechten Flügel, zwischen Ars und Gravelotte, Theile des Gegners unmittelbar sich gegenüber hatte. Dort stand das VII. Armeekorps, zum großen Verdruß des Oberbefehlshabers der Ersten Armee, des Generals v. Steinmetz, zwischen den unwegsamen Waldbergen des Bois de Vaux und Bois des Ognons eingeklemmt in der engen Mance-Schlucht, die Mosel hinter sich, das von beiden Theilen

unbesetzte Gravelotte vor sich, außerhalb des Bois de Vaux in der Gegend von Point du Jour nahe gegenüber nicht unbeträchtliche feindliche Truppenmassen in der rechten Flanke der bisherigen Marschrichtung.

Am 17. August hatte das Korps, beim Betreten des Mance-Thales von Ars aus, die von feindlicher Seite in den Wald von Vaux und bis an die Straße Ars—Gravelotte vorgeschobenen schwachen Truppenabtheilungen vertrieben, den Wald gesäubert, dann aber ein abwartendes und beobachtendes Verhalten angenommen, da die Herbeiführung eines Gefechts von größerer Ausdehnung für den 17. August vermieden werden sollte.

Am 18. früh mußte das Korps in dieser immerhin schwierigen und isolirten Lage zunächst verbleiben, während die übrigen, links anschließenden Korps der Ersten und Zweiten Armee vorerst einen Vormarsch von einer kleinen Meile in nördlicher Richtung unternahmen, um den dort verschwundenen Feind wieder aufzusuchen. Bei den vorliegenden, geringen Kenntnissen vom Feinde mußte man es als sehr wohl möglich erachten, daß die Hauptmasse der Französischen Armee versucht haben konnte, nördlich ausholend, in eiligem Rückzuge die Maas zu gewinnen, und daß die bei Point du Jour dem VII. Armeekorps gegenüber stehen gebliebenen feindlichen Truppen nur eine auf Metz basirte Abzweigung darstellten, bestimmt, den Abzug zu decken und ein unmittelbares Nachdrängen zu verhindern.

Nach Ausführung der erwähnten Vorbewegung befanden sich zwischen 9 und 10 Uhr vormittags die einzelnen Deutschen Korps, vom rechten Flügel her aufgeführt, wie folgt, aufgestellt: die Hauptmasse des VII. Korps war im Mance-Thale in Richtung Gravelotte vorgerückt und versammelte sich südlich von Gravelotte; fünf Bataillone hatten den Nordrand des Bois de Vaux besetzt, eine Brigade mit einer Eskadron und eine Batterie waren bei Ars zur Sicherung gegen Metz verblieben. Das VIII. Korps hatte sich, Front gegen Nordosten, bei Villers aux Bois und Rezonville, das IX. Korps bei Caulre Ferme aufgestellt; Vortruppen beider Korps waren gegen das Bois des Genivaux und gegen Vernéville vorgeschoben. Das Gardekorps war im Anmarsche auf Doncourt, das XII. Korps bei Jarny. Das X. Korps war von Tronville aufgebrochen, um mit der 5. Kavalleriedivision dem XII. Korps zu folgen; das III. Korps mit der 6. Kavalleriedivision befand sich bei Vionville, das II. Korps im Anmarsche von Pont à Mousson gegen Buxières. Die zur Ersten Armee gehörige 1. Kavalleriedivision war von Corny an der Mosel aus im Marsche auf Rezonville.

Bis dahin — 10 Uhr vormittags — war aber auch eine bestimmtere Ansicht über Aufstellung und Absicht des Feindes gewonnen worden. Die bisherigen Erkundungen hatten erkennen lassen, daß der Feind auf dem Höhenzuge von Point du Jour bis La Folie hin mit starken Kräften stehe und entschlossen scheine, den Kampf dort anzunehmen.

Eine feindliche Schlachtstellung auf dem Höhenzuge von Point du Jour bis La Folie bildete jetzt also das Objekt für die anzuordnenden Maßregeln. Das Oberkommando der Zweiten Armee hielt es dabei für das Wahrscheinlichste, daß der Feind mit seinem rechten Flügel etwa bei La Folie stände. Es leitete hiernach eine große Rechtsschwenkung ein, eine Bewegung, welche das IX. Korps in kürzester Frist an den Feind führte und der auch die übrigen Korps alsbald folgen sollten.

Der dem IX. Armeekorps um 10 Uhr früh übersandte Befehl lautete: „Das Korps soll antreten und in der Richtung auf Vernéville und La Folie vormarschiren. Wenn der Feind dort mit seinem rechten Flügel steht, soll es das Gefecht zunächst durch Entfaltung bedeutender Artillerie engagiren." Daraufhin war vom kommandirenden General der schon bei Vernéville befindlichen Avantgarde befohlen worden, „in der Richtung auf La Folie vorzugehen, den dortigen Wald und das Vorwerk zu besetzen, diesen Punkt aber vorläufig nicht zu überschreiten".

Der mit diesen Weisungen angeordnete Vormarsch führte gegen die starke Front des 4. Französischen Korps, das, rechts an das 6., links an das 3. Korps angelehnt, alsbald seine ganze Kraft zur Abwehr des ihm drohenden Angriffs zu entfalten in der Lage war. Das Gehöft La Folie bildete dabei die Abgrenzung zwischen dem rechts befindlichen 4. und dem links stehenden 3. Korps, so zwar, daß die Besetzung des Gehöfts selbst noch dem 3. Korps zufiel.

Wenn wir uns in die Lage der Vertheidigung an dieser Stelle des Gefechtsfeldes hineinzudenken versuchen, so wird im voraus zuzugeben sein, daß die Beurtheilung der Geländeverhältnisse gerade hier keine ganz einfache sein konnte.

Die eigentliche Stellung der Franzosen lag naturgemäß auf dem Höhenzuge, der bezeichnet werden kann durch die Höhenzahl 1058, da wo die Straße Vernéville—Amanweiler das scharfe Knie macht, Montigny la Grange, Höhe 1081 nordwestlich La Folie, La Folie, Höhe 1091, Leipzig.

Das Gelände zwischen Vernéville und Montigny la Grange—Amanweiler ist ziemlich frei und übersichtlich; es stellt sich gewissermaßen als eine breite Lücke zwischen den Waldstücken des Bois de la Cusse und des Bois des Genivaux dar. Nördlich des Weges von Vernéville nach Amanweiler reichen aber die Waldstücke des Bois de la Cusse bis auf 1500 m nach Amanweiler und damit bis auf 700 m an die Höhe 1058 heran, und zwischen Vernéville und Montigny la Grange liegen in zur Französischen Stellung hinaufziehenden Mulden die Gehöfte Champenois und L'Envie, ersteres dicht am Wege Vernéville—Amanweiler und ungefähr 850 m, letzteres etwa 1000 m vor der Stellung.

Zwischen der Straße Vernéville—Gravelotte und dem Wege La Folie—Leipzig breiten sich die Waldungen des Bois des Genivaux aus (auf der Reichskarte als „Haye aux mures“ bezeichnet), westlich mit einem Theile bis an die genannte Straße herantretend. Diese Waldungen zeigen südlich Chantrenne, das tief im Grunde des dort beginnenden Mance-Thales, hart am Wege Vernéville—Leipzig gelegen ist, eine größere, viereckige Waldblöße, weiter östlich an dem scharfen Knie, das der Weg zwischen Chantrenne und Leipzig später macht, ein abgetrenntes größeres, fast viereckiges Waldstück, das in seinem südlichen Theile als schmaler Waldstreifen zur Mance-Schlucht in der allgemeinen Richtung auf St. Hubert verläuft und so ebenfalls gewissermaßen eine große und langgestreckte Waldblöße bildet.

Damit aber reichen die Waldungen, von den bezeichneten Lücken und Blößen unterbrochen, bis auf 500 m an La Folie und Leipzig heran. Die Entfernung von dem abgetrennten Waldstücke südwestlich La Folie, das die Avantgarde des IX. Korps nach dem dort ertheilten Befehle besetzen sollte, und dem zu beiden Seiten der Mance-Schlucht gelegenen Haupttheile des Bois des Genivaux schwankt, je nach dem Laufe der Waldränder, zwischen 250 und 500 m, die Entfernung bis Chantrenne beträgt in gerader Linie von La Folie aus 2000 m.

Man sieht also, dieser Frontabschnitt der Vertheidigung war durchaus nicht so beschaffen, wie wir uns gewöhnlich eine gute Vertheidigungsstellung vorstellen, und bot Schwierigkeiten für den Vertheidiger und — wie sich am 18. August sehr schnell zeigen sollte — auch für den Angreifer in Menge.

Die Franzosen verfuhren nun folgendermaßen: Sie ließen die nach Amanweiler zu vorgreifenden Waldstücke des Bois de la Cusse unbesetzt, besetzten aber von Montigny la Grange aus Champenois und L'Envie mit Infanterie; Chantrenne Ferme blieb unbesetzt, dagegen besetzte von La Folie aus eine ganze Brigade das große, viereckige Waldstück südwestlich La Folie, und sechs Bataillone des 3. Korps rückten von Leipzig her über das Waldstück und die Waldblöße hinaus in den Haupttheil des Bois des Genivaux vor. Diese Letzteren gingen innerhalb des Waldes jedoch nicht bis an den Westrand vor, wo sie die Straße Gravelotte—Malmaison—Vernéville unmittelbar vor sich gehabt hätten, sondern begnügten sich, hinter der den Wald in der Mitte durchziehenden, bei Chantrenne beginnenden Mance-Schlucht zu bleiben, und schoben nur Patrouillen gegen den Westrand des Waldes vor. Die Sohle der Schlucht bildet an den meisten Stellen ein ganz schmales Wiesenthälchen, an einzelnen Punkten hängt der Wald jedoch unmittelbar zusammen; der Mance-Bach selbst war in seinem nördlich der Straße Gravelotte—St. Hubert liegenden Theile ausgetrocknet. Bemerkenswerth ist noch, daß der bis an die Straße Malmaison—Vernéville herantretende nördliche Theil des Bois des Genivaux aus dichtem, fast undurchdringlichem

Gestrüpp besteht, in welches von dieser Straße aus nur ein einziger schmaler, im Walde selbst wieder aufhörender Holzabfuhrweg mit Richtung auf die Mance-Schlucht hineinführt. Ebenso dicht bewachsen und gleichfalls fast undurchdringlich sind die aus der Gegend von Vernéville nach Amanweiler hinziehenden Waldstücke des Bois de la Cusse. Nicht so dicht, aber ebenfalls noch mit eng verwachsenem Unterholze gefüllt und eine Bewegung von Infanterie nur in aufgelöster Ordnung gestattend, sind die anderen bereits benannten, La Folie vorgelegenen Waldtheile.

Um ein Urtheil über diese Waldungen zu gewinnen, genügt es nicht, etwa an sie heranzureiten und sie von außen zu betrachten, man muß zu Fuß in sie eindringen und sie nach allen Richtungen hin durchqueren. Dann gewinnt man sehr bald ein bestimmtes, hinreichend begründetes Urtheil und kann bei einiger Phantasie unschwer sich vergegenwärtigen, zu welch ungeregelten Formen ein Kampf in solchem Waldgelände nothwendigerweise führen muß. Es leuchtet ein, wie unangenehm es beiden Theilen war, sich hier schlagen zu müssen. Der offene, räumlich ziemlich beschränkte Theil des Geländes fiel naturgemäß im Wesentlichen der Artillerie zu, die Infanterie aber gelangte sofort in ganz eigenartige, sicher völlig ungewohnte Verhältnisse.

Als die Avantgarde des IX. Armeekorps sich anschickte, den bereits erwähnten Befehl, auf La Folie vorzugehen, zur Ausführung zu bringen, stieß sie schon bei Chantrenne auf heftigen Widerstand.

Von Vernéville aus und von der Höhe südöstlich Vernéville ist das Gehöft Chantrenne nicht zu sehen; man erblickt es erst, wenn man auf dem Wege Vernéville—Chantrenne oder auch querfeldein über die Höhe vorgehend, sich dem Rande der dort beginnenden Schlucht nähert, hat dann aber das umfangreiche Gehöft sofort ganz nahe vor sich. Dicht östlich Chantrenne steigt das Gelände zu der von den Franzosen innegehabten Stellung ziemlich steil an; man hat vom Gehöft aus deshalb keine Feuerwirkung auf diese, wohl aber nach Süden in das Wiesenthal, der das Bois des Genivaux in zwei Theile trennenden Mance-Schlucht. Das Gehöft liegt gewissermaßen wie eine Caponnière im Festungsgraben, mit allen Vortheilen und Nachtheilen einer solchen. Man bestreicht von dort aus das Wiesenthal der Mance, seinem Laufe entsprechend nach Nordwesten und Südosten; nach Osten und Westen hat man keine Wirkung auf weitere Entfernung hin. Von Artillerie kann das Gehöft aus denselben Gründen von Osten und Westen her nur dann gefaßt werden, wenn diese ganz nahe an dasselbe herangeht; nur aus nordwestlicher Richtung, vom Bois de la Cusse her, ist eine Artilleriewirkung auf weitere Entfernung gegen Chantrenne möglich.

Man sieht, daß dasselbe allen Gesichtspunkten entspricht, welche unser Infanterie-Exerzirreglement für einen Stützpunkt im Gelände vor einer



Angriffsfront aufstellt, und es war sicher ganz sachgemäß, wenn der Avantgardenkommandeur, General v. Blumenthal, das vorderste Bataillon (III./36) ohne Rücksicht auf das aus dem großen Waldstück, südwestlich La Folie und vom nordöstlichen Theile des Bois des Genivaux entgegenschlagende Feuer im Laufe in die Schlucht hinuntereilen und es das vom Gegner bis jetzt freigelassene Gehöft in Besitz nehmen ließ. Damit war dieses Bataillon allerdings isolirt ganz nahe an den Feind herangelangt, denn dieser stand mit Theilen östlich der Mance-Schlucht am Saume des fast bis an Chantrenne vorspringenden nordöstlichen Theiles des Bois des Genivaux.

Das dem III./36 folgende II./36 und drei Kompagnien des 9. Jägerbataillons waren nicht über das freie Feld zwischen Vernéville und Chantrenne vorgegangen, sondern drangen in den an die Straße Vernéville — Malmaison vorspringenden Theil des Bois des Genivaux ein, arbeiteten sich im dichten Unterholze nur langsam und mühselig in Richtung auf die Mance-Schlucht vor, hielten sich aber im Allgemeinen längs des Nordwestrandes des Waldes, also an Chantrenne heran. Als sie in der Höhe von Chantrenne die Lichtung erreichten, welche das Mance-Thal innerhalb des Waldes dort bildet, standen ihnen am gegenüberliegenden Waldsaume so überlegene Französische Kräfte entgegen, daß eine Ueberschreitung des Thales vorerst ausgeschlossen war. Dabei war auch die rechte Flanke von den im Walde stehenden starken Französischen Kräften fortgesetzt bedroht.

Besondere, später zu erwähnende Gründe verhinderten, daß der auf La Folie angesetzten Avantgarde weitere Theile des IX. Armeekorps in dieser Richtung folgten. Im Gegentheile, der kommandirende General des IX. Korps hielt von den eigentlich zur Avantgarde gehörigen Truppen das I./36, eine Jägerkompagnie, die erste schwere Batterie und das Dragonerregiment Nr. 6 bei Vernéville fest, ließ sie nicht auf Chantrenne folgen und überantwortete damit — wenn man dies so ausdrücken will — die in dieser Richtung einmal eingesetzten Truppen vorerst ihrem Schicksale. Erst später wurden von Vernéville aus noch I./85 und II./85 zur Verfügung gestellt, nachdem die Schwierigkeiten einer dauernden Behauptung von Chantrenne erkannt worden waren, welche hauptsächlich in dem nahen Herantreten des nordöstlichen Theiles des Bois des Genivaux und den dieses Waldstück füllenden überlegenen Französischen Massen lagen. Diesen standen im Walde selbst nur ganz unzulängliche Preußische Kräfte gegenüber.

General v. Blumenthal handelte deshalb sicher ganz richtig, wenn er — wie das Generalstabswerk sagt — sehr bald die Unausführbarkeit eines Angriffs auf La Folie erkannte und unter diesen Umständen um so größeren Nachdruck auf die Behauptung von Chantrenne legte. Er zog hierzu, ehe die beiden Bataillone des Regiments Nr. 85 ihm zur Verfügung gestellt waren, II./36 und eine Jägerkompagnie aus dem westlichen Theile des Bois des Genivaux nach Chantrenne hinüber, so daß im nordwestlichen Theile des

Waldes vorerst nur mehr zwei Jägerkompagnien verblieben, von denen später noch eine nach Chantrenne herangenommen wurde.

General v. Blumenthal griff, als er den am Fuße der feindlichen Höhenstellung gelegenen Stützpunkt Chantrenne in Besitz genommen hatte, auf die Vertheidigung zurück, ließ das Gehöft hierzu einrichten und schob aus demselben nach Osten eine Anzahl Kompagnien so weit den Hang hinauf, daß sie mit den das große Waldstück südwestlich La Folie besetzt haltenden Franzosen ins Gefecht treten konnten, was vom Gehöfte selbst aus nicht möglich war, weil — wie schon erwähnt — Chantrenne im todten Winkel lag.

Allerdings schlug diesen Abtheilungen vom nordöstlichen Theile des Bois des Genivaux aus das feindliche Infanteriefeuer in die rechte Flanke, sie hatten das vom Feinde zur Zeit noch besetzte Gehöft L'Envie fast im Rücken; mit dem Eintreffen der beiden Bataillone Regiments Nr. 85 kam aber dann der Zeitpunkt, sich südlich Chantrenne weiter Luft zu machen. Als diese bei Chantrenne anlangten, war der Feind noch im Besitze des ganzen östlichen Theiles des Bois des Genivaux, und das Feuer aus der gegen den Pachthof vorspringenden Waldecke belästigte in empfindlicher Weise die auf dem Höhenrande östlich Chantrenne vorgeschobenen Kompagnien, indem es, wie eben erwähnt, fortgesetzt deren rechte Flanke und den Rücken traf. Die beiden Bataillone setzten sich daher in den Besitz des von Chantrenne südlich heranreichenden Waldtheils, besetzten auch zum Theile den gegen das große Waldstück südwestlich La Folie gerichteten Waldsaum und bildeten innerhalb des Waldes eine gegen Süden gerichtete Flanke, welche den Besitz von Chantrenne sicherte.

Alle später vom Bois des Genivaux aus gegen das Waldstück südwestlich La Folie unternommenen Vorstöße scheiterten. Im mittleren Theile des Bois des Genivaux behaupteten sich die dorthin vorgeschobenen Französischen Bataillone selbst dann, als von Süden her auch Theile des VIII. Armeekorps innerhalb des Waldes mit ihnen ins Gefecht kamen. So geschah es, daß der Abend des Schlachttages herankam, ohne daß das im Vorgelände der Französischen Vertheidigungsstellung gelegene Bois des Genivaux den Franzosen völlig entrissen war.

Der kommandirende General des IX. Armeekorps, General v. Manstein, sandte den auf Chantrenne abgerückten Truppen anfangs keine Unterstützung nach. Er benutzte das in Besitz genommene Chantrenne als Stütz- und Drehpunkt der weiteren Bewegungen seines Korps. „Unter dem Schutze solcher Stützpunkte finden die größeren Entwickelungen statt" sagt unser gegenwärtiges Reglement. Es wäre für die Franzosen unzweifelhaft vortheilhaft gewesen, wenn sie von vornherein Chantrenne besetzt gehabt hätten.

Im Uebrigen hatte man auf Deutscher Seite mit den bei Beginn der Schlacht getroffenen Maßnahmen wenig Glück. Man glaubte — obschon die Meldung einer Offizierspatrouille bereits vorlag, daß bei St. Privat feindliche Truppen ständen — bei Montigny la Grange den rechten Flügel der feindlichen Schlachtstellung vor sich zu haben, beobachtete zwischen Amanweiler und Montigny la Grange ein anscheinend in sorgloser Ruhe befindliches feindliches Lager und ließ nun die ganze Artillerie der 18. Division und die Korpsartillerie mit Front gegen die Straße Vernéville—Amanweiler, also gegen die Linie Chantrenne—Montigny la Grange und mit dem Rücken gegen das Bois de la Cusse auffahren. Der langgestreckte, von Amanweiler nach Verneville herablaufende Höhenzug (331 der Reichskarte, 1058 des Generalstabswerkes), forderte allerdings durch seine Geländegestaltung fast diese Front heraus.

Es war vielleicht ein besonderes Mißgeschick für die Artillerie des IX. Korps, daß die Franzosen hier von ihrer Neigung, vorgeschobene Punkte zu besetzen, Umgang genommen und die Waldstücke des Bois de la Cusse gänzlich unbesetzt gelassen hatten. Denn es darf als wahrscheinlich erachtet werden, daß — wenn Französische Infanterie in die Waldstücke des Bois de la Cusse vorgeschoben gewesen wäre — sie auch frühzeitig gegen die anrückende Artillerie des IX. Armeekorps gefeuert und diese damit rechtzeitig gewarnt hätte, sich in eine so gefährliche Feuerstellung hineinzubegeben. Andererseits muß eingeräumt werden, daß hier Alles vom Verhalten einer etwa in ein Waldstück des Bois de la Cusse vorgeschobenen Abtheilung abhing. Verhielt sich diese so, wie die Französische Besatzung von Champenois, wie überhaupt eigentlich das ganze 4. Französische Korps auf den Höhen von Amanweiler, wartete sie versteckt und ruhig den ganzen Aufmarsch der Preußischen Artillerie ab — die ohne Infanterie und auch fast ohne Kavallerie daher kam — so mußte dies zu einer großartigen Katastrophe dieser Artillerie führen.

Aber auch so blieb die Lage derselben schwierig genug. Sie war, während der größte Theil der Avantgarde auf Chantrenne abgerückt war, im Trabe durch Vernéville vorgezogen worden, hatte dabei zum Anmarsche die lange, aber schmale Wiesenmulde benutzt, die zwischen der Höhe 331 (1058) und dem Bois de la Cusse, längs der Südostseite der Waldung, von Amanweiler nach Vernéville herabstreicht, und war dann, batterieweise rechts einschwenkend, mit acht Batterien auf dem langgestreckten Südwestabfalle der Höhe 1058, Front nach Südosten, aufgefahren. Sie hatte also eine Bewegung ausgeführt, gleich dem sektionsweisen Rechtseinschwenken einer Infanteriekompagnie und stand nach Ausführung derselben in langer Linie fast senkrecht auf der Französischen Hauptstellung, die linke Flanke ganz nahe derselben und ihr zugewendet.

Man hatte geglaubt, die Franzosen in der rechten Flanke gefaßt zu haben, und sah sich nun alsbald selbst auf das Empfindlichste in der linken gefaßt. Denn kaum hatte die Artillerie des IX. Armeekorps ihr Feuer in der Richtung auf Montigny la Grange eröffnet, so zeigte sich auch schon der ganze Höhenzug von Amanweiler vom Feinde gekrönt. In der Front nahm die Französische Artillerie zwischen La Folie und Montigny la Grange den Kampf auf, überdies zeigten sich nun Champenois und L'Envie von Französischer Infanterie besetzt; in der linken Flanke standen auf nahe Entfernung starke Französische Infanteriemassen mit ihren Feuerlinien an dem Knie, das die Straße Vernéville—Amanweiler südwestlich des Letzteren macht und dann etwa dem Feldwege folgend, der von diesem Knie aus in der Richtung auf das Bahnwärterhaus am Schnittpunkte der Bahn mit dem Wege Amanweiler—Habonville hinzieht; von der Höhe südlich St. Privat endlich feuerte die Artillerie des 6. Französischen Korps durch die Waldlücken des Bois de la Cusse hindurch in den Rücken der Preußischen Artillerie. Eine Mitrailleusenbatterie war von den Franzosen sehr geschickt auf die Höhe 331 (1058) gerade da aufgestellt worden, wo der eben erwähnte Feldweg vom Straßenknie Vernéville—Amanweiler nach dem Bahnwärterhaus von einem aus Amanweiler heraus unmittelbar westlich führenden Feldwege getroffen wird, und bestrich von dort aus die lange Mulde, in der die Preußische Artillerie vorgekommen war, der Länge nach. In dieser standen aber jetzt die Protzen und zahlreichen Munitionsfahrzeuge jener acht Batterien, alle mit der linken Flanke dieser Mitrailleusenbatterie zugewendet.

„Bieten sich im Gelände vor einer Angriffsfront geeignete Stützpunkte dar, so hat sich der Angriff ihrer zunächst zu bemächtigen. Unter dem Schutze solcher Stützpunkte finden die größeren Entwickelungen statt.“ So drückt sich unser gegenwärtiges Reglement aus. Eine größere Entwickelung war zwar bereits erfolgt, die in Betracht kommenden Stützpunkte aber noch nicht in Besitz genommen. Das mußte nun nachgeholt werden.

Als solche Stützpunkte sind hier zu erachten: L'Envie, Champenois und die Amanweiler zunächst gelegenen Waldstücke des Bois de la Cusse. Letztere waren zur Zeit zwar frei vom Feinde, konnten aber von Amanweiler aus jeden Augenblick noch nachträglich besetzt werden.

Zunächst verfügbar waren bei Vernéville nur die von General v. Manstein festgehaltenen Theile der Avantgarde: I./36, eine Jägerkompagnie und Dragonerregiment Nr. 6. Das Gros der 18. und 25. Division war erst im Anmarsche und noch in der Marschkolonne. Bei den bestehenden Verhältnissen war Eile geboten. Von I./36 wurden daher zwei Kompagnien unter dem Bataillonskommandeur zum Angriffe auf L'Envie, zwei zur Sicherung des linken Flügels der Artillerie-Feuerstellung vorgesandt.

Der Angriff auf L'Envie Ferme gelang. Die beiden Kompagnien richteten sich in den Gebäuden und im Garten zur hartnäckigen Vertheidigung

ein und behaupteten den nahe vor der Französischen Hauptstellung gelegenen eroberten Posten unter ansehnlichen Verlusten den ganzen Tag über. Sie sicherten dadurch auch Rücken und linke Flanke der aus Chantrenne gegen das große Waldstück südwestlich La Folie vorgeschobenen Theile, die, wie schon erwähnt, dem Gelände entsprechend ebenfalls Front nach Südosten genommen hatten.

Bei den am Bois de la Cusse verwendeten Abtheilungen zeigten sich alsbald alle Folgen des Waldgeländes und der aus dem übereilten Aufmarsche der Artillerie mit zwingender Nothwendigkeit sich ergebenden allgemeinen Uebereilung. Es ist klar, daß für die vorgehende Infanterie unter den bestehenden Verhältnissen durchaus keine Zeit war, die Beschaffenheit des in Betracht kommenden Waldgeländes zu erkunden. Es sind im Ganzen, vom Wege Vernéville—Habonville aus gerechnet, 13 größere und kleinere Waldstücke, die sich in der Richtung auf Amanweiler hinziehen. Will man von Vernéville aus das Amanweiler zunächst gelegene Waldstück bald erreichen, so muß dies im offenen Gelände südlich der Waldungen geschehen. Von Waldstück zu Waldstück sich durchzuarbeiten, beansprucht etwa sechs- bis achtmal mehr Zeit.

Man kann überhaupt sagen: wer sich in diese Waldstücke ohne zwingendes Bedürfniß hineinbegiebt, verliert Zeit, verliert die Orientirung, verliert jede Ordnung und Gliederung und gewinnt dabei in keiner Weise Deckung, da nur dichtes, strauchartiges Unterholz vorhanden ist, die örtliche Lage ein konzentrisches Feuer von St. Privat, Amanweiler und Montigny la Grange her geradezu herausfordert und alle Bewegungen beim Durchschreiten der Lücken zwischen den Waldstücken von schräg seitwärts her doch eingesehen werden. Diese schwierige Beschaffenheit der Waldstücke war auch aller Wahrscheinlichkeit nach der Grund, der das 4. Französische Korps veranlaßt hat, von ihrer Besetzung Abstand zu nehmen.

Als die beiden Kompagnien von I./36 von Vernéville aus vorgingen, nahmen sie ihren Weg anfänglich in derselben Mulde, in der die Artillerie vorgegangen war. Dort geriethen sie alsbald in das, wie erwähnt, die Mulde der Länge nach bestreichende Infanterie- und Mitrailleusenfeuer. Da übte nun der Wald links sofort seine magnetisch anziehende Wirkung; die Kompagnien bogen dahin aus, arbeiteten sich mühsam durch die verschiedenen Waldstücke durch und gelangten schließlich auch in die beiden Amanweiler zunächst gelegenen Waldstücke. Dort aber befanden sie sich unmittelbar vor der Französischen Hauptstellung und wurden sofort von ganz nahe gegenüber befindlichen feindlichen Schützenschwärmen gebunden.

Die Einzelheiten des Kampfes an dieser Stelle auseinanderzusetzen, ist für den vorliegenden Zweck nicht geboten; es genügt, zu erwähnen, daß die aus dem Gros der 18. Division eilig nachgeschickten vordersten Bataillone (III./84 und I./84) in eine ganz ähnliche Lage geriethen. Sie wußten nicht,

daß zwei Kompagnien des Regiments Nr. 36 schon in den Waldstücken vorgedrungen seien, vermutheten nach den schräg von links — von St. Privat her — kommenden Geschossen, daß die Waldstücke des Bois de la Cusse vom Feinde besetzt seien, drangen in diese ein und vereinigten sich schließlich in den beiden am weitesten gegen Amanweiler vorspringenden Waldstücken mit den genannten beiden Kompagnien I./36.

Wenn wir die Waldungen des Bois de la Cusse, die sich anscheinend und namentlich lediglich der Karte nach beurtheilt, wie ein gedeckter Annäherungsweg von Vernéville nach Amanweiler hinaufziehen, im Sinne unseres Reglements zu würdigen unternehmen, so darf jedes einzelne Waldstück trotz der hervorgehobenen, in der Waldbeschaffenheit begründeten erheblichen Nachtheile vom Standpunkte des Angriffs aus als Stützpunkt im Vorgelände bezeichnet werden. Nachdem aber einmal die Artillerie des IX. Korps in die bereits bezeichnete Feuerstellung gegangen war, kamen praktisch nur mehr die beiden vordersten, Amanweiler zunächst befindlichen Waldstücke in Betracht, und diese rasch zu erreichen bildeten die übrigen lediglich ein Hinderniß.

Von dem großen, Amanweiler zunächst liegenden Waldstücke aus, war es zwar nicht möglich zu verhindern, daß thatsächlich alsbald durch einen aus der Französischen Stellung heraus unternommenen kurzen Vorstoß die linke Flügelbatterie weggenommen wurde; die ausreichende Besetzung desselben hat jedoch später die demnächst beschlossene Räumung der ganzen Artilleriestellung wesentlich erleichtert und gesichert. Das Gehölz ging auch nicht wieder verloren, es blieb den ganzen Tag über im Besitze des IX. Korps und gelangte gegen Abend erneut als Stützpunkt des Angriffs zur Geltung, als die 3. Garde-Infanteriebrigade südlich des Bois de la Cusse auf Amanweiler hierzu eingesetzt wurde.

Es erübrigt, nachzuholen, daß zur Zeit, als die Artillerie südlich des Bois de la Cusse in so mißlicher Lage sich befand, insbesondere das vom Feinde besetzte, nur 400 m vor der Geschützfront befindliche Gehöft Champenois eine stete Bedrohung in sich schloß. Infolge seiner tiefen Lage an der Straße Vernéville—Amanweiler hat es allerdings keine besonders gute Wirkung gegen den Höhenrücken, auf dem die Artillerie des IX. Armeekorps stand. Jeden Augenblick aber konnte ein Vorstoß aus Champenois eine Wiederholung der der linken Flügelbatterie zugestoßenen Katastrophe bringen.

Selbst als dann die Räumung der Artilleriestellung beschlossen war, mußte es als wichtig erachtet werden, das so nahe befindliche Gehöft — als Stützpunkt des Angriffs im Vorgelände der feindlichen Vertheidigungsstellung — in Besitz zu nehmen. Vier Batterien schossen es zunächst in Brand, dann trat das um $3^1/_2$ Uhr nachmittags in einer Mulde östlich Vernéville eingetroffene I. Bataillon des 2. Hessischen Infanterieregiments

zum Angriffe an und nahm es. Die um 4½ Uhr erfolgte Wegnahme von Champenois, sagt das Generalstabswerk, sicherte einigermaßen die Front der Artillerielinie.

Wenden wir uns zu dem rechts vom IX. Armeekorps befindlichen, durch eine breite Lücke in der Gefechtsfront getrennten, aber seit geraumer Zeit ebenfalls in den Kampf getretenen VIII. Armeekorps. Diesem gegenüber stand in der starken Stellung Leipzig—Moscou—Point du Jour das 3. und 2. Französische Korps.

Der Zugang zu dieser Stellung war schwierig; wie bereits erwähnt, setzt sich das Bois des Genivaux, in zwei schmalen Streifen zu beiden Seiten der bald tief eingeschnittenen Mance-Schlucht nach Süden bis zu den großen Waldungen des Ognons und de Vaux fort, und entsteht hier durch Waldbeschaffenheit und Böschungsverhältnisse auf der ganzen Linie ein sehr wesentliches Hinderniß.

Den einzigen Zugang in diesen Theil der Französischen Schlachtstellung bildet die große Straße Gravelotte—Point du Jour, die sich nach Lage der Geländeverhältnisse hier als ein Defilee ersten Ranges darstellt. Gleich östlich Gravelotte läuft sie in einem tief eingeschnittenen Hohlwege, überschreitet dann die Sohle der Mance-Schlucht auf hohem, steilrandigem Damme und steigt, von Steinbrüchen eingefaßt, allmählich zur Hochfläche von Point du Jour empor.

Auf halbem Hange, nur 500 m von der Französischen Hauptstellung, liegt das massiv gebaute Gehöft St. Hubert mit parkartigem Garten, Alles mit festen Mauern umgeben. Man bestreicht von St. Hubert aus die große Straße der Länge nach fast bis Gravelotte hin, man bestreicht flankirend — nach Süden und Norden — die offenen, gegen Point du Jour—Moscou sanft ansteigenden Hänge. Nachtheilig ist der Vertheidigung nur, daß das Gehöft von verschiedenen Stellen bei Gravelotte aus auf weite Entfernung unter Artilleriefeuer genommen werden kann.

Es konnte für das Französische 2. Korps fast kein Zweifel bestehen, daß St. Hubert stark zu besetzen und nach Möglichkeit zur hartnäckigen Vertheidigung einzurichten sei als Sperrpunkt des 1200 m langen Straßendefilees und als in wirksamster Form vorgeschobener Posten vor der Stellung. Es hätte höchstens noch eine völlige Zerstörung und Beseitigung des Gehöfts in Frage kommen können, wofür es an Zeit und Mitteln gebrach. Auch erwies sich — wie gezeigt werden soll — die Besetzung und Behauptung des Gehöfts weit nützlicher.

Aber noch eine weitere Frage blieb zu erledigen. Sollte man den Zugang zur Mance-Schlucht von Gravelotte her völlig frei lassen oder den langgestreckten Waldsaum westlich der Schlucht etwa leicht besetzen?

Günstig ist eine Aufstellung am westlichen Waldrande der Mance-Schlucht nicht; die Hänge fallen steil nach dem Grunde ab, und das Schuß-

feld ist infolgedessen und weil der Waldrand fast überall auf dem bereits abfallenden Gelände liegt, ein äußerst beschränktes; dagegen hindert eine dennoch vorgenommene leichte Besetzung die feindliche Artillerie, nahe genug an die Stellung heranzukommen, und macht jede genauere Erkundung derselben beinahe unmöglich.

Es war, um die Artillerie des Preußischen VIII. Armeekorps in eine vortheilhafte Stellung bei Gravelotte zu bringen und eine Erkundung der eigentlichen Vertheidigungsstellung anzubahnen, nothwendig, zuerst mit Infanterie den langgestreckten Waldsaum der Mance-Schlucht zu nehmen, und erweist sich dieser damit ebenfalls als Stützpunkt im Gelände vor der Angriffsfront Moscou—Point du Jour.

Die Maßnahmen der Franzosen an dieser Stelle des Kampffeldes müssen nun wohl als sehr sachgemäß erachtet werden. Sie besetzten den langgestreckten Waldsaum zwischen dem Bois des Genivaux und Bois de Vaux nur schwach, ohne Absicht und Auftrag zu hartnäckiger Vertheidigung, St. Hubert dagegen stark — mit dem 60. Regiment — und mit der Absicht einer Behauptung bis zum Aeußersten. Es waren hier also zwei vorgeschobene Postirungen ganz verschiedener Art hintereinander vor der Hauptstellung. Dies war auch noch an einigen Punkten weiter südlich der Fall; zunächst an einem nur 850 m südlich St. Hubert befindlichen alten Steinbruche (auf dem Plane des Generalstabswerks irrthümlich als „Kiesgrube“ bezeichnet), dann ferner an dem zungenförmig gegen den Wald von Vaux zulaufenden, damals wie jetzt in Betrieb stehenden großen Steinbruche von Point du Jour, welcher mit seinem 400 m breiten östlichen Theile bis in die Hauptstellung hineinreicht. Die Entfernung vom östlichen Waldrande an der Mance-Schlucht bis zum ersten alten Steinbruche beträgt nur 200 m, die zum großen Steinbruche von Point du Jour nur 220 m.

Das VIII. Armeekorps entwickelte anfangs nur den größeren Theil der 15. Division aus Gravelotte heraus und von der Straße Gravelotte—Malmaison aus gegen den Westsaum der Mance-Schlucht. Die Regimenter Nr. 33, 28 und 67 und das 8. Jägerbataillon gingen zu beiden Seiten der großen Straße Gravelotte—St. Hubert vor und nahmen alsbald ohne besondere Mühe den vorliegenden Waldrand.

Diese Truppen hatten nun zunächst den mit dichtem Unterholze bewachsenen Thalhang zur Sohle der Mance-Schlucht hinabzusteigen. Diese gewährte dann die auch ausgenutzte Gelegenheit die völlig gelösten Verbände wieder zu ordnen, was um so mehr angängig war, als der Feind es auf einen Kampf in der Mance-Schlucht selbst nicht ankommen ließ, sondern dieselbe nach Verlust des westlichen Randes schleunigst räumte. Weiter galt es, die ebenfalls dicht mit Unterholz bestandenen östlichen Hänge der Schlucht zu erklimmen, womit man nahe an den zweiten vorgeschobenen Posten des Gegners — St. Hubert — heran gelangte. So lange dieses Gehöft nicht

genommen war, konnte an ein Vorgehen gegen die eigentliche Vertheidigungsfront Point du Jour—Moscou nicht gedacht werden. Denn von St. Hubert aus wurde, wie schon erwähnt, das ganze freie Gelände nördlich und südlich davon in wirksamster Weise flankirt.

Es war ein günstiger Umstand, daß alle in die Nähe von St. Hubert herangelangten Truppen auch ohne die bei solchem Gelände an sich fast ausgeschlossene einheitliche Leitung sich alsbald von selbst zum umfassenden gemeinsamen Angriffe gegen das Gehöft vereinigten. Demselben ging eine hinreichende Artillerievorbereitung durch Batterien des VIII. und VII. Armeekorps auf den Höhen von Gravelotte und eine andere Episode voraus, die zu erwähnen bleibt. Das Regiment Nr. 33 war seit längerer Zeit der Französischen Postirung in dem bereits erwähnten, 850 m südlich St. Hubert gelegenen alten Steinbruche (Kiesgrube) gegenüber, als sechs Kompagnien dieses Regiments ziemlich gleichzeitig sich erhoben und über das freie Feld hinweg in energischem Vorstoße diese Postirung nahmen.

Bald darauf gingen aber auch die im Halbkreise um St. Hubert befindlichen Abtheilungen gegen dieses zum Angriffe vor, an welchem sich auch das von Gravelotte nachgeschickte Regiment Nr. 60 noch betheiligte. Auch dieser Angriff gelang.

Damit war die ganze 15. Division völlig ausgegeben und in den Besitz der vorgeschobenen Französischen Postirungen auf diesem Theile der Angriffsfront gelangt. Auch führte das eben im Allgemeinen geschilderte Vorgehen der 15. Division fünf Kompagnien des linken Flügels (II./67 und 5./60) in den Hauptheil des Bois des Genivaux, wo sie mit denselben sechs Bataillonen des 3. Französischen Korps ins Gefecht kamen, gegen welche bereits das IX. Armeekorps von Chantrenne her im Kampfe war.

Es wurde später die ganze 16. Division allmählich in die Gefechtsfront der 15. Division eingeschoben, und es erschöpfte sich das VIII. Armeekorps in vergeblichen Einzelvorstößen gegen die Französische Hauptstellung, an die sie mit der Wegnahme von St. Hubert herangelangt war, beantwortet von nicht minder erfolglosen Gegenstößen aus der Vertheidigungsfront heraus.

Immerhin ergaben sich zeitweise Rückschläge, und bildete dabei — wie das Generalstabswerk sagt — das stark besetzte St. Hubert den festesten Stützpunkt. Denn, wie es an anderer Stelle sich ausdrückt, es war nach der bald nach 3 Uhr nachmittags erfolgten Einnahme des Gehöfts sofort dessen regelrechte Besetzung und Einrichtung vorgenommen worden, um die Festhaltung des wichtigen Stützpunktes unter allen Umständen zu sichern.

Verlassen wir nun diesen Theil des Kampffeldes und wenden wir uns dem anderen Nachbarkorps des zuerst in die Schlacht getretenen IX., dem Gardekorps und dem an dieses nördlich anschließenden XII. Armeekorps zu.

Das IX. und VIII. Korps waren schon lange im Gefechte, ehe die Ausdehnung der Französischen Schlachtstellung auf St. Privat hin erkannt wurde. In Ausführung der aus dem ganzen Anmarsche der Preußischen Armeekorps sich ergebenden allgemeinen Rechtsschwenkung wurde das Gardekorps auf Habonville, das XII. auf Ste. Marie aux Chênes dirigirt.

Als das Gardekorps in der Gegend von Habonville eintraf, konnte dessen Artillerie zunächst nicht in eine wirksame Stellung gegen die von dort aus erkannte Angriffsfront Amanweiler — St. Privat gebracht werden, weil das vom Feinde besetzte Ste. Marie dann in der linken Flanke lag. Daß dieses große, massiv gebaute Dorf vom Feinde besetzt sei, war schon im Anmarsche gemeldet worden. Beim weiteren Vorgehen bemerkte man außerdem eine starke feindliche Infanterieabtheilung, welche sich von Nordosten her im Laufe auf St. Ail bewegte. Es gelang dem in der Avantgarde befindlichen III. Bataillon des Garde-Füsilierregiments das Dorf noch vor dem Feinde zu erreichen, der sich nach kurzem Feuergefechte auf Ste. Marie zurückzog.

Marschall Canrobert, der Befehlshaber des bei St. Privat stehenden 6. Französischen Korps, hatte $2^1/_2$ Bataillone des 94. Regiments von dort aus nach Ste. Marie vorgeschoben, um dieses als selbständigen vorgeschobenen Posten vor seiner Vertheidigungsfront zu behaupten. Die gegen 1500 Mann betragende Besatzung hielt die eigentliche Dorfumfassung sowie auch die vorliegenden Einfriedigungen besetzt. Zur unmittelbaren Unterstützung der Vertheidigung war eine Französische Batterie einige hundert Meter östlich von Ste. Marie in Stellung gegangen; aber auch von den rückwärtigen Batterien konnte das ganze umliegende Feld unter Feuer genommen, insbesondere der südliche Dorfrand scharf flankirt werden.

Es war gegen 1 Uhr nachmittags, als die 1. Garde-Infanteriedivision bei Habonville eingetroffen war. Der Divisionskommandeur hatte — wie das Generalstabswerk sagt — erkannt, daß Ste. Marie genommen werden müsse, ehe an ein Vorgehen gegen die Französische Hauptstellung zu denken sei. Aber auch den Angriff auf Ste. Marie erachtete man beim Generalkommando des Gardekorps augenscheinlich als schwierig, denn der Kommandeur der 1. Garde-Infanteriedivision erhielt von dort den ausdrücklichen Befehl, mit dem Angriffe auf Ste. Marie bis zum Eintreffen des XII. Armeekorps, das mit seiner 24. Division im Anmarsche war, zu warten.

Ueberdies that man der vorgeschobenen Französischen Postirung die Ehre einer sehr sorgfältigen Artillerievorbereitung an. Es fuhren zunächst zwei Batterien des Gardekorps gegen Ste. Marie auf, denen sich bald westlich des Ortes beinahe die gesammte Artillerie des Sächsischen Korps (14 Batterien) anschloß. Denn auch drei Batterien der Sächsischen 23. Division wurden durch Ste. Marie angezogen. So kam es, daß der Ort vor

dem Infanterieangriffe von 90 Geschützen von Süden und Westen her längere Zeit hindurch unter Feuer genommen wurde.

Inzwischen hatten die Kommandeure der 1. Garde- und 24. Division einen gemeinschaftlichen und gleichzeitigen Angriff auf Ste. Marie verabredet, welchen die 1. Gardedivision von Süden und Südwesten, die Sachsen von Westen und Nordwesten her unternehmen sollten. Um 3 Uhr nachmittags setzten sich die Truppen hierzu in Bewegung. Sieben Preußische und acht Sächsische Bataillone führten diesen umfassenden Angriff aus, dem der durch das vorangegangene Geschützfeuer bereits erschütterte, verhältnißmäßig schwache Vertheidiger nicht Stand zu halten vermochte. Ohne wesentlichen Widerstand zu finden, ging der Angriffsstoß durch den Ort hindurch bis an dessen jenseitige Umfassungen, und nun folgten, unmittelbar hinter den ersten Abtheilungen, die beiden Divisionskommandeure mit den vordersten Reserven bis in das Dorf hinein, so daß sich innerhalb desselben und in dessen nächster Umgebung 15 Deutsche Bataillone vereinigten.

Gegen $3^1/_2$ Uhr befand sich Ste. Marie im Besitze des Angreifers. Die in nordöstlicher Richtung zurückweichende Besatzung ließ einige hundert Gefangene in den Händen der Sieger. Den Rückzug der Franzosen deckten drei Kompagnien, welche etwa 800 m jenseits Ste. Marie Halt machten und den nachdrängenden Deutschen Abtheilungen kräftigen Widerstand leisteten. Außerdem nahmen zwei von St. Privat vorgegangene Bataillone die weichenden Franzosen auf, welche ohne weitere erhebliche Verluste in einer sie deckenden Mulde auf Roncourt abzogen.

Auch für den Angreifer war die Wegnahme des wichtigen Punktes ohne zu große Verluste vor sich gegangen; am meisten hatte das Garde-Füsilierregiment, namentlich durch heftiges Flankenfeuer aus der Französischen Hauptstellung, gelitten.

Wenn man Ste. Marie selbst besichtigt, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß es für eine Besetzung als vorgeschobener selbständiger Posten äußerst günstig beschaffen und gelegen ist. Es ist auch leicht, sich zu vergegenwärtigen, zu welchem Durcheinander und Zusammendrängen der konzentrische Angriff von 15 Bataillonen von drei Seiten her gegen eine Ortschaft mit so wenig Straßen und freien Plätzen nothwendig führen muß, desgleichen, welcher Zeitbedarf sich ergiebt, diese unter sich vermischten Menschenmassen wieder zu entwirren und für weitere Gefechtsaufgaben bereitzustellen.

Aber auch weitere Folgen hat die Vertheidigung von Ste. Marie durch die Franzosen nach sich gezogen. Zunächst wäre beinahe noch die ganze 23. Division in den Kampf um Ste. Marie verwickelt worden. Diese Division war nach dem Bois de Ponty, westlich Batilly (auf der Reichskarte Bois de Fleury genannt) dirigirt worden, von dort aber selbständig dem Geschützfeuer bei Ste. Marie nachgegangen. Ein Feuer von

fast 90 Geschützen berechtigte sie dazu. Auch die Avantgarde dieser Division, welche bereits auf dem linken Orne-Ufer bei Valleroy sich befand, ging bei Beaumont wieder auf das rechte Orne-Ufer zurück und wandte sich auf Ste. Marie.

Der bereits ergangene Befehl des Kronprinzen von Sachsen zu einer ausholenden Bewegung längs der Orne auf Roncourt traf die Division gerade noch rechtzeitig, um eine Betheiligung derselben am Sturme auf Ste. Marie zu verhindern. Aber, wie bereits erwähnt, waren schon drei Batterien eingesetzt worden; auch konnte das III. Bataillon des Schützenregiments (Nr. 108) dem Kampfe um Ste. Marie nicht mehr entzogen werden. Welchen Zeitverlust es nach sich zog, die zum Gefechte auseinander gezogenen Theile der 23. Division wieder zusammenzufassen und gegen die Orne hin in Bewegung zu setzen, kann man sich unschwer vergegenwärtigen.

Aber noch ein anderer Nachtheil ergab sich aus der Entwickelung so starker Massen gegen Ste. Marie. In dem Dorfe selbst war gar nicht Platz für 15 Bataillone. So kam es, daß der weitaus größte Theil der 47. Brigade, die den Angriff von Westen und Nordwesten her durchgeführt hatte, sogleich nach Einnahme des Dorfes in der Richtung nachstürmte, in der der Feind abgezogen war, nämlich nach Nordosten — in Richtung auf Roncourt. Dieselbe Geländegestaltung, die zufällig den Rückzug des geworfenen Feindes begünstigte, verleitete auch zum Nachstoßen auf Roncourt. Nördlich der Straße St. Privat—Ste. Marie ziehen nächst letzterem Dorfe zu der von dort nach der Orne führenden Schlucht so tief eingeschnittene Mulden herab, daß ein Verfolgungsfeuer von Ste. Marie aus nach Nordosten nur kurze Zeit möglich ist, man zu einer Verfolgung vielmehr von dort in dieser Richtung vorgehen muß.

So kam es, daß die 47. Brigade bei ihrem vereinzelten Nachstoße in eine völlig isolirte Lage gerieth und — weil die ausholende Bewegung im Orne-Thale und die Vorbereitung des Angriffs auf die Stellung St. Privat—Roncourt durch Geschützfeuer abzuwarten blieb — wieder nach Ste. Marie zurückgenommen werden mußte, und daß es 5 Uhr abends wurde, bis die am Kampfe um Ste. Marie betheiligten Truppen dort zu weiteren Unternehmungen wieder bereit waren.

Es kann gleich hier das über die Verhältnisse auf dem äußeren Flügel an der Orne Erwähnenswerthe angefügt werden. Dort hatten die Franzosen, da sie ihre Kräfte zur hartnäckigen Behauptung einzelner vorgeschobener Posten nicht als ausreichend erachteten und auch die Geländegestaltung hierzu nur wenig Vortheile bot, ihr Verhalten im Vorgelände in etwas anderer Weise geregelt. Sie hatten im Wesentlichen nur eine dünne, keineswegs geschlossene, vielmehr abschnittsweise gegliederte Vorpostenlinie weit vor-

geschoben, die auf Plan 6a des Generalstabswerks in allgemeinen Umrissen eingezeichnet ist.

Montois war schwach besetzt, ebenso auch die Gehölze am Wege Montois—Roncourt und Montois—Ste. Marie östlich Auboué. Diese vorgeschobenen Abtheilungen wurden rechtzeitig zurückgenommen, aber doch nicht so früh, daß sie nicht mit den längs der Orne vorgehenden feindlichen Umgehungsabtheilungen noch in ein zum Theile recht lebhaftes Gefecht getreten wären.

Die in die Gehölze östlich Auboué vorgeschobenen Französischen Abtheilungen wurden nach zähem Widerstande allmählich von der dort vordringenden Sächsischen 45. Infanteriebrigade zurückgetrieben, zogen diese aber erst auf sich, dann hinter sich her und verhinderten sie so an einem weiteren Ausholen im Orne-Thale; die später rechtzeitig aufgegebene Besetzung von Montois veranlaßte die dort aus dem Orne-Thale die Hochfläche ersteigende Sächsische 48. Infanteriebrigade, ihre sämmtlichen Bataillone zum Angriffe auf das zu diesem Zeitpunkte beinahe völlig geräumte Dorf zu entwickeln — ein Vorgang, der sich etwas später bei Roncourt wiederholte. Wie das Generalstabswerk sich ausdrückt, wurden diese Bewegungen von den Franzosen mit unleugbarem Geschick zur Ausführung gebracht, und man kann sich leicht vergegenwärtigen, welchen Verlust an Zeit und Kräften, welche Schwierigkeiten für die Führung die nach Vollzug als nutzlos erkannten Aufmärsche und Entwickelungen des angreifenden Theiles in sich schlossen.

Zum Schlusse müssen wir uns nochmals auf den äußersten rechten Deutschen, linken Französischen Flügel an der Mosel begeben.

Dort stand das VII. Armeekorps unmittelbar am Feinde. Der gegen Rozerieulles und Point du Jour gewendete Rand des Waldes von Vaux war besetzt; im Mosel-Thale hatte man sich auf die Besitznahme von Ars beschränkt.

Wenn man sich in die Französische Stellung, etwa auf den Weg Ste. Ruffine—Rozerieulles begiebt, so gewinnt man sofort den Eindruck, daß man hier ein ganz abgesondertes, fast abgeschlossenes Gefechtsfeld vor sich hat. Der steil zur Mosel abfallende Rand der Hochfläche grenzt dieses ab; man hat von dem dann stufenförmig gegen Maison Rouge sich abdachenden Weinbergsgelände durchaus keinen Einblick auf die Hochfläche. Den Hauptstützpunkt — zugleich das Mosel-Thal selbst völlig sperrend — bildet augenscheinlich Ste. Ruffine. Dieses wie der Weg Ste. Ruffine—Rozerieulles sind unbedingt zu behaupten, wenn die tief unten dahinter liegende Straße Amanweiler—Châtel St. Germain—Moulins nicht unbenutzbar werden soll. Dabei aber greift Dorf Jussy mitten in dem zerrissenen Weinbergsgelände so nahe an Ste. Ruffine vor, daß es begreiflich wird, wenn die Franzosen

sich entschlossen, es als vorgeschobenen Punkt vor diesem Theile der Stellung zu besetzen.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei dem etwas weiter nördlich auf der Hochfläche gelegenen, nur 220 m vom Rande des Bois de Vaux entfernten, zungenförmig gegen diesen vorgreifenden, großen Steinbruche von Point du Jour. An beiden Punkten gelangte der Angriff des VII. Armeekorps nicht über die von den Franzosen am weitesten vorgeschobenen Postirungen hinaus.

Auf der Hochfläche kamen Theile der Regimenter Nr. 13, 73 und 77 in den Besitz der dem Walde zunächst befindlichen Abschnitte des Steinbruchs, vermochten aber nicht den ganzen Steinbruch bis zur großen Straße hin zu nehmen. Von Ars aus drang die 26. Brigade durch die Weinberge über Vaux auf Jussy vor, nahm dieses durch umfassenden Angriff, stand aber demnächst von einer Weiterführung desselben auf die mit etwa gleichen Kräften besetzte und durch das dahinter liegende Fort St. Quentin gestützte Hauptstellung des Gegners Ste. Ruffine — Höhen von Rozerieulles ab. So gelangte auch hier der Angriff nur bis an die Hauptstellung des Gegners heran.

Bei einem Zusammenfassen des Gesammtergebnisses der gepflogenen Untersuchung darf wohl behauptet werden, daß von Seiten der Franzosen fast überall zweckmäßige und auch auf ihrer ganzen Front nicht ohne Erfolg gebliebene Maßnahmen getroffen wurden.

Es war der Französischen Führung nicht unbekannt, daß sie einen sowohl an Zahl wie an innerem Werthe überlegenen Gegner vor sich habe; die Benutzung der Vortheile des Geländes wurde ihr damit aufgezwungen, die Vertheidigung zu einer, wenn auch vielleicht sehr unerwünschten, Nothwendigkeit gemacht. Daß die Schlachtstellung als solche eine schlecht gewählte, daß ihre Besetzung im Einzelnen unvortheilhaft gewesen ist, wird Niemand behaupten wollen. Wenn schließlich der äußerste rechte Flügel der Französischen Schlachtstellung von Roncourt her eingedrückt und das dort den Hauptstützpunkt in der Stellung bildende feste St. Privat durch umfassenden Angriff genommen wurde, so lag das in außerhalb der gegenwärtigen Darlegung ruhenden Gründen. Aber die gesammte Frontalvertheidigung auf der ganzen Linie hat sich zweifellos bewährt.

Ueberall da, wo vorgeschobene Punkte im Gelände vor der Angriffsfront besetzt und vertheidigt wurden, gelangte der Angriff im Verlaufe des ganzen Schlachttages nicht weiter als bis an den Fuß der Hauptstellung heran.

Dabei wurden diese Erfolge der Frontalvertheidigung überall mit sehr geringen Kräften erzielt, deren immerhin mögliche Einbuße bei der



Gesammtstärke der zur Verwendung kommenden Kräfte nicht ins Gewicht gefallen wäre. Montois la Montagne, die Waldstücke östlich Auboué, Champenois, L'Envie, die Waldränder östlich Gravelotte, der alte Steinbruch südlich St. Hubert (Kiesgrube), die dem Walde von Vaux zugewendete Spitze der Steinbrüche von Point du Jour, Dorf Jussy waren überhaupt nur ganz schwach besetzt. Das von nur 1500 Mann besetzte Ste. Marie zog drei Divisionen und die Korpsartillerie eines ganzen Armeekorps auf sich, in dem sechs Französische Bataillone enthaltenden Bois des Genivaux gelang es von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr abends nicht einmal, diese gänzlich aus dem westlichen, zur Straße Vernéville—Malmaison heranreichenden Haupttheile der Waldung zu verdrängen. Bei dem kleinen Pachthofe St. Hubert, zu dessen Behauptung von Seiten der Franzosen allerdings ein ganzes Regiment eingesetzt war, vermag sich selbst das Generalstabswerk schließlich nicht anders zu helfen, als daß es auf seinem Schlachtplane, rings um das Gehöft herum, eine Menge kleiner blauer Vierecke einzeichnet und dazu schreibt: 43 Kompagnien, der Regimenter Nr. 28, 29, 33, 60, 67, 69 und des 8. Jägerbataillons.

Dabei kommt in Betracht, daß — mit Ausnahme von St. Hubert — kein einziger dieser vorgeschobenen Punkte befestigt und entsprechend zu einer hartnäckigen Vertheidigung eingerichtet war. Die Mehrzahl ist erst beim Anmarsche der Deutschen gegen die Stellung aus ihr heraus besetzt worden, meist nur kurze Zeit, bevor sie in Wirksamkeit traten.

Wie es scheint, bestanden auch bei den Französischen Truppenführern vielfach an sich begründete Bedenken und Zweifel hinsichtlich der Hereinziehung solch vorgeschobener Punkte; noch 13 Jahre nach der Schlacht machte Marschall Bazaine dem Marschall Canrobert die Besetzung von Ste. Marie zum ernstlichen Vorwurf. Wie es bei solchen Verhältnissen zu gehen pflegt, blieb die Entschlußfassung oft sehr wahrscheinlich ausgesetzt, bis die Umstände drängten, und erst im letzten Augenblicke, als zur Wahl nur mehr ein direktes Ja oder Nein stand, erfolgten die nothwendigen Anordnungen, fast überall — wie behauptet werden darf — das unter den bestehenden Verhältnissen Zweckmäßige findend. So kam es, daß an vielen Punkten dieses Vorgehen aus der Hauptstellung heraus auf Deutscher Seite bemerkt und erkannt wurde; einer der ersten Befehle des großen Hauptquartiers von 10½ Uhr morgens enthält beispielsweise die Mittheilung: „vier Französische Bataillone sind in das Bois des Genivaux eingerückt".

Es hat sich am 18. August auch nicht ergeben, daß die so vorgeschickten Truppentheile beim späteren Rückzuge in besonders schwierige Lagen gekommen wären und eine theilweise Niederlage erlitten hätten. Allen konnte aus der Hauptstellung heraus eine angemessene Aufnahme bereitet werden. Besonders glücklich gestalteten sich dabei die Verhältnisse auch für den am weitesten vorgeschobenen und am meisten gefährdeten Punkt Ste. Marie.

Wenn man für die Zukunft Derartiges zur Erwägung stellt, so läßt sich vielleicht sagen: „Es ist ja richtig, daß die Franzosen am 18. August von ihren vorgeschobenen Postirungen großen Nutzen zogen. Aber sie verdanken dies nur unseren Fehlern; solche Fehler werden wir nicht wieder begehen. Wir werden in ganz anderer, sorgfältigerer Weise aufklären, wir werden nicht wieder mit der Artillerie eines ganzen Armeekorps in so unvorsichtiger Weise, mit völlig falscher Front auffahren, und es fällt uns gar nicht ein, auch nur einen Mann Infanterie in den Kampf um eine solche vorgeschobene Postirung vorzeitig zu verwickeln. Wir werden vor einem solchen Punkte einfach unsere Artillerie auffahren lassen, gehörig weit ab natürlich, um nicht von dort aus durch Infanteriefeuer erheblich zu leiden, und auch um das feindliche Geschützfeuer aus der Hauptstellung zu vermeiden. Genügen die gewöhnlichen Feldbatterien dabei nicht, so werden wir unsere schwere Artillerie in entsprechender Stellung zur Verwendung bringen. Dann werden wir die Oertlichkeit — mag es nun ein Dorf, ein Gehöft oder ein Waldstück sein — in kürzester Frist so zusammenschießen, daß kein Mensch sich darin mehr aufhalten kann."

Andererseits wird ein Freund solch vorgeschobener Postirungen sagen: „Man sieht ja, wie die ganze Stellung schon am 18. August 1870 dadurch verschleiert wurde, wie sehr die Deutschen zweifellos sehr kriegserfahrenen Führer dabei getäuscht wurden. Es wird immer Leute geben, die allzu rasch und allzu kühn, vielleicht unbedacht handeln und bei unseren Postirungen dann in sehr gefährliche Lagen gerathen. Es wird immer solche geben, die zu übergroßer Vorsicht geneigt sind, die beim ersten Kanonenschuß lieber aufmarschiren und abwarten, als anfassen. Solche werden wir mit einer schwachen Postirung in geeigneter Oertlichkeit stundenlang hin- und aufhalten. Durchschaut der Feind aber schließlich die Sachlage, so können wir mit unseren weittragenden und genau schießenden Geschützen und Gewehren unsere vorgeschobenen Postirungen in ganz anderer, viel wirksamerer Weise unterstützen, wie die Franzosen dies am 18. August vermocht haben."

Aber die Sache steht, darf wohl behauptet werden, überhaupt nicht so, daß sich unbedingt sagen ließe, man sei dafür oder sei dagegen. Die Wahl der zu treffenden Maßnahmen hängt stets von den Umständen ab. Niemand vermag eine Gewähr dafür zu bieten, daß Lagen, wie sie am 18. August 1870 den Französischen Postirungen sich geboten haben, in Zukunft vermieden werden. Man kann das auch nicht Fehler nennen. Alle kriegerischen Handlungen geschehen in einer Atmosphäre der Ungewißheit, des Zweifels, der Unbekanntschaft mit Gelände und Gegner, so daß sicheren Erfolg versprechende Maßnahmen nur selten getroffen werden können. Den Schleier zu lüften, hängt nicht lediglich von uns ab; schon die ersten Versuche hierzu begegnen dem unabhängigen Willen des Gegners.

Man kann deshalb nur sehr wenige, allgemein gültige Grundsätze aufstellen. Wer sich nach festen Regeln richten wollte, müßte ebenso oft zu den Ausnahmen greifen. Ganz dasselbe Verfahren ist zweckmäßig und erfolgreich im einen, unvortheilhaft im anderen Falle. Den einzigen Anhalt auf diesem ganzen Gebiete gewährt der Truppenführung die Kriegsgeschichte — ein Anhalt, der allerdings erst bei sorgfältiger und eingehender Beschäftigung mit ihr sich anbietet. Allgemein gültige Regeln werden aber auch hier nicht gefunden. Denn die Truppenführung selbst ist eine Kunst, eine freie geistige Thätigkeit.

Von diesem Gesichtspunkte aus verstehen wir erst die Worte unseres Reglements, das, die Kriegserfahrung des großen Krieges von 1870/71 in sich schließend, nach einer ganz allgemein gehaltenen Darstellung von Angriff und Vertheidigung beifügt: „Das Reglement giebt keine Vorschriften oder Gesichtspunkte für die Gefechte aller Schattirungen. Es läßt die hinhaltenden, die Schein- oder Demonstrativgefechte unbeleuchtet. Ihre Behandlung ist Sache der Führung im jedesmaligen Falle und wird nach der Lage beständig wechseln.“

III.

Die Mitwirkung der Artillerie beim Angriff einer befestigten Feldstellung.

Von

H. Rohne,

Generalleutnant z. D.

(Mit 1 Karte in Steindruck und 6 Profilskizzen.)

Man hört häufig die Ansicht aussprechen, der Angriff auf befestigte Feldstellungen sei ein so seltener Ausnahmefall, daß es überflüssig sei, solche Ausnahmen zum Gegenstande des Studiums zu machen. Es sei Sache der Strategie, dem Gegner nicht die Zeit zu gewähren, sich in einer Stellung zu verstärken, oder aber ihn durch geschickte Manöver zum Verlassen derselben zu zwingen. Möglich, daß die Lösung dieser Aufgabe der Strategie gelingt; freilich spricht die Kriegsgeschichte nicht gerade dafür, denn fast jeder neuere Krieg bietet Beispiele für den Angriff auf befestigte Stellungen; ja es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß mehrfach die Entscheidungskämpfe um solche vorbereiteten Stellungen ausgefochten wurden.

Um zunächst bei der eigenen Armee zu bleiben, so war der Krieg von 1864 eigentlich nur ein Kampf um vorbereitete, oft recht stark befestigte Stellungen; bei den Danevirken gelang es, den Feind aus der Stellung herauszumarschiren; Düppel und Alsen mußten dagegen mit stürmender Hand genommen werden. Im Böhmischen Feldzuge fand die Entscheidungsschlacht bei Königgrätz die Oesterreicher in einer Stellung, die sie seit zwei Tagen besetzt und künstlich verstärkt hatten. Daß die Verstärkungen theils nicht ausreichend waren, theils nicht geschickt angelegt und nicht rechtzeitig besetzt wurden, ist eine Sache für sich. Zwei Armeekorps schlugen sich nicht in der für sie ausgewählten Stellung, sondern verbluteten sich in dem Angriff auf eine Preußische Division. Hätte nicht der Waffenstillstand von Nikolsburg dem Kriege ein Ende bereitet, so würde möglicherweise ein großartiger Kampf um die befestigte Stellung von Florisdorf die endgültige Entscheidung gebracht haben.

Der Feldzug 1870/71 drehte sich in der Hauptsache um die Festungen Metz, Paris und Belfort. Wenn man diese auch nicht als verstärkte Feld-

stellungen ansehen kann, so sind solche auch in diesem Kriege zweimal in großem Maßstabe angelegt. Einmal durch die Franzosen vor Orléans, woselbst allerdings der Vertheidiger nicht verstanden hat, den entscheidenden Kampf in der Stellung selbst zu führen. Vielmehr fiel die Entscheidung ähnlich wie bei Königgrätz **vor** der Stellung und diese wurde dem Gegner ohne Kampf überlassen. Andererseits aber ist bekannt, welche Rolle die befestigte Stellung an der Lisaine in diesem Feldzuge gespielt hat. Zehn Tage standen dem Vertheidiger zu Gebote, die Stellung künstlich zu verstärken, und ohne diese Verstärkungsanlagen wäre es der nur 45 000 Mann zählenden Armee Werders wohl nicht möglich gewesen, der dreifachen Ueberlegenheit Bourbakis gegenüber sich zu behaupten.*)

Der Russisch-Türkische Krieg brachte die Kämpfe um Plewna und den Schipka-Paß. Gewiß, Plewna war nur möglich durch die schwächliche Kriegführung der Russen, die den Türken gestattete, ihre Stellung unter den Augen ihrer Feinde immer mehr zu verstärken; aber dies Beispiel beweist eben nur, daß die Strategie nicht immer fähig ist, den Feind aus solchen Stellungen herauszumanövriren.

Der für die Buren unglückliche Ausgang des Südafrikanischen Krieges ist größtentheils durch deren Unfähigkeit, die befestigten Stellungen der Engländer bei Ladysmith, Kimberley und Mafeking zu überwältigen, herbeigeführt. In fast allen größeren Kämpfen dieses Krieges haben künstlich verstärkte Stellungen eine bedeutende Rolle gespielt.

Endlich sehen wir, wie an unseren Ost- und Westgrenzen ganze Ketten permanenter Befestigungen entstanden sind, die ebensowohl als Sperrpunkte, wie als Stützpunkte einer Schlachtstellung gedacht sein können.

Alle Armeen haben in der Ueberzeugung, daß der erhöhten Wirkung der modernen Feuerwaffen gegenüber die Benutzung von Deckungen zur Nothwendigkeit geworden ist, ihre Infanterie reicher mit Schanzzeug ausgerüstet, so daß sie im Stande ist, ihren Schützen in kürzester Zeit gegen Flachbahnfeuer eine ausreichende Deckung zu schaffen.

Mögen immerhin die ersten großen Kämpfe, wie in unseren letzten beiden Kriegen den Charakter von Begegnungsgefechten tragen, früher oder später kommt es doch dazu, daß einer der beiden Gegner die Entscheidung stehenden Fußes erwartet und sich die dafür günstigsten Bedingungen durch zweckmäßige Wahl und künstliche Verstärkung der Stellung zu verschaffen sucht. Die Stärke der Stellung wird davon abhängen, welche Freiheit in der Wahl und welche Zeit für die Verstärkung dem Vertheidiger durch den Angreifer gelassen wird. Bei einem energischen Angreifer, der dem ausweichenden Vertheidiger möglichst auf den Fersen folgt, ist es freilich nicht ausgeschlossen, daß diesem überhaupt jede Freiheit der Bewegung genommen

*) Generalstabswerk Theil II, S. 1132.



wird. Das setzt indeß eine so energische Verfolgung voraus, wie die neuere Kriegsgeschichte sie nicht kennt. Es ist wohl kaum ein Zufall, daß seit Belle-Alliance keine kräftige Verfolgung des geschlagenen Gegners mehr stattgefunden hat; wenigstens kann man diese Thatsache damit erklären, daß die modernen Kämpfe infolge ihrer langen Dauer die seelischen und leiblichen Kräfte so angespannt haben, daß mit dem Aufhören der Gefahr eine große Nervenabspannung und Ermüdung eintritt.

Gelingt es dem Vertheidiger, dem Gegner in einer gut gewählten, künstlich verstärkten Stellung entgegenzutreten und ihn zum Angriff zu zwingen, so steht dieser vor einer der schwierigsten Aufgaben, die im Kriege vorkommen können. Es kann nicht in meiner Absicht liegen, zu erörtern, wie die Infanterie diese Aufgabe zu lösen hat; ich werde mich vielmehr auf die der Artillerie hierbei zufallende Rolle beschränken. Trotz der in ihrer knappen Form unübertrefflichen und klaren Vorschrift, die das Exerzir-Reglement der Feldartillerie über die Mitwirkung dieser Waffe bei dem Angriff auf befestigte Feldstellungen giebt, herrschen hierüber bei den Offizieren der anderen Waffen noch recht unklare Vorstellungen. Es wäre sonst unmöglich, daß, wie es thatsächlich vorgekommen ist, der Artillerie für ihre Vorbereitung, worunter hier nicht nur die Beschießung der Einbruchsstelle, sondern auch die Niederkämpfung der feindlichen Artillerie verstanden ist, nur eine knappe halbe Stunde zur Verfügung gestellt wurde, wobei sogar noch verlangt wurde, daß das Einschießen gegen die kleinen Ziele in der Morgendämmerung vorgenommen werden sollte. Wenngleich bei allen Manövern die Zeit der stehenden Gefechte abgekürzt werden muß, so ist ein derartiges Verfahren doch nur zu sehr geeignet, ganz falsche Vorstellungen zu erzeugen, was sich im Ernstfalle schwer bestrafen würde. Es ist zu bedauern, daß bei diesen Uebungen so selten scharf geschossen werden kann; man würde sich sonst durch den Augenschein davon überzeugen, daß eine solche Verwendung der Artillerie nicht den geringsten Werth haben kann, ja daß sie selbst schädlich wirken muß, da sie den Feind auf das, was kommen wird, vorbereitet.

In Bezug auf die Mitwirkung der Artillerie beim Angriff auf eine Vertheidigungsstellung sind die Taktiker keineswegs einig. General v. Scherff*) z. B. hegt die Ansicht, es genüge, wenn es der Angriffsartillerie gelänge, die gegnerische Artillerie durch ihr Feuer so niederzuhalten, daß diese es nicht wagen könne, ihr Feuer auf die zum Angriff vorgehende Infanterie zu richten. Im Uebrigen aber hält er die direkte Vorbereitung des Angriffs durch Bearbeitung der Einbruchsstelle zwar für wünschenswerth, aber nicht für erforderlich; diese Aufgabe könne und müsse von der angreifenden Infanterie allein gelöst werden. Während hier also die Niederwerfung der

*) Kriegslehre in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit. Erstes Heft S. 48.

feindlichen Artillerie als die wichtigste Aufgabe der Angriffsartillerie hingestellt wird, hält der Schweizerische Oberst Wille*) diese nicht nur für überflüssig, sondern erklärt es geradezu für fehlerhaft, wenn die Artillerie des Angreifers sich in einen solchen Kampf einlasse. Ihre Aufgabe sei lediglich, das Feuer auf die Infanterie des Vertheidigers zu richten; sie könne und müsse das feindliche Artilleriefeuer nöthigenfalls ertragen und dürfe sich keinesfalls dadurch von ihrer Hauptaufgabe abhalten lassen.

Die Deutschen Vorschriften verlangen in Uebereinstimmung mit dem General v. Scherff, daß die Artillerie zunächst die Feuerüberlegenheit erkämpft. Diese ist aber nicht Selbstzweck; es genügt nicht, die feindliche Artillerie an der Beschießung der zum Angriff vorgehenden Infanterie zu hindern. Sie verlangen vielmehr mit dem Obersten Wille, daß die Artillerie des Angreifers nach Lösung ihrer ersten Aufgabe auch noch die Einbruchsstelle kräftig unter Feuer nehme; sie muthen ihr aber nicht das Unmögliche zu, die feindliche Artilleriewirkung einfach zu ignoriren.

Der Angriff auf eine befestigte Feldstellung hat eine große Aehnlichkeit mit dem einer Festung; der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß die einzelnen Phasen des Angriffs nicht so scharf getrennt werden und sich schneller folgen können. Die erste und wichtigste Aufgabe, von deren Lösung sehr viel, wenn nicht Alles abhängt, besteht in der eingehenden Erkundung der feindlichen Stellung. Diese ist in gewisser Weise schwieriger als die einer Festung, deren starke und schwache Seiten oft schon aus Plänen 2c. bekannt sind; es handelt sich hier also wesentlich nur darum, durch die Erkundung die bereits bekannten Dinge zu bestätigen und gewisse Lücken in dieser Kenntniß zu beseitigen. Anders liegt dagegen die Sache bei der Erkundung einer verstärkten Feldstellung. Die zur Verfügung stehenden Karten sind von so kleinem Maßstabe, daß sie die zur Beurtheilung des Geländes nothwendigen Einzelheiten nicht erkennen lassen. Von den zur Verstärkung angelegten Arbeiten enthalten sie nichts; es muß eben Alles erst durch die Erkundung festgestellt werden. Daraus folgt, daß die Erkundung noch während des Gefechts fortgesetzt werden muß. Wenn es vor Beginn des Gefechts gelungen ist, die ungefähre Ausdehnung der feindlichen Stellung und namentlich ihre Flügel festzustellen, so darf man sehr zufrieden sein. Alles Andere und besonders die Lage der für die Infanterie angelegten Verstärkungsarbeiten, kann meist erst im Laufe des Gefechts erkannt werden, namentlich, wenn der Feind durch Besetzung vorgeschobener Punkte die Annäherung an die Hauptstellung erschwert oder gar verhindert.

Die erste Aufgabe der Artillerie des Angreifers besteht, wie bereits erwähnt, in der Niederkämpfung der feindlichen Artillerie. Es wird oft

*) Die Artillerie in künftigen Schlachten. Vortrag von U. Wille. Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Jahrgang 1898.



schwer fallen, deren Stellung aufzufinden. Derartig vorbereitete Stellungen liegen meist auf einem Höhenzuge, da nur ein solcher der wichtigsten Anforderung, ein ausgedehntes freies Schußfeld zu gewähren, genügt. Die Geschütze werden hinter der Kammlinie so weit zurückgezogen stehen, daß sie sich nur durch das Aufblitzen ihrer Schüsse verrathen, und auch das ist auf größeren Entfernungen beim rauchschwachen Pulver nur bei großer Aufmerksamkeit zu entdecken, um so mehr, als das Feuer wahrscheinlich mit großen Unterbrechungen abgegeben wird. Wenigstens ist das die von der Französischen Artillerie angenommene Taktik. Auf ein Einschießen in weiten Grenzen folgt ein Schnellfeuer von einigen Lagen (rafale), das mit wechselnder Seiten- und Höhenrichtung abgegeben wird, um einen Raum von großer Ausdehnung nach Breite und Tiefe unter Feuer zu nehmen. Dabei tritt keineswegs die gesammte Artillerie von vornherein in Thätigkeit. Die Absicht liegt wenigstens vor, die Artillerie zwar zu entwickeln, bereitzustellen, aber nur nach Bedarf in Thätigkeit zu setzen. Denken wir uns z. B. eine Gruppe von drei Französischen Batterien, so nimmt zunächst nur eine Batterie den Kampf mit der Artillerie des Angreifers auf, wobei man keine Bedenken trägt, diese eine Batterie gegen eine dreifache Ueberlegenheit einzusetzen. Die beiden anderen Batterien verhalten sich zunächst abwartend (bleiben en surveillance) und richten sich darauf ein, in diesen Kampf einzugreifen. Eine Batterie bereitet sich darauf vor, um für den Fall, daß der Angreifer seine Artillerie durch Verlängerung eines Flügels verstärkt, sofort darüber herzufallen; die andere Batterie trifft die nöthigen Maßregeln, das Ziel der ersten Batterie zu bekämpfen, wenn etwa Gefahr vorliegen sollte, daß der Angreifer die Feuerüberlegenheit erhält.

Um in diesem Kampfe die Feuerüberlegenheit zu erringen, wird der Angreifer seine sämmtlichen Kanonenbatterien einsetzen müssen. Die Haubitzbatterien, insbesondere die „schweren Feldhaubitzbatterien", die er unbedingt für die unmittelbare Vorbereitung des Sturmes braucht, wird er vorläufig noch zurückhalten und sie nur dann in den Artilleriekampf einsetzen, wenn es sich zeigen sollte, daß die Kanonenbatterien allein die feindliche Artillerie nicht zu überwältigen vermögen, und namentlich, wenn gut verdeckt aufgestellte Steilfeuerbatterien erfolgreich auftreten. (Exerzir-Reglement für die Feldartillerie Ziff. 287.)

Das Hauptgeschoß im Artilleriekampfe ist das Schrapnel mit Brennzünder. Freilich, wenn die feindlichen Geschütze mit Stahlschilden versehen sein sollten, wird dessen Wirkung nur sehr gering ausfallen. Dann wird man zur Granate oder wenigstens zum Aufschlagzünder greifen müssen, aber nur dann auf ausreichende Wirkung rechnen dürfen, wenn es gelingt, sich genau einzuschießen, was aber nur möglich ist, wenn die zu beschießende Batterie nicht verdeckt aufgestellt ist. Der Französische chef d'escadron Roucquerol spricht in seinem jüngst erschienenen Buche „L'emploi de

l'artillerie de campagne à tir rapide“ die Ansicht aus, daß zur Bekämpfung einer mit Stahlschilden versehenen Artillerie ein Herangehen auf 1500 bis 1800 m nöthig ist; denn nur auf so kleinen Entfernungen hat das Feuer mit Aufschlagszündung eine Erfolg versprechende Präzision.

Je schwieriger sich der Artilleriekampf für den Angreifer gestaltet, um so mehr ist dieser auf die Mitwirkung der Infanterie angewiesen. Damit ist nicht gemeint, daß die Infanterie ihr Feuer auf die Batterien des Vertheidigers richten soll; das dürfte schwerlich einen nennenswerthen Erfolg haben. Jedenfalls liegt die Infanteriestellung des Vertheidigers um mehrere hundert Meter vor der Artillerie, schon deshalb, weil nur von dort aus das nähere Vorfeld einzusehen ist. Wenn die Infanterie des Angreifers ihr Feuer auf die Batterien des Gegners zu richten versuchen sollte, was beiläufig bemerkt, in der Regel durch die Profilverhältnisse ausgeschlossen ist, würde sie sehr bald durch das Schützenfeuer des Vertheidigers genöthigt werden, von der feindlichen Artillerie abzulassen. Wohl aber darf die Vertheidigungsartillerie es nicht zugeben, daß die feindliche Infanterie die Zone des Artilleriefeuers — sagen wir die Zone von 3000 bis 1500 m — unbelästigt betritt. Duldet sie das, so hat sie einen schweren, gar nicht wieder gut zu machenden Unterlassungsfehler begangen; sie hat sich dann durch den Artilleriekampf von ihrer wichtigsten Aufgabe, der Niederschmetterung der vorgehenden Infanterie, abhalten lassen. Das Vorgehen der Infanterie des Angreifers wird zur nothwendigen Folge haben, daß der Vertheidiger wenigstens mit einem Theil seiner Batterien die verdeckten Stellungen aufgiebt und so weit vorgeht, daß er das nähere Vorfeld unter Feuer nehmen kann. Jetzt erst wird es der Angriffsartillerie möglich sein, die feindlichen Batterien mit Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen. Sobald es der Angreifer versteht, seine Infanterie und Artillerie in der richtigen Weise zusammenwirken zu lassen, vermag er den Vertheidiger wenigstens in Bezug auf die Artillerie in Nachtheil zu versetzen. Stellt der Vertheidiger seine Batterien von vornherein so auf, daß sie das Gelände, über das der Angreifer seine Truppen vorführen muß, einsehen können, so muß er auf die Deckung gegen die Angriffsartillerie verzichten; denn diese kann vorgehende Truppen mit Erfolg nicht aus verdeckten Stellungen beschießen. Stellt er die Batterien aber anfangs verdeckt auf, um sie erst vorzuführen, wenn die Infanterie des Angreifers vorgeht, dann findet sogar das Vorgehen in die neue Stellung unter dem Feuer der Angriffsartillerie statt. Es wird sehr oft der Fall eintreten, daß der Angreifer verdeckt, der Vertheidiger freistehend den Artilleriekampf durchführt.

Das Ringen um die artilleristische Feuerüberlegenheit wird voraussichtlich recht lange dauern; den Erfolgen auf dem einen Flügel des Schlachtfeldes werden vielleicht Mißerfolge auf einer anderen Stelle gegenüberstehen. Aber allmählich wird sich die Schale des Sieges zu Gunsten des Angreifers

senken, um so früher, je mehr er es verstanden hat, die beiden Schwesterwaffen sich in die Hand arbeiten zu lassen, und je entschlossener er durch angemessene Verstärkung der Artillerie an den Stellen, wo der Vertheidiger etwa einen Erfolg errungen haben sollte, das Gleichgewicht wiederherstellt. Ohne eine namhafte numerische Ueberlegenheit wird der Angreifer wohl schwerlich darauf rechnen dürfen, den Sieg über die feindliche Artillerie zu erringen.

Das Feuer der Artillerie des Vertheidigers wird allmählich schwächer; ein Theil seiner Batterien, besonders die Steilfeuerbatterien, setzen das Feuer aus den innehabenden Stellungen noch fort; ein anderer Theil stellt das Feuer ein, um es zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen; deren Bedienung sucht durch Niederlegen oder hinter den Stahlschilden und Munitionswagen Schutz gegen das feindliche Feuer; ein dritter Theil aber wechselt die Stellung oder nimmt zunächst eine Bereitstellung, um demnächst das Feuer auf die vorgehende Infanterie und gegen solche Batterien des Angreifers, die besonders gefährlich werden, zu richten.

Dem Kampfe um die artilleristische Feuerüberlegenheit folgt im Festungskriege unter Fortsetzung des Artilleriekampfes das Vortreiben der Sappen, durch welche die Infanterie später gedeckt die Sturmstellung erreichen soll. Dem entspricht beim Angriff auf eine Feldstellung die Entwickelung und das Vortreiben der Infanterie. Der Vertheidiger wird Alles daran setzen, um diese Entwickelung zu stören und zu dem Zwecke einzelne Batterien wieder in Thätigkeit treten lassen. Wie bereits angedeutet, werden diese in der Regel einen Stellungswechsel vornehmen und ihre Deckung aufgeben müssen.

Die Artillerie des Angreifers hat jetzt die Aufgabe, dieses Vorschreiten der eigenen Infanterie zu unterstützen, indem sie einmal die feindliche Infanterie besonders dort, wo sie dem Vordringen des Angreifers vielleicht aus vorgelegenen Stützpunkten Widerstand entgegensetzt, dann aber auch die in das Angriffsfeld schlagenden Geschütze unter Feuer nimmt. Auch die Angriffsartillerie wird zu diesem Zwecke bisweilen einen Stellungswechsel vornehmen müssen, da aus den ersten, lediglich mit Rücksicht auf den Artilleriekampf gewählten Stellungen weder in das Infanteriegefecht eingegriffen, noch auf die vorgegangenen feindlichen Batterien gefeuert werden kann.

Das Beschießen der feindlichen Infanterie hat noch nicht den Zweck, den eigentlichen Sturm vorzubereiten. Es handelt sich vorläufig nur darum, die diesseitigen Truppen auf der ganzen Linie vorzuschieben. Das ist nothwendig, damit der Feind möglichst lange im Unklaren darüber bleibt, gegen welchen Punkt seiner Stellung der entscheidende Schlag geführt werden soll. Dieser zweite Akt des Dramas — in Frankreich combat d'usure*)

*) usure = Abnutzung, Ermüdung.

genannt — kann sehr lange dauern, namentlich wenn der Angreifer sich erst jetzt über die Einbruchsstelle und darüber schlüssig machen kann, wohin er die zur Vorbereitung und Durchführung des Sturms bestimmten Kräfte in Bewegung setzen muß.

Der dritte Akt, der mit der Herstellung der Bresche im Festungskriege verglichen werden kann, wird von der Vorbereitung des Sturms auf die eigentliche Einbruchsstelle ausgefüllt. Diese Vorbereitung muß ebenso wohl kräftig und wirksam als auch von kurzer Dauer sein, damit der Feind nicht im Stande ist, Gegenmaßregeln zu treffen. Das ist nur möglich, wenn der Angreifer eine sehr starke Artillerie gegen das Ziel vereinigt.*) Wo möglich muß die Einbruchsstelle umfassend bekämpft werden; bei einem rein frontalen Angriff wird oft ein Theil der Artillerie der Nachbarkorps ihr Feuer ebenfalls dahin richten müssen, da es sonst nicht möglich ist, eine genügende Zahl von Batterien ins Feuer zu bringen.**)

Während bisher die Kanonenbatterien die Hauptrolle spielten, treten nunmehr die Haubitzen in den Vordergrund. Das ergiebt sich aus den jetzt zu beschießenden Zielen, die theils eine große Widerstandsfähigkeit besitzen (Ortschaften ꝛc.), theils sich hinter Deckungen befinden und nur durch sehr steil, nahezu senkrecht einschlagende Splitter zu treffen sind. Ja, einzelne Ziele sind vielleicht sogar durch Eindeckungen gegen diese Splitter geschützt und nur durch den Bogenschuß der Haubitzen, wobei das Geschoß die Eindeckung durchschlagen soll, zu bekämpfen.

Ortschaften werden wo möglich in Brand geschossen, wozu sich die Schrapnels mit Aufschlagzündern und ganz besonders die der Haubitzen (wegen der langen Brennzeit der Zünder und der großen Sprengladung) am besten eignen. Bei gut gebauten Häusern mißlingt es vielleicht dennoch. Jedenfalls muß die vordere von Schützen besetzte Umzäunung mit Schrapnels mit Brennzündern beschossen werden. Zum Zerstören besonders fester Gebäude — Kirchen, Gutshäuser — dient die Granate der Haubitzen. Gegen besetzte Wälder verwendet man Schrapnels mit Brennzünder. Sehr häufig sind die Schützen des Vertheidigers sowohl bei Ortschaften als auch bei Wäldern genöthigt, sich vorwärts der Umgrenzungen einzunisten, da sie andernfalls kein gutes Schußfeld haben würden. Das ist von der Artilleriestellung aus

*) Man kann die Frage aufwerfen, ob es sich empfiehlt, die zum Angriff bestimmten Truppen dem zufällig der Einbruchsstelle gegenüber entwickelten Armeekorps zu entnehmen und die Artillerie dieses Korps durch die der Nachbarkorps zu verstärken, oder ob es vorzuziehen ist, von Anfang an ein Armeekorps oder eine Division für den Angriff zu bestimmen und dann an der entscheidenden Stelle einzusetzen. Obschon das eigentlich nicht mehr in den Rahmen des von mir gewählten Themas hineingehört, möchte ich mich für die letztere Alternative aussprechen, da dann mit keinerlei Verschiebungen auf dem Schlachtfelde zu rechnen sein würde.

**) Die Franzosen nennen bezeichnenderweise diese Vorbereitung des Sturms „Feu de concentration“.



oft schwer zu erkennen und darum große Aufmerksamkeit beim Einschießen oder das Unterfeuernehmen eines Raumes von einer gewissen Tiefe erforderlich. Keinesfalls genügt es, etwa nur die vordere Linie des Vertheidigers zu beschießen. Bei Dörfern und Wäldern muß man, um auch die Unterstützungen treffen zu können, den dahinter gelegenen Raum kräftig unter Feuer nehmen. Es kann sich empfehlen, verschiedene Batterien mit dem Schießen auf den vorderen Saum und auf das Innere zu beauftragen.

Gegen die Infanterie in Schützengräben, so lange sie sich nicht am Kampfe betheiligt, wendet man Granaten mit Brennzündern aus Kanonen und leichten Feldhaubitzen an. (Die schweren Feldhaubitzen verfeuern nur Granaten mit Aufschlagzünder.) Sucht die Infanterie unter Eindeckungen Schutz, so kann nur der Bogenschuß der Haubitzen Wirkung haben.

Gegen stark gedeckte Infanterie wird sich jedoch die Nothwendigkeit ergeben, eine große Munitionsmenge einzusetzen, also sowohl möglichst viel Haubitzen gegen derartige Ziele zu vereinigen, als auch ihnen die genügende Zeit zu gewähren, um die Wirkung herbeizuführen. Weiter aber genügt es nicht, wenn die Artillerie ihre Vorbereitung auf die Beschießung der gedeckt stehenden Truppen beschränkt. Die Zerstörung der Unterstände für ruhende Truppen darf auch nicht als Vorbedingung für das Gelingen des Sturms gelten. Das Exerzirreglement der Feldartillerie stellt darum an die Spitze der Vorschriften über den „Angriff auf befestigte Feldstellungen" den Satz: „Alle Arten von Feldbefestigungen, in denen die Besatzung erkennbar ist, werden am schnellsten und sichersten durch Schrapnelfeuer bekämpft." (Ziff. 350.) Das ist aber nur möglich, wenn die angreifende Infanterie unter dem Schutze der Artillerie so nahe wie irgend möglich an die feindliche Infanteriestellung herangeht. Sie darf dabei deren Gewehrfeuer nicht scheuen; ja, sie muß sogar durch fortwährendes Drohen mit dem Sturm die feindliche Infanterie zur Besetzung der Stellung und zum Schießen verlocken. Denn dann setzt diese sich dem vernichtenden Schrapnelfeuer aus, das selbst gegen Kopfziele eine Wirkung hat, welche die der Granate gegen gedeckte Ziele weit, mindestens um das Fünffache, übertrifft.

Das Exerzir-Reglement für die Feldartillerie sagt daher (Ziff. 359): „Es ist jedoch zu beachten, daß Munitionsmengen, welche gegen nicht oder nur schwach besetzte Feldbefestigungen verfeuert werden, keine angemessene Verwerthung finden. Dies ist zu befürchten bei einer auch für den Vertheidiger merkbaren Trennung des Kampfes in eine gesonderte, lang währende Artillerievorbereitung und nachfolgenden Infanterieangriff. Die Artilleriewirkung gegen die Stützpunkte wird am ergiebigsten sein, wenn gleichzeitiges Vorfühlen und Anfassen der eigenen Infanterie den Vertheidiger zum Besetzen seiner Linien und seiner Truppen zwingt. Es ist also eine Hauptaufgabe der Führung, die allmähliche Entwickelung der Infanterie

mit dem durch das Artilleriefeuer gewährten Schutz in Einklang zu bringen."

Eine richtige Rollenvertheilung, welche die Aufgabe des höheren Artillerieführers ist, ist gerade für die unmittelbare Vorbereitung des Sturmes durchaus geboten. Deshalb gestattet auch das Reglement (Ziff. 276), daß beim Angriff auf eine vorbereitete Stellung der kommandirende General dem ältesten Brigadekommandeur die einheitliche Leitung des Artilleriekampfes überträgt und wiederholt (Ziff. 356), daß einheitliche Feuerleitung hier (beim Angriff befestigter Feldstellungen) auch in großen Verbänden nothwendig ist.

Sache dieses Artilleriekommandeurs wird es sein, frühzeitig die nöthigen Maßregeln für eingehende Erkundung der feindlichen Stellung zu treffen. Er entsendet zu diesem Zweck besonders geeignete Offiziere mit bestimmt formulirten Aufträgen, die sich nöthigenfalls bis in die vorderste Infanterielinie vorbegeben müssen. Von Erkundungen aus dem Fesselballon verspreche ich mir auf Grund meiner Erfahrungen nur geringen Erfolg. Die Möglichkeit solcher Erkundungen gebe ich gern zu; aber es gehört, abgesehen von besonders günstigen Witterungsverhältnissen, dazu ein so geschulter Blick, eine solche Orientirungsgabe, wie sie wohl nur selten gefunden werden. Selbst im wohlbekannten Gelände haben sich die Ballonmeldungen, sobald es sich um Einzelheiten handelte — und gerade auf diese kommt es hier an — bis jetzt meist als höchst unzuverlässig erwiesen. Photographische Aufnahmen aus dem Fesselballon gehören vorläufig noch zu den frommen Wünschen. Lichtempfindliche Platten, die das Aufnehmen von scharfen Augenblicksbildern auf Entfernungen von mehreren Kilometern gestatten, giebt es bis jetzt noch nicht.

Auf Grund der durch die Erkundung gewonnenen Kenntniß bestimmt der Artilleriekommandeur die Feuerstellungen und vertheilt die Ziele. Die Stützpunkte der Stellung — in der Regel wohl Erdwerke von geringem Aufzug mit splittersicheren Unterständen — werden den leichten und schweren Feldhaubitzen, Ortschaften den leichten überwiesen. Den Kanonenbatterien fällt der Kampf gegen die noch in Thätigkeit befindlichen und von Neuem wieder auftretenden Batterien zu. Insbesondere sind diejenigen Batterien niederzuhalten, deren Feuer auf die vorgehende Infanterie gerichtet ist. Außerdem können die Kanonen durch Granatfeuer gegen die Ziele der Haubitzen wirken. Sobald die feindlichen Linien besetzt sind, greifen die Kanonen und leichten Feldhaubitzbatterien zum Schrapnelfeuer, womit auch das hinter der vordersten Linie gelegene Gelände unter Feuer zu nehmen ist. Den Haubitzbatterien, insbesondere den schweren, sind verdeckte Stellungen anzuweisen, damit sie ihre Aufgabe möglichst ungestört durch feindliches Feuer durchführen können.

Sehr wichtig ist, daß zweckmäßige Maßregeln für das Einschießen getroffen werden, damit die vielen Batterien, die ihr Feuer auf einen engen Raum vereinigen, sich nicht gegenseitig stören. Es empfiehlt sich, das Einschießen schon vor Beginn der eigentlichen Vorbereitung, also bald nach Beendigung des Artilleriekampfes und sobald man über die Einbruchsstelle schlüssig geworden ist, ausführen zu lassen. Am besten dürfte es sein, nur einzelne Batterien damit zu beauftragen und die benachbarten Batterien die Zielentfernung einfach übernehmen zu lassen. Erscheint das aus irgend einem Grunde bedenklich, so müssen die einzelnen Batterien sich nacheinander einschießen, was allerdings zeitraubend ist. Ein gleichzeitiges Einschießen aller Batterien würde höchstwahrscheinlich zu einem vollen Mißerfolge führen, da Verwechslungen bei Beobachtung der Geschoßaufschläge unvermeidlich sind, wenn so viele Batterien ihr Feuer auf so engen Raum vereinigen. Höchstwahrscheinlich wird sich auch ein so dichter Rauch am Ziele lagern, daß weder dieses noch die Geschoßaufschläge mit genügender Deutlichkeit wahrgenommen werden können.

Der Truppenführer und der Artilleriekommandeur müssen sich darüber verständigen, wie viel Zeit der Artillerie für die Vorbereitung des Sturms zur Verfügung steht bezw. mindestens gestellt werden muß. Das wird davon abhängen, wie die Stellung befestigt ist, in welcher Breite sie angegriffen werden soll, und wie viel Batterien man dagegen in Thätigkeit setzen kann. Besser ist es, die Zeit hierfür etwas zu reichlich als zu knapp zu bemessen. Im ersten Fall wird nur Eisen, im zweiten dagegen Blut verschwendet und obendrein noch der Erfolg in Frage gestellt.

General Langlois veranschlagt in seinem Buche „L'artillerie de campagne en liaison avec les autres armes" (Theil I, S. 582) die für die Vorbereitung des Angriffs nothwendige Munitionsmenge und verlangt auf das laufende Meter der Front

bei Dörfern 2½ bis 3 Schuß,
" Schützenlinien ohne Deckung 1 bis 1½ Schuß,
" Truppen in einem Gehölz 2 bis 2½ Schuß,
" Schützengräben 3 bis 4 Schuß.

Er geht dabei von der 90 mm Kanone aus.

Aehnliche Zahlen ergab eine von mir in der Studie „Das gefechtsmäßige Schießen der Infanterie und Feldartillerie"*) angestellte Untersuchung zur Ermittelung derjenigen Munitionsmenge, die auf 2000 m nöthig ist, um einer Schützenlinie von 100 m Länge einen Verlust von 50 pCt. beizubringen. Hiernach waren gegen freiliegende Schützen (Brustscheiben) etwa 100, gegen Schützen hinter Deckungen (Kopfscheiben) 210 Schuß erforderlich. Inzwischen hat sich die Bayerische Militär-Schießschule das Verdienst erworben, durch

*) Zweite Auflage, S. 52.



photogrammetrische Aufnahmen das Verhältniß der Größe der „verwundbaren" Fläche eines Schützen zu den Scheibengrößen festzustellen.*) Hieraus geht hervor, daß eine Kopfscheibe etwa 1,7mal so groß ist als die verwundbare Fläche eines gedeckten Schützen;**) d. h. man muß nicht 210, sondern 360 Schuß aufwenden, um den gewollten Erfolg zu erreichen. Bei dieser Rechnung ist das Schrapnel 91 zu Grunde gelegt; für das Schrapnel 96 dürfte sich der Bedarf auf etwa 300 Schuß ermäßigen, d. h. auf je 1 m der Front sind drei Schuß nöthig. Wo es sich um ganz gedeckte Ziele handelt, die nur von oben zu treffen sind, würde noch mehr Munition aufzuwenden sein.

Man kann hiernach ungefähr beurtheilen, welche Frontbreite man bei einer solchen Vorbereitung einer Batterie zuweisen darf. Diese richtet sich natürlich nach der Beschaffenheit des Ziels und der verfügbaren Munition. Nimmt man für eine Kanonenbatterie 300, für eine Haubitzbatterie 200 Schüsse an — der Unterschied ist mit Rücksicht auf die verschiedene Feuergeschwindigkeit gemacht —, so würde daraus folgen, daß man einer Kanonenbatterie ein Ziel von 100 m Breite zuweisen könnte, wenn es sich um Schützen im Schützengraben, von 200 bis 300 m Breite, wenn es sich um freiliegende Schützen handelt. Wo es sich um Bekämpfung von Stützpunkten handelt, die vornehmlich den Haubitzen zufallen würde, dürfte die Frontbreite 50 m pro Batterie nicht wesentlich übersteigen.

Zur Abgabe der angenommenen Schußzahl braucht jede Batterie im gewöhnlichen Feuer etwa 50 Minuten. Diese Zeit wird sich im Ernstfalle, wo Verluste nicht ausbleiben, wo die Mannschaften durch die vorausgegangenen Kämpfe ermüdet sind, nicht wesentlich abkürzen lassen, vielleicht sogar noch größer werden. Wenn irgendwo, so ist gerade für diesen Akt des Gefechts ein Geschütz mit großer Feuergeschwindigkeit von hervorragender Bedeutung.***)

Die hier angenommene Munitionsmenge stellt, wie zur Vermeidung von Mißverständnissen bemerkt sei, keineswegs in Aussicht, daß dem Feinde nun in der That ein Verlust von 50 pCt. seiner Stärke zugefügt werde. Daran ist nicht im Entferntesten zu denken. Abgesehen davon, daß die im Gefecht erreichbaren Treffergebnisse stets weit hinter denen der Uebungs-

*) Elftes Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1898.

**) Kopfscheibe 5,96, gedeckt liegender Schütze 3,44 qdcm.

***) Welchen Werth die Franzosen darauf legen, für diesen Zweck das Feuer auf einen engen Raum zu vereinigen und die Vorbereitung in kurzer Zeit zu bewirken, geht aus einer im Jahre 1893 im Lager von Châlons abgehaltenen Uebung hervor. Es fand dort ein Scharfschießen von 14 Batterien statt, die gegen ein Ziel von nur 150 m Breite 600 Schuß in fünf Minuten abgaben. Hier fielen also auf das laufende Meter der Front 4 bis 5 Schuß, auf jede Batterie eine Frontbreite von kaum 11 m, und die Feuergeschwindigkeit betrug 8 bis 9 Schuß in der Minute. Das scheint allerdings nach jeder Richtung hin eine arge Uebertreibung zu sein.

plätze zurückbleiben, wird das Feuer ja nicht gegen eine Linie, sondern gegen einen Raum von großer Tiefe gerichtet.

Unter dem Schutze dieses Feuers gehen nun die eigentlichen Sturmtruppen so nahe an die feindliche Stellung heran, als sie dies, ohne Gefahr, von den eigenen zu kurz gehenden Geschossen getroffen zu werden, vermögen. Wie weit sie vorgehen, hängt also wesentlich davon ab, wie die Artillerie eingeschossen ist, und außerdem vom Gelände. Steigt das Gelände zur Visirlinie an, so können sie unbedenklich näher herangehen, als wenn das Gelände parallel mit der Visirlinie verläuft, wie z. B. in der Ebene. Am meisten werden sie die zurückfliegenden Splitter der Granaten zu fürchten haben. Bis auf 500 oder 600 m wird das Vorgehen der Infanterie unter dem Feuer der Artillerie wohl in der Regel zulässig sein.

In diesem Gefechtsakte ist die Beschießung der Einbruchsstelle zwar die wichtigste, aber nicht die alleinige Aufgabe. Wie bereits erwähnt, sind die Batterien, die ihr Feuer auf die zum Angriff vorgehende Infanterie richten, zum Schweigen zu bringen. Es sind dazu besondere Batterien zu bestimmen, die sich zwar an dem Feuer auf die Einbruchsstelle betheiligen können, unbedingt aber das ihnen angewiesene Gelände aufmerksam beobachten und jeden Versuch der feindlichen Artillerie, in den Kampf einzugreifen, schon im Keime ersticken müssen. Ihre Aufgabe hat große Aehnlichkeit mit den Vaubanschen Centralbatterien, welche die die Bresche flankirenden Geschütze des Vertheidigers zu demontiren hatten.

Nun droht der stürmenden Infanterie nicht nur von der feindlichen Artillerie Gefahr, sondern sie hat auch Gegenstöße der feindlichen Reserven zu fürchten, die sich namentlich gegen ihre Flanken richten werden, da sie, selbst in der Front beschäftigt, dagegen wehrlos ist. Daher sind auf beiden Flügeln bestimmte Batterien damit zu beauftragen, das in Frage kommende Gelände sorgsam zu beobachten und sich sofort gegen jeden derartigen Versuch zu wenden.

Damit die stürmende Infanterie bis zuletzt durch Artilleriefeuer unterstützt wird, muß ein Theil der Batterien das weitere Vorgehen der Infanterie begleiten. Das ist nöthig, um der Schwesterwaffe einen gewissen Halt zu geben, um sie im Fall des Mißlingens aufzunehmen und endlich, um die feindliche Stellung unmittelbar nach deren Einnahme durch die Infanterie auch mit Geschützen zu krönen, die durch ihren Donner den errungenen Sieg Freund und Feind sofort mittheilen und feindliche Gegenangriffe zurückweisen können. Es werden das immer nur einzelne Batterien sein können, schon weil sich nur wenig Stellungen finden dürften, aus denen eine wirksame Unterstützung des Angriffs möglich ist. Diese Stellungen und die Wege dahin sind möglichst früh eingehend zu erkunden; die Batterien sind ebenfalls möglichst früh zu bezeichnen, damit sie jederzeit bereit sind, sofort vorzugehen. Die Erkundung dieser Stellungen ist besonders wichtig. Wie

nachtheilig eine Unterlassung in dieser Beziehung werden kann, zeigt das Beispiel der vier Batterien des 7. Feldartillerie-Regiments beim Uebergang über den Mancegrund am 18. August 1870. Nur zwei Batterien kamen zur Thätigkeit; die beiden anderen brachen unter dem feindlichen Feuer zusammen.

Sobald die Infanterie zum weiteren Angriff aus ihrer Sturmstellung vorbricht, muß die Artillerie das Feuer durch Zulegen an Entfernung auf das hinter der Stellung gelegene Gelände richten, damit die zur Unterstützung der vorderen Linie vorgehenden Truppen zurückgewiesen werden.

Eine gewisse Schwierigkeit wird darin liegen, das Vorstürmen der Infanterie und die Einstellung oder richtiger die Verlegung des Artilleriefeuers in zeitliche Uebereinstimmung zu bringen. Beides muß möglichst in demselben Augenblick geschehen. Stellt die Artillerie das Feuer gegen die vordere Linie zu früh ein, so wird dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes erregt, der dann nicht zögern wird, die Deckungen aufzugeben und die Brustwehren 2c. zu besetzen; stürzt die Infanterie zu früh vor, so läuft sie Gefahr, in das Feuer der eigenen Artillerie hineinzulaufen und muß die Vorwärtsbewegung gleich wieder unterbrechen. Das Zweckmäßigste dürfte wohl sein, entweder bestimmte Signale oder einen ganz bestimmten Zeitpunkt festzusetzen, in dem die Infanterie zum Sturm vorbricht und die Artillerie zugleich das Feuer verlegt. Eine solche Zeitbestimmung wird besonders wichtig, wenn ein Theil der Batterien, wie das für die schweren Feldhaubitzbatterien die Regel ist, aus verdeckter Stellung schießt, mithin das Vorbrechen der Sturmtruppen gar nicht wahrzunehmen vermag. Am 18. April 1864 war eine sehr lebhafte Beschießung der Düppeler Schanzen durch Artillerie für die Zeit von 6 bis 10 Uhr vormittags befohlen; Punkt 10 Uhr brachen alle Sturmkolonnen vor. Fraglich ist freilich, ob sich eine solche Bestimmung auch für den Angriff einer Feldstellung wird geben lassen; bei Düppel trug der Angriff schon den Charakter einer Belagerung.

Vielleicht empfiehlt sich auch, in den Befehlen für die Artillerie ein zeitweises Unterbrechen des Feuers anzuordnen, um beim Feinde die Befürchtung eines unmittelbar bevorstehenden Sturmes hervorzurufen und ihn zum Verlassen seiner Deckungen zu verführen. Nach wenigen Minuten muß dann ein auf die äußerste Geschwindigkeit gesteigertes Schrapnelfeuer gegen die voll besetzten Linien abgegeben werden. Wird das einigemal wiederholt, so kann man hoffen, daß der Feind die Besetzung der Linien überhaupt unterläßt oder nur zögernd vornimmt. Von diesem Mittel haben die Franzosen bei Sebastopol erfolgreich Gebrauch gemacht.

Unter Umständen ist es ebenfalls zur Täuschung des Feindes zweckmäßig, gegen einen anderen, weit von der Einbruchsstelle entlegenen Punkt eine Scheinvorbereitung durch Artillerie in Scene zu setzen. Diese müßte der für den wirklichen Angriff zeitlich vorangehen und in einem sehr leb-

haften Feuer bestehen, das zwar nicht so lange anzudauern braucht, aber doch auch nicht von zu kurzer Dauer sein darf. Das feste Anpacken der Ersten Armee am 18. August hat den Marschall Bazaine so besorgt für seinen linken Flügel gemacht, daß er seine Reserven trotz der dringenden Bitten Canroberts nicht von dort fortzuziehen wagte.

Eine Aufgabe, die im Festungskriege von der Artillerie gelöst oder wenigstens vorbereitet werden kann, fällt im Feldkriege der Infanterie oder den Pionieren allein zu: die Beseitigung der vor der Stellung liegenden Hindernisse. Das wirksamste Hinderniß ist bekanntlich das Drahtgitter. Die Hoffnung, dagegen durch die im Feldkriege verfügbaren Geschütze einen nennenswerthen Erfolg zu erreichen, hat sich als trügerisch erwiesen. Daher bleibt nur übrig, sie durch Mannschaften aufräumen zu lassen. Bei Tage dürfte diese Arbeit wohl schwer ausführbar sein, da diese Hindernisse unter dem wirksamsten feindlichen Feuer liegen; man wird daher die Nacht zu Hülfe nehmen müssen.

Die hervorragendsten Taktiker der Gegenwart sind darin einig, daß es sich bei dem Kampf um eine befestigte Stellung in der Regel um eine mehrtägige Schlacht handeln werde. Um nicht in der Nacht alle am Tage errungenen Erfolge wieder zu verlieren, wird die Artillerie auch in der Nacht ihr Feuer nicht ganz einstellen dürfen. Natürlich darf es nur von mäßiger Geschwindigkeit sein, da es sonst sehr bedeutende Munitionsmengen verschlingen würde. Generalleutnant v. Müller rechnet nach den vor den Französischen Festungen gemachten Erfahrungen für die nächtliche Beschießung der Festungen auf 4 bis 5 Schuß für Geschütz und Stunde. Das würde für eine achtstündige Nacht einen Verbrauch von etwa 200 Schuß pro Batterie, d. h. mehr als einem Sechstel ihrer ganzen Ausrüstung, bedeuten. Jedenfalls ist die Abgabe des nächtlichen Feuers planmäßig zu regeln. Die Feldartillerie ist jetzt in der Lage, ein wohlgezieltes Nachtfeuer abgeben zu können, was 1870 noch nicht der Fall war.

Auf die Gefahr hin, etwas ganz Selbstverständliches, also Ueberflüssiges, zu sagen, bemerke ich, daß man sich von dem Nachtschießen der Artillerie nur dann eine Wirkung versprechen kann, wenn man es als Fortsetzung des tagsüber unterhaltenen Feuers kennzeichnet. Als eine völlige und ganz verwerfliche Munitionsverschwendung muß es bezeichnet werden, wenn, was bei Friedensübungen vorgekommen sein soll, der Artillerie zugemuthet wird, in der Dunkelheit auf Ziele, deren Richtung und Entfernung nicht bei Tage festgestellt waren, zu feuern.

Eine sehr wichtige Aufgabe der höheren Führung ist die Fürsorge für ausreichende Munition. Dazu gehört, daß die Artillerie-Munitionskolonnen noch am Abend des ersten Schlachttages das Schlachtfeld erreichen und der Munitionsersatz so in die Wege geleitet wird, daß die Batterien am folgenden Morgen mit ausreichender Munition versehen sind.



Nach der Vorbereitung des Sturms tritt die Artillerie mehr in den Hintergrund; jedenfalls unterscheiden sich ihre Aufgaben in keiner Weise von den ihr beim Angriff auf nicht vorbereitete Stellungen zufallenden Aufgaben, so daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht.

Die vorstehenden Ausführungen lassen erkennen, daß der Angriff auf eine vorbereitete und verstärkte Stellung nur gelingen kann, wenn nichts überstürzt wird und alle Vorbereitungen sorgsam getroffen werden. Eine andere, sehr wichtige, aus diesen Betrachtungen abzuleitende Lehre geht dahin, daß ein solcher Angriff nur dann ausführbar erscheint, wenn die beiden Waffen — Infanterie und Artillerie — von Anfang an verständnißvoll zusammenwirken. Weder die Infanterie noch die Artillerie können ihre Aufgabe lösen, wenn jede für sich allein kämpft. Nicht nur bei der Vorbereitung des Sturmes, sondern schon während des Artilleriekampfes ist das Streben nach Zusammenwirken unerläßlich. Der Artillerie fehlt ein deutlich erkennbares Ziel, wenn die Infanterie den Feind nicht durch energisches Vorgehen zwingt, aus seiner Deckung herauszukommen. Andererseits ist es der Infanterie ganz unmöglich, die Feuerüberlegenheit ohne kräftige Unterstützung der Artillerie zu erringen, selbst dann nicht, wenn die feindliche Artillerie völlig zum Schweigen gebracht wäre. Der Angreifer bietet dem Gegner wenigstens zeitweise ein weit größeres Ziel, als der unbeweglich hinter seinen Deckungen liegende Vertheidiger. Während dieser unausgesetzt schießen kann, muß der Angreifer sein Feuer von Zeit zu Zeit einstellen, um vorwärts zu kommen. Nur durch eine thatkräftig eingreifende Artillerie können diese Nachtheile ausgeglichen werden. Endlich geht daraus hervor, daß nur eine numerisch starke Artillerie dem Angreifer Aussicht auf Erfolg bietet.

Die vorstehenden Betrachtungen behalten auch für den Fall, daß es sich nicht um den Angriff auf eine von langer Hand her vorbereitete Stellung handelt, ihren Werth. Bei jedem Angriff werden die einzelnen Phasen des Gefechts: Artilleriekampf, Entwickeln und Vorschieben der Infanterie, Vorbereitung und Ausführung des Sturms zu unterscheiden sein, wenn auch nicht in der Schärfe, wie hier geschildert. Die Grundsätze, nach denen zu handeln ist, bleiben dieselben, wenn auch in deren Anwendung eine größere Freiheit gewährt werden kann.

Zum Schluß will ich den Versuch machen, an einem Beispiel zu zeigen, wie die entwickelten Grundsätze sich im konkreten Falle anwenden lassen. Ich wähle dazu das klassische Gelände auf dem rechten Flügel der Französischen Aufstellung in der Schlacht bei St. Privat und nehme an, der entscheidende Angriff soll gegen die Stellung St. Privat—Roncourt unter Umfassung des rechten Flügels gerichtet werden.



Das Gelände fällt von dem Höhenzuge, auf dem die Dörfer St. Privat und Roncourt liegen, von Osten nach Westen ziemlich gleichmäßig ab; außerdem fällt es, jedoch weniger gleichmäßig, von Roncourt gegen Norden. Zum schnelleren Verständniß des Plans habe ich nach den wichtigsten Schuß- und Bewegungsrichtungen sechs Profile durch das Gelände gelegt, in denen die von der Artillerie des Vertheidigers (die angenommene Artilleriestellung ist eingezeichnet) eingesehenen Stellen, soweit ihre Entfernung über 1500 m beträgt, schraffirt sind. Innerhalb dieser, meist an ihrer rückwärtigen Grenze, liegen zugleich die vom Angreifer zu benutzenden Artilleriestellungen. Ein Vergleich mit den Schlachtplänen vom 18. August zeigt, daß dieselben größtentheils auch schon damals von den Batterien des Garde- und XII. Korps benutzt sind. Die größere Schußweite der heutigen Geschütze gestattet nur die Ausnutzung des Höhenrückens östlich von Batilly (Entfernung bis zur feindlichen Artilleriestellung 3600 bis 4500 m).

Die Infanteriestellung des Vertheidigers wird in der Nähe derjenigen Punkte, die die Grenze des von der auf dem Höhenkamm aufgestellten Artillerie nicht eingesehenen Geländes bilden, liegen, also etwa 600 m vorwärts der Artillerie und etwa 15 m tiefer als diese.

Der Plan und die Profile lassen deutlich erkennen, daß das Gelände südlich der Straße Ste. Marie aux Chênes nach St. Privat fast glacisartig und jedenfalls viel gleichförmiger abfällt als nördlich derselben, wo es vielfach von deutlich ausgeprägten Mulden und Schluchten durchsetzt ist. Von Roncourt aus fällt das Gelände in der Richtung auf Montois und Malancourt in kurzen und stärker geböschten Wellen ab, so daß man dort fast völlig gedeckt bis in die Nähe der Vertheidigungsstellung gelangen kann. Deswegen verspricht auch die Umfassung des rechten Flügels besonderen Erfolg.

Ich nehme an, daß zur Vorbereitung des Angriffs die Artillerie zweier Armeekorps (II. und III. Korps)*) sowie ein Bataillon schwerer Feldhaubitzen zu vier Batterien zur Verfügung stehen. Die Korps sind entwickelt in einer Linie, deren rechter Flügel durch das nördlich Habonville gelegene Ravin bestimmt ist, von da über St. Ail—Ste. Marie aux Chênes—Montois bis halbwegs nach Malancourt verläuft. (Länge etwa 7 km.) Auf dem rechten Flügel die 3. Infanteriedivision, dann folgen die 4., 5. und 6.

Unter dieser Voraussetzung ist die Artillerie beider Korps auf dem Plan in derjenigen Stellung eingezeichnet, in der sie den entscheidenden Artilleriekampf durchgeführt hat, und von der aus auch die Einbruchsstelle unter Feuer genommen wird.

---

*) Diese beiden Korps sind gewählt, weil das Garde- und XII. Korps nicht normal zusammengesetzt sind.



Man erkennt leicht vier Hauptgruppen, deren Leitung je einem der vier Feldartillerie-Brigadekommandeure zufällt.

1. Kommandeur der 3. Feldartillerie-Brigade: Gruppe a—a 9 Kanonenbatterien: Regiment 2 und I/38;

2. Kommandeur der 4. Feldartillerie-Brigade: Gruppe b—b 3 leichte Feldhaubitzen II/53, 6 Kanonenbatterien II/38 und I/17 (II/38 von der 3. Feldartillerie-Brigade);

3. Kommandeur der 5. Feldartillerie-Brigade: Gruppe c—c 12 Kanonenbatterien II/17, I/53, Regiment 54, 3 leichte Feldhaubitzbatterien I/18, 4 schwere Feldhaubitzbatterien. (II/17 und I/53 gehören zur 3. Feldartillerie-Brigade).

4. Kommandeur der 6. Feldartillerie-Brigade: Gruppe d—d 12 Kanonenbatterien I/18, Regiment 3 und I/39. (I/18 gehört zur 5. Feldartillerie-Brigade).

Drei Batterien — II/39 —, für die trotz sehr gedrängter Aufstellung der Batterien kein Platz mehr zu finden ist, nehmen mit einer Infanteriebrigade eine Bereitstellung zwischen Montois und Malancourt, um etwaigen Vorstößen des Feindes aus dem Walde von Jaumont gegen die linke Flanke der Angriffstruppen entgegentreten zu können.

Der Entwickelungsraum für die Artillerie hat eine Ausdehnung von knapp 4000 m; innerhalb dieses Raumes sind 39 Kanonenbatterien aufgestellt. Sollten die hinter St. Ail verdeckt aufgestellten leichten Feldhaubitzbatterien aus dieser Stellung nicht schießen können, so müßte eine Abtheilung des Regiments 17 zurückgezogen werden und durch die gegen die Einbruchsstelle wirksameren Haubitzen ersetzt werden. Es würden alsdann sechs Kanonenbatterien aus Mangel an Raum bei der Vorbereitung des Sturms nicht mitwirken können.

Trotz der sparsamsten Ausnutzung des Raumes hat es sich nicht vermeiden lassen, den Brigade-, ja selbst den Regimentsverband mehrfach zu zerreißen.

Die den einzelnen Gruppen zufallenden Aufgaben lassen sich, wie folgt, charakterisiren:

Gruppe a—a kann gegen das Objekt des Hauptangriffs (Linie St. Privat—Roncourt) nicht wirken. Sie hat die ihr gegenüberstehenden Batterien südlich von St. Privat so zu beschäftigen, daß sie ihr Feuer nicht auf die nördlich der Chaussee zum Sturm vorgehende Infanterie richten können; sie hat ferner die ihr gegenüberliegende Infanteriestellung, gegen die nur ein Nebenangriff gerichtet wird, zu bekämpfen und ganz besonders einen etwa gegen die rechte Flanke des Hauptangriffs gerichteten Gegenstoß zurückzuweisen;

Gruppe b—b hat ihr Feuer lediglich auf den Theil der Infanteriestellung zu richten, der von St. Privat bis zu der Einsattelung zwischen Roncourt und St. Privat reicht;

Gruppe c—c hat die Artilleriestellung des Feindes zwischen St. Privat und Roncourt (1000 m, also etwa 60 Geschütze) niederzuhalten und den Abschnitt der Infanteriestellung von der Einsattelung bis zum Kirchthurm von Roncourt zu beschießen;

Gruppe d—d hat den Abschnitt von dort bis an den Wald von Jaumont zu bekämpfen.

Die Brigade-, Regiments- und Abtheilungskommandeure haben die Aufgabe, innerhalb der ihnen überwiesenen Abschnitte die Ziele zweckmäßig zu vertheilen und die nöthigen Anordnungen zu treffen, daß das Einschießen rechtzeitig und zweckmäßig ausgeführt wird, sowie einen etwa nothwendig werdenden Stellungswechsel vorzubereiten. Stellungen, die für den weiteren Verlauf des Gefechts in Frage kommen könnten, sind, soweit das Angriffsfeld in Betracht kommt, bei I—I, II—II und III—III zu suchen.

Nimmt man an, daß von der Gruppe c—c sechs Kanonenbatterien zur Niederhaltung der feindlichen Artillerie bestimmt werden,*) so ergiebt sich, daß, da die Gruppe a—a gegen den Hauptangriff nicht schießt, gegen die feindliche Infanteriestellung 24 Kanonen-, sechs leichte und vier schwere Feldhaubitzbatterien in Thätigkeit gesetzt werden.

Unter der Annahme, daß das Feuer gegen die Einbruchsstelle etwa eine Stunde anhält und von den Kanonenbatterien sechs, von den Haubitzbatterien vier Schüsse in der Minute abgegeben werden, würden auf das Ziel, das eine Frontlänge von etwa 3000 m hat, 8640 Schüsse aus Kanonen, 1440 aus leichten, 960 aus schweren Feldhaubitzen, zusammen also über 11 000 Schüsse fallen. Das muß als eine recht kräftige Vorbereitung gelten, da auf jedes Meter Front etwa 3,7 Schüsse mit rund 1100 Sprengtheilen entfallen.

Wenn nach Ziff. 352 des Exerzir-Reglements der Feldartillerie das Feuer der gesammten auf dem Angriffsfelde auftretenden Artillerie einheitlich geleitet werden soll, so könnte der von dem ältesten, mit dieser Leitung beauftragten Artilleriebrigadekommandeur ausgegebene Feuerbefehl etwa, wie folgt, lauten:

Nördlich Ste. Marie aux Chênes, den . . . . . 1901 8° vorm.

1. Die gesammte Artillerie des II. und III. Armeekorps ist meinen Befehlen unterstellt.

2. Um 11 Uhr vormittags findet der Sturm der Infanterie auf die

*) Diese 36 Geschütze werden für ihre Aufgabe genügen. Sollte der Gegner seine gesammte Artillerie ins Feuer führen, so steht nichts im Wege, noch andere Batterien zeitweise in diesen Kampf eingreifen zu lassen.



Linie St. Privat—Roncourt—Wald von Jaumont statt. Von 10 Uhr ab richten alle Batterien, die nicht nothwendig zur Niederhaltung der feindlichen Artillerie verwendet werden müssen, ein sehr lebhaftes Feuer auf die feindliche Infanteriestellung.

3. Das Feuer ist, wie folgt, zu vertheilen:

a) Die Batterien zwischen St. Ail und Ste. Marie aux Chênes einschließlich der westlich St. Ail aufgestellten leichten Feldhaubitzen gegen den Abschnitt von der Straße nach Ste. Marie aux Chênes bis zur Einsattelung zwischen Roncourt und St. Privat;

b) die Batterien nördlich Ste. Marie aux Chênes einschließlich des schweren Feldhaubitzbataillons auf den Abschnitt von der erwähnten Einsattelung bis zum Kirchthurm von Roncourt;

c) die Batterien westlich Montois den feindlichen rechten Flügel vom Kirchthurme von Roncourt bis zum Walde von Jaumont.

4. Es ist dafür zu sorgen, daß das Einschießen aller Batterien auf die ihnen zufallenden Ziele vor 10 Uhr beendet ist, damit das Feuer von dem befohlenen Zeitpunkte an mit größtmöglicher Wirkung beginnen kann.

5. Genau um 10½ und um 10¾ Uhr ist das Feuer auf der ganzen Linie auf die Dauer von je drei Minuten einzustellen und dann zunächst mit Schrapnels Brennzünder auf das Lebhafteste wieder zu eröffnen. Das Signal zum Wiederbeginn des Feuers giebt eine von der unmittelbar nördlich Ste. Marie aux Chênes stehenden Batterie abgegebene Salve.

6. Punkt 11 Uhr setzen alle Batterien das Feuer auf einer um 600 m größeren Entfernung in der alten Richtung fort.

7. Die Batterien zwischen Habonville und St. Ail haben die feindliche Artillerie an der Abgabe von Feuer auf die nördlich der Straße von Ste. Marie aux Chênes nach St. Privat vorgehenden Infanterie zu hindern.

8. Ich halte mich in der Artilleriestellung nördlich Ste. Marie aux Chênes auf.

X.,
Generalmajor und Kommandeur
der 5. Feldartillerie-Brigade.

Auf Grund dieses Befehls ist durch die Brigadekommandeure, welche die einzelnen Gruppen kommandiren, die Vertheilung der Ziele vorzunehmen.

Als Beispiel möge die Vertheilung der Ziele in der Gruppe c—c (12 Kanonenbatterien, 3 leichte und 4 schwere Feldhaubitzbatterien) besprochen werden.

Zur Niederhaltung der feindlichen Artillerie zwischen St. Privat und Roncourt wird das Regiment Nr. 54 bestimmt.

Zur Beschießung der Einbruchsstelle von der Einsattelung zwischen St. Privat und Roncourt bis zum Kirchthurme von Roncourt sind verfüg-

bar 6 Kanonenbatterien (II/17 und I/53), 3 leichte und 4 schwere Feldhaubitzbatterien. Zunächst werden für die Beschießung des Dorfes Roncourt je 1 leichte und 1 schwere Feldhaubitzbatterie bestimmt. Sollte die Erkundung Näheres über die in der Infanteriestellung vorhandenen Stützpunkte ergeben haben, so würde man diese natürlich den Haubitzbatterien überweisen. Ist das nicht der Fall, und das wird bei richtiger Anlage der Befestigungsarbeiten wohl die Regel sein, so ist das Zweckmäßigste, wenn sowohl die Feldhaubitzen, als auch die Kanonen das Feuer gleichmäßig über die ganze Stellung vertheilen. Zwischen den schweren und leichten Feldhaubitzen würde kein Unterschied zu machen sein.

Die zu beschießende Stellung hat eine Frontausdehnung von 900 m; auf jede Kanonenbatterie würde somit ein Ziel von 150 m, auf jede Haubitzbatterie von 180 m Frontbreite entfallen. Ich halte es aber weder für möglich, noch für zweckmäßig, diese Längenmaße bei der Zielvertheilung zu benutzen. Möglich, daß sich geeignete, leicht und unzweideutig zu bezeichnende Gegenstände innerhalb des Zielfeldes finden, die sich zur Abgrenzung der einzelnen Abschnitte eignen. Wahrscheinlich ist es nicht gerade; jedenfalls ist das Verfahren zeitraubend.

Zweckmäßiger ist vielleicht das nachstehende, den Vorschlägen des Französischen Obersten Percin nachgebildete Verfahren.*) Läßt man ein Geschütz mit Richtfläche 30 auf den Kirchthurm von Roncourt — linke Begrenzung des Zielfeldes — einrichten und stellt alsdann das Visirlineal auf die Einsattelung — rechte Begrenzung des Zielfeldes — ein, so wird die Richtfläche die Zahl 50 zeigen, d. h. das Zielfeld hat eine Ausdehnung von 20°. Es ist jetzt sehr leicht, eine angemessene Zielvertheilung anzuordnen, z. B. jede Kanonenabtheilung erhält ein Zielfeld von 10°, und zwar II/17 (rechter Flügel) den Theil des Zielfeldes, der bei einem mit Richtfläche 30 (oder über Visir und Korn) auf den Kirchthurm von Roncourt gerichteten Geschütze innerhalb der Stellungen 40 und 50° der Richtfläche liegt; I/53 erhält das Zielfeld von 30 bis 40°. Für die Batterien können die Zielfelder in ähnlicher Weise begrenzt werden, so z. B. für die drei Batterien der II/17: erste Batterie von 50 bis 46°, zweite von 46 bis 43°, dritte von 43 bis 40°.

Die Grenze der Zielfelder der leichten und schweren Feldhaubitzen würde etwa bei 38° liegen; die beiden leichten Batterien hätten ein Zielfeld von 8°, die drei schweren von 12°. Innerhalb ihrer Zielfelder werden die Batterien die geeigneten Hülfsziele leicht finden und mit Hülfe der Seitenverschiebung die weitere Vertheilung des Feuers vornehmen können.

Wenn das Verfahren mit der Richtfläche zu umständlich erscheint, mag

*) Vergl. den Aufsatz „Ueber die Feuertaktik der Französischen Feldartillerie". Militär-Wochenblatt Nr. 61 u. 62/1901.



man die Ausdehnung des Zielfeldes und die Vertheilung des Feuers nach „Handbreiten" vornehmen. Oberst Percin hat in seinem oben erwähnten Vorschlage darauf hingewiesen, daß die Länge des ausgestreckten Armes etwa 65 cm, die Breite der flachen Hand etwa 6,5 cm beträgt; das Verhältniß beider ist also 10 : 1, d. h. wenn die Hand mit ausgestrecktem, wagerechtem Arme vor das Auge gehalten wird, so bedeckt eine Handbreit ein Zielfeld von etwa 6°. Das zu bekämpfende Ziel würde im vorliegenden Falle etwa drei Handbreiten entsprechen; jeder Abtheilung der Kanonenbatterien würden also anderthalb Handbreiten zu überweisen sein. Den beiden leichten Feldhaubitzbatterien würden eine, den drei schweren Batterien zwei Handbreiten zufallen.

Auch mit Hülfe des der Fußartillerie wohlbekannten Waldenfeldschen Gradstreifens läßt sich die Zielvertheilung sehr leicht regeln.

Es kann mir nicht einfallen, im Rahmen dieser Studie endgültige Vorschläge für die Vertheilung eines ausgedehnten Zielfeldes auf eine größere Artilleriemasse zu machen; aber ich möchte die Anregung zum Nachdenken hierüber geben, da sich bei den praktischen Uebungen so selten Gelegenheit bietet, dieser Frage näher zu treten.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn,
Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

n g.
e Läng
öhen
Maßsta
entspr
von E

des
uf den
re Ent

lung

ungen
es;
der A
g des
n könt

Militärische Betrachtungen über den Krieg in Südafrika.

Ein Deutscher, der im Südafrikanischen Kriege mitkämpfte, übersandte uns das Ergebniß seiner dort gemachten Beobachtungen, das für militärische Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte.

Wir übergeben diese Arbeit im Nachstehenden der Oeffentlichkeit.

Das, was den Militär bei jedem Feldzuge in erster Linie interessirt, sind Strategie und Taktik.

Beide sind in vieler Beziehung abhängig von dem Lande in welchem Krieg geführt wird, von seinem Kulturzustande, den Hülfsmitteln, die es bietet, den Geländeverhältnissen und dem Klima.

So kann man wohl sagen, daß für verschiedene Zeiten und Länder auch eine verschiedene Strategie und Taktik nöthig ist.

Man kann deshalb nicht ohne Weiteres Vergleiche ziehen zwischen Südafrika und hier.

Manche der dortigen Ereignisse und militärischen Maßnahmen sind für uns durchaus werthlos, weil sie auf unsere Verhältnisse eben nicht passen.

Es giebt aber doch wohl auf dem Gebiete der Strategie und der Taktik allgemeine Grundsätze, die auf ziemlich alle Verhältnisse anwendbar sind, und dann bietet gerade der Südafrikanische Krieg deshalb manche Berührungspunkte, weil sich in ihm Gegner gegenüberstanden, die beide mit modernen Feuerwaffen ausgerüstet waren und auf einer der unserigen gleichen oder ähnlichen Kulturstufe standen.

Was nun die strategischen Operationen anbetrifft, so ist darin wohl wenig Lehrreiches enthalten.

Wenn man von dem angriffsweisen Verfahren der Buren gegen die schwache Heeresabtheilung des Generals White absehen will, so sehen wir ihre Führer sich ängstlich an die Defensive anklammern und zwar an die schwächlichste Form derselben, die Form der passiven Stellungsreiterei. Und diesem Prinzip sind sie im großen Ganzen treu geblieben, so lange der geordnete Widerstand dauerte.

Die jetzige Form des Krieges aber, der Guerillakrieg, hat für geordnete militärische Verhältnisse kein Interesse.

Auf Englischer Seite dagegen sehen wir in der ersten Periode des Feldzuges gegenüber dieser schwächlichen Vertheidigung die ungünstigste Angriffsmethode zur Verwendung kommen, die man finden konnte. Anstatt die Vortheile der feindlichen Unbeweglichkeit auszunutzen, die Stellungen zu umgehen oder anstatt sie, wenn man sie wirklich angreifen wollte, als das zu behandeln, was sie in der That waren, nämlich als improvisirte Festungen, sehen wir die Engländer lediglich frontal dagegen anstürmen und sich blutige Köpfe holen.

Wenn Strategie heutzutage in der Kunst besteht, die verschiedenen Heerestheile auf verschiedenen Straßen konzentrisch auf dem Schlachtfelde oder engeren Kriegsschauplatze zusammenzuführen, so kann man aus diesen Operationen nichts lernen; höchstens das Einzige, daß bei den heutigen Feuerwaffen ein frontales Anstürmen auch der größten Uebermacht mit dem Bajonett wohl immer zur Niederlage führen wird.

Auch die späteren Operationen unter Lord Roberts sind wohl kaum geeignet, strategisches Interesse zu erwecken. Allerdings finden wir in ihnen den oben erwähnten Gedanken, den Feind herauszumanövriren, mit Erfolg durchgeführt. Auch sehen wir der Lehre Rechnung getragen, getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen, sowie derjenigen, einen Gegner in fester Stellung nicht allein frontal anzugreifen; doch geschahen die Bewegungen der einzelnen Heerestheile in der Regel so wenig zusammenhängend und durch so bedeutende Zwischenräume getrennt, daß eine gegenseitige Unterstützung wohl ausgeschlossen gewesen wäre, wenn man derselben bedurft hätte. Man verstieß also gegen den wichtigen Grundsatz, die Heerestheile einer Operation nicht so weit voneinander zu entfernen, daß sie getrennt vernichtet werden können.

Wenn die Buren den Vortheil der größeren Beweglichkeit ausgenutzt und die einzelnen Abtheilungen nacheinander mit versammelten Kräften angegriffen hätten, so hätte dies wohl häufig zu bedeutenden Erfolgen führen können. Daß es nicht geschah, lag nicht etwa an dem geschickten Verschleiern der Bewegungen oder der schnellen Ausführung seitens der Engländer, sondern lediglich an der grenzenlosen Energielosigkeit der gegnerischen Kriegführung.

Auf etwas Derartiges dürfen wir wohl bei einem Europäischen Feinde nicht ohne Weiteres rechnen.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß der Enderfolg der zielbewußten Oberleitung der Engländer blieb, trotz meistens ungeschicktem Verhalten der Unterführer.

Es wäre aber falsch nach meiner Ansicht, nach diesem Enderfolge der Angreifer oder den theilweise glänzenden Einzelerfolgen der Vertheidiger

dem reinen Angriff oder der reinen Vertheidigung den Vorzug geben zu wollen.

Angriff und Vertheidigung werden wohl immer nach der jeweiligen Kriegslage zu wählen sein, und meistens wird aus dem Angreifer auf manchen Punkten der Operationen oder der Schlacht ein Vertheidiger und aus dem Vertheidiger ein Angreifer werden müssen.

Das Günstigste ist ja wohl in der Regel, den Gegner sich erst die Köpfe blutig laufen zu lassen und dann angriffsweise den Sieg zu vollenden. Es gehört aber dazu, daß jener mir den Gefallen thut, überhaupt zu stürmen.

Thut er das nicht, so wird mir doch nur der Angriff bleiben, wenn ich Entscheidung haben will, und es handelt sich nur noch darum, daß ich ihn richtig ausführe.

Das aber kann man, glaube ich, nach den Erfahrungen des Südafrikanischen Krieges mit Sicherheit behaupten, daß der Angriff für gewöhnlich nur dann entscheidenden Erfolg haben kann, wenn er konzentrisch ausgeführt wird, dann aber auch meistens große Aussicht auf Gelingen hat.

Auch überlegene Kräfte werden sich in ungünstiger Lage befinden, wenn sie von einem schwächeren Gegner konzentrisch angegriffen werden.

Durchbrüche, wie sie die Kriegführung Napoleons kannte, gehören heute wohl so gut wie zur Unmöglichkeit.

Das Alles aber war nichts Neues mehr, und man brauchte nicht nach Transvaal zu gehen, um zu derartigen Schlüssen zu kommen.

Etwas anders liegt die Sache vielleicht auf dem Gebiete der Taktik, und ich möchte deshalb hierauf etwas näher eingehen.

Nach meiner Ansicht hat der Feldzug in der Hauptsache nur das bestätigt, was unsere Autoritäten schon vorher als richtig erkannt hatten. Ich bitte daher um Entschuldigung, wenn das, was ich bringe, zum größten Theil längst bekannte Dinge enthält. Ich wüßte sie aber nicht wegzulassen, ohne das ganze Bild unvollständig zu machen.

Ich möchte vorausschicken, daß ich im Folgenden nur von solchen Dingen berichte, bei denen ich selbst betheiligt war und die ich mit eigenen Augen gesehen habe. Ich hatte das für einen Ausländer seltene Glück, sehr häufig zu den Kriegsräthen zugezogen zu werden, und konnte mich deshalb viel leichter auf dem Laufenden erhalten wie die meisten meiner Gefährten. Da mir ferner völlige Freiheit in Bezug auf Kommen und Gehen gelassen wurde, und ich über eine Empfehlung des Präsidenten verfügte, so benutzte ich diese Lage, um überall dahin zu reiten, wo ich Kämpfe vermuthete, und während der Gefechte die Punkte aufzusuchen, wo es mir interessant schien.

Ich habe aus diesen Gründen verhältnißmäßig viele Gefechte mitgemacht und während der Gefechte oft mehr gesehen wie die Mehrzahl der übrigen Kämpfer.



Es würde zu lang und eintönig werden, wollte ich alle diese Gefechte schildern, und ich beschränke mich deshalb darauf, ein allgemeines Bild zu liefern, wie solche im Allgemeinen verliefen, und nur einzelne besonders prägnante Beispiele anzuführen.

Einige allgemeine Bemerkungen möchte ich indessen der Kürze halber vorwegnehmen.

Was Truppengliederung auf dem Gefechtsfelde und das allmähliche Einsetzen der Kampfeinheiten in das Feuer anbetrifft, werden wir für unsere Fechtweise von den Buren wenig profitiren können. Die ganze Fechtweise war eine durchaus ungeregelte.

Außerdem fehlten bei ihnen die Reserven gänzlich, und sie entwickelten eigentlich nur eine dünne Feuerlinie ohne Rückhalt, sowohl beim Angriff wie bei der Vertheidigung.

Alles, was später auf dem Kampfplatz eintraf, hing sich rechts und links an die schon bestehende Feuerlinie an.

Rückwärts gestaffelte Abtheilungen zur Flankensicherung kannte man nicht. Wurde man in der Flanke gefaßt, so entblößte man eventuell einen Theil der Front und schob diese Kräfte dann dem Flankenangriff entgegen.

Es war dies natürlich nur dadurch möglich, daß die Engländer selten von Front und Flanke zugleich kräftig angriffen, sondern entweder das Eine oder das Andere thaten, sodann aber dadurch, daß eben Alles beritten und deshalb die Bewegungsfähigkeit der Buren eine ganz andere war wie diejenige unserer Infanterie.

Wenn bei unseren größeren Kämpfen ein Heerestheil auf unrichtigem Punkte das Schlachtfeld erreicht, z. B. hinter der Mitte der eigenen Aufstellung oder gar auf einem falschen Flügel, so wird er wohl selten noch rechtzeitig am richtigen Flecke zur Verwendung kommen können, d. h. er fällt häufig für das Gefecht ganz aus.

Dort war das anders.

Wo das eintreffende Kommando auch die eigene Linie traf, die ausdauernden Pferde brachten es gewöhnlich doch noch zur Zeit auf den richtigen Punkt, wenn man dies sonst nur wollte.

Man konnte also derartige Bewegungen weit öfter noch während des Kampfes und fast auf der Grundlinie ausführen, während in unseren Verhältnissen die Plazirung der Truppen in der Hauptsache schon vor dem Gefechte geordnet sein muß, entweder durch konzentrischen Anmarsch der einzelnen Heerestheile oder durch rechtzeitiges Abzweigen derselben von der geraden Straße und Diagonalbewegungen nach den Flügeln.

Es läßt sich auf Burenseite nur Folgendes betrachten:

1. Wie sie sich angriffs- und vertheidigungsweise im feindlichen Feuer benahmen;
2. die Wirkung ihres Feuers auf die verschiedenen Ziele;



3. wie sich eine einzige dünne Schützenlinie frontal und umfassend im feindlichen Feuer verhielt.

Es fehlt aber die einheitliche Wirkung der Artillerie und damit auch das Zusammenarbeiten der Artillerie und Infanterie in unserem Sinne.

Die Buren verfügten erstens über zu wenig Geschütze und dann zersplitterten sie das vorhandene Material noch derartig, daß der Artillerie in der Regel nur eine untergeordnete Rolle zufiel. Von Taktik war jedenfalls kaum etwas vorhanden.

Englischerseits dagegen verfuhr man späterhin im Großen und Ganzen nach unseren Prinzipien. Artillerie und Infanterie wirkten nach modernen Grundsätzen zusammen. Die Infanterie gliederte sich in vordere Schützenlinie, Unterstützungstrupps und Reserven. Allerdings steckte man noch in der Treffentaktik. Man löste meist ganze Einheiten in vorderster Linie auf und diese wurden wieder durch ganze Einheiten von hinten her unterstützt. Es ergab dies naturgemäß ein Vermischen der Verbände, wie es unsere Taktik nach Möglichkeit zu vermeiden trachtet.

Außerdem war die Schießausbildung eine sehr mangelhafte.

Trotzdem ist die Englische Fechtweise vielleicht insofern von Interesse, als im weiteren Verlaufe des Feldzuges vor Allem die Englische Infanterie dem Auge gewöhnlich Bilder bot, die nicht wesentlich von denen abwichen, welche unsere Friedensübungen zeitigen.

Wenn ich nun im Folgenden dazu komme, diese Fechtweise in manchen Punkten bloßzustellen, so richtet sich das nicht so sehr gegen unsere Vorschriften, als vielmehr gegen die Art der Ausführung derselben, wie sie bei uns im Frieden geschieht. Das heißt, ich beginne da, wo unsere Vorschriften im Allgemeinen aufhören.

Wenn man aus den beiderseitigen taktischen Verfahren etwas Allgemeines von Interesse herausnehmen will, so kann es wohl nur Folgendes sein.

Die Buren hatten im Allgemeinen das Prinzip, vor Allem den Gegner zu umfassen oder feindlichen Umfassungen vorzubeugen, und führte dies gewöhnlich zu außerordentlicher seitlicher Ausdehnung bei sehr schwach besetzten Gefechtslinien.

Die Engländer dagegen hielten ihre Truppen mehr zusammen und in unserer Art nach der Tiefe gegliedert. Ihre gewaltige Ueberzahl gestattete ihnen zwar trotzdem sehr oft, den Gegner zu überflügeln; doch kann man wohl mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß bei ungefähr gleichen Kräften die Engländer meistens die centrale, die Buren die konzentrische Stellung innehatten. Es war dies auch häufig der Fall, wenn die Engländer an Zahl bedeutend überlegen waren.

Diesem Umstande schreibe ich in erster Linie die meisten Englischen Niederlagen zu, abgesehen von ihren planlosen Frontalangriffen. Ich möchte dies gleich vorwegnehmen, denn das Prinzip der Buren bildet, wie ich glaube,

ein schwerwiegendes, vielleicht entscheidendes Moment in der heutigen Gefechtsführung, und ich werde deshalb überall darauf zurückkommen.

Der Grund für das Vortheilhafte der konzentrischen Fechtweise ist nach meiner Ansicht darin zu suchen, daß dieselbe wie keine andere die eigene Feuerwirkung begünstigt, die des Gegners aber zersplittert. Feuerwirkung ist aber heute Alles, das Uebrige verschwindet dagegen.

Die Buren basirten ihre Erfolge lediglich auf Feuerwirkung. Sie machten freilich dabei häufig den Fehler, daß sie ihre Ueberlegenheit im Feuerkampfe nicht genügend ausnutzten und nicht energisch mit Feuer an den Feind herangingen; es wäre aber, glaube ich, falsch, hieraus zu schließen, diese Lahmheit wäre die unumgängliche Folge der genannten Fechtweise und des Fehlens der blanken Waffen. Gute Burenkommandos unter energischen Führern haben mehr wie einmal das Gegentheil bewiesen. Der Fehler lag nur darin, daß solche Führer selten waren, und ohne energische Anführer ist eine energische offensive Bewegung wohl überhaupt nicht ausführbar. Man kann aber dem Gegner heute mit Feuer ebenso energisch zu Leibe gehen wie früher mit der blanken Waffe.

Ich möchte hier gleich bemerken, daß ich im Folgenden nur von den Theilen der Buren spreche, die sich ernsthaft und brav schlugen. Denn die disziplinlosen und feigen Haufen derselben, die wohl in keinem Gefechte ganz fehlten, in den meisten Fällen sogar überwogen, fochten überhaupt nicht so, daß man sie zum Vergleiche heranziehen könnte.

Was die Anordnung des Stoffes anbelangt, so ist die für uns gegebene theoretische Unterscheidung zwischen Begegnungsgefecht und geplanter Schlacht in diesem Falle nicht so scharf zu ziehen. Denn erstens waren die meisten geplanten Gefechte doch mehr oder weniger Begegnungsgefechte, insofern als man Englischerseits über den Gegner absolut im Unklaren war; schon deshalb war kein merklicher Unterschied im Verfahren zu bemerken. Zweitens wurde aus den wirklichen Begegnungsgefechten doch meistens sehr bald ein Kampf um Vertheidigungsstellungen. Letztere aber konnte man der Art der Deckung nach sehr wohl mit unseren vorbereiteten Stellungen vergleichen. Das Land bietet eben solche Stellungen in seinen felsigen Gebirgszügen überall.

Klar dagegen kann man, im Gegensatze zu unserer Theorie, zwischen reinem Angriffe und reiner Vertheidigung unterscheiden. Nur wenige Beispiele sind vorhanden, wo der Vertheidiger später zum Angreifer wird, wie es uns als anzustrebendes Prinzip vorschwebt. Ich möchte deswegen diese zwar wenig gute aber durch die Verhältnisse gegebene Eintheilung treffen und zuerst von Englischen Angriffen und Vertheidigung der Buren und dann von offensiven Bewegungen der Letzteren und Englischer Vertheidigung sprechen, soweit dies auf unsere Verhältnisse anwendbar ist.

Gewöhnlich fingen die Gefechte mit einem gegenseitigen Artillerieduelle an.

Bei der großen Ueberlegenheit der Engländer endigte dieses meistens mit dem gänzlichen Schweigen der Burenartillerie. Auch im weiteren Verlaufe des Gefechts trat letztere dann gewöhnlich nicht wieder auf, obwohl dies meistens sehr gut möglich gewesen wäre. Englischerseits lenkte man dann das Artilleriefeuer auf die feindlichen Schützen über und setzte unter diesem Schutze den Infanterieangriff an.

Was den Verlauf der einzelnen Stadien des Gefechts betrifft, so ist von dem ersteren, dem Artilleriekampfe, schon gesagt, daß die Engländer meistens Sieger blieben. Zuweilen jedoch gelang es den wenigen Burengeschützen, sich zu behaupten.

Diese Ausnahmefälle sind wohl das einzig Bemerkenswerthe an diesem Theile der Gefechte, weil sie uns immerhin die Schwierigkeiten vorführen, die unter Umständen auch für überlegene Artillerie besteht, den Gegner niederzukämpfen, wenn er günstig aufgestellt ist.

Bei Dewetsdorp waren vier Burengeschütze — drei Krupps zu 7,5 cm und ein Maxim-Nordenfeldt zu 3,7 cm — in Zwischenräumen von 50 bis 200 Schritten aufgestellt. Sie hatten hinter den Felsklippen eine Deckung, wie sie unsere Geschützeinschnitte nicht besser bieten können. Ihnen gegenüber standen 18 Englische Feldgeschütze auf ungefähr 2600 bis 3000 m, vollständig ungedeckt, so daß sich bei der klaren Luft jedes Geschütz und fast jeder Mann scharf gegen den Himmel abhob. Der Kampf dauerte einen halben Tag, ohne daß die Engländer etwas erreichten. Auf ihrer Seite dagegen wurden mehrfach Geschütze zeitweise oder gänzlich zum Schweigen gebracht. Der Vortheil war entschieden auf Seite der Buren, bis am Spätnachmittage 10 oder 12 neue Englische Geschütze erstere unter Schrägfeuer nahmen.

Jetzt war der Kampf schnell entschieden. Nur das Maxim-Nordenfeldt-Geschütz hielt, dank seines Panzerschildes, den Kampf noch eine Weile gegen ein allerdings furchtbares Feuer aus. Die Lage desselben wurde noch dadurch erschwert, daß es sich kurz vorher ziemlich frei aufgestellt hatte. Trotzdem wurde nur die Hälfte von uns, die am Geschütze waren, getroffen; Stahlschild und Laufmantel zeigten jedoch überall die dichten Spuren der Englischen Schrapnelkugeln. Nach kurzer Zeit freilich mußten auch wir den Kampf aufgeben.

Ich habe diese Episode näher geschildert, weil sie charakteristisch ist für die meisten Artilleriekämpfe und in ihr mehrere bemerkenswerthe Thatsachen besonders hervortreten. Einmal sieht man, wie bereits erwähnt, daß auch wenige aber gut postirte Geschütze gegen einen weit überlegenen, aber ungedeckt aufgestellten Gegner Erfolg haben können. Erleichtert wurde

den Buren dies allerdings durch das ungenügende Schießverfahren der Engländer.

Diese eröffneten das Feuer gewöhnlich, ohne anscheinend genau zu wissen, wo der Feind stand, und streuten dann mit ihren Geschossen über eine große Fläche. Richtige Sprengweiten wechselten mit solchen, die um Hunderte von Metern zu kurz waren, und mit zahlreichen Sprengpunkten hinter dem Ziele häufige Aufschläge mit viel zu hoch krepirenden Geschossen. Es war dieses auch der Fall, wenn die Geschütze der Buren ganz frei dastanden und offenbar genau erkannt sein mußten. — Die Buren waren nämlich ebenfalls keine Künstler im gedeckten Auffahren; sobald nicht eben Felsklippen die Sache von selbst ergaben. — Ich muß deshalb den Grund für das mangelhafte Schießen der Engländer außer ihrer ungenügenden Zielerkundung und Beobachtung auch ungenauer Bedienung und mangelhaftem Funktioniren der Zünder zuschreiben.

Zu ersterem mag viel beigetragen haben, daß die Engländer meistens über schlechte Gläser verfügten. Die Wichtigkeit letzterer sowie der genauen Erkundung im Artilleriekampfe trat bei allen Gelegenheiten deutlich hervor. Die Englischen Schrapnels krepirten derart, daß die Hülse ganz und die Füllung meistens zum größten Theile darin stecken blieb. Der Kegelwinkel war außerordentlich schmal, selten über 4 bis 5 m Breite, was sich sehr nachtheilig geltend machte und zwar besonders gegen die dünnen Schützenlinien der Buren. Es kam vor, daß ein Mann getroffen wurde, die auf drei bis sechs Schritte davon liegenden Nebenleute jedoch unversehrt blieben. Trotzdem war die Tiefenwirkung sehr gering, und auf 100 Schritt verursachte ein Schrapnel selten noch ernsthafte Wunden.

Das Material der Burenartillerie — Kruppsche Geschütze nicht einmal neuester Konstruktion und Creuzots — war dem Englischen entschieden überlegen. Die Creuzots waren ballistisch zweifellos besser wie die Kruppschen Geschütze. Trotzdem wurden diese von den Buren durchweg bevorzugt, weil ihre Geschosse weit besser funktionirten und die Creuzots sehr häufig reparaturbedürftig waren. Besonders versagten die Glycerinbremsen sehr oft. Es wurde also auch hier das bessere Geschoß der besseren ballistischen Leistung vorangestellt.

Erwähnenswerth bei der Burenartillerie waren die Maxim-Nordenfeldt-Geschütze. Noch auf über 3000 m schlugen sich einzelne derselben mit Erfolg gegen drei, vier, ja sechs Englische Feldgeschütze. Im Gefechte bei Boschrand habe ich mit einem derartigen Geschütze, welches allerdings verdeckt stand, gegen vier Englische Feldgeschütze den ganzen Tag gefochten und dabei mehrere derselben zeitweise zum Schweigen gebracht, ohne selbst Verluste zu erleiden.

Auch gegen Infanterie und Kavallerie haben die Maxim-Nordenfeldts meistens befriedigende, theilweise vorzügliche Resultate gezeigt, hauptsächlich

gegen hohe Ziele. Gegen Kavallerie waren sie den anderen Geschützen entschieden überlegen.

Bei Thabanchu z. B. lösten sich zwei Englische Lancerregimenter unter dem Feuer von zwei Maxim-Nordenfeldts in ganz kurzer Zeit in wilde, haltlose Flucht auf.

Die ununterbrochene Reihe von sichtbaren Aufschlägen macht diese Geschütze besonders geeignet, bewegliche Ziele schnell zu fassen, ohne hierbei große Geschicklichkeit zu verlangen. Ich glaube aber, es wird mir jeder Artillerist Recht geben, daß es mit unseren Feldgeschützen sehr schwer ist, schnell beweglichen Zielen gegenüber, namentlich, wenn sie quer kommen, kurze Momente erfolgreich auszunutzen, wenn man die Entfernung noch nicht hat.

Ich halte deshalb diese Feuerwaffe für sehr wirksam bei Kavalleriegefechten; geeigneter vielfach wie unser jetziges Geschütz, denn zu den obenerwähnten Vorzügen kommt noch hinzu, daß man stets genau weiß, wo man mit seinen Schüssen liegt.

Man kann also nicht im Zweifel sein, ob man die eigene Kavallerie gefährdet oder nicht. Bei dem Gegeneinanderreiten größerer Kavalleriemassen wird dieses unter Umständen sehr ins Gewicht fallen.

Auch der große Munitionsbedarf dieser Geschütze würde sich in den kurzen Momenten des Reiterkampfes wohl nur selten nachtheilig fühlbar machen. —

Ich habe überall den Eindruck gewonnen, daß das Maxim-Nordenfeldt-Geschütz eine furchtbare Waffe ist und eine bedeutende Zukunft hat.

Noch eines weiteren Umstandes möchte ich bei diesen Geschützen Erwähnung thun. Sie waren die einzigen, welche Stahlschilde führten, oberhalb der Achse. Der Vortheil war jedesmal so in die Augen springend, daß ich eine derartige Einführung bei unserer Artillerie dringend befürworten möchte.

Die Panzerschilde gewährten gegen Schrapnel- und Gewehrfeuer vorzüglichen Schutz, und deshalb arbeitete auch die Bedienung hinter denselben weit ruhiger und besser. Die Rücksicht auf größte Feuerwirkung aber ist stets in den Vordergrund zu stellen; hierzu gehört auch, daß man dem feindlichen Feuer möglichst lange Trotz bieten kann.

Der Nachtheil der Panzerschilde, größeres Gewicht von 50 bis 60 kg, ist nach meiner Ansicht nicht bedeutend. Wenn die Bespannungen der Artillerie an ein gleichmäßiges Anziehen gewöhnt sind, werden sie auch diese 50 bis 60 kg mehr genügend schnell vorwärts bringen, und man hat im Kriege in der Regel viel Zeit. Andernfalls aber werden die Pferde auch bei einem noch leichteren Geschütz, wie unser jetziges, an schwierigen Stellen den Zug versagen.

Der zweite Uebelstand ist die größere Sichtbarkeit der Geschütze bei hochgeklappten Panzerschilden; doch möchte ich denselben ebenfalls leicht nehmen.

Was nützt es dem Feinde, wenn er mich sieht, mich aber nicht treffen kann? Deckung gegen Sicht ist jedoch, wie bekannt, nicht immer Deckung gegen Schuß. Außerdem mindert ein schmutziggrauer Anstrich der Schilde und Geschütze ihre Sichtbarkeit sehr herab.

Die Einführung der Panzerschilde bei unseren Feldgeschützen würde allerdings wohl ein gänzliches Hemmen des Geschützrücklaufs wünschenswerth machen, da sonst die Bedienung vor dem Schusse jedesmal aus der Deckung heraustreten muß.

Ein weiteres bemerkenswerthes Moment in dem oben geschilderten Artilleriekampfe möchte ich in der auffallend größeren Wirkung des konzentrischen Feuers der Englischen Artillerie gegenüber dem reinen Frontalfeuer erblicken. Diese Erscheinung war so häufig wiederkehrend, daß ich noch ein weiteres, besonders treffendes Beispiel anführen möchte.

Nach meiner Ansicht wirkt Artillerie sehr häufig mehr, wenn sie aus mehreren räumlich getrennten Gruppen ein konzentrisches Feuer abgiebt, als wenn sie aus einer einzigen Richtung feuert. Ich glaube, dieser Vortheil ist so groß, daß er häufig die Nachtheile der weniger einheitlichen Leitung überwiegt.

Im Gefechte von Donkerhoek entwickelte sich eine Englische Brigade nebst einigen Batterien auf einem Hochplateau von etwa 4000 m Breite und reichlich 6000 m Länge zum Angriffe. Ihr gegenüber hatten die Buren sieben Geschütze ziemlich in einer Front aufgefahren, und die Engländer entwickelten sich dagegen auf ungefähr 3000 bis 3500 m. Anfangs gewann es den Anschein, als ob sie reussiren würden. Das Bild änderte sich aber sehr bald, als vier Geschütze eine Flankenstellung nahmen. Die Englischen Schützenlinien und Reserven schoben sich unter dem Kreuzfeuer hin und her und zusammen. Das anfängliche Vorgehen gerieth ins Stocken, die Englische Artillerie mußte weiter rückwärts Stellung nehmen und die Infanterie folgte ihr ebenfalls unter empfindlichen Verlusten. Vielleicht wäre es der auf die Mitte des Thales zusammengedrängten Brigade, die gegen das Feuer von beiden Seiten her nicht genügend Deckung fand, schlimm ergangen, wenn die Buren energischer nachgedrückt hätten, und jenen nicht von anderer Seite her rechtzeitig Luft geschaffen wäre.

Der Kampf wurde hauptsächlich auf solchen Entfernungen geführt, wo das Infanteriefeuer nicht die Hauptsache gethan haben kann, und der Umschlag in der Gefechtslage trat sofort ein, als die eine Artillerielinie sich in zwei konzentrisch wirkende Gruppen theilte. Man kann wohl nach einer Seite hin einigermaßen gedeckte und wenig tiefe Ziele zeigen, nach zweien aber sehr selten.

Das Verhalten der Burenartillerie im Geschützkampfe war folgendes: Die Bedienung der einzelnen Geschütze arbeitete flott und geschickt. Es wurde meistens mit großer Sicherheit das Ziel erkundet und die Entfernung

geschätzt, es wurde auch gewöhnlich gut gerichtet und beobachtet. Aber es fehlte den Leuten der Muth, bis zum letzten Mann weiterzufeuern.

Infolge besserer Disziplin schlug sich die Artillerie durchschnittlich noch am besten von allen Burenkommandos, doch sah man häufig auch hier die Leute nach den ersten Verlusten oder auch schon, wenn das Feuer nur anfing heiß zu werden, hinter den Steinen Deckung suchen und das Schießen aufgeben. Man erlitt so allerdings geringe Verluste, aber der Zweck der Engländer war erreicht, der Feind schwieg und zwar fast stets endgültig.

Entsprechend war das beiderseitige Verhalten in der nun folgenden Periode, dem Kampfe der Englischen Artillerie gegen die feindlichen Schützen, welcher naturgemäß sehr oft schon während des Artillerieduells begonnen hatte. Es konnte dies um so eher eintreten, als auf Burenseite Artillerie und Schützen gewöhnlich in gleicher Höhe fochten.

Mit Vorliebe verwendeten die Engländer dabei Lyddit-Granaten aus Haubitzen und Marinegeschützen von 12 cm, 15 cm und noch schwererem Kaliber. Das Geschoß selbst, ähnlich unserer Granate, wurde nur mit Aufschlagzünder verfeuert.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß von diesen Granaten nur dann Erfolg zu erwarten ist, wenn sie genau in das Ziel fallen. Es ist deshalb ein genaues Erkennen des Feindes und auch dann noch ein größeres Quantum Munition auf einen Fleck in der Regel nöthig. Daß das erstere bei den Engländern nicht der Fall war, ist schon gesagt, und was das zweite anbetrifft, so streute man mit den Lyddits in geradezu unverständlicher Weise im Gelände umher. Dazu kam, daß dieselben gegen liegende Leute gewöhnlich überhaupt wenig Wirkung hatten. Ich bin selbst dabei gewesen, wo Leuten die Kleider durch krepirende Lyddits angesengt wurden, ohne daß sie selbst mehr wie Hautritzen davontrugen.

Vielleicht trug auch hier mangelhafte Anfertigung ꝛc. vielfach Schuld. Nur einmal habe ich eine allerdings gräßliche Wirkung eines derartigen Geschosses gesehen, als es in einen dichten Haufen von stehenden Pferden und Pferdehaltern schlug, welche also höhere Ziele darboten.

Es ist deshalb wohl nicht weiter zu verwundern, daß die Englischen Kanonen den Burenschützen noch weniger Schaden thaten wie ihrer Artillerie. Denn erstere fanden noch weit mehr Deckung wie diese und zeigten sich, so lange sie beschossen wurden, überhaupt nicht. Die weithin sichtbaren Feuerblitze der gegenüberstehenden feindlichen Geschütze ließen Alles hinter den Steinen verschwinden, und man hob den Kopf erst wieder, wenn ein Moment der Ruhe eintrat. Oft fiel während der ganzen Zeit des Artilleriefeuers auf den davon betroffenen Stellen kein Schuß.

Hätten wir die Englischen Schüsse weniger gut sehen können, so hätten wir jedenfalls bedeutend größere Verluste gehabt.

Zum besonderen Verständnisse sei mir gestattet, hier eine ganz kurze Schilderung des dortigen Geländes und der künstlichen Deckungen der Buren zu geben. Von letzteren möchte ich gleich bemerken, daß ich sie keineswegs sehr kunstvoll angelegt gefunden habe; im Gegentheil, ich war oft überrascht, wie wenig versteckt dies geschah.

Die vielerwähnten Kopjes haben meistens die Form von ungeheuren Hünengräbern, fallen jedenfalls fast immer so steil ab wie jene. Die Oberfläche ist bedeckt mit großen und kleinen Felsblöcken und Steinen, den sogenannten Klippen.

Diese erinnern in ihrem Aussehen oft an die Trümmer einer verwitterten Burgmauer und bilden häufig so merkwürdig regelmäßige Formen, daß man glauben kann, es wären von Menschenhand hergestellte Schanzen. Was horizontale Deckung anbetrifft, kann man diese Klippen unseren Erdwerken der Feldbefestigung getrost an die Seite stellen; zum Theil haben sie sogar noch etwas vor diesen voraus. Der unregelmäßig gezackte obere Rand bietet nämlich den Schützen auch während des Schießens eine vorzügliche Deckung für den Kopf. Dieser Vortheil ist sehr hoch anzuschlagen. Die praktischen Buren versahen daher auch ihre künstlichen Stein- und Erdschanzen häufig mit größeren Steinen auf der Brustwehr, und es hat sich dies sehr bewährt. Ueberhaupt bietet Stein und Felsen gegen jede Art Feuer eine vorzügliche Deckung. Die Verletzungen durch Steinsplitter sind der Zahl und Art nach belanglos. Auch gegen schweres Artilleriefeuer schützte eine Schanze — aus zusammengetragenen Steinen — von 2 bis 3 m Dicke sehr gut. Den oberen Rand bedeckte man allerdings gewöhnlich mit Sandsäcken, die aber meist bald heruntergeschossen wurden.

Ueber Eindeckungen verfügte man jedoch nirgends, weil kein Holz vorhanden ist.

Es war gewiß oft nicht einfach, die Burenschützen in solchen Deckungen zu erspähen und es wurde dies noch erschwert durch ihre äußerst praktische, schmutziggraue und graubraune Kleidung und ihre flache Kopfbedeckung. Doch meine ich, hätte sich Englischerseits mit Hülfe guter Gläser manchmal mehr leisten lassen, als wie es in der That geschah.

Weil die Engländer unter solchen Verhältnissen wenig erreichten, war auch der Respekt der Buren vor dem Englischen Artilleriefeuer ein sehr geringer und vor dem Lydditfeuer in erster Linie. Der moralische Effekt wenigstens, den man sich vielleicht von dem Getöse dieser Geschosse versprochen hatte, blieb völlig aus.

Man genirte sich häufig nicht, im Lydditfeuer außerhalb der Deckungen Kaffee zu kochen. Im Schrapnel- und Gewehrfeuer ist das, glaube ich, kaum geschehen.

Ueberhaupt ist nach meiner Ansicht der moralische Eindruck in erster Linie ein Kind des materiellen Erfolges. Einer Waffe, die etwas trifft,



wird ersterer von selbst zufallen, ob sie viel oder wenig Lärm macht. Umgekehrt aber gewöhnt man sich auch an die furchtbarsten Dinge, wenn man sieht, sie thun einem nichts, und zwar geht das sehr schnell. Es gilt dies ebenso von dem Bajonett und der Lanze der Engländer. Vor beiden hatten die Buren schon nach kurzer Zeit völlig den Respekt verloren.

Die Englische Infanterie nun entwickelte sich unter ihrem Artilleriefeuer meistens in Gefechtsformationen, die mit den Bildern unserer Friedensübungen große Aehnlichkeit hatten. Man sah im Bereiche des wirksamen Gewehrfeuers nur aufgelöste Schützenlinien, in der Regel auch bei Unterstützungen und Reserven. Angreifende Englische Infanterie bot häufig das Bild von drei bis vier in Abständen hintereinander vorgehenden Schützenlinien. Die Abstände waren im späteren Verlaufe des Feldzuges meistens groß genug bemessen.

Man machte Feuerstationen, zuweilen schon von 1500 bis 1300 m an und ging in der Regel im feindlichen Feuer sprungweise vor. Vor dem Einbruch, also auf 300, 400 oder 200 m, zuweilen noch weniger — 100 m ja 50 m — wurde der Vertheidiger noch eine Zeit lang mit Schnellfeuer überschüttet, bis man annahm, ihn niedergekämpft zu haben. Rückwärtige Unterstützungen suchten die vorderen Linien wieder mit vorzureißen bezw. durch Einrücken die Feuerkraft wieder aufzufrischen. Auch suchte man meistens vor dem Einbruch alle vorhandenen Kräfte in der Feuerlinie zu vereinigen. Die Artillerie begleitete den Angriff in der Regel bis auf die Nahentfernungen. Das Verfahren hatte also im Prinzip mit dem unserigen manche Aehnlichkeit.

Die Feuerwirkung gegenüber diesen Angriffsformationen war in der Regel folgende.

Gegen Schützenlinien, wo die einzelnen Schützen mit etwa zwei Schritt Zwischenraum gingen, war das Gewehrfeuer im Allgemeinen bis zu 1000 m oder 800 m Entfernung nicht von erschütternder Wirkung, und man sah die Engländer bis dahin gewöhnlich ohne besondere Schwierigkeiten herankommen. Man muß jedoch allerdings dabei berücksichtigen, daß sie in der Regel kein Schrapnelfeuer erhielten. War dies der Fall, so habe ich im freien Gelände die Englischen Schützenlinien auch schon auf 1500 bis 1800 m sich hinwerfen und Halt machen sehen, nachdem sie nur wenige hundert Meter im Feuer zurückgelegt hatten.

Bei Linienformationen oder gar Kolonnen lag die Sache allerdings anders. Letztere wurden sogar noch auf 1800 m erfolgreich mit dem Gewehr beschossen.

Es fehlte freilich dem Schützenfeuer der Buren die Eigenschaft des Massenfeuers. Dagegen gestattete die klare Luft und der trockene Staub fast überall, bis auf 1800 oder 2000 m jeden einzelnen Geschoßaufschlag

zu beobachten. Vielleicht wog dies das fehlende Massenfeuer in mancher Hinsicht auf.

Nach dem, was ich dort gesehen habe, neige ich zu der Ansicht, daß Infanteriefeuer über 1000 m nur dann größere Erfolge verspricht, wenn man auf Kolonnen, dicht aufeinander geschobene und aufrechte Schützenlinien, ziemlich freistehende und fahrende Artillerie und Kavallerietrupps von einiger Dichtigkeit feuert; dort wirkt es allerdings häufig vernichtend.

Vielleicht aber ziehen die trübere Luft unserer Gegenden, die schlechteren Augen unserer Leute und die geringere Beobachtungsfähigkeit des Infanteriefeuers die Grenzen noch enger.

Sobald die Englischen Schützenlinien aber die Zone betraten, wo der Schütze annähernd zielen konnte, traten auch empfindliche Verluste für aufrechtgehende Truppen ein, die sich dann bald zunehmend steigerten. Die Feuerwirkung einer nach unseren Begriffen schwach besetzten Vertheidigungslinie zwang ungedeckte Schützenlinien dann gewöhnlich sehr bald zum Niederwerfen. Häufig stoben dieselben auch schon in kurzer Zeit in einzelne Gruppen auseinander, die sich hinter vorhandene Deckungen zusammendrängten und hinwarfen.

Die rückwärtigen Unterstützungen erlitten beim Vorrücken an die Feuerlinie gewöhnlich schon hier derartige Verluste, daß auch sie sich hinwarfen, ehe sie die Feuerlinie erreicht hatten. Der Angriff kam dann in der Regel nur noch dort vorwärts, wo das Gelände die Wirkung des feindlichen Feuers abschwächte. Die Englischen Soldaten waren nämlich zu wenig gewandt und selbständig, um aus eigener Initiative in den kleinen Gruppen, wie sie der Zufall zusammengefügt hatte, vorzukriechen, wenn Gehen und Aufstehen nicht mehr angängig waren.

Der Einfluß der Führer reichte augenscheinlich nicht über die nächste um sie versammelte Gruppe hinaus. Man konnte dies häufig an den fruchtlosen Versuchen einzelner tapferer Offiziere bemerken, welche sich erhoben oder von einer Gruppe zur anderen eilen wollten und dies fast immer mit dem Tode bezahlten.

So lösten sich z. B. die Englischen Schützenlinien im Gefechte an den Biddulfs-Bergen in wenigen Minuten in solche einzelnen Gruppen auf. Die Leute lagen platt an der Erde und waren nach einigen vergeblichen Versuchen ihrer Anführer nicht mehr vorzubringen. Letztere waren meistens weggeschossen, bevor sie hatten durchdringen können.

Unterstützungstrupps und Reserven gelangten, soweit ich sehen konnte, größtentheils überhaupt nicht an die Feuerlinie heran, sondern lagen ebenfalls auf dem Boden. Ueberall, wo das Gelände frei war, kam der Angriff ungefähr 600 bis 800 m vom Vertheidiger zum endgültigen Stocken, nachdem er theilweise kaum mehr wie 150 bis 200 m unter Feuer zurückgelegt hatte. Die Verluste auf dieser Strecke waren ziemlich bedeutend.

Dieses und das Folgende alles habe ich in ähnlicher Weise in mehr wie zwanzig Gefechten beobachtet.

Auf liegende Leute dagegen, namentlich wenn sie noch etwas Deckung hatten, war auf diesen Entfernungen die Wirkung auch des Burenfeuers in der Regel noch gering, ja selbst auf 400 bis 500 m war sie oft überraschend ungünstig. Dies wußten die Buren auch sehr gut und die besseren Kommandos derselben beschossen liegende Ziele über 400 m sehr wenig.

Auch das Englische Feuer hatte in den bisherigen Stadien des Angriffes immer herzlich wenig Erfolg und um so weniger, als es überhaupt nicht übertrieben gefährlich war. Das Burenfeuer dagegen war durchschnittlich wirksam, wenn auch nicht annähernd so virtuosenhaft, wie unsere Zeitungen es darstellen. Nach dem, was ich gesehen habe, möchte ich, soweit ein Vergleich angängig ist, unsere Infanterie im Präzisionsschießen dem Durchschnitt der Buren mindestens gleichstellen. Nur die Augen jener Leute sind besser.

Das sprungweise Vorgehen der Engländer erfolgte ähnlich wie bei uns. Längere Linien stopften das Feuer, erhoben sich annähernd gleichzeitig und stürzten 60 bis 100 m vor, um sich dann wieder hinzuwerfen. Unter 800 m und auf freiem Felde kamen diese Sprünge meistens bald wieder zum Halten. Aber auch wenn sie ganz durchgeführt werden konnten, waren sie anscheinend immer äußerst verlustreich.

Es wurden dabei wohl mehrere Fehler gemacht:

1. geschah das Stopfen des Feuers zu auffällig,
2. waren die Sprünge zu lang und
3. mußten sie in viel kleineren Gruppen ausgeführt werden.

Ein Sprung im wirksamen Gewehrfeuer darf nicht so lang sein, daß der Gegner sein Ziel aufs Korn nehmen kann, und das wäre auf 800 bis 600 m wohl nicht über 30 Schritte. Auf näheren Entfernungen noch weniger und innerhalb 400 m oder gar im Bereich des Standvisirs wird wohl ein Aufstehen für Gruppen überhaupt nicht mehr möglich sein.

Was die langen Linien anbetrifft, so sind dieselben aus folgenden Gründen gefährlich. Schon eine Linie von 50 Mann ist zu groß, um im Gefecht auf einen Schlag in Bewegung gesetzt zu werden. Das Aufstehen erfolgt zögernd und nach und nach. Dadurch gewinnt der aufmerksam gemachte Feind Zeit, die später sich erhebenden Leute schon beim Aufstehen mit wohlgezieltem Feuer zu empfangen. So werden auch kurze Sprünge, in längeren Linien ausgeführt, zu verlustreich werden, um auf die Dauer durchgeführt werden zu können. Kleine Gruppen dagegen lassen sich überraschend bewegen und Ueberraschung ist nach meiner Ueberzeugung das Einzige, was einen Sprung glücken lassen kann. Deshalb darf er auch nur so lange dauern, wie die Ueberraschung vorhält. Jedes Aufmerksammachen des Feindes

durch auffälliges Stopfen des Feuers muß daher sorgfältig vermieden werden. Auch das ist meistens nur bei kleinen Gruppen zu erreichen.

Ein großer Fehler der Englischen Angriffsmethode war ferner der, daß man den Angriff zu schnell durchführen wollte und daß eine gegenseitige Feuerunterstützung der Infanterie so gut wie ganz fehlte. Die Artillerie begleitete ja allerdings das Vorgehen bis auf 300 bis 400 m an den Feind heran. Dann aber schwieg sie, und nur die Infanterie feuerte noch eine Weile auf die Steine, hinter denen sich nichts zeigte, weiter. Dann trat Ruhe ein. Man hörte nur noch die Rufe der Führer zum Stopfen des Feuers, das Klappern der aufgepflanzten Bajonette und konnte sich in aller Ruhe zum Schuß fertigmachen.

Vielleicht würde der schrille Ton unserer Schützenpfeife den Gegner in ähnlicher Weise aufmerksam machen.

Darauf erhoben sich die Angreifer in langen Reihen, und der letzte Akt des Dramas begann. Völlig ungestört richteten die Buren ihr Feuer auf die großen Ziele, die ein anlaufender Schwarm in der Nähe bietet.

Diese Anläufe sind fast alle gescheitert, ob sie auf 300 oder 50 m angesetzt waren. Es genügten hier häufig Sekunden.

War es ein Wunder, wenn die Buren ein unbegrenztes Zutrauen zu ihrem Gewehr faßten, gerade auf kurzen Entfernungen? War es ein Wunder, wenn viele von ihnen den Feind immer erst dicht heranlassen wollten, um ihn desto gründlicher zu vernichten? Mehr wie einmal ist es vorgekommen, daß man die Gipfel der Kopjes absichtlich verließ und sich 100 und gar nur 50 m dahinter niederlegte. Wenn die Engländer dann auf dem Gipfel ankamen und, wie das so üblich war, ihren Sieg mit lautem Cheers- und Majubageschrei feierten, wurden sie durch das Nahfeuer einer oft ganz geringen Anzahl Gewehre jedesmal hinweggefegt.

Es mag dieses eigenthümlich klingen, nachdem ich mich an anderen Stellen wenig anerkennend über den Schneid der Buren ausgesprochen habe. Doch ist der Widerspruch nur scheinbar. Die Buren erkennen sofort mit unfehlbarer Sicherheit das Gefährliche und Ungefährliche einer Lage.

Ein anlaufender Feind, der nicht schießt, ist ungefährlich, auch in der Ueberzahl. Denn man kann mehrmals schießen, und je näher, desto sicherer und schneller wird der Angreifer dahinschwinden. Niemand aber würde dieselben Leute dazu bringen, über freies Feld im feindlichen Feuer vorzugehen, also sich schutzlos dem Feuer preiszugeben.

Um aber trotzdem der Einwendung zu begegnen, nur Halbgötter wie die Buren könnten Derartiges leisten, so möchte ich zwei Beispiele anführen, in denen lediglich Deutsche die handelnden Personen waren.

Es waren dieses meistens Handwerker mit vernachlässigter oder gar keiner Schießausbildung, die das, was sie konnten, erst im Laufe des Feld-

zuges gelernt oder wieder erlernt hatten und wohl in keiner Weise einen Vergleich mit unserer Infanterie aushielten.

Ueberhaupt haben an manchen Ruhmesthaten der Buren die Ausländer und gerade die Deutschen das Beste gethan. Letztere waren die zahlreichsten und in allen Kommandos vertreten. Erwähnt wurden aber diese Bundesgenossen von den Buren nie.

Im Gefechte von Thabanchu hatte der rechte Flügel der Buren während der Nacht vom ersten zum zweiten Kampftage ohne jede Veranlassung das Feld geräumt, und die Engländer umfaßten daraufhin die Stellung der Buren auf dem Thaba-Berge, welcher eigentlich das Centrum bildete, in der entblößten Flanke. Kavallerie drang fast bis in unseren Rücken vor, Artillerie beschoß uns in der rechten Flanke. Wir, d. h. ein Deutsches Korps, hatten mehrere kleine Kopjes besetzen müssen, um den drohenden Flankenangriff Englischer Infanterie abzuwehren. Auf dem Kopje, wo ich war, waren wir einige 30 Gewehre. Die einzelnen Schützen lagen mit drei, fünf und noch mehr Schritten Zwischenraum hinter einzelnen Steinen und konnten unter dem Englischen Schrapnelfeuer kaum den Kopf heben. Unter diesem Schutze hatte sich Englische Infanterie bis auf 200 oder 300 m genähert und sendete nun aus einem Dornengebüsch ein ununterbrochenes Feuer über uns weg.

Dies dauerte Stunden und kostete dabei nur einige Todte und Verwundete. Dann mußte die Englische Artillerie ihre Stellung aufgeben und schwieg. Verschiedene Male schon hatten kürzere Linien unserer Gegner zum Anlauf angesetzt, waren aber jedesmal nach wenigen Augenblicken zum Niederwerfen gezwungen worden.

Da setzte endlich die ganze Englische Linie, nach meiner Schätzung mindestens 300 bis 400 Mann, zum Anlauf an.

Man hörte deutlich die Rufe der Führer, um das Feuer zu stopfen, hörte deutlich das Kommando „fix bajonets“ und das Angriffsgeschrei „God save the queen“ die Reihe entlang laufen. Dann erhob sich Alles.

Als sie auf uns zustürmten, schienen sie mir wie ein dichter graugelber Schwarm, fast Mann an Mann und stellenweise drei bis vier Mann tief, wie das bei unseren Anläufen im Frieden auch vorkommt.

Gleichzeitig begann unser Feuer. Zuerst etwas wild, wurde es bald durch die beruhigenden Zurufe einzelner erfahrener Kämpfer — wie z. B.: „ruhig Jungens, dann kommt Keiner heran“ — in die richtigen Bahnen gelenkt. Dichter und dichter stürzten drüben die Leute, und als der Anlauf bis auf 100 bezw. 80 Schritt herangekommen war, brach er zusammen. Ein Theil warf sich zwischen den Klippen hin und feuerte, die Mehrzahl aber stürzte wieder in die deckenden Büsche zurück und war auch dort größtentheils nicht zu halten. Das Bataillon — so viel soll es gewesen sein — war als Gefechtskörper vernichtet, die Einbuße, soweit man das übersehen konnte,

sehr groß. Leider verhinderten die zurückgebliebenen Reste der Geworfenen ein Zählen der Gefallenen.

Den zweiten derartigen Fall erlebte ich im Gefecht am Kliprivier bei Johannesburg. Ich versuchte hier mit etwa 25 Mann das Zurückgehen von einigen stark zerschossenen Burengeschützen zu decken. Bei ihrer dezimirten Bespannung verursachte ihnen das Ueberschreiten des Kliprivier viel Zeitverlust, und die Englische Infanterie war in mehreren Schützenlinien hintereinander schon ziemlich nahe.

Mit Mühe gelang es, meine wenigen Leute auf der abfallenden Gipfelfläche einer Kopje, wo Schutz gegen Schrapnelfeuer war, zum Halten zu bewegen. Wir legten uns hinter einer Klippenreihe hin und hatten vor uns etwa 300 m Schußfeld, begrenzt durch den Höhenrand, über den die Engländer kommen mußten. Weiter sah man nichts.

Die vorderste Schützenlinie der „Khakis" warf sich nach den ersten Schüssen unsererseits überrascht hinter dem erwähnten Rande hin und unterhielt ein ebenso heftiges wie unwirksames Feuer, denn eine leichte Bodenkrümmung verbot beiden Parteien, sich im Liegen zu sehen, und vor dem Aufrichten zum Schießen schienen diese Engländer große Angst zu haben. Jedesmal, wenn eine neue Unterstützung eintraf, versuchten sie einen Anlauf, und jedesmal brach ihre Offensivkraft auf 100 bezw. 80 m vor uns zusammen. Nach dem dritten Anlauf war ihre Gefechtslust dahin, und sie räumten zum größten Theil den Hügelrand, den sie besetzt hielten.

Ich kann nicht sagen, wie stark die Zahl der Angreifer, Alles in Allem gewesen ist. Ein Mitkämpfer, früherer Deutscher Offizier, sagte mir später, er hätte am anderen Morgen 120 Todte vor unserer Front gezählt. Ich wurde noch vor Dunkelwerden abberufen und habe auch diesmal nicht zählen können. Ich weiß deshalb nicht, ob diese riesige Zahl richtig ist.

Die Artillerie der Engländer schwieg bei den Angriffen ihrer Infanterie im Allgemeinen zu früh.

Bei einem Angriff unsererseits dagegen feuerten die Burengeschütze noch unentwegt und stundenlang über uns weg, als wir dem Feinde schon auf 150 m und näher gegenüberlagen. Die Schrapnels krepirten zuweilen unmittelbar über uns, ohne daß Jemand getroffen wurde. Ich glaube, wir hätten auch lieber ein paar Verwundungen ausgehalten, als auf diese Unterstützung verzichtet.

Ueber die Vertheidigungsweise der Buren ist Folgendes zu sagen:

Zusammenhängende Schützenlinien wurden nur soweit gebildet, wie dieses hinter ausreichender Deckung geschehen konnte.

Es entstand somit eine Reihe einzelner Schützengruppen nebeneinander in verschiedenster Stärke. Hinter den Deckungen lag man zuweilen Mann an Mann, aber die einzelnen Gruppen waren voneinander oft durch Hunderte von Metern offenen Geländes getrennt.

Die Sorge, einer Ueberflügelung vorzubeugen, trat überall in den

Vordergrund. Die Breitenausdehnung wuchs deshalb auf Kosten der Dichtigkeit der Besetzung.

Wie gesagt, schossen die Buren in der Hauptsache nur auf nicht liegende Ziele, andere ließ man über 500 bis 300 m ziemlich unbehelligt. Das Feuer richtete sich beispielsweise immer auf die rückwärtigen Abtheilungen, wenn diese bessere Ziele darboten wie die vorderste Schützenlinie. Man sah nicht selten die Unterstützungstrupps sich hinwerfen oder umkehren, wenn die vorderste Linie noch wieder vorzugehen versuchte.

Boten sich keine günstigen Ziele, so setzte man sich auch selbst nicht dem feindlichen Feuer aus, sondern vertraute darauf, daß die Momente, in denen solche Ziele erschienen, ausreichen würden, den Angreifer zu vernichten.

Ich halte das Vertheidigungsverfahren der Buren mit Ausnahme der fehlenden rückwärtigen Staffeln an den Flanken, in jeder Beziehung für praktisch. Bei unseren weittragenden Schußwaffen sind Lücken in einer Feuerlinie fast ebenso gesichert wie die besetzten Punkte, solange sie wirksam bestrichen werden können, und das sind im freien Felde meistens mehrere hundert Meter.

Man thut allgemein wohl besser, hieraus Nutzen zu ziehen und seine Kräfte hinter einzelnen Deckungen, wo man die eigene Feuerkraft länger bewahren kann, zusammenzufassen.

Ich glaube, daß dieser Grundsatz auch für Artillerie maßgebend ist.

Das Angriffsverfahren der Buren kann nach dem Gesagten kürzer behandelt werden.

Artillerieüberlegenheit wurde nie erstrebt und abgewartet.

Wenn möglich, wählte man die Dunkelheit, um bis auf wirksame Gewehrschußweite an den Feind heranzugehen, d. h. bis auf 200 bis 300 m, wenn es möglich war.

Bei Tagesangriffen dagegen näherte man sich dem Gegner nur auf den Punkten, wo das Gelände einigermaßen gedecktes Herankommen gestattete. Freie Strecken von größerer Ausdehnung betrat Niemand. Es war natürlich, daß man auf diese Weise in einzelnen oft weit getrennten Angriffsgruppen an den Feind kam. Reserven wurden nicht zurückgehalten. Während des Vorgehens drängten sich nun die einzelnen Gruppen innerhalb ihrer Bestandtheile zusammen und auseinander, um bestrichene Flächen zu vermeiden und vorhandene Deckungen auszunutzen. Man scheute sich hierbei nicht, bedeutende Umwege zu machen, und so schoben sich häufig hinter einem schützenden Hügel mehrere Linien hintereinander. Man drängte sich lieber hinter Deckung bietenden Geländeobjekten eng zusammen, anstatt freie Strecken zu benutzen. Solange man nicht gesehen wurde ging man in schmalen Erdrissen z. B. in der Kolonne zu Einem vor. Natürlich war es selten ganz zu vermeiden, offene Stellen zu passiren; dann bewegte man sich meistens kriechend oder ausnahmsweise in ganz kurzen Sprüngen von 10 bis

20 Schritt und in Gruppen von 3 bis 15 Mann oder einzeln vorwärts. Auffallend war es, daß die Engländer diesen Sprüngen gegenüber mit ihrem Feuer meistens zu spät kamen.

Erhielt man lediglich Schrapnelfeuer, so befolgte man oft ein anderes Prinzip.

Die Gruppe, welcher gegenüber eben ein Schrapnel krepirt war, erhob sich und benutzte die dann folgenden Augenblicke der Ruhe, um im schnellsten Laufe unter dem Sprengpunkt durchzulaufen und sich dann wieder hinzuwerfen. Mir erschien diese Methode als sehr praktisch, besonders da, wo man gegen Sicht gedeckt ist.

Solange man hoffen konnte, sich dem Feinde unbemerkt zu nähern, wurde nicht gefeuert, andernfalls fand schon von 1000 und 800 m ab eine ununterbrochene gegenseitige Feuerunterstützung statt, und zwar in ganz kleinen Gruppen, von denen wechselseitig die eine schoß und die andere ein paar Schritte vorkroch.

Je weniger Deckung vorhanden war und je näher man dem Feinde kam, desto kleiner wurden die Gruppen, desto kürzer die jedesmal zurückgelegten Strecken.

Die Ausführung lag ganz in der Hand der einzelnen Leute. Die Kommandanten und Feldkornets setzten die Kommandos nur an.

Sehr günstig machten sich auch hier die schwer sichtbaren graubraunen Anzüge der Buren und ihre flachen Hüte geltend. Erstere waren noch schwerer zu sehen wie die Khakianzüge der Engländer. Letztere bewährten sich gegenüber den hohen Tropenhelmen, welche ihre Träger schon von weithin bemerkbar machten und infolgedessen den Engländern im Feuergefecht viele Leute gekostet haben.

Gute Feuerwirkung gegen liegende Vertheidiger versprach man sich im Allgemeinen erst von 400 bis 300 m an. Von hier an aber begann eine Art Scheibenschießen auf jeden Khakihelm unter sorgfältigster Deckung der eigenen Person und allmählichem Heranschieben in liegender Stellung. Niemand richtete sich auf, um besser sehen zu können, wie dies die Engländer so häufig und nur zu ihrem Schaden thaten. Man schob sich vielmehr so lange vorwärts, bis man wieder etwas sah, oder blieb auch liegen, wenn das Vorgelände zu wenig Deckung bot.

Natürlich kamen auf diese Weise die einzelnen Gruppen ungleich weit an den Feind heran. Denn wenn man auch nach dem Grundsatze verfuhr: je näher je lieber, so geschah dies doch nur da, wo es einigermaßen möglich. Es fehlte eben hier gewöhnlich die nöthige Energie.

So nahm denn in seinem letzten Theil der Angriff fast den Charakter des stehenden Feuergefechtes an. Wenigstens war dies dort meistens der Fall, wo freies Gelände die Gegner trennte. Auf anderen Punkten näherte man sich dem Feinde zuweilen bis auf 100 oder gar 50 m.



Die Buren waren den Engländern ebenso sehr im Schießen wie im sich Decken überlegen, und beides ließ Letztere im Feuergefecht in der Regel unterliegen, auch wenn die Minderzahl an Gewehren ihnen gegenüberstand. Entscheidende Erfolge traten aber bei der großen Ueberzahl der Engländer gewöhnlich nur dann ein, wenn die Buren von mehreren Seiten angriffen und das Gelände ein näheres Herankommen begünstigte. Dann aber zuweilen in geradezu überraschender Weise. Durch immer näheres Heranschießen und Herankriechen wurde die Feuerüberlegenheit der Angreifer vollständiger und vollständiger. Die Feuerlinie der Vertheidiger hob nirgends mehr den Kopf, und die rückwärtigen Abtheilungen waren wehrlos dem konzentrischen Feuer ausgesetzt.

Spionskop, Nicholsons Neck, Estcourt, Nitrals Neck und andere Namen sind Zeugen solcher und zwar glänzender Erfolge der Buren.

Englische Gefangene erklärten, daß ihre Leute diesem näher und näher kommenden Feuer gegenüber, welches keinen Widerstand mehr aufkommen ließ, völlig entmuthigt gewesen wären und zuweilen sehnsüchtig auf ein Aufspringen und Anlaufen unsererseits gewartet hätten.

Der Grund für die Erfolge ist meiner Ansicht nach darin zu suchen, daß die Buren vor allen Dingen Deckung und gegenseitige Feuerunterstützung bei der Annäherung betonten und im letzten Stadium des Angriffes ihre Erfolge lediglich in der bestmöglichen Ausnutzung ihrer Feuerwaffe suchten. Sie beraubten dadurch den Vertheidiger seines Vortheils, ungestört auf wehrlose Menschenleiber schießen zu können, traten ihm unter annähernd gleichen Bedingungen gegenüber und erreichten die Ueberlegenheit durch bessere Einzelleistungen und vor Allem durch Vereinigung des Feuers von mehreren Seiten auf einen Punkt.

Man sieht also, daß auch weit bessere taktische Gliederung, verbunden mit Ueberzahl, wie sie die Engländer besaßen, nichts ausrichtet gegen die heutigen Waffen, wenn man diese Punkte nicht beachtet.

Andererseits aber errangen Truppen trotz Mangels jeder taktischen Form und Disziplin oft glänzende Erfolge auch gegen mehrfache Ueberzahl. Fast immer aber gelang es ihnen, sich an den Feind heranzuarbeiten, ohne besonders zu leiden. Und dies Letztere ist nach meiner Ansicht der springende Punkt in unserer heutigen Infanterietaktik. Die dabei verwendete Zeit ist allerdings bedeutend.

Ich meine daher, die Erfahrungen aus diesen Kämpfen kommen in erster Linie der Infanterie zu gute, schon deswegen, weil man gesehen hat, daß Fußvolk im Stande ist, unter Umständen ohne Unterstützung der Artillerie angriffsweise den Sieg zu erringen.

Ich bin somit zu folgenden Schlüssen gekommen:

Ueber Artilleriekämpfe, wie sie der Europäische Zukunftskrieg aufweisen wird, bieten die Südafrikanischen Gefechte nur unvollkommene Anhalts-

punkte. Die Zahl auf der einen Seite, Verfahren und Material auf der anderen waren zu minderwerthig.

Da es aber den Engländern bei drei- bis vierfacher Ueberzahl zuweilen schwer wurde oder überhaupt nicht gelang, ihren Gegner zum Schweigen zu bringen, und weil diese Fälle bei größerer Tapferkeit der Buren noch weit öfter hätten eintreten können, so glaube ich schließen zu dürfen, daß in einer Schlacht, wo die beiderseitigen Artillerien an Zahl ziemlich gleich sind, die unbedingte Artillerieüberlegenheit einer Partei selten eintreten wird.

Die Infanterie wird also auch in die Lage kommen, gegen feindliches Artillerie- und Infanteriefeuer und vielleicht mit nur mangelhafter Unterstützung der eigenen Artillerie vorgehen, angreifen und um den Sieg ringen zu müssen.

Ich glaube, daß sie dies häufig mit Erfolg thun kann, sogar auch wenn die eigene Artillerie im Nachtheil ist, und halte die Infanterie nicht für so abhängig von der Schwesterwaffe. Nur muß sie wohl ihre Fechtweise noch mehr, wie sie es häufig bisher im Frieden gethan hat, den modernen Feuerverhältnissen anpassen. Schießen und sich Decken von Anfang bis zu Ende sind für alle Waffen, in erster Linie aber für Infanterie, die Hauptsache. Alles Andere, auch Zeit und Raum müssen dagegen zurücktreten, wenn nicht höhere Rücksichten dies absolut ausschließen.

So wirksam das Schrapnel gegen freistehende Ziele ist, einem Vertheidiger hinter Deckungen wird man mit diesem Geschoß, auch wenn die gegnerische Artillerie ganz zum Schweigen gebracht ist, nur so viel anhaben können, daß man ihn niederhält und am Feuern behindert. Man kann sehr wohl der eigenen Infanterie auf diese Weise die Annäherung bis auf die Nahentfernungen außerordentlich erleichtern. Aber nur bis zu dem Moment, wo die beiderseitigen Feuerlinien sich so weit genähert haben, daß die Artillerie schweigen muß. Verluste braucht aber der Gegner, wenn er das Vertheidigungsverfahren der Buren nachahmt, bis dahin kaum erlitten zu haben, und die letzten 100 m und noch weniger genügen vollkommen, um einen mehrfach überlegenen Angreifer, welcher aufspringt und anläuft, lediglich durch Gewehrfeuer zu vernichten.

Die Infanterie muß also darauf gefaßt sein, sich die letzte Strecke gegen einen intakten Feind aus eigener Kraft zu erkämpfen, und die materiellen Vortheile sind dabei im Frontalgefecht eher auf der Seite des Vertheidigers als auf der des Angreifers.

Dieser letzte Kampf kann sich noch stundenlang hinziehen, und um ihn mit Erfolg durchführen zu können, bedarf es des Einsetzens bedeutender Infanteriekräfte.

Ein Angreifer, welcher schon vorher durch starke Verluste gelichtet und erschüttert ist, wird im Allgemeinen wenig Aussichten auf eine glückliche Durchführung haben.

Die Verluste drängen sich gewöhnlich in wenige Gefechtsmomente

zusammen, und deshalb leidet die davon betroffene Truppe moralisch besonders schwer.

Solche Momente sind in der Regel diejenigen, wo man größere Ziele bietet. Große Ziele werden schon auf mittleren Entfernungen gewöhnlich bedeutende Verluste erleiden, kleine dagegen auch auf nahen Entfernungen oft überraschend geringe.

Man kann stundenlang auf dem Bauche im Feuer liegen, ohne große Verluste zu haben; ein einziges Aufstehen aber kann der Truppe in einer Minute außerordentlich viel Blut kosten, so viel, daß dieselbe, wenn sie sich häufig oder längere Zeit derartigen Lagen aussetzt, in der Regel vernichtet sein wird, ehe sie selbst zur Wirkung gelangt, oder wenigstens schon vorher zu viel verloren haben wird, um später noch genügende Wirkung erzielen zu können.

Gegen Gewehrfeuer findet man gewöhnlich auch im freien Gelände durch Hinlegen genügende Deckung; gegen Schrapnelfeuer dagegen, wenn der Gegner die richtige Entfernung hat, weit weniger.

Allerdings fehlten über Letzteres genügende Anhaltspunkte, um einen Vergleich mit der Wirkung unserer Artillerielinien ohne Weiteres ziehen zu können; doch habe ich aus den unvollkommenen Beispielen der dortigen Gefechte den Eindruck gewonnen, daß ein Vorgehen im freien Gelände gegen Artillerie für Infanterie ebenso erfolglos ist wie gegen Schützen. Schon auf großen Entfernungen werden oft wenige hundert Meter, im Schrapnelfeuer zurückgelegt, genügen, um die Truppe zu decimiren oder ganz zum Halten zu bringen. Ich habe dies bei den Engländern ein paar Mal deutlich beobachten können. Es gehört aber dazu, daß die Entfernung richtig erkannt ist. Und deshalb ist die beste Deckung gegen Schrapnelfeuer, sich so lange wie möglich dem Auge des Feindes zu entziehen und ihn so im Unklaren zu erhalten.

Eine Verstärkung der vorderen Feuerlinie von rückwärts her wird, wo es nicht gedeckt geschehen kann, im wirksamen Feuerbereich, besonders des Gewehres, selten durchzuführen sein; denn diese Verstärkungen werden, solange der Gegner über Patronen verfügt, die Feuerlinie überhaupt nicht erreichen oder im Verhältniß zu ihrem Nutzen zu große Verluste erleiden, ähnliche meistens, als wenn sie von Anfang an in der Feuerlinie gewesen wären.

Der gefährlichste Ort auf einem Gefechtsfelde sind die letzten 200 bis 100 m hinter einer energisch beschossenen Truppe. Das Hineinkommen ist gewöhnlich schwerer als darin auszuharren, das Hineinlaufen meistens unmöglich. Natürlich ist freies Feld hierbei vorausgesetzt. Die Verluste in solchen Lagen treten in wenigen Momenten so massenhaft auf, daß die Uebrigbleibenden gewöhnlich auch moralisch ziemlich dahin sind.

Ein Vorreißen der Feuerlinie läßt sich von ihnen in der Regel nicht mehr erhoffen. Bekanntlich ist es für eine Truppe schwerer, in wenigen

Minuten 20 pCt. als am ganzen Tag 50 pCt. zu verlieren. Der moralische Effekt wird noch gesteigert durch das niederdrückende Gefühl, dem Gegner gegenüber absolut wehrlos zu sein. Denn eine anlaufende Truppe ist momentan immer wehrlos.

Rückwärtige Staffeln sind dies überhaupt, solange vorliegende eigene Truppen ihnen das Feuer verbieten. Wirklich zu wehren vermag Infanterie sich gegen einen gedeckt liegenden Vertheidiger erst dann, wenn sie mit Erfolg gegen die Kopfziele desselben feuern kann. Dies wird aber wohl erst auf 400 oder 300 m, frühestens 500 m eintreten. Vorher wird das Feuer in der Hauptsache nur den Erfolg haben, den Gegner zu beunruhigen und so sein Feuer abzuschwächen.

Aus diesem Grunde ist allerdings Angriffsfeuer von etwa 1000 bis 800 m an sehr empfehlenswerth, indem einzelne Abtheilungen oder Gruppen wechselseitig feuern und vorrücken. Doch darf man sich wohl selten so viel davon versprechen, um reine Frontangriffe über freies Feld auszuführen.

Im großen Ganzen wird unsere Infanterie im Rahmen ihrer jetzigen taktischen Form und Gefechtsgliederung wohl in der Art der Buren fechten müssen, vertheidigungs- und angriffsweise. Man kann den Feind nicht mehr aus seinen Stellungen herauswerfen, sondern nur herausschießen. Man braucht freilich hierzu weit mehr Zeit, aber es ist auch für gewöhnlich der einzige Weg zum Erfolg. Bei unseren weittragenden Feuerwaffen kann dies zu ebenso vernichtenden Resultaten führen, wie früher der Angriff mit der blanken Waffe. Der Angreifer muß dabei nach Möglichkeit bis zuletzt dieselben Ziele bieten wie der Vertheidiger und in den letzten Stadien seine Feuerwaffe ebenso ausnutzen wie jener.

Natürlich läßt sich das selten ganz, häufig nicht einmal annähernd erreichen. Das Uebergewicht des Vertheidigers muß dann ausgeglichen werden durch konzentrischen Angriff, d. h. konzentrische Feuervereinigung und bessere Schießleistung des Einzelnen.

Weite Ausdehnungen nach der Seite und Lücken in der Feuerlinie schaden auch beim Angriff nicht viel und um so weniger, je weiter man noch vom Feinde entfernt ist. Dünne Schützenlinien sind in der Regel trotzdem im Stande, den Durchbruch zu verhüten. Außerdem wird wohl meistens der Durchbruch für den Ausführenden verhängnißvoller werden wie für den Durchbrochenen, selbst wenn er gelingt. Die Einzelausführung wird naturgemäß noch mehr wie jetzt den Unterführern überlassen bleiben müssen. Aber im ernsthaften Infanteriefeuer wird die Leitung größerer Abtheilungen im freien Terrain doch ziemlich oder ganz zur Unmöglichkeit werden. Bald werden die einzelnen gedeckten Punkte voneinander durch unüberschreitbare Strecken geschieden sein. Die Feuerlinie wird sogar häufig bis auf diese Punkte ausbrennen, und die hier stehenden Feuergruppen werden doch auf sich selbst angewiesen sein.

Ist man aber auf solche Lagen nicht schon im Frieden eingeübt, so wird man sich auch im Ernstfall darin nicht gewandt benehmen.

Der Umstand aber, daß auch schwache Feuerlinien selbst von bedeutender Uebermacht frontal kaum zu durchbrechen sind, würde es in den meisten Fällen angezeigter erscheinen lassen, das Gefecht in der Front auf freiem Felde nur hinhaltend zu führen und den Ueberschuß an Kräften auf den Flügeln einzusetzen, wo konzentrische Feuerwirkung gewöhnlich allein im Stande sein wird, Erfolge zu erzielen. Nur dort, wo das Gelände die Annäherung begünstigt, wird man wohl dem Gegner so nahe auf den Leib rücken können, daß sich auch frontal durch Nahfeuer ein wirklicher Erfolg erringen läßt. An den übrigen Punkten wird man häufig erst die Wirkung der Umfassung abwarten müssen, ehe man näher kommt.

Ein Erzwingen des Erfolges würde hier meistens einer Kräftevergeudung gleichkommen und doch das Ergebniß zweifelhaft lassen.

Gerade die frontale Unangreifbarkeit dünner Linien kommt nach meiner Ansicht dem Angreifer ebenso gut zu statten wie dem Vertheidiger und befähigt ihn, auch gegen gleiche und überlegene Kräfte, die mehr zusammengehalten werden, Erfolge zu erringen. Nun lassen sich aber in einer Schützenlinie nicht mehr Schützen gleichzeitig verwenden, wie ohne gegenseitige Behinderung nebeneinander liegen können. Auch wird diese Feuerlinie noch durch manche Lücke unterbrochen sein; ferner werden im ernsthaften Feuergefecht auf freiem Gelände rückwärtige Unterstützungen doch nur noch einen bedingten Werth haben. Deshalb glaube ich, werden wir den einzelnen Formationen und Heereskörpern, wenigstens solange sie vollzählig sind, mehr Breitenausdehnung und dafür weniger Tiefengliederung geben müssen, als wir es bisher gewohnt sind.

Je näher man dem Gegner kommt und je vollständiger die Umfassung wird, desto wehrloser wird er in seiner centralen Stellung werden.

Bei den meilenlangen Schlachtfronten des Zukunftskrieges wird sich das konzentrische Feuer selbstverständlich anfangs nicht annähernd so fühlbar machen, wie z. B. auf dem kleinen Plateau des Spionskop. An den Flügeln aber oder dort, wo die Defensivflanken ansetzen, müssen sich in der Regel Punkte ergeben, die von mehreren Seiten zu fassen sind, und an diesen sind wohl die Anfangserfolge zu erstreben. Letztere sind in der Regel die schwersten und ziehen bei unseren heutigen Waffen den Zusammenbruch der ganzen Schlachtlinie zuweilen schnell nach sich, wenn man nach Südafrikanischen Verhältnissen urtheilen darf.

Ich möchte dazu bemerken, daß dies auch für Englische Aufstellung mit Reserven gilt, und ferner, daß die Frontausdehnungen in Südafrika häufig 25 bis 30 ja 45 km betrugen und insofern wohl einen Vergleich mit Europäischen Verhältnissen aushalten können.

In den meisten Fällen wird man den Feind, wenn auch nur mit

dünnem Ringe, auf einem oder mehreren Punkten umspannen und diesen Ring allmählich enger ziehen müssen.

Dies Letztere ist in der Hauptsache Aufgabe der Infanterie.

Für Artillerie lehrt der Feldzug in dieser Beziehung wohl nur Folgendes: Sie muß den Angriff durch Feuer begleiten, darf aber nicht ungedeckt in das feindliche Infanteriefeuer hineinfahren. Für sie gilt in noch erhöhtem Maße das, was oben für Infanterie gesagt wurde; sie wird leicht dabei vernichtet werden, ehe sie zur Wirkung kommt. Ist Deckung vorhanden, so liegt die Sache allerdings anders.

Die Englische Artillerie ist mehrere Male in solchen Lagen überhaupt nicht zum Schießen gekommen oder hat nur zwei bis drei Schuß abgegeben.

Wenn wir den Gegner nicht völlig durch Artillerie niederhalten können, so denke ich mir das Vorgehen der Infanterie ungefähr folgendermaßen und zwar ziemlich übereinstimmend mit dem Sinn unserer Vorschriften:

Der Infanterieangriff kann nur dort angesetzt werden, wo das Gelände ihn einigermaßen verdeckt. Wo das nicht der Fall ist, wird man wohl die Nacht abwarten müssen. Bei Tage wird es sich anfangs nur um Deckung handeln, wenn auch nur gegen Sicht, um den Gegner möglichst lange im Unklaren zu erhalten. Die seitliche Ausdehnung der einzelnen Angriffsgruppen darf sich daher nicht über die Breite der vorliegenden Deckung erstrecken; lieber mehrere Linien hintereinander. Die vordersten Abtheilungen werden wohl meistens von Abschnitt zu Abschnitt Stützpunkte im Vorgelände festlegen müssen, unter deren Schutz die anderen folgen können. Im Uebrigen, besonders im feindlichen Feuer und über freie Strecken, kann nach meiner Ansicht die Fortbewegung nur nach Burenart kriechend und in kleinen Gruppen springend erfolgen. Ein Sprung in größeren Abtheilungen ist wohl nur dort ausführbar, wo es sich um kurzes Auftauchen und Verschwinden handelt. Natürlich wird sich so jede Kompagnie, sogar jeder Zug in verschieden weit vorgedrungene kriechende und springende Gruppen auflösen. Die Thätigkeit der Zug- und Kompagnieführer wird sich im wirksamen Feuerbereich in der Hauptsache darauf beschränken, im Schutz der Deckungen ihre Leute wieder zu sammeln, zu ordnen und Direktiven für den nächsten Abschnitt zu geben. An die Selbstthätigkeit der Gruppenführer und späterhin auch einzelner Leute werden erhöhte Ansprüche gestellt werden müssen, und ohne sorgfältige Friedensvorbereitung werden sie denselben wohl kaum ohne Weiteres genügen können.

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß mir gerade die Ausführbarkeit dieses Punktes abgestritten werden wird.

Ich selbst würde dieses auch vor zwei Jahren noch bezweifelt haben; ich habe aber gesehen, wie sich Deutsche, die vor unseren Leuten nichts voraus hatten, in die Methode ebenso gut hineinfanden wie die Buren und daß ihr Offensivgeist darunter nicht litt, jedenfalls länger vorhielt, wie der der Engländer bei ihrer Methode. Ich habe auch selbst mehrfach Kom-

mandos bei solchen Gelegenheiten geführt und kann nicht glauben, daß unsere Unteroffiziere und die besseren Elemente der Mannschaften es jenen Abenteurern, geschweige denn ein Infanterieoffizier einem Nichtinfanteristen nicht zuvorthun sollte.

Angriffsfeuer über 1000 m hat wohl wenig Werth. Und wo man schon auf größeren Entfernungen nicht mehr ohne dasselbe vorwärts zu kommen vermag, wird man es sehr bald überhaupt nicht mehr können. Von hier aber oder von 800 m an erleichtert ununterbrochenes Feuer das Vorrücken sehr, besonders, wenn weiter vorgeschobene, gedeckt liegende Abtheilungen dadurch die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Solche vorgeschobenen Feuergruppen würde ich, eventuell allmählich, so stark machen, wie es die Ausdehnung der betreffenden Deckung erlaubt. Sie werden häufig mit Erfolg vom Spaten Gebrauch machen können, denn sie werden oft lange in ihren Stellungen auszuharren haben. Ehe sie jedoch nicht genügend stark und vorbereitet sind, sollten sie möglichst die Aufmerksamkeit des Gegners nicht auf sich lenken. Vielleicht sind sogar die Tornister als Kopfschutz gegen Schrapnelschuß zu verwenden; wenigstens thaten zusammengerollte Wolldecken in Südafrika in dieser Beziehung gute Dienste.

Auf den übrigen Punkten wird das Vorrücken ebenfalls wohl unter fortwährender gegenseitiger Feuerunterstützung nach Burenart ausgeführt werden müssen.

Sobald die letzte Deckung erreicht ist, oder auf freiem Gelände schon von 800 bis 600 m an, muß jedes Gewehr in vorderster Linie eingesetzt werden. Verstärken kann man die Feuerlinie von jetzt ab meistens erst wieder nach Dunkelwerden. Geringeres seitliches Ausdehnen der Schützenlinien auf der Grundlinie aus den Deckungen heraus kostete in der Regel weniger wie frontale Annäherung über bestrichene Flächen.

Auch die letzte Periode des Angriffs, wo man mit Erfolg das Feuergefecht aufnehmen kann, ist in der Art durchzukämpfen, daß ein Mann oder mehrere wechselseitig vorkriechen und schießen. Gerade hier ist die größte Vorsicht bis zuletzt geboten, weil die Feuerwirkung auf diesen Entfernungen auch auf knieende Leute eine geradezu verheerende ist. Eine einzige Unvorsichtigkeit kann hier Alles verderben.

In den wenigsten Fällen wird es gelingen, die eigene Feuerwirkung zu erkennen und die Größe der Verluste eines liegenden Gegners zu beurtheilen. Das Schweigen oder Schwächerwerden des feindlichen Feuers allein giebt nur einen trügerischen Anhalt, und ein Irrthum rächt sich gewöhnlich mit Vernichtung. Eine Truppe, die hier einmal den Anlauf angesetzt hat, wird kaum rechtzeitig wieder zum Niederwerfen kommen. Ein letzter Anlauf ist deshalb, streng genommen, wohl nur dann am Platze, wenn ich wirklich gesehen habe, daß der Vertheidiger geflohen ist. Ich halte es daher für sehr gefährlich, unsere Friedensübungen, der mangelnden Zeit

zu Liebe, unkriegsmäßig zu gestalten und sich darauf zu verlassen, daß sich im Ernstfalle Alles von selbst ergeben werde.

Die Engländer haben in dem Kriege genau so gehandelt, wie sie es im Frieden geübt hatten; die Russen thaten dasselbe bei Plewna und wir in der ersten Hälfte des Französischen Feldzuges ebenfalls. Rückschläge aber, wie bei Wörth und Gravelotte, können doch auch wohl schlimmere Folgen haben wie dort, wenn wir nicht über eine derartig überlegene Artillerie verfügen wie 1870/71.

Den letzten Theil meiner Betrachtungen möchte ich nun der Kavallerie zuwenden.

Bekanntlich waren die Leistungen der Englischen Kavallerie, was die Kampfleistungen und Aufklärung anbetrifft, sehr geringe und bieten wohl kaum etwas Interessantes.

Ihre Versuche, im Gefechte mit der blanken Waffe zu attackiren, scheiterten fast alle.

Nur eine gelungene Attacke habe ich beobachtet.

Es war dies im Gefechte von Donkerhoek oder, wie es die Engländer nennen, Eerste Fabriken.

Eine dünne, weit ausgedehnte Schützenlinie der Buren wurde überraschend in der Flanke gefaßt und aufgerollt.

Die Fechtweise der Infanterie mit verhältnißmäßig wenig Reserven, wie sie von mir oben vorgeschlagen wurde, bietet ja gewiß der Kavallerie, namentlich in den letzten Stadien des Kampfes, für solche Flankenstöße größere Chancen. Doch liegen die Angriffspunkte wohl hauptsächlich auf den Flügeln, und wenn man hier Reserven seitwärts rückwärts zurückhält, o würde man der Gefahr wohl ausreichend begegnen können.

Auf der Burenseite focht Alles als berittene Infanterie, und diese Fechtweise bietet vielleicht einiges Erwähnenswerthe.

Daß man bei uns die Kavallerie nicht zur vertheidigungsweisen oder offensiven Durchführung ganzer Schlachten, gleich der Infanterie, gebrauchen kann, wie es ja dort geschah, ist klar, aber in einigen Phasen des Gefechts ann sie, nach meiner Ansicht, in abgesessenem Zustande viel leisten. Es sind dies vorzüglich die Avantgarden- und Arrieregardengefechte und Verfolgungen. In den ersten beiden Fällen kommt es lediglich auf Zeitgewinn und späteres rechtzeitiges Verschwinden an.

Bei Avantgardengefechten wird eine einzige noch so dünne Schützenlinie dem Gegner in der Regel außerordentlichen Aufenthalt bereiten, wenn Jener nicht sehen kann, was hinter diesen Schützen steckt. Das wird er aber gewöhnlich nicht können, solange er sie nicht seitlich überflügelt. Es kommt deshalb in solcher Situation gewöhnlich in erster Linie auf die Besetzung einer großen Strecke, wodurch die seitliche Umgehung erschwert wird, in zweiter erst auf die Stärke der Besetzung an.

Weite Lücken zwischen schwachen, einzelnen Schützengruppen schaden auch in diesem Falle nichts.

Frontal wird der Gegner in der Regel trotzdem zögernd dagegen vorgehen. Denn bei der Unsichtbarkeit der Schüsse und dem Schnellfeuer des Mehrladers wird er gewöhnlich die Zahl der Kavalleristen weit überschätzen.

Geht der Feind aber zum schnellen Frontalangriff über, so wird er meistens diesen Versuch und auch den Erfolg unverhältnißmäßig theuer bezahlen. Die Englischen Frontalangriffe bei Belmont und Graspan z. B. waren lediglich solche Situationen.

Wenige Burenschützen, auf 5 bis 6 km vertheilt, haben so den Englischen Kavalleriedivisionen oft langwierigen Aufenthalt bereitet.

Die Hauptbedingungen sind nur, daß die Schwäche des Detachements sich nicht ohne Weiteres übersehen läßt, daß die Umgehung Schwierigkeiten macht und daß die Pferde nicht allzuweit hinter den Schützen stehen.

100 bis 200 m ist aber noch nicht zu weit.

Der Rückzug erfolgt natürlich in völlig aufgelöster Ordnung.

Aehnlich ist die Lage in einem Arrieregardengefechte.

Nur handelt es sich hier gewöhnlich um ernsteren Widerstand, und muß deshalb die Schützenlinie wohl eine weit dichtere sein.

Weil man aber in solcher Lage in der Regel länger liegen bleiben muß wie im Avantgardengefechte, so ist auch beim Rückzuge die Lage der Infanterie gewöhnlich eine sehr schwierige. Denn die Schnelligkeit des Rückzuges der Arrieregarde richtet sich nach der Marschgeschwindigkeit der Infanterie, die Schnelligkeit des feindlichen Nachrückens aber nach der Marschgeschwindigkeit seiner Artillerie.

Man läuft deshalb leicht Gefahr, auf dem Rückzuge so gefaßt zu werden, daß man nicht mehr im Stande ist, noch einmal Stellung zu nehmen. Oder man muß seine Artillerie opfern, um der Infanterie Vorsprung zu schaffen.

Abgesessene Kavalleristen sind dagegen weit eher befähigt, derartige Gefahren zu vermeiden.

Es gehört allerdings dazu, daß sie im Gebrauche der Schußwaffe und der Geländebenutzung einige Fähigkeit besitzen.

Auf ihren Kopjes ließen die Buren die Englischen Schützen auf 400, ja sogar 300 m heran und entkamen fast immer ohne größere Verluste. Die Pferde standen dabei in der Regel 100 bis 150 m rückwärts am Fuße der Hügel.

So günstige Geländeformationen wie die Kopjes bieten ja unsere Gegenden sehr selten, aber ich habe Holzungen und Gebäude dieselben Dienste thun sehen. Und diese sind bei uns weit zahlreicher wie dort.

Was die Verfolgung durch Kavallerie anbetrifft, so möchte ich die Buren auch hier in gewisser Weise als Muster anführen. Sie begleiteten einen weichenden Gegner seitwärts zu Pferde, saßen an günstigen Stellen ab und

überschütteten ihn mit Feuer, griffen ihn aber nicht an. Der Erfolg war meistens, daß die Engländer so demoralisirt wurden, wie sie es durch eine Attacke kaum besser hätten werden können. Dabei erlitten sie jedesmal bedeutende Verluste, die Buren hingegen keine.

Die Versuche Englischer Kavallerie dagegen, durch die Attacke in die Verfolgung einzugreifen, sind, so viel ich weiß, jedesmal gescheitert und oft an einer Handvoll Leute und wenigen Patronen, wie z. B. bei Machadodorp, wo nur einige Dutzend Deutsche und Buren, die sich fast verschossen hatten, größere Kavalleriemassen abwiesen.

Ueber das Gefecht von Kavallerie gegeneinander bietet der Krieg nur insofern Beispiele, als die Buren mehrfach Englische Kavallerie in der Art bekämpften, daß sie absaßen und feuerten. Die Pferde standen dann gewöhnlich unmittelbar hinter den Schützen.

Man hat diese Methode nicht allein befolgt, um Angriffe auf freiem Felde abzuwehren, sondern ritt auch selbst bis auf 500 bis 600 m an die Engländer heran, saß ab und feuerte. So viel ich weiß, hat die Englische Kavallerie nichts gegen das Feuer vermocht; doch möchte ich diese Episoden bei der Minderwerthigkeit der Englischen Kavallerie nicht ohne Weiteres zum Vergleiche heranziehen.

Der letzte, mir noch erwähnenswerth scheinende Punkt betrifft das Patrouillenreiten, also doch zweifellos die häufigste und gefährlichste Thätigkeit des Kavalleristen im Felde, und ich möchte glauben, daß der Kavallerist meistens nicht erkunden kann, was in einem Gehöfte, Dorf oder Busch steckt, wenn er zu Pferde bleibt.

Es ist mit dem Mehrlader ein Leichtes für zwei bis drei Mann, die irgendwo versteckt liegen, die zehnfache Anzahl Berittener dicht heranzulassen und so zusammenzuschießen, daß der Rest in wilder Flucht das Weite sucht, ohne etwas gesehen zu haben.

Auch wenn sich die Patrouillen vor solchen Erkundungsobjekten in weite Linien auflösen, so bietet doch der einzelne Reiter ein so bedeutendes Ziel, daß jede solche Erkundung, auch wenn sie gelingt, in der Regel mit zu großen Opfern erkauft sein wird.

Abgesehen davon, lassen sich derartige Manöver zu Pferde schon des Geländes wegen oft nur unvollkommen ausführen, wenigstens wenn man mit Durchschnittsleistungen der Reiter rechnen will.

Um sich wirklich solchen Objekten nähern und sehen zu können, was sich darin befindet, muß die Patrouille absitzen und sich anschleichen und zwar am besten von mehreren Seiten.

Noch mehr kommt dies natürlich zur Anwendung, wenn man genöthigt ist, solch einen Punkt in seinen Besitz zu bringen, und dies wird häufig der Fall sein, wenn man darüber hinaus noch vorwärts will.

Auch die Kopfzahl der Patrouillen erscheint mir sehr wichtig für ihre Fähigkeit, solche Lagen zu überwinden.

Um ein derartiges Anschleichen von mehreren Seiten mit Erfolg durchzuführen, muß jeder Theil mindestens vier bis fünf Karabiner stark sein. Sonst wird er meist nicht im Stande sein, den Verlust von einem oder ein paar Mann zu ertragen. Dazu kommen dann noch Pferdehalter und ein paar Karabiner zu deren Schutz.

Aus diesen Gründen, meine ich, müßte man Patrouillen, die wirklich weit vorwärts und den Schleier der feindlichen Vorposten und Patrouillen durchdringen sollen, nicht unter 15 Mann stark machen. Besser aber noch, wie die Buren es thaten, 25 bis 30 Mann. Wenige starke Patrouillen sehen häufig mehr wie viele schwache. Will der Führer mit wenigen Leuten allein vorwärts, so kann er das immer noch thun und den Rest eventuell im Versteck zurücklassen.

Die Englischen Patrouillen, die weiter ins Vorgelände gingen, waren in der Regel fünf bis sieben Mann stark. Diese geringe Kopfzahl und die Gewohnheit, immer zu Pferde zu bleiben, ließ sie stets an dem geringsten Widerstande völlig entgleisen. Sie wurden häufig auf kürzeste Entfernung von zwei bis drei Mann oder einem Einzelnen sogar völlig aufgerieben oder mit starkem Verluste zurückgejagt, ohne mehr melden zu können, als: sie hätten Feuer gekriegt.

Damit ist aber gewöhnlich wenig genützt. Die Folge war die Ungewißheit, in der sich die Englischen Führer von Anfang bis zum Ende befunden haben, und die weitere Folge die mannigfachen Ueberraschungen, die sie im Gefechte erlebten.

Eine wesentliche Hauptsache für einen Patrouillenritt sind gute Gläser. Sie sind hier sogar nach meinem Dafürhalten ebenso wichtig wie bei der Artillerie.

Man sollte meinen, die Aufklärung auf Burenseite hätte vorzüglich sein müssen; doch war dies durchaus nicht der Fall.

So gut die Buren im Verschleiern ihrer Bewegungen auch waren, die Aufklärung nach dem Feinde zu durch Patrouillen war meistens gleich Null, obgleich die Verhältnisse so günstig wie möglich lagen.

Der Grund lag in dem geringen Wagemuthe der Buren, der sich, wie überall, so auch hier zeigte.

Patrouillenreiten stellt nach meiner Erfahrung an Selbstüberwindung und Schneid meistens höhere Anforderungen wie jede andere Lage, gerade weil die Gelegenheit, sich zu schonen, so günstig ist, und weil die Vordersten auf jede Deckung wehrlos, wie auf ihr offenes Grab, losgehen müssen.

Die Fähigkeiten hierzu gehen den Buren ab. Der Mangel in dieser Beziehung machte sich so fühlbar, daß die Burengenerale im Verlaufe des Krieges die Aufklärung oft in die Hände der Ausländer legten.

Obgleich uns die Lokalkenntniß der Buren, ihr Orientirungssinn und auch vielfach ihre Geschicklichkeit abging, brachten wir doch bessere Meldungen wie jene.

Man sieht also, daß auch hier die moralischen Eigenschaften wieder den Ausschlag geben.

Ich habe mit einer kleinen Truppe von etwa 25 Mann ungefähr sechs Wochen lang in erster Linie die Aufklärung für die östlich Pretoria stehenden Heerestheile des Generals Botha besorgt und mich während dieser Zeit zum großen Theile dicht an und zwischen den Englischen Truppentheilen bewegt.

Was nächtliche Patrouillengänge anlangt, so thut man oft besser, eine größere Patrouille vorwärts an versteckter Stelle unterzubringen und von dieser aus kleinere Patrouillengänge anzuordnen, als jedesmal die einzelnen Patrouillen von hinten her vor- und wieder dahin zurückreiten zu lassen.

In einem kleinen Busche oder auch kleinen Gehöfte von zwei bis drei Gebäuden wird man bei Nacht fast immer sicher sein, falls dem Feinde nicht genaue Kenntniß zugegangen ist. Sonst greift ein Gegner in der Dunkelheit selten etwas Ungewisses an, wenn er von dort Feuer erhält.

Die Pferdekräfte sind aber ein zu kostbares Gut, um sie nicht in jeder denkbaren Weise zu schonen. Es wäre daher eine Zäumung, die mit einem Griffe das Aus- und Einhängen des Gebisses erlaubt — die Engländer hatten Derartiges — recht erstrebenswerth.

Zu diesen Gefechten zu Fuß bedürfte der Kavallerist allerdings einer größeren Anzahl Patronen, am besten wohl in Patronenbändern untergebracht, von denen wir Alle zwei bis vier ohne Beschwerde trugen.

Wir Alle sind ferner Tag für Tag mit dem Mausergewehr über dem Rücken geritten, ohne Beschwerden zu verspüren.

Die Waffe muß sich nur mit dem Patronenbande kreuzen und der Knopf nicht gerade nach innen zeigen. Die Handhabung ist bei dieser Trageweise sehr bequem.

Auch die Artillerie war so bewaffnet, und mir sind nachtheilige Folgen dieserhalb nicht aufgefallen.

Für Offiziere dagegen möchte ich die Mauserpistole oder etwas Derartiges empfehlen.

Zum Schlusse bitte ich um Entschuldigung, wenn viele meiner Ansichten mit allzu großer Bestimmtheit ausgesprochen erscheinen.

Es liegt diese Ausdrucksweise nicht in meiner Absicht, aber ich weiß keine andere dafür zu finden, ohne Unklarheiten hervorzurufen. **G.**

Berichtigung zu Heft 6/7: Seite 357, Zeile 21 von oben lies statt Centralbatterien: Contrebatterien.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.



Vier Vorträge aus dem Gebiete des Militärsanitätswesens für Offiziere

von

Dr. Otto Neumann,
Oberstabs- und Regimentsarzt des Pommerschen Füsilierregiments Nr. 34.

Vorbemerkung des Verfassers.

Die Vorträge, die bei verschiedenen Truppentheilen gehalten worden sind, entstanden aus dem Bedürfniß, das Wirken der Sanitätsoffiziere bei der Truppe dem Verständniß der Führer, der Offiziere, näher zu bringen und auf die gemeinsame Arbeit von Truppenarzt und Offizier an der Truppe hinzuweisen.

Sie vertreten in erster Linie ein praktisches Interesse, sie zeigen aber auch die Verwerthung der wissenschaftlichen Errungenschaften der Heilkunde bei der Armee und im Truppendienste.

Die geschichtliche Entwickelung ist berücksichtigt; mit Literaturangaben stehe ich auf Wunsch zur Verfügung.

I. Entwickelung des Militärgesundheitswesens.

Die Anfänge eines Militärgesundheitswesens bei den vaterländischen Truppen findet sich erst mit der Schaffung stehender Heere. Wenn auch eine Reihe spezieller, für die Truppe berechneter hygienischer Vorschriften vor dieser Zeit in Geltung war, so konnte von einer Durchführung sanitärer Maßregeln doch erst die Rede sein, als dem stehenden Heere ein ständiges und eigenes Sanitätspersonal zur Verfügung stand. Die erste ärztliche Pflegeschule für die Ausbildung der Feldärzte, das chirurgische Kollegium, fiel zeitlich mit der Schaffung des Kantonsystems zusammen. Für Friedrich Wilhelm I. wuchs der Werth seiner Soldaten mit ihrer Gesundheit. Der Blick Friedrichs II. verkannte nicht, daß es nicht auf „die Rezepte ankomme“, sondern auf alle Anstalten, die zur Pflege des Soldaten eingerichtet sind.

Allein alle Bemühungen, das Heer vor Seuchen zu bewahren, waren nicht ausreichend; einmal war die Zahl der Aerzte zu klein, die Bildung der Feldscheerer mangelhaft, andererseits war die Kenntniß von der Entstehung und Verhütung der ansteckenden Krankheiten noch unentwickelt.

Ruhr, Typhus, Pocken, Hospitalbrand wütheten im Kriege, die Krätze im Frieden. Leibniz nannte die Lazarethe Pesthöhlen und Schmutzorte der Ansteckung. Unter Krätze verstand man damals eine Reihe von Hautkrankheiten, die wir heute voneinander scheiden können; mangelhafte Verpflegung, unsaubere Wohnung, Fehlen der Hautpflege und Reinlichkeit ließen das Bestehen zahlreicher Krankheiten im Frieden aufkommen. Soweit Kasernen vorhanden, schliefen zwei Mann in einem Bett; in der Literatur finde ich das Verbot zweischläferiger Betten erst 1857. Den Regiments- und Bataillonschirurgen wird freilich zur Pflicht gemacht, auf Alles, was der Gesundheit der Truppen nachtheilig sein könnte, Acht zu haben, sie sollen die Quartiere visitiren und nachsehen, ob Reinlichkeit bestehe, die Leute sich auch reinlich halten, im Gegentheil den Vorgesetzten Anzeige machen.

Die Gründung der Pepinière, des nachmaligen Friedrich Wilhelms-Institutes, der jetzigen Kaiser Wilhelms-Akademie, am 2. August 1795 durch Goercke diente der Armee durch Schaffung und Schulung eines Sanitätspersonals, das ihr entsprossen war, ihr angehörte und dauernd verblieb. Die Schöpfung des Volksheeres und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verfehlten ihren Einfluß auf die Gestaltung der Militärgesundheitspflege nicht.

Die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 22. Juni 1829 sagt: „Bei der ganz veränderten Militärorganisation, wonach die Blüthe der Nation, die Söhne aller Stände in einem sehr jugendlichen Alter die Militärpflicht ableisten müssen, ist es unumgänglich nöthig, daß der Ausbildung des militärärztlichen Personals die größte Berücksichtigung gewidmet wird."

Wissenschaft und Humanität zeichneten den Entwickelungsgang vor. Das Wort Friedrich Wilhelms IV.: „So gut wie möglich, nicht so billig wie möglich solle der kranke Soldat verpflegt werden", erhob, wie der Generalarzt Löffler, einer der großen Reformatoren des Militärsanitätswesens, sagt, die ökonomische Frage zu einer humanen. Wenn der Soldat Leben und Gesundheit dem Arzt anvertrauen muß, an den er gewiesen ist, so sollten nach der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 12. Februar 1852 fortan nur Aerzte von vollkommener wissenschaftlicher und praktischer Durchbildung in der Armee angestellt werden.

Damit konnte auch die Leitung des Lazarethwesens im Kriege und Frieden in die Hände des heilkundigen Dienstelementes — des Arztes — gelegt werden.

Mit dem Augenblicke, wo der Grundsatz Geltung fand, daß Militärarzt nur derjenige sein könne, der ein wissenschaftlich und praktisch durchgebildeter Fachmann war, kam das Militärsanitätswesen in neue Bahnen. Dem 1832 geschaffenen Institute der Lazarethgehülfen wurde durch die 1852 eingeführten militärischen Krankenwärter ein Theil des Lazarethdienstes abgenommen und jene so für den Truppendienst fähiger gemacht; die Schaffung der Krankenträger datirt seit 1854.

Die allgemeine Ausbildung der Militärärzte fand nicht mehr in einer Dressur ungebildeter oder herangebildeter Chirurgengehülfen, sondern auf der breiten Basis ärztlicher allgemeiner Bildung statt; nicht eine handwerksmäßige Ausübung chirurgischer Verrichtungen, sondern die umfassende Grundlage einer Militärmedizin, d. h. der Anwendung wissenschaftlicher Grundsätze auf die Verhältnisse der Armee, war maßgebend geworden; hier liegt der Anfang der Militärmedizin als Sonderwissenschaft.

Unter den ansteckenden Krankheiten der damaligen Zeit spielten Syphilis, Pocken und die Aegyptische Augenentzündung eine große Rolle. Die Behandlung syphilitisch erkrankter Unteroffiziere und Gemeiner durch Civilärzte war schon seit 1834 verboten, aus demselben Jahre datirt die bei der Preußischen Armee gegen die Pockengefahr eingeführte Zwangsimpfung. Die Aegyptische Augenkrankheit — Granulose — führte noch 1816 535 Erblindungen herbei, von denen 269 gänzliche waren. Eine Reihe sanitärer Maßnahmen richtete sich gegen diese Erkrankung. Die Cholera oder richtiger gesagt, die Furcht vor der Cholera, war die Veranlassung zu sanitären Reformen, wie sie wohl unter anderen Umständen nicht so schnell eingetreten wären. Abgesehen von der großen Reihe behördlicher Verfügungen im Civil- und Militärmedizinalwesen — eine enge Verbindung, wie sie ja heute noch in segensreichem Maße besteht — gab die Cholera Anlaß zur Bildung von Schutzkommissionen, aus Aerzten und Offizieren bestehend, deren Wirksamkeit sich auf Erhaltung der Salubrität der Wohnungen, der Kasernen, der Wahl und Bereitung der Speisen, Schonung der Mannschaften im Dienste u. s. w. bezog. Das heute noch in Geltung befindliche Preußische Regulativ gegen ansteckende Krankheiten faßte die damalige wissenschaftliche Anschauung zusammen.

Kriegsministerielle Bestimmungen gaben Ergänzungen zum Regulativ, die sich auf das diätetische Verhalten, auf Reinlichkeit, Lebensweise und Dienst bezogen. — Rettungsapparate für Schwimmanstalten bestanden seit 1852.

Die Erfahrung der Kriege fand ihren Ausdruck in der Herausgabe von Vorschriften über den Dienst der Krankenpflege im Felde; ein Friedenslazarethreglement von 1852 regelte die Lazarethgesundheitspflege. Um den Mangel an Hülfsärzten auszugleichen, wurden Civilärzte als einjährig-freiwillige Aerzte angestellt und ihnen der Uebertritt in den aktiven Dienst anheimgestellt.

Der Grundsatz, „daß für den blutenden Soldaten nirgends zu viel geschieht“, fand seine Würdigung in der Verbesserung des Arzneiverpflegungswesens und in der steten Fürsorge für das Wohl des Heeres in allgemeiner und gesundheitlicher Beziehung. Die Verbesserung der Naturalverpflegung im Anfange des sechsten Jahrzehntes des vergangenen Jahrhunderts, die Fortschritte im Garnisonverwaltungs- und Bauwesen sind als unmittelbare Errungenschaften auch in gesundheitlicher Beziehung zu betrachten.

So ist, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in den Vorschriften über Kasernen, Arrestlokale, Lagerung, eine Reihe wichtigster hygienischer Gesichtspunkte enthalten. Erhöhung des Luftraumes für den einzelnen Kasernirten, Lüftung der Kasernenstuben, Fürsorge für die Brunnen, für die Abtritte, für die Beseitigung der Abfallstoffe, gaben Anlaß zu Verbesserungen und zur Hebung der Gesundheit. Schon aus jener Zeit rührt das Verbot des Putzens in dem Wohnraume her; auch der Einrichtung von Badeanstalten in Kasernen wird schon 1843 gedacht.

Berichte über Erkrankungen im Arreste führten zu Reformen; für Lagerplätze und Zeltlager ergingen eingehende Bestimmungen hygienischer Fürsorge.

Der Einfluß des Militärarztes auf die gesundheitlichen Verhältnisse seiner Truppe wurde durch eine Bestimmung vom 8. Januar 1862 neu geregelt. Er soll unablässig seine Stimme erheben und bemüht sein, seinen Meinungen, Vorstellungen und Anträgen Geltung zu verschaffen, ohne sich durch die entgegenstehenden Schwierigkeiten abschrecken zu lassen.

Eine Reihe wichtiger sanitätspolizeilicher Verfügungen gab für Einzelfälle weitgehende Erläuterungen.

Die Einheitlichkeit in der Leitung des Militärsanitätswesens wurde gewährleistet in der Schaffung der Militär-Medizinalabtheilung des Kriegsministeriums, der jetzigen Medizinalabtheilung. Ihre wichtigste Pflicht war die Wahrnehmung der Militärhygiene, die Sanitätspolizei und Sanitätsstatistik der Armee, die Versorgung derselben mit Sanitätsmaterial sowie das gesammte Friedens- und Feldlazarethwesen.

Nachdem der Militärarzt aus seiner Beamtenstellung eine Person des Soldatenstandes und Sanitätsoffizier geworden und die Ableistung des Dienstes mit der Waffe eingeführt war, hoben sich Ansehen und Stellung des Sanitätsoffizierkorps, welches in Bezug auf Rechte und Pflichten neben dem Offizierkorps der Armee nunmehr gleichberechtigt stand. Auf den Grundpfeilern der Humanität und Wissenschaft baute sich der Grundsatz auf, daß Wartung und Pflege des kranken Soldaten und Fürsorge für den gesunden Soldaten in die Hand des kameradschaftlichen Sanitätspersonals gelegt wurde — eine Ehre für dieses, eine Wohlthat für den Soldaten, wie Löffler sagt.

Alle diese Momente trugen dazu bei, den wohlthätigen Einfluß einer zielbewußten, gesundheitlichen Fürsorge der Armee dienstbar zu machen. Die Einführung von Chefärzten in den Friedenslazarethen (1872) ließ eine hygienische Verbesserung dieser Anstalten erfolgen, zahlreiche Umbauten und Neubauten solcher Lazarethe nach hygienischen Grundsätzen ließen eine Besserung der Verhältnisse erhoffen. Die Hygiene als Wissenschaft wirkte in erster Reihe befruchtend auf die Einrichtungen der Armee.

Die Versorgung mit einwandfreiem Wasser, die Erbauung der militärischen Anstalten, vor Allem der Kasernen, auf gesundem Boden, in guter

Luft, fern von den Einflüssen der Stadt; die Hygiene der Ernährung, der Kleidung, des Dienstes, die Verbesserungen in der Krankenpflege selbst führten zu Errungenschaften, die sich sehr bald in einer Herabsetzung der Erkrankungsziffer kundgaben.

Die Kriegs-Sanitätsordnung vom Jahre 1878 gab in ihrem zweiten Theile „Gesundheitsdienst im Felde" werthvolle Hinweise, wie sie auch für den Frieden Geltung haben konnten.

Die Lehren hygienischer Forscher wie Pettenkofer, Pasteur, Koch, die große Anzahl von Militärärzten, welche sich mit Hygiene beschäftigen und jetzt eine Reihe von Lehrstühlen der Universitäten zieren — ich erinnere an Behring, Gaffky, Löffler, Gärtner, Jäger, Schumburg u. A. m. —, wirkten befruchtend auf die Militärhygiene, wie sie als selbständige wissenschaftliche Disziplin zur Geltung kam.

Je mehr die Bedeutung der Gesundheitspflege für das Heer allseitig erkannt wurde, desto größer wurde auch die Ausbildung, die dem Sanitätspersonal in hygienischer Beziehung gegeben wurde, und desto größer war die Bereitstellung der Mittel, um der Armee die großen Errungenschaften moderner Hygiene zuzuführen. Die Abnahme der Dauer und der Schwere der Infektionskrankheiten, Charakterisirung derselben als vermeidbare Krankheiten, ist der Erfolg dieser Bemühungen, der sich aus zweifelsfreien Zahlen erweist.

Die Ueberzeugung, daß nur eine gesunde Armee befähigt ist, den Feind zu schlagen und das Vaterland zu schützen, daß die Armee nicht nur eine Schule der Erziehung, sondern auch eine Schule der Gesundheit sein soll, findet ihren bestimmungsgemäßen Ausdruck in der Friedens-Sanitätsordnung von 1891. Sie erfüllt den Grundsatz Turennes: „Mon bien le plus précieux c'est la santé du soldat" und bewahrheitet den Satz des alten Cyrus: „Daß überhaupt Niemand krank werde, dafür muß man sorgen."

II. Die Aufgaben des Sanitätsdienstes im Frieden.

Der Sanitätsdienst im Frieden hat die Aufgabe, die Blüthe des Volkes, die Armee, gesund und schlagfertig zu erhalten für den Kriegszweck. Wenn die Hauptstärke des Heeres in der steten Bereitschaft beruht, so beruht diese Bereitschaft wieder in der Gesundheit.

Die erste Aufgabe des Sanitätsdienstes ist die Schaffung eines gesunden Ersatzes.

Die allgemeinen Grundlagen derart ergaben sich erst mit der Einführung der Wehrpflicht, weil die Möglichkeit der Auswahl vorlag.

So schuf das Regulativ zur Beurtheilung der Dienstfähigkeit von 1817 die ersten maßgebenden Grundsätze. Den Kreisersatzkommissionen

wurden frühzeitig Militärärzte beigegeben. Mit den Fortschritten der militärärztlichen Wissenschaften änderten sich die Reglements; die Vorschriften von 1813 wurden verbessert durch die vom 9. Dezember 1858, und weiterhin geändert durch die Instruktion vom 26. März 1868.

Das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 brachte eine Reihe von Neuerungen. Für die Beurtheilung der Fehler blieb die Instruktion für die Militärärzte von 1858 bis 1877 in Kraft; der Dienstanweisung vom 8. April 1877 folgte die vom 1. Februar 1894. Der Fortschritt dieser Dienstanweisung zeigte sich in mannigfacher Beziehung; sie war sowohl den Ergebnissen der Wissenschaft als auch den Aenderungen der Bewaffnung angepaßt; den Eigenheiten des Dienstes der verschiedensten Waffen und Waffengattungen, den Anforderungen an die verschiedenen Dienstleistungen innerhalb der Armee entsprechend, wie sie sich vermehrt, ergänzt und verändert hatten, giebt sie bis ins Einzelne hinein genaue und klare Anweisungen.

Die Wehr- und Heerordnung von 1888 und ihre Ergänzungen verfehlten ihren Einfluß auf die Gestaltung der militärärztlichen Instruktionen nicht. Die Berücksichtigung der wissenschaftlichen Errungenschaften findet ihren deutlichen Ausdruck in der Beurtheilung der mit dem Verdacht der Tuberkulose behafteten Militärpflichtigen. Die Tuberkulose hat von jeher in der Armee die meisten Opfer gefordert, die größte Zahl von Dienstunbrauchbaren, Invaliden und Todten gebracht. Die Frage der Uebertragbarkeit der Krankheit wurde in neue Bahnen gelenkt, als es Robert Koch 1881 gelang, den Erreger der Tuberkulose zu entdecken. Bereits seit 1882 findet sich eine Reihe von Vorschriften, welche der Bedeutung der Tuberkulose für die Armee gerecht werden. Das Bestreben ging von vornherein dahin, jeden mit Verdacht der Tuberkulose Behafteten vom Dienste im Heere auszuschließen. Erbliche Belastung, verdächtiger Bau der Brust, frühere Erkrankungen, z. B. nachgewiesener, der Lunge entstammender Bluthusten, begründen die Untauglichkeit.

Neben der Gefahr der Erkrankung an Tuberkulose war die Frage der Uebertragung der Krankheit auf Gesunde in den Kasernen, im Lazareth, im Dienste zu erwägen. Die Durchführung der vorbeugenden Maßregeln befreit die Armee von einer Reihe Militärpflichtiger, die ihr nur zum Schaden gereichen; ein segensreicher Fortschritt der Wissenschaft, die ihren sichtbaren und zahlenmäßigen Erfolg im Dienste der Armee feiern kann.

Der Werth einer zweckmäßigen Auswahl der Militärpflichtigen beim Ersatzgeschäfte kommt der Armee unmittelbar zu gute; je kleiner die Zahl der bei der Truppe zur Entlassung Gekommenen ist, desto besser geschah die Auswahl. Freilich lassen sich nicht alle Fehler schon bei dem Ersatzgeschäfte erkennen; eine Reihe von Gebrechen, welche die Tauglichkeit aufheben, kann erst nach der Einstellung beim Dienste zur Sprache kommen. Aber hier

heißt es: **principiis obsta**. So schnell als möglich und so gründlich als möglich soll nach der Einstellung der Rekruten die Beurtheilung, ob diensttauglich oder nicht, vor sich gehen; der Kompagniechef und der Truppenarzt müssen hier Hand in Hand gehen, um im Interesse der Truppe kurz und klar das bald abzustoßen, was nicht tauglich ist.

Besondere Schwierigkeiten entstehen häufig bei der Beurtheilung der geistig Minderbegabten. Ein hoher Grad geistiger Beschränktheit, der die militärische Ausbildung verhindert, führt zur Entlassung. Hier ist die Beurtheilung des Kompagniechefs ganz besonders werthvoll; wird mit der Entlassung minder begabter Leute nicht gezögert, so leistet der Sanitätsoffizier der Truppe einen großen Dienst.

Der Truppenarzt wird sich deshalb während der Rekrutenperiode mit dem Ausbildungspersonal dauernd in Verbindung halten und seine Aufgabe in engster Gemeinschaft mit dem Offizier lösen.

Ueber die gesundheitliche Wirkung des Dienstes sagt Kirchner Folgendes: „Der Eintritt des jungen Soldaten in neue Verhältnisse, das Zusammenleben, die Soldatenkost, die ungewohnte Kleidung, die Anstrengungen der ersten Dienstzeit, die Unterordnung des eigenen Willens üben einen großen Einfluß auf Geist und Körper aus.

Wenn es bald gelingt, dienstuntaugliche Elemente auszuscheiden, so ist der heilsame Einfluß des Dienstes, der geregelten Lebensweise, der gesunden Nahrung, der planmäßigen Uebungen auf den Gesunden bald zu merken.

Wägungen und Messungen, die in der ersten Ausbildungszeit monatlich angestellt werden sollten, zeigen eine Zunahme von Gewicht und Brustumfang. Die Dienstzeit wird somit zu einer Quelle der Kraft und Gesundung.

Die Armee zeigt ihre erzieherische Macht auch auf hygienischem Gebiete. Wie sich die Strammheit des Dienstes sehr wohl vereinigen läßt mit der Schonung der Mannschaften, so läßt sich auch eine hygienische Ueberängstlichkeit vermeiden durch eine stete Fürsorge; wie Anstrengungen und Entbehrungen Erziehungsmittel von höchstem Werthe sind, die die Willenskraft stählen, so ist auch das Walten der Humanität im Sanitätsdienste vereinbar mit straffer Manneszucht; Humanität und Disziplin sind keine Gegensätze.

Leben und Gesundheit setzt der Soldat aufs Spiel — darum soll die Erhaltung derselben die erste Pflicht der Armee sein. Offizier und Truppenarzt wirken, eng miteinander verbunden, an dieser Aufgabe. Das Heer ist auch eine Schule der hygienischen Erziehung und soll seine Mannschaften gesünder, kräftiger und nach jeder Richtung hin leistungsfähiger an die bürgerliche Berufsthätigkeit abgeben, als es sie empfangen hat.

Die Ermüdung, die den jungen Soldaten nach den ersten Diensttagen ergreift, beruht auf der bisher ungewohnten Arbeit und Uebung bis dahin

nicht benutzter Muskelgruppen. Die gewohnte Arbeit beseitigt die Ermüdung bald; Ueberanstrengung führt zur Uebermüdung; ein langsames, aber stetiges Eintrainiren ist nöthig. Das militärische Training beruht auf systematischer Gewöhnung an die militärischen Arbeiten. In der Ruhe und im Wechsel der Arbeit liegt der Werth der systematischen Ausbildung; ihr Maß und Ziel ist durch die Vorschriften, die eine Fülle hygienischer Hinweise enthalten, gegeben. Wenn der Truppentheil an der Diensttauglichkeit eines Mannes Zweifel hegt, soll er den Truppenarzt rechtzeitig zu Rathe ziehen; der Truppenarzt soll nicht nur die versuchsweise eingestellten Mannschaften, sondern alle während der Rekrutenausbildung und des Kompagnieexerzirens beobachten und überwachen; sein besonderes Augenmerk wird er auf diejenigen Leute richten, die an und für sich schwächlicher sind als andere — Handwerker, Schreiber, Freiwillige, zur Uebung eingezogene, seit längerer Zeit nicht eintrainirte Mannschaften."

Die Eigenthümlichkeiten des Dienstes lernt der bei der Truppe wirkende Sanitätsoffizier in der täglichen Praxis kennen; er schärft, wie Kirchner sagt, sein hygienisches Auge und hat Gelegenheit, warnend und rathend einzugreifen.

Die Dienstvorschriften beweisen die gesundheitliche Fürsorge auf jeder Seite; sie beweisen die Solidarität der hygienischen und militärischen Interessen, wie Roth sagt; gesundheitliche Forderungen sind nicht nur eng vereinbar mit den Ansprüchen des Dienstes, sie finden in einem mächtigen Faktor, der militärischen Disziplin, eine wirksame Unterstützung; nirgends tritt daher die Bedeutung der Hygiene unmittelbarer hervor als in der Armee.

Der Truppenarzt ist durch die Bestimmungen verpflichtet, auf Alles zu achten, was der Gesundheit der Truppe nützlich ist; er ist aber auch verpflichtet, unaufgefordert — und darin liegt die besondere Aufgabe des Sanitätsdienstes — Vortrag zu halten und zu berichten. Die Entscheidung über hygienische Anträge liegt in der Hand des Offiziers und ist durch Bestimmungen geregelt, welche die Heranziehung der örtlichen Verwaltungen zur Abstellung von Uebelständen in erster Linie ermöglichen: hygienische Grundsätze hineintragen in die Armee und ihre Verwaltung, das ist die Aufgabe des Sanitätsdienstes.

Die hygienische Fürsorge in Bezug auf die Wohnung des Soldaten konnte erst wirksam werden, als die Kasernirung des Heeres in Preußen seit 1820 zum Prinzip erhoben und allmählich durchgeführt wurde. Die Unterbringung in Bürgerquartieren ist ein Nothbehelf, der eine Reihe von gesundheitlichen Nachtheilen mit sich bringt; stets war in ihnen die Kranken- und Sterbeziffer größer als bei kasernirten Mannschaften. Die Erbauung neuer Kasernen auf gesundem Grund und Boden mit einwandfreiem Trinkwasser, entfernt von der Stadt und ihren Einflüssen, in freier Lage ist eine Maßregel von einschneidendster, gesundheitlicher Bedeutung.

Die Anwendung der Grundsätze und Anschauungen der modernen Bauhygiene auf Kasernenbauten, wie sie sich in Baumaterial, Bauart, Bauplan, Lüftungseinrichtungen, Beheizung, Beleuchtung, Einrichtung der Wohnungen und Stuben für die verschiedensten militärischen Zwecke, Anlage der Koch- und Speiseanstalten, Marketendereien, Militärküchen, Revierkrankenstuben, Arbeits- und Putzräume, Schlafräume, Unterrichtsräume, Wasch- und Badeeinrichtungen, Vorkehrungen für die Beseitigung der Abfallstoffe aller Art kundgiebt, ist in den Vorschriften niedergelegt, welche die Forderungen einer rationellen Gesundheitspflege bis ins Einzelne erfüllen. Die gleiche hygienische Rücksicht gilt bei dem Bau von militärischen Strafanstalten, von Erziehungs- und Bildungsanstalten; sie gilt in gleichem Maße von den Garnisonlazarethen, von der Unterkunft in Festungsräumen und anderen militärischen Unterkünften.

Ueberall, wo gesundheitliche Fragen in Betracht kommen, ist der zuständige Truppenarzt zu hören; seine und seiner Vorgesetzten Pflicht ist es, in allen Baufragen das Interesse der Gesundheitspflege zu vertreten. Die bautechnischen Gesichtspunkte, die militärdienstlichen Interessen und die Kostenfrage müssen sich mit den Forderungen der Gesundheitspflege vereinbaren lassen.

Die bestgebauten und am zweckmäßigsten eingerichteten militärischen Unterkünfte aller Art können aber einen gesundheitsgemäßen Aufenthalt nur dann gewähren, wenn sie sauber gehalten werden; nur in einer sauberen Wohnung kann der Soldat gesund bleiben.

Die hierfür gegebenen Vorschriften, die an jeder Stelle militärhygienische Maßregeln bieten, können nicht streng genug beachtet werden. Offizier, Truppenarzt und die Verwaltung müssen hier, von den gleichen gesundheitlichen Grundsätzen durchdrungen, mitwirken. Das Verständniß für diese Grundsätze kann den Bewohnern der Kasernen nicht ernst genug und nicht oft genug klar gemacht werden; die Bedeutung der Reinlichkeit in Kasernen und anderen militärischen Wohnungen muß Unteroffizieren und Mannschaften wiederholt eingeschärft werden und muß ein wesentlicher Bestandtheil des Dienstes sein.

An diese Forderungen der Wohnungsreinlichkeit des Soldaten schließen sich die der körperlichen Reinlichkeit an. Seit der Einrichtung der Brausebäder in den Kasernen, 1879 durch Münnich in der Kaserne des Kaiser Franz Garde-Grenadierregiments Nr. 2 eingeführt, haben sich die Verhältnisse gebessert. Die Wannenvollbäder in den Kasernen verschwanden allmählich, und nur die Fußbadewannen blieben für die entsprechenden Badezwecke; für Waschzwecke sind die Einrichtungen allmählich verbessert worden, so daß die Klagen Roths vom Jahre 1872, es bestehe bei dem Heere ein bedeutender Abstand zwischen dem Glanze der Waffen und dem Schmutze des Körpers, heute nicht mehr berechtigt sind.

Die Vermehrung der Leibwäsche trug zur Erhöhung der Reinlichkeit bei.

Es giebt kein besseres persönliches hygienisches Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten als Körperpflege Hautpflege und Reinlichkeit. Der Rekrut wird zu dieser Reinlichkeit erzogen. Zu dieser Reinhaltung gehört, abgesehen von der Reinhaltung der Füße, des Gesichts, des Halses, des Körpers, hauptsächlich die der Hände. Die Hände sollen so oft als möglich, mindestens aber vor dem Essen, gereinigt, Zähne und Mund, abgesehen von der Morgenspülung, nach dem Essen gereinigt werden. Zahn- und Handbürsten gehören zur etatsmäßigen Ausrüstung und sollen daher beschafft werden.

Die Fußpflege ist vom Truppenarzt als Dienst für die Korporalschaftsführer abzuhalten; Sanitätsmannschaften sind zu den Fußappells grundsätzlich heranzuziehen. Die monatlichen Gesundheitsbesichtigungen sollen sich nicht nur auf die Augen und Geschlechtstheile beziehen, sie sollen ein hygienischer Appell sein, den der obere Truppenarzt selbst abhält, weil er auf diese Weise dauernd durch persönliche Ueberzeugung sich von dem Gesundheitszustand seiner Truppe in Kenntniß erhält, die Reinlichkeit der Mannschaften überwacht, Fehler und Krankheiten leichter entdeckt; die Assistenzärzte sind in diesem Dienstzweige auszubilden.

Wenn der alte Satz wahr ist: „Les soldats ont le coeur dans le ventre“, und „Um eine Armee zu bauen, muß man mit dem Fundamente, dem Magen, anfangen“, so konnte erst die Massenbeköstigung innerhalb der Kasernen, also die Menagenverpflegung im Gegensatze zur Selbstverpflegung, Naturalverpflegung und Quartierverpflegung von Bedeutung für die Truppe werden, als die Kasernirung allgemein durchgeführt war.

Die Ernährung des Soldaten soll gut, reichlich, kräftig, gesund, billig und einfach sein. Die Erfüllung dieser vielseitigen Aufgaben ist im Frieden leichter zu lösen als im Kriege. Die Gesetze der Ernährung, die Bedeutung der Nährstoffe, Eiweißstoffe, Leim, Fette, Kohlenhydrate, Zuckerstoffe und Stärke, Nährsalze, Wasser, Würz- und Genußstoffe in Bezug auf die Soldatenkost, sind durch die physiologische Forschung festgestellt. Der Bedarf an Nährstoffen, das zur Erhaltung des Körpers nothwendige Kostmaß, die Ausnutzbarkeit, Verdaulichkeit der Nahrungsmittel, die rationelle Zusammensetzung derselben, sind seit langer Zeit Gegenstand eifrigsten Studiums und eingehender Versuche gewesen; ich erinnere nur an die Arbeiten von Liebig, Voit, Koenig. Die wissenschaftliche Feststellung der Soldatenkost, welche in jeder Beziehung verbessert und vermehrt worden ist, quantitativ und qualitativ, ist in den Bestimmungen niedergelegt. „Une bonne digestion commence dans la cuisine,“ sagt der erfahrene Magenphilosoph Brillat-Savarin. Die Stelle des Küchenunteroffiziers, des wichtigsten Organes der Menagekommission, sollte man daher mit einem Fachmanne besetzen oder ihn als Koch ausbilden lassen, wie es in England in der Lehrküche zu Aldershot geschieht. Frankreich stellt einen ausgebildeten cuisinier-chef an. Der Truppenarzt ist Mitglied der Menagekommission. Er prüft den Nähr-

werth der Speisen in regelmäßigen Zwischenräumen und bringt Bedenken zur Sprache.

Das Nahrungsmittelgesetz vom 14. Mai 1879 und die seit seinem Erlasse ergangenen Verfügungen wie sie sich in eingehender Weise mit der hygienischen Seite der Ernährung befassen, sind auch für den Küchenbetrieb der Kasernen maßgebend.

Die Fortschritte der Fabrikation von Armeekonserven seit der Zusammenstellung der Grünebergschen Erbswurst sind im Frieden wie im Kriege von der größten Bedeutung für die Ernährung der Armee.

Der Nachtheil jeder Konserve liegt darin, daß die Einförmigkeit auf die Dauer unerträglich ist, sie theilt aber diesen Mangel mit jedem Nahrungsmittel. Deshalb ist es Pflicht der Menagekommission, für reiche Abwechselung in der Nahrung zu sorgen. Diese Abwechselung wird in der Kaserne durch den Kantinenbetrieb erreicht und ausgeglichen. Die gesundheitliche Ueberwachung dieses Betriebes durch den Truppenarzt ist vorgeschrieben und unerläßlich.

Je besser die Kantine der Kaserne ist, je größer die Räume für dieselbe sind, desto mehr wird sie vom Soldaten benutzt und daher andere, oft zweifelhafte Lokale vermieden.

Eine sanitäre Kontrolle anderer, außerhalb der Kantine gelegener Lokale, in denen der Soldat verkehrt, ist gestattet; wenn sich gesundheitliche Uebelstände herausstellen, so wird der Verkehr verboten, wie er ja auch aus anderen Gründen verboten wird.

Je eingehender die gesundheitliche Ueberwachung der in die Kaserne eingehenden Nahrungs- und Genußmittel ist, desto eher lassen sich Schädlichkeiten aller Art, wie sie durch den Genuß verdorbener und nicht einwandfreier Nahrungsmittel entstehen, vermeiden. Aufgabe des Sanitätsdienstes ist es, diesem Punkte seine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Milch, Butter, Käse, Eier, Fleisch, Mehl, Müllereiprodukte, Brot, Getreidearten, Hirse, Reis, Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Obst, Gemüse, Rüben, Zucker, Pflanzenfette, alkoholische Getränke aller Art, Kaffee, Thee, Kakao, Kochsalz, Essig, Gewürze bedürfen der hygienischen Begutachtung; eine Revision der Bestände und aller Einfuhrartikel ist somit nothwendig. Die Reinlichkeit aller Militärküchen ist die wichtigste Maßregel. Alle Gefäße, Gemäße, Geschirre und sonstigen Gebrauchsgegenstände müssen sich im Zustande peinlichster Sauberkeit befinden. Ein sauberes Küchenpersonal, vom Unteroffizier bis zur militärischen Kartoffelschälerin, gewährleistet die Sauberkeit der Speisen; die mit dem Ausgeben der Speisen betrauten Mannschaften sollen sich unmittelbar vor der Ausgabe die Hände waschen, sich sauber machen, reine, weiße Schürzen umbinden und weiße, reine Mützen aufsetzen. Auf die Sauberkeit der Brotwagen ist besonderes Gewicht zu legen.

Wenn es wahr ist, daß die gemachten Ersparnisse dem Truppentheile immer wieder unverkürzt zu gute kommen, so sind die im gesundheitlichen

Interesse gemachten Ausgaben ein wesentlicher Gewinn für den Truppentheil, die sich durch Erhaltung der Gesundheit auch bei der Ernährung des Soldaten reichlich bezahlt machen.

Der Verbrauch eines einwandfreien Trinkwassers ist durch Verbesserung der Brunnenanlagen und durch die chemische und bakteriologische Untersuchung gewährleistet.

Die militärische Kleidung, die mit der Ausrüstung eng zusammenhängt, wird in erster Reihe, vom Kostenpunkte abgesehen, von der Zweckmäßigkeit, in zweiter Reihe von der Schönheit, in dritter Reihe von der gesundheitlichen Seite beherrscht. Tradition und Gebrauch sind wenig von der Mode, noch weniger von der Hygiene berührt worden. Und doch sind es so mannigfache gesundheitliche Gesichtspunkte, die die Soldatenkleidung betreffen, wie denn die militärärztliche Literatur über diesen Punkt sehr groß ist.

Wenn man auch seit Langem das sicher Schädliche in der Kleidung, die Störungen in der Warmhaltung des Körpers und in dem fehlenden Wärmeschutz, den Zwang unzweckmäßiger Kleidungsstücke, die Gesundheitsstörungen durch giftige Farben, in der Armee zu vermeiden gesucht hat, so liegt doch in der Verschmutzung der Kleidung durch längeren Gebrauch, in der Abnutzung — militärisch Tragezeit genannt — und in der Infektion der Kleidung, wie sie durch eine große Reihe von bakteriologischen Untersuchungen festgestellt ist, eine Reihe von sanitären Momenten, die den Dienst des Truppenarztes aufs Lebhafteste berühren.

Ich darf diejenigen Punkte, die am wichtigsten sind, herausgreifen. Rockkragen und Halsbinde gehören organisch zusammen. Daß sie als Vorbeugungsmittel gegen Hitzschlag zeitig geöffnet und gelockert werden müssen, beweist schon an sich ihre hygienische Bedenklichkeit. Die Verbesserung in diesem Sinne ist durch Weite, Niedrigkeit, Weichheit und Reinlichkeit zu erreichen. Die Einführung der Litewka war als ein wichtiger, gesundheitlicher Fortschritt zu begrüßen; ihre Anwendung sollte recht ergiebig, besonders in der heißen Jahreszeit und bei Märschen erfolgen. Der Soldatenmantel, von längster Dauerzeit, hat mannigfaches Schicksal erlebt, über seine Nothwendigkeit und Anwendung sind die Ansichten getheilt; in hygienischem Sinne muß man sagen: was nutzt mich der Mantel, wenn er gerollt ist? Nach meinen Erfahrungen wird von dem Mantel ein zu geringer Gebrauch gemacht.

Ueber die militärische Stiefelfrage, eine lederne Frage im wahren Sinne des Wortes, ist so viel geschrieben worden, daß ich mich nur auf das Nothwendigste beschränken will. Was das Pferd für die berittenen Waffen bedeutet, das bedeutet die Fuß- und Stiefelfrage für die Fußtruppen. Auf Grund des Meyerschen Sohlenschnittes, in die Preußische Armee seit 1877 durch Starcke eingeführt, ist die Form der Fußbekleidung eine rationelle geworden; Form der Sohle und Oberlederschnitt entsprechen dem anatomischen Baue jedes einzelnen Fußes. Wenn es wahr ist, wie der Marschall von

Sachsen sagt, daß die Schlacht mit den Beinen gewonnen wird, so ist dieser Fortschritt der Stiefelfrage besonders zu würdigen. Der Vorschlag des Eintragens der Fußmaße in die Nationale rührt von Starcke her; der Stiefelabsatz soll niedrig, die Spitze abgerundet sein und der großen Zehe Platz lassen.

Bei der Mobilmachung wird die Stiefelfrage akut; der Vorschlag ist daher ausgeführt worden, den dem Truppentheile einverleibten Beurlaubten die eigenen Stiefel, soweit sie kriegsbrauchbar sind, zu belassen und ein Verpassen fiskalischer Stiefel auf später zu verschieben. Strümpfe müssen einbällig sein; jeder Fuß hat seinen dem Fußbaue entsprechenden Strumpf; Fußlappen müssen hinreichend groß, weich, nahtfrei und sauber sein.

Pettenkofer rechnet auch das Bett zur Kleidung, weil man den vierten Theil des Lebens darin zubringt. Eiserne Bettgestelle verbinden die ökonomische Frage mit der sanitären. Reinlichkeit der Betten und Wechsel der Bettwäsche sind eine unbedingte Forderung der Militärhygiene.

Die Belastung des Soldaten ist ein Thema, welches unerschöpflich sein kann, und doch liegt die Lösung der Frage hauptsächlich auf hygienischem Gebiete.

Bei den Fußtruppen hängt die Trageweise des Gepäcks und die Belastung mit der Marschanstrengung eng zusammen. Die Versuche von Zuntz und Schumburg haben gezeigt, daß bei einer Belastung von 22 kg Märsche bis 28 km auch bei heißer Jahreszeit ohne Störungen ertragen wurden; bei Belastung mit 27 kg traten bei heißem Wetter ernste Störungen auf, bei Belastung mit 31 kg zeigten sich auch bei kühlem Wetter Störungen der Lungen- und Herzthätigkeit.

Wenn man bedenkt, daß auch die Gewöhnung ihre Grenzen hat, die von den mannigfachsten Faktoren abhängt, so wird die hygienische Bedeutung des militärischen Trainings gerade in dieser Beziehung klar.

Auf die angeführten Grundsätze der natürlichen Soldatenhygiene, Wohnung, Hautpflege, Ernährung, Kleidung gestützt, sollte der Soldat, im Sinne einer idealen Gesundheitspflege, von Krankheiten frei sein, und wenn dieses Ideal darin besteht, daß Krankheiten verhüten besser ist als die Nothwendigkeit, Krankheiten zu heilen, so sollte sich der Krankendienst gegenüber dem Gesundheitsdienste von selbst überflüssig machen. Abgesehen von den Schädlichkeiten, die aus dem mangelnden Nachdrucke in sanitären Dingen folgen, oder der mangelnden Aufmerksamkeit, die erst in Wirksamkeit tritt, nachdem die Schäden sich offenbart haben und welche somit als Nachlässigkeit den wesentlichsten Theil ihrer Aufgaben unerfüllt gelassen hat, giebt es spezifische Militärkrankheiten in dem Sinne, daß nur der Soldat von ihnen betroffen wird. Diese Krankheiten unterscheiden sich von denjenigen, welche der Soldat mit anderen Menschen theilt, z. B. den ansteckenden Krankheiten, welche später in ihrer besonderen Eigenheit in Bezug auf die Armee besprochen werden sollen.



Ich greife diejenigen Soldatenkrankheiten heraus, die für den Offizier ein besonderes Interesse haben.

Leitend aber soll auch hier der Gedanke sein, daß das Suchen und Forschen nach den Ursachen dieser Gesundheitsstörungen und nach den Mitteln zu ihrer Verhütung und Bekämpfung im Vordergrunde steht; mit der Ausübung derartiger hygienischer Pflichten macht man sich vielleicht nicht immer beliebt, ja man wird unbequem, und doch wie nöthig und nützlich ist es im Truppeninteresse! — Ich möchte alle diese Krankheiten zu den vermeidbaren rechnen. Hier kann die Militärhygiene beweisen, daß sie eminent praktischen Zwecken dient.

Der Hitzschlag ist vorzugsweise eine Soldatenkrankheit. Der Sonnenstich ist es nicht; denn Letzterer entsteht durch direkte Bestrahlung des unbedeckten Kopfes und trifft z. B. den Landarbeiter und andere Personen. Die Ursache des Hitzschlages liegt im Marsche, der Kleidung und Belastung des Soldaten. Die Felddienst-Ordnung giebt die wesentlichsten Vorbeugungsmaßregeln an die Hand, und Leitenstorfer räth, daß der Truppenarzt mit dem Führer vor dem Marsche sich über die zu ergreifenden Maßregeln besprechen soll; ein Rath, der sehr zu beherzigen ist.

Der Hitzschlag entsteht in der Sommerhitze hauptsächlich, wenn die Luft mit Feuchtigkeit gesättigt ist, weil der Schweiß, der die durch die Arbeitsleistung gesteigerte Körperwärme herabsetzen und reguliren soll, nicht verdampfen kann. Er entsteht weiter bei Mannschaften, die nicht genügend einmarschirt sind, die lange Zeit dem Frontdienste entzogen gewesen sind, wie Schreiber, Handwerker, eingezogene Reservisten, jüngst aus längerem Arreste oder Lazareth Entlassenen, kurz bei Mannschaften, deren Widerstandskraft herabgesetzt ist; Ausschweifungen aller Art am Tage vor anstrengenden Märschen begünstigen den Ausbruch der Erkrankung.

Die zu gewährende Hülfe muß Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften durch den Truppenarzt auseinandergesetzt werden, was ja befohlen ist. Der Antheil der Bekleidung und Belastung an der Hitzschlagerkrankung ist größer, als allgemein geglaubt wird; die in der Armee nachgeprüften Zuntz-Schumburgschen Ergebnisse weisen darauf hin, daß die für den Sommer zu warme Bekleidung und die Größe der Belastung geregelt werden müssen, um Hitzschlagerkrankungen mit Sicherheit zu verhüten. Das wichtigste Moment bei der Erkrankung ist, das feststellen zu können, ob eine Gefahr vorliegt oder ob es sich nur um ein „Schlappsein“, eine vorübergehende Ohnmacht, handelt.

Die Feststellung, ob Bewußtseinsstörung, die erste und häufigste Erscheinung des Hitzschlages vorhanden ist, gelingt sehr leicht, wenn der Vorgesetzte einige an sich harmlose Fragen an den Erkrankten richtet, z. B. was ist Ihnen, was fehlt Ihnen, haben Sie heute Morgen gefrühstückt, waren Sie beim Antreten ganz munter ꝛc. Beim „Schlappsein“ und bei vorüber-

gehenden Schwächezuständen ohne Bewußtseinsstörung werden diese Fragen unbefangen beantwortet; der Erkrankte ahnt nicht, welche wichtige Prüfung man mit ihm vornimmt. Werden solche einfachen Fragen aber nicht beantwortet oder mit lallender Stimme, mit abgebrochenen und unverständlichen Worten erwidert, so ist der Zustand des Mannes ernst aufzufassen und danach zu handeln.

Das Wundlaufen, eine exquisite Soldatenkrankheit, hat drei Ursachen: schlecht verpaßtes Schuhwerk, mangelhafte innere Fußbekleidung (Strümpfe, Fußlappen) und Unsauberkeit der Füße. Die Fußpflege gehört zum integrirenden Bestandtheile des Kompagniedienstes. Truppenarzt und Sanitätspersonal stehen mit Rath und That bei und leiten die Behandlung ein. Fußappell ist täglich abzuhalten, jede Verschleppung eines Fußleidens ist zu bestrafen. An das Wundlaufen pflegen sich oft Zellgewebsentzündungen anzuschließen, die zur Invalidität führen können.

Gegen die Anwendung von Pflastern auf dem Marsche bei wundgelaufenen Stellen findet sich nichts zu erinnern, weil die weitere Reibung vermieden wird. Solche Pflaster, die der Truppenarzt verordnen muß und die kein Kompagniechef ohne Wissen desselben anwenden sollte, dürfen aber keine reizenden Bestandtheile haben.*)

Exerzir- und Reitknochen haben nur noch eine historische Bedeutung; Exerzirfuß, Schwellfuß, Marschgeschwulst beruhen oft auf Brüchen der Fußwurzelknochen und sind danach ärztlich zu behandeln. Dasselbe gilt von den höheren Graden des Schweißfußes; die niederen Grade sind innerhalb der Kompagnie durch unentwegte Sauberkeit sicher zu bekämpfen.

Die ansteckenden Krankheiten (Infektionskrankheiten, übertragbare Krankheiten) in ihrer Eigenart in Bezug auf militärische Verhältnisse sind, so lange es Heere giebt, in den Vordergrund des Interesses getreten; Lagerkrankheiten, Heeresseuchen, Kriegs- und Hungertyphus, die Ungarische Krankheit, die Franzosenkrankheit, mal de Naples, und welche Namen sie nur immer haben, sind die unzertrennlichen Begleiter der Armeen gewesen. Robert Koch sagt von ihnen: „Schon im Frieden schleichen sie umher und zehren am Marke der Armee; aber wenn die Kriegsfackel lodert, dann kriechen sie hervor aus ihren Schlupfwinkeln, erheben das Haupt zu gewaltiger Höhe und vernichten Alles, was ihnen im Wege steht. Stolze Armeen sind schon oft durch Seuchen dezimirt, selbst vernichtet, Kriege und damit das Geschick der Völker sind durch sie entschieden."

So war es früher, so ist es zum Theile noch heute!

Die Thatsache ist unwiderlegbar bewiesen, daß die ansteckenden Krankheiten von der Armee mehr Opfer gefordert haben als die Waffen. Der Krieg 1870/71 bildet eine Ausnahme von dieser Regel, sichere Zahlen neuerer

---

*) Die Selbstbehandlung von erkrankten Mannschaften in der Kompagnie ist zu verbieten.



Kriege liegen noch nicht vor; auf der anderen Seite haben Kriegserfahrungen gezeigt, daß es durch zielbewußte, hygienische Maßregeln gelingt, jene furchtbaren Feinde zu bezwingen, die Erkrankungs- und Sterblichkeitsziffer herabzusetzen. „Je umsichtiger", sagt Kirchner, „die Heeresverwaltung alles das beseitigt, was die Neigung zur Erkrankung begünstigt, je aufmerksamer sie jede Ansteckungsgefahr ins Auge faßt, welche sich dem Heere naht, desto sicherer werden wir die Kriegsseuchen vermeiden lernen."

Dieser Feind aber, den wir dank der neueren Forschungen von Robert Koch kennen, dessen Natur und Gewohnheiten wir eifrig studiren, dessen Schlupfwinkel, Verbreitung und Einfallspforten wir nachgehen, bedroht uns nicht nur im Kriege, er bedroht uns im Frieden. Seine Bekämpfung gilt zu den wichtigsten Friedensaufgaben des Sanitätsdienstes. Die Ursache der ansteckenden Krankheiten bilden bekanntlich jene kleinen Lebewesen, Bakterien, Mikroben, Mikroorganismen, die mikroskopisch und bakteriologisch nachweisbar, in Reinkultur züchtbar, bei Versuchsthieren die spezifische, ansteckende Krankheit erzeugen. Damit ist der Beweis geliefert, daß diese Bakterien die Erreger der Krankheiten, nicht ein Krankheitsprodukt sind. Ich darf, die sonstigen Eigenschaften der Infektionsstoffe und die allgemeine Charakteristik der ansteckenden Krankheiten übergehend, auf die Verbreitungsweise eingehen, wie sie sich besonders für militärische Verhältnisse darstellt. Eine örtliche Empfänglichkeit, die man allgemein Disposition nennt, ist dadurch gegeben, daß die Militärbevölkerung das hygienische Schicksal ihres Garnisonortes allgemein theilt. Endemische Infektionskrankheiten der Standorte pflegen sich auf die Truppentheile auszudehnen; liegt die Kaserne innerhalb dicht bevölkerter Stadttheile, so ist die Uebertragungsgefahr größer, kommen sonstige hygienische Schädlichkeiten hinzu, so ist die Empfänglichkeit näher gerückt. Ein weiteres Moment der Uebertragbarkeit liegt in der Kaserne selbst, im Nahebeieinanderwohnen der Soldaten, in der gemeinsamen Benutzung von Räumen und in der steten Berührung. Wasser, Boden und Luft bieten Uebertragungsmöglichkeiten dar.

Mannigfach sind nun die Wege, auf denen die Ansteckung in die Kaserne gelangt.

Mit den Nahrungsmitteln gelangen Krankheiten in die Kasernen, mit der Milch, dem Selterwasser, mit Obst; Personen, die solche Nahrungsmittel bringen, können die Träger der Ansteckung sein, andere Personen, die die Kaserne betreten, z. B. Briefträger, Barbiere, Besucher, Angehörige; weiter Soldatenkinder, die den Keim aus der Schule mitbringen, Beurlaubte, die aus verseuchten Gegenden kommen, Eßwaaren, die von außerhalb kommen, Lazarethkranke, Sanitätspersonal, welches mit ansteckenden Krankheiten zu thun gehabt hat, u. A. m.

Welche Schutzmaßregeln stehen zur Verfügung?

Die Truppenärzte halten sich über die Erkrankungen der bürgerlichen Bevölkerung dauernd auf dem Laufenden; diese Regel ist durch Bestimmungen

festgelegt. Der Garnisonarzt ist Mitglied der örtlichen Gesundheitskommission, ebenso ein Truppenoffizier.

Die dauernde Ueberwachung aller gesundheitlichen Verhältnisse der Truppen, Unterkunft, Ernährung, Trinkwasser, dienstliche Beschäftigung, Grund und Boden, Witterungseinflüsse, Beseitigung der Abfallstoffe ꝛc., die ja Gegenstand steter Aufmerksamkeit des Truppenarztes ist, wird zu Epidemiezeiten ganz besonders ausgeübt werden müssen; es findet dann noch eine besondere Revision der Garnisonanstalten durch Kommissionen statt. Vortrag und sachgemäße Durchführung aller gesundheitlichen Maßregeln ist Sache des Truppenarztes.

Die Hauptaufgabe des Truppenarztes wird die rechtzeitige Erkennung der ersten Fälle bieten. Die Ursachen der Erkrankung sind gründlich zu erforschen und außergewöhnliche — aber dann regelmäßige — Gesundheitsbesichtigungen im Beginne der Epidemie abzuhalten. Der Ausbruch einer Epidemie ist den höheren Militärbehörden zu melden. Bakteriologisch besonders vorgebildete Sanitätsoffiziere werden in Garnisonen entsendet, in welchen Epidemien ausgebrochen sind.

Diese Maßnahmen sowie die heutige hygienische Schulung der Sanitätsoffiziere wird es ermöglichen, die Feststellung der ersten Fälle zu beschleunigen. Die Anzeigepflicht ansteckender Krankheiten erstreckt sich auch auf die Familienväter der Kasernenbewohner (verheirathete Unteroffiziere und Beamte). Der Revierdienst erleichtert die Erkennung der ersten Fälle.

Ansteckende Kranke werden im Lazarethe abgesondert; sie sind von der Aufnahme in die Revierkrankenstube ausgeschlossen; Angehörige von Kasernenbewohnern können in ein Civilkrankenhaus übergeführt werden, wenn dies sich als nothwendig erweist.

Unter Umständen kommt die Räumung der Kaserne und die Verlegung von Truppentheilen aus der Garnison in Frage. Zur besseren Ernährung werden ein Epidemiezuschuß und sonstige Mittel (Thee) gewährt.

Nach dem Erlöschen der Epidemie findet eine unter der Leitung des Truppenarztes auszuführende Desinfektion statt, soweit sich eine solche nicht schon während der Epidemie ermöglichen läßt. Hierbei ist zu bedenken, daß Desinfektion nur nach vorangegangener Reinigung wirksam wird.

Reinlichkeit ist die wichtigste Hälfte der Entseuchung (Desinfektion). Desinfektion ohne Reinigung ist werthlos. Sie ist wirksam, wenn sie die Krankheitskeime und ihre Sporen (Keimlinge) zerstört

Die wichtigsten ansteckenden Krankheiten, die die Truppe befallen, sind der Kriegstyphus (Flecktyphus), früher ein grausamer Feind des Heeres, der Unterleibstyphus (Abdominaltyphus), dessen Auftreten nachgelassen hat; die Ruhr, die Cholera, die Pocken, letztere sind, dank der Impfung, seltener geworden; die Granulose (Körnerkrankheit) oder Aegyptische Augenentzündung, in den Armeekorps des Ostens sehr verbreitet; die venerischen Erkrankungen in der Armee nehmen eine Sonderstellung ein.

Den wichtigsten Schutz vor den ansteckenden Krankheiten beim Heere und beim Einzelnen bildet die Hebung aller gesundheitlichen Verhältnisse. Diese aufbauende oder positive Hygiene, wie sie Hueppe nennt, knüpft an die Erziehung des Einzelnen und der Gesammtheit zur Gesundheit an. Wo lassen sich aber solche Regeln besser und eingreifender geben als in der Armee! Eine gesunde Lebensweise ist ein Maßstab der Kultur; die Hebung dieses Kulturzustandes in der Armee stellt die Vorbedingungen zur Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten dar, und ist der Erfolg des Kampfes abhängig von der Summe der gesundheitlichen Maßnahmen, wie sie im Vorangegangenen zusammengefaßt sind.

Hierzu kommt, daß die Fortschritte, die das Sanitätspersonal des Heeres in wissenschaftlicher Beziehung überhaupt, in der Gestaltung der Sanitätsausrüstung, der Krankenpflege im weitesten Sinne des Wortes gemacht hat, groß und bedeutend sind. Die Schaffung von Garnisonlazarethen, welche in jeder Beziehung den gesundheitlichen Anforderungen entsprechen, ermöglichen es, daß die Erkrankten schneller dem Dienste zurückgegeben werden wie früher. Die Sterblichkeit ist in der Deutschen Armee dauernd, in dem Zeitraume der letzten Jahrzehnte um 50 pCt. gesunken; die Zahl der jährlich Erkrankten sank um 42 pCt.; mehr als zwei Millionen Behandlungstage sind erspart und kommen dem Dienste zu gute, diese Erfolge sind erreicht durch eine zielbewußte, hygienische Thätigkeit; der Sanitätsdienst hat seine Aufgabe, in richtiger Würdigung, zum Wohle der Armee und des Vaterlandes zu erfüllen gesucht, indem er das ganze militärische Leben mit gesundheitlichen Grundsätzen durchdringt.

Die Lösung dieser Aufgabe ist vorbildlich geworden nicht nur für unser Civilmedizinalwesen, welches die hygienischen Errungenschaften, die in der Armee gewonnen sind, rückhaltslos anerkennt, sondern auch für andere Staaten.

Die Armee stellt die Blüthe und Kraft der Nation dar, und so ist der Gewinn, der durch die Gesundheit der Armee der ganzen Nation zugewendet wird, nicht nur deshalb ein großer, weil auf der Stärke des Heeres die Macht der Nation beruht, sondern, weil die Lösung der hygienischen Aufgabe in der Armee den Weg zeigt zu einer öffentlichen, allgemeinen Gesundheitspflege.

Nicht die Form der ausreichend gegebenen Bestimmungen zum Schutze der Gesundheit, sondern der hygienische Geist, der in ihnen lebendig erhalten wird, bestimmt den Werth der Militärhygiene und beherrscht die Aufgaben des Sanitätsdienstes im Frieden. Sie lassen sich nur in der innigsten Gemeinschaft mit der Truppenführung und Verwaltung lösen; diese Organe fortdauernd mit dem hygienischen Geiste zu durchsetzen, darin besteht das Wirken eines rationellen Sanitätsdienstes in der Armee, der die Worte wahr macht, die der verewigte Chef des Pommerschen Füsilierregiments Nr. 34, Excellenz v. Schachtmeyer, aussprach: **„Prophylaxis, das ist die beste Praxis.“**

III. Schießdienst und Auge.

Mit der Vervollkommnung der Feuerwaffen und der erhöhten Bedeutung, welche dem Schießdienste zukommt, wuchsen die Anforderungen, die an das Sehvermögen zu stellen waren.

Die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 6. Juni 1829 bestimmte, daß sonst dienstfähige Kurzsichtige nicht für unbrauchbar erklärt, sondern den Truppen überwiesen und in das zweite Glied gestellt werden sollten; der Erlaß vom 4. Januar 1837 verfügte, daß kurzsichtige Militärpflichtige, welche nur in der Entfernung von zehn Schritten Personen zu erkennen und zu unterscheiden im Stande sind, nicht zur Einstellung bei der Artillerie bestimmt werden sollen, es sei denn, daß sie als Handwerker zu den Artilleriehandwerksmagazinen kommen. Eine kriegsministerielle Verfügung vom 13. Dezember 1854 bestimmte, daß Kurzsichtige, welche überhaupt noch für dienstfähig erachtet werden, den mit dem leichten Perkussionsgewehre ausgerüsteten Musketierbataillonen zuzutheilen seien. Die Inspektion der Jäger und Schützen machte 1856 die Anforderung, daß die Diensttauglichen mit bloßem Auge auf 250 Schritt die Bewegungen der Arme und Beine eines einzelnen Mannes deutlich unterscheiden könnten. Die Vorschriften von 1858 begründeten die Dienstunbrauchbarkeit in Bezug auf das Auge mit Blindheit oder bedeutender Störung des Gesichts auf beiden Augen oder auch nur auf einem allein; Erblindung auf dem linken Auge allein, bei vollkommener Integrität des rechten Auges, ließ die Garnisondienstfähigkeit bestehen.

Die Kurzsichtigkeit wird als Untauglichkeitsgrund erklärt, wenn sie, auf einem wahrnehmbaren, fehlerhaften Bau des Auges beruhend, so bedeutend ist, daß ein Mensch von einem anderen in der Entfernung von 10 Schritten nicht unterschieden werden kann.

Als diese verschwommenen und unwissenschaftlichen Begriffe den Anleitungen zur Beurtheilung der Dienstunbrauchbarkeit zu Grunde gelegt wurden, hatte Helmholtz schon Jahre vorher den Augenspiegel erfunden, und Donders lichtvollen Untersuchungen war es gelungen, die Gesetze der physiologischen Optik zu begründen. Aber diese mühsamen Untersuchungen fielen sie nicht zeitlich zusammen mit den Verbesserungen, wie sie am Zündnadelgewehr vorgenommen wurden? Nachdem die Bewaffnung mit diesem allgemein durchgeführt war, mußten Militärpflichtige mit schwachen Augen bei allen Infanterietruppentheilen angenommen werden, Garde und Jäger ausgenommen.

Die neue Dienstanweisung zur Beurtheilung der Dienstfähigkeit, vom 8. April 1877, trug den neueren wissenschaftlichen Begriffen Rechnung; sie



stellte den Begriff der **Sehschärfe** als einen wissenschaftlich fest begründeten ein und schied ihre Herabsetzung von der durch Kurzsichtigkeit bedingten. Sehschärfe von 1/2 bis 1/4 der normalen machte tauglich nur zur Ersatzreserve, unter 1/4 und Kurzsichtigkeit mit Brille bis Nr. 6 auch bei voller Sehschärfe sowie Blindheit auf einem Auge befreiten vom Dienste.

Die neueste Dienstanweisung vom 1. Februar 1894 faßt die Begriffe der Sehschärfe noch enger; Herabsetzung der Sehschärfe unter 1/2, aber mehr als 1/4, macht nur noch für den Landsturm tauglich, unter 1/4 macht dauernd untauglich. Kurzsichtigkeit mit Brille Nr. 6 befreit nur dann vom aktiven Dienst, wenn die Sehschärfe stark (1/4) herabgesetzt ist. Blindheit auf einem Auge macht nur für Landsturm tauglich, auf beiden Augen dauernd untauglich; ebenso auf einem bei beschränkter Gebrauchsfähigkeit des andern.

Zunächst wollen wir uns in ganz kurzen Worten über die Begriffe Sehschärfe und Brechungszustand des Auges verständigen.

Die Sehschärfe ist die Fähigkeit des Auges, auf der Netzhaut, der lichtempfindenden Ausbreitung der Sehnerven, scharf begrenzte Bilder von einer bestimmten Größe zu empfangen, zu erkennen und durch die Sehnervenleitung, die das Bild zum Gehirn führt, zu deuten. Lichtstrahlen werden im Auge gebrochen, sie werden im kurzsichtig gebauten Auge und im weitsichtig gebauten Auge anders gebrochen als im normal gebauten Auge. Je kleiner die Bilder und je schärfer sie erkannt werden, desto größer ist die Sehschärfe. Durch vorgehaltene Gläser, Konkavgläser bei Kurzsichtigen, Konvexgläser bei Weitsichtigen, cylindrische Gläser bei dem sogenannten Astigmatismus, einer auf Ungleichheit der Durchmesser beruhenden Meridian-Asymmetrie, wird die Sehschärfe erhöht, d. h. der abnorme Brechungszustand des Auges wird durch Einschaltung der Gläser zum normalen. Die Sehschärfe läßt sich also durch Vorhalten passender Gläser verbessern und der normalen nähern. Eine solche normale Sehschärfe oder volle Sehschärfe bezeichnet man mit $S = 1$ oder $S = 6/6$, $5/5$ 2c.

Man prüft die Sehschärfe, indem man Buchstaben oder Zeichen einer bekannten Größe in bekannter Entfernung lesen läßt. Wird der Buchstabe Nr. 6 in 6 m erkannt, so ist $S = 6/6 = 1$; wird er nur in 3 m erkannt $S = 3/6 = 1/2$, in 1 m $S = 1/6$; erkennt der Untersuchte einen Buchstaben, der noch einmal so groß ist als Nr. 6, also Nr. 12, erst in 6 m, so ist ebenfalls $S = 6/12 = 1/2$ 2c.

Ein normal gebautes Auge hat bei klarer, gesunder Bindehaut, Hornhaut, Pupille (Sehloch), Regenbogenhaut, Glaskörper und Netzhaut normale, also volle Sehschärfe. Sind die genannten Medien getrübt oder die Netzhaut erkrankt, so kann volle Sehschärfe nicht erzielt werden; bei abnormen Brechungszuständen, Kurzsichtigkeit, Weitsichtigkeit, Astigmatismus können die brechenden Medien an sich gesund sein, aber die Brechung selbst ist abnorm.

Der Kurzsichtige sieht in der Nähe ohne Glas gut, in der Ferne sieht er schlecht, er braucht dazu ein Konkavglas; der Weitsichtige sieht in der

Ferne gut, in der Nähe schlecht, er braucht dazu ein Konvexglas; der Astigmatiker braucht cylindrische, konkave und konvexe Gläser.

Bei höheren Graden eines abnormen Brechungszustandes ist auch die Sehschärfe herabgesetzt und kann durch Gläser nicht mehr zur vollen ergänzt werden. Mit dem Alter jenseits des 45. Lebensjahres nimmt die Sehschärfe ab, weil die Akkommodationsfähigkeit der Linse abnimmt; dann braucht auch das normal gebaute Auge ein Konvexglas (Alterssichtigkeit). Passend ist das Glas, wenn es die höchste Sehschärfe erreichen läßt. Um gute Brillen zu erhalten, sollte die Lieferung derselben einer guten Bezugsquelle übertragen werden, die für die ganze Armee liefert.

Die Brillennummern sind nach dem Zollsystem oder dem metrischen Systeme benannt; ein Glas von —20 Zoll entspricht 2 Dioptrien (metrisch), ein Glas von 40 Zoll 1 Dioptrie 2c., die Umrechnung ist danach einfach zu machen.

Jedes Auge ist beim Ersatzgeschäft und bei der Truppe einzeln zu untersuchen und der gewonnene Grad der Sehschärfe sowie die Zoll- oder Dioptriennummer der etwa gebrauchten Brillengläser festzustellen. Der Grad der Sehschärfe ist von der Beleuchtung des Tageslichts abhängig.

Ein Mann ist tauglich, wenn die Sehschärfe ohne oder mit Gläsern, also nach Ausgleich des Brechungsfehlers, mehr als die Hälfte der normalen beträgt. (Dies gilt für Kurzsichtigkeit, Weitsichtigkeit und den Astigmatismus.)

Der geringste, durch verschiedene Proben und bei verschiedener Beleuchtung im Zimmer und im Freien festgestellte Grad der Sehschärfe würde nach den Snellenschen Tafeln, als den gebräuchlichsten, $^5/_9$ betragen, also ein halbes Neuntel mehr als die Hälfte; genau halbe Sehschärfe schließt vom aktiven Dienste aus und macht nur landsturmtauglich. Für die Ersatzreserve gelten die gleichen Bedingungen.

Richtiges Zielen, die Vorbedingung zum guten Schießen, ist nur möglich, wenn der Schütze ein dazu befähigtes Auge hat.

Zunächst muß es möglich sein, die Augenlider eines Auges, des zielenden zu öffnen, die des anderen zu schließen, da zum Zielen nur ein Auge nöthig, das Zielen auch nur mit einem Auge möglich ist. Dieses abwechselnde Schließen des Augenlides bezw. das gleichzeitige Schließen des einen und Oeffnen des andern, ist lediglich Sache der Uebung und kann durch Uebung erlernt werden. Das Erlernen des Linksanschlages (Schießvorschrift Ziff. 56) ist nothwendig, wenn das linke Auge besser ist als das rechte, bezw. wenn auf dem rechten Auge die Sehschärfe zu genügend zulässiger nicht verbessert werden kann. Wenn es aber durch Uebung nicht gelingt, das rechte Auge zu schließen und das linke offen zu halten, so ist die Ausbildung eines solchen Mannes im Schießen eine sehr schwere Sache; leider ermöglichen die Bestimmungen nicht, einen solchen Mann ohne Weiteres zu entlassen; es empfiehlt sich indessen Vorlage an die höheren Instanzen. Die Gründe, die

den Linksanschlag unthunlich erscheinen lassen, liegen einmal in dem Unvermögen, das rechte Auge zu schließen, das linke offen zu halten; es können aber auch in Finger und Hand Fehler liegen; diese Fehler sind für den gegebenen Fall durch Benehmen zwischen Offizier und Truppenarzt festzustellen. (Anmerk. zu S. 152 der Dienstanweisung vom 1. Februar 1894.)

Als konventionelles Maß für normale Sehschärfe ist ein Winkel von fünf Grad angenommen; es giebt aber zahlreiche Augen, deren Sehschärfe größer als 1 ist, solche Fälle lassen sich bei jedem Ersatzgeschäfte feststellen.

Nach den von Seggel u. A. angestellten Berechnungen genügt zur Erfüllung der Bedingungen der Schießvorschrift auch eine Sehschärfe von $^7/_{12}$, also $^1/_{12}$ mehr als $^1/_2$; $^7/_{12}$ und $^5/_9$ (nach Snellen) verhalten sich so, daß der Unterschied $^1/_{36}$ beträgt.

Bei guter Beleuchtung ist der Spiegel mit normaler Sehschärfe auf 1000 m, das weiße Centrum auf 340 m zu erkennen, mit Sehschärfe $^1/_2$ auf 500 bezw. 170 m.

Die Sehleistungen, sagt die Schießvorschrift, können durch Sehübungen gehoben werden.

Inwieweit die vom Bau des Auges und seinem Brechungszustande abhängige Sehschärfe als solche gebessert werden kann, darüber sind die Ansichten verschieden; das Sehenlernen kann aber anerzogen werden, und dabei hebt sich denn auch in gewissem Sinne die Sehschärfe. Die Sehschärfe ist weiter abhängig von der Beleuchtung bezw. von zu greller Beleuchtung des Korns, wie die Schießvorschrift ausführt.

Sehleistung und Kurzsichtigkeit stehen in einem gewissen Verhältniß, wie es von verschiedenen Augenärzten berechnet worden ist.

So sinkt die erstere z. B. schon bei einer Kurzsichtigkeit, die ein Glas — 20 Zoll erfordert, um $^5/_{12}$ bis $^6/_{12}$; bei höheren Graden ist sie immer stark herabgesetzt, so daß volle Sehschärfe bei einem Glase Nr. 6 sehr selten ist. Die Ursache liegt im Bau des Auges und in einer mangelhaften Augenhygiene. Kurzsichtige Kapitulanten sollen deshalb vom Truppenarzt dauernd über Augenhygiene belehrt werden.

Vorübergehende Störungen des Sehvermögens können bedingt sein durch den sogenannten Akkommodationskrampf, der eine ärztliche Behandlung erfordert. Jeder, der über etwas Abnormes an den Augen klagt, hat sich sofort dem Truppenarzt vorzustellen.

Ob die Sehprüfung im Zimmer oder im Freien vorgenommen wird, ist ziemlich gleichgültig, eine bessere Sehleistung wird im Freien nicht erzielt; da es ja auf die Entfernung und auf die Objektgröße, die erkannt werden soll, ankommt; es lassen sich aber zu Uebungszwecken Kontrollversuche im Freien mit denen im Zimmer verbinden und so sichere Ergebnisse schaffen.

Für das Erkennen der Ringscheibe und Sektionsscheibe genügt eine Sehleistung von $^1/_2$, für die Sektionsscheibe $^5/_8$. Da beim Zielen Sehare,

Kimme, Kornspitze und Haltepunkt in eine gerade Linie gebracht werden müssen, so erfordert diese Uebung die Ueberwindung von Schwierigkeiten. Infolge der Zerstreuungskreise sind aber alle diese Punkte zugleich nicht in derselben Weise scharf zu sehen oder, was dasselbe sagt, fixirt der Mann den einen Punkt thatsächlich, akkommodirt er sein Auge auf den einen näher-gelegenen Punkt, so erscheint ein anderer, fernerer Punkt undeutlich, d. h. im Zerstreuungskreise. Das Decken dieser Zerstreuungskreise will erst gelernt sein. Fallen die Zerstreuungskreise der Visirkimme durch die Seh- und Zielübung mit der Mitte der Kornspitze zusammen, und deckt sich diese Linie (Visirlinie) dann auch mit der Sehaxe und der Mitte der Pupille (Sehloch), so ist deutliches Zielen und somit deutliches Sehen möglich, und dies macht den guten Schützen.

Aber eben der normalsichtige Rekrut muß erst lernen, durch Uebung die Mitte der verschiedenen Netzhautbilder aufeinanderfallen zu lassen; es steht nicht damit im Widerspruche, und die Fälle der Literatur belegen es, daß eine ganze Anzahl von Leuten mit nicht normaler Sehschärfe ganz gute Schützen sind. Intelligente Leute lernen eben ihre kleinen Fehler zu verbessern, wie ja auch Leute mit sehr gutem Sehvermögen schlechte Schützen sind und bleiben, weil sie das Zielen und Schießen nie lernen.

Hat der Truppenarzt bei der Einstellung der Rekruten die Sehleistung der Augen sorgsam festgestellt, so kann es sich später darum handeln, diese Ergebnisse zu kontrolliren, wie dies die Schießvorschrift jetzt fordert (siehe Ziff. 89).

Die Ergebnisse werden in der Mannschaftsuntersuchungsliste niedergelegt; bei der Wichtigkeit des Schießdienstes empfiehlt es sich aber, besondere Augenlisten anzulegen.

Beträgt die Sehschärfe nach Ausgleich der Brechungsfehler durch eine Brille weniger als $^3/_4$ ($^9/_{12}$) der normalen, also etwa $^8/_{12} = {}^4/_6 = {}^2/_3 = {}^6/_9$ — wir hatten $^5/_9$ als die zulässigste Grenze (nach Snellen) angesehen, also mehr als $^1/_2$, — so kann, auf Anordnung des Bataillonskommandeurs, auf abgekürzte Entfernungen geschossen werden, welche durch ihn festzusetzen sind (Ziff. 89 der Schießvorschrift). Diese Entscheidung wird, auf Grund einer erneuten Untersuchung, vor Beginn des Schießens mit scharfen Patronen getroffen sowie später vor jeder Schießperiode.

Die Grenzen der zulässigen Sehschärfe schwanken somit zwischen mehr als $^1/_2$ und $^3/_4$; der Unterschied zwischen $^5/_9$ und $^3/_4$ beträgt $^7/_{36}$, also etwa $^1/_5$. Eine offizielle Sehprobe giebt es nicht; bevorzugt werden die Snellenschen Tafeln, daneben ist eine Reihe von anderen im Gebrauche.

Was die Störungen der Sehleistungen anbetrifft, so wird diese schon durch geringe, einfache Bindehautkatarrhe, wie sie mit leichter Entzündung des Auges, mit Thränenträufeln einhergehen, herabgesetzt; darauf ist an den Schießtagen zu rücksichtigen.

Das Entfernungsschätzen beruht in erster Reihe auf einem normalen Sehvermögen, das Erkennen ist lediglich Sache der Uebung. Zum Zielen und zum Schießen braucht man nur ein (gesundes) Auge, zum Entfernungsschätzen braucht man beide Augen, weil durch den beiderseitigen Sehakt ein gemeinschaftlicher Sinneseindruck auf der Netzhaut entsteht. Dieser gemeinschaftliche Eindruck — binokuläres Sehen — ist aber nothwendig, weil Fehler und Unvollkommenheiten des einen Auges durch das andere bis zu einem gewissen Grade ausgeglichen werden. Nun werden die Eindrücke des fixirten Punktes beim Entfernungsschätzen nicht doppelt, sondern einfach empfunden, d. h. sie fallen auf identische Stellen der beiden Netzhäute.

Je größer die Entfernung wird, desto mehr verliert der Schütze an Sicherheit. Auch hier leistet die Uebung gute Ergebnisse auf Grund gesunder Augen mit normaler Sehschärfe, oder solcher, die durch Gläser zur normalen gebracht werden können.

Simulationen von Augenkrankheiten und von Kurzsichtigkeit insbesondere sind immer seltener geworden. Die Untersuchungsmethode ist sicher, die Untersuchung mit den Augenspiegeln verschiedenster Konstruktion objektiv so möglich, daß der Brechungszustand des Auges mit dem Spiegel festgestellt werden und man somit die Angaben des Mannes kontrolliren kann.

Selbstverständlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß ein sehr gewiegter Simulant Hintergehungen machen kann; sie sind jedoch sehr selten geworden. Indeß beruht der Grad der Sehschärfe auf absolut subjektiven Angaben; von der Erziehung zum guten Willen hängt dann auch hier das Resultat des Schießens ab; wiederholte Untersuchungen lassen hier ein Ergebniß erwarten. Die Aufgaben dieses wichtigen Dienstzweiges lassen sich gemeinsam durch Truppenarzt und Truppenoffizier lösen. Der Truppenarzt wird ihm sein Interesse zuwenden, der Truppenoffizier wird sich in allen Schießdienst und Auge betreffenden Fragen an seinen Truppenarzt wenden.

IV. Der Kriegs-Sanitätsdienst.

Drei Dinge giebt es, welche geeignet sind, die Schrecken des Krieges zu mildern und eine Brücke zu schlagen zwischen Kriegszweck und den Forderungen der Menschenliebe: die völkerrechtlichen Grundsätze, der Genfer Vertrag und die Ausübung des Kriegs-Sanitätsdienstes, dessen Reserve die freiwillige Krankenpflege bildet.

Der Genfer Vertrag von 1864, geschaffen in erster Reihe zum Schutz der Verwundeten, in zweiter Reihe zum Schutze des Sanitätspersonals, ist ein ideales, humanistisches Programm, welches in der Wirklichkeit nur dort zur Ausübung kommen kann, wo die Gesittung der Kämpfenden die Worte

des Vertrages thatsächlich beobachtet, soweit dies sich mit dem Kriegszwecke vereinbaren läßt.

Der Wortlaut des Vertrages, von der Mehrzahl der Staaten anerkannt, hat eine Reihe unklarer Bestimmungen, die verschiedener Auslegung fähig sind; die zur Klärung bestimmten Zusatzartikel sind noch nicht ratifizirt; Versuche einer Revision der Genfer Konvention, wie sie von Schweizer Sanitätsoffizieren in Vorschlag gebracht sind, haben einen Erfolg bis jetzt nicht gehabt; auch die Friedenskonferenz im Haag hat wesentliche Dinge nicht festgestellt oder gar vereinbart. Um nur ein Beispiel herauszugreifen, so sagt der ratifizirte Artikel 3 der Konvention, daß das Sanitätspersonal nach der Besitznahme durch den Feind seinem Dienste obliegen **kann** oder sich zurückziehen **kann** und dann seiner Truppe zugeführt wird. Der nicht ratifizirte Zusatz-Artikel 1 sagt, das Personal **hat** seinen Dienst fortzusetzen. Im Interesse der Verwundeten und im Sinne der Konvention ist die letztere Bestimmung unzweifelhaft die richtige.

Da das Genfer Kreuz, ein offizielles Erkennungszeichen, vor Mißbrauch nicht geschützt, der unberechtigte Gebrauch dieses Zeichens nicht untersagt ist, so ergiebt sich schon daraus eine Reihe von Unzuträglichkeiten.

Die Punkte, die die Felddienst-Ordnung über die Genfer Konvention festsetzt (Ziff. 475) müßten auch für andere Armeen in internationaler Weise mit dem Zusatze bindend sein, daß die Unverletzlichkeit sich auf das gesammte Sanitätsmaterial und -personal erstreckt, mit Einschluß der Organisation freiwilliger Hülfe, welcher der Vertrag überhaupt nicht gedacht hat. Die Neutralität hat nach Bircher aufzuhören, wenn der Verwundete dienstfähig wird, wenn das Sanitätspersonal sich am Kampfe betheiligt — persönliche Abwehr ausgenommen — wenn das Sanitätsmaterial zu anderen Zwecken oder Sanitätsanstalten zu militärischen Zwecken gemißbraucht werden.

Die freiwillige Krankenpflege ist seit 1878 bei uns kein selbständiger Faktor mehr, sie wird dem staatlichen Organismus bei Ausbruch eines Krieges eingefügt; ohne Vereinsorganisation darf eine freiwillige Kriegs-Sanitätsthätigkeit überhaupt nicht stattfinden; Vereine, die dem Verbande der Landesvereine nicht angehören, dürfen nicht in Thätigkeit treten. Das Centralkomitee des Deutschen Landesvereins vom Rothen Kreuz mit den ihm aggregirten Ritterorden und Genossenschaften steht unter der Leitung des Kaiserlichen Kommissars und Militärinspekteurs der freiwilligen Krankenpflege, der ein Organ der Heeresleitung, nicht ein Organ der freiwilligen Krankenpflege ist.

Den Militärärzten steht in sachlicher Beziehung und in der Bedürfnißfrage die Entscheidung zu.

Hiermit ist jede Willkür der freiwilligen Krankenpflege ausgeschlossen; das Personal steht unter den Kriegsgesetzen, so daß freiwillig heute nur noch der Entschluß ist; eine Zurückziehung der Hülfe ohne Darbietung von Ersatz

ist nicht mehr möglich. Die planmäßige Kriegsvorbereitung der Vereine vom Rothen Kreuz ist seit **Pannwitz** in ein neues, fruchtbares Stadium getreten. Innerhalb der Vereine werden nur solche Personen zur Hülfe zugelassen, welche ausgebildet sind. Die Verwendung des Personals auf dem Kriegsschauplatz selbst kann besonders verfügt werden, es wird sich dann um Anschluß freiwilliger Sanitätsabtheilungen an bestehende Sanitätsformationen handeln.

Die Vorschriften über den Kriegs-Sanitätsdienst befinden sich in der Kriegs-Sanitätsordnung (1878), Kriegs-Etappenordnung (1887), Krankenträger-Ordnung (1888), in der Dienstanweisung für Bagagen, Munitions und Trains und in den Ausrüstungsnachweisungen der Sanitätsformationen.

Der Kriegs-Sanitätsdienst sondert sich in drei große Bereiche, ein Bereich der Feldarmee (Kriegsschauplatz), ein Bereich der Etappe und ein Bereich der Besatzungsarmee. Die Grenzen dieser Bereiche sind verschiebbar. Die Leitung auf dem Kriegsschauplatze liegt in den Händen des Chefs des Feld-Sanitätswesens. Bei den Armeen wirken Armee-Generalärzte, bei den Korps Generalärzte, bei den Divisionen Divisionsärzte; bei der Truppe und den Sanitätsformationen Sanitätsoffiziere, Sanitätsmannschaften, Militärkrankenwärter und Krankenträger. Die Hülfskrankenträger der Truppe stehen nicht unter dem Schutze der Genfer Konvention und tragen eine rothe Binde; Hoboisten zählen zu den Hülfskrankenträgern. Das Material besteht, abgesehen von den Geräthe-, Lebensmittel- und Packwagen, aus Medizinwagen bei der Truppe, Sanitätswagen bei den Sanitätskompagnien, Krankenwagen verschiedener Art, aus Sanitätskasten, Sanitätstaschen, Sanitätsverbandzeug und Verbandpäckchen, mit welchen jeder Kämpfer ausgerüstet ist.

Wenn das Gefecht beginnt, so errichtet der Truppentheil einen Truppenverbandplatz. Er soll dem feindlichen Feuer entzogen sein, gangbar sein, Wasser in der Nähe haben und die Bewegungen des Gefechts nicht stören. Ein Theil des Sanitätspersonals der Truppe folgt dieser ins Gefecht; die anderen bleiben auf dem Verbandplatze zurück.*) Die Hülfskrankenträger nehmen die Krankentragen vom Medizinwagen und gehen mit den Verbandtornistern in die Gefechtslinie, um die Verwundeten so schnell als möglich auf den Verbandplatz zu bringen; sie leisten auch der ihnen gewordenen Anweisung gemäß die erste Hülfe, d. h. sie machen den Verwundeten transportfähig, sie sollen sich mit zeitraubenden Verbänden nicht aufhalten und in zweifelhaften Fällen Meldung an den Sanitätsoffizier machen. Die Lage der Truppenverbandplätze ist der Truppe bekannt zu machen, sie sind durch die Genfer Flagge, in der Nacht durch rothe Laternen erkennbar.

Es empfiehlt sich die Vereinigung mehrerer Truppenverbandplätze, z. B. des Regiments oder zusammen fechtender Detachements, zu verfügen. Jedes

*) Also nicht mehr die Hälfte, wie es in der Kriegs-Sanitätsordnung heißt. (F. O. Ziff. 465.)



Armeekorps besitzt drei Sanitätskompagnien, jede Reservedivision eine. Nimmt das Gefecht einen größeren Umfang an, so tritt die Kompagnie auf Befehl des Divisionskommandeurs oder nach selbständiger Anordnung des Divisionsarztes den Vormarsch an; sie errichtet den Hauptverbandplatz, für dessen Lage und Erkennen die gleichen Vorschriften wie für den Truppenverbandplatz gelten. Zwischen dem Hauptverbandplatz und der fechtenden Truppe wird der Wagenhalteplatz, gedeckt aufgestellt, bestimmt; dort halten die Krankenwagen. Die Krankenträger entnehmen ihnen die Krankentragen und begeben sich unter Führung der Trainoffiziere auf das Schlachtfeld zum Aufsuchen der Verwundeten, leisten diesen die erste Hülfe und tragen sie bis zum Wagenhalteplatz; dort werden sie eingeladen und nach dem Hauptverbandplatz gefahren.

Truppenverbandplätze können mit den Hauptverbandplätzen vereinigt werden.

Auf dem Hauptverbandplatz werden die nothwendigen Operationen gemacht, die Verwundeten erhalten dort Verbände, die einen weiteren Transport möglich machen; Jeder erhält ein Wundtäfelchen, auf welchem Art des Verbandes und der Verletzung bezeichnet sind; weiße Wundtäfelchen erhalten solche, die einer sofortigen Lazarethbehandlung bedürfen, rothe solche, die weiter zurück transportabel sind.

Nachdem die nothwendigen Fuhrwerke auf dem Wege der Zutheilung oder der Beitreibung beschafft sind, werden die Verwundeten in das nächste, rückwärts gelegene Feldlazareth gebracht; Leichtverwundete werden an rückwärts gelegenen Sammelplätzen gesammelt und den Sanitätsanstalten im Bereiche der Etappe zugeführt. Damit beginnt die Thätigkeit der Krankenzerstreuung (Evakuation).

Jedes Armeekorps besitzt zwölf Feldlazarethe, jede Reservedivision drei (Reservefeldlazareth); ein Feldlazareth kann 200 Mann in Pflege nehmen. Die Zutheilung der Feldlazarethe zu den Staffeln regelt die Kommandobehörde. Um eine Unterkunft der Verwundeten schnell vorzunehmen, dient neben der Unterbringung in Zelten (Zeltausrüstung), Baracken, Nothzelten, das transportable Lazareth, welches aus Döckerschen Baracken besteht. Das Feldlazareth kann in zwei Züge zerlegt werden, ein Zug wird vorgeschoben. Ist das Lazareth zur Aufnahme eingerichtet, so ist es von den Bewegungen der Truppe unabhängig; hat es, nach seiner Auflösung oder Ablösung durch ein Kriegslazareth, den Anschluß an die Truppe verloren, so tritt es unter den Befehl der Etappeninspektion; das Material der Feldlazarethe wird ergänzt aus dem Lazarethreservedepot, welches u. A. 80 Krankenzelte mit sich führt.

Dieser allgemeine Ueberblick des amtlichen Sanitätsdienstes im Bereiche der Feldarmee dürfte noch durch einige wichtige Einzelheiten zu ergänzen sein. Mannschaften, die nicht Krankenträger sind, dürfen Verwundete nur



auf Befehl eines Offiziers wegschaffen; jeder Truppentheil ist auch ohne höhere Anordnung verpflichtet, das Schlachtfeld nach Verwundeten und zu deren Schutz gegen plündernde Gesindel absuchen zu lassen.

Für die Anlegung der Verbandplätze auf dem Gefechtsfelde wird die Deckung in Mulden, Erdabhängen nothwendig werden; ihre Lage wird sich hinter Gebäuden oder in dichten Wäldern als vortheilhaft erweisen; die Zeit der Anlegung wird sich danach richten, wann das Gefecht eine gewisse Stabilität erlangt hat. Wieweit ein Verbinden und eine ärztliche Hülfe in der Feuerlinie selbst statthaben kann, wird von den Umständen abhängen.

Es ist zu fordern, daß die Sanitätsanstalten so nahe als möglich an die fechtende Truppe herangehen und so schnell als möglich die Verwundeten außer Gefechtsbereich bringen.

Sanitätspersonal und -material folgt, sobald es mit der Bergung der Verwundeten fertig ist, den Truppen. Dieser Anschluß ist so schnell als thunlich zu erreichen.

Das Feldlazareth wird abgelöst durch ein stehendes Kriegslazareth, welches zur Etappe gehört. Etappen-Generalärzte regeln den Sanitätsdienst dieses Bereiches.

Die Krankentransport-Kommissionen sind eingesetzt, um eine Vertheilung der Kranken auf die Sanitätsanstalten der Etappe zu regeln, ihr Standort ist der Etappenhauptort. Sie errichten Krankensammelstellen, Etappenlazarethe, Erfrischungs-, Verband- und Uebernachtungsstationen und regeln den Dienst bei den Sanitäts- und Krankenzügen. Im Etappenbereiche hat eine wirksame Krankenzerstreuung einzutreten. Das Ineinandergreifen der Formationen an der Etappengrenze ermöglicht diese Vertheilung der Verwundeten und Kranken in das Hinterland. Sanitätszüge zerfallen in Lazarethzüge und Hülfslazarethzüge; erstere sind eine geschlossene, schon im Frieden vorbereitete Sanitätsformation, mittelst welcher Schwerverwundete liegend und mit besonderen Lagerungsvorrichtungen auf weite Strecken transportirt werden können, sie sind gewissermaßen ein auf Schienen fahrendes Lazareth; jeder Zug hat 30 Krankenwagen, außerdem Aerztewagen, Küchenwagen 2c., mit Durchgangssystem. Die Hülfslazarethzüge bestehen aus Wagen 4. Klasse, ohne Ständervorrichtung im Inneren, und aus Güterwagen. Nach verschiedenen Systemen werden Tragen in die Wagen eingehängt, auch sie sind für liegende Verwundete bestimmt. Mit Krankenzügen werden Verwundete in sitzender Stellung befördert. Neben diesem Transporte besteht der zu Schiffe und zu Wagen zu Recht. Das Personal im Etappenbereiche stellt zum Theil die freiwillige Krankenpflege als Lazareth-, Transport- und Depotpersonal.

Die Garnisonlazarethe des Heimathlandes heißen beim mobilen Zustande Reserve- bezw. Festungslazarethe. Das Personal wird zum Theil von der freiwilligen Krankenpflege gestellt. Sie errichtet auch Vereins-

lazarethe und Privatpflegestätten; stellt Transportpersonal in den freiwilligen Sanitätskolonnen der Kriegervereine, vermittelt Nachrichten und unterstützt das Centralnachweisebüreau des Kriegsministeriums.

Greifen alle Formationen sachgemäß ineinander, so ist damit eine fortlaufende Kette von Sanitätsanstalten, von der fechtenden Truppe bis in die Heimath, gegeben; dieses großartige System der Evakuation, welches in den letzten drei Kriegen gut und sicher funktionirt hat, ist in der Neuzeit immer mehr in seinen Einzelheiten verbessert worden.

Die wissenschaftliche Bildung der Sanitätsoffiziere, welche auf dem Gebiete der Kriegschirurgie ganz besonders sich erhöht hat, die Errungenschaften der Wundbehandlung, wie sie sich seit den letzten Jahrzehnten in der Anwendung der Esmarchschen Blutleere, der Betäubung (Narkose) und der antiseptischen und aseptischen Wundbehandlung darstellt, geben die Gewähr, daß die Behandlung der Schußverletzungen nach modernen Grundsätzen vor sich geht. Die Bedeutung der Röntgenstrahlen für die Kriegschirurgie liegt auf der Hand. Verbesserungen in der Kriegs-Sanitätstechnik, in Verband- und Transportmaterial lassen die große Fürsorge erkennen, die zum Wohle der Kriegsverletzten beobachtet wird. Eine auf modernen Grundsätzen fußende Instruktion des unteren Sanitätspersonals giebt die Sicherheit, mit welcher Pflege und Unterkunft des verwundeten Kriegers ausgeübt wird; der enge Anschluß der freiwilligen Krankenpflege in jeder Beziehung läßt diesen Faktor als einen wichtigen und werthvollen erscheinen.

Die Wirkung und kriegschirurgische Bedeutung der neuen Schußwaffen ist ein Gebiet, welches mit Emsigkeit durchforscht ist. Zahlreiche Versuche haben die Ergebnisse sichergestellt und zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Man hat die kleinkalibrige Waffe eine humane genannt, sie würde diesen Namen in der That verdienen, wenn die Herabsetzung des Kalibers mit einem undeformirbaren Geschoßmaterial verbunden wäre. Das ist aber nicht immer der Fall, und dazu kommt, daß, von der Entfernung abgesehen, die Beschaffenheit der getroffenen Körpertheile und Körpergewebe die größte Rolle spielt. Nach der Entfernung, in der ein Geschoß den Körper trifft, kann man schematisch vier Zonen unterscheiden, die Zone hydraulischer oder hydrodynamischer Wirkung (Explosivzone) bis 500 m; Zone der reinen Lochschüsse bis 1000 m; Riß- und Splitterschüsse bis 1500 m und Streifschüsse von 1500 m und weiter.

Die Haut, die Muskeln, die Gefäße weisen in der Regel glatte Schußkanäle auf; die großen Röhrenknochen bieten in der ersten Zone starke Zersplitterungen dar, in den anderen Zonen Lochschüsse oder Streifungen. Bei Schädelschüssen tritt die Explosivwirkung in den Vordergrund; Lungenschüsse zeigen glatte Kanäle, mit Flüssigkeiten gefüllte Organe zeigen Explosivwirkungen und Berstungen, leere Hohlräume werden glatt durchbohrt.

Dieser etwas schematische Typus ändert sich aber bei deformirten Geschossen; diese schaffen erstens ungünstige Wundverhältnisse und neigen zum Steckenbleiben. So wirken alle Mantelrisse, so wirken Dum-Dum- und Hohlspitzengeschosse. Eine Sonderstellung nehmen die Querschläger ein, auch sie schaffen ungünstige Wundverhältnisse.

Man nimmt an, daß die modernen Geschosse eine Steigerung der sofort oder bald tödlich wirkenden Verletzungen auf 30 pCt. aller Getroffenen herbeiführen werden, andererseits wird es eine vermehrte Anzahl von minder gefährlichen Weichtheilschüssen geben (55 pCt.), die Zahl der verstümmelnden, die Funktion wichtiger Organe bleibend störenden, schweren Verwundungen dürfte zurückgehen (15 pCt.).

Bekanntlich ist die Zahl der Gefechtsverluste immer kleiner geworden, obwohl die Waffe und die Schießausbildung sich verbessert haben. Die Erfahrung lehrt, daß eine Truppe in ihrem Angriffsvermögen als gelähmt zu betrachten ist, wenn sie 25 pCt. Verluste, daß sie in ihrer Gefechtskraft gebrochen ist, wenn sie 33 pCt. Verluste hat.

Die blutigen Verluste berechnet man auf höchstens 20 pCt., davon bleiben ein Viertel todt.

Feuerintensität und Gefechtsverlust wachsen mit dem Uebergange aus der Aufmarschzone in die Entwickelungs- und Entscheidungszone.

Die Sanitätstaktik wird allen diesen Dingen Rechnung tragen müssen. Mit dem Momente des Gefechtsabschlusses ist das schleunigste Eingreifen am Verlustfelde geboten. Daraus wird sich im Einzelfalle die Lage der Verbandplätze ergeben.

Diese Kriegsaufgabe des Sanitätspersonals ist nur gemeinsam mit den Truppenoffizieren zu lösen. Die vorbereitende Friedensthätigkeit auf diesem Gebiete ist daher ein Feld der Thätigkeit, welches in Gemeinsamkeit zu beachten Offizieren und Sanitätsoffizieren zukommt. Da der Truppenführer für die Aufgaben des Sanitätsdienstes verantwortlich ist, wie die Kriegs-Sanitätsordnung vorschreibt, die nicht bloß für die Militärärzte gilt, so muß das Interesse für diese Dinge geweckt werden.

Erfreulicherweise ist bei den Sanitätsoffizieren das Interesse im steten Wachsen begriffen; sie beabsichtigen nicht, auf eigene Faust Sanitätstaktik zu treiben, sondern sie wollen das Interesse sehen, welches der Offizier diesem Dienstzweige entgegenbringt.

Der Sanitätsoffizier muß befähigt sein, die Felddienst-Ordnung und ihre Sprache insoweit zu beherrschen, daß er dem Gange des Gefechts folgen kann, um danach seine Maßnahmen zu treffen; die Betheiligung am Kriegsspiele giebt ihm die nothwendige Gelegenheit, sich in diesem Dienstzweige zu üben; der Offizier wird beim Kriegsspiele den Sanitätsformationen sein Augenmerk zuwenden.

Wenn der Truppenführer in der Schlacht, wie Schlichting gesagt hat, mit seiner Aufgabe so vollauf beschäftigt ist, daß er für die Sanitäts-

aufgaben keine Zeit übrig hat, so werden Studium und Uebung des Kriegs-Sanitätsdienstes im Frieden und beim Kriegsspiele den verantwortlichen Sanitätsoffizier in leitender Stellung befähigen, im Kriege seine Aufgabe, die Anlegung der Verbandplätze, selbständig zu lösen.

Sanitätsübungen im Frieden, bei den großen Truppenübungen, sind deshalb eine Forderung, die reglementarisch sein sollte; denn auch für den Kriegs-Sanitätsdienst gilt, daß die Ansprüche, die der Krieg stellt, maßgebend sind für die Ausbildung im Frieden.

Ebenso wichtig, wie der Dienst an den Kranken und Verwundeten im Kriege, ist der Gesundheitsdienst. Bei Gelegenheit eines früheren Vortrages sprach ich bereits von der Bedeutung der Kriegsseuchen.

Dieselben hygienischen Grundsätze, wie sie für das militärische Leben im Frieden geltend sind, beherrschen die Aufmerksamkeit von Truppenführer und Arzt im Kriege; naturgemäß kommt ihnen noch eine größere Bedeutung zu, und hier zeigt es sich auch, daß das, was im Frieden in Fleisch und Blut der Truppe übergegangen ist, sich im Kriege bewährt.

Nirgends erlangt der Gesundheitsdienst eine ähnliche Bedeutung als im Kriege.

Die Geschichte aller Zeiten beweist, wie die Heereskrankheiten ihren Einfluß auf die militärischen Aktionen gehabt haben.

Die Absonderung der Erkrankten, die Beobachtung Verdächtiger sind das wichtigste Mittel zur Seuchenbeschränkung im Felde, dies gilt im Kriege von ganzen Truppentheilen; eine Verlegung des Quartiers, die Räumung belegter Orte, der Wechsel des Lagerplatzes sind von den günstigsten Erfolgen begleitet gewesen. Die Erkrankten sind in besonderen Seuchenlazarethen unterzubringen.

Bei der energischen Durchführung aller sanitären Maßregeln, wie sie geschildert sind, gelingt es auch, den inneren Feind zu besiegen, der dem Heere durch die Krankheiten droht, und gestützt auf diese innere Gesundheit durch Vernichtung des äußeren Feindes den Sieg an seine Fahnen zu ketten.

Bei der Verwundeten- und Krankenpflege ist das Wesentlichste die Schaffung von Unterkunftsstätten.

Ein weiterer Punkt zur Hebung des Kriegs-Sanitätsdienstes ist der Austausch der wissenschaftlichen Erfahrungen zwischen den Nationen, die Innehaltung internationaler Bestrebungen auf diesem Gebiete läßt sich mit der Festhaltung des nationalen Standpunktes unschwer vereinen.

Auch für das ganze große Gebiet der Kriegskrankenpflege gilt der Grundsatz:

„Si vis pacem, para bellum."

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.



Statistische Nachrichten
über das Preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands

von

Kunhardt v. Schmidt
Generalmajor z. D.

Einleitung.

Niemals kann uns Soldaten der Gedanke kommen, die traurige Niederlage von 1806 sei nur eine kurze Episode der Schwäche gewesen, die uns heute kaum noch etwas angehe und deren Wiederholung, wenn auch in anderer Form, für alle Zeiten ausgeschlossen sei.

Der Geschichte unseres Heeres gehört sie an, wie die Siegestage von Roßbach und Leuthen, wie Belle-Alliance und Mars la Tour, immer wieder erscheint uns zwischen dem erkämpften Lorbeer ihr bleiches Bild und zwingt uns, ihm fest in das häßliche Gesicht zu blicken und aus dessen Falten zu lesen und zu lernen. Je ernster wir dies thun, um so sicherer sind wir, ihren Schatten zu bannen.

Männer wie Clausewitz, Höpfner, Goltz und Lettow haben uns die Mittel dargereicht, diese Pflicht zu erfüllen und zu erkennen, wie sich mit den Mängeln des Heeres die ganze Wucht von Fehlern in seiner Verwendung vereinigte, um eine Niederlage und eine Entmuthigung von unerhörtem Umfange herbeizuführen.

Wenn wir uns aber durchgerungen haben durch die Fluth trauriger Ereignisse mit ihren bitteren Lehren und unser Gemüth einen Trost darin empfände, zu wissen, in welchem Umfange die Männer, welche damals das Offizierkorps des Heeres ausmachten und in den Wirbel der Niederlagen hineingerissen wurden, nachmals den Ruhm der Preußischen Waffen wieder aufrichten halfen und die Befreiung Deutschlands erstritten, so wird einer solchen Frage eine Antwort nicht zu theil.

Und doch wäre dieselbe nur eine Forderung der Gerechtigkeit, denn wenn auch ein Blücher, Gneisenau und Yorck, ein Scharnhorst, Bülow und Tauentzien ihren Platz gefunden haben in den Herzen und im Gedenken unseres Volkes, so gilt diesem doch die große Masse des Offizierkorps von 1806 als mit dem Fluche der Niederlage behaftet zu Grunde gegangen und an der Beschimpfung seines Andenkens hat es wahrlich nicht gefehlt!

Ein unscheinbares Dokument besitzen wir, welches uns jeden wünschenswerthen Aufschluß über das Schicksal jenes Offizierkorps zu geben vermag, aber es läßt sich diesen erst abringen durch vielfache gründliche Durcharbeitung.

Nachdem seit der Katastrophe von 1806 die nächste gedruckte Rangliste erst im Jahre 1817 wieder erschienen war, ohne indessen bei der völligen Neugestaltung der Armee die in dem langen Zeitraume erfolgten Abgänge an Offizieren nachzuweisen, machte sich, je länger je mehr, das Bedürfniß nach einer derartigen Nachweisung geltend. Die Redaktion der Rangliste veranlaßte daher die Sammlung von Personalnotizen und veröffentlichte im Jahre 1827 eine Reproduktion der Rangliste von 1806, in welcher diese Notizen einem jeden Namen hinzugefügt waren.

Schnell vergriffen, wurde im Jahre 1828 eine zweite, mehrfach berichtigte Auflage erforderlich.*) Diese soll uns zur selbständigen Beantwortung der Frage dienen, welcher Theil des Offizierkorps des Jahres 1806 noch der Armee im Befreiungskriege angehört und welche Opfer er in diesem gebracht hat.

Hierzu vergegenwärtigen wir uns die Stärke und Zusammensetzung des Offizierkorps im Rahmen der Armee von 1806 und ermitteln seine Abgänge durch den unglücklichen Krieg und in den folgenden Friedensjahren unter dem Einflusse der napoleonischen Zeit.

Ohne den Endzweck aus dem Auge zu verlieren, sei es auf diesem langen Wege, der uns durch die Zeit der Erniedrigung des Vaterlandes führt, gestattet, auf manche Verhältnisse in der Armee kurz hinzuweisen, welche in ursächlichem Zusammenhange mit der Niederlage standen oder doch ein allgemeines Interesse beanspruchen könnten.

Stärke des Offizierkorps im Jahre 1806.

Bei Beginn des Krieges von 1806 verfügte Preußen über 7166 Offiziere.**)

In dieser Zahl liegen 150 Generale, von welchen indessen 9 als sogenannte „Titulairoffiziere von der Armee" nur in äußerlichem Zusammenhange mit dem Heere standen, ferner 935 Fähnriche und Kornets. Nicht eingeschlossen sind dagegen 197 Offiziere der verschiedenen Invalidenformationen.

---

*) Rangliste der Königlich Preußischen Armee für das Jahr 1806 mit Nachrichten über das nachherige Verhältniß der darin aufgeführten Offiziere und Militärbeamten. Zweite Auflage mit den seit dem Erscheinen eingetretenen Veränderungen und ermittelten Berichtigungen. Mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Königs. Zum Besten des Invaliden-Fonds. Redakteur: Kriegsrath Müller von der Geh. Kriegskanzlei. Berlin 1828. In Kommission bei Ernst Siegfried Mittler.

**) Die Rangliste von 1817 weist dagegen unter Ausschluß der Fähnriche 7267 Offiziere nach, nämlich 4138 der Infanterie einschl. Jäger und Schützen, 1307 der Kavallerie, 643 der Artillerie, 206 des Ingenieurkorps und der Pioniere, 58 des Train, 387 der Gensdarmerie und 528 in Stellungen außerhalb der Front.



Nach Waffengattungen geordnet entfallen hiervon:

4734 Offiziere auf die Infanterie zur Besetzung von 174½ Bataillonen der Feldtruppen (4 Garde-, 29 Grenadier-, 114½ Musketier-, 3 Feldjäger-, 24 Füsilier-Bataillone) und 58 sogenannter 3. Musketier-Bataillone zu Ersatz- und Besatzungszwecken.

1735 Offiziere auf die Kavallerie (13 Regimenter Kürassiere zu je 5, 2 Dragonerregimenter zu je 10, 12 Dragonerregimenter zu je 5, 9 Regimenter Husaren und 1 Regiment Towarzysz zu je 10 Eskadrons, endlich je 1 selbständiges Bataillon Husaren und Towarzysz zu je 5 Eskadrons, zusammen 255 Eskadrons).

289 Offiziere auf die Feldartillerie (4 Fußartillerie-Regimenter und 1 reitendes Artillerieregiment, im Frieden zu je 10 Kompagnien, aus denen im Kriege planmäßig 56 Batterien und 12 Reservebatterien formirt werden sollten).

Außerdem waren vorhanden:

80 Offiziere der Festungsartillerie (19 Kommandos verschiedener Stärke).

74 Offiziere des Ingenieurkorps (in 2 Brigaden getheilt).

16 Offiziere des Mineurkorps (4 Kompagnien).

8 Offiziere des Pontonnierkorps (3 Kompagnien).

230 Offiziere in Stellungen außerhalb der Front.

Man erkennt unschwer aus diesem Stärkeverhältniß die Hoffnungen, welche man auf die Verwendung einer starken Kavallerie setzte, ferner eine gewisse Vernachlässigung der Feldartillerie und eine überaus dürftige Ausstattung der Armee mit Offizieren der Fußartillerie und der technischen Truppen, die um so auffallender ist, als die Zahl der großen und kleinen festen Plätze 26 betrug. Wenn Festungen wie Magdeburg, Stettin und Cüstrin über 5 bezw. 4 und 2 Offiziere der Festungsartillerie und über 3 bis 4 Ingenieuroffiziere verfügten, so drängt sich die Frage auf, wie es wohl in anderen Punkten um ihre Vertheidigungsmittel ausgesehen haben mag.

Die Eintheilung der Armee und die Standorte der einzelnen Truppentheile sind nach den Angaben der Rangliste von 1806 im Anhange I zusammengestellt.*) Eintheilung und Standorte der Armee. (Hierzu Anhg. I.)

Daß im Frieden Verbände gemischter Waffen zum Unglück für die Armee nicht bestanden, ist bekannt. Ein Blick auf die Armeeeintheilung genügt indessen, um zu erkennen, daß auch die vorhandenen Inspektionsverbände innerhalb der einzelnen Waffen keineswegs als eine vorbereitete, taktische Gliederung derselben zur Verwendung vor dem Feinde, betrachtet

*) Die Rangliste führt die Truppentheile, welche zeitweise zur Okkupation von Hannover abkommandirt waren, in ihren alten Standorten auf. Bemerkt sei ferner, daß einzelne Regimenter im Kriege von 1806 infolge eingetretenen Wechsels ihrer Regimentschefs bereits andere Bezeichnungen führten.

werden dürfen. Dem widerspricht schon ihre verschiedenartige Stärke, welche bei den Infanterieinspektionen zwischen 5 und 21 Bataillonen (Feldtruppen), bei den Kavallerieinspektionen zwischen 20 und 75 Eskadrons schwankt.

Die Schaffung taktischer Verbände blieb daher der Mobilmachung vorbehalten, und als man sich nach Scharnhorsts Vorschlag zur Formation von Divisionen entschloß, hatte man keineswegs überall eine glückliche Hand, sondern zerriß die gewohnten Friedensverbände auch noch ohne zwingende Veranlassung, so daß Führer und Truppe sich oft völlig fremd waren und Bataillone der verschiedensten Inspektionsverbände nebeneinander fochten. Dies läßt sich ohne Weiteres aus der Ordre de bataille mit Zurhülfenahme der Rangliste feststellen.

So hätte z. B. die Oberschlesische Infanterieinspektion vollkommen ausgereicht, um eine einheitliche Division zu formiren. Statt dessen finden wir einen Theil ihrer Bataillone neben solchen der Niederschlesischen und Südpreußischen Inspektion in der Division Grawert bei Jena, einen anderen in der Division Schmettau bei Auerstädt kämpfen.

In gleicher Weise besteht die Division Oranien bei Auerstädt aus Bataillonen der Potsdamer, Berliner und Märkischen Infanterieinspektion und das bei Capellendorf ins Gefecht tretende Rüchelsche Korps (16 Bataillone, 13 Eskadrons, 3 Batterien) aus Theilen der Berliner, Südpreußischen, Niederschlesischen und Westphälischen Infanterie- und der Pommerschen und Preußischen Kavallerieinspektion, während seine drei Batterien dem 1., 3. und reitenden Artillerieregiment angehören.

Mehr konnte man in Zerreißung der Friedensverbände nicht thun.

Was die Kavallerie betrifft, so drang Scharnhorsts Vorschlag, dieselbe, mit Ausnahme der leichten Truppen, in Abtheilungen von 4 bis 5 Regimentern zu einheitlicher Verwendung zusammen zu halten, nicht durch. Man vertheilte sie vielmehr in völliger Verkennung der Aufgaben, die ihrer warteten, in Brigaden zu 10 Eskadrons bei den Infanteriedivisionen und begab sich so von vornherein ihrer nachhaltigen Unterstützung in der Schlacht. Ihr späteres Auftreten entsprach vollkommen dieser Verzettelung. Und mit einer solchen Kriegsgliederung mußte das Heer einem Napoleon und seiner festgefügten in ihren Verbänden eingelebten Armee entgegentreten!

Aus dem Anhange I ist ferner ersichtlich, in welcher Weise sich die Waffengattungen untereinander durch die Friedensunterkunft des Heeres fremd werden mußten.

Durch die Unterbringung der Masse der Artillerie in Berlin, je eines Regiments in Königsberg und Breslau und die Detachirung einer reitenden Batterie nach Warschau, gab es in der ganzen Monarchie nur diese vier Garnisonstädte, in welchen sich sämmtliche Hauptwaffen berührten.

Da nun aber die Infanterie 125, die Kavallerie sogar 203 Garnisonorte besaß und beide außer den oben genannten Städten nur noch drei der-

selben miteinander theilten, so ergiebt sich, daß sich die Infanterie an 118 Orten, die Kavallerie an 196 Orten völlig isolirt befand.

Im Allgemeinen garnisonirte die Infanterie in den größeren und mittleren Städten, die Kavallerie in den kleinen, sowie in Marktflecken, die auch der gewiegteste Geograph nicht sämmtlich zu kennen vermag.

Abgesehen von allen Unzuträglichkeiten, welche die große Mehrzahl aller dieser Garnisonen für das gesellschaftliche und geistige Leben der Offiziere einschlossen, war es doch ihr größter Mangel, daß selbst die höheren Offiziere jahrein jahraus nur kleine Abtheilungen ihrer eigenen Waffe zu sehen bekamen und jede Kenntniß vom Wesen und der Kampfesweise der anderen verloren, insbesondere, da von regelmäßig wiederkehrenden Uebungen größerer Verbände schon seit langer Zeit aus Sparsamkeitsrücksichten gar keine Rede mehr war. Dem Aufgehen in den Kleinlichkeiten des täglichen Dienstes und dem Verluste der höheren Gesichtspunkte war damit Thür und Thor geöffnet. Wenn trotz der träumerischen Weltabgeschiedenheit der meisten Garnisonen, von welcher wir uns heute eine richtige Vorstellung zu machen nicht mehr vermögen, das geistige Leben im Heere keineswegs zu völligem Stillstande kam, sondern im jüngeren Theile des Offizierkorps sogar lebhaft pulsirte, so verdient dies gewiß Anerkennung. Durchzudringen vermochten neuere Anschauungen freilich nicht, da man in der äußersten Präzision aller Bewegungen noch immer den Schlüssel zum Siege in der Hand zu halten glaubte.

Wenn wir uns hier darauf beschränken müssen, die Mängel, welche aus der unglücklichen Gliederung der Armee und ihrer ebenso unzweckmäßigen Friedensdislokation entstanden sind, gleichsam im Vorübergehen anzudeuten, so kann es doch bei einigem Nachdenken dem Leser nicht entgehen, daß dieselben unter den Ursachen des Zusammenbruches der Armee einen breiten Raum einnehmen.

Durchschnittliche Stärke der Offizierkorps der Infanterie-, Kavallerie- und Artillerieregimenter.

Die durchschnittliche Stärke der Offizierkorps der Infanterieregimenter betrug 65 Offiziere und 6, meist ältere und halbinvalide Offiziere, als Stamm für das 3. Musketierbataillon.

Bei dem Letzteren waren indessen zur Dienstleistung aus dem Etat des Regiments so viele jüngere Offiziere (keine Fähnriche) kommandirt, als nach der Stärke des Stammes zur Kompletirung auf 16 Offiziere erforderlich waren, durchschnittlich daher 10 Offiziere.

Da ferner je zwei Infanterieregimenter durch Zusammenstellung ihrer Grenadierkompagnien ein Grenadierbataillon von vier Kompagnien mit einem Etat von 18 Offizieren dauernd formirten, so war hiermit eine weitere Abgabe von 9 Offizieren für jedes Regiment verbunden.

Für die beiden mobilen Musketierbataillone des Regiments verblieben daher, einschließlich des Regimentschefs und seines sogenannten Generaladjutanten 46 Offiziere, so daß nach Ausscheidung des Regimentsstabes auf jedes Bataillon 22 Offiziere, darunter 5 Fähnriche entfielen und jede der 5 Kompagnien mit 1 Führer und 3 Offizieren, darunter 1 Fähnrich, besetzt war.

Aber auch diese Zahl verminderte sich noch durch Abkommandirung zum Regimentstrain, bei welchem sich gegen 300 Pferde befanden (darunter allein 70 Packpferde mit Zelten und ein solches für jeden Offizier), sowie in dem Falle, wo der Regimentschef das Kommando eines höheren Truppenverbandes übernahm und der Regimentskommandeur an Stelle des I. Bataillons das Regiment zu führen hatte. Man wird daher die Gefechtsstärke eines Bataillons auf höchstens 21 Offiziere zu schätzen haben.

Ungünstiger lagen diese Verhältnisse noch bei dem Feldjägerregiment, welches zur Besetzung seiner 3 Bataillone nur über 51 Offiziere verfügte, während die gleichfalls 3 Bataillone starken Füsilierbrigaden durchschnittlich 61 Offiziere zählten. Zu bemerken ist, daß die Bataillone der leichten Infanterie zu 4 Kompagnien formirt waren.

Bei der Kavallerie war die Zahl der Offiziere da am geringsten, wo sie nach der Art des Dienstes am stärksten hätte sein sollen, bei den Husaren und Towarzysz. Ihre 10 Eskadrons starken Regimenter verfügten durchschnittlich über 55 Offiziere, so daß nach Abrechnung des Regimentsstabes und etwa 3 zum Depot kommandirter Offiziere nur 5 für jede Eskadron verblieben. Erheblich besser waren die Kürassier- und Dragonerregimenter daran, bei welchen unter gleichen Voraussetzungen von dem durchschnittlich 39 Köpfe starken Offizierkorps für jede ihrer 5 Eskadrons im Allgemeinen 7 Offiziere verfügbar waren.

Eine Ausnahmestellung nahmen endlich die 10 Eskadrons starken Regimenter Königinn- und Auer-Dragoner mit 79, bezw. 84 Offizieren ein.

Die Offizierkorps der Feldartillerie-Regimenter, zwischen 53 und 62 Offizieren schwankend, zählten deren im Durchschnitt 58, so daß im Frieden 5 bis 6 Offiziere pro Kompagnie, im Kriege dagegen bei Aufstellung aller planmäßig vorgesehener Batterien nur etwa 4 pro Batterie vorhanden waren.

Adel und Bürgerthum im Offizierkorps.

Es ist bekannt, daß sich das Offizierkorps im Wesentlichen aus dem Adel des Landes ergänzte.

Daß nicht der Name, sondern Herz, Charakter und Erziehung den guten Offizier machen, ist selbstverständlich und die Thatsache daher nicht zu leugnen, daß die Bevorzugung eines Standes von immerhin begrenzter Zahl dem Heere auch Elemente zuführte, die bei gleichmäßigerer Heranziehung aller gebildeten Stände durch geeignetere ersetzt werden konnten.

Aber man wird auch nicht vergessen dürfen, daß erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Bürgerthum in breiten Schichten die Mittel zur Ergänzung des Offizierkorps zu bieten begann und zur Zeit des großen Königs noch nicht entfernt zu dessen Ersatze in großem Umfange befähigt war. Hätte Friedrich in seinen jüngeren Jahren einen Bürgerstand von der Bedeutung und Erziehung vorgefunden, wie wir ihn heute besitzen, so hieße es wahrlich von dem Scharfblicke und dem praktischen Sinne dieses Königs gering denken, wenn man annähme, daß er demselben aus reiner Vorliebe für

den Adel die Reihen seines Offizierkorps verschlossen hätte. Wenn er dies im Wesentlichen dennoch that, so handelte er ganz einfach unter dem Drucke der Verhältnisse und in der Erkenntniß, daß bei der Art der Erziehung der städtischen Jugend, welcher körperliche Uebungen fremd waren, der bei Jagd und Pferd auf dem Lande aufgewachsene Junker oder der im Kadettenkorps erzogene Sohn des alten Offiziers die größere Gewähr bot, selbst ein tüchtiger Offizier zu werden.

Es kann daher kaum Wunder nehmen, daß die Nachfolger eines Friedrich, die wohl im Stande gewesen wären, das Bürgerthum in vermehrter Weise zum Offizierdienst heranzuziehen, bei der überlieferten Ergänzung des Offizierkorps, mit welchem der große König seine Schlachten geschlagen hatte, stehen blieben.

Heute, wo die gebildeten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft Millionen umfassen, wo wir seit 90 Jahren die allgemeine Wehrpflicht besitzen, wo es kaum eine Familie giebt, in welcher sich nicht militärische Interessen irgend welcher Art geltend machten, wo der Werth körperlicher Uebungen je länger je mehr erkannt wird, erscheint uns manches als Thorheit, was durch die Verhältnisse jener Zeit thatsächlich begründet war.

Immerhin war das bürgerliche Element in dem damaligen Offizierkorps zahlreicher vertreten, als gemeinhin angenommen wird. Es gehörten ihm 661 Offiziere, etwas über 9 pCt. aller Offiziere an, darunter 6 Obersten, 3 Oberstlieutenants, 29 Majors, 139 Kapitäns und Stabskapitäns und 484 Subaltern-Offiziere.

Wenn sich unter der Generalität bürgerliche Namen nicht befinden, so ist es ebenso müßig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, als wenn sich noch jetzt, Jahr ein Jahr aus, Leute finden, die aus den Namen der Generale eine Benachtheiligung im Avancement der bürgerlichen Offiziere herausrechnen, denn beinahe in noch höherem Umfange wie heute war es auch damals gebräuchlich, verdienten Offizieren den Adel zu verleihen, wie man andererseits damit auch keineswegs entsprechenden Anträgen gegenüber kargte, um den Söhnen besserer bürgerlicher Familien ihr Fortkommen im Staatsdienste zu erleichtern.

Daß es an Vorurtheilen und alten Gepflogenheiten nicht fehlte, mit denen zu brechen man sich nicht entschließen konnte, ist gar nicht zu leugnen. Hierzu gehörte zum entschiedensten Nachtheile für die Einheitlichkeit des Offizierkorps die, welche den bürgerlichen Offizieren im Allgemeinen nur die Jäger, Füsiliere, Husaren und Towarzysz, ferner die Artillerie und die Spezialwaffen zum Diensteintritt öffnete.

Wir finden demgemäß in den Offizierkorps der Infanterieregimenter (Grenadiere und Musketiere) nur 27 bürgerliche Offiziere, meist vereinzelt und nur beim Regiment Kurfürst von Hessen 8 vereinigt, während in den sogenannten dritten Musketierbataillonen (Ersatz- und Besatzungsbataillonen),

welche einen gesonderten Stamm besaßen, 84 derselben dienten, bei den Jägern und Füsilieren dagegen 95 und genau ebenso viele bei den Husaren und Towarzysz (beim Regiment Prittwitz-Husaren Nr. 5 — heutigem 1. und 2. Leib-Husarenregiment — allein 24). Bei den Kürassieren begegnen wir keinem, bei den Dragonern nur zwei bürgerlichen Namen.*)

In der Feldartillerie dienten hingegen 205, bei der Festungsartillerie 68, im Ingenieur-, Mineur- und Pontonnierkorps zusammen 42 bürgerliche Offiziere und 43 finden sich in Stellungen außerhalb der Front.

Polnische und Französische Namen im Offizierkorps.

Durch die in den letzten Jahrzehnten erfolgten Theilungen Polens und die Emigration zahlreicher, vor der Französischen Revolution flüchtender, Französischer Adelsfamilien nach Preußen, erklärt es sich ohne Weiteres, daß im Jahre 1806 ein erheblicher Theil des Preußischen Offizierkorps Träger Polnischer und Französischer Namen war, die zumeist längst aus der Armee wieder verschwunden sind. Insgesammt finden sich nicht weniger als 1059 solcher Namen (819 Polnischer, 240 Französischer Abstammung), was 15 pCt. des ganzen Offizierkorps entspricht. Die Vertheilung auf die einzelnen Waffen ist keine gleichmäßige, sie beträgt vielmehr bei der Infanterie annähernd 17 pCt., bei der Kavallerie 12½ pCt., bei der Feldartillerie nur 5 pCt. des Bestandes, während ein Fünftel aller Ingenieuroffiziere Französische Namen tragen.

Sehr groß ist ferner die Zahl derjenigen Offiziere, welche nicht in Preußen geboren waren, sondern dereinst durch den Ruhm der Preußischen Waffen zum Eintritt in das Heer angezogen worden waren. Der Mehrzahl nach sind dieselben „aus dem Reiche" oder aus Schwedisch-Pommern, doch fehlt es auch nicht an Kurländern, Schweizern, Niederländern und Schweden. Nicht weniger als 25 pCt. aller Regimentschefs und Kommandeure der Infanterie, sowie 20 pCt. von denen der Kavallerie und Artillerie waren in diesem Sinne Ausländer, von den Bataillonskommandeuren der Füsiliere sogar annähernd 33 pCt.

Bemerkungen zur Zusammensetzung des Offizierkorps.

Gänzlich verfehlt würde es sein, aus der Zusammensetzung des Offizierkorps den Schluß ziehen zu wollen, als sei diese von Einfluß auf die einheitliche Denk- und Handlungsweise desselben gewesen. Ein Offizierkorps wie das Preußische, gleichviel ob jetzt oder damals, schlingt schnell ein festes Band um alle seine Glieder oder stößt die Widerstrebenden von sich.

Ebenso verkehrt ist die nachmals geflissentlich genährte Vorstellung von dem unerträglichen Dünkel und Uebermuthe der Offiziere. Gewiß sind sie

*) Die Rangliste von 1817 läßt den vollständigen Bruch mit diesen Ueberlieferungen erkennen. Das Offizierkorps gehört mit 54 pCt. dem Adel, mit 46 pCt. dem Bürgerthum an. Die Garde-Regimenter besitzen 47 bürgerliche Offiziere (das 2. Garde-Regiment 10, Alexander 16, Franz 10, Garde-Jäger 5, Garde-Schützen 6). Die jetzigen Grenadier-Regimenter 1 bis 12 haben durchschnittlich je 38 bürgerliche Offiziere, ebenso die Kavallerie 28 pCt. und zwar die Garde-Kavallerie 9 Offiziere, die Kürassiere 12, die Dragoner 70, die Husaren 141, die Ulanen 114.

stolz gewesen der Preußischen Armee anzugehören, ebenso stolz wie wir, und wahrlich, um diejenige Armee wäre es schlecht bestellt, in welcher ein solcher berechtigter Stolz nicht bestände.

Aber gerade, weil die Armee nach Art der Ergänzung ihrer Mannschaft neben dem Volke stand und nicht wie die unserige ihre Wurzeln im Herzen desselben hatte und weil Adel- und Offizierstand damals identische Begriffe zu sein schienen, wachte man mit peinlichster Vorsicht darüber, daß kein Bürger von einem Offizier gekränkt würde, ja, ging Konflikten mit diesen und den Civil-Behörden bis zu einer Schwäche aus dem Wege, die uns heute unverständlich ist.

Unser Offizierkorps befindet sich thatsächlich in einer ungleich besseren bürgerlichen Position wie jenes alte, aber wir brauchten nur geschlagen zu werden, um zu erfahren, daß wir um keinen Deut besser waren, wie dieses.

So Gott will entziehen wir unseren Richtern, die wie Pilze aus der Erde schießen würden, die Gelegenheit, ihres Amtes walten zu können!

Das Lebens- und Dienstalter der höheren Offiziere.

Oft scheint der Einzelne die Naturgesetze, denen alle Menschen unterworfen sind, zu durchbrechen, indem er ihnen durch lange Zeit den Tribut versagt. Wenn es daher unrichtig wäre, die körperliche Leistungsfähigkeit und die geistige Spannkraft des einzelnen Mannes mit der Elle seiner Jahre messen zu wollen, so ist doch das Alter sicherlich ein Maßstab, welcher an die Masse angelegt werden muß und namentlich an eine Gemeinschaft von Männern, welchen die schwere Aufgabe zufällt, ein Heer in langer Friedensarbeit auf den Krieg vorzubereiten, dasselbe ununterbrochen auf der Bahn des Fortschreitens zu erhalten und belebend auf den Geist desselben einzuwirken, im Kriege aber ihm unter Nichtachtung aller äußeren Eindrücke und in unermüdlicher Arbeit, im Sattel wie am Schreibtische, Richtung und Ziel zu geben.

Dies können nur Männer, die sich in ihrer Gesammtheit der vollsten Frische des Körpers und Geistes erfreuen.

Vielfach ist angezweifelt worden, ob die allgemeine Annahme von der Ueberalterung der höheren Führer von 1806 zutreffend sei und lebhaft treten ihr einzelne militärische Schriftsteller entgegen, indem sie darauf hinweisen, daß Hohenlohe erst 59 Jahre, Rüchel 52, der Herzog von Württemberg 48, Tauentzien 45 und Prinz Ludwig Ferdinand 33 Jahre zählten. Diese Beispiele ließen sich noch durch dasjenige der Division Oranien ergänzen, deren Führer 34 Jahre alt war, während unter ihm der Oberst Prinz Heinrich mit 25 Jahren eine Infanteriebrigade, der erst 23jährige Oberstlieutenant Prinz Wilhelm eine Kavalleriebrigade führten.

Aber alle diese einzeln herausgegriffenen Beispiele beweisen noch nichts, das zeigt schon die Stellenbesetzung der anderen vier Divisionen, welche bei Auerstädt fochten, deren Divisions- und Brigadekommandeure Durchschnittsalter von 61, 64, 66 und 67 Jahre aufweisen.

Wenn wir aber erfahren, daß von den 244 Männern, welche die Rangliste von 1806 als Regimentschefs, Regimentskommandeure, Gouverneure, Kommandanten oder an der Spitze der Spezialwaffen stehend, nachweist, nicht weniger als 166 das 60. Lebensjahr überschritten hatten und hiervon wieder mehr als die Hälfte das 65. Jahr, während nur 13, darunter 5 Prinzen von Geblüt, das 50. Jahr noch nicht erreicht hatten, so ist man wohl berechtigt, von einer ganz außerordentlichen Ueberalterung der höheren Führer zu sprechen und in dieser eine der wesentlichsten Ursachen des Unterganges der Armee zu suchen.

Mit den Anfängen ihrer Dienstzeit bis in den Siebenjährigen Krieg und selbst in die Zeit vor demselben zurückreichend, waren es diese überalterten Männer, welche der Armee das Gepräge des Beharrens bei den Traditionen einer längst entschwundenen glorreichen Vergangenheit aufdrückten, alle Kassandrarufe verhallen ließen und alle Versuche zu zeitgemäßen Reformen als Felonie an den geheiligten Ueberlieferungen erstickten. Im Banne dieser Traditionen wuchsen auch die jüngeren Führer auf und wurden zum Theil ihre leidenschaftlichsten Anhänger, ohne zu merken, daß sich dieselben immer mehr zu äußeren Formen verflachten, bis endlich die Katastrophe zeigte, daß man nur die Schale, nicht aber den Kern Fridericianischer Kriegs- und Schlachtenführung in Händen gehalten und sorgsam bewahrt hatte.

Wenn nun auch keineswegs bezweifelt werden kann, daß sich diese Männer sämmtlich einen gewissen Grad körperlicher Rüstigkeit erhalten hatten, so war eine Täuschung über denselben in jener Zeit des Stilllebens, in welcher sich im Allgemeinen der höhere Offizier das Maß körperlicher Anstrengungen selbst bestimmen konnte, weit eher möglich, wie in unseren Tagen, wo die höchstgestellten Offiziere nicht nur die Hauptträger der geistigen Arbeit für ihren Befehlsbereich sind, sondern sich auch alljährlich auf längere Zeit den größten körperlichen Anstrengungen zu unterwerfen haben.

Man muß sich hierzu vergegenwärtigen, daß die Friedensthätigkeit der meisten Generale in ihrer Eigenschaft als Regimentschefs nicht über den Rahmen ihres Regiments hinausging, deren Kommandeure sie in unserem heutigen Sinne waren, während die Regimentskommandeure nur als ihre Stellvertreter anzusehen sind, sobald der Chef bei Revuen oder vor dem Feinde das Kommando eines höheren Verbandes erhielt. So ist es auch für die Stellung jener Regimentskommandeure charakteristisch, daß der zufällig älteste Stabsoffizier des Regiments diesen Diensttitel führte und viele Oberstlieutenants und Majors als solche vorhanden sind, während bei anderen Regimentern zahlreiche Oberste eine solche Bezeichnung nicht besitzen.

Hätte sich der Verlauf des Krieges in einigermaßen normalen Bahnen bewegt, so würde das hohe Lebensalter der meisten Führer an sich keine so erhebliche Rolle gespielt haben, wie bei den ungeheuren Beschwerden eines unaufhaltsam fortgesetzten Rückzuges, in welchen sich diese Männer am Ende einer rühmlichen Laufbahn zum ersten Male verwickelt sahen.

Wie tapfer sie auf den Schlachtfeldern auch gewesen waren, auf denen

fünf Generale und neun Regimentskommandeure ihren Tod gefunden hatten, den Schwierigkeiten dieser Lage zeigten sich nur Einzelne so gewachsen, daß sich die Truppen an ihrem Beispiele hätten aufrichten können, die Mehrzahl ging körperlich und seelisch gebrochen ruhmlos mit der Armee zu Grunde.

Am Schlimmsten war es um das Alter der Führer der Preußischen Kavallerie bestellt. Nicht entfernt ist eine andere Waffe von der ganzen Persönlichkeit des Führers so abhängig wie diese! Sie gleicht dem Pfeile, der schwirrend die Luft durchschneidet und tief ins Ziel dringt, wenn der Bogen zur rechten Zeit kraftvoll gespannt wird, der machtlos zur Erde gleitet, wenn es dem Schützen an Kraft gebricht oder nutzlos auf der Sehne des Bogens bleibt, sobald der rechte Augenblick verpaßt wird, ihn zu entsenden.

Die Geschichte aller Kriege und Zeiten ist reich an tüchtigen Heerführern, arm an Reiterführern von höherer Bedeutung und lehrt uns ermessen, wie selten die vielseitigen hohen Eigenschaften, die einen solchen ausmachen, in einer Person vereinigt sind. Aber sie lehrt uns zugleich, daß diese vorzugsweise nur bei dem jüngeren Manne zu finden sind.

Wohl kennt sie Männer, die den in jungen Jahren erworbenen Reiterruhm auch im Alter festzuhalten und zu mehren verstanden und zu diesen gehören unser Derfflinger und Zieten, aber sie schweigt von Männern, die diesen Ruhm an der Spitze der Reiterei erst im Alter begründeten, schweigt darüber hartnäckig von Alexander ab, der als 23 jähriger Jüngling mit seinen Reitern bei Issus die Kerntruppen des Darius zertrümmert, bis auf Stuart, dessen Heldenthaten die Kugel im Alter von 29 Jahren ein Ziel setzt.

So sehen wir Pappenheim und seinen großen Gegner Gustav Adolf an der Spitze ihrer Reitergeschwader, denen sie Geist und Leben gegeben hatten, am nämlichen Tage und im gleichen Alter von 38 Jahren fallen, sehen den 35 jährigen Johann v. Werth mit unerhörter Kühnheit den Schrecken der Kaiserlichen Waffen mit seinen Reitern bis vor Paris tragen, den 36jährigen Seydlitz die Schlacht bei Roßbach entscheiden und bald darauf die Schlacht bei Zorndorf wiederherstellen und gewinnen und Männer zwischen 30 und 40 Jahren sind zur Zeit ihrer höchsten Erfolge sämmtliche Reiterführer Napoleons, die, wenn auch ungleich an Begabung und Bedeutung, in rastloser und zielbewußter Thätigkeit die zweckmäßig gegliederten Verbände der Reiterei in Aufklärung, Schlacht und Verfolgung zu leiten hatten.

Und mit diesen im Kriegsleben aufgewachsenen jugendlichen Führern mußten sich nun die Preußischen Generale messen, deren letzte Kriegserfahrungen, gegen minderwerthige Truppen gesammelt, schon weit zurücklagen, die aus dem Stillleben ihrer kleinen Garnisonstädte herbeigeeilt und gewohnt waren, bei Revuen nach zuvor ausgegebenen Dispositionen zum Angriffe vorzubrechen. Fast ihre Gesammtzahl hatte das 60. Lebensjahr überschritten, fast zwei Drittel befand sich im Alter über 65 Jahre!

Es konnte nicht fehlen, daß die Führung im Wesentlichen und mit nur einzelnen rühmlichen Ausnahmen alle Merkmale dieses Alters trug, hier im

unrichtigen Augenblicke eingreifend und zerschellend, dort energielos, zaudernd, auf Befehle von oben harrend. Hierdurch und durch die Zersplitterung dieser Waffe erklärt es sich, daß ihr Mißerfolg weit eklatanter wurde, als derjenige der meist sehr standhaften Infanterie, obwohl sie dieser durch ihren Mannschaftsersatz und der feindlichen Kavallerie in der Ausbildung des einzelnen Reiters überlegen war, so daß selbst Napoleon große Thaten von ihr erwartete.

Uebersicht über Lebensalter der höheren Offiziere (das Alter eines Regimentskommandeurs der Kavallerie und eines Kommandanten waren nicht zu ermitteln):

Dienstliche Stellung (Rangliste 1806)	Zahl	Es befanden sich im Lebensalter von:								Der Diensteintritt erfolgte			Durchschnittsalter
		70 Jahren oder mehr	65 bis 70	60 bis 65	55 bis 60	50 bis 55	45 bis 50	40 bis 45	unter 40	vor dem 7 jähr. Kriege	während dem 7 jähr. Kriege	nach dem 7 jähr. Kriege	
Chefs der Inf. Regtr.	54 a)	12	11	19	5	3	1 b)	.	3 c)	12 d)	24	18	62½
Kommandeure der Inf. Regtr.	59	1	3	25	14	11	4 e)	.	1 f)	1 g)	32	26	58
Brigade-Kommdre. der Füsiliere	8	.	2	4	1	1	.	.	.	.	4	4	60
Chefs der Kav. Regtr.	33 h)	3	17	5	5	1	2 i)	.	.	9 k)	18	6	63⅔
Kommandeure der Kav. Regtr.	39 l)	.	1	17	14	4	1	1	.	.	16	22	58½
Chefs der Art. Regtr.	5 m)	1	4	.	.	.	.	.	.	3 n)	2	.	68
Kommandeure der Art. Regtr.	5	.	3	2	.	.	.	.	.	1 o)	3	1	65
Obersten der Fest. Art.	5	1	4	.	.	.	.	.	.	1 p)	4	.	68
Generale des Ing. Korps	6	2	1	2	1	.	.	.	.	1 q)	1	4	65⅔
Chef des Min. Korps	1	1	.	.	.	.	.	.	.	1 r)	.	.	73
Chef des Pont. Korps	1	1	.	.	.	.	.	.	.	.	1	.	77
Gouverneure der Festungen soweit sie nicht zugleich Regimentschefs waren	4	4	.	.	.	.	.	.	.	zum Theil nicht zu ermitteln			72½
Kommandanten der Festungen	24	7	6	7	3	.	.	.	.				65⅔
Zusammen . . .	244	33	52	81	43	20	8	1	4	29	105	81	—

Bemerkungen:

a) Von zwei Regimentern war Seine Majestät der König Chef, vier besaßen zur Zeit keinen Chef. Der Kommandeur en chef des Grenadier-Garde-Bataillons (Nr. 6) ist hier mit eingerechnet.

b) Gen. Maj. Graf Tauentzien.

c) Prinz Ludwig Ferdinand, Prinz von Oranien, Herzog von Braunschweig-Oels. Schließt man diese von der Berechnung des Durchschnittsalters aus, so erhöht sich dasselbe für die Regimentschefs der Infanterie auf über 64 Jahre.

d) Feldmarschall v. Möllendorf 1741, Gen. der Inf. v. Courbière 1744, Gen. Lts. Graf Kunheim und v. Kalckreuth 1748, Gen. Lts. v. Owstien und Alt-Larisch 1751, Gen. Lts. v. Rüts und v. Winning 1753, v. Arnim 1754, Gen. der Inf. v. Kleist, Gen. Majors v. Strachwitz und v. Malschitzky 1755.

e) Obersten v. Thümen, v. Görtzke, v. Raumer, v. Ebra.

f) Erbprinz von Hessen-Homburg.

g) Oberst v. Maguſch, Kommandeur des Infanterieregiments Pirch, 1754.

h) Seine Majestät der König war Chef des Regiments Garde du Corps, vier weitere Regimenter waren zur Zeit ohne Chef.

i) Gen. der Kav. Herzog Eugen von Württemberg und Gen. Maj. v. Usedom.

k) Gen. Lt. v. Prittwitz 1750, Gen. der Kav. Graf Kalckreuth 1751, Gen. der Kav. v. Köhler 1752, Gen. Lts. v. Bismarck und v. Brüsewitz 1753, Gen. Lt. v. Heising, Gen. Lts. v. Elsner, Graf Hertzberg und Gen. Maj. v. Auer 1755.

l) Hier sind auch die Kommandeure der beiden selbständigen Bataillone Husaren und Towarzysz eingerechnet.

m) Dabei ein Kommandeur en chef.

n) Gen. Lt. v. Merkatz 1747, Gen. Maj. v. Hartmann 1755, Gen. Lt. v. Tempelhof 1756.

o) Oberst v. Strampf 1756.

p) Oberst Kuenen 1755.

q) Gen. Maj. v. Schöler 1753.

r) Gen. Lt. v. der Lahr 1753.

Zu bemerken ist endlich, daß von den 18 Regimentschefs der Infanterie, welche im Siebenjährigen Kriege nicht gefochten hatten, nur zehn wegen mangelnden Alters erst später in die Armee traten, während sich bei den übrigen der Diensteintritt aus anderen Ursachen verzögert hatte.

Wenn man übrigens glauben wollte, daß hiermit die Ueberalterung in den Chargen im Wesentlichen abgeschlossen gewesen sei, würde man gewaltig irren, es konnte vielmehr gar nicht fehlen, daß diese einen erheblichen Druck auf die Besetzung der mittleren Chargen ausübte. *Das Lebensalter der Offiziere in den mittleren Chargen.*

Bei der Infanterie zählte mehr als die Hälfte der Bataillonsführer über 55 Jahre und die Zahl derer, welche das 60. Jahr erreicht und selbst überschritten hatte, war keine geringe.

So war z. B. bei dem Regimente Winning in Berlin, dessen tapferer Chef im 71. Jahre stand, nicht nur der Regimentskommandeur, sondern mit ihm beide Bataillonskommandeure 63 Jahre alt, während der nächstälteste Stabsoffizier, dem nur die Führung seiner Kompagnie zufiel, 60 Jahre zählte. Nicht besser sah es bei den Füsilierbrigaden aus, denen doch infolge der geringen Verwendbarkeit der Musketiere im Felddienst ein sehr beschwerlicher Dienst zufiel. Von den 16 Bataillonskommandeuren, welche außer den 8 Brigadiers (die zugleich Bataillonskommandeure waren) vorhanden waren, befanden sich nur 3 unter 50 Jahren, ebenso viele im 60. Jahre, während 4 älter waren, unter ihnen der 70jährige Oberst Borell du Vernay.

In der Kavallerie war die Zahl der Obersten, Oberstlieutenants und Majors, welche als einfache Eskadronchefs zwischen 50 und 60 Jahren standen, sehr groß, es gab aber auch noch eine ganze Anzahl solcher, die als junge Offiziere in den Schlachten von Liegnitz, Torgau und Freiberg vor ihren Zügen geritten hatten.

Beim Regiment Königinn-Dragoner stehen sämmtliche Eskadronchefs im Alter zwischen 52 und 61 Jahren, während ihnen noch 3 Majors „ohne Eskadron“ folgen. Im Regiment Irwing-Dragoner wartet der 55jährige Major v. Wedell auf seine Beförderung zum Eskadronchef, während die Eskadronchefs des Regiments ein Durchschnittsalter von $57^1/_2$ Jahr haben.

Bei der Artillerie haben die 8 rangältesten Stabsoffiziere nach den Kommandeuren ein Durchschnittsalter von $61^2/_3$ Jahren, 7 derselben reichen mit ihrer Dienstzeit bis in den Siebenjährigen Krieg hinein. Bei der Festungsartillerie finden sich 2 Majore über 70 Jahre, der eine, ein Mann von 77 Jahren, war 1745 in die Armee getreten. Auch beim Ingenieurkorps ist ein Major von 73 Jahren vorhanden. Schließlich sei bemerkt, daß die Führer der 3. Musketierbataillone der Regimenter zumeist 60er waren, während sich ebenso wohl auch 50er und 70er unter ihnen befinden.

Diese Angaben werden genügen, zu zeigen, wie es um das Lebensalter der Offiziere bis tief hinein in die mittleren Chargen ausgesehen hat und welcher Ueberalterung eine Armee anheimfallen kann, wenn Männer, die fühlen, daß sie die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit überschritten haben, nicht selbständig den Entschluß zu fassen vermögen, jüngeren Kräften Platz zu machen oder nicht Sorge getragen würde, einen solchen Entschluß herbeizuführen.

Verluste des Offizierkorps an Todten im Kriege 1806/7.

Der erste größere Abgang an Offizieren wurde durch den unglücklichen Krieg von 1806/7 herbeigeführt.

Derselbe betrug nach den Angaben der 1828 erschienenen Rangliste 185*) gebliebene oder an Wunden gestorbene und 157 anderweitig gestorbene Offiziere.

*) Darunter 1 Feldmarschall, 2 Generallieutenants der Infanterie, je 1 Generalmajor der Füsiliere, der Kürassiere und des Ingenieurkorps.



Es mag wohl sein, daß von den an zweiter Stelle genannten der Eine oder der Andere den Folgen einer Verwundung erlegen ist,*) im Allgemeinen wird angenommen werden dürfen, daß die Angaben der Rangliste richtig sind, zumal der Redaktion jedenfalls vor dem Erscheinen dieser zweiten Auflage erforderliche Berichtigungen durch die zahlreichen damals noch lebenden alten Kameraden der Gefallenen zugegangen sein werden. Zweifellos ist diese Rangliste aber das zuverlässigste Dokument, welches wir über die Verluste an gefallenen Offizieren dieses unglücklichen Krieges überhaupt besitzen.

Gewiß sind die Verluste an gebliebenen Offizieren zur Größe der Katastrophe überaus gering zu nennen, nichtsdestoweniger wird man sich vor voreiligen Schlüssen sehr bestimmt zu hüten haben.

Zur Bildung des eigenen Urtheils wird man in Betracht ziehen müssen, daß im Allgemeinen ein einziger Unglückstag das Geschick der Masse des Heeres entschied, wird sich zu fragen haben, welcher Theil der Armee unmittelbar an demselben betheiligt gewesen ist, welcher Theil nothwendig durch die Vertheilung der Streitkräfte in die Folgen der Niederlage direkt verwickelt werden mußte und wie groß endlich derjenige Theil war, der für die Fortsetzung des Krieges allein noch verfügbar blieb. Auch darf bei dem Fehlen Preußischer Verlustlisten über die Verwundeten der Hinweis nicht unterbleiben, daß die Zahl der Letzteren im Verhältniß zu den Gebliebenen wahrscheinlich eine sehr große gewesen ist.

In dieser Beziehung gewährt die bald nach der Schlacht von Jena aufgestellte Verlustliste der verbündeten Sächsischen Truppen den einzigen Anhalt, und da durch den Separatfrieden Sachsens dort alsbald wieder geordnete militärische Zustände herrschten, kann die Zuverlässigkeit ihrer Angabe nicht in Zweifel gezogen werden. Nach dieser war das Verhältniß der gebliebenen zu den verwundeten Sächsischen Offizieren in dem unbedeutenden Gefecht bei Schleiz 1 : 4, bei Saalfeld 1 : 8, bei Jena und insbesondere auch da, wo die Sächsischen Truppen im unmittelbaren Anschlusse an die Preußischen fochten, wie 1 : 5.**)

Es erklärt sich dasselbe einmal durch die geringe Durchschlagskraft der Infanteriegeschosse, welche eine große Zahl leichterer Verwundungen und

---

Nach Waffen geordnet 127 Offiziere der Infanterie, 16 der Füsiliere und Jäger, 31 der Kavallerie, 4 der Feldartillerie, 2 des Ingenieurkorps, je 1 des General-Quartierstabes, der Inspektionsadjutanten, des Kadettenkorps, der Festungsartillerie und der Zeugoffiziere.

*) So führt Goltz in der Schrift „Roßbach und Jena", S. 155, den Generalmajor v. Schönermark, Chef des 2. Fußartillerie-Regiments, als an den Folgen einer bei Jena empfangenen Verwundung gestorben auf. Die Rangliste enthält dagegen nur die Notiz: 1807 gest.

**) 19 Offiziere todt, 95 verwundet; insgesammt todt oder verwundet: von der Infanterie 87, von der Kavallerie 16, von der Artillerie — einschließlich eines Stückjunkers — 10.



Kontusionen herbeiführten, die immerhin genügten, den Getroffenen außer Gefecht zu setzen, wie andererseits durch die viel zahlreicheren Verwundungen durch die blanke Waffe als in den Schlachten der neuesten Zeit.

Würde man für die Verluste, welche die Preußische Armee im Kriege von 1806/7 erlitt, gleichfalls ein Verhältniß von 1:5 zwischen den Todten und Verwundeten annehmen, wobei man schwerlich weit von den Thatsachen bliebe, so ergäbe sich ein Gesammtverlust von 1110 Offizieren an Todten und Verwundeten oder 15½ pCt. des Bestandes.

Die Vertheilung der Preußischen Streitkräfte im Augenblicke der Entscheidung.

Betrachtet man den Rahmen, in welchem die gesammten Feldtruppen der Preußischen Armee (174½ Bataillone, 255 Eskadrons und 56 planmäßig aufzustellende Batterien nebst 12 Reservebatterien) im Augenblicke einer Entscheidung ernstester Art vertheilt waren, um sich dann kurz in die Mitte der Kriegsereignisse zu versetzen, so findet man Verhältnisse und Unterlassungen, welche die Heeresleitung schwer belasten, aber doch auch dazu angethan sind, ein aufrichtiges Mitgefühl für die unglückliche Armee zu erwecken. Nur 94¼ Bataillone, 145 Eskadrons und 26*) Batterien der Preußischen Feldarmee, zusammen also wenig mehr als ihre Hälfte, betrat die Schlachtfelder von Jena und Auerstädt!

Nutzlos von der Operationsarmee entsendet, stand an diesem Tage die Division Weimar (10 Bataillone, 20 Eskadrons, 2 Batterien) bei Ilmenau, General v. Winning (4½ Bataillone, 10 Eskadrons, 2 halbe Batterien) bei Eisenach, während je 1 Regiment (zusammen 4 Bataillone) zur Verstärkung der Festungsbesatzungen von Erfurt und Magdeburg Verwendung gefunden hatte. Zu Beobachtungszwecken befand sich an der Weser im Hannoverschen General v. Lecoq (10¼ Bataillone, 5 Eskadrons), das Reservekorps unter Herzog Eugen von Württemberg (18 Bataillone, 20 Eskadrons, 4 Batterien) dagegen erst im Vormarsch von der Elbe gegen die Saale bei Halle. Die Truppen der Ostpreußischen und Warschauer Infanterie-Inspektion waren (mit Ausnahme der beiden Warschauer Füsilier-Brigaden) in einer Stärke von 31½ Bataillonen in den dortigen Landestheilen zurückgeblieben, ebendaselbst 55 Eskadrons der Preußischen Kavallerie-Inspektion, der größte Theil des 4. Fußartillerie-Regiments und 2 reitende Batterien, während in Schlesien 2 Bataillone und ein Theil des 2. Fußartillerie-Regiments standen und eine Anzahl von Batterien in Berlin noch ihre Mobilmachung vollendete.**)

Selbst wenn man zugeben will, daß eine völlige Entblößung der weiten Polnischen Landestheile, an deren Besitz Preußen zu jener Zeit nun einmal krankte, nicht möglich war und die Mittel zu ihrer Besetzung in den zahlreichen 3. Musketierbataillonen nicht gefunden wurden, so erkennt man doch

*) Nach dem bei Saalfeld erlittenen Verluste an Geschützen.

**) Zu einer Aufstellung sämmtlicher Batterien kam es infolge der mangelhaften Organisation der Artillerie, welche im Frieden bei jedem Fußartillerie-Regiment nur 1 bespannte Batterie, beim reitenden Regiment davon nur 5 besaß, überhaupt nicht.

unschwer den mangelhaften Zustand der Vorbereitungen zum Kriege, der ein getreues Bild der zaghaften Politik Preußens war und die gänzliche Vernachlässigung des Grundsatzes, zur Entscheidung niemals stark genug sein zu können. Und das Alles dem Genie und dem starken Willen eines Napoleon gegenüber, der seit einem Jahrzehnt der Welt genug Gelegenheit geboten hatte, von ihm zu lernen und der zur Durchführung des Krieges über ganz andere Machtmittel gebot, als sie Preußen damals besaß.

Man wird sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß es ein Leichtes gewesen wäre, die Hauptarmee bei Auerstädt um 50 000 Mann stärker auftreten zu lassen, als es thatsächlich geschah und damit wäre die wesentlichste Bedingung, welche zum Untergange der Armee führte, von selbst gefallen, denn es würde unmöglich geworden sein, bei Auerstädt nicht zu siegen.

Wie traurig auch immer die Zertrümmerung der Hohenloheschen, Rüchelschen und Sächsischen Truppen bei Jena war, die auch bei besserer Führung einer Niederlage durch die überlegenen Streitkräfte unter Napoleons Befehl kaum entgehen konnten, weit trauriger in ihren Folgen war doch der Verlust der Schlacht bei Auerstädt, welcher die Armee ihrer Verbindungen beraubte, die geschlagene Hauptarmee mit den von Jena zurückeilenden Trümmern zusammenfließen ließ, hierdurch die allgemeine tiefe Entmuthigung erzeugte und dem Rückzuge den schrecklichen Charakter eines vergeblichen Wettlaufes des Geschlagenen mit dem Sieger zur Wiedergewinnung der natürlichen Verbindungen gab.

Die nothwendige Folge des Schlages von Jena und Auerstädt war es, daß sich die Division Weimar und die Truppen Winnings, welche am entferntesten von der Elbe standen, unmittelbar in das Verhängniß des Heeres verwickelt sahen, ohne vorerst in irgend eine ernste Berührung mit dem Feinde gekommen zu sein. Sie bildeten später mit den Resten des Reservekorps diejenigen Truppen, welche unter Blücher noch oftmals dem Feinde mannhaften Widerstand leisteten und erst nach hartem Kampfe bei Lübeck zu Grunde gingen.

Ebenso mußte die Schlacht über das Schicksal der an der Weser stehenden Truppen entscheiden, welche sich völliger Isolirung preisgegeben sahen. Dasselbe erfüllte sich durch die unrühmliche Kapitulation von Hameln.

Nicht in gleichem Maße war das Reservekorps durch die Folgen der Schlacht gefährdet. Selbst als es sich mit großem Ungeschick bei Halle hatte schlagen lassen, stand ihm der Rückzug hinter die Elbe offen, wo es der Armee durch gründliche Zerstörung der Uebergänge von Wittenberg und Roßlau und eine kurze Vertheidigung des rechten Elb-Ufers noch die wesentlichsten Dienste hätte leisten können, wodurch die nachfolgenden schmachvollen Kapitulationen von Prenzlau, Pasewalk und Anklam nach menschlicher Berechnung ausgeschlossen worden wären. Aber, als ob es nicht genug des Elends gewesen sei, zog man dies Korps unter gänzlicher Verkennung der Lage nach Magdeburg an die geschlagene Armee heran, deren Loos es nunmehr theilte.

So ist es geschehen, daß ein einziger schwerer Unglückstag, an welchem nicht viel mehr als die Hälfte des Heeres gefochten hatte, mit seinen unmittelbaren Folgen dem Staate vier Fünftel seiner gesammten Feldarmee*) raubte und ihn an den Rand der Wehrlosigkeit drängte, so daß ohne Hülfe von außen an eine Fortsetzung des Krieges überhaupt nicht mehr zu denken war.

Dies muß also wohl berücksichtigt werden, um durch den geringen Gesammtverlust an gebliebenen Offizieren nicht zu der irrigen Annahme zu gelangen, als habe es die Armee bei Jena und Auerstädt an Tapferkeit und Ausdauer fehlen lassen.

Der Offizierverlust bei Jena und Auerstädt und den übrigen kriegerischen Ereignissen.

Uebrigens lassen sich die Verluste an gefallenen Offizieren in diesen Schlachten mit ziemlicher Sicherheit feststellen, indem man von dem Verluste der hier ins Gefecht gekommenen Truppen diejenigen abzieht, welche nachweislich erst später eingetreten sind. Ein Zweifel könnte nur bestehen bleiben, welcher Theil der Verluste auf die vorangegangenen Gefechte bei Schleiz und Saalfeld entfällt.

Die Sachsen verloren in dem an sich unbedeutenden Gefecht bei Schleiz, an dem sie gleichmäßig mit den Preußischen Truppen betheiligt waren, 1 Offizier todt, 4 verwundet; bei Saalfeld dagegen, wo sie in ganz erheblich größerer Stärke wie die Preußen auftraten und die Hauptträger der Verluste gewesen sind, außer einer größeren Zahl in Gefangenschaft gerathener, 2 todte und 16 verwundete Offiziere.

Auch aus dem Tode des ritterlichen Führers, des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, an sich ein schwerer Verlust für die Armee, darf nicht gefolgert werden, daß dieses Gefecht ein besonders blutiges gewesen sei. Er fiel als ein Opfer seines persönlichen Muthes, indem er sich hinreißen ließ, einen Angriff des Sächsischen Husarenregiments zu begleiten und den ihm angebotenen Pardon mit dem Säbel beantwortete.

Es ist nicht anzunehmen, daß außer dem Prinzen in diesen Gefechten mehr als 2 Preußische Offiziere gefallen sind.**)

Da die an den Schlachten des 14. Oktober betheiligten Preußischen Truppen einen Gesammtverlust von 108 gefallenen Offizieren hatten, 8 derselben aber nachweislich erst später fielen, so erhält man nach Abzug der bei Schleiz und Saalfeld Gebliebenen einen Verlust von 97 todten Offizieren für Jena und Auerstädt***) (72 der Infanterie, 21 der Kavallerie, 4 der Artillerie). Unter Einschluß des Sächsischen Verlustes erhöht sich diese Zahl

*) Intakt erhalten blieben 33½ Bataillone, 55 Eskadrons und eine größere, nicht festzustellende Zahl von Batterien, doch lösten sich einzelne Truppentheile mit Polnischem Ersatze in der Folge auf.

**) Die betheiligten schwachen Preußischen Truppenabtheilungen verloren hier und bei Jena insgesammt nur 3 todte Offiziere.

***) Ausschließlich der Verluste des Preußischen Freiwilligen-Bataillons von Lessel bei Jena und des Weimarschen Scharfschützen-Bataillons bei Auerstädt.

auf 116, wovon 62 auf Jena, 54 auf Auerstädt entfallen. Die Gesammtstärke des verbündeten Heeres dürfte für beide Schlachten mit 3600 Offizieren und 104 000 Mann jedenfalls nicht zu niedrig veranschlagt sein. Da hiervon etwa 1900 Offiziere und 55 000 Mann einschließlich des erst später auf dem Schlachtfelde eintreffenden Rüchelschen Korps bei Jena, 1700 Offiziere und 49 000 Mann bei Auerstädt kämpften, so ist das Verhältniß der gefallenen Offiziere an beiden Punkten etwa das Gleiche und schwankt zwischen $3^1/_4$ und $3^1/_3$ pCt. der Gesammtzahl.

Wenn man diesen Verlust mit dem einiger Schlachten der neueren Zeit vergleicht, so übersteigt er den bei Königgrätz (99 gefallene Offiziere) absolut, relativ sogar um das Doppelte, entspricht unter beiden Gesichtspunkten etwa dem von Wörth (106), relativ auch dem von Sedan (187 Offiziere), bleibt dagegen in jeder Beziehung hinter dem von Mars la Tour (236) und Gravelotte (328) zurück.

Wenn es aber erlaubt ist, nach den Verhältnißzahlen des Sächsischen Offizierverlustes (19 Todte, 95 Verwundete) auch den Preußischen einzuschätzen, so rückte damit der bei Jena und Auerstädt an Todten und Verwundeten erlittene Gesammtverlust mit 696 Offizieren an die dritte Stelle unter den oben genannten Schlachten (Königgrätz 350, Sedan 463, Wörth 489, Mars la Tour 706, St. Privat 899), während, relativ betrachtet, Jena und Auerstädt viel blutiger wie St. Privat gewesen wären. Wir haben jedenfalls nicht die mindeste Veranlassung, auf die standhafte Ausdauer der Truppen in dieser Schlacht herabzusehen und auch der Hinweis, daß wir trotz der schweren Verluste in den anderen oben bezeichneten Schlachten Sieger geblieben sind, giebt keine Berechtigung hierzu, denn hätte unsere Führung und zugleich die unserer Gegner derjenigen von Jena und Auerstädt geglichen oder auch nur geähnelt, so wären wir vermuthlich in keiner einzigen siegreich geblieben.

Vergegenwärtigt man sich an der Hand des reichlich vorhandenen Materials diese Schlachten, so wird man finden, daß nach der tödlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig zu Beginn der Schlacht bei Auerstädt jede einheitliche Gefechtsleitung thatsächlich aufhörte und hiermit das entscheidenste Mittel zum Siege verlorenging. Nur so ist es zu verstehen, daß die Zeit, welcher der hartnäckige Kampf der Divisionen Schmettau, Wartensleben und Oranien um Hassenhausen für die Heranführung der beiden Reservedivisionen zur Erzwingung der Entscheidung gewährte, ungenützt verstrich und man sich darauf beschränkte, mit ihnen weit rückwärtsliegende Stellungen zu besetzen, von wo sie einen Einfluß auf den Gang der Schlacht gar nicht ausüben und nur den endlich bei Hassenhausen geschlagenen Divisionen einen erträglichen Rückzug schaffen konnten. — Die Schlacht bei Jena dagegen mag man betrachten unter welchem Gesichtspunkte man will, sie ist und bleibt ein scharf gegliedertes mehraktiges blutiges Drama, in welchem vom ersten bis zum letzten Akte auf Preußisch-Sächsischer Seite gleichzeitig

nur Truppen von beschränkter Stärke auftreten, nach deren Zertrümmerung durch die anwachsenden Massen des Gegners jedesmal eine ähnliche Zahl neuer Truppen mit gleichem Mißerfolge den Kampf fortsetzt, ohne daß die vorgenannten denselben noch irgend welche Unterstützung zu gewähren vermögen.

Man hat behauptet, daß mit der veralteten Taktik des Heeres gegenüber der Kampfesweise des Gegners ein Sieg überhaupt nicht mehr zu erfechten gewesen sei und zweifellos mußte sie dies sehr erschweren, aber es hieße wirklich die Manen Friedrichs und seiner Armee beleidigen, wollte man glauben, daß er sich bei Auerstädt an der Spitze von 50 000 Mann vom Davoutschen Korps hätte schlagen lassen. Wie sehr letzteres im Kampfe mit den zur Entscheidung überhaupt nur eingesetzten 3 Preußischen Divisionen gelitten hatte, beweist sein Verlust von mehr als 7000 Todten und Verwundeten, was zugleich ein glänzender Beweis seiner Tapferkeit und der Willenskraft seines Führers ist.*)

Was die Offizierverluste angeht, welche die bei Jena und Auerstädt geschlagenen Heerestheile **nicht** betreffen, so ist zwischen denen zu unterscheiden, welche noch im ersten Abschnitte des Krieges oder erst bei dessen Fortsetzung in Preußen, sowie im Kampfe um einige Festungen und bei den Ereignissen in Schlesien eintraten.

Zu ersteren gehören die Verluste, welche das Reservekorps bei Halle und nachmals auf dem Rückzuge Blüchers nach Lübeck erlitt (17 gebliebene Offiziere), diejenigen der Division Weimar und der Winningschen Truppen auf eben diesem Rückzuge (14 gebliebene Offiziere) und der im Hannöverschen zurückgelassenen Truppenabtheilungen (3 Offiziere, darunter 2 von den Franzosen kriegsrechtlich erschossene des Regiments Grevenitz). Die übrigen 43 entfallen auf den Krieg im Osten und betreffen 9 Offiziere, welche vordem dem

---

*) Der Mannschaftsverlust des verbündeten Heeres kann nicht ermittelt werden, auch die Sächsischen Verlustlisten sind in dieser Beziehung unklar und führen die Mehrzahl der Todten als „vermißt“ auf, während sich die Zahl der Gefangenen doch durch baldige Freigabe genau bestimmen ließ.

Entsprach der Mannschaftsverlust an Todten etwa dem Verhältniß zur Zahl der Offiziere, so würde derselbe bei Jena gegen 1800, bei Auerstädt über 1600 Mann betragen haben, zu welchem — nach Anhalt des Sächsischen Offizierverlustes — 8900, bezw. 8150 Verwundete hinzuträten, so daß der Gesammtverlust bei Jena 372 Offiziere 10 700 Mann, bei Auerstädt 324 Offiziere 9750 Mann betragen haben würde. Selbstverständlich kann diesen Angaben kein tieferer Werth beigelegt werden, doch sind sie nicht ohne Wahrscheinlichkeit.

Die stärksten Offizierverluste erlitt bei Jena die schwache Division Grawert im Kampf um Vierzehnheiligen mit 15 todten Offizieren, so daß sie bei Hinzurechnung von 75 Verwundeten 39 pCt. des Bestandes eingebüßt haben würde, ferner die Rüchelschen Truppen bei ihrem vergeblichen Offensivstoß nahe Capellendorf mit 12 todten Offizieren, darunter je 5 Offiziere der Regimenter Alt-Larisch und Winning, die Bataillone Tauentziens mit 9 todten Offizieren (darunter 5 todte, außerdem 30 verwundete Sächsische Offiziere) und die Sächsische Division Niesemeuschel, die schließlich den Säbeln der feindlichen Kavalleriemassen



Reservekorps und der Division Weimar angehört hatten und der Gefangenschaft entgangen waren, 19 Offiziere der Ostpreußischen,*) 4 der Warschauer und 1 der Oberschlesischen Infanterieinspektion, 5 der Preußischen Kavallerieinspektion und der Towarzysz, endlich 5 der Spezialwaffen.

Nicht die Niederlage von Jena und Auerstädt ist es, die das Herz des Preußischen Soldaten noch heute bei der Erinnerung an 1806 tief bewegt, sondern die demüthigende Schwäche, die sie in ihren Folgen offenbarte. Gab es zur Erhaltung des Restes der geschlagenen Armee auch kein Mittel als Loslösung vom Feinde durch eiligen Rückzug, der zuerst nach Magdeburg und von dort gegen die Oder führte, sanken auch unter dem Drucke der Verfolgung alle Kräfte des Körpers und Geistes, bekundeten sich auch alle Mängel eines geworbenen Heeres, niemals durften die Führer vor dem Entschlusse zurückbeben, mit den Waffen in der Hand zu Grunde zu gehen, als es schien, daß nur noch der Kampf den Weg zur Rettung öffnen konnte. Es muß etwas Furchtbares gewesen sein um das, was in der Seele eines so tapferen Mannes wie Hohenlohe vor sich gegangen war, daß er, der zum Sterben bereit war, ein gleiches Opfer seinen Truppen als „nutzlos“ ersparen wollte.

„Nutzlos“, das war das entsetzliche Wort, was von Prenzlau ausging, was hinüberhallte nach Pasewalk und Anklam, nach Stettin, Cüstrin und Magdeburg, das wie ein Gespenst, gigantisch wachsend, durchs Land schritt und Einzug in alle schwachen Herzen hielt!

Keinem der Männer, die an verantwortlicher Stelle standen, hat es an unzeitigem Kriegsrathe, der noch stets Schwächliches geboren hat, oder an beweglichen Vorstellungen der in Hab' und Gut bedrohten Bevölkerung über die „Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes“ gefehlt, und die meisten sind diesem Wahne zum Opfer gefallen.

Der liebe Gott bewahre uns in Gnaden vor einer ähnlichen Lage, dann aber schenke er unseren Führern die Kraft, jeden Appell an die menschliche Schwäche von sich zu weisen in der Erkenntniß, daß Sterben für die Ehre niemals nutzlos ist und sie dies Opfer auch von denen zu fordern haben, die ihrer Führung anvertraut sind.

---

erlag, mit 7 todten und 31 verwundeten Offizieren, hierunter durch die blanke Waffe todt 3, verwundet 16. Bei Auerstädt waren die 3 im Kampfe um Hassenhausen stehenden Divisionen Schmettau, Wartensleben und Oranien mit 28 todten Offizieren die Hauptträger der Verluste und mögen unter Hinzurechnung der Verwundeten etwa 26 pCt., die Division Oranien allein aber annähernd 39 pCt. des Bestandes eingebüßt haben. Die beiden Reserve-Divisionen verloren dagegen zusammen nur 8 todte Offiziere, während einzelne Kavallerieregimenter wie Königin-Dragoner und Quitzow-Kürassiere mit je 3 todten Offizieren sehr ansehnliche Verluste erlitten zu haben scheinen.

*) Hierunter 9 Offiziere der Regimenter Rüchel und Schöning sowie des Grenadierbataillons Fabecky, die sich um Abwendung der Russischen Niederlage bei Preußisch-Eylau verdient machten.



Niemals genug danken können wir es Männern wie dem Prinzen August von Preußen bei Prenzlau, wie Blücher, Yorck, Scharnhorst und dem greisen Winning bei Lübeck, daß sie ihre Pflicht bis zum Aeußersten erfüllten und Vorbilder gaben, an denen sich Volk und Heer in der Zeit der Schmach wieder aufrichten konnte, einem Courbière und Gneisenau, daß sie sich Könige und Herren fühlten in ihren Festungen!

Abgänge an Offizieren vom Tilsiter Frieden bis zum Beginne der Befreiungskriege.

Die dem Kriege folgenden trüben Friedensjahre mußten unter dem Einflusse der Zeitverhältnisse und dem Drucke Napoleons ganz außerordentliche Veränderungen im Personalbestande des Offizierkorps herbeiführen.

Neben dem natürlichen Abgange, welchen jede Armee durch Tod und Invalidität zahlreicher Offiziere in einem sechsjährigen Zeitraume erleiden wird, wirkten hier zu seiner Vergrößerung die dargethane Ueberalterung der höheren Offiziere, die Abtretung der Polnischen Landestheile sowie aller derjenigen links der Elbe, die vertragsmäßige Verringerung des stehenden Heeres auf 41 000 Mann und die Forderung Napoleons, alle in den abgetretenen Provinzen ansässigen Offiziere aus dem Dienste zu entlassen, zusammen. Daneben konnte es nicht fehlen, daß namentlich viele jüngere Offiziere den Abschied forderten, sei es, um ihre Waffen in anderen Heeren gegen den Unterdrücker ihres Vaterlandes zu führen, oder in die Armeen derjenigen Rheinbundstaaten einzutreten, in welchen ihre Heimath lag. Auch die Unternehmung Schills, der Kriegszug des Herzogs von Braunschweig-Oels und die Heeresfolge, welche Preußen im Jahre 1812 gegen Rußland zu leisten gezwungen wurde, legten der Armee gewisse Opfer auf.

In ihrer Gesammtheit beliefen sich alle diese Abgänge bis zum Beginn des Befreiungskrieges auf 2911 Offiziere, einschließlich der im Kriege 1806/7 gefallenen oder gestorbenen Offiziere aber auf 3253, die sich sehr verschiedenartig auf die einzelnen Chargen, Waffengattungen und Bezirke der ehemaligen Inspektionen vertheilen.

Von dieser Zahl schieden unter Einschluß von 64 Offizieren, welche sich zur Desertion verleiten ließen, 2446 durch Verabschiedung aus den Reihen der Armee.

Nicht weniger als 394 derselben traten nachmals in andere Dienste.

Im aktiven Preußischen Dienste starben dagegen noch 465 Offiziere.

Betrachten wir die Verabschiedeten näher, so ist es begreiflich, daß die Sterblichkeit unter diesen bei dem Vorhandensein so zahlreicher alter Männer eine außerordentlich große war. So starben in der verhältnißmäßig kurzen Zeit bis zum Beginn des Befreiungskampfes von der Generalität des Jahres 1806 nicht weniger als 75*) (volle 50 pCt.), von den Regimentskommandeuren einschließlich der im Kriege gefallenen ein Drittel, und von den übrigen

*) Im Jahre 1813 befanden sich von den 150 Generalen der Armee von 1806 nur noch 13 im Dienste, von denen aber nur noch 4 ein Kommando im Felde führten. Bis 1817 verminderte sich ihre Zahl auf 6.

656 Stabsoffizieren der drei Hauptwaffen (Bataillonskommandeure, Kompagnie-, Eskadrons- und Batteriechefs) 163, also ein Viertel des alten Bestandes, eine Aussicht, welche für die Männer, welche heute an der Spitze solcher Truppenverbände stehen, nichts Verlockendes hätte.

Von den ehemaligen 26 Kommandanten fester Plätze aber erlebten nur noch 9 die Befreiung des Vaterlandes!

Während die Zahl der Verabschiedungen auf den Gesammtbestand des Offizierkorps 36 pCt. ausmacht, beträgt sie bei der Artillerie nur 31 pCt., bei den Füsilieren 32 pCt., bei der Infanterie 33 pCt., bei der Kavallerie dagegen 43 pCt., was seine Erklärung einerseits durch die besonders starke Reduktion dieser Waffe, aber wohl auch darin findet, daß sich der besitzende Landadel in dieser Zeit in noch höherem Grade vom Dienste zurückzog. Ebenso ist es durch die Gebietsabtretungen und Zeitverhältnisse leicht begreiflich, daß sich unter denjenigen Offizieren, welche ihren Abschied forderten, sehr zahlreiche Träger Polnischer und Französischer Namen befanden. Von beiden schieden 40 pCt. aus der Armee aus.*)

Was die Desertion von 64 Offizieren betrifft, so muß man sich, weit entfernt, dieselbe entschuldigen zu wollen, dennoch die hoffnungslose Lage Vieler, die sich der Gefangenschaft entzogen hatten und einzeln umherirrten, sowie die Verführungen gewissenloser Werber vergegenwärtigen, die gerade damals ihr Wesen trieben. Scheute sich doch ein kleiner Deutscher Fürst, den die Rangliste von 1806 noch als Generalmajor unter den Tituläroffizieren von der Armee aufweist, nicht, ein Korps im Solde Napoleons anzuwerben, um sich sein bißchen Souveränetät zu erhalten und seinen Landbesitz zu vergrößern, den er später selbstverständlich einbüßte. Nicht weniger als 23 der desertirten Offiziere ließen sich zum Eintritt in dieses Korps verleiten, 18 traten in andere Dienste über, bei den übrigen 23 läßt sich nicht feststellen, wohin sie sich wendeten, die große Zahl Polnischer Namen unter ihnen läßt indessen zahlreichen Eintritt in die Polnische Armee vermuthen. Daß überhaupt unter den zur Desertion verführten Offizieren die Zahl derer groß war, die aus den erst kürzlich zu Preußen gekommenen Polnischen Landestheilen stammten und nun nach deren Abtrennung von Preußen die Wiederherstellung Polens erhofften, kann nicht überraschen. Um so mehr aber verdient es Anerkennung, daß sich hierbei zwischen 32 Deutschen und 31 Polnischen Namen nur 1 Französischer befindet.**)

Uebertritt in fremde Dienste.

Unter den 394 Offizieren, welche insgesammt in fremde Dienste traten, lassen sich nach Ausscheidung von 32 Offizieren (23 Infanterie-, 9 Kavallerie-),

*) Von 819 Trägern Polnischer Namen 334, von 240 Französischer Namen 97. — Die Rangliste von 1817 weist rund 450 Polnische, 150 Französische Namen auf, unter letzteren viele, welche der Armee von 1806 fremd sind.

**) Nach Waffengattungen geordnet, gehörten 58 der Infanterie und den Füsilieren, 5 der Kavallerie, 1 der Artillerie an.



bei welchem die Rangliste nur angiebt, daß sie die Erlaubniß zum Uebertritt in „fremde" Dienste erhielten, ohne letztere näher zu bezeichnen, zwei große Gruppen erkennen, diejenige, welche zu den Gegnern Napoleons tritt, und die, welche fortab seinen Fahnen folgt.

Die Erstere zählt 111 Offiziere (68 Infanterie-, 35 Kavallerie-, 1 Feldartillerie-, 7 andere Offiziere), die letztere 251 (179 Infanterie-, 51 Kavallerie-, 10 Feldartillerie-, 11 andere).

Von den an erster Stelle Genannten wendeten sich 27 nach Rußland, 16 nach Oesterreich, 23 nach England, 29 traten in das Korps des Herzogs von Braunschweig, weitere 11 finden sich nachmals gleichfalls im Braunschweigischen, je 2 im Kurhessischen und Hanseatischen Dienste, ohne daß zu ermitteln ist, wohin sie sich zunächst gewendet haben mögen, endlich kämpfte einer im Portugiesischen Dienste. In den Kriegen gegen Napoleon fielen 13 (etwa 12 pCt.), eine Anzahl befindet sich noch im Jahre 1828 in höheren Dienststellungen des Auslandes, so der Sekondlieutenant v. Hammerstein vom Regiment Wobeser-Dragoner als Oesterreichischer Generalmajor in Prag, Kapitän v. Dörnberg der Magdeburgischen Füsilierbrigade als Hannoverscher Generallieutenant und Gesandter in Petersburg, ebendaselbst als Russischer Oberst der Premierlieutenant v. Krahn u. Krohne vom Regiment Chlebowsky und als Generalmajor in Braunschweig der Premierlieutenant v. Herzberg vom Regiment Puttkamer.

Interessanter, zum Theil aber auch tragischer, ist das Loos der 251 Offiziere der zweiten Gruppe. Nicht weniger als 47 derselben (19 pCt.) blieben auf dem Schlachtfelde oder in den Eisfeldern Rußlands, doch muß bemerkt werden, daß auch von ihnen eine größere Zahl, wie namentlich solcher Offiziere, welche in Mecklenburgische Dienste traten, später für Deutschlands Befreiung fiel.

Den ersten Platz unter den Armeen, zu welchen diese Offiziere übertraten, nimmt die des Königreiches Westfalen ein, dem die Masse des linkselbischen Preußischen Gebietes einverleibt worden war.

Von 50 ehemals Preußischen Offizieren, welche diesen Dienst wählten, blieben, zumeist in Spanien und im Russischen Feldzuge, 25, volle 50 pCt.! Noch schlimmer erging es 6 Offizieren im Bergischen Dienste, von denen 4 in Rußland zu Grunde gingen.

In die Polnische Armee ließen sich 49, in das Isenburgische Korps 23 aufnehmen, nach Württemberg und Mecklenburg wendeten sich je 22, nach Bayern 20, nach Baden 11, während 10 nach Holland, 8 nach Sachsen und 14 in die Kontingente kleinerer Rheinbundstaaten übertraten. Endlich gab es noch 13 Offiziere, welche Französische Dienste nahmen (12 Träger Französischer Namen, 1 Deutscher Name), und je 1 Offizier, der sich nach Neapel, Oldenburg und Dänemark wendete.

Von diesen Offizieren gehörten im Jahre 1828 eine ganze Anzahl der Generalität jener Heere an.

Von besonderem Interesse dürfte die Nennung und Dienststellung Einzelner sein, die den Französischen Dienst erwählt hatten.

Hier findet sich z. B.:

der ehemalige Major vom Regiment Rudorff-Husaren in Berlin, Graf de la Rocheaymon, nachdem er 1811 als Kommandeur des 2. Husarenregiments den Abschied genommen hat, als Königlich Französischer Generallieutenant und Inspekteur der Kavallerie;

Sekondlieutenant Graf Caraman vom reitenden Artillerieregiment in Berlin als Oberst und Chef der reitenden Gardeartillerie in Paris;

Sekondlieutenant v. St. Paul von der Magdeburgischen Füsilierbrigade in Hildesheim als Bataillonschef im 42. Französischen Linienregiment in Dünkirchen;

während Oberstlieutenant v. Vieußeux vom Regiment Grevenitz in Glogau 1828 bereits verstorben ist, nachdem er zuvor Generallieutenant gewesen war.

Eine besonders eigenartige Laufbahn, sowohl hinsichtlich des Avancements, als der Waffengattung, zeigt Sekondlieutenant Graf Cherisey von der Niederschlesischen Füsilierbrigade in Bunzlau, welcher 1825 — also 19 Jahre später — noch souslieutenant, nunmehr aber in der Französischen Garde du Corps, ist.

Am wenigsten durch den Uebertritt in fremde Dienste wurden naturgemäß die Ostpreußischen Truppentheile berührt, welche nicht im Wirbel der Niederlagen zu Grunde gegangen waren, ebenso diejenigen Inspektionen, deren Bezirke dem Preußischen Staate erhalten blieben. So ist beispielsweise diese Zahl bei der Ostpreußischen, Pommerschen und Westpreußischen Inspektion zusammen auf 21 Offiziere beschränkt, die fast ausschließlich später gegen Napoleon fochten, während die kleine Fränkische Inspektion allein 31, die Westfälische 42 und die Magdeburgische 45 Offiziere verliert, welche zumeist in die Heere der Rheinbundstaaten eintreten.*)

Hin und wieder findet sich mit diesem Uebertritt zugleich ein Wechsel der Waffengattung verbunden. (11 Preußische Infanterieoffiziere treten hierbei zur Kavallerie, 2 zur Artillerie über, ebenso 2 Kavallerieoffiziere zur Infanterie.) Wechsel in den Waffengattungen.

In weit höherem Maße war ein solcher Waffenwechsel während der Reorganisation in der Armee selbst bemerkbar. Nicht weniger als 88 Infanterieoffiziere (u. A. 8 vom Regiment Garde, 6 vom Regiment des Königs,

*) Gänzlich verschont vom Uebertritt in fremde Dienste blieben nur 6 Infanterieregimenter (darunter 3 Ostpreußische), das Feldjägerregiment und 1 Füsilierbrigade, 3 Kürassierregimenter (darunter die Garde du Corps), 3 Dragonerregimenter und das Bataillon Towarzysz.



5 vom Regiment Hohenlohe, 4 von der 2. Ostpreußischen Füsilierbrigade) traten zur Kavallerie, 4 zur Artillerie über, während sich andererseits 21 Kavallerieoffiziere zur Infanterie versetzen lassen. Unter Ersteren gelangen bis 1828 6 Offiziere zum Kommando von Kavallerieregimentern, einer derselben, der 1806 noch Premierlieutenant bei einem Fränkischen Infanterieregimente ist, befindet sich schon 1815 als Oberstlieutenant an der Spitze eines Ulanenregiments, während einer der zur Artillerie Versetzten im Jahre 1828 Inspekteur der 3. Artillerieinspektion ist. Ebenso finden sich um diese Zeit bei der Infanterie 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant und 6 Majors, die ehedem der Kavallerie angehört hatten.

Verluste bei der Unternehmung Schills und im Feldzuge gegen Rußland.

Es ist schon früher erwähnt, daß von den Offizieren der Armee von 1806 zwischen dem Frieden von Tilsit und dem Beginne des Befreiungskampfes 465 im aktiven Dienste starben.

In dieser Zahl liegen noch 28 Offiziere (16 Infanterie, 12 Kavallerie), die vor dem Feinde oder unter den feindlichen Kugeln auf den Wällen von Wesel ihr Leben beschlossen.

Die Unternehmung Schills im Jahre 1809 war mit einem Verluste von 16 dieser älteren Offiziere verbunden.*)

Mag man diese Unternehmung tadeln, weil sie die Bande der Disziplin durchbrach, mag man sie tadeln, weil sie politisch unklug war und Preußen in vermehrter Weise der Willkür des Siegers Preis gab, gleichviel — dem Geiste, der sie gebar, der tiefen Scham über die Schmach des Vaterlandes, der glühenden Begier seine Ketten zu zerbrechen oder mit Ehren unterzugehen, wird man zujubeln, so lange Deutsche Herzen schlagen.

Mit nichten sind die Opfer Schills und seiner Genossen vergeblich gewesen, Blutzeugen wurden sie, daß der Auferstehungsmorgen aus Schmach und Schande nicht mehr fern sein könne und aus ihrer Asche loderte das heilige Feuer empor, welches Volk und Heer erfaßte! Was fehlerhaft und irrig gewesen war an ihrem Thun war durch den Tod gesühnt, der Geist aber, der sie dabei geleitet, den konnte kein Feind mehr ertödten. Das war die Bedeutung jener That, wie es die Bedeutung der Königlichen Gnade ist, die 80 Jahre später den Namen des Majors, mit dessen abgeschlagenem Haupte die Feinde noch ihren Spott getrieben hatten, mit einem schönen Regimente verband, um sein Gedächtniß im Heere fortleben zu lassen für alle Zeit!

*) Außer Major v. Schill selbst, welchen die Rangliste von 1806 als Sekondlieutenant im Regiment Königinn-Dragoner nachweist, sind es 9 Offiziere der Infanterie: v. Stankar, v. Keller, v. Heiligenstädt, v. der Goltz, v. Voigt, v. Trachenberg, v. Kettenburg, v. Gabain, v. Eyb und 6 Offiziere der Kavallerie: v. Diezelski, v. Billerbeck, Stock, v. Stößel, v. Wedell, Jahn, außerdem v. Halletius von der ehemaligen Hildesheimer Invalidenkompagnie (oben nicht eingerechnet, da die Invalidenformationen von den Betrachtungen des Abganges ausgeschlossen sind). — Daß diejenigen Offiziere, welche seit Erscheinen der Rangliste von 1806 hierzu ernannt waren, in allen diesen Zahlenangaben nicht liegen, ist selbstverständlich.

Noch aber war der Leidenskelch, den Preußen leeren mußte, nicht erschöpft. Es galt noch dem Mann, der es mit eiserner Faust zu Boden hielt, im Jahre 1812, Heeresfolge gegen den alten Bundesgenossen zu leisten und daß dieselbe, nur mit einem kleinen Theile des jungen nationalen Heeres zu geschehen hatte, um Preußen in der Dienstbarkeit Französischer Interessen festzuhalten, entsprang nicht weichherziger Schonung durch den scharfblickenden Machthaber, sondern seinem berechtigten Zweifel, welche Wege dieses Heer, dessen Geist ihm bekannt geworden war, gehen werde, wenn es in seiner Gesammtheit zu den Waffen gerufen würde.

Hierin lag noch der einzige — aber tiefe — Unterschied zwischen dem damaligen Preußen und den Staaten des Rheinbundes!

Eine gütige Vorsehung bewahrte das Preußische Armeekorps vor dem Loose der anderen Theile des Völkerheeres. Seine Opfer waren beschränkt, unter ihnen befanden sich 12 gebliebene Offiziere, die schon der Armee von 1806 angehört hatten.*)

Anstellungen im Civildienste.

Es erübrigt noch einen Blick auf diejenigen Offiziere zu werfen, welche nach ihrem Ausscheiden aus der Armee Anstellungen im Staats- und Kommunaldienste erhielten.

Wenn die Zahl dieser Offiziere auch keine erhebliche ist (301, davon 192 Infanterie, 71 Kavallerie, 18 Feldartillerie, 20 andere), so ist es dafür die Mannigfaltigkeit der Stellungen, welche erkennen läßt, wie verschieden sich nachmals das Loos dieser Männer gestaltete.

Während 3 derselben im diplomatischen Dienste Verwendung finden und die Gesandtschaftsposten in Wien, Paris und Petersburg durch sie besetzt werden, 5 die Stellungen von Polizei-Präsidenten und Polizei-Direktoren erhalten, 37 andere zu Landräthen, 6 zu Bürgermeistern ernannt werden, nimmt der Zahl nach der Postmeister den ersten Platz ein, mit welchem Posten nicht weniger als 83 Offiziere der verschiedensten Rangstufen versorgt werden (u. A. Major v. Rabiel, Kommandeur des gleichnamigen Grenadier-

*) Es fielen:

vom ehemaligen Regt. Jung-Larisch:	S. Lt. v. Hatten als Stabskapt. im 6. Inf. Regt.
" " " Rüts:	P. Lt. v. Stülpnagel als Kapt. im 2. Inf. Regt.
" " " Malschitzky:	Frhr. v. Borcke als S. Lt. im 2. Inf. Regt.
von der ehemaligen 2. Ostpr. Füs. Brig.:	S. Lts. Walles und Müller als S. Lts. im 5. bezw. 7. Inf. Regt.
" " 2. Warschauer Füs. Brig.:	S. Lt. v. Hochstetter als S. Lt. im 6. Inf. Regt.
vom ehemaligen Feldjägerregiment:	Stabskapt. v. Valentini als Kapt. im Ostpr. Jägerbat.
" " Regt. Esebeck-Dragoner:	S. Lt. v. Manstein als Maj. } (Angabe des Regts. fehlt).
" " " " "	Frhr. v. Massenbach als S. Lt. }
" " " Auer "	Frhr. v. Puttkamer als S. Lt. im 4. Kür. Regt.
" " " Prittwitz "	S. Lt. v. Esebeck als Stabsrittm. im 5. Kür. Regt.
" " " Rudorff-Husaren:	Stabsrittm. v. Zieten als Major im 2. komb. Hus. Regt.

bataillons der Potsdamschen Inspektion und Major v. Arnim vom Regiment Gensd'armes neben vielen Sekondlieutenants). Ihm folgt der Zoll-, Steuer- und Grenzdienst, dem sich 54 Offiziere zuwenden, welche die verschiedenartigsten dienstlichen Titel und Benennungen erhalten.

34 Offiziere finden Beschäftigung als Rendanten oder im städtischen Kassenwesen, 19 im Forstfache, 17 als Inspektoren oder Kommissare bei der Polizei, ebenso viele als Salzinspektoren und „Salzfaktoren", 11 als Sekretäre bei Staats- und städtischen Behörden, der Rest endlich fällt auf die Domänenverwaltung, das Proviantwesen und die Garnisonverwaltungen.

Nebenher bot die Gensdarmerie mit ihren sehr zahlreichen Stellen (im Jahre 1817 waren 387 Offiziere in derselben verwendet) Gelegenheit zur Anstellung vieler nicht mehr ganz felddienstfähiger Offiziere.

Zahl der 1813 noch im aktiven Dienste befindlichen Offiziere der Armee von 1806.

Wir halten nun durch die Ermittelung des Gesammtabganges an Offizieren das Material in Händen, um uns selbst die Eingangs gestellte Frage beantworten zu können, welcher Theil des alten Offizierkorps sich noch in den Reihen der aktiven Armee befand, als der König sie im Frühjahre 1813 zu den Waffen rief.

Es waren dies von 7166 Offizieren nach Abgang oder Verlust von 3253 noch **3913!** (54⅔ pCt.).*)

Diese Zahl redet eine um so lautere Sprache als sie die Masse derjenigen Männer **nicht** mehr enthält, welche nach erhaltenem Abschiede noch in die Landwehr wieder eintraten, um die Befreiung Deutschlands erstreiten zu helfen.

Bevor wir indessen aus dieser Zahl unsere Schlüsse ziehen, erfüllen wir eine Dankespflicht, der Männer zu gedenken, welche die Führer des Heeres wurden oder sich in demselben einen Namen gemacht haben, indem wir uns vergegenwärtigen, an welchem Platze die Rangliste von 1806 dieselben aufweist.

Dienstliche Stellung der Führer von 1813 und anderer verdienter Offiziere in der Rangliste von 1806.

Da finden wir einen

Blücher als Generallieutenant, Chef des Huf. Regts. Nr. 8 und Gouverneur von Münster,
Gneisenau „ Kapitän in der Niederschlesischen Füs. Brig. zu Jauer,
Scharnhorst „ Oberst im Generalquartiermeisterstabe zu Berlin,
Yorck „ Oberst und Kombr. des Feldjägerregiments in Mittenwalde,

---

*) Nach Waffengattungen geordnet:

	Stärke im Jahre 1806	Gesammtabgang	Bestand im Jahre 1813
Infanterie, Jäger und Füsiliere	4734	2074	2660
Kavallerie	1735	851	884
Feldartillerie	289	122	167
Festungsartillerie	80	38	42
Ingenieurkorps	74	33	41
Mineurkorps	16	6	10
Pontonnierkorps	8	4	4
Außerhalb der Front. . . .	230	125	105

Bülow als Oberst und Bats. Kombr. in der 2. Ostpreußischen Füs. Brig. in Soldau,
Tauentzien : Gen. Maj., Chef des Inf. Regts. Nr. 56 zu Neuenkirchen bei Bayreuth,
Kleist : Oberst und Gen. Adj. in Berlin,
Clausewitz : Stabskapt. und Adj. des Prinzen August von Preußen.

Neben diesen Männern von allgemeiner Bedeutung seien, nach Waffengattungen des alten Heeres geordnet, nach ihrer Stellung im Jahre 1806 noch genannt:

a. Infanterie und Füsiliere.

Prinz August von Preußen, Ob. Lt. im Regt. Arnim, Führer eines Gren. Bats., bekannt als Brig. Chef, später Gen. Insp. der Art.

v. Boyen, Stabskapt. im Regt. Besser zu Bartenstein, bekannt als Mitarbeiter Scharnhorsts, später Kriegsminister.

v. Witzleben, S. Lt. im I. Bat. Garde, bekannt als Kriegsminister.

v. Hirschfeld, Gen. Maj. I. Bat. Garde (Potsdam), bekannt als Führer im Treffen bei Hagelsberg 1813.

v. Rühle (später R. v. Lilienstern), S. Lt. im Regt. Garde und Adj. im Gen. Quartierm. Stab zu Berlin, bekannt als Gen. Stabsoffizier Blüchers, später Gen. Insp. des Erziehungs- und Bildungswesens.

v. Jagow, Stabskapt. im Regt. des Königs (Potsdam), bekannt als Brig. Chef*) im Befreiungskriege, später kombr. Gen. IV. A. K.

v. Thümen, Ob. Lt. und Kombr. des Regts. Kunheim (Berlin), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege, später kombr. Gen. in Posen.

v. Horn, Kapt. im Regt. Courbière (Gumbinnen), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege, später kombr. Gen. VII. A. K.

Erbprinz von Hessen-Homburg, Oberst und Kombr. des Regts. Wedell (Bielefeld), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege.

v. Krafft, Maj. im Regt. Wartensleben, Kombr. der Grenadiere in Mühlhausen (Th.), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege, später kombr. Gen. I. A. K.

Prinz Carl von Mecklenburg-Strelitz, Maj. im I. Bat. Garde (Potsdam), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege, später kombr. Gen. des Gardekorps.

v. Krauseneck, Stabskapt. in der 2. Ostpr. Füs. Brig. (Heilsberg), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege, später Chef des Gen. Stabes.

b. Kavallerie.

v. Borstell, Maj. im Regt. Garde du Corps (Potsdam), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege, später kombr. General des I., dann VIII. A. K.

v. Bockum-Dolffs, Maj. im Regt. Garde du Corps (Potsdam), geblieben bei Haynau als Führer der Res. Kav.

v. Jürgaß, Maj. im Regt. Gensd'armes (Berlin), bekannt als Führer der Res. Kav. bei der Schlesischen Armee.

v. Katzler, Maj. im Regt. Pletz-Husaren (Bernstadt), bekannt als Avantgardenführer der Schlesischen Armee.

v. Oppen, Maj. und Kombr. des Regts. Wobeser-Dragoner (Hildesheim), bekannt als Führer der Res. Kav. bei der Nord-Armee.

Prinz Wilhelm von Preußen (Oheim des späteren Kaisers Wilhelm I.), Ob. Lt. im Regt. Garde du Corps (Potsdam), bekannt als Führer einer Brig. des Yorckschen Korps, 1814.

---

*) Diese Stellung ist nicht mit derjenigen eines Brigadekommandeurs zu verwechseln und entspricht im Allgemeinen derjenigen des heutigen Divisionskommandeurs.



v. Dobschütz, Maj. im Regt. Voß-Dragoner (Grüneberg), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege.

v. Lützow, S. Lt. im Regt. Reitzenstein-Kürassiere (Tangermünde), bekannt als Führer des gleichnamigen Freikorps.

Hellwig (später v. H.), P. Lt. im Regt. Pletz-Husaren (Bernstadt), bekannt als Freischaarenführer.

Graf Nostitz, P. Lt. im Regt. Wobeser-Dragoner (Hildesheim), bekannt als Adj. Blüchers († 1866).

v. Wrangel (später Graf v. W.), S. Lt. im Regt. Auer-Dragoner (Gerdauen), bekannt als Ob. Kombr. der Truppen in Schleswig-Holstein (1848. 1864).

c. Artillerie.

v. Holtzendorff, Kapt. im reit. Art. Regt. (Berlin), bekannt als Gen. Insp. des Unterrichts- und Bildungswesens der Armee.

Decker (später v. D.), S. Lt. bei der reit. Battr. in Warschau, bekannt als Mil. Schriftsteller, Mitbegründer des Mil. Wochenblattes.

d. Generalquartiermeisterstab.

v. der Knesebeck, Maj. im Gen. Quartierm. Stab, bekannt 1813 Gen. Adj., langjähriger Berather des Königs Friedrich Wilhelm III.

v. Rauch, Maj. im Gen. Quartierm. Stab, bekannt als Chef des Ing. Korps.

v. Müffling, Stabskapt. im Gen. Quartierm. Stab, bekannt als im Gen. Stabe Blüchers, später Chef des Gen. Stabes und kombr. Gen. VII. A. K.

v. Hünerbein, sog. Brig. Maj. im Gen. Quartierm. Stab, bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege.

e. Inspektionsadjutanten.

v. Pirch I, Maj. und Adj. bei Fürst Hohenlohe, bekannt als Führer des II. A. K. bei Belle Alliance.

v. Röder, Maj. und Adj. bei Fürst Hohenlohe, bekannt als Führer der Res. Kav. bei der Böhmischen Armee, später kombr. Gen. V. A. K.

v. Zieten (später Graf v. Z.), Maj. u. Adj. bei Gen. Graf Kalckreuth, bekannt als Führer des I. A. K. bei Belle Alliance, später kombr. Gen. VI. A. K.

v. Pirch II, Maj. und Adj. bei Gen. v. Pirch (Vater des Genannten), bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege.

v. Klüx, Maj. und Adj. bei General v. Zastrow, bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege.

v. Grolmann, Stabskapt. bei Feldmarschall v. Möllendorf, bekannt als Mitarbeiter Scharnhorsts, später kombr. Gen. V. A. K.

f. Kadettenkorps.

v. Steinmetz, Stabskapt. beim Kad. Korps, bekannt als Brig. Chef im Befreiungskriege.

Daß diese Liste nicht ein erschöpfendes Verzeichniß aller verdienten Männer geben kann, ist selbstverständlich. Von Interesse dürfte es noch sein, daß General v. Prittwitz, 1848 Führer der Gardetruppen in Berlin, 1806 als Fähnrich im Regiment Zenge zu Frankfurt a. O., General v. Willisen, Führer der Schleswig-Holsteiner im Jahre 1850, als Fähnrich beim Regiment Herzog von Braunschweig in Halberstadt und ebenso der bekannte Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., v. Gerlach, als Fähnrich beim Regiment Arnim in Berlin zu finden ist. Der wegen seiner Tollkühnheit in



der Armee als der „tolle“ Platen bekannte Führer der Litthauischen Dragoner ist Wrangels Garnisonkamerad bei den Auer-Dragonern in Gerdauen und der tapfere wegen seiner Derbheit vielgenannte Tuchsen (nachmals v. T.) später Brigadier der 7. Artilleriebrigade, Sekondlieutenant beim reitenden Artillerieregiment in Berlin.

Die Zahl der Generale ist während des Befreiungskrieges, in welchem die große Mehrzahl der Brigaden von Obersten geführt werden, eine ganz beschränkte und wächst erst nach dem Friedensschlusse, so daß im Jahre 1817 wieder 92 Generale vorhanden sind, von denen nur eine Anzahl aus fremden Diensten übergetretene (wie die ausgezeichneten Generale v. Thielmann und Aster, später v. A., aus Sächsischen Diensten) der alten Armee nicht angehört hatten.

Das alte Offizierkorps als Führer der Armee im Befreiungskriege.

Unter den nahezu 4000 Offizieren der Letzteren, welche im Frühjahre 1813 noch im aktiven Dienste standen und nun berufen waren, alle höheren Führerstellen in Linie und Landwehr zu besetzen, alle Bataillone, Kompagnien, Eskadrons und Batterien der Linie an den Feind zu bringen, befand sich naturgemäß weit überwiegend, der jüngere Theil des Offizierkorps von 1806,*) der nur die Niederlage dieses Jahres mit ihren schrecklichen Folgen mit durchlebt und keinen Sieg gesehen hatte. Spärlicher schon waren die Offiziere geworden, die in den Rheinfeldzügen bei Kaiserslautern und Pirmasens gefochten hatten und todt oder ausgeschieden die höheren Offiziere aus Friedrichs großer Zeit.

So herrlich und einmüthig die Erhebung des Preußischen Volkes war, wie opferfreudig und begeistert auch seine Jugend zu den Fahnen strömte, Alles wäre vergeblich gewesen, hätte jenes alte Offizierkorps dem Zerrbilde entsprochen, was Böswilligkeit oder Unverstand von ihm entworfen haben und — auch heute noch zu entwerfen nicht müde werden, ohne zu ahnen, daß sie damit zugleich den Kern des Offizierkorps verunglimpfen, der unser junges nationales Heer hindurch geführt hat durch die Tage von Groß Görschen bis Belle Alliance!

Truppen, wie die, welche Preußen im Jahre 1813 ins Feld stellte, jung, unerfahren, zum Theil mit ganz geringer Ausbildung, aber gesund an

*) In welcher Weise die Abgänge aller Art die Armee seit 1806 verjüngt hatten, läßt die Rangliste von 1817 deutlich erkennen. Von den Infanterieregiments-Kommandeuren waren drei Viertel, von den Kommandeuren der Kavallerieregimenter zwei Drittel im Jahre 1806 noch Premier- und Sekondlieutenants gewesen, ebenso eine Anzahl von Generalmajors, während deren Mehrzahl 11 Jahre früher Kapitän oder Stabskapitän war. Hieraus erklärt es sich auch, daß im Jahre 1828, also 22 Jahre nach der Niederlage von Jena und Auerstädt, der Armee noch 1071 Offiziere aus dieser Zeit angehörten. (716 Infanterie, 255 Kavallerie, 47 Artillerie, außerdem noch 53 Offiziere.)

Von der Generalität des Jahres 1806 ist dagegen 1817 außer Blücher nur noch Tauentzien, Kalckreuth, Diericke, Köckritz und Zastrow (außerdem Schenk bei den Invaliden) in der Armee. Zastrow finden wir als letzten selbst noch im Jahre 1828 in der Eigenschaft als General der Infanterie und Gouverneur des Fürstenthums Neuchâtel.



Leib und Seele und vom besten Willen beseelt, die folgen ihren Führern durch alle Beschwerden und in jede Lage hinein, aber sie verlangen auch in besonderem Maße, zu diesen aufblicken zu können und in ihnen Männer zu finden, die unter den zersetzenden Einflüssen des Krieges den guten Geist der Truppe zu erhalten und zu nützen verstehen, indem sie derselben voranleuchten auf dem Wege der Pflicht und der Ehre!

Und wahrlich, daran haben es diese Offiziere nicht fehlen lassen und sich als die festen Träger jenes Geistes erwiesen, den wir als den „Blücherschen“ nie hoch genug preisen und verehren können.

Es ist der Geist, der sich von keinem Mißgeschick zu Boden werfen läßt, der sich nicht beugt vor dem überlegenen Geschick eines Gegners, der zum erneuten Kampfe stets bereit ist, der sich, wie bei Großbeeren, so nach den Unglückstagen des Winterfeldzuges im Jahre 1814, aufbäumt, wenn ihn der Kleinmuth in Fesseln schlagen will, der Geist, der die verlorene Ehre wieder haben will um jeden Preis, bis ihm das Unerhörteste gelingt, wovon die Kriegsgeschichte zu berichten weiß, mit der geschlagenen Armee von Ligny zwei Tage darauf dem Feind den sicheren Sieg von Belle Alliance zu entreißen und ihn ins Herz zu treffen!

Wo wir sie suchen mögen die Zeugen jener Zeit, auf welcher Seite sie auch stehen, ob sie gutwillig Zeugniß geben oder nicht, sie alle haben das Rauschen dieses Geistes im Preußischen Heere vernommen, ohne welches die Verbündeten die Thürme von Paris niemals gesehen hätten.

In seiner ganzen schlichten Größe aber spricht dieser Geist aus einem Briefe zu uns, den Blücher 48 Stunden nach dem unglücklichen Treffen von Etoges, am 16. Februar 1814 an Hardenberg schrieb.

Noch einmal hatte das Genie Napoleons mit seiner vollen Ueberlegenheit auf seinen Feinden gelastet und den einzelnen Korps der Schlesischen Armee schwere Verluste zugefügt. Nun hatte Blücher sie vereint und augenblicklich stand sein Entschluß fest.

„Ich marschire“, so schreibt er, „am 19. grade uf meinen gegner los, helld er sich, so Schlage ich ihm, das können sie sicher glauben, aber die große armeh muß nun vorwärts.“

Möge dieser Geist allezeit unter uns lebendig bleiben!

Verluste des alten Offizierkorps im Kriege 1813 bis 1815.

Von den 3913 noch aktiven Offizieren, welche schon der Armee des Jahres 1806 angehört hatten, fielen im Befreiungskriege nachweislich 361 oder etwa $9^1/_2$ pCt.

Diese Zahl gestattet die Annahme, daß unter Einschluß der Verwundeten annähernd die Hälfte aller dieser Männer noch für ihr Vaterland geblutet hat.

Die Gebliebenen gehörten:

mit 281 Offizieren der Infanterie ($10^1/_2$ pCt. des noch vorhandenen Bestandes),

mit 66 Offizieren der Kavallerie ($7\frac{1}{2}$ pCt.),
" 11 " " Feldartillerie (über $6\frac{1}{2}$ pCt.)
an. Der Rest entfällt auf solche Offiziere, welche die Rangliste von 1806 als außerhalb der Front stehend nachweist.

Außer dem Generallieutenant v. Scharnhorst, Generalquartiermeister der Armee, und dem als regierenden Herzog von Braunschweig gefallenen Chef des Regiments Nr. 12 befinden sich in dieser Zahl

4 Brigadekommandeure,
13 Regimentskommandeure (5 der Linie, 8 der Landwehr),
64 Stabsoffiziere (davon 8 bei der Landwehr),
142 Kapitäns und Rittmeister (davon 25 bei der Landwehr, 2 derselben als Bataillonsführer),
27 Offiziere, deren Charge, zur Zeit ihres Todes, die Rangliste nicht angiebt (3 davon bei der Landwehr),
109 Premier- und Sekondlieutenants (davon 2 bei der Landwehr).

Diese Verlustziffern zeigen, daß außer den Regimentern der Landwehr, welche durchgehends von Offizieren des aktiven Dienststandes geführt wurden, schon der größere Theil der Landwehrbataillone und die meisten Landwehrkompagnien in der Hand von Offizieren ruhten, welche bereits aus der Armee vor Beginn des Krieges ausgeschieden waren. Daneben fehlen hier natürlich die Verluste, welche die Premier- und Sekondlieutenants der Landwehr betroffen haben. Ebenso steht offenbar der Verlust von 107 Subalternoffizieren der Linientruppen in gar keinem Verhältniß zu der Zahl der bei ihnen gefallenen 117 Kapitäns und Rittmeister und wird etwa dreimal größer gewesen sein. Es erklärt sich die obige Zahl indessen ohne weiteres daraus, daß die Masse der Subalternoffiziere erst nach 1806 ernannt wurde, während es sich hier lediglich um die Ermittelung derjenigen Offiziere handelt, welche schon im Kriege von 1806 der Armee angehört hatten.

Charakteristisch für die Höhe der Verluste ist dagegen die große Zahl der gebliebenen Stabsoffiziere und Kapitäns.

In der Hauptsache sind es bei der Infanterie das 1. Garderegiment, die Regimenter 1 bis 4, 6 bis 12, 14, 16 bis 24, welche die Verluste an Offizieren der alten Armee zu tragen haben. Bei 12 Regimentern liegt deren Zahl zwischen 11 und 13 gefallenen Offizieren, was unter Einrechnung der jüngeren Offiziere auf einen durchschnittlichen Offizierverlust von 20 bis 25 Todten bei jedem derselben schließen läßt. Ganz obenan steht das 6. Regiment, bei welchem nicht weniger als 17 Offiziere der alten Armee fallen.

Unter den Todten befinden sich bei der Mehrzahl der Infanterieregimenter 2 Stabsoffiziere, in einzelnen Fällen aber auch 3 bis 4, fast ebenso häufig ist der Verlust von 5 gebliebenen Kapitäns, der sich hie und da auf 7 und 8 steigert.

Bei der Kavallerie fallen 6 Offiziere der alten Armee im 3. Dragonerregiment, dem sich die Garde du Corps,*) die Kürassierregimenter 1, 4 und 6, die 2. Dragoner und 2. Husaren mit je 4 anschließen.

Am Verluste der Artillerie ist die Schlesische Brigade mit 5, die Preußische mit 4, die Brandenburgische mit 2 solcher Offiziere betheiligt.

Setzt man dagegen die Verluste des Befreiungskrieges in den Rahmen der alten Armee ein, wie dies bei dem im Anhange II gegebenen namentlichen Verzeichniß der gebliebenen Offiziere geschehen ist, so findet man, daß von den ehemaligen Offizierkorps nur diejenigen von 3 Infanterieregimentern (Manstein, Natzmer, Kurfürst von Hessen), dem Grenadier-Gardebataillon, der Magdeburgischen Füsilierbrigade, ferner von 2 Kürassierregimentern (Holtzendorff, Henckel), von 3 Dragonerregimentern (Brüsewitz, Hertzberg, Wobeser), 1 Husarenregiment (Pletz) und dem selbständigen Bataillon Towarzysz hiervon nicht berührt wurden.

Dagegen büßen 16 der alten Infanterieregimenter und 4 Füsilierbrigaden 6 Offiziere oder mehr an Todten ein, die 1. Ostpreußische Füsilierbrigade 10, das Regiment Rüchel sogar 11 (30 pCt. der noch aktiven Offiziere), während auch 3 Kürassier-, 1 Dragoner- und 1 Husarenregiment 4 oder mehr Offiziere verlieren.

Die ehemaligen Offizierkorps der Artillerieregimenter sind sämmtlich an diesem Verluste betheiligt (das 2. und 4. Regiment mit je 3 Offizieren).

Schluß. So ist uns nun bekannt, in welchem Umfange das Offizierkorps der unglücklichen, bei Jena und Auerstädt geschlagenen, verfolgten und zu Grunde gegangenen Armee an erster Stelle unter denen zu suchen ist, die Deutschlands Befreiung erkämpften und den Unterdrücker unseres Vaterlandes zweimal vom Throne stießen.**)

Und wenn die Wunde von 1806 auch niemals heilen kann, so ist es doch ein Trost für uns, zu wissen, wie falsch und ungerecht eine jede Beurtheilung unseres alten Offizierkorps ist, welche nur an die traurigen Erscheinungen dieses Jahres anknüpft, zu wissen, daß der größere Theil desselben die Sühne selbst im heißen Kampf erstritt, daß er dadurch ein Anrecht hat auf unser dankbares Gedenken, daß er — gleich jenem Zöllner — hinabgegangen ist, gerechtfertigt in sein Haus!

*) Dabei zwei als Brigadekommandeure.

**) Besitzen wir auch keinen Anhalt zur Beurtheilung, wie groß die Zahl der Mannschaft, welche bei Jena und Auerstädt gefochten hatte, noch in der Armee des Befreiungskrieges war, so ist doch jeder Zweifel ausgeschlossen, daß viele Tausende derselben aus den jüngeren Jahrgängen des heimischen Ersatzes in Linie und Landwehr kämpften und namentlich das Unteroffizierkorps zum großen Theile aus ihnen bestand. War doch der Zeitraum, welcher zwischen diesen Schlachten und Groß-Görschen lag, nur um wenige Monate größer als derjenige von Düppel bis Sedan.



Anhang I.

Eintheilung und Standorte der Armee.

(Nach der Rangliste von 1806.)

A. Infanterie.

Potsdamsche Inspektion. Inspekteur: vacat.

Gren. Bat. Schwichow	1	Feldbat.	Potsdam.	
= = Rabiel	1	=	=	
1. Bat. Garde	1	=	=	
Regt. Garde (Nr. 15)	2	=	=	
Gren. Gardebat. (Nr. 6)	1	=	=	
Regt. des Königs (Nr. 18)	2	=	=	3. Musk. Bat. Spandau.
= vac. Puttkammer (Nr. 36)	2	=	Brandenburg.	3. = = Brandenburg.

Berlinische Inspektion des Gen. Feldm. v. Möllendorf.

Gren. Bat. Prinz August Ferdinand	1	Feldbat.	Berlin.	
= = Knebel	1	=	=	
= = Reinbaben	1	=	=	
Regt. Graf Kunheim (Nr. 1)	2	=	=	3. Musk. Bat. Strausberg.
= Arnim (Nr. 13)	2	=	=	3. = = Spandau.
= Möllendorf (Nr. 25)	2	=	=	3. = = Neustadt = Eberswalde.
= Prinz von Oranien (Nr. 19)	2	=	=	3. = = Cüstrin.
= Alt-Larisch (Nr. 26)	2	=	=	3. = = Crossen.
= Winning (Nr. 23)	2	=	=	3. = = Bernau.

Märkische Inspektion des Gen. der Inf. v. Kleist.

Gren. Bat. Gaudi	1	Feldbat.	Soldin.	
= = Hülsen	1	=	Templin.	
Regt. vac. Prinz Heinrich (Nr. 35)	2	=	Königsberg i. N.*) und Pyritz.	3. Musk. Bat. Cüstrin.
= Prinz Ferdinand (Nr. 34)	2	=	Ruppin.	3. = = Nauen.
= Zenge (Nr. 24)	2	=	Frankfurt a. O.	3. = = Crossen.
= Herzog v. Braunschweig-Oels (Nr. 12)	2	=	Prenzlau.	3. = = Angermünde.
Feldjägerregt.	3	=	Mittenwalde, Treuenbrietzen, Zossen, Belitz Müncheberg.	

Magdeburgische Inspektion des Gen. Feldm. Herzog von Braunschweig.

Gren. Bat. Alt Braun	1	Feldbat.	Quedlinburg.	
= = Hanstein	1	=	Magdeburg.	
Regt. Herzog von Braunschweig (Nr. 21)	2	=	Halberstadt.	3. Musk. Bat. Magdeburg.
= Kleist (Nr. 5)	2	=	Magdeburg.	3. = = =

*) Die Garnison des Regimentsstabes ist stets an erster Stelle genannt.

Regt. Prinz Ludwig Ferdinand (Nr. 20)	2	Feldbat.	Magdeburg.	3. Musk. Bat. Magdeburg.
„ Renouard (Nr. 3)	2	„	Halle.	3. „ „ Halle.
„ Tschammer (Nr. 27)	2*)	„	Stendal, Gardelegen,	3. Musk. Bat. Burg.
Magd. Füs. Brig.	3	„	Burg, Hildesheim.	

Pommersche Inspektion des Gen. der Inf. v. Pirch.

Gren. Bat. Schliessen	1	Feldbat.	Stettin.	
„ „ Osten	1	„	Cöslin.	
Regt. Pirch (Nr. 22)	2	„	Stargard i. Pom.	3. Musk. Bat. Damm.
„ Owstien (Nr. 7)	2	„	Stettin.	3. „ „ Colberg.
„ vac. Borcke (Nr. 30)	2	„	„	3. „ „ „

Ostpreußische Inspektion des Gen. Lt. v. Rüchel.

Gren. Bat. Below	1	Feldbat.	Königsberg.	
„ „ Brauchitsch	1	„	Angerburg.	
„ „ Fabecky	1	„	Pr. Holland.	
Regt. Courbière (Nr. 58)	2	„	Goldapp, Gumbinnen.	3. Musk. Bat. Oletzko.
„ Rüchel (Nr. 2)	2	„	Königsberg.	3. „ „ Pillau.
„ Reinhart (Nr. 52)	2	„	Rastenburg, Rößel.	3. „ „ Lyck.
„ Schöning (Nr. 11)	2	„	Königsberg.	3. Musk. Bat. Königsberg.
„ Besser (Nr. 14)	2	„	Bartenstein, Schippenbeil.	3. Musk. Bat. Friedland.
„ Diericke (Nr. 16)	2	„	Braunsberg.	3. Musk. Bat. Mühlhausen i. Pr.
1. Ostpr. Füs. Brig.	3	„	Stallupöhnen, Bialystock, Memel.	
2. „ „ „	3	„	Heilsberg, Soldau, Johannisburg.	

Westpreußische Inspektion des Gen. Maj. v. Larisch.

Gren. Bat. Vieregg	1	Feldbat.	Marienburg.	
„ „ Schmeling	1	„	Danzig.	
„ „ Crety	1	„	Preußisch Stargard.	
Regt. Manstein (Nr. 55)	2	„	Bromberg, Gnesen.	3. Musk. Bat. Graudenz.
„ Kalckreuth (Nr. 4)	2	„	Elbing.	3. Musk. Bat. Marienburg.
„ Natzmer (Nr. 54)	2	„	Graudenz.	3. „ „ Graudenz.
„ Jung-Larisch (Nr. 53)	2	„	Thorn.	3. „ „ Inowraclaw.
„ Treskow (Nr. 17)	2	„	Danzig.	3. „ „ Schidlitz und Stolzenberg.
„ Kauffberg (Nr. 51)	2	„	„	3. „ „ Neugarten bei Danzig.

Südpreußische Inspektion des Gen. Maj. v. Zastrow.

Gren. Bat. Collin	1	Feldbat.	Posen.	
„ „ Schack	1	„	Rawitsch.	
Regt. Zastrow (Nr. 39)	2	„	Posen.	3. Musk. Bat. Kalisch.
„ Tschepe (Nr. 37)	2	„	Fraustadt, Lissa.	3. „ „ Zduny.

*) Die beiden Grenadierkompagnien befanden sich beim Regiment in Stendal ohne in einem Bataillonsverbande zu stehen.



Warschauer Inspektion des Gen. Lt. v. Rüts.

Gren. Bat. Massow	1	Feldbat.	Warschau.	
" " Jung-Braun	1	"	"	
Regt. Rüts (Nr. 8)	2	"	"	3. Musk. Bat. Lowicz.
" Thile (Nr. 46)	2	"	"	3. " " Praga.
" Plötz (Nr. 42)	2	"	"	3. " " Czenstochau.
" Chlebowsky (Nr. 60)	1/2*)	"	"	3. " " Warschau.
" Kropff (Nr. 31)	2	"	"	3. " " Lenczyc.
1. Warschauer Füs. Brig.	3	"	Plock, Pultusk, Bielsk.	
2. " " "	3	"	Petrikau, Wraclaweck, Sieradz.	

Ober-Schlesische Inspektion des Gen. Lt. v. Grawert.

Gren. Bat. Borcke	1	Feldbat.	Münsterberg.	
" " Sack	1	"	Glatz.	
" " Losthin	1	"	Neiße.	
Regt. Grawert (Nr. 47)	2	"	Glatz.	3. Musk. Bat. Silberberg.
" Sanitz (Nr. 50)	2	"	Frankenstein.	3. " " Cosel.
" Malschitzky (Nr. 28)	2	"	Brieg.	3. " " Brieg.
" Pelchrzim (Nr. 38)	2	"	Neiße.	3. " " Cosel.
" Müffling (Nr. 49)	2	"	"	3. " " Neiße.
" Alvensleben (Nr. 33)	2	"	Glatz.	3. " " Silberberg.

Nieder-Schlesische Inspektion des Gen. der Inf. Fürsten v. Hohenlohe.

Gren. Bat. Stosch	1	Feldbat.	Striegau.	
" " Hahn	1	"	Breslau.	
Regt. Fürst Hohenlohe (Nr. 32)	2	"	"	3. Musk. Bat. Breslau.
" vac. Grevenitz (Nr. 57)	2	"	Glogau.	3. " " Glogau.
" Treuenfels (Nr. 29)	2	"	Breslau.	3. " " Breslau.
" Strachwitz (Nr. 43)	2	"	Liegnitz.	3. " " Nimptsch.
" Schimonsky (Nr. 40)	2	"	Schweidnitz.	3. " " Cosel.
Nieder-Schlesische Füs. Brig.	3	"	Bunzlau, Löwenberg, Jauer.	
Ober-Schlesische Füs. Brig.	3	"	Breslau, Creuzburg, Neumarkt.	

Westphälische Inspektion des Gen. Feldm. Kurfürst von Hessen.

Sous-Generalinspekteur Gen. Maj. v. Wedell.

Gren. Bat. Borstell	1	Feldbat.	Herford.	
" " Hallmann	1	"	Soest.	
Regt. Kurfürst v. Hessen**) (Nr. 48)	2	"	Paderborn.	3. Musk. Bat. Brakel.
" Schenck (Nr. 9)	2	"	Hamm.	3. " " Unna.
" Hagken (Nr. 44)	2	"	Münster.	3. " " Ahlen.
" Wedell (Nr. 10)	2	"	Bielefeld.	3. " " Lippstadt.
" Lettow (Nr. 41)	2	"	Minden.	3. " " Lübbecke und Emden.
Westphälische Füs. Brig.	3	"	Münster, Werden.	

*) Dies Regiment war erst in der Formation begriffen.

**) Die beiden Grenadierkompagnien des Regiments Kurfürst standen ebenso wie diejenigen des Regiments Wartensleben in Mühlhausen i. Th., ohne daß die Rangliste einen gemeinsamen Bataillonsverband für sie aufführt. Im Kriege scheinen dieselben das Grenadierbataillon Krafft formirt zu haben.



Fränkische Inspektion des Gen. der Inf. Fürsten v. Hohenlohe.

Gren. Bat. Herwarth	1	Feldbat.	Erlangen.	
Regt. Graf Tauentzien (Nr. 56)	2	=	Neuenkirchen und im Baireuthschen.	3. Musk. Bat. Crailsheim.
= Zweiffel (Nr. 45)	2	=	Baireuth.	3. = = [Hoff.*)]

Außer Inspektionsverband.

Regt. Wartensleben**) (Nr. 59)	2	Feldbat.	Erfurt.	3. Musk. Bat. Erfurt.

B. Kavallerie.

Märkische Inspektion des Gen. Lts. v. Elsner.

Regt. Garde du Corps. Kür. (Nr. 13)	5	Feldeskadrs.	Potsdam, Berlin, Charlottenburg.
= Gensd'armes. Kür. (Nr. 10)	5	=	Berlin.
= Beeren. Kür. (Nr. 2)	5	=	Kyritz, Wusterhausen, Perleberg, Gransee, Wittstock.
= König von Bayern. Drag. (Nr. 1)	5	=	Schwedt, Lippehne, Greiffenhagen, Wrietzen, Schönfließ.
= Rudorff. Leib-Hus. (Nr. 2)	10	=	Berlin, Müllrose, Fürstenwalde, Beeskow.

Magdeburgische Inspektion des Gen. d. Kav. Herzogs von Sachsen-Weimar.

Leib-Regt. Kür. (Nr. 3)	5	Feldeskadrs.	Schönebeck, Wansleben, Egeln, Calbe, Salze, Frohse.
Regt. Leib-Carabiniers. Kür. (Nr. 11)	5	=	Rathenau, Genthin, Neuhaldensleben, Havelberg, Sandau.
= Quitzow. Kür. (Nr. 6)	5	=	Aschersleben, Oschersleben, Kroppenstädt.
= Reitzenstein. Kür. (Nr. 7)	5	=	Salzwedel, Seehausen, Tangermünde, Osterburg.

Pommersche Inspektion des Gen. Lts. v. Elsner ad int.

Regt. Bailliodz. Kür. (Nr. 5)	5	Feldeskadrs.	Treptow a. R., Cörlin, Greiffenberg, Dramburg, Wollin.
= Königinn. Drag. (Nr. 5)	10	=	Pasewalk, Gollnow, Massow, Gartz, Bahn, Naugard, Treptow a. Toll., Uckermünde.
= Katte. Drag. (Nr. 4)	5	=	Landsberg a. W., Bärwalde, Woldenberg.
= Irwing. Drag. (Nr. 3)	5	=	Friedeberg, Berlinchen, Driesen, Arenswalde.
= Blücher. Hus. (Nr. 8)	10	=	Stolpe, Belgard, Zahnow, Rummelsburg, Bütow, Lauenburg, Schlawe, Neustettin.

Preußische Inspektion des Gen. d. Kav. Graf v. Kalckreuth.

Regt. Wagenfeld. Kür. (Nr. 4)	5	Feldeskadrs.	Warschau.
= Brüsewitz. Drag. (Nr. 12)	5	=	Kosten, Krotoszyn, Meseritz, Schmiegel, Peysern.

*) Die Schreibweise der Rangliste ist allgemein beibehalten.

**) Vergl. die Note **) auf S. 467.

Regt.	Graf Hertzberg. Drag. (Nr. 9)	5	Feldeskadrs.	Riesenburg, Saalfeld, Bischofswerder, Christburg, Dt. Eylau.
=	vac. Manstein. Drag. (Nr. 10)	5	=	Osterode, Ortelsburg, Strasburg i. Pr., Neidenburg, Löbau.
=	vac. Rhein. Drag. (Nr. 7)	5	=	Tilsit.
=	Esebeck. Drag. (Nr. 8)	5	=	Insterburg.
=	Auer. Drag. (Nr. 6)	10	=	Königsberg i. Pr., Wehlau, Allenburg, Gerdauen, Darkehmen, Labiau.
=	Rouquette. Drag. (Nr. 13)	5	=	Przasnicz, Mlawa, Myszyniec, Szczuzyn, Kollno.
=	Köhler. Hus. (Nr. 7)	10	=	Kuttno, Konin, Kowal, Kollo, Slupce, Pionteck, Szadeck, Klodowa, Uniewo, Stawiszin.
=	Usedom. Hus. (Nr. 10)	10	=	Skiernewize, Mzannow, Lipno, Rawa, Raczions, Blonie, Rypin, Neuhoff, Bieszun, Warschau.
=	Prittwitz. Hus. (Nr. 5)	10	=	Wyrballen, Wystiten, Przeroslen, Serrey, Wilkowischken, Suwalken, Callwary, Marienpoll, Schirwindt, Prenn.

Ober-Schlesische Inspektion des Gen. d. Kav. v. Köhler.

Regt.	Holtzendorff. Kür. (Nr. 9)	5	Feldeskadrs.	Oppeln, Falkenberg, Krappitz, Neustadt.
=	Bünting. Kür. (Nr. 12)	5	=	Ratibor, Leobschütz, Oberglogau Bauerwitz.
=	Herzog Eugen v. Württemberg. Hus. (Nr. 4)	10	=	Namslau, Kempen, Radomsk, Dzialotzin, Wielun, Wieruschau, Rosenberg, Siewierz, Boleslawice, Ostrowe.
=	Schimmelfennig v. d. Oye. Hus. (Nr. 6)	10	=	Gleiwitz, Pleß, Nicolai, Gr. Strehlitz, Ujest, Beuthen, Loslau, Lublinitz, Rybnik, Peißkretscham,
=	Pletz. Hus. (Nr. 3)	10	=	Bernstadt, Pitschen. Reichthal, Festenberg, Medzibor, Trebnitz, Oels, Wartenberg, Constadt, Juliusburg.

Nieder-Schlesische Inspektion.

Inspekteur: vac.

Regt.	Heising. Kür. (Nr. 8)	Ohlau, Grottkau, Strehlen, Löwen.
=	Graf Henckel. Kür. (Nr. 1)	Vorstädte von Breslau und umliegende Dörfer.
=	Prittwitz. Drag. (Nr. 2)	Lüben, Beuthen, Raudten, Haynau, Polkwitz.
=	vac. Voß. Drag. (Nr. 11)	Sagan, Freystadt, Sprottau, Grüneberg.
=	Gettkandt. Hus. (Nr. 1)	Wohlau, Trachenberg, Militsch, Köben, Sulau, Prausnitz, Steinau, Herrnstadt, Winzig, Guhrau.



Inspektion der Towarzysz des Gen. Lts. v. L'Estocq.

Regt. Towarzysz (Nr. 9)*) Tykoczyn, Zabludow, Radzions, Lomza, Biezon, Wizna Bransk, Ostrolenka, Knyszyn, Goniondz.

Bat. Towarzysz Augustowa, Suchawolla, Janowa, Lipsk, Sokolka.

Der Fränkischen Infanterie-Inspektion zugetheilt.

Hus. Bat. Bila Neustadt a. d. Aisch.

Außer Inspektionsverband.

Regt. Wobeser. Drag. (Nr. 14) Münster, Hildesheim, Duderstadt, Warendorf, Warburg.

C. Artillerie.

Artillerieinspektion. Inspekteur: Gen. Lt. v. Merkatz.

	Stärke im Frieden: Kompagnien.	Planmäßige Stärke im Kriege. Batterien.	
1. Fußart. Regt.	10	9 und 3 Res. Batt.	Berlin.
2. „ „	10	9 „ 3 „ „	Breslau.
3. „ „	10	9 „ 3 „ „	Berlin.
4. „ „	10	9 „ 3 „ „	Königsberg i. Pr.
Reit. Art. „	10	20	Stb. u. 6 reit. Komp. Berlin; 2 reit. Komp. Königsberg; je 1 reit. Komp. Breslau, Warschau.
Fest. Art. Kommandos verschiedener Stärke.	19		Neiße, Graudenz, Magdeburg, Glatz, Stettin, Cüstrin, Cosel, Hameln, Schweidnitz, Breslau, Pillau, Glogau, Silberberg, Colberg, Brieg, Danzig, Plassenburg, Erfurt, Münster.

D. Mineur- und Pontonnierkorps.

Kommandeur: Gen. Lt. v. der Lahr.

Mineurkorps. 4 Kompagnien. Neiße, Glatz, Schweidnitz, Graudenz.

Kommandeur: Maj. Linde.

Pontonnierkorps. 3 Kompagnien. Berlin, Königsberg, Glogau.

Außerdem führt die Rangliste von 1806 noch in nachstehender Reihenfolge auf:

1. Die Inspektion der Remonte für die sämmtliche Kavallerie. Inspekteur: vac.;
2. die Inspektion der Werbungen im Reich: Gen. Lt. v. Seibert;
3. die Zeugoffiziere;
4. das in zwei Brigaden eingetheilte Ingenieurkorps. Chef: Gen. Lt. v. Geusau;
5. das Kadettenkorps. Chef: Oberst v. Lingelsheim, mit Kadettenanstalten in Berlin, Stolpe, Culm, Kalisch und Potsdam;
6. die Invaliden, getheilt in Garde-Invaliden, Invalidenkorps in Berlin und in den Provinzen (17 Provinzial-Invalidenkompagnien);

---

*) Rangirte mit den Nummern der Husarenregimenter.



7. das Jägerkorps zu Pferde in Köpenick. Chef: Gen. Maj. v. Köckritz; ferner Husarenkommandos in Berlin und Magdeburg;
8. die General- und Flügeladjutanten;
9. den Generalquartiermeisterstab. Generalquartiermeister: Gen. Lt. v. Geusau, Chef des Ingenieurkorps. Generalquartiermeisterlieutenants: v. Phull, v. Massenbach, v. Scharnhorst;
10. die Wirklichen und Tituläroffiziere von der Armee;
11. die Inspektionsadjutanten und Adjutanten bei den Generalen;
12. das Ober-Kriegeskollegium (Generalfeldmarschälle Herzog von Braunschweig und v. Möllendorf) mit 4 Departements. 1. Departement: Für die Angelegenheiten der Infanterie, Kavallerie und des Artilleriewesens; 2. Departement: Für das Montirungs-, Armatur- und Oekonomiewesen; 3. Departement: Für die Versorgung und Pensionen sämmtlicher invaliden Offiziere und Soldaten. Ingenieurdepartement;
13. Generalintendantur der Armee. Chef: Oberst v. Guionneau;
14. Trainoffiziere bei den Friedens-Train- und Lazarethdepots;
15. Gouverneurs, Kommandanten,*) Platzmajors, Gouvernementsauditeure und Prediger;
16. Medizinisch-chirurgische Pepiniere in Berlin. Direktor: Gen. Stabschirurg Dr. Görcke.

---

*) Gouverneure und Kommandanten in Berlin, Königsberg, Magdeburg, Breslau, Warschau, Stettin, Danzig, Thorn, Glogau, Cüstrin, Spandau, Neiße, Glatz, Graudenz, Erfurt mit Fort Petersberg.

Gouverneure allein in Münster (Memel und Lyck).

Kommandanten allein in Schweidnitz, Colberg, Cosel, Silberberg, Brieg, Pillau, Czenstochau, Weichselmünde, Wülzburg, Plassenburg, Hameln und Lenczyc.

Anhang II.

Verzeichniß der im Befreiungskriege 1813 bis 1815 gefallenen oder an Wunden gestorbenen Offiziere des aktiven Heeres, welche schon 1806 der Armee angehört hatten.

(Nach der Rangliste von 1806 geordnet.)

Infanterie.

Vom ehem. I. Bat. Garde:

Stabskapt. v. Bismarck, gefallen als Oberst und Kombr. des 1. Elb-Landw. Inf. Regt.
S. Lt. v. Kröcher, = = P. Lt. im Gardejäg. Bat.
= v. Pogwisch, = = Maj. im 1. Garderegt.
= v. Ingersleben, = im Pomm. Nat. Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Garde (Nr. 15):

Stabskapt. v. Barnekow, gefallen als Maj. und Kombr. des 3. Pomm. Landw. Kav. Regts.
S. Lt. v. Mirbach, = = Kapt. im 16. Inf. Regt.
= v. Einsiedel, = = Stabsrittm. im 4. Kür. Regt.
Fähnrich v. Zieten, = = Stabskapt. im 1. Garderegt.

Vom ehem. Regt. des Königs (Nr. 18):

Kapt. v. Pfuhl, gefallen als Maj. im 6. Inf. Regt.
P. Lt. v. Jagow, = = Maj. u. Bat. Kombr. im 1. Elb-Landw. Inf. Regt.
= v. Schultz, = = Maj. und Bat. Kombr. im 14. Inf. Regt.
S. Lt. v. Rohr, = = Maj. 1. Garderegt.
= v. Winterfeld, = im 17. Inf. Regt.
Fähnr. Graf zu Solms, = als P. Lt. 1. Garderegt.
= v. Schierstädt, = = = 1. =

Vom ehem. Regt. vac. Puttkammer (Nr. 36):

Stabskapt. v. Selchow, gefallen als Maj. 14. Inf. Regt.
P. Lt. v. Brockhausen, = = = 28. = =
= v. Poblotzky, = = = und Bat. Kombr. im 3. Westpr. Landw. Inf. Regt.
S. Lt. v. Stülpnagel, = = Kapt. 2. Kurm. Landw. Inf. Regt.
Fähnr. v. Winning, = = P. Lt. 7. Inf. Regt.

Vom ehemal. Regt. Kunheim (Nr. 1):

Kapt. v. der Schulenburg, gefallen als Maj. 16. Inf. Regt.
P. Lt. v. Ingersleben, = = Kapt. 14. = =
= v. Hacke, = = = 12. = =
= v. der Hagen, = = = 21. = =
S. Lt. v. Czettritz, = = = 1. Elb-Landw. Inf. Regt.
= v. Burgwedel I, = = Stabskapt. 4. Inf. Regt.

Fähnr. v. der Marwitz, gefallen als S. Lt. 1. Garderegt.
„ v. der Osten, „ „ „ 2. Inf. Regt.
„ v. Lilienthal, „ „ „ 9. „ „

Vom ehem. Regt. Arnim (Nr. 13):

P. Lt. v. Pelkowsky, gefallen als Kapt. 2. Neum. Landw. Inf. Regt.
S. Lt. v. Pelchrzim, „ „ Kapt. 23. Inf. Regt.
Fähnr. v. Knebel, „ „ S. Lt. Gardejäg. Bat.
„ v. Löben, „ „ „ 18. Inf. Regt.
„ v. Linger, „ „ „ 8. „ „

Vom ehem. Regt. Möllendorf (Nr. 25):

Kapt. v. Trigalsky, gefallen als Maj. 21. Inf. Regt.
„ Prinz Christian von Anhalt-Pleß, gefallen als Maj. und Kombr. des 10. Schles. Landw. Inf. Regts.
Stabskapt. Prinz Leopold von Hessen-Homburg, gefallen als Maj. 10. Inf. Regt.
„ v. Schmiedeberg, gefallen als Maj. 9. Inf. Regt.
S. Lt. v. Röder, „ „ „ und Adj. des Gen. Lt. v. Kleist.
„ v. Bonin, „ „ Kapt. in der Kurmärk. Landw. (ohne nähere Angabe).
Fähnr. v. Mansbach, „ „ P. Lt. 14. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Oranien (Nr. 19):

P. Lt. v. Dittmar, gefallen als Stabskapt. 22. Inf. Regt.
S. Lt. v. Unruh III, „ „ P. Lt. 21. Inf. Regt.
„ v. Schleinitz, „ „ „ 6. „ „
„ Graf v. Schmettau, „ im 19. Inf. Regt.
„ v. Diebitsch, „ als Kapt. 8. Inf. Regt.
Fähnr. v. Knebel, „ „ S. Lt. und Adj. des Oberst v. Stutterheim.

Vom ehem. Regt. Alt-Larisch (Nr. 26):

Stabskapt. v. Leissel, gefallen als Maj. 23. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Winning (Nr. 23):

S. Lt. v. Münchow, gefallen als Maj. Schles. Schützenbat.
„ v. Wentzel I, „ „ Kapt. 24. Inf. Regt.
Fähnr. v. Schildt, „ „ S. Lt. 8. „ „

Vom ehem. Regt. Prinz Heinrich (Nr. 35):

S. Lt. v. Gelsdorf, gefallen als Kapt. 5. Kurmärk. Landw. Inf. Regt.
„ v. Pollborn, „ „ „ 16. Inf. Regt.
„ v. Schönebeck, „ „ „ 9. „ „
„ v. Platen II, „ „ „ 9. „ „

Vom ehem. Regt. Prinz Ferdinand (Nr. 34):

S. Lt. v. Meuron, gefallen als P. Lt. 24. Inf. Regt.
Fähnr. v. Wagner, „ „ S. Lt. 16. „ „

Vom ehem. Regt. Zenge (Nr. 24):

Stabskapt. v. Schon, gefallen als Oberstlt. und Kombr. des Westpr. Gren. Bat.
P. Lt. v. Rhein, „ „ Kapt. 24. Inf. Regt.
S. Lt. v. Voß, „ „ P. Lt. 24. „ „
„ v. Hohendorf I, „ „ Maj. und Bat. Kombr. 22. Inf. Regt.
„ v. Puttkammer, „ „ Stabskapt. 7. Inf. Regt.
„ v. Schmeling II, „ „ Kapt. 4. Kurmärk. Landw. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Herzog von Braunschweig=Oels (Nr. 12):

Gen. Maj.	Herzog von Braunschweig=Oels,	gefallen als regierender Herzog bei Quatrebas.
Stabskapt.	v. Stutterheim,	gefallen als Maj. 16. Inf. Regt.

Vom ehem. Jägerregt.:

Stabskapt.	v. Cramon,	gefallen als Maj. und Bat. Kombr. 1. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Davier,	= = Kapt. Gardejäg. Bat.
S. Lt.	de Marées,	= = = Schles. Schützenbat.
=	v. Kamptz I,	= = = 1. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Herzog von Braunschweig (Nr. 21):

Kapt.	v. Bülow,	gefallen als Maj. und Kombr. des Leibgren. Bat. im 8. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Trillitz,	= = Stabskapt. 22. Inf. Regt.
=	v. Hagen,	= = = 1. Garderegt.
Fähnr.	v. Pechlin,	= = P. Lt. 2. Garderegt.

Vom ehem. Regt. Kleist (Nr. 5):

S. Lt.	v. Kleist,	gefallen als P. Lt. 14. Inf. Regt.
=	v. Esebeck,	= = Stabskapt. 1. Garderegt.
Fähnr.	v. der Marwitz,	= = S. Lt. 6. Inf. Regt.
=	v. Schierstädt,	= = P. Lt. Gardejäg. Bat.

Vom ehem. Regt. Prinz Ludwig Ferdinand (Nr. 20):

S. Lt.	v. Bolstern,	gefallen als Maj. und Kombr. Schles. Schützenbat.
=	v. Boden,	= = P. Lt. 8. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Renouard (Nr. 3):

Fähnr.	v. Berenhorst,	gefallen im Lützowschen Freikorps.

Vom ehem. Regt. Tschammer (Nr. 27):

Kapt.	v. Januschowsky,	gefallen im 5. Kurmärk. Landw. Inf. Regt.
=	v. Bornstedt II,	= als Maj. 6. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Gayl,	= = Kapt. 2. = =
=	v. Kulick,	= = P. Lt. 20. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Rappard,	= = Stabskapt. 6. Inf. Regt.
=	v. Rapin=Thoiras,	= = S. Lt. 16. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Pirch (Nr. 22):

S. L.	v. Blanckenburg I,	gefallen als Stabskapt. 9. Inf. Regt.
=	v. Seidlitz,	= = Kapt. 15. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Owstien (Nr. 7):

Stabskapt.	v. Lehwald,	gefallen als Kapt. 24. Inf. Regt.
Pr. Lt.	Berendt,	= = = 14. = =
S. Lt.	v. Schmeling I,	= = P. Lt. 14. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Owstien I,	= = S. Lt. 9. = =

Vom ehem. Regt. vac. Borcke (Nr. 30):

Stabskapt.	v. Zeplin,	gefallen als Maj. 24. Inf. Regt.
=	v. Wedell,	= = = 17. = =
S. Lt.	v. Bockum,	= = Stabskapt. 14. Inf. Regt.
=	v. Arnim,	= = P. Lt. 9. Inf. Regt.
=	v. Kahlden,	= = Stabskapt. 8. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Borcke,	= = S. Lt. 2. Inf. Regt.



Vom ehem. Regt. Courbiere (Nr. 58), 1813 7. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 7:

Stabskapt.	v. Tuchsen,	gefallen als	Maj. 12. Inf. Regt.
„	v. Dieczelsky,	„ „	„ (ohne nähere Angabe)*)
P. Lt.	v. Knobloch,	„ „	Oberstlt. Kombr. 14. Inf. Regt.
„	de l'Homme de Courbiere	„ „	Kapt.
„	v. Kauffberg,	„ „	„ 1. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Pentzig,	„ „	„
„	v. Loos,	„ „	P. Lt.
Fähnr.	v. Morstein,	„ „	Stabskapt.

Vom ehem. Regt. Rüchel (Nr. 2), 1813 1. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 1:

Stabskapt.	v. Korff,	gefallen als	Maj.
P. Lt.	v. Wegnern,	„ „	Kapt.
„	v. Goltz I,	„ „	Maj. und Kombr. 24. Inf. Regt.
S. Lt.	v. der Schleuse,	„ „	Kapt.
„	v. Kahlden,	„ „	„
„	v. Wülknitz,	„ „	„
„	v. Schenkendorf,	„ „	„ 1. Garderegt.
Fähnr.	v. Fabecky,	„ „	S. Lt.
„	v. Rautter,	„ „	Kapt. 4. Ostpr. Landw. Inf. Regt.
„	v. Schön,	„ „	P. Lt. Normal-Inf. Bat.
„	v. Jacobi,	„ „	„ „ „

Vom ehem. Regt. Reinhart (Nr. 52), 1813 6. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 6:

Stabskapt.	v. Kyckbusch,	gefallen als	Maj. 7. Schles. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Kleist I,	„ „	Stabskapt. 20. Inf. Regt.
„	v. Owitzky,	„ „	Kapt.
„	v. Kleist II,	„ „	Stabskapt.
„	v. Trauwitz,	„ „	P. Lt.
„	v. Gutzmerow,	„ „	Maj. 8. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Lewinsky,	„ „	S. Lt.
„	Schimmelfennig v. der Oye,	„ „	Stabskapt.

Vom ehem. Regt. Schöning (Nr. 11), 1813 3. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 3:

P. Lt.	v. Funck I,	gefallen als	Maj. 20. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Funck II,	„ „	Kapt.
„	v. Hippel,	„ „	„
„	v. Schreger,	„ „	„

Vom ehem. Regt. Besser (Nr. 14), 1813 4. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 4:

Kapt.	v. Müllenheim,	gefallen als	Maj.
P. Lt.	v. Brausen,	„ „	Kapt.
Fähnr.	v. Mirbach,	„ „	S. Lt.

Vom ehem. Regt. Diericke (Nr. 16), 1813 5. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 5:

Kapt.	v. Grumbkow,	gefallen als	Oberstlt., Kombr. 6. Schles. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Lindheim II,	„ „	Kapt., Kombr. Jäg. Detach. 5. Inf. Regt.
„	v. Helden,	„ „	Stabskapt.
Fähnr.	v. Melitz,	„ „	S. Lt. 17. Inf. Regt.

*) Wo bei den bestehen gebliebenen Regimentern nähere Angaben fehlen ist anzunehmen, daß die Offiziere bei diesen gefallen sind.

Vom ehem. Regt. Kalckreuth (Nr. 4):

Stabskapt.	v. Machnitzky,	gefallen als Kapt. 2. Ostpr. Landw. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Knobelsdorff,	„ „ Stabskapt. 22. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Rohr,	„ „ „ 9. „ „
„	v. Gersdorff,	„ „ P. Lt. 17. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Jung-Larisch (Nr. 53):

Stabskapt.	v. Prindell,	gefallen als Kapt. 24. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Glasow,	„ „ „ 4. Ostpr. Landw. Inf. Regt.
„	v. Pentzig,	„ „ Maj. 1. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Lichnowski,	„ „ P. Lt. 17. Inf. Regt.
„	v. Hundt,	„ „ „ 8. „ „
Fähnr.	v. Oeder,	„ „ S. Lt. 3. „ „

Vom ehem. Regt. Treskow (Nr. 17):

S. Lt.	v. Platen,	gefallen im 14. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Strantz,	„ als S. Lt. 1. Garderegt.

Vom ehem. Regt. Kauffberg (Nr. 51):

Kapt.	v. Stengel,	gefallen als Maj. und Bats. Komdr. 2. Kurm. Landw. Inf. Regt.
„	v. Zastrow,	„ „ Oberst, Brig. Komdr. beim II. A. K.
Stabskapt.	v. Gersdorff,	„ „ Maj., Bats. Komdr. 23. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Lozinsky,	„ im 15. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Zastrow (Nr. 39):

S. Lt.	Graf Wengerski,	gefallen als P. Lt. 3. Hus. Regt.

Vom ehem. Regt. Tschepe (Nr. 37):

S. Lt.	v. Kruschewsky,	gefallen im 24. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Rüts (Nr. 8, 1813 2. Inf. Regt., jetzt Gren. Regt. Nr. 2):

P. Lt.	v. Buntsch,	gefallen als Kapt. 2. Inf. Regt.
S. L.	v. Britzelwitz,	„ „ „ 2. „ „
„	v. Wnuck,	„ „ „ 2. „ „
„	v. Carnawally,	„ „ „ 2. „ „
„	v. Korff,	„ „ P. Lt. 2. „ „
Fähnr.	v. Wyssecki,	„ „ Kapt. 30. Inf. Regt.
„	v. Mirbach,	„ „ P. Lt. 2. „ „

Vom ehem. Regt. Thile (Nr. 46):

S. Lt.	v. Oppen,	gefallen als Oberstlt. im Generalstabe.
Fähnr.	v. Herwarth,	„ „ S. Lt. 22. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Plötz (Nr. 42):

P. Lt.	v. Schweinichen,	gefallen als Maj. 10. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Riwotzki,	„ „ Kapt. 19. „ „
„	v. Bölzig,	„ „ „ 9. „ „
„	v. Wissietzki,	„ „ P. Lt. 10. „ „

Vom ehem. Regt. Chlebowsky (Nr. 60):

S. Lt.	v. Zugehör,	gefallen als Kapt. 10. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Kropff (Nr. 31):

Stabskapt.	v. Löwenstern,	gefallen als Maj. 22. Inf. Regt.
„	v. Dobrsykowski u. Maljova,	„ „ Kapt. 12. „ „



Stabskapt.	v. Frankenberg,	gefallen als Kapt. 10. Inf. Regt.
P. Lt.	Jochens,	" " " 11. " "
S. Lt.	v. Reiswitz I,	" " Stabskapt. 19. Inf. Regt.
"	v. Koß,	" " P. Lt. 10. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Korth,	" " S. Lt. 22. " "
"	v. Pawlowski,	" " " 12. " "

Vom ehem. Regt. Grawert (Nr. 47):

P. Lt.	v. Funck,	gefallen als Maj. 19. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Riesemeuschel,	" " Kapt. 11. " "
"	v. Cornberg,	" " P. Lt. 27. " "
Fähnr.	v. Grevenitz,	" " " 26. " "

Vom ehem. Regt. Sanitz (Nr. 50):

Maj.	v. Lessel,	gefallen als Major (?) 11. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Rathenow,	" " Kapt. 11. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Sell,	" " " 23. " "
Fähnr.	v. Sanitz,	" " S. Lt. 9. " "

Vom ehem. Regt. Malschitzky (Nr. 28):

S. Lt.	v. Pfeil,	gefallen als Stabskapt. 23. Inf. Regt.
"	v. Kessel I,	" " " 24. " "
	v. Kessel II,	" " P. Lt. 12. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Pelchrzim (Nr. 38):

Stabskapt.	v. Aulock.	gefallen als Maj. 11. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Gayl,	" " " 18. " "
S. Lt.	v. Vietinghoff,	" " Kapt. 18. " "
Fähnr.	v. Falkenstein,	" " S. Lt. 19. " "

Vom ehem. Regt. Müffling (Nr. 49):

P. Lt.	v. Reckowsky,	gefallen als Maj. 13. Schles. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Brincken,	" " P. Lt. 19. Inf. Regt.
"	v. Kleist,	" " Kapt. 11. " "
"	v. Winckler II.	" " P. Lt. 17. " "

Vom ehem. Regt. Alvensleben (Nr. 33):

P. Lt.	Rogalla v. Bieberstein I,	gefallen als Kapt. 11. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Frankenberg,	" " P. Lt. 11. " "
"	Halter,	" " Kapt. 7. Schles. Landw. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Koschitzky,	" " S. Lt. 24. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Hohenlohe (Nr. 32):

P. Lt.	v. Ezdorf I,	gefallen als Kapt. und Kombr. des Jäg. Detach. 7. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Korckwitz,	" " P. Lt. 18. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Grevenitz (Nr. 57):

Stabskapt.	v. Löwenklau,	gefallen als Kapt. 2. Schles. Landw. Inf. Regt.
"	v. Nolte,	" " " 19. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Göben,	" " " 18. " "
"	Baron v. Rothenburg,	" " " 15. Schles. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	v. der Heyde,	" " " 8. Inf. Regt.
"	v. Cieszinsky,	" im 22. Inf. Regt.



Vom ehem. Regt. Treuenfels (Nr. 29):

Kapt.	v. Tuchsen,	gefallen als Maj. 19. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Schmiedeberg,	= = Kapt. 22. = =
S. Lt.	Jochens,	= im 19. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Gsug II,	= als S. Lt. 12. Inf. Regt.
=	v. Tschammer,	= = = 5. Schles. Landw. Inf. Regt.
=	v. Mauderode,	= = = 12. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Strachwitz (Nr. 43):

S. Lt.	v. Seydlitz,	gefallen als Maj. 1. Schles. Ldw. Inf. Regt.
=	v. Ratzmer,	= = Oberstlt. 26. Inf. Regt.
=	v. Borcke,	= = Maj., Kmdr. 7. Schles. Landw. Inf. Regt.
=	v. Fehrentheil,	= = P. Lt. 18. Inf. Regt.
=	v. Korth,	= = = 19. = =
Fähnr.	v. Sell,	= = Stabskapt. 19. Inf. Regt.
=	v. Wnuck,	= = S. Lt. 2. Inf. Regt.
=	v. Kczewski,	= = = 12. = =
=	v. Strobiszewski,	= = = 4. = =

Vom ehem. Regt. Schimonsky (Nr. 40):

P. Lt.	v. Kottulinsky,	gefallen als Kapt. 7. Schles. Landw. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Zaborowski II,	= = S. Lt. 11. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Schenck (Nr. 9):

S. Lt.	v. Czarnowsky I,	gefallen als Kapt. 9. Inf. Regt.
=	v. Rohr,	= im 7. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Glöden,	= als P. Lt. im Ing. Korps.

Vom ehem. Regt. Hagken (Nr. 44):

S. Lt.	v. Kubach,	gefallen im 18. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Wedell (Nr. 10):

P. Lt.	v. Schleicher,	gefallen als Maj. 1. Elb-Landw. Inf. Regt.
=	v. Drygalski,	= = Kapt. 4. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Pelchrzim,	= im 17. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Lettow (Nr. 41):

Maj.	v. Beust,	gefallen als Oberst und Komdr. des 1. Neumärk. Landw. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Weyhe,	= = Kapt. 2. Westf. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Hugo,	= = = 9. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. Tauentzien (Nr. 56):

S. Lt.	v. Bülow,	gefallen als Kapt., Bats. Führer 5. Westfäl. Landw. Inf. Regt.
Fähnr.	v. Szelisky,	= = S. Lt. 20. Inf. Regt. (verschollen).

Vom ehem. Regt. Zweiffel (Nr. 45):

S. Lt.	v. Kropff,	gefallen als Rittm. 6. Ul. Regt.

Vom ehem. Regt. Wartensleben (Nr. 59):

Stabskapt.	Baron v. Linsingen,	gefallen als Maj. 2. Inf. Regt.
	Graf v. Löwenstein-Wertheim,	= = = 1. Garderegt.

P. Lt.	v. Ingersleben,	gefallen als Maj. 9. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Seckendorf,	„ „ Kapt. 14. „ „
Fähnr.	v. Holleben,	„ „ P. Lt. 8. „ „

Füsilierbrigaden.

Von der ehem. Westphäl. Füs. Brig.:

S. Lt.	v. Wurmb,	gefallen als P. Lt. 15. Inf. Regt.
„	v. Riedel,	„ „ „ 22. „ „
„	Groß,	„ „ Kapt. 3. Westphäl. Landw. Inf. Regt.
„	v. Ustarbowski,	„ „ P. Lt. 14. Inf. Regt.

Von der ehem. 1. Ostpreußischen Füs. Brig.:

Stabskapt.	v. Gottberg,	gefallen als Maj. 6. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Lübtow,	„ „ Kapt. 6. „ „
„	v. Kesteloot,	„ „ „ 8. „ „
S. Lt.	Dallmer I,	„ „ Maj. 3. „ „
„	v. Dziengel,	„ „ P. Lt. 6. „ „
„	Böhm,	„ „ Stabskapt. 1. Inf. Regt.
„	Müller,	„ im 6. Inf. Regt.
„	v. Eicke,	„ „ 6. „ „
„	v. Gerdtel,	„ „ 6. „ „
„	Watzel,	„ „ 3. „ „

Von der ehem. 2. Ostpreußischen Füs. Brig.:

Stabskapt.	v. Hund,	gefallen als Maj. 7. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Orlikowsky,	„ „ Kapt. 4. „ „
„	v. Douglas,	„ „ Maj. 6. „ „
„	v. Czarnowski,	„ „ Kapt. 7. „ „
S. Lt.	Westphal I,	„ „ „ 2. Garderegt.
„	Belzer,	„ „ Stabskapt. 7. Inf. Regt.
„	Westphal II,	„ „ P. Lt., Führ. d. Jäg. Det. 2. Ostpr. Gren. Bat.

Von der ehem. 1. Warschauer Füs. Brig.:

S. Lt.	Scheffel,	gefallen im 10. Inf. Regt.

Von der ehem. 2. Warschauer Füs. Brig.:

Stabskapt.	v. Zander,	gefallen als Kapt. 15. Schles. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	Weil,	„ „ P. Lt. 19. Inf. Regt.
„	v. Obernitz,	„ „ „ 10. „ „

Von der ehem. Oberschlesischen Füs. Brig.:

Kapt.	v. Mayer,	gefallen im 15. Schles. Landw. Inf. Regt.
Stabskapt.	v. Koffecky,	„ als Maj. 5. Schles. Landw. Inf. Regt.
S. Lt.	v. Eisenhart,	„ „ Stabskapt. 19. Inf. Regt.
„	v. Closter,	„ „ „ 10. „ „
„	v. Walther u. Cronegk,	„ „ Kapt., Bats. Führ. 13. Schles. Landw. Inf. Regt.
„	v. Gladis,	„ im 22. Inf. Regt.
„	v. Blacha,	„ „ 23. „ „

Von der ehem. Niederschlesischen Füs. Brig.:

Stabskapt.	v. Haase,	gefallen als Maj. 21. Inf. Regt.
P. Lt.	v. Anselme I,	„ „ Kapt. 10. „ „

S. Lt. v. Tempelhof, gefallen als Kapt. 2. Schles. Landw. Inf. Regt.
= v. Sponheim, = = = 10. Inf. Regt.
= v. Eberhard, = = = 6. Westphäl. Landw. Inf. Regt.
= v. Böhmer, = = Kapt., Adj. des Prinzen Karl von Mecklenburg.
= v. Zedlitz, = im 10. Inf. Regt.

Kavallerie.

Vom ehem. Regt. Garde du Corps. Kür. (Nr. 13), jetzt Regt. der Garde du Corps:

Maj. v. Bockum gen. v. Dolffs, gefallen als Oberst, inter. Brig. Kombr. der Brandenburgischen Kav.
Rittm. Graf v. Schwerin, = = Oberst, Brig. Kombr. beim IV. A. K.
P. Lt. v. Preuß, = = Major.
S. Lt. v. Schöning, = = Maj., Kombr. d. Leicht. Garde-Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Gensd'armes. Kür. (Nr. 10):

P. Lt. v. Bredow I, gefallen als Maj. 6. Kür. Regt.

Vom ehem. Regt. Beeren. Kür. (Nr. 2):

S. Lt. v. Stülpnagel I, gefallen als Rittm. 2. Kurmärk. Landw. Kav. Regt.
= v. Blumenthal, = im 6. Kür. Regt.
= v. Schack, = als P. Lt. 3. Ul. Regt.
Kornet v. Keffenbrinck, = = S. Lt. 6. Kür. Regt.

Vom ehem. Regt. König v. Baiern. Drag. (Nr. 1), jetzt Drag. Regt. Nr. 2:

S. Lt. v. Dossow, gefallen als Stabsrittm. Mecklenb. Jäg. Detach.
Fähnr. v. Flotow I, = = Rittm. (Mecklenburg).

Vom ehem. Regt. Rudorff. Hus. (Nr. 2):

Rittm. v. Bismark, gefallen als Maj. Mecklenb. Strel. Hus. Regt.

Vom ehem. Regt. Leib-Regt. Kür. (Nr. 3):

S. Lt. v. Haesten, gefallen als Rittm., Adj. beim Oberst v. Dolfs.

Vom ehem. Regt. Leib-Karabiniers. Kür. (Nr. 11):

S. Lt. v. Bandemer, gefallen als Rittm. Elb-Landw. Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Quitzow. Kür. (Nr. 6):

S. Lt. v. Ditfurth, gefallen als Rittm. 3. Hus. Regt.

Vom ehem. Regt. Reitzenstein. Kür. (Nr. 7):

Rittm. v. Below, gefallen als Maj. und Kombr. 9. Schlesisch. Landw. Inf. Regt.
Kornet v. Wrangel, = = S. Lt. 6. Kür. Regt.

Vom ehem. Regt. Bailliodz. Kür. (Nr. 5):

P. Lt. v. Blumenthal, gefallen als Rittm. 2. Drag. Regt.
S. Lt. v. Jagow, = im 2. Drag. Regt.
= v. Düringshofen, = als P. Lt. 2. Drag. Regt.
Kornet v. Rothe, = = S. Lt. 3. Ul. Regt.

Vom ehem. Regt. Königinn. Drag. (Nr. 5), jetzt Kür. Regt. Königin:

S. Lt. v. der Gröben, gefallen als P. Lt. 2. Kür. Regt.



Vom ehem. Regt. Katte. Drag. (Nr. 4):

P. Lt. v. Waldow I, gefallen als Rittm. 3. Drag. Regt.
S. Lt. Graf v. Logau, = = = 7. Schles. Landw. Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Irwing. Drag. (Nr. 3):

Stabskapt. v. Waldow, gefallen als Maj. 3. Drag. Regt.
S. Lt. v. Podewils, = im Jäg. Det. 2. Drag. Regt.

Vom ehem. Regt. Blücher. Hus. (Nr. 8):

Kornet v. der Goltz, gefallen als S. Lt. 5. Hus. Regt.

Vom ehem. Regt. Wagenfeld. Kür. (Nr. 4), jetzt Leib-Kür. Regt. Nr. 1:

Maj. v. Lessel, gefallen als Oberst, Komdr. 1. Kür. Regt.
P. Lt. v. Folgersberg, = = Maj. 1. Kür. Regt.
S. Lt. v. Prittwitz II, = = P. Lt. in der Garde du Corps.
Kornet v. Pförtner, = = S. Lt. 1. Kür. Regt.
= Stach v. Goltzheim, = = = 1. = =

Vom ehem. Regt. vac. Manstein. Drag. (Nr. 10):

S. Lt. v. Wülknitz, gefallen als P. Lt. 3. Drag. Regt.
= v. Kall, = = Rittm., Chef der Garde-Kosaken-Esk.

Vom ehem. Regt. vac. Rhein. Drag. (Nr. 7), jetzt Drag. Regt. Nr. 1:

Fähnr. v. Meseberg, gefallen als S. Lt. 3. Inf. Regt.
= v. Wedell, = = =

Vom ehem. Regt. Esebeck. Drag. (Nr. 8), jetzt Kür. Regt. Nr. 5:

S. Lt. Girt v. Gerhard, gefallen als Kapt. 3. Ostpr. Landw. Inf. Regt.
Fähnr. v. Dargitz. = = S. Lt.

Vom ehem. Regt. Auer. Drag. (Nr. 6), jetzt Kür. Regt. Nr. 3 und 4:

Stabskapt. v. Goerne, gefallen als Rittm. 3. Drag. Regt.
S. Lt. Graf v. der Groeben, = = P. Lt. 3. Kür. Regt.
= v. Auer II, = = = 4. = =
Fähnr. v. Kurowsky, = = S. Lt. Pr. Nation. Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Rouquette. Drag. (Nr. 13):

P. Lt. v. Keudell, gefallen als Stabsrittm. Pr. Nation. Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Köhler. Hus. (Nr. 7):

S. Lt. v. Reuß, gefallen als Stabsrittm. 3. Ul. Regt.
= v. Barneckow, = = Rittm. Pr. Nation. Kav. Regt.

Vom ehem. Regt. Usedom. Hus. (Nr. 10):

S. Lt. v. Frankenberg I, gefallen als Stabsrittm. 4. Hus. Regt.

Vom ehem. Regt. Prittwitz. Hus. (Nr. 5), jetzt 1. und 2. Leib-Hus. Regt.:

P. Lt. v. Arnim, gefallen als Komdr. der Hanseat. Kav.
S. Lt. v. Kall, = = Maj., Komdr. 2. Hus. Regt.
= v. Lynar, = = Rittm. Garde-Kosaken-Eskadr.
Kornet v. Raven, = = Stabsrittm. 2. Hus. Regt.
= v. Striesbeck, = = S. Lt. 2. Hus. Regt.
= Dallmer III, = = = 2. = =

Vom ehem. Regt. Bünting. Kür. (Nr. 12):

Kornet v. Lippe II, gefallen als S. Lt. 3. Drag. Regt.

Vom ehem. Regt. Herzog Eugen von Württemberg. Hus. (Nr. 4):

P. Lt.	v. Thümen,	gefallen als Oberst, Brig. Kombr. beim II. A. K.
Kornet	v. Malschitzky II,	= = S. Lt. Gardehus. Eskadr.

Vom ehem. Regt. Schimmelfennig. Hus. (Nr. 6):

Kornet	v. Mikusch II,	gefallen als S. Lt. 4. Kür. Regt.

Vom ehem. Regt. Heising. Kür. (Nr. 8):

S. Lt.	v. Dresky,	gefallen als Maj. u. Chef der Gardevol. Kosaken Esk.
=	v. Rohrscheidt II,	= = P. Lt. 19. Inf. Regt.
Kornet	v. Netz II,	= = S. Lt. 4. Kür. =

Vom ehem. Regt. Prittwitz. Drag. (Nr. 2):

Fähnr.	v. Galen,	gefallen als S. Lt. 14. Inf. Regt.

Vom ehem. Regt. vac. Voß. Drag. (Nr. 11):

S. Lt.	v. Bassewitz,	gefallen im 3. Drag. Regt.

Vom ehem. Regt. Gettkandt. Hus. (Nr. 1):

S. Lt.	Müller,	gefallen als Stabsrittm. 4. Hus. Regt.

Vom ehem. Hus. Bat. Bila:

S. Lt.	v. Pöllnitz,	gefallen als Stabsrittm. 6. Hus. Regt.
=	v. Falkenhausen II,	= = Rittm., Chef Gardehus. Eskadr.

Vom ehem. Regt. Towarzysz (Nr. 9), jetzt Ul. Regt. Nr. 1 u. 2:

S. Lt.	Dallmer II,	gefallen als Stabsrittm. 2. Ul. Regt.
Kornet	Leo,	= = P. Lt. 1. Ul. Regt.

Artillerie.

Vom ehem. 1. Fußart. Regt.:

S. Lt.	Holzheimer,	gefallen als Kapt. Schles. Art. Brig.

Vom ehem. 2. Fußart. Regt.:

P. Lt.	v. Rozynski,	gefallen als Kapt. Schles. Art. Brig.
=	v. Teschen I,	= = = = = =
S. Lt.	v. Anders,	= = = = = =

Vom ehem. 3. Fußart. Regt.:

S. Lt.	Schöne,	gefallen als Kapt. Brandenb. Art. Brig.
=	Wolff,	= = P. Lt. = = =

Vom ehem. 4. Fußart. Regt.:

S. Lt.	Hensel II,	gefallen als P. Lt. Preuß. Art. Brig.
=	v. Oppen,	= = = = = =
=	Horst,	= in der Preuß. Art. Brig.

Vom ehem. Reit. Art. Regt.:

P. Lt.	v. Rentzell,	gefallen als Maj. Preuß. Art. Brig.
S. Lt.	Kühnemann I,	= = Kapt. Schles. = =

Nichtregimentirte Offiziere von 1806.

Ehem. Stellung: Gen. Quartierm. Lt. Oberst v. Scharnhorst,
gefallen als Gen. Lt. und Gen. Quartiermeister der Armee.

= = Bei der academie militaire, Stabskapt. v. Gleißenberg,
gefallen als Oberstlt. 4. Inf. Regt.

= = Insp. Adjut., Kapt. v. Maltzahn,
gefallen als Maj. und Kombr. des 5. Schles. Landw. Inf. Regts.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.

Rückblicke auf die Verpflegungsverhältnisse im Kriege 1870/71.

Aus dem Nachlasse Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimen Raths

Wilhelm Engelhard,

zuletzt Chef der Verpflegungsabtheilung des Königlich Preußischen Kriegsministeriums.*)

Die Kriege der Jahre 1864 und 1866 haben nur in geringem Maße zur Klärung der Fragen beigetragen, die sich auf eine zweckentsprechende Organisation des Feldverpflegungswesens beziehen.

Die Verpflegungsstärke der an ersterem Kriege betheiligten Preußischen Truppen war gering, die Vorbereitungen für ihre Verpflegung konnten mit Ruhe getroffen werden. Aufmarschgebiet und Kriegsschauplatz boten hinreichende Vorräthe, zu deren Ergänzung das überreiche Hinterland leicht zugänglich war. Die den Verpflegungsbehörden gestellte Aufgabe darf daher als verhältnißmäßig leicht bezeichnet werden. Sie wurde denn auch, ohne daß die Truppen zu berechtigten Beschwerden Anlaß gehabt hätten, gelöst.

In dem Kriege gegen Oesterreich waren allerdings größere Truppenmassen zu verpflegen, auch stellten sich während der entscheidenden Schlachten ernste Verpflegungsschwierigkeiten ein. Die infolgedessen an wenigen Tagen ausgestandenen Entbehrungen waren indeß, so schwer sie augenblicklich empfunden wurden, bald vergessen, denn die Armee konnte während der nachfolgenden, in reichen Landen schnell verlaufenden Operationen dauernd gut verpflegt werden.

Dagegen hat der Deutsch-Französische Krieg in Bezug auf das Feldverpflegungswesens Erfahrungen an die Hand gegeben, deren Verwerthung in einem zukünftigen Kriege das Interesse der Armee erheischt.

Welche Erfahrungen dies sind und wie dieselben zu verwerthen sind, soll in der folgenden Darstellung erörtert werden und zwar unter Berücksichtigung der Verpflegungsverhältnisse, wie sie sich im Verlaufe des Krieges bei der Zweiten Armee und demnächst bei der Okkupationsarmee in Frankreich gestaltet haben.

*) Ueber den Lebenslauf dieses hochverdienten Mannes vergl. Militär-Wochenblatt Nr. 64/1896.



A. Vorbemerkungen.

I. In persönlicher Beziehung.

1. Die höheren Intendanturbeamten waren, abgesehen von einigen älteren Mitgliedern, die aus dem Sekretariat hervorgegangen waren, dem Stande der Gerichts- und Regierungsreferendare entnommen. Sie hatten ihre Ausbildung für den Militärverwaltungsdienst ausschließlich bei den Korpsintendanturen erhalten. Ihr etatsmäßiger Sollbestand war seit dem Jahre 1864 nicht erhöht worden, im Verhältniß zum Kriegsbedarf sehr knapp bemessen und zudem im Jahre 1870 nicht einmal vollzählig vorhanden.

Die Zahl der in der Ausbildung begriffenen Referendare war bis auf einen herabgegangen, weil eine Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 2. Juli 1868 bestimmt hatte, daß die Mitgliederstellen bei den Intendanturen in Zukunft durch aktive, à la suite der Armee stehende Offiziere besetzt werden sollten. Die seitdem im Dienstgrade vom Hauptmann aufwärts übernommenen Offiziere waren beim Beginn des Krieges erst kurze Zeit in ihrem neuen Wirkungskreise thätig.

Nachdem der Mobilmachungsbefehl erlassen war, ergab sich, daß der weitaus größte Theil der Intendanten durch Krankheit außer Stande war, in das Feldverhältniß überzutreten. Nur ein Korpsintendant wurde als Feldintendant mit dem Armeekorps mobilgemacht, zu dem er im Frieden gehörte. Zwei andere Intendanten wurden der Ersten und Zweiten Armee als Armeeintendanten zugetheilt.

Die mobilen Generalkommandos erhielten daher fast ausschließlich Feldintendanten, die im Frieden kaum Gelegenheit gehabt hatten, den Friedensdienstbetrieb dieser Behörde so eingehend kennen zu lernen, wie dies für die schwierige Stellung des Feldintendanten eines Armeekorps unbedingt geboten ist.

Aber nicht nur die größte Mehrzahl der Korpsintendanten, auch ein beträchtlicher Theil der Intendanturmitglieder mußte wegen Felddienstunfähigkeit in immobilen Stellungen verwendet werden. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß viele Feldstellen mit minderwerthigen Kräften besetzt wurden.

Vortheilhaft war, daß ein sehr großer Theil der Intendanturbeamten in den Kriegen 1864 und 1866 thätig gewesen war. Diese wußten aus Erfahrung, welche Schwierigkeiten sich einer wohlgeordneten Verpflegung der Feldarmee entgegenstellen können.

Das Kriegsministerium hatte seit dem letzten Kriege für die Verpflegung der Feldarmee umfassende Vorbereitungen getroffen.

Mit deren dienstlicher Bearbeitung beauftragte der Korpsintendant in der Regel nur den Vorstand der Verpflegungsabtheilung. Bei einigen Intendanturen fand allerdings außerdem eine Erörterung der Feldverpflegungsangelegenheiten in Besprechungen mit allen Intendanturmitgliedern statt. Die große Mehrzahl der letzteren war indeß darauf angewiesen, sich durch

Privatstudien über die Aufgaben zu unterrichten, die ihrer im Falle eines Krieges auf dem Gebiete der Feldverpflegung harrten. Diese Studien aber mußten neben einem angestrengten laufenden, oft durch Stellvertretungen vermehrten Dienst ausgeführt werden.

Das Subalternpersonal der Intendanturen ergänzte sich aus Zahlmeisteraspiranten, die sich nach bestandenem Examen und vollkommen ausreichender Durchbildung bei einer Korpsintendantur einer zweiten Prüfung unterworfen hatten. Die Thätigkeit des Subalternpersonals war ausschließlich auf den Büreaudienst beschränkt.

2. Das Magazinpersonal ergänzte sich seit dem Jahre 1861 nur aus den Civilversorgungsberechtigten. Diese machten während ihrer aktiven Dienstzeit ein leichtes Examen nach halbjähriger Vorbereitung.

Sie wurden aber in der Regel erst fünf bis sechs Jahre nachher im Alter von 36 bis 38 Jahren als Assistenten angestellt, nachdem sie das zum Examen flüchtig Erlernte wieder vergessen hatten. Die Zahl der etatsmäßigen Magazinbeamten war im Verhältniß zum Kriegsbedarf sehr gering.

Magazinverwaltungen waren vor dem Kriege nur in Festungen und größeren, namentlich Kavalleriegarnisonen, errichtet. Die Verpflegung in kleinen Garnisonen übertrug man ausschließlich Unternehmern.

Die Thätigkeit der Magazinbeamten beschränkte sich daher während des Friedens im Wesentlichen auf die Beschaffung, Verwaltung, Verrechnung und Verausgabung der für die Garnison nöthigen Fourage, auf Beschaffung der Bedürfnisse an Brotfrucht, in Festungen und ganz großen Garnisonen auf Verbackung des in den Privatmühlen hergestellten Mehles und endlich auf Ueberweisung der für die Herbstübungen vertragsmäßig verpflichteten Lieferanten. Die für den Krieg mehr erforderlichen Beamten sollten aus dem Civilverhältniß entnommen werden.

Erst im Jahre 1869 wurde auf Antrag der Intendantur des III. Armeekorps angeordnet, daß die für den Kriegsfall mehr nöthigen Feldmagazinbeamten aus dem Truppenstande (Reserve und Landwehr) entnommen und durch wiederholte Uebungen bei einer Magazinverwaltung vorgebildet werden sollten.

3. In persönlicher Beziehung muß hier noch der Einfluß erwähnt werden, den das Lieferantenwesen auf die Militärverwaltungsbeamten ausübte. —

Die Lieferanten, worunter in diesen Zeilen nur solche Unternehmer verstanden werden sollen, die sich vertragsmäßig verpflichtet haben, die verschiedenartigen Verpflegungs- und sonstige Bedürfnisse gegen feste Vergütung in die von der Militärverwaltung bezeichneten Magazine zu liefern und nach Bedarf an die Truppen zu vertheilen, wurden vor dem Kriege 1870/71 als unentbehrliche Stützen der Verwaltung angesehen. Sie hatten seit einer langen Reihe von Jahren bei den Herbstübungen den Truppen alle Manöverbedürfnisse aus den nach Angabe der Intendanturen eingerichteten

Magazinen geliefert. Bezahlung wurde ihnen nur auf Grund vorschriftsmäßig von den Truppen ausgestellter Quittungen geleistet.

Dies Verfahren war für die Verwaltung überaus bequem. Intendantur- und Proviantamtsbeamte hatten nur zu überwachen, daß der Lieferant seine vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen pünktlich erfüllte und genau Rechnung legte.

Auch in den Kriegen 1864 und 1866 hatten Lieferanten einen großen Theil der Verpflegungsbedürfnisse geliefert.

Das Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit war so wenig erschüttert, daß vor dem Kriege 1870/71 ein großer Werth darauf gelegt wurde, einen Vertragsentwurf festzustellen, wodurch ein Lieferant sich verpflichtete, bestimmte Mengen von Verpflegungsbedürfnissen „sowohl für die Dauer der Konzentrationsperiode als auch im Verlaufe der Operationen in die von der Militärverwaltung bezeichneten Magazine zu liefern und an die Truppen zu verausgaben“.

Der nach vielen von den Intendanturen erstatteten Berichten und eingehenden Berathungen im Kriegsministerium festgestellte Entwurf eines dementsprechenden Lieferungsvertrages wurde denn auch als Anhalt den Direktiven für die Feldverpflegung beigegeben, die nach der Mobilmachung 1870 zur Verausgabung gelangten. Den Intendanturen war zur besonderen Pflicht gemacht, schon im Frieden besonders thätige Unternehmer zu ermitteln, zu denen man das unbedingte Vertrauen haben könne, daß sie im Kriegsfalle die in dem erwähnten Vertragsentwurf näher bezeichneten Pflichten gewissenhaft erfüllen würden. Viele Intendanturbeamte haben denn auch wirklich vor dem Kriege geglaubt, für die Sicherstellung der Feldverpflegung etwas Erhebliches geleistet zu haben, wenn es ihnen gelungen war, sich für den Mobilmachungsfall einen vermeintlich unbedingt zuverlässigen Lieferanten zu sichern.

Hierdurch konnte das Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit und die der Untergebenen nur wenig gekräftigt werden. Es fehlte infolgedessen die Anregung, sich mit den Welthandelsverhältnissen, mit der Statistik der Ein- und Ausfuhr, den Produktions- und Konsumtionsverhältnissen vertraut zu machen. Die Beamten aber, bei denen sich das Streben, ihre Kenntnisse nach dieser Richtung zu erweitern, doch geltend machte, erreichten nur mit unendlicher Mühe und noch dazu unvollkommen ihren Zweck, wesentlich weil vor dem Jahre 1870 die bezügliche Literatur sehr wenig ergiebig, das einschlägige Material nur schwer zu beschaffen und nirgends übersichtlich zusammengestellt war.

II. Die verfügbaren Verpflegungsvorräthe

1. der Militärverwaltung.

Durch die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 23. Mai 1824 wurde eine Naturalienreserve bereitgestellt. Danach sollte in den Magazinen außer dem Festungsapprovisionnement ein zwölfmonatlicher Friedensbedarf an



Roggen und ein sechsmonatlicher an Hafer vorräthig sein. Durch die Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 10. Januar 1828 wurde das Kriegsministerium ermächtigt, unter günstigen Einkaufsbedingungen Roggen auf zwei Jahre, Hafer auf ein Jahr sicherzustellen.

Dieser Stand der Reserven ist indeß nie erreicht worden. Man hatte es vielmehr in den, der Mobilmachung gegen Frankreich vorhergehenden Jahren für zulässig gehalten, in Preußen die für den Kriegsfall bestimmten Vorräthe an Brotmaterial und Hafer erheblich zu verringern. Zur Begründung dieser Maßnahme wurde die durch Eisenbahnverkehr und Dampfschifffahrt gesteigerte Leistungsfähigkeit des Getreidehandels einerseits, die Höhe der durch Bereithaltung großer Reserven von Körnerfrüchten gesteigerten Wirthschaftskosten und der Raummangel in den Königlichen Magazinen andererseits angeführt.

So kam es, daß, abgesehen von einer dauernden Reserve für Festungen [31 000 t*) Mehl und 7500 t Hafer] für die Höhe der in den Magazinen vorhandenen Bestände hauptsächlich wirthschaftliche Rücksichten maßgebend und entscheidend waren.

Man kaufte in der Regel in der günstigsten Ankaufsperiode, den auf die Ernte folgenden Monaten, spätestens bis zum 1. April des nächsten Jahres, den laufenden Friedensbedarf bis etwa zum 1. November, d. h. bis einige Monate nach der Ernte.

Es war also in der Regel am 1. April außer den vorerwähnten Festungsreserven ein siebenmonatlicher Friedensbestand vorräthig, der sich bis zum Beginn der neuen Beschaffungsperiode allmählich verringerte.

Die gesammten Vorräthe der sämmtlichen Magazinverwaltungen bezifferten sich daher am 1. Juli 1870 nur auf rund 50 000 t Mehl und 40 000 t Hafer. Hiervon mußten, um die für die Feldarmee verfügbaren Vorräthe zur Zeit der Mobilmachung zu ermitteln, abgezogen werden:

a) der laufende Friedensbedarf für die erste Hälfte des Juli;
b) die vorbezeichneten Festungsreserven,
c) die Mehl- und Körnermengen, welche nöthig waren, um die Festungen, namentlich die an der Grenze gelegenen, auf den vollen Approvisionnementsbedarf zu bringen.

Der Bestand an Feldzwieback deckte zur Zeit der Mobilmachung den dreitägigen Bedarf der mobilen Armee.

An sonstigen Verpflegungsvorräthen waren nur rund 12 000 t Heu und 25 000 t Stroh vorräthig.

In dem für die Zweite Armee in Aussicht genommenen Versammlungsbezirk**) waren für einen gegen Frankreich zu führenden Krieg, der übrigens von den betheiligten Instanzen nicht als nahe bevorstehend erachtet

*) Eine Tonne (t) = 1000 kg.
**) Das linke Rhein-Ufer bis zur Linie Bingen—Dürkheim. D. Red.



wurde, keine Verpflegungsvorräthe für die Feldarmee niedergelegt. Die Approvisionnementsvorräthe von Mainz mußten sogar durch große Mengen von Verpflegungsmitteln ergänzt werden. Sie standen der Zweiten Armee während des Versammlungszeitraums nicht zur Verfügung.

In den Deutschen Staaten, die außer Preußen am Kriege gegen Frankreich theilnahmen, waren die Vorrathsverhältnisse der Militärverwaltung wohl nicht günstiger.

2. Die Landesvorräthe des Aufmarschbezirks.

Den Umfang dieser Vorräthe zu einem bestimmten Zeitpunkt zu ermitteln, ist sehr schwer.

Der Getreidegroßhandel ist wenig geneigt, über seine Lagerbestände Auskunft zu ertheilen.

Die Intendanturen hatten vor dem Kriege nur ein geringes Interesse an der Ermittelung des Umfanges dieser Bestände. Sie kauften im Frieden in der Regel nicht vom Großhandel und waren für den Kriegsfall angewiesen, die Bereitstellung der wichtigsten Verpflegungsmittel an Lieferanten zu vergeben.

Die Bestände des Kleinhandels, der Mühlen, Bäckereien, Fourage-, Mehl- und Kolonialwaarenhandlungen, der bäuerlichen und städtischen Haushaltungen zu einer gegebenen Zeit zu ermitteln, ist naturgemäß unmöglich.

Richtige, den thatsächlichen Verhältnissen entsprechende Verpflegungsanordnungen lassen sich indeß nur treffen, wenn man, wie dies ja auch in den Direktiven für die Verpflegung der Feldarmee vorgeschrieben ist, die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse der in Betracht kommenden Landestheile möglichst zutreffend beurtheilt. Kann man die jeweiligen Bestände eines bestimmten Landestheils auf Grund von örtlichen Ermittelungen ziffermäßig nicht feststellen, so muß doch bei der Bedeutung der Sache der Versuch gemacht werden, erstere annähernd richtig zu schätzen. Ob diese Schätzung richtig war, muß sich ja ergeben, wenn sie mit der Ergiebigkeit des betreffenden Landestheils, wie sie im Verlauf der darin ausgeführten Operationen zu Tage tritt, verglichen wird.

Als wichtiges Moment kam in Bezug auf die Landesgetreidevorräthe des Aufmarschbezirks der Deutschen Armee zunächst in Betracht, daß die Ernte des Jahres 1869 sehr gut gewesen war. Deutschlands Ausfuhr an Brotgetreide hatte in diesem Jahre die Einfuhr überstiegen, während sich in den Vorjahren das umgekehrte Verhältniß ergeben hatte. Bei Hafer deckten sich Aus- und Einfuhr in beiden Jahren. Nach einer guten Ernte aber kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß größere Bestände mit in das neue Erntejahr übernommen werden.

Im Allgemeinen wird man annehmen können, daß, abgesehen von Mißernten, die Landesgetreidevorräthe stets den Bedarf bis zu einem Zeitpunkte

decken, in dem die neue Ernte eingebracht, zu einem nicht geringen Theil erdroschen, getrocknet und die Brotfrucht vermahlen ist.

Für Deutschland wird mit Rücksicht auf die Zeit, in der hier die Ernte der Regel nach stattfindet, im Durchschnitt als der erwähnte Zeitpunkt der 15. Oktober anzunehmen sein. In Nordamerika sind die Vorräthe, die von einer Ernte in die andere übernommen werden, in der Regel erheblich größer, wie dies die fortlaufenden Berichte über die visible supply an Getreide ergaben.

Dieser Zeitpunkt soll bei den nachfolgenden, auf statistischen Angaben beruhenden Ermittelungen zu Grunde gelegt werden, obgleich es bei der Ergiebigkeit der Ernte von 1869 wohl zulässig wäre, einen späteren Termin zu wählen.

Im Aufmarschgebiete der Zweiten Armee kamen im Jahre 1870 mindestens 100 Einwohner und 4 Pferde auf den Quadratkilometer.

Es lebten also auf dem für ein Armeekorps nöthigen Unterbringungsraum von rund 500 qkm 50 000 Einwohner und 2000 Pferde.

In Deutschland beträgt der Jahresbedarf an Brotfrucht 166 kg auf den Einwohner und an Hafer 1054 kg auf das Pferd oder monatlich rund 14 kg Brotfrucht oder nach Abrechnung von 30 pCt. für Kleie und Verstaubung, 10 kg Mehl und 88 kg Hafer.

Es würde sich, wenn man diese Bedarfssätze zu Grunde legt, folgende Berechnung für den Aufmarschbezirk eines Armeekorps als durchschnittlich richtig ergeben:

> Für 50 000 Einwohner und 2000 Pferde wird Mitte Juli ein dreimonatlicher Bedarf, d. h. 50 000 · 10 · 3 kg = 1500 t Mehl und 2000 · 88 · 3 kg = 528 t Hafer vorhanden sein.

Für ein Armeekorps von rund 40 000 Mann und 10 000 Pferden sind täglich nöthig:

> 21,6 t Mehl und 55 t Hafer, bei zehntägiger Dauer des Versammlungszeitraumes also 216 t Mehl und 550 t Hafer.

Von den verfügbaren Mehlbeständen brauchte also nicht einmal der sechste Theil für die Armee verwendet zu werden.

Dagegen konnte aus den Haferbeständen der Bedarf der Armee nicht vollständig entnommen werden, so daß eine Zufuhr von außerhalb nöthig war.

An Heu dagegen war Ueberfluß vorhanden, da der erste Schnitt gut eingebracht war, wenn er auch noch nicht, der Vorschrift entsprechend, ausgeschwitzt hatte.

Auf irgend nennenswerthe Strohbestände konnte mit Rücksicht auf die Zeit der Versammlungsperiode nicht gerechnet werden. Eintretender Mangel an Stroh mußte durch vermehrte Ausgabe von Heu nach Möglichkeit ausgeglichen werden, da an eine Zufuhr von Stroh nicht zu denken war.

Ein Mangel an frischem Fleisch war bei zehntägiger Dauer des Versammlungszeitraumes in keiner Weise zu befürchten. Nimmt man an, daß in einem zur Belegung in Aussicht genommenen Bezirk auf den Quadratkilometer nur ein Rind, ein Schaf und ein Schwein für die Armee verfügbar ist, und schätzt das Schlachtgewicht dieser Thiere sehr mäßig auf 0,25 t, so ergeben sich nach Vorstehendem für den Versammlungsbezirk eines Armeekorps schon 125 t Fleisch in lebenden Häuptern, welche rund 330 000 Feldportionen, d. h. den Bedarf für ein Armeekorps auf mehr als acht Tage darstellen.

Man konnte aber im Aufmarschgebiete auf den Quadratkilometer bei sehr mäßiger Schätzung mindestens 20 Rinder, 10 Schafe und 10 Schweine rechnen. Von diesen war, nach Abrechnung der tragenden Kühe, des Jungviehes, der Stiere, Widder und Eber, sicherlich die Hälfte für die Armee verwendbar.

An trockenen Gemüsen konnte im Versammlungsbezirke der Armee Mangel nicht wohl eintreten. Der zehntägige Bedarf eines Armeekorps — etwa 50 t — war in einem Bereiche von 500 qkm überall zu haben. Er konnte zudem im Juli in der gemüsereichen Rhein-Gegend in sehr erwünschter Weise durch frische Gemüse aller Art ersetzt werden.

Auch Kaffee und Salz konnten in den nöthigen Mengen aus den Landesbeständen entnommen werden.

Die im Vorstehenden versuchte Art, den Verpflegungsvorrath eines bestimmten Bezirks zu berechnen, beruht auf einer für den ganzen Aufmarschbezirk der Zweiten Armee keinesfalls zu günstigen Schätzung. Das schließt aber nicht aus, daß selbst eine so vorsichtige Schätzung für einzelne Theile dieses Bezirks noch zu hoch bemessen ist. Je geringer der Wohlstand, desto geringer ist der Verbrauch an den vorbezeichneten Verpflegungsgegenständen. In ganz armen Gegenden wird ein großer Theil der Brotfrucht durch Kartoffeln, des Hafers durch Heu ꝛc. ersetzt; infolgedessen ist auch der Vorrath an Brotfrucht und Hafer geringer.

Durch solche Einzelerscheinungen darf indeß die Entscheidung über die allgemeinen Verpflegungsanordnungen nicht beeinträchtigt werden. Ist in einem für eine Armee in Aussicht genommenen Unterbringungsraum die Quartierverpflegung im Allgemeinen zweifellos durchführbar, so muß für einzelne Theile derselben, wenn sie wegen ihrer Dürftigkeit von der Belegung nicht ausgeschlossen werden können, durch Gewährung der ganzen Magazinverpflegung oder von Theilen derselben nachgeholfen werden.

III. Die für die mobile Armee in Aussicht genommenen Verpflegungsmittel.

Das Soldatenbrot wurde in Stücken zu 3 kg aus Mehl hergestellt, das mit einem Kleieauszug von 15 pCt. aus reinem Roggen vermahlen war.

Dieses Brot darf als ein vorzügliches Verpflegungsmittel bezeichnet werden, wenn es etwa 24 Stunden nach der Herstellung und in den darauf folgenden vier bis fünf Tagen verausgabt werden kann. Der große Wassergehalt des Brotes — etwa 45 pCt. — erschwert aber die Verwendung im Felde, weil es namentlich in der heißen Jahreszeit bei längerem Transport leicht schimmelt und verdirbt. Vielleicht war das Soldatenbrot für ältere Offiziere und Leute (Landwehr ꝛc.) etwas schwer verdaulich.

Das frische Fleisch von Rind, Hammel und Schwein ist nächst dem Brot das wichtigste Feldverpflegungsmittel, wenn es, gehörig ausgekühlt, möglichst 24 Stunden nach der Schlachtung verausgabt werden kann. Bei längerer Aufbewahrung und namentlich beim Transport von ausgeschlachtetem Fleisch tritt sehr leicht Verderben ein. Aber auch der Transport der lebenden Thiere ist schwierig, weil sie, an gute Pflege und regelmäßige Fütterung gewöhnt, leicht krank werden und eingehen, wenn sie bei mangelhafter Wartung und unzureichender Nahrung längere Märsche machen müssen.

Gesalzenes und geräuchertes Fleisch kann frisches Fleisch nie ersetzen; es erzeugt auch bei länger fortgesetztem Genusse Krankheiten. In angemessenem Wechsel mit frischem Fleisch kann es indeß im Felde recht gute Dienste leisten, wenn es aus gesundem Fleisch durch sorgfältige Bearbeitung dauerfähig hergestellt ist.

Frische Gemüse, namentlich Kartoffeln, wird man den Feldsoldaten im Kriege nur selten geben können, weil der Transport auf den Eisenbahnen und Landwegen zu viel Raum erfordert. Man sollte indeß keine Gelegenheit versäumen, die sich zur Verabreichung frischer Gemüse bietet. Die Truppen werden ab und zu in der Lage sein, dieselben im Wege der Requisition oder des Ankaufes zu erwerben und zum sofortigen Gebrauch zu verausgaben. Auch bietet die Quartierverpflegung erwünschte Gelegenheit, frische Gemüse zu gewähren.

Von den trockenen Gemüsen ist gut geschälter Reis am leichtesten zu beschaffen und zu transportiren. Größeren Nährwerth hat Graupe oder Grütze; namentlich die letztere aber ist in vielen Gegenden keine beliebte Speise. Leguminosen sind sehr nahrhaft, bedürfen aber für den Feldsoldaten einer zu langen Kochzeit.

Aus gutem Roggen- oder Weizenmehl kann eine recht wohlschmeckende und nahrhafte Suppe hergestellt werden.

Kaffee hat sich in den letzten Dezennien als ein sehr empfehlenswerthes Genußmittel in allen Armeen der Kulturstaaten geltend gemacht. Aus guten Bohnen mit Sorgfalt gebrannt und in angemessener Feinheit vermahlen, giebt er ein erfrischendes Getränk. Mangelhafte Röstung und Vermahlung kann den besten Kaffee verderben.

Die eiserne Portion des Feldsoldaten bestand aus drei Portionen Zwieback, Speck, Kaffee, Reis und Salz.

Die vor der Mobilmachung vorräthigen Zwiebackbestände deckten annähernd den Bedarf an eisernen Portionen. Sie waren, um ein brotähnliches Verpflegungsmittel herzustellen, mit einer mäßigen Gahre verbacken. Wohlschmeckender, als im Kriege 1866, nahm der Zwieback einen weitaus größeren Raum ein und schimmelte leichter.

Speck sollte erst im Falle einer Mobilmachung beschafft werden. Er wird in guter Dauerwaare nur in den Wintermonaten hergestellt. Bestände an guten Dauerspeckwaaren waren infolgedessen zur Zeit der Mobilmachung schwer zu beschaffen. Viele Truppen werden daher in der Zwangslage gewesen sein, zur eisernen Portion mangelhaft bereiteten Speck anzukaufen, der bekanntlich noch leichter ranzig wird, als guter Dauerspeck.

Reis, Kaffee und Salz sollten in kleinen Beutelchen neben der Speck- und Zwiebackportion im Tornister untergebracht werden, in dem außerdem Bekleidungsstücke, Stiefel, Putzzeug, Wichse ꝛc. zu verpacken waren.

Die eiserne Portion war zu schwer (mit Verpackung nahezu 3 kg), zu umfangreich (sie konnte neben den sonst vorgeschriebenen Gegenständen nur mit Mühe und besonderem Geschick im Tornister untergebracht werden), zu wenig haltbar. Brotähnlicher Zwieback und Speck können sich unter dem Einfluß der Tornisterhitze nicht für längere Zeit gebrauchsfähig erhalten.

Es waren deshalb beim III. Armeekorps in den der Mobilmachung vorhergehenden Jahren umfassende Versuche zur Herstellung von Konserven gemacht worden, die als Bestandtheile der eisernen Portion Verwendung finden sollten. Bei Ausbruch des Krieges konnte indeß nur eine Konserve, die Erbswurst, nach dem übereinstimmenden Urtheil der Truppen als brauchbares Kriegsverpflegungsmittel anerkannt werden. Leider war weder die ausreichende Haltbarkeit dieser Konserven noch die Möglichkeit festgestellt, sie in großen Massen tadellos herzustellen.

In der Zubereitung der Mundverpflegungsmittel hatten nur die wenigen Mannschaften ausreichende Erfahrung, welche die Kriege 1864 und 1866 mitgemacht, im bürgerlichen Leben das Küchengewerbe erlernt hatten oder im Menagebetriebe der Truppen beschäftigt gewesen waren. Die überwiegende Mehrzahl der Truppen war aber darauf angewiesen, die warme Frühstücks- und Mittagskost im Mannschaftskochgeschirr herzustellen.

IV. Die Sicherstellung des Brotbedarfs.

Nach den Direktiven für die Verpflegung der mobilen Armee bestimmte die Feldintendantur, wann und wo der Bäckereibetrieb für eigene Rechnung der Proviantämter beginnen sollte. Er konnte unter Mitwirkung des Feldbackmeisters und der Oberbäcker durch Unternehmer oder durch das Feldbäckereiamt erfolgen. Das Letztere regelte seine Thätigkeit nach den Weisungen der Feldintendantur.

Im Bewegungskriege wurden die Feldbäckereiämter der betreffenden Armeekorps dem Etappenintendanten unterstellt. Sie wurden dann in geeigneten Intervallen etwa von 75 zu 75 km eingerichtet und von rückwärts aufgerollt, wenn die Feldbäckereien sich zu weit von der operirenden Armee entfernten. Waren am Orte keine ausreichenden Backgelegenheiten vorhanden, so wurden Feldbacköfen aus Backsteinen errichtet, oder es wurden, wenn die Armee Eisenbahnverbindung mit der Heimath hatte, eiserne Feldbacköfen herangezogen. Der Brotbedarf, den die Feldbäckereiämter herzustellen nicht im Stande waren, sollte durch die Truppen erbacken werden.

V. Die Sicherstellung des Fleischbedarfs.

Das Fleisch sollte in der Regel in lebenden Häuptern angenommen und an die Truppen verausgabt werden. Annahme, Fütterung, Wartung und Nachtreiben des Viehes erfolgte durch die den Feldbäckereiämtern beigegebenen Feldoberschlächter und die Feldschlächter. Feldschlächtereien sollten nur unter besonderen Verhältnissen (Belagerungen 2c.) nach den Weisungen der Feldintendantur durch die Feldbäckereiämter eingerichtet werden.

VI. Die Mittel zum Transport der Verpflegungsgegenstände.

Besondere Verpflegungsfahrzeuge hatten die Truppen nicht. Der laufende Verpflegungsbedarf sollte auf Vorspannwagen untergebracht werden, die möglichst nur von einem zum anderen Marschquartier mitzunehmen waren.

Die Proviantkolonnen waren vor dem Kriege neu organisirt. Jedes Korps hatte fünf Kolonnen zu 30 vierspännigen Wagen, die nach einem in Nürnberg während des Krieges 1866 hergestellten Modell erbaut waren. Die Wagen hatten die Form eines viereckigen Kastens mit untergehenden Vorderrädern. Hierdurch wurde die Verpackung der Lebensmittel und die Lenkbarkeit der Wagen wesentlich erleichtert.

Diese fünf Kolonnen sollten für das ganze Armeekorps für zwei Tage Brot und Zwieback, für vier Tage Gemüse, Kaffee und Salz laden.

Die Fuhrparkkolonnen des Armeekorps (fünf zu 80 zweispännigen Wagen) wurden erst nach erfolgter Mobilmachung aufgestellt. Sie sollten durch Kauf oder Miethe sichergestellt werden. Ferner sollten sie für etwa sechs Tage Hafer und Heu für die Pferde des Armeekorps fassen.

Die Etappenfuhrparkkolonnen sollten 600 Fuhren für jedes zur Etappe gehörige Armeekorps, im Bedarfsfalle die doppelte Anzahl, umfassen. Sie waren, nach den am 25. Juli 1870 ausgegebenen Direktiven ebenso, wie die Gespannführer, am Etappenhauptort zu ermiethen und erhielten dieselbe Organisation wie die Fuhrparkkolonnen der Armeekorps. Nach den für letztere geltenden Grundsätzen wurden die Stellen der Kolonnenkommandeure, Zug- und Sektionsführer und Begleitmannschaften besetzt.

Diese waren dazu bestimmt, alle für die Armee erforderlichen Verpflegungsgegenstände bis in die Magazine der mobilen Armee zu bringen. Die Sicherstellung der sonst für Etappenzwecke nöthigen Fuhren durch Requisition oder Ermiethung von Vorspannwagen war in Aussicht genommen.

Der Wirkungskreis der Etappenfuhrparkkolonnen erstreckte sich vom Endpunkte der Eisenbahn (Etappenhauptort) bis zum Operationsgebiete der Truppen. Je größer die Entfernung, desto schwieriger ist die Aufrechterhaltung der Verbindung. Die General-Etappeninspektion hatte daher die Aufgabe, die vorwärts gelegenen Eisenbahnen durch die ihr zugetheilten Feldeisenbahntruppen baldmöglichst betriebsfähig zu machen, kürzere Verbindungsstrecken anzulegen und auf diesen Strecken vorläufig den Betrieb zu übernehmen, bis dies von den durch das Handelsministerium (jetzt Ministerium für öffentliche Arbeiten) einzusetzenden Betriebskommissionen geschah.

Für etwaige Wassertransporte, die auch zum Geschäftsbereich der General-Etappeninspektion gehörten, waren dieser ebensowenig besondere Organe zur Verfügung gestellt, wie für Wiederherstellung, Instandsetzung rc. von Landstraßen.

B. Die Verpflegung der Zweiten Armee während des Feldzuges 1870/71.

Die Kriegserklärung Frankreichs erfolgte gänzlich unerwartet. Selbst die verschiedenartigen Maßnahmen, welche die Militärverwaltung bei drohender Kriegsgefahr zu treffen in der Lage ist, hatten nicht zur Ausführung gelangen können. Was zur Sicherstellung der Feldverpflegung nöthig war, konnte erst nach ausgesprochener Mobilmachung veranlaßt werden.

I. Die Verpflegung während der Eisenbahntransporte zur Konzentration der Armee.

Nach der Vorschrift über „Organisation des Etappenwesens zur Zeit des Krieges“ vom 2. Mai 1867 sollten die Etappenbahnen der Armee alle 20 bis 30 Meilen eine Kommandantur erhalten, die nach einer beigefügten Instruktion für die Verpflegung der passirenden Truppen zu sorgen hatte.

Jeder Kommandantur war ein Verpflegungsbeamter beigegeben, der nach den Weisungen des Etappenkommandanten ein Magazin anzulegen hatte, aus dem die passirenden Truppen mit Brot und Fourage verpflegt werden sollten. Auf diesen Etappen sollte auch am Bahnhof eine größere Kochanstalt eingerichtet werden, in der durch Unternehmer das Essen aus den vom Magazin gelieferten Viktualien zu bereiten war. Obgleich im Frieden keine Vorbereitungen für die Einrichtung und Inbetriebsetzung der Kocheinrichtungen und Magazine auf den Eisenbahnetappen getroffen waren, sind doch ernste Klagen über mangelhafte Verpflegung nicht zur Sprache gebracht worden.

Die Verpflegung wurde dadurch erleichtert, daß die Eisenbahnetappen nur bei größeren Städten und an Stationen angelegt wurden, die ausreichende Restaurationen hatten. Auch half die patriotische Begeisterung der Einwohner in der Nähe der betreffenden Stationen über manche Schwierigkeiten hinweg.

II. Die Verpflegung während des Versammlungszeitraumes.

1. Die getroffenen Anordnungen

a) der Centralinstanz.

Am Tage der Mobilmachung bestimmte das Kriegsministerium, nachdem schon vorher die Verproviantirung von Mainz auf drei Monate sowie die Beschaffung möglichst reicher Vorräthe an Hafer und Heu durch die Proviantämter Mainz, Coblenz und Cöln befohlen war, Folgendes:

Jedes Armeekorps hatte einen sechswöchentlichen Bedarf an Viktualien, Hafer und Heu durch Vergebung an bewährte Lieferanten sicherzustellen. Die so sichergestellten Verpflegungsmittel sollten nicht als Reservevorrath dienen, sondern zur Verpflegung des Korps während der Konzentration der Armee.

Um eine Verpflegungsreserve nahe der Grenze anzusammeln, war ferner bestimmt, daß das VII. Armeekorps außerdem noch einen Bedarf für ein Armeekorps bei Cöln, das VIII. einen gleichen bei Coblenz, und das XI. einen ferneren Bedarf für zwei Armeekorps bei Frankfurt a./M. sicherstellen sollte.

Die Broterbackung hatte durch die Verwaltung aus verfügbaren Mehlbeständen zu erfolgen. Zu diesem Behufe waren im Versammlungsbezirk der Zweiten Armee die vorhandenen militärischen Backeinrichtungen in Mainz und die Privatbäckereien in Hausen bei Frankfurt a./M. zu benutzen, außerdem aber je 20 Feldbacköfen in Mainz und Bingen zu errichten. Mainz sollte das erforderliche Backmehl eigenen Beständen entnehmen und 20 000 Centner Mehl nach Frankfurt a./M. schicken, wohin außerdem noch 16 000 Centner Mehl aus Magdeburg gesandt werden sollten. Die in Bingen zu errichtende Bäckerei sollte ihren Mehlbedarf von Coblenz und Cöln aus durch Dampfschiffe zugeführt erhalten. Ebenso war nach Bingen auch der Bedarf an Hafer und Viktualien für je ein Armeekorps zu befördern.

Die nicht im Aufmarschbezirk untergebrachten Armeekorps hatten mit dem Aufmarsch des Korps die alsdann disponiblen Bestände an Mehl, Hafer und Preßheu durch die Eisenbahn in den Aufstellungsbezirk mit heranzuziehen.

Alle Intendanturen hatten in allen an der Eisenbahn gelegenen, zum Nachschub geeigneten Magazinen Hafer- und Roggenankäufe mit Nachdruck aufzunehmen.

Jedes Armeekorps sollte einen eigenen Fuhrpark von 400 Wagen kauf- oder miethweise sicherstellen; es wurde auch auf dringenden Antrag des Generalkommandos III. Armeekorps die militärische Organisation dieser Korps-Fuhrparkkolonnen genehmigt.

Dem Antrage, Konserven für die Feldtruppen zu beschaffen, konnte wegen geringer Leistungen der Privatindustrie nicht entsprochen werden; es wurde indessen den Armeekorps anheimgegeben, Konserven aller Art, namentlich für Feldlazarethe, zu beschaffen.

Als Anhalt für die Verpflegung der Feldarmee wurden die Direktiven vom 21. Dezember 1866 empfohlen, deren Abänderung aber anheimgestellt; die Armeen und Armeekorps wurden ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ihnen in erster Linie die Verantwortung für die ordnungsmäßige Verpflegung der unterstellten Truppen obliegt.

In Ergänzung dieser Anordnungen wurde dann noch am 25. Juli mit Rücksicht auf die unzulängliche Leistungsfähigkeit der vorerwähnten Bäckereien bestimmt, daß Berlin und Potsdam täglich 100 000 Portionen scharf ausgebackenen Brotes herstellen, die Intendanturen des I., II., IV., V., VI., VII., IX. und X. Armeekorps bei allen an der Eisenbahn gelegenen Proviantämtern möglichst große Mengen scharf ausgebackenen Brotes zur Versendung an den Rhein bereithalten sollten.

Es wurde die Beschaffung einer Reserve an Säcken, die schleunigste Vermehrung der Zwiebackbestände und die dauernde Unterhaltung einer für die mobile Armee bestimmten Reserve von 2700 t Mehl, 60 000 t Hafer und 2500 t Heu an geeigneten Eisenbahnmagazinen befohlen.

Endlich wurden am 25. Juli neue „Direktiven für die Verpflegung der mobilen Armee“ ausgegeben, die an die Stelle der vorerwähnten Instruktion vom 21. Dezember 1868 treten sollten.

Die Generalintendantur hielt es trotz dieser weitgehenden Anordnungen für nothwendig, die Verpflegungsbestände im Versammlungsbezirk der Armee so schnell als möglich durch Zusendungen vom Innern des Landes aus zu ergänzen. Sie beantragte daher die sofortige Absendung von Verpflegungszügen und den Eisenbahntransport der gefüllten Proviant- und Fuhrparkkolonnen im unmittelbaren Anschluß an die Truppen der Armeekorps.

Den bezüglichen Anträgen konnte nur in einem überaus beschränkten Maße Rechnung getragen werden. Die Heeresleitung hielt es für ein unabweisbares Gebot, ohne den mindesten Zeitverlust so viele fechtende Truppen als irgend möglich an die Rhein-Linie zu werfen. Nur dadurch glaubte sie einem Feinde gegenüber erfolgreichen Widerstand leisten zu können, von dem man annahm, daß er nach erfolgter Kriegserklärung sehr bald eine energische Offensive ergreifen werde.

Es wurden deshalb nur vereinzelt Verpflegungsmittel an die Rhein-Linie befördert, die Proviant- und Fuhrparkkolonnen aber zunächst von dem Eisenbahntransport ganz ausgeschlossen.*)

*) Nicht ganz zutreffend. Es wurden meist zwei Proviantkolonnen am Schlusse der fechtenden Truppen befördert, im Uebrigen den Truppenzügen einzelne Waggons mit Verpflegung angehängt. D. Red.



Die Heeresleitung konnte sich aber hierbei der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sich im Versammlungsbezirk der Armee vorübergehende Verpflegungsschwierigkeiten ergeben könnten. Sie glaubte indeß hierauf ein entscheidendes Gewicht nicht legen zu sollen, weil eben in allererster Linie dafür gesorgt werden mußte, daß dem Feinde an der Rhein-Linie ausreichende Streitkräfte entgegengestellt werden konnten. Es konnte hiernach auf irgend eine erhebliche Verstärkung der im Aufmarschbezirk verfügbaren Verpflegungsvorräthe der Militärverwaltung und des Landes durch Nachschub aus dem Bereich der zur Zweiten Armee gehörigen Armeekorps nicht gerechnet werden. Die Annahme war indeß gerechtfertigt, daß die vom Kriegsministerium angeordnete Beschaffung von Hafervorräthen in Mainz, Coblenz und Köln Erfolg gehabt habe, und daß es gelingen werde, von beiden letzteren Orten diese Vorräthe und einen Theil des für je ein Armeekorps sichergestellten Verpflegungsbedarfs zu Wasser nach Bingen zu befördern.

Das Oberkommando der Zweiten Armee konnte daher nach den vorstehenden Ausführungen dennoch hoffen, daß es gelingen werde, die Armee während eines nicht allzulange dauernden Versammlungszeitraumes ordnungsmäßig zu verpflegen. Es mußte indeß gleichzeitig damit gerechnet werden, daß entweder die erwarteten Offensivbewegungen der Französischen Armee die unterstellten Truppen längere Zeit an der Rhein-Linie festhalten würden, oder daß es angängig sein werde, selbst offensiv vorzugehen.

Das Oberkommando der Zweiten Armee hielt es deßhalb für geboten, die vorerwähnten allgemeinen Anordnungen des Kriegsministeriums und der Generalintendantur durch Sonderverfügungen, wie folgt, zu ergänzen:

b) Die Anordnungen des Oberkommandos der Zweiten Armee.

Sämmtliche Truppen nehmen auf der Eisenbahnfahrt nach dem Versammlungsbezirk einen fünftägigen Verpflegungsbedarf für Mann und Pferd aus der Garnison mit.

Nach der Ausschiffung leben die Truppen so lange als möglich gegen Baarzahlung von den Quartierwirthen.

Versagt die Quartierverpflegung, so kaufen die Truppen zu jedem Preise in ihren Unterbringungsbezirken Lebensmittel für sechs Tage.

Diese Lebensmittel sind theils auf Vorspannwagen*), theils auf ermietheten oder requirirten provisorischen Fuhrparks fortzuschaffen, sobald die Operationen beginnen.

c) Die Anordnungen der Armeeintendantur.

Im Hinblick auf das der Armee zunächst gestellte Ziel — Behauptung der Rhein-Linie — miethete die Armeeintendantur eine Flottille von sechs

*) Vorspannwagen wurden nur für einen Tag ermiethet oder requirirt, die übrigen Fahrzeuge der Fuhrparks auf längere Dauer. D. Red.



Dampfern und den nöthigen Schleppkähnen, die als bewegliches Magazin auf der Strecke Worms—Bingen verwendet werden sollten.

Die Armeeintendantur hatte ferner mit Rücksicht darauf, daß keine Garantie für rechtzeitige und zuverlässige Erfüllung der für einen sechswöchentlichen Zeitraum mit Lieferanten abgeschlossenen Verträge gegeben war, schon in den ersten Tagen nach ausgesprochener Mobilmachung Beamte nach Holland und dem Niederrhein geschickt. Diese sollten, unterstützt durch beigegebene Agenten und ausgestattet mit reichen Geldmitteln, gegen Baarzahlung kaufen, was an guten Verpflegungsmitteln zu haben war. Diese Vorräthe beabsichtigte man rheinaufwärts zu verschiffen, um sie zunächst zur Füllung der vorerwähnten Flottille mit zu verwenden.

Mit Rücksicht auf die Möglichkeit eintretenden Hafermangels ließ die Armeeintendantur große Mengen Futtergerste ankaufen, die zu einem Drittel als Ersatzfuttermittel verwendet werden sollte. Ferner gab sie Auftrag zur Einrichtung einer Konservenfabrik in Berlin, in der zunächst nur Erbswurst, im späteren Verlauf des Krieges auch Dauerfleisch und Büchsenfleisch hergestellt wurden. Endlich ließ sie durch eine zuverlässige Großhandlung guten gemahlenen Kaffee in Preßwürfeln herstellen, die, in Pergamentpapier verpackt, der Armee nachgeführt werden sollten.

Vorstehende Anordnungen der Armeeintendantur wurden selbstverständlich mit Zustimmung des Oberkommandos ausgeführt.

2. Der Erfolg der getroffenen Anordnungen.

Zu a). Die Intendanturen konnten zur Sicherstellung eines sechswöchentlichen Bedarfes nur gewerbsmäßige Lieferanten auffordern, Anerbietungen zu machen.

Großkaufleute hatten sich weder im Kriege noch im Frieden an den Lieferungen für die Armee betheiligt. Handlungshäuser ersten Ranges werden es sich zur Ehre anrechnen, der Militärverwaltung alle ihre Bedürfnisse in bestimmt bezeichneten Mengen in vorgeschriebener Beschaffenheit und an verabredetem Orte zu liefern oder auch gegen eine angemessene Provision anzukaufen. Auf einen Lieferungsvertrag, der sie verpflichtet, nicht genau bestimmte Mengen in Magazine zu liefern, deren Lage der Anordnung der Militärbehörde überlassen bleibt, der ihnen ferner die Zumuthung stellt, die zu liefernden Gegenstände im Bedarfsfalle an die Truppen auszugeben oder gar sich zu ihrer Beförderung zu den Truppen eigener Fahrzeuge zu bedienen, können sich solche Handlungshäuser nicht einlassen. Die mit einem solchen Vertrage verbundene Gefahr ist zu groß, mit Rücksicht auf den steten Wechsel der Bedingungen, unter denen die Ausführung, dem Verlauf der Kriegsereignisse folgend, geboten ist. Der Großkaufmann scheut auch die durch den direkten Verkehr mit den Truppen herbeigeführten Weiterungen, die vielen, einem solchen Vertrage zur Sicherheit der Militärverwaltungen beigefügten Klauseln, weil sie in der Handelswelt nicht üblich sind.

Der Lieferant weiß aus Erfahrung, daß die Ausführung der anscheinend sehr gewagten Verträge nur in äußerst seltenen Fällen und bei ganz offenbarer Verletzung der übernommenen Verpflichtungen Verluste für ihn zur Folge hat, die sich durch überreichen Gewinn an anderen Stellen ausgleichen werden.

Die Zahl kapitalkräftiger, bewährter und im Rufe einer gewissen Rechtlichkeit stehender Lieferanten war bei Ausbruch des Krieges nicht sehr groß. Es war daher natürlich, daß die Tüchtigsten unter ihnen von mehreren Intendanturen zur Abgabe von Anerbietungen aufgefordert wurden. Hierdurch wurde ihnen ein gut zu verwerthendes Zeugniß der Unentbehrlichkeit ausgestellt. Sie kannten zudem den entscheidenden Werth, den die Intendanturen auf eine gesicherte Verpflegung der Feldarmee legten, sie wußten, daß die Prüfung des Geldpunktes im Kriege nicht mit der im Frieden üblichen Peinlichkeit erfolgen werde, und daß die Entscheidung mit möglichster Beschleunigung getroffen werden müsse. Sie forderten deshalb Preise, die annähernd doppelt so hoch waren, wie die vor der Mobilmachung marktgängigen.

Wenn die Intendanturen so hohe Preise bewilligten, so geschah dies hauptsächlich, weil sie sich in einer Nothlage befanden, dann aber auch, weil sie in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung der Ansicht waren, daß die Preise aller Lebensmittel im Kriege eine sehr bedeutende Steigerung erfahren mußten. Daß diese Ansicht irrig ist, hat sich im Verlaufe des Deutsch-Französischen Krieges ergeben und wird bei Besprechung der hierdurch an die Hand gegebenen Erfahrungen eingehend erörtert werden. Hier ist zunächst die Frage zu beantworten, welchen Erfolg die in Vorstehendem erörterten Lieferungsverträge hatten.

Es müssen unterschieden werden die Verträge der Intendanturen, zu deren Geschäftsbereich der Aufmarschbezirk der Armee gehörte, und die Verträge der übrigen Intendanturen. Die ersteren konnten die dadurch verpflichteten Lieferanten auch dann noch bis zu einem gewissen Grade erfüllen, als die Eisenbahnen ausschließlich für Truppentransporte benutzt wurden; denn es war ihnen die Möglichkeit geboten, die im Aufmarschgebiete erreichbaren Handelsvorräthe auf dem Land- oder Wasserwege in die von der Verwaltung bezeichneten Feldmagazine zu befördern. Dagegen hatten die Lieferanten aller zur Zweiten Armee gehörigen Korps weite Eisenbahnstrecken zu bewältigen, um die im Korpsbereiche gekauften Verpflegungsvorräthe in den Versammlungsbezirk der Armee zu befördern.

Es war unter diesen Umständen anzunehmen, daß bei Ankunft der Zweiten Armee im Versammlungsbezirke nur ein Theil des in Frankfurt a./M., Köln und Coblenz sichergestellten Verpflegungsbedarfs verfügbar und von beiden letzteren Orten nach Bingen befördert sei.

Die Garnison- und Kriegsbäckereien in Mainz mußten naturgemäß zunächst dazu benutzt werden, den sehr großen Brotbedarf der armirten Festung zu decken. Für die Feldarmee war daher sofort nach der Mobilmachung nur die Bäckerei in Hausen verfügbar.

Die in Mainz zunächst für das XI. Armeekorps und in Bingen für die Zweite Armee zu errichtenden je 20 Feldbacköfen sollten nach dem Artmannschen Systeme erbaut werden. Ein solcher Ofen faßt 1200 Brotportionen, man kann also eine tägliche Leistungsfähigkeit von 6000 bis 7200 Portionen oder bei Betrieb von 20 Oefen von 120 000 bis 144 000 Portionen annehmen. Die Herstellung eines Artmannschen Ofens soll nur 24 Stunden Zeit erfordern, das Ausheizen 7½ Stunden. Wenn man indeß erwägt, daß zu 20 Artmannschen Oefen 50 000 Mauersteine, 180 Fuder Lehm und 80 Fuder Sand sowie sehr viele verschiedene Eisentheile, Bretter und dergl. erforderlich sind, daß ferner zu einer einigermaßen betriebsfähigen Bäckerei noch Einrichtungen zum Backen des Brotes, zur Unterbringung des Mehles und des fertigen Brotes gehören, dann darf es nicht Wunder nehmen, daß diese Bäckereien erst gegen das Ende des Versammlungszeitraumes betriebsfähig wurden.

Das Kriegsministerium war ferner, als es mit Rücksicht auf die voraussichtlich nur wenig ergiebige Quartierverpflegung sich entschloß, die Truppen schon während des Versammlungszeitraumes aus Magazinen zu verpflegen, von der Hoffnung ausgegangen, daß es gelingen werde, die Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Armeekorps zugleich mit den Truppen in den Versammlungsbezirk zu schaffen.

Hätte sich diese Hoffnung auch thatsächlich verwirklicht, so wäre doch eine überaus angestrengte Thätigkeit der betheiligten Kommando- und Verwaltungsbehörden nöthig gewesen, um diese Verpflegungsart der Zweiten Armee während der Versammlungszeitdauer ausschließlich durchzuführen.

Es mußten zu diesem Zwecke sehr große Armeemagazine in Bingen und Frankfurt a./M. so eingerichtet werden, daß sich die Zufuhr der Verpflegungsmittel durch Eisenbahn- und Flußtransport und die Abfuhr auf Landwegen bequem bewerkstelligen ließen. Die Bäckerei in Hausen sowie die in Bingen einzurichtende Feldbackanstalt mußten mit den erwähnten Magazinen in angemessene Verbindung gebracht werden. Für jedes Armeekorps waren etwa drei Sondermagazine einzurichten, um die für die laufende Verpflegung nöthigen Bedürfnisse zuzuführen. Der hierzu erforderliche Fuhrendienst mußte bei der zum Theil recht weiten Entfernung der Korpsmagazine von den Armeemagazinen die Kräfte der Proviant- und Fuhrparkkolonnen voll in Anspruch nehmen. Zum Transport der Verpflegung aus den Korpsmagazinen in die Kantonnements der Truppen waren daher noch weitere Fuhren erforderlich, welche die Truppen als Vorspann zu requiriren hatten.

Friedensvorbereitungen für die in Vorstehendem angedeutete Art der Magazinverpflegung waren nach keiner Richtung hin getroffen. Trotzdem wäre es bei angestrengter Thätigkeit aller betheiligten Behörden möglich gewesen, den Verpflegungsdienst auch in dieser Weise rechtzeitig zu organisiren, wenn die Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Korps zu sofortiger Verwendung bereitgestanden hätten. Nachdem diese wichtigen Transportmittel aber für die Dauer der Truppentransporte von der Bahnbeförderung ausgeschlossen worden waren, war es mindestens für die erste Zeit nach Ankunft der Truppen im Versammlungsbezirk unmöglich, diese ganz aus Magazinen zu verpflegen.

Von der Ermächtigung, Konserven für die Truppen zu kaufen, konnte kein Gebrauch gemacht werden, da die Privatindustrie in dieser Beziehung nichts leistete.

Zu b). Die Mitnahme von Nahrungsmitteln aus den Garnisonen sicherte die Verpflegung der Truppen in sehr erwünschter Weise für die ersten Tage nach der Ausschiffung.

Die Quartierverpflegung im Aufmarschbezirk konnte nicht so schnell, wie es das Oberkommando der Zweiten Armee angenommen hatte, versagen, wenn sie die Truppen baar bezahlten.

Im Kriege ist baares Geld eine Seltenheit. Selbst mäßig wohlhabende Familien haben kaum die zum eigenen Lebensunterhalt erforderlichen Mittel, noch weniger aber so viel baares Geld, daß sie längere Zeit unerwartete Einquartierung angemessen verpflegen können. Minder begüterte Familien sind hierzu erst recht nicht im Stande. Gegen angemessene Baarzahlung können indessen selbst arme Leute für die Verpflegung einiger Mannschaften sorgen. Die Quartierverpflegung ist denn auch im Versammlungsbezirk der Zweiten Armee an vielen Orten längere Zeit durchgeführt worden.

Die in den einzelnen Kantonnements gegen Baarzahlung gekauften Verpflegungsmittel sind thatsächlich zur Beladung der von den Truppen requirirten Vorspannwagen und der von jedem Armeekorps sichergestellten provisorischen Fuhrparks, die bei den einzelnen Armeekorps eine Stärke von 500 bis 650 Wagen erreichten, verwendet worden. Es waren überall ausreichende Vorräthe zu kaufen, wie dies auch nach den eingangs erwähnten Ausführungen über die Landesvorräthe kaum anders zu erwarten war.

Zu c). Die Dampferflottille ist gemiethet und mit Verpflegungsmitteln aller Art gefüllt worden. Der Vormarsch der Zweiten Armee erfolgte indeß so unerwartet schnell, daß die Schiffe, um unnöthige Miethe zu ersparen, bald in dem Magazin Bingen entladen werden konnten. Der eigentliche Zweck — ein bewegliches zur Ausgabe an die Truppen geeignetes Magazin zu schaffen — kam also nicht in Frage.

Die in Holland und am Niederrheine gekauften Verpflegungsgegenstände sind zunächst der vorerwähnten Flottille und dann dem Armeemagazin Bingen überwiesen worden.

Die angekaufte Gerste wurde von den Truppen nur ungern genommen. Hafer galt ausschließlich als gutes Futter. Die Pferde litten hieran auch während der Versammlungsperiode keinen Mangel. Daß später die Gerste in geringen Mengen dem Hafer beigemischt und so verausgabt wurde, ist anscheinend kaum bemerkt worden.

Die in Berlin eingerichtete Konservenfabrik konnte zunächst nur zur Herstellung von Erbswurst benutzt werden, weil sich bei den durch die Truppen des III. Armeekorps angestellten Versuchen nur diese Konserve in jeder Beziehung bewährt hatte. Die Armeeintendantur hielt indeß den Versuch, der Armee wenigstens eine brauchbare Konserve zuzuführen, für unabweisbare Pflicht. Allerdings konnte es sich zunächst nur um einen solchen handeln, weil sich bisher keine Gelegenheit geboten hatte, die Herstellung der Konserve im Großen zu betreiben, und weil deren unbedingte Haltbarkeit noch nicht erprobt war. Er ist indeß vollständig gelungen, da es möglich war, schon vom zehnten Tage nach Errichtung der Fabrik, also etwa vom 1. August ab, täglich 100 000 Portionen Erbswurst zu fertigen. Der Betrieb der Fabrik konnte auch ohne die mindeste Unterbrechung fortgesetzt werden, trotzdem es im Verlaufe der Fabrikation unmöglich geworden war, den Bedarf an natürlichen Därmen aus den Beständen des In- und Auslandes, soweit dies erreichbar war, zu decken. Die Armeeintendantur hatte nämlich das Eintreten dieser Unmöglichkeit vorausgesehen und vor Errichtung der Fabrik Versuche angestellt, künstliche Därme aus Papier herzustellen, das durch Eintauchen in sehr verdünnte Schwefelsäure wasserdicht gemacht wurde. Die Schwierigkeiten, welche sich anfangs der Verklebung dieser Papierhülsen entgegenstellten, wurden unter Zuziehung von bewährten Technikern so glücklich gelöst, daß die künstlichen Därme den natürlichen als gleichwerthig zu erachten waren.

Der Preßkaffee wurde anfangs wegen der bequemen Zubereitung von den Truppen sehr gern genommen, später nicht mehr, weil die Truppen die Ansicht hatten, es sei dazu Cichorie verwendet worden. Obgleich thatsächlich nur reiner Kaffee gebraucht war, mußte angesichts der von den Truppen geäußerten Abneigung doch von der weiteren Verwendung von Preßkaffee Abstand genommen werden.

III. Die Verpflegung während des Vormarsches zur Saar.

Die Verpflegungslage war für den Vormarsch nicht ungünstig. Die Armeekorps konnten ihre provisorischen Fuhrparks von mindestens je 400 Wagen sowohl als die von den Truppen requirirten Vorspannwagen so zeitig mit Verpflegungsmitteln füllen, daß sie den marschirenden Truppen unmittelbar zu folgen vermochten.



Leider standen der Etappe Fuhrparks noch nicht zur Verfügung. Vom 3. August an konnten indessen in den Richtungen Neunkirchen—Saarbrücken und Kaiserslautern—Homburg so viel Verpflegungszüge täglich vorgeschoben werden, als für den Bedarf der Armee nöthig waren. Die zur Beladung dieser Züge erforderlichen Verpflegungsmittel aller Art hatten sich im Verlaufe des Versammlungszeitraumes auf der Rhein-Linie angesammelt. Die Bäckereien in Frankfurt a./M., Bingen und Mainz waren im vollen Betriebe. Die in letzterer Stadt ursprünglich für das XI. Armeekorps bestimmte Feldbäckerei konnte auch für die Zweite Armee verwendet werden, der auch nach Beginn der Operationen ein Theil des Festungsapprovisionnements von Mainz zur Verfügung gestellt wurde. Die Einrichtung von neuen Feldbäckereien in Kaiserslautern und Neunkirchen wurde alsbald in die Wege geleitet.

Für den Vormarsch kamen zunächst in Betracht die westlichen Theile von Rheinhessen, die Bayerische Pfalz und der südliche Theil des Regierungsbezirks Trier. Die Bewohner dieser Landestheile, die im Allgemeinen als getreide- und viehreich bezeichnet werden dürfen, hatten befürchtet, daß die Französische Armee sofort nach der Kriegserklärung die Offensive ergreifen, daß die Deutsche Armee am Rheine den ersten Widerstand leisten werde. Ihre Sorge, unter feindlichen Requisitionen leiden zu müssen, war daher ebenso erklärlich wie ihr Jubel über das unerwartete Vordringen der Deutschen Armee. Sie waren infolgedessen, von patriotischer Begeisterung getragen, gern bereit, für die Verpflegung der durchmarschirenden Truppen nach Kräften zu sorgen; sie waren hierzu auch nach Maßgabe der verfügbaren Landesbestände im Ganzen sehr wohl im Stande.

Man konnte in diesen Landestheilen auf den Quadratkilometer bei mäßigster Schätzung

80 Einwohner,	10 Schweine und
25 Stück Rindvieh,	4 Pferde rechnen.
5 Schafe,	

Die Entfernung bis zur Französischen Grenze betrug rund 100 km.

Die Armee marschirte in einer Breite von 50 km. Das Marschgebiet hatte daher einen Flächeninhalt von 5000 qkm, auf welchen etwa lebten:

400 000 Einwohner in etwa	25 000 Schafe,
84 000 Haushaltungen,	50 000 Schweine und
125 000 Stück Rindvieh,	20 000 Pferde.

In diesem Gelände sollte die Zweite Armee in der Stärke von etwa

240 000 Mann und
60 000 Pferden

im Vormarsche etwa zehn Tage leben.

Es mußten also, wenn die Verpflegung ganz aus dem Lande genommen werden sollte, für die Armee verfügbar sein:

2 400 000 Portionen und
600 000 Rationen,

d. h. abgesehen von Gemüsen, Heu, Salz (die überall in ausreichender Menge zu haben waren):

900 t Fleisch,
1300 t Mehl (die Ration durchschnittlich zu 5,5 kg) und
3300 t Hafer.

Daß die Viehbestände mehr als ausreichend sein mußten, ergiebt sich nach der vorher gegebenen Berechnung.

Die Armee brauchte 2 400 000 Portionen. Diese aber konnten aus dem Marschbezirk reichlich entnommen werden, wenn auf den Quadratkilometer nur ein Rind, ein Schaf und ein Schwein für die Armee zur Verwendung gelangten.

Nach den vorherigen Ausführungen*) konnte man unbedenklich auf das Vorhandensein eines Bestandes von 2½ Monaten, also auf

$400\,000 \cdot 10 \cdot 2{,}5$ kg = 10 000 t Mehl und
$20\,000 \cdot 88 \cdot 2{,}5$ kg = 4 400 t Hafer rechnen.

Von diesem verblieben, nach Abrechnung des gesammten Bedarfes der Zweiten Armee, noch

10 000 — 1 300 = 8 700 t Mehl und
4 400 — 3 300 = 1 100 t Hafer.

Bei so verminderten Beständen war ein Mangel für die Bewohner der betreffenden Landestheile nicht zu befürchten. Denn einmal war der Bedarf insofern verringert, als viele Mannschaften zur Armee eingezogen waren. Dann war aber auch die Jahreszeit der Verwendung von Ersatznahrungsmitteln (frische Gemüse, Sommerkartoffeln) günstig. Thatsächlich haben sich denn auch sehr viele Truppen im Vormarsche an die Saar einer ausreichenden Quartierverpflegung erfreut. Andere Truppen hatten Gelegenheit, verbrauchte Vorräthe durch Kauf zu ergänzen. Die Bestände der provisorischen Fuhrparkkolonnen an Verpflegungsmitteln für den Mann brauchten daher nur wenig in Anspruch genommen zu werden. Wo dies dennoch nöthig, war die Ergänzung aus den nach Saarbrücken und Homburg durch die Eisenbahn vorgeschobenen Beständen leicht zu bewerkstelligen.

Nicht so günstig wie bei der Mundverpflegung lagen die Verhältnisse bezüglich der **Haferbestände**. Diese waren im Verhältnisse des Bedarfes der Armee zu dem der Bevölkerung zu gering. Denn wenn auch viele Pferde — namentlich zu den Armeefuhren — eingezogen waren, die Jahres-

*) Siehe S. 489.



zeit auch die Verwendung von Ersatzfuttermitteln begünstigte, so war es doch nicht möglich, den ganzen Haferbedarf der vormarschirenden Armee den Landesbeständen zu entnehmen. Indeß genügten elf Haferzüge zu 300 t, um den ganzen Bedarf der Armee nachzuführen, der doch wenigstens theilweise aus dem Lande entnommen werden konnte. Die Kolonnen waren daher im Vormarsche ohne irgend eine Ueberanstrengung der Pferde im Stande, die verbrauchten Bestände rechtzeitig zu ergänzen. Schätzt man den Fehlbedarf an Hafer sehr hoch auf 2000 t, an Lebensmitteln auf 400 t, so brauchten die mit 2400 t beladenen Fuhrparkwagen der Zweiten Armee während des ganzen Vormarsches nur einmal ihre verbrauchten Bestände aus vorgeschobenen Eisenbahnzügen zu ergänzen, deren höchste Entfernung von der Marschstraße der Kolonnen 20 km betrug.

Die in Vorstehendem versuchte Schätzung der im ganzen Marschbereich vorhandenen Vorräthe ist selbstverständlich nicht ganz zutreffend für die Unterkunftsbezirke, welche die einzelnen Armeekorps an den verschiedenen Marsch- und Ruhetagen zugewiesen erhielten.

Einmal ist die Bevölkerungsdichtigkeit, Zahl der Haushaltungen, Wohlhabenheit, Getreideerzeugung und der Viehstand in den einzelnen Theilen des Marschbezirks verschieden. Es mögen auch vielleicht die minder wohlhabenden Theile des Marschbezirks am häufigsten und mit den größten Truppenmassen belegt worden sein; während die ergiebigeren eine schwache oder gar keine Belegung erhielten.

Vom Standpunkte des Oberkommandos einer Armee ist es aber nicht möglich, im Kriege eine Schätzung der Vorräthe in den beim Vormarsche von den einzelnen Korps täglich zu belegenden Marschbezirken vorzunehmen. Denn die Wahl dieser Marschbezirke hängt ausschließlich von militärischen Rücksichten ab, die sich günstigstenfalles nur für die ersten Tage eines Vormarsches mit den Rücksichten auf die Verpflegungsmittel des Landes decken werden.

Für diese ersten Tage waren im vorliegenden Falle die Verpflegungsverhältnisse überaus günstig. Die Armee bewegte sich hauptsächlich in dem dicht bevölkerten, sehr wohlhabenden, getreide-, gemüse- und viehreichen Rheinhessen. Sie konnte hier um so sicherer auf gute Quartierverpflegung rechnen, als zunächst die Kavalleriedivisionen, dann die einzelnen Armeekorps staffelweise auf verschiedenen Straßen den Vormarsch antraten. Infolgedessen war die Zahl der an jedem einzelnen Tage in den Marschquartieren zu verpflegenden Mannschaften nicht gar zu groß.

Bei dem weiteren Vormarsche waren die Verpflegungsverhältnisse minder günstig, am bedenklichsten aber auf der Marschstraße durch den Gebirgspaß Kaiserslautern—Homburg. Für diese ungünstigen Verpflegungstage war es indeß nach Vorstehendem nicht schwer, Fürsorge zu treffen. Das verfügbare statistische Material reichte vollständig, um für jeden Kreis, ja jede einzelne



Gemeinde die Zahl der Einwohner, Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, der einzelnen Haushaltungen rc. festzustellen. Danach konnte die Intendantur leicht ermitteln, welche Truppen voraussichtlich Zuschüsse aus den auf Vorspannwagen mitgeführten Verpflegungsvorräthen nöthig haben würden, wo Ersatz der verbrauchten Bestände aus den provisorischen Fuhrparks erforderlich war, und wo die Kolonnenbestände aus den vorgeschobenen Eisenbahnzügen ergänzt werden konnten.

IV. Die Verpflegung während des Vormarsches von der Saar zur Mosel.

Die Verpflegungslage der Zweiten Armee war während dieser Periode annähernd dieselbe wie bei dem Vormarsche vom Rhein zur Saar.

Es war inzwischen ein Theil der in Bingen angesammelten Bestände nach Neunkirchen vorgeschoben, um dort ein zweites Sammelmagazin für die Zweite Armee zu errichten. Vorbereitungen waren getroffen, um von diesem Sammelmagazin Verpflegungsvorräthe dem Vormarsch der Armee in der Richtung Remilly—Courcelles folgen zu lassen. Für diesen kam ausschließlich Lothringen in Betracht.

Die Landesbestände waren durch die Französische Armee nur in geringem Maße in Anspruch genommen worden, da deren Intendantur nach den damals gültigen Vorschriften weder die Befugniß hatte, Quartierverpflegung für die Truppen zu fordern, noch Requisitionen vorzunehmen. Die Verpflegung der Französischen Rhein-Armee erfolgte vielmehr während ihrer Operationen in Lothringen durch Zuführung aus einem in Metz errichteten Sammelmagazin, das aus dem in Paris befindlichen Centralmagazin versorgt wurde.

Der Marsch von der Saar zur Mosel beträgt 90 km, die Breite, in der die Zweite Armee vorrückte, etwa 40 km. Es standen also die Landesbestände eines Operationsgebietes von 3600 qkm zur Verfügung.

In diesem Gebiete dürften auf den Quadratkilometer mindestens

70 Einwohner,	10 Schafe und
15 Rinder,	10 Pferde gerechnet werden.
25 Schweine,	

Auf demselben waren demnach im Ganzen anzunehmen

252 000 Einwohner,	36 000 Schafe und
54 000 Rinder,	36 000 Pferde.
90 000 Schweine,	

Die Getreideproduktion ist mit Rücksicht auf die in ausgedehntem Maße betriebene Weinkultur nicht besonders ergiebig. Trotzdem konnte man annehmen, daß die recht wohlhabende Bevölkerung, deren Viehstand nach den vorstehenden Ausführungen ausreichte, um den Bedarf an frischem Fleische zu decken, nach den Bemerkungen auf S. 488 f. noch auf 65 Tage mit Vorräthen an Brotmaterial und Hafer versorgt war.

Legte man als Bedarf der Bevölkerung nur die für Deutschland ermittelten Sätze zu 10 kg Mehl und 88 kg Hafer monatlich zu Grunde (obgleich Frankreich höhere Verbrauchssätze an Mehl hat), so konnte man die Bestände bei Beginn der diesseitigen Operationen berechnen auf

$$252\,000 \cdot 10 \cdot 2^1/_6 = 5\,460 \text{ t Mehl und}$$
$$36\,000 \cdot 88 \cdot 2^1/_6 = 6\,864 \text{ t Hafer.}$$

Diesem durch Schätzung ermittelten Betrage war gegenüberzustellen der Bedarf der Armee während eines achttägigen Vormarsches mit rund 1000 t Mehl und 2640 t Hafer.

Der Bedarf der Armee war also überreich gedeckt, zumal in Feindesland auf die Bedürfnisse des Landes nicht so ängstlich Rücksicht genommen zu werden braucht, und im Nothfalle auch die zur Aussaat bestimmten Getreidemengen verwendet werden können. Es wurden zudem in Saargemünd und Forbach Verpflegungsvorräthe der Französischen Armee und ein beladener Eisenbahnzug vorgefunden, welche die mitgeführten Bestände der Verpflegungsfahrzeuge und -kolonnen in erwünschter Weise ergänzten und vermehrten.

Es ist daher erklärlich, daß die Zweite Armee mit gefüllten Kolonnen an die Mosel kam, und daß die von Saarbrücken aus in der Richtung auf Metz vorgeschobenen Verpflegungsvorräthe während des Vormarsches durch Lothringen nicht verwendet wurden. Infolgedessen konnte schon am 15. August in dem zum Etappenhauptorte der Zweiten Armee bestimmten Remilly mit der Entladung von Verpflegungszügen begonnen werden.

V. Die Verpflegung nach dem Ueberschreiten der Mosel und während der Cernirung von Metz.

Auf dem Marsche von der Saar zur Mosel hatten die Truppen Verpflegungsmittel auf Vorspannwagen bei sich, auch folgten die provisorischen Fuhrparkkolonnen der Armee in kurzen Abständen.

Nach dem Ueberschreiten der Mosel konnten mit Rücksicht darauf, daß mit der Wahrscheinlichkeit einer Schlacht gerechnet werden mußte, die Kolonnen und Trains den Truppen nicht so nahe folgen, wie auf dem Vormarsche zur Mosel.

Die Französische Rhein-Armee war aus dem Magazin Metz verpflegt worden; die durch das siegreiche Vorgehen der Deutschen Armee eingeschüchterten Einwohner hatten indeß vielfach ihre verfügbaren Vorräthe an Verpflegungsmitteln in die Festung hineingeschafft, um sie vor feindlichen Requisitionen zu retten. Es war also natürlich, daß der engbegrenzte Operationsbezirk, in dem sich vom 16. bis 18. August acht Armeekorps bewegten, nur in sehr beschränktem Maße die Mittel zur Verpflegung so großer Truppenmassen bot.

Die Truppen waren daher im Wesentlichen auf die laufenden Verpflegungsmittel, die sie vor dem Beginn der Operationen noch empfangen



konnten, hauptsächlich aber auf die beim Ausmarsche aus ihren Garnisonen mitgenommenen eisernen Portionen angewiesen. Seitdem waren vier Wochen vergangen, eine Ergänzung der verbrauchten eisernen Portionen hatte wohl nicht überall stattgefunden. Es darf daher bei der geschilderten Beschaffenheit dieser Portionen nicht Wunder nehmen, daß Vieles verdorben, Anderes weggeworfen worden war. Die sehr geringen Erbswurstsendungen, die vor dem 16. August bei der Zweiten Armee eingetroffen waren, konnten nur an vereinzelten Stellen erwünschte Abhülfe gewähren. Jedenfalls war die Verpflegungslage der Zweiten Armee während der Schlachttage eine recht ungünstige.

Die erwähnten Verpflegungsschwierigkeiten hätten nur — dann aber auch vollständig — vermieden werden können, wenn die Truppen mit drei eisernen Portionen versehen gewesen wären, die unbedingte Dauer- und Nährfähigkeit mit Wohlgeschmack und geringem Gewicht vereinigten. Denn die den Feldintendanturen durch die nach der Mobilmachung ausgegebenen Direktiven gestellte Aufgabe, „mit gefüllten Kolonnen auf dem Schlachtfelde zu erscheinen", wird wohl für immer ein ungelöstes Problem bleiben.*) Das schließt natürlich nicht aus, daß unter besonders günstigen Verhältnissen eine Verpflegungskolonne einmal am Schlachttage den fechtenden Truppen zugeführt werden kann. So hat z. B. das II. Armeekorps am 18. August um 9 Uhr abends auf dem Schlachtfelde über eine Proviantkolonne verfügt. Auch eine kleine Kolonne des Oberkommandos der Zweiten Armee konnte schon um die Mittagszeit einige Verpflegungsmittel ausgeben.

Nach der entscheidenden Schlacht des 16. August gestaltete sich die Verpflegungslage der Zweiten Armee, wie folgt:

Zunächst konnten die an der Schlacht betheiligten Armeekorps ihre mit Verpflegungsmitteln beladenen Vorspannwagen und provisorischen Fuhrparkkolonnen zu sich heranziehen. Die Verpflegung war hierdurch und durch weit ausgreifende Requisitionen für mehrere Tage gesichert. Es war indeß vorauszusehen, daß erfolgreiche Requisitionen sehr bald unmöglich sein würden. Die General-Etappeninspektion der Zweiten Armee mußte daher in kurzer Frist fähig sein, in ausgedehntem Maße für den Nachschub der erforderlichen Verpflegung zu sorgen.

Das Oberkommando hatte Remilly zum Etappenhauptort der Zweiten Armee bestimmt und gleichzeitig seiner General-Etappeninspektion, entsprechend den am 25. Juli ausgegebenen Direktiven, die Verpflichtung auferlegt, durch Requisition oder Ermiethung einen dem Bedarfe entsprechenden Fuhrpark zusammen zu bringen. Dieser Fuhrpark sollte dazu benutzt werden, die auf der Eisenbahn Bingerbrück—Remilly beförderten Verpflegungsmittel den Korpskolonnen zur Ergänzung der verbrauchten Bestände zuzuführen.

*) Dennoch wird ihre Lösung stets und mit allen Mitteln anzustreben sein. D. Red.

Die Ausführung dieses Befehls konnte indeß nur allmählich erfolgen. Die General-Etappeninspektion mußte zunächst davon Abstand nehmen, Etappenfuhrparks durch Ermiethung sicherzustellen. Im Wege der mit Nachdruck ausgeführten Requisitionen ließen sich auch nicht so schnell Fuhrparkkolonnen bilden, die dem großen Bedarf entsprachen. Nun hatte zwar das Oberkommando der Zweiten Armee schon am 15. August befohlen, daß die einzelnen Armeekorps die am Rheine provisorisch gebildeten Fuhrparks nach dem Eintreffen ihrer etatsmäßigen Proviant- und Fuhrparkkolonnen der General-Etappeninspektion überweisen sollten. Diese aber brauchte, nachdem die Ueberweisung des Fuhrparks erfolgt war, sehr viele Wagen zum Transport der Verwundeten, zum Bau der Eisenbahn Remilly—Pont à Mousson und mußte auch noch der General-Etappeninspektion der neugebildeten Maas-Armee die Hälfte ihrer Truppen und Fuhrparks abgeben.

Die geringe Zahl der der Zweiten Armee verbleibenden Etappentruppen machte zudem die Ueberwachung der requirirten Fuhrparks außerordentlich schwierig. Die Führer der requirirten Wagen hatten unter dem Einflusse der schlechten Witterung bei angestrengtem Dienste und ungenügender Kleidung sehr viel zu leiden. Das Bestreben, sich dem Dienste zu entziehen, war daher so dringend als erklärlich.

Die requirirten Fuhrparks verminderten sich infolgedessen, ohne daß dies durch das unzulängliche Aufsichtspersonal hätte verhindert werden können, meist durch nächtliches Entweichen der Gespannführer mit ihren Wagen. Es blieb unter diesen Umständen nur übrig, daß die einzelnen Armeekorps ihre provisorischen Fuhrparks und dann später die etatsmäßigen Proviant- und Fuhrparkkolonnen zum Abholen des Ersatzbedarfes an Verpflegungsmitteln benutzten. Sie wurden hierin durch die Truppen unterstützt, die sich allmählich eigene Verpflegungsfahrzeuge verschafft hatten und damit den gefüllten Kolonnen entgegenfuhren.

Trotzdem war die rechtzeitige Ergänzung der verbrauchten Bestände für die einzelnen Armeekorps mit ganz außergewöhnlichen Schwierigkeiten verbunden. Die Entfernung von Remilly betrug bis zu acht Meilen, die zum Theile auf Gebirgswegen zurückgelegt werden mußten. Der Fuhrdienst war für Mannschaften und Pferde sehr anstrengend und wurde von Tag zu Tag schwieriger. Die wenigen zur Verfügung stehenden Fahrstraßen wurden aufs Aeußerste in Anspruch genommen. Eine Ausbesserung der unter dem Einflusse des Regenwetters an einzelnen Stellen äußerst schlecht gewordenen Wege konnte nicht erfolgen, weil es der General-Etappeninspektion an dem dazu nöthigen Personal und Material fehlte. Zum Glück war die Bahnverbindung mit den reich ausgestatteten Sammelmagazinen Bingen und Neunkirchen im Allgemeinen günstig; die für die Zweite Armee in den beiden vorgenannten Städten sowie in Kaiserslautern und Saarlouis eingerichteten Feldbäckereien konnten den Bedarf an Brot reichlich decken.

Indessen stellten sich der vollständigen Ausnutzung der der Zweiten Armee durch die Heeresleitung zunächst ausschließlich zur Verfügung gestellten Bahnlinie Bingerbrück—Remilly ganz unerwartete Schwierigkeiten entgegen. An und für sich hatte die Bahn, wenngleich sie bis Saarbrücken eingleisig war, eine mehr als ausreichende Leistungsfähigkeit.

Die von Bingen abgelassenen Verpflegungszüge waren indeß seit dem 3. August sehr schnell aufeinander gefolgt, Lieferanten hatten alle Mittel aufgeboten, um ihre Vorräthe schnell zu befördern, Privatpersonen gaben sich die erdenklichste Mühe, die ihnen anvertrauten Liebesgaben den Feldtruppen zuzuführen. In dem kleinen Bahnhofe des Etappenhauptortes fehlte es an nennenswerthen Räumen zur Unterbringung der anlangenden Vorräthe; es fehlte an todten Gleisen, auf denen die ankommenden Züge einstweilen bei Seite geschoben werden konnten; es fehlte an Arbeitspersonal zur Entleerung dieser Züge. Infolgedessen mußten zunächst von Remilly aus alle Züge, deren Entladung nicht möglich war, nach Courcelles—Peltre vorgeschoben werden. Als auch diese Bahnhöfe überfüllt waren, fing der Verkehr zunächst in Remilly, dann rückwärts in Herlingen, Falkenberg und schließlich bis Bingerbrück zu stocken an.*)

Der Verpflegungsbedarf der bei Metz versammelten sieben Armeekorps betrug (bei hoher Schätzung für 280 000 Mann zu 3 kg berechnet) 840 t, zu deren Beförderung drei Züge ausreichten.

Der Inhalt der für die Zweite Armee rückwärts stehenden Verpflegungszüge deckte deren Bedarf auf etwa 30 Tage, aber diese Vorräthe konnten nicht zur Armee gelangen, weil der Betrieb der betreffenden Eisenbahnen vollständig ins Stocken gerathen war.

Dieser Erscheinung, die damals zuerst mit dem Namen Bahnverstopfung bezeichnet wurde, standen alle betheiligten Kommando- und Verwaltungsbehörden anfangs rathlos gegenüber. Die auf der Bahnlinie beschäftigten Eisenbahnbeamten waren infolge eines mehrere Wochen andauernden übermäßig anstrengenden Dienstes stumpf geworden. Den vom Oberkommando der General-Etappeninspektion und der Armeeintendantur rückwärts entsendeten Offizieren und Beamten war es nicht möglich, den Bahnbetrieb so schnell in die richtigen Wege zu leiten, als es das Dienstinteresse erheischte.

In dieser schlimmen Lage blieb nur übrig, die bis Remilly vorgeschobenen Verpflegungszüge hier und auf den nächsten rückwärtigen Stationen ohne Rücksicht auf das Vorhandensein geeigneter Unterbringungsräume entladen und unter freiem Himmel, möglichst geschützt durch wasserdichte Decken, lagern zu lassen. Demnächst wurden die gefüllten Züge sogar bis nach Saar-

*) Ein durch ungewöhnliche Energie ausgezeichneter Beamter der Armeeintendantur brauchte für die Rückreise von Bingen nach Remilly fünf Tage und Nächte, obgleich er unausgesetzt bemüht war, so schnell als möglich vorwärts zu kommen.

brücken—Neunkirchen zurückbefördert, weil man hoffte, dort besser für deren Entladung und angemessene Unterbringung sorgen zu können.

Von den nicht nur in Bingen, sondern sogar in Berlin und weiter rückwärts gebackenen Broten sind wohl nur geringe Mengen an die Truppen verausgabt worden. Selbst scharf ausgebackene Brote vertragen große Eisenbahn- und Wagentransporte nicht, am wenigsten bei feuchtwarmer Sommerwitterung. Die in Remilly, Herlingen und Falkenberg für die Zweite Armee ausgeladenen Brote waren zu einem großen Theile bis ins Innere hinein vollständig verschimmelt.

Die traurigen Erfahrungen, die mit den auf weite Entfernungen beförderten Brotmengen gemacht wurden, gaben Anlaß, von der Sicherstellung des Brotbedarfes der Zweiten Armee durch die Etappe Abstand zu nehmen. Es wurden den einzelnen Armeekorps für die Dauer der Cernirung von Metz ihre Feldbäckereien überwiesen, die Deckung des Brotbedarfes durch die Feldbäckereiämter war ihnen überlassen. Eine Erleichterung dieser Stellen wurde dadurch erreicht, daß einzelne Truppentheile in geeigneten Privatbäckereien ihren Bedarf herstellten.

Auch die sonstigen unter freiem Himmel ausgeladenen Verpflegungsgegenstände sind größtentheils verdorben. Es wurde als unerläßlich erkannt, diese Verpflegungsmassen schleunigst fortzuschaffen und womöglich zu vergraben. Mannschaften konnten zu diesem Zwecke nicht zur Verfügung gestellt werden. Man versuchte die Ortseingesessenen diese Arbeit verrichten zu lassen, aber diese gingen an die ungewohnte Thätigkeit nur mit dem äußersten Widerstreben heran, hatten auch nicht die dazu nöthigen Geräthschaften (Spaten, Hacken ꝛc.) zur Verfügung.

Die Anbahnung besserer Verhältnisse auf dem Bahnhofe Remilly ist der angestrengten Thätigkeit aller dabei betheiligten Kommando- und Verwaltungsbehörden erst Anfang September gelungen.

Dann aber wurde der kleine Bahnhof wieder in nachtheiliger Weise dadurch in Anspruch genommen, daß für den Transport der bei Sedan Gefangenen täglich leeres Wagenmaterial für fünf Züge zur Verfügung bereitstehen mußte. Sehr ungünstig wirkte auf einen geregelten Betrieb auch der Bau der Bahn Remilly—Pont à Mousson ein, die doch nach ihrer Fertigstellung nur geringe Dienste leisten konnte.

Von einem den schwierigen Verhältnissen eines großen Etappenhauptortes entsprechenden Verkehr konnte erst die Rede sein, nachdem in Remilly ausreichende Gleise und Unterbringungsräume für den gesammten, auf längere Zeit berechneten Verpflegungsbedarf der Zweiten Armee hergestellt waren. Selbst dann aber bedurfte es übergroßer Anstrengungen der Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Armeekorps sowie der Verpflegungsfahrzeuge der Truppen, um den Verpflegungsbedarf von der einen Ausgabestelle abzuholen, und es war mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß dieser Zustand bei

der sich von Tag zu Tag verschlechternden Beschaffenheit der nach Remilly führenden Zufuhrwege nur noch kurze Zeit haltbar sein werde.

In dieser schlimmen Zeit fiel es der Armeeintendantur auf, daß von Nancy aus viele beladene Verpflegungszüge in der Richtung auf Novéant—Ars sur Moselle vorgeschoben wurden.

Eingegangene Erkundigungen ergaben, daß die Linie Weißenburg—Nancy ebenso verstopft war wie die von Bingen nach Remilly, daß in Nancy sehr große Bestände für die Dritte Armee untergebracht waren, und daß die in der letzten Zeit ankommenden Züge, weil deren Entladung unmöglich, über Nancy hinaus vorgeschoben wurden. So hoffte man bei der Dritten Armee den rückwärtigen Bahnverstopfungen abzuhelfen.

Nun war zwar die Linie Weißenburg—Nancy und weiter Frouard—Paris der Dritten Armee vorbehalten. Diese aber konnte von der bezeichneten Linie erst nach dem Falle von Toul und nach Beseitigung der rückwärtigen Bahnverstopfungen Gebrauch machen. Die Entladung der von Nancy aus vorgeschobenen Verpflegungszüge lag daher im dringendsten Interesse der Dritten Armee. Die Armeeintendantur der Zweiten Armee hielt sich daher für verpflichtet, zunächst ein in Ars sur Moselle vorgefundenes Fabrikgebäude als Entlademagazin und später auch noch ein solches in Novéant einzurichten. Zur Entladung der Züge waren Mannschaften nicht zu erlangen; die Armeeintendantur ließ daher aus Elberfeld eine Kolonne geübter Sackträger unter Führung erfahrener Vorarbeiter kommen, mit deren Hülfe es sehr bald gelang, in Novéant und Ars sur Moselle Ausgabemagazine zu errichten, aus denen die nächstgelegenen Korps der Zweiten Armee ihren Verpflegungsbedarf abholen konnten. Bis zum Falle von Toul hat die Zweite Armee einen mehrmonatlichen Verpflegungsbedarf für zwei Armeekorps aus den die Bahnlinie Weißenburg—Nancy—Frouard verstopfenden Verpflegungszügen entnommen. Die Dritte Armee konnte daher, nachdem die Linie Frouard—Paris frei geworden war, den für die Armee vor Paris nöthigen Verpflegungsbedarf aus dem überreich ausgestatteten Magazin in Nancy und den rückwärtigen Sammelmagazinen ohne jegliches Hinderniß heranziehen.

Die Füllung der Magazine Novéant und Ars sur Moselle aus den auf der Linie Weißenburg—Nancy vorgeschobenen Zügen hat denn auch nicht zu Ausstellungen Anlaß gegeben, obgleich die Linie der Verfügung der Zweiten Armee entzogen war. Erwähnt darf indeß werden, daß die Intendantur der General-Etappeninspektion der Dritten Armee viele Wochen später die Armeeintendantur der Zweiten Armee um baldigen Ersatz der im September erhaltenen Verpflegungsvorräthe ersuchte. Diesem Ersuchen konnte naturgemäß nur durch Quittungsleistung über das Empfangene entsprochen werden.

Selbst nach Errichtung der großen Empfangsmagazine in Novéant und Ars sur Moselle, und obwohl die einzelnen Truppentheile die Zahl ihrer Verpflegungsfahrzeuge bis auf zehn Wagen für das Bataillon vermehrt hatten,

mußten doch an die Leistungsfähigkeit der Kolonnen 2c. bei einzelnen Armeekorps noch die äußersten Anforderungen gestellt werden.

Die Armeeintendantur beauftragte daher, zugleich im Hinblick auf die Möglichkeit eines Vormarsches der Armee, mit Zustimmung des Oberkommandos die Etappenintendantur, Agenten in die Gegend von Erfurt zu entsenden, um dort 2400 Wagen zu ermiethen. Diese sollten mit Bespannung, Führern, Oberführern und Aufsehern mittelst der Eisenbahn nach Remilly befördert werden. Die Hoffnung, daß durch die Ankunft dieser Wagen alle Transportschwierigkeiten nicht nur für die Zeit der Cernirung, sondern auch für die der weiteren Vormärsche beseitigt werden müßten, hat sich voll bestätigt.

Hatten in der ersten Zeit der Cernirung Bahnverstopfungen und Mangel an ausreichenden Fuhrparks einen äußerst nachtheiligen Einfluß auf die Verpflegungsverhältnisse der Zweiten Armee ausgeübt, so machte sich im weiteren Verlaufe der Cernirung das Auftreten der Rinderpest als ein für die Verpflegungsverhältnisse der Armee höchst bedenkliches Moment geltend.

Der Fleischbedarf der Cernirungsarmee vor Metz war im Wesentlichen dadurch gedeckt worden, daß größere Rinderheerden nachgetrieben und aus diesen lebende Häupter an die Truppen zur Deckung des Fleischbedarfes ausgegeben wurden. Das Verfahren hatte sich anfangs gut bewährt, da die Rinderheerden die Märsche verhältnißmäßig gut ertrugen. Später aber hatte der ständige Aufenthalt im Freien bei häufigem Regen und mangelhafter Wartung zur Folge, daß sich bei diesen Heerden Klauenseuche, Unlust zum Fressen, Maulseuche und zum Schlusse Rinderpest entwickelte. Infolgedessen mußten die Armeekorps der Cernirungsarmee zunächst versuchen, ihren Fleischbedarf durch weitausgedehnte Requisitionen von lebendem Vieh und durch Beschaffung von Speck, Rauchfleisch und Dauerwurst zu decken.

Die Armeeintendantur entschloß sich aber nunmehr, den Betrieb der Erbswurstfabrik in Berlin auch auf die Anfertigung von Büchsenfleisch und Dauerfleisch auszudehnen. Sie ließ infolgedessen, um auf alle Fälle gesichert zu sein, das Grundstück, auf dem die Fabrik errichtet war, ankaufen und nunmehr die Bereitung von Büchsen- und Dauerfleisch mit äußerster Energie betreiben. Sie ließ ferner in Gemeinschaft mit der Armeeintendantur der Ersten Armee in der Gustavsburg bei Mainz eine zweite Fabrik zur Herstellung von Büchsen- und Dauerfleisch einrichten.

Von diesen Konserven sind einzelne Sendungen des durch Eintauchen in kochendes Salzwasser hergestellten Dauerfleisches verdorben; sie haben aber doch in Verbindung mit den während der Cernirung von Metz regelmäßig eintreffenden Erbswurstsendungen bei Ueberwindung der durch die Rinderpest herbeigeführten Verpflegungsschwierigkeiten recht gute Dienste geleistet. Gegen das Ende der Cernirungsperiode wurde die Erbswurst, vielleicht auch, weil sie

zu häufig ausgegeben wurde, nicht mehr gern gegessen. Dagegen kam aus dem Großen Hauptquartier der Befehl, alsbald mehrere Waggons Erbswurst nach Versailles zu schicken, weil die Armee vor Paris viele Wochen hindurch Hammelfleisch als einzige Fleischkost gehabt hatte, die zuletzt den Leuten aufs Aeußerste widerstand. Diese Sendungen wurden später wiederholt verlangt und dadurch der Armeeintendantur die Aufgabe erleichtert, sich wegen eigenmächtiger Einrichtung der Erbswurstfabrik zu rechtfertigen.

Im Verlaufe der Cernirung wurde es naturgemäß immer schwerer, den Bedarf an Heu und Stroh sicherzustellen. Es wurde deshalb die Beschaffung von Preßheu eingeleitet, das sich als ein recht geeignetes Ersatzmittel erwies. Die Armeekorps erhielten ferner vom Oberkommando die Weisung, Heu und auch das fast ganz fehlende Stroh von den Landesbewohnern auf Grund öffentlicher Aufforderung zu festen Preisen zu kaufen.

Nachdem es gelungen war, die für den laufenden Verbrauch der Zweiten Armee nöthigen Verpflegungsmittel in ausreichenden Mengen heranzuschaffen, wurde es wichtig, die Bestände über das nächstliegende Bedürfniß hinaus wesentlich zu vermehren. Man mußte sich sagen, daß nach dem Falle von Metz die darin eingeschlossene Armee bis zu ihrem Abtransport nach Deutschland verpflegt werden müsse, daß auch der nothleidenden Civilbevölkerung von Metz für die erste Zeit Lebensmittel unbedingt zu verabfolgen sein würden, daß die Armee beim Vormarsche mit möglichst reich beladenen Verpflegungsfahrzeugen und -kolonnen versehen sein und daß endlich die Möglichkeit gegeben sein müsse, aus den Beständen der Cernirungsarmee der vorrückenden Armee sofort beladene Verpflegungszüge folgen zu lassen.

Der Fall von Metz hing wesentlich ab von der Möglichkeit, die eingeschlossene Armee und die Einwohner der Festung, wenn auch nothdürftig, zu verpflegen.

Bei den Schätzungen, die in Bezug auf die in Metz verfügbaren Vorräthe gemacht wurden, hatte man, wie sich später ergab, die der Civilbevölkerung entschieden viel zu gering veranschlagt. Als zuverlässig konnte man jedoch nur annehmen, daß für die Besatzung von 14 000 Mann und 2000 Pferden der Approvisionnementsbedarf für sechs Monate beim Beginne der Cernirung vorhanden war, d. h. 2 520 000 Tagesportionen und 360 000 Rationen. Für die Unterbringung dieser Mengen war in vorhandenen Kriegsmagazinen gesorgt. Die Bestände des für die Rhein-Armee angelegten Sammelmagazins konnten nur in sonst verfügbaren Räumen oder neu errichteten Anstalten untergebracht werden.

Es war daher kaum denkbar, daß am 15. August — später sind wohl kaum noch Verpflegungsmittel nach Metz befördert worden — mehr als ein 20 tägiger Bedarf für 240 000 Mann und 50 000 Pferde vorräthig war, d. h. 4 800 000 Tagesportionen und 1 000 000 Rationen.

Dieser Verpflegungsbedarf hätte, abgesehen von Heu und Stroh, einen Unterbringungsraum von etwa 30 000 cbm erfordert, der wohl kaum in der Festung verfügbar oder schnell herzustellen war.

Den erwähnten Beständen der Kriegsverwaltung von 7 320 000 Tagesportionen und 1 360 000 Rationen stand ein Armeebedarf für mindestens 190 000 Mann und 40 000 Pferde auf die Dauer von 75 Tagen, d. h. 14 250 000 Tagesportionen und 3 000 000 Rationen, gegenüber.

Bei diesem Mißverhältnisse zwischen dem vermuthlich zu hoch angeschlagenen Vorrath und dem wirklichen Bedarf mußte zuerst Mangel bei der Verpflegung der Pferde eintreten. Es verlautete denn auch, nachdem die Cernirung kaum vier Wochen gedauert hatte, daß man mit der Schlachtung der Pferde begonnen habe. Wahrscheinlich trug hierzu auch der Umstand bei, daß bei der Mannschaftsverpflegung am ersten die Fleischnahrung knapp wurde. 190 000 Mann brauchen — die Tagesportion nur zu 0,25 kg gerechnet — in 75 Tagen 3562 t Fleisch. Wollte man annehmen, daß es gelungen sei, nahezu ein Drittel dieses Bedarfs = 1062 t Fleisch in Dauerwaaren in die Festung zu schaffen, so wären noch 2500 t Fleisch in lebenden Häuptern, also etwa 12 500 Rinder nöthig gewesen — Thierheerden, die sich weder in der Festung unterbringen, noch ordnungsmäßig warten und mit Rücksicht auf den kolossalen Futterbedarf verpflegen ließen. Es ist demnach kaum anzunehmen, daß die genannte Tagesportion an Fleisch an die Truppen verausgabt werden konnte.

Bei so geringer Fleischnahrung aber waren für die Armee größere Portionen anderweitiger Verpflegungsmittel nöthig, um sie gegen die schweren Anstrengungen des Dienstes in einer cernirten Festung widerstandsfähig zu machen. Man muß also entweder annehmen, daß es der Militärverwaltung doch wider alles Erwarten gelungen ist, erheblich größere, als die vorbezeichneten Vorräthe in Metz anzusammeln, oder daß die Bestände der Civilbevölkerung nicht nur deren Bedarf für 75 Tage deckten, sondern auch noch einen für die Armee verfügbaren Ueberschuß ergaben.

Bei der Bedeutung, die eine richtige Schätzung der in einem bestimmt abgegrenzten Bezirk zu einer gegebenen Zeit vorhandenen Verpflegungsvorräthe für alle bezüglichen Anordnungen hat, wäre es von besonderem Interesse, festzustellen, wie sich während der Cernirung von Metz das Verhältniß der Verpflegungsvorräthe zu dem thatsächlichen Verbrauch gestellt hat. Leider fehlt es hierzu an den nöthigen Unterlagen. Es ist aber mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Bestände der Civilbevölkerung in Metz weitaus größer waren, als angenommen wurde; sind doch Deutscherseits im Kriege 1870/71 durchweg diese Bestände erheblich unterschätzt worden, wie sich namentlich bei der Cernirung von Paris überzeugend ergeben hat.

Die in dieser Festung eingeschlossene Armee und Civilbevölkerung konnte sich, wenn auch in der letzten Zeit nur dürftig, fast doppelt so lange verpflegen, als bei Beginn der Cernirung Deutscherseits und zwar anscheinend mit voller Berechtigung, angenommen war. Hierbei sind unzweifelhaft die Bestände der Civilbevölkerung entscheidend gewesen. Die Armeeverwaltung hatte zwar schon bei Beginn des Krieges in Paris ein großes Reservemagazin eingerichtet, aus dem die für die einzelnen Armeen bestimmten Sammelmagazine versorgt werden sollten. Die Bestände dieses Reservemagazins waren auch nach der Schlacht von Sedan erheblich verstärkt worden. Aber selbst wenn man annimmt, daß dieses Magazin ursprünglich den Verpflegungsbedarf für eine Armee von 400 000 Mann auf zwei Monate faßte, der später auf den viermonatlichen Bedarf erhöht wurde, so waren hierdurch doch nur 48 Millionen Portionen sichergestellt. Diese reichten kaum aus zur Verpflegung der Linientruppen, Marinemannschaften, Mobil- und Nationalgarden, die während der Belagerung von Paris zu verpflegen waren. Für die verbleibende Civilbevölkerung von mindestens 1½ Millionen mußten also doch bei der Einschließung von Paris Mittel zu deren nothdürftiger Verpflegung für 4⅓ Monate vorräthig oder durch den Handel im Hinblick auf die bevorstehende Cernirung von außerhalb herangezogen worden sein. Die zur Versorgung der Einwohner von Paris nach dem Falle von Sedan herangeschafften Verpflegungsvorräthe konnten, wenngleich es auf dem Wege der Schifffahrt möglich war, große Mengen von Verpflegungsmitteln in die Hauptstadt zu befördern, doch nicht sehr beträchtlich sein, weil die Zeit zu kurz, der Eisenbahnbetrieb infolge der Kriegsereignisse nicht geregelt war, auch dem Großhandel das Vertrauen fehlte, das großartige Handelsoperationen begünstigt.

VI. Die Vorbedingungen für den Vormarsch der Zweiten Armee nach dem Falle von Metz.

Nachdem die in Vorstehendem geschilderten Maßnahmen getroffen waren, gestalteten sich die Verpflegungsverhältnisse bei der Cernirungsarmee immer günstiger und wurden schließlich mit einer Regelmäßigkeit gehandhabt, wie sie bei dem überaus anstrengendem Dienste und den ungünstigen Witterungsverhältnissen durchaus geboten war.

Die Truppen hatten sich allmählich kleine Fuhrparks gebildet, die bei einzelnen Bataillonen aus zehn bis zwölf Fahrzeugen bestanden. Die Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Korps waren vollzählig; sie brauchten nicht mehr übermäßig angestrengt zu werden, weil sie durch reiche Etappenfuhrparks unterstützt wurden und die Empfangsmagazine der Etappe nicht zu weit von den Korpsmagazinen entfernt waren. Alle Magazine waren mit sehr reichen Beständen versehen, zu deren sofortiger Ergänzung aus den rückwärtigen Sammelmagazinen eine in regelmäßigem Betriebe befindliche Eisenbahn zur Verfügung stand. Man durfte daher sowohl einer längeren

Dauer der Cernirung als einem Befehl zum Vormarsche mit Ruhe entgegensehen.

In Bezug auf Letzteren theilte das Oberkommando der Armeeintendantur, als die Uebergabe von Metz nahe bevorstand, Folgendes mit:

„Die Zweite Armee wird nach dem Falle von Metz höchst wahrscheinlich nur in der Stärke von drei Armeekorps und einer Kavalleriedivision den Vormarsch antreten.

Derselbe kann in breiter Front ausgeführt werden, da ein Widerstand größerer feindlicher Truppenmassen zunächst nicht zu erwarten ist. Die Korps und die Etappen sollen möglichst reiche Verpflegungsvorräthe mitnehmen, und diese Vorräthe müssen soweit als irgend thunlich geschont werden.

Das unterwegs Verbrauchte ist daher durch Nachschub so zu ersetzen, daß die Armee mit gefüllten Kolonnen am Loing eintrifft; dies ist unbedingt nöthig, um für die weiteren Operationen in einer durch unausgesetzte Bewegungen großer Truppenmassen in hohem Grade in Anspruch genommenen Gegend mit ausreichender Verpflegung versehen zu sein."

Infolge dieser Mittheilung stellte sich der Armeeintendantur die augenblickliche Verpflegungslage der Zweiten Armee, wie folgt, dar:

Die in der Umgegend von Metz vorhandenen und regelmäßig ergänzten Vorräthe reichten vollkommen aus, um die in Metz eingeschlossene Armee bis zu deren Abtransport nach Deutschland zu verpflegen, die Einwohner von Metz mit dem bis zur anderweitigen Versorgung nöthigen Verpflegungsbedarf zu versehen und nicht nur die Verpflegungsfahrzeuge der Truppen, sondern auch die Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Korps und die Etappenfuhrparks mit Verpflegungsmitteln voll zu beladen.

Eine Ergänzung dieser Vorräthe konnte vorläufig nur in Novéant, Pont à Mousson, Toul, Commercy, Bar le Duc, Blesme, St. Dizier und Joinville in Aussicht genommen werden, da die Zerstörung einer bei letzterem Orte befindlichen Eisenbahnbrücke die Weiterführung von Verpflegungszügen nicht gestattete.

Zur Beladung dieser Ergänzungszüge war ausreichendes Verpflegungsmaterial vorhanden.

Die Armee konnte auf dem Vormarsche mitnehmen:

1. Auf den Lebensmittelwagen der Truppen (vier für das Bataillon) zwei Verpflegungsportionen und -rationen;
2. auf den bei drei Armeekorps vorhandenen 450 Proviantkolonnenwagen an Verpflegungsmitteln . . . . 450 t
3. auf ebenso viel Wagen, die aus den über die Zahl von vier für das Bataillon vorhandenen Verpflegungsfahrzeugen der Truppen zur Verstärkung der Proviantkolonnen der Armeekorps entnommen werden konnten . . . . 450 t

Seite 900 t

	Uebertrag	900 t
4. auf den Fuhrparkkolonnen von drei Armeekorps	. . . . .	1200 t
5. auf 2400 Fuhrparkwagen der Etappe	. . . .	2400 t
	im Ganzen also	4500 t

Verpflegungsmittel.

Rechnet man die Verpflegungsportion einschließlich Hafer zu 3 kg, so erhält man $\frac{4\,500\,000}{3} = 1\,500\,000$ kg oder für eine Armee von 100 000 Mann 15 Tagesportionen, so daß also die Armee, außer den eisernen Portionen, 17 Tagesportionen mitführen konnte.

Sollte die Armee mit gefüllten Kolonnen am Loing ankommen, so durfte nur in den ersten Marschtagen aus deren Beständen gelebt werden, weil nur bis Joinville Ergänzung aus vorgeschobenen Eisenbahnzügen möglich war. Nach den ersten Marschtagen aber kam die Armee in Gegenden, die durch feindliche Durchmärsche fast gar nicht berührt, in denen die Ernte eingebracht, zum großen Theile erdroschen und die Brotfrucht vermahlen war.

Die von der Armee vor dem Loing zu berührenden Departements zeichnen sich weder durch besonders dichte Bevölkerung, noch durch hervorragenden Viehstand aus. Man kann aber doch bei recht mäßiger Schätzung auf den Quadratkilometer

40 Einwohner,	5 Schweine und
15 Rinder,	5 Pferde rechnen.
10 Schafe,	

Wird die Länge des Marsches zu 250 km, die Breite, in der die Armee marschirt, zu 100 km angenommen, so umfaßt das Marschgebiet 25 000 qkm, auf dem eine Million Menschen und

375 000 Rinder,	125 000 Schweine und
250 000 Schafe,	125 000 Pferde leben.

Die in dem Marschgebiete gelegenen Departements haben, abgesehen von den früher zur Champagne gehörigen Theilen, in denen der Kreidefels nur mit dünner Erdschicht bedeckt ist (Champagne pouilleuse) fruchtbaren Boden und eine über den Bedarf hinausgehende Produktion an Körnerfrüchten.

Bei Beginn des Vormarsches hatte aus dem Marschgebiete wohl kaum ein sehr reger Export stattgefunden.

Zur Zeit der Verproviantirung von Paris, also in der ersten Hälfte des September, war nur ein geringer Theil der neuen Ernte gedroschen und vermahlen. Nach der Cernirung von Paris war der Export durch die Operationen der Deutschen Armee sehr erschwert.

Aber selbst wenn man annehmen wollte, daß in dem Marschbezirk nur der Bedarf der Bevölkerung auf zehn Monate verblieben war, so ergiebt sich schon ein Vorrath von 1 000 000 · 100 kg = 100 000 t Mehl, wovon

allerdings ein großer Theil noch in Körnerfrüchten, ein kleinerer sogar noch in Garben vorhanden war, und 125 000 · 880 kg = 110 000 t Hafer.

Diesem Vorrath gegenüber ist der Bedarf der vormarschirenden Zweiten Armee verschwindend gering.

Er betrug bei durchschnittlich 20 tägiger Dauer des Vormarsches nur

$$100\,000 \cdot \frac{540}{1000}\ \text{kg} \cdot 20 = 1\,080\,000\ \text{kg} = 1080\ \text{t Mehl und}$$

$$25\,090 \cdot \quad 11\ \text{kg} \cdot 20 = 5\,500\,000\ \text{kg} = 5500\ \text{t Hafer.}$$

Er wurde schon durch den erheblich größeren Vorrath an Saatgetreide gedeckt, den man, wie bereits hervorgehoben, in Feindesland nicht in derselben Weise zu schonen braucht wie im eigenen.

Da auch der Bedarf an frischem Fleisch, Gemüse, Salz und Kaffee nach den vorstehenden Erörterungen als reichlich gedeckt bezeichnet werden kann, so ist es unzweifelhaft, daß die Zweite Armee beim Vormarsche bis zum Loing ganz aus dem Lande leben konnte.

Bei einer Bevölkerung von 1 000 000 Menschen und einem Stand von 125 000 Pferden brauchte der Marschbezirk nur 100 000 · 20 = 2 000 000 Portionen und 25 000 · 20 = 500 000 Rationen, also auf jeden Einwohner nur zwei Portionen, auf jedes Pferd nur vier Rationen während des ganzen Marschzeitraumes herzugeben.

Die sicherste Garantie dafür, daß die Truppen mit gefüllten Kolonnen am Loing ankamen, war gegeben, wenn die Zweite Armee während des Vormarsches ausschließlich von Quartierverpflegung lebte. Diese für die Truppen unzweifelhaft vorzüglichste Verpflegungsart wird am sichersten und besten funktioniren, wenn die Verpflegung baar bezahlt wird und zwar, wenn irgend möglich, in Französischem Gelde. Das Oberkommando erklärte sich mit der Baarbezahlung der Quartierverpflegung unter der Bedingung einverstanden, daß die hierdurch entstehenden Kosten in größeren Städten des Vormarschbezirkes durch Kontributionen beigetrieben würden. Es wurde eine Proklamation ausgearbeitet, die man so bald als möglich den Präfekten, Unterpräfekten und Maires im Marschbereiche der Zweiten Armee zur weiteren Veranlassung mitzutheilen die Absicht hatte. Danach erklärte sich das Oberkommando der Zweiten Armee bereit, alle für die Armee nöthigen Verpflegungsmittel, sofern sie von den Einwohnern willig hergegeben würden, zu bestimmten Preisen zu bezahlen; die volle, freiwillig gewährte Quartierverpflegung aber mit 1,25 Francs zu vergüten. Zu Requisitionen sollte nur — dann aber auch mit rücksichtsloser Härte — geschritten werden, wenn die Bewohner sich wider alles Erwarten weigerten, den Anforderungen, welche die Armee in Bezug auf Gewährung der Verpflegung stellen müßte, im vollen Umfange zu entsprechen.

Da indeß zu dieser Zeit immer neue Volksheere gebildet wurden, auch Franktireurbanden in verstärktem Maße unsere Truppen beunruhigten, wurde

es für angemessen gehalten, die Bevölkerung des in Aussicht genommenen Marschbezirkes die Lasten des Krieges voll tragen zu lassen. Es wurde deshalb zunächst von der in Aussicht genommenen Bezahlung aller Verpflegungsbedürfnisse Abstand genommen.

Mit Rücksicht auf die schlechten Erfahrungen, die mit dem Transport des Soldatenbrotes gemacht waren, ließ die Armeeintendantur in Nancy eine Bäckerei einrichten, in der dieses wichtige Verpflegungsmittel unter Beimischung von Glycerin gebacken werden sollte. Man hoffte nach den beim III. Armeekorps vor dem Kriege gemachten Erfahrungen, daß dieses Brot transportfähiger sein werde.

VII. Die Verpflegung während des Vormarsches zum Loing.

Nach der Uebergabe von Metz traf das Oberkommando in Bezug auf die Verpflegung der Zweiten Armee folgende Anordnungen:

1. Sämmtliche bei den Armeekorps zu Verpflegungszwecken verfügbaren Fahrzeuge sind bis zur Grenze der Pferdeleistung und Wagenbelastung, welche mit Rücksicht auf die gute Beschaffenheit der Wege hoch bemessen werden kann, mit Verpflegungsmitteln zu füllen.
2. Die Eisenbahn Peltre—Metz und Metz—Ars sur Moselle ist mit äußerster Beschleunigung herzustellen.
3. Die Bestände in Ars sur Moselle und Novéant sind, soweit sie nicht zur Füllung der Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Korps gebraucht werden, in der Richtung auf Joinville vorzuschieben. Ebenso ist mit den Beständen von Remilly zu verfahren, wenn die Eisenbahnverbindung durch Metz hergestellt ist.
4. Die Eisenbahn Blesme—Chaumont ist so schleunig als möglich in Betrieb zu setzen.
5. Empfangsmagazine, aus denen die Armeekorps die auf dem Marsche etwa verbrauchten Bestände ergänzen können, sind zunächst in Pont à Mousson, Toul, Commercy, Bar le Duc, Blesme, St. Dizier und Joinville einzurichten.
6. Die von Metz mitgeführten Kolonnenbestände müssen, so lange es die Verhältnisse irgend gestatten, in ihrem Gesammtbestande erhalten werden, weil die Verpflegungsverhältnisse sich hinter dem Loing voraussichtlich ungünstig gestalten werden.
7. Die Truppen sind so viel als möglich in den Quartieren durch die Wirthe zu verpflegen, zu welchem Behufe weitläufige und bequeme Unterkunft geboten ist. Wo Quartierverpflegung ausnahmsweise nicht möglich ist, haben die Korps die verbrauchten Bestände alsbald aus den Kolonnen der Etappe zu ergänzen. Letztere ergänzt ihre Bestände aus den erwähnten Nachschubmagazinen oder im Wege der Requisition.



8. Da sich der Nachschub von Brot auf weite Entfernungen nicht bewährt hat, es auch nicht möglich ist, unterwegs Feldbäckereien zu errichten, haben die Truppen, welche nicht volle Quartierverpflegung erhalten können, selbst zu backen, wenn nöthig auch zu schlachten.

Diesen Anordnungen entsprechend, wurde die Eisenbahn Peltre—Metz—Ars schon am 3. November und die Eisenbahn Blesme—Joinville am 6. November betriebsfähig hergestellt.

Die rückwärtige Eisenbahnverbindung gestaltete sich nun so, daß der Zweiten Armee die Strecke Bingerbrück—Metz gemeinsam mit der ersten; die Strecke Frouard—Blesme gemeinsam mit der Dritten Armee überwiesen war. Die Eisenbahn Blesme—Chaumont sollte der Zweiten Armee ausschließlich zugetheilt und später über Chatillon sur Seine—Nuits—Tonnerre—Montereau—Nemours—Montargis fortgesetzt werden. Ein Befehl des Großen Hauptquartiers vom 8. November überwies demnächst der Zweiten Armee an Stelle der Linie Bingerbrück—Metz die Linie Weißenburg—Frouard—Blesme.

Diese rückwärtige Verbindung war insofern sehr ungünstig, als auf der Strecke Joinville—Chaumont drei Eisenbahnbrücken und zwischen Nuits und Tonnerre eine Brücke über den Kanal zerstört war. Da die Wiederherstellung dieser Brücken voraussichtlich mehrere Wochen in Anspruch nehmen mußte, auch sonstige Bahnzerstörungen auf der Strecke Joinville—Montargis zu beseitigen waren, hatte die Zweite Armee mit der Thatsache zu rechnen, daß für längere Zeit Joinville die nächste erreichbare Eisenbahnetappe bleiben werde. Das war nicht geradezu bedenklich, so lange die Armee diesseits des Loing ihren Vormarsch fortsetzte; denn die Bevölkerung bewies sich im Allgemeinen entgegenkommend und gewährte fast durchweg eine völlig ausreichende Quartierverpflegung. Es war daher, wenn auch einzelne Truppentheile hier und da weniger gut verpflegt wurden und deshalb der Aushülfe aus ihren Verpflegungsfahrzeugen bedurften, möglich, die verbrauchten Bestände in günstigeren Quartieren zu ergänzen.

Die Armee kam thatsächlich mit gefüllten Korps- und Etappenkolonnen am Loing an und war also für die erste Zeit der jenseits dieses Flusses bevorstehenden Operationen noch mit Verpflegungsvorräthen versehen.

Da sich aber bis dahin die Aussichten auf Wiederherstellung der der Zweiten Armee zur Verfügung stehenden Eisenbahn noch nicht gebessert hatten, war eine Ergänzung der verbrauchten Bestände von rückwärts nicht mehr möglich; denn die Entfernung vom Loing bis zur letzten Eisenbahnstation Joinville betrug in der Luftlinie 170 km, und diese Entfernung vergrößerte sich noch täglich um die Länge der jenseits des Loing fortgesetzten Märsche. Das Oberkommando beantragte daher beim großen Hauptquartier, der Zweiten Armee die Linie Blesme—Epernay—Lagny—Montargis zu überweisen, da die Strecke über Chatillon—Montereau keine Aussicht auf Benutzbarkeit biete.

Diesem Antrage konnte wegen Ueberlastung des Etappenhauptortes Lagny zunächst nicht entsprochen werden.

Die Zweite Armee trat daher in die Operationen jenseits des Loing ein, ohne über eine Eisenbahnverbindung mit der Heimath zu verfügen; denn es war auch die Möglichkeit ausgeschlossen, die Linie Blesme—Chaumont—Troyes zu benutzen, in welchem Orte vorläufig die General-Etappeninspektion der Zweiten Armee untergebracht war. War es doch der Letzteren, weil sie weder über ausreichende Kräfte zur Wiederherstellung der zerstörten Eisenbahnbrücken, noch über die Etappentruppen verfügte, die nöthig waren, um eine so lange komplizirte Bahnstrecke vor feindlichen Ueberfällen zu schützen, unmöglich, die Verantwortung für eine geregelte Bahnverbindung mit der Heimath zu übernehmen.

VIII. Die Verpflegung während des Vormarsches vom Loing zur Loire.

Dieser wurde nach Vorstehendem bei recht ungünstigen rückwärtigen Verbindungen angetreten. Es hätten daraus leicht sehr ernste Schwierigkeiten entstehen können, wenn nicht die zur Zweiten Armee gehörigen Korps sowohl als auch die General-Etappeninspektion, den Befehlen des Oberkommandos entsprechend, die von Metz mitgenommenen Verpflegungsvorräthe während des Vormarsches zum Loing nach Möglichkeit geschont oder ergänzt hätten.

Diese Vorräthe bildeten die alleinige, von rückwärts kaum zu ergänzende Verpflegungsreserve für die nunmehr beginnenden Operationen.

Diese bewegten sich zunächst fast ausschließlich im Loiret, einem Departement, das sich, abgesehen von kleinen zur Triste Sologne gehörigen Theilen, durch eine große Fruchtbarkeit, sehr ergiebigen Getreidebau und große Wohlhabenheit bei allerdings mittlerem Viehstand auszeichnet.

In den bis zur Besetzung von Orléans in Betracht kommenden Theilen des Loiret kann man auf den Quadratkilometer rechnen:

55	Einwohner in etwa	40	Schafe,
12	Haushaltungen,	5	Schweine und
16	Rinder,	6	Pferde.

Es lebten also im Loiret (6 771 qkm):

372 405	Einwohner,	33 855	Schweine und
108 336	Rinder,	40 626	Pferde.
270 840	Schafe,		

Die mittlere Getreideproduktion des Loiret kann bei mäßigster Schätzung auf fünf Millionen Hektoliter veranschlagt werden, die sich ungefähr vertheilen auf

zwei Millionen Hektoliter	=	153 000 t	Weizen,
eine Million „	=	72 750 t	Roggen und
zwei Millionen „	=	90 500 t	Hafer.



In einem so reichen Departement mußte an und für sich die Verpflegung einer Armee von 100 000 Mann sehr leicht sein.

Paris hatte sich, da vom 15. September ab keine Zufuhren mehr möglich waren, fast nur aus älteren Beständen des Loiret mit Lebensmitteln versorgen können. Anderweitige Ausfuhr konnte in beträchtlichem Umfange aus dem Loiret nicht stattgefunden haben, weil schon vom 21. September ab große Theile dieses Departements von Deutschen Truppen besetzt waren. Man durfte also mit Sicherheit annehmen, daß zur Zeit, als die Zweite Armee über den Loing hinaus vorrückte, ein sehr beträchtlicher Theil der Ernte von 1870, die als eine mittlere etwa 225 750 t Brotfrucht und 90 500 t Hafer betrug, noch im Lande war.

Nimmt man den Landesverbrauch eines Jahres für 350 000 Einwohner (zu 166,5 kg) auf rund 60 000 t Brotfrucht und für 40 626 Pferde (1054 kg) auf rund 43 000 t Hafer an, so konnte Mitte November, selbst unter der Voraussetzung, daß das Loiret seine vorjährigen Bestände zum großen Theil nach Paris abgegeben habe, für die Landesbewohner kaum mehr als ein Sechstel des Jahresbedarfs, also 10 000 t Brotfrucht und 7200 t Hafer, von der laufenden Ernte verbraucht sein.

Die Verpflegungsvorräthe des Loiret waren aber außerdem vor dem Eintreffen der Zweiten Armee dadurch in Anspruch genommen worden, daß sowohl Deutsche als Französische Truppen in diesem Departement operirt hatten. Der hierdurch bedingte Verbrauch war indeß im Verhältniß zu den verfügbaren Landesvorräthen nur gering.

Nimmt man die Stärke der von beiden Seiten operirenden Armeen bei sehr hoher Schätzung auf 150 000 Mann und 35 000 Pferde und die Dauer der Operationen auf zwei Monate an, so ergiebt sich ein Bedarf von 150 000 · 60 · 540 g = 4860 t Mehl, wozu bei 30 pCt. Mehlabgang 6943 t Brotfrucht und 35 000 · 60 · $5^1/_2$ kg = 11 550 t Hafer nöthig waren.

Zieht man

1.	den Landesverbrauch mit .	10 000 t	Brotfrucht und	7 200 t	Hafer,
2.	den Verbrauch der Truppen bis zum Eintreffen der Zweiten Armee im Loiret mit	6 943 t	= =	11 550 t	=
3.	für etwaige Exporte noch .	20 000 t	= =	12 000 t	=
	im Ganzen also	36 943 t	Brotfrucht und	30 750 t	Hafer
	rund	37 000 t	= =	31 000 t	=

von der Jahresproduktion der Ernte 1870 ab, so bleiben

225 750 t — 37 000 t = 188 750 t Brotfrucht und
90 500 t — 31 000 t = 59 500 t Hafer.

Leider waren indeß von den hiernach im Loiret verfügbaren Brotfruchtvorräthen nicht gerade bedeutende Mengen erdroschen und vermahlen, und der Erdrusch des neuen Hafers hatte in noch geringerem Umfange stattgefunden.

Der langsame Fortgang der Erdruscharbeiten hatte hauptsächlich seinen Grund darin, daß die von Gambetta in Angriff genommene und mit äußerster Energie betriebene Bildung neuer Feldarmeen den Landwirthen eine große Menge von Arbeitskräften entzog.

Es war dies für die Verpflegung der Pferde nicht gerade sehr bedenklich, da der Hafer im Nothfalle in Garben verfuttert werden konnte, auch die Möglichkeit, den Erdrusch durch Mannschaften bewirken zu lassen, nicht ausgeschlossen war. Für die Verpflegung der Mannschaften hatte aber nur die vermahlene Brotfrucht Werth. Der Erdrusch der Garben und die spätere Vermahlung der Brotfrucht nahm zu viel Zeit in Anspruch, als daß sich die durch Märsche und Gefechte angestrengten Truppen damit hätten im Vorrücken beschäftigen können. Die General-Etappeninspektion aber hatte einstweilen noch ihren Sitz in Troyes, so daß auch sie nicht für den Erdrusch und die Vermahlung des Getreides sorgen konnte.

In diesen Umständen war es hauptsächlich begründet, daß die Armee während ihrer Operationen im Loiret nicht über so große, sofort verwendbare Getreidevorräthe verfügte, als man nach dem Reichthum des Landes und der günstigen Jahreszeit hätte annehmen können.

Günstiger als mit den Getreidevorräthen war es mit den Gemüsen bestellt, da die Kartoffelernte beendet war, so daß überall reiche Vorräthe vorgefunden wurden.

Auch an frischem Fleisch war in absehbarer Zeit Mangel nicht zu befürchten. Die Hälfte der im Loiret vorhandenen Rinder, Schafe und Schweine, d. h. 54 168 Rinder, 135 430 Schafe und 16 928 Schweine (zu 200, 20 und 50 kg Schlachtgewicht), ergab ein

Gesammt-Schlachtgewicht von	14 388 t
Rechnet man hiervon den Verbrauch der Truppen bis zum Eintreffen der Zweiten Armee im Loiret ab mit	3 375 t
so blieben noch	11 013 t

oder rund 29 368 000 Feldportionen*) an frischem Fleisch zur Verfügung. Ein Mangel konnte hiernach nicht wohl und selbst dann in der nächsten Zeit nicht eintreten, wenn die Deutsche Armee vor Paris ihre Requisitionen an lebendem Vieh bis in das Loiret ausgedehnt und einen Theil des Bestandes mitgeführt haben sollte.

---

*) 1 Portion = 375 g gerechnet. D. Red.



Die Truppen hatten ferner für Nothfälle Erbswurst und Büchsenfleisch, so daß die Verpflegung des Mannes, abgesehen vom Brot, keine großen Schwierigkeiten bot. Das nöthige Brot freilich mußten sie sich aus mitgeführten Mehlbeständen selbst backen, wozu ihnen gut eingerichtete Privatbäckereien in ausreichendem Maße zur Verfügung standen.

War hiernach fürs Erste ein Mangel, schon mit Rücksicht auf die vorhandenen Kolonnen- und Fuhrparkbestände, nicht zu besorgen, so mußte doch das Oberkommando der Zweiten Armee, als die Hoffnung auf Herstellung und Benutzung der Bahn Blesme—Chatillon—Montargis immer mehr schwand, ernstlich besorgen, daß im weiteren Verlauf der Operationen ernste Verpflegungsschwierigkeiten entstehen könnten. Es beantragte deshalb wiederholt Ueberweisung der Linie Blesme—Lagny zur Mitbenutzung. Diesem Antrage wurde auch Ende November entsprochen, und von dieser Zeit an konnten alle leeren Kolonnen zur Wiederbeladung nach Lagny geschickt werden, wo alsbald ein Magazinbeamter der Zweiten Armee stationirt wurde. Lagny war von dem Ende November von der Zweiten Armee eingenommenen Operationsgebiet etwa 100 km entfernt. Die Kolonnen brauchten also zum Hin- und Rückmarsch bei gebührender Rücksicht auf dauernde Leistungsfähigkeit der Pferde neun Tage, und diese Frist mußte sich bei weiterem Vorschreiten der Armee noch vergrößern. Indeß hatte die Zweite Armee durch Krankheit und Abkommandirung von Truppen an ihrem Bestande so viel verloren, daß die Gesammtstärke nicht mehr als die von zwei Armeekorps betrug. Der vorher erwähnte Fuhrpark der Zweiten Armee war daher, zumal gute Wege nach Lagny führten, vollkommen ausreichend, um rechtzeitig den vollen Verpflegungsbedarf der Zweiten Armee heranzuschaffen.

Die Armee hat denn auch die großen Anstrengungen, welche der Vormarsch zur Loire mit sich brachte, mit Hülfe einer fortgesetzt ausreichenden Verpflegung bis zum Beginn der Schlachttage (3. und 4. Dezember) sehr gut ertragen. In diesen Tagen freilich stellten weite Märsche und Biwaks bei ungewöhnlich rauher Witterung an die Kräfte der kämpfenden Truppen ganz außergewöhnliche Anforderungen. Die Armee war daher nach der Einnahme von Orléans um so dringender der Schonung bedürftig, als die Kolonnen während der Schlachttage zurückgelassen werden mußten, so daß die Verpflegung sehr mangelhaft war.

IX. Die Verpflegung während des Aufenthalts der Zweiten Armee in und um Orléans.

Durch die Einnahme von Orléans kamen die Vorräthe einer großen und reichen Stadt der Zweiten Armee zu gute. Die Truppen konnten sich daher bei besserer Verpflegung erholen. Die Zeit der Ruhe dauerte indeß nicht lange, da schon nach einigen Tagen die Verfolgung des Feindes aufgenommen wurde.



Zunächst blieb nur ein Armeekorps in Orléans und dessen nächster Umgebung. Es konnte bei bequemer Unterbringung sehr gut vom Lande leben. Ein zweites Korps operirte auf dem linken Loire-Ufer stromaufwärts, ein drittes Korps stromabwärts. Beide kamen in Gegenden, die wenig unter den Requisitionen der Deutschen Truppen gelitten hatten und als reich bezeichnet werden durften.

Die Französische Armee hatte während ihrer Operationen in der betreffenden Gegend nicht vom Lande gelebt, vielmehr war ihr der Verpflegungsbedarf fast ausschließlich vom Süden her durch die Eisenbahn zugeführt worden. Sie hatte ihre Vorräthe, nachdem das Bayerische Armeekorps Orléans verlassen, bis in diese Stadt hinein vorgeschoben, leider aber vor der Einnahme der Stadt durch die Zweite Armee die beladenen Verpflegungszüge noch rechtzeitig zurückführen können.

Die Vorräthe des Landes südlich Orléans waren daher sehr wenig in Anspruch genommen worden. Auch die Stadt hatte sich nach dem Abzug des Bayerischen Korps im festen Vertrauen auf die dauernde Besetzung durch die Französische Armee wieder mit Verpflegungsmitteln aller Art versorgt und namentlich die Mühlen in regem Betriebe erhalten. Die Zweite Armee konnte daher mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie längere Zeit recht gut vom Lande werde leben können.

Ungünstig war nur die Lage der Kavalleriedivision, die durch die Triste Sologne auf Vierzon und Bourges operirte, um dort Eisenbahnen zu zerstören. Indeß kam auch diese Division nach den ersten Märschen in bessere Gegenden und konnte ganz aus dem Lande leben.

Es mußte aber mit der Möglichkeit weiterer Operationen gerechnet werden. Für diese Orléans als Stützpunkt der Verpflegung zu bestimmen, war ein naheliegender Gedanke, denn die rückwärtige Verbindung mit der Heimath mußte immer bedenklicher werden, je weiter man sich von Orléans entfernte. Die Armeeintendantur richtete daher bald nach der Wiedereinnahme in Orléans ein Armeemagazin ein, dessen Bestände, wenn irgend möglich, bis zum Beginn dieser Operationen geschont werden sollten. Zur Füllung dieses Magazins wurden zunächst alle durch Fuhren von Lagny herbeigeschafften Verpflegungsvorräthe verwendet, die nicht sofort zur unmittelbaren Ausgabe an die Truppen gelangten. Diese Zufuhren vermehrten sich erheblich, nachdem es gelungen war, einen regelmäßigen Eisenbahnbetrieb auf der Strecke Juvisy—Orléans einzurichten. Der Bahnbetrieb gestattete freilich, da nur zwei mangelhafte Lokomotiven und 15 Wagen zur Verfügung standen, keine sehr großen Transportleistungen. Man beschränkte indessen den Dampfbetrieb auf die Strecke Etampes—Orléans und richtete auf der Strecke Etampes—Juvisy, deren starke Steigungen schwer zu überwinden waren, Pferdebetrieb ein. Es gelang infolgedessen, täglich 150 t Verpflegungsmittel heranzuschaffen, die größtentheils zur Füllung des Reservemagazins verwendet werden konnten.

Die Verbindung zwischen Lagny und Juvisy*) konnte nunmehr vollständig durch den Etappenfuhrpark unterhalten werden. Es war daher nicht mehr nöthig, die von Lagny gefüllt zurückkehrenden Proviant- und Fuhrparkkolonnen der Armeekorps nach Lagny zurückzuschicken.

Die rechtzeitige Füllung des Reservemagazins in Orléans wurde zudem durch die Einrichtung offener Märkte wesentlich erleichtert. Auf diesen ihre Lebensmittelvorräthe zum Verkauf anzubieten, waren die Landeseinwohner öffentlich aufgefordert worden. Die mit dem Ankauf betrauten Beamten hatten Weisung, alle eingelieferten Verpflegungsmittel, sofern sie von guter Beschaffenheit waren, zu festgesetzten Preisen in Französischem Gelde zu bezahlen. Man hoffte durch diese Maßnahmen die reichen Getreidevorräthe (namentlich Hafer), die noch im Loiret, wenn auch in Garben, vorhanden sein mußten, heranzulocken. Die Landeseinwohner haben denn auch aus Furcht, sonst ihre Vorräthe durch Requisitionen, die man den ohnehin sehr in Anspruch genommenen Truppen ersparen wollte, zu verlieren, das in Eile ausgedroschene Getreide in großen Mengen, oft in den wunderbarsten Transportgefäßen z. B. Kissenbezügen, zusammengenähten Gardinen ꝛc. zum Markt gebracht. Was mühevolle, die Kräfte der Truppen in Anspruch nehmende und mit Unlust ausgeführte Requisitionen nur in beschränktem Maße ergeben hätten, lockte das baare Geld in ausreichender Menge hervor.

Mit dem Anwachsen der Bestände des Reservemagazins zu Orléans, das, nachdem das Oberkommando die General-Etappeninspektion von Troyes nach Orléans herangezogen hatte, der Etappenintendantur unterstellt wurde, gestalteten sich auch die Vorbedingungen für eine geregelte Verpflegung während weiter bevorstehender Operationen immer günstiger. Für diese war es namentlich von Bedeutung, daß man allmählich auch größere Bestände an Konserven, namentlich Büchsenfleisch und Erbswurst, aufgespeichert hatte.

X. Die Verpflegung während des Vormarsches nach Le Mans

wurde dadurch erleichtert, daß die zur Zweiten Armee gehörigen Armeekorps Gelegenheit gehabt hatten, nicht nur die Bestände ihrer Verpflegungsfahrzeuge, ihrer Proviant- und Fuhrparkkolonnen voll zu ergänzen; sie konnten auch den Mannschaften einen eisernen Bestand an Konserven mitgeben.

Der Vormarsch gestaltete sich außerordentlich schwierig. Namentlich der Abschnitt zwischen dem Loir und dem Cher erforderte die denkbar größten Anstrengungen. Hecken und Gräben, welche die einzelnen Liegenschaften voneinander abschließen, erschwerten den berittenen Truppen die Bewegung, so daß sie auf die Straßen beschränkt blieben. Die Glätte der letzteren war zeitweise so stark, daß die Pferde geführt werden mußten. Hierdurch wurde

*) Siehe S. 525.



der Marsch der Kolonnen aufs Aeußerste erschwert.*) Die Truppen befanden sich zudem an vielen Tagen, einzelne sogar fast täglich, im Gefecht oder doch in enger, durch die Wahrscheinlichkeit weiterer Kämpfe bedingter Konzentration. Viele Biwaks stellten an ihre Leistungsfähigkeit große Anforderungen.

Die Hülfsmittel des Landes konnten unter diesen Umständen nur in beschränktem Maße in Anspruch genommen werden. Sie hätten sonst, da auf der Hauptstraße nur ein Armeekorps und eine Division, die beiden übrigen Armeekorps auf Seitenstraßen marschirten, vollkommen ausgereicht, die nicht zu eng untergebrachten Truppen mit Verpflegungsmitteln aller Art zu versorgen. Daß unter so schwierigen Verhältnissen selbst die Verpflegungsfahrzeuge der Truppen nicht immer rechtzeitig folgen konnten, ist natürlich. Die Truppen waren daher an manchen Tagen auf das Wenige, was sie im Lande fanden, und auf die von den Mannschaften getragenen Konserven angewiesen.

Auch hatten Kleidung und Schuhzeug der Offiziere und Mannschaften in diesen übermäßig anstrengenden Marsch- und Gefechtstagen sehr gelitten. Es war daher ein Glück, daß dieser schwierigen Lage durch die Einnahme von Le Mans ein erfreuliches Ende bereitet wurde.

XI. Die Verpflegung nach der Einnahme von Le Mans.

Die Hauptstadt des sehr fruchtbaren, gut bevölkerten und viehreichen Departements Sarthe mit ihrer nächsten Umgebung bot so reiche Hülfsmittel, daß die in ihrem Truppenstande außerordentlich geschwächte Zweite Armee schon daraus hätte für längere Zeit verpflegt werden können.

Es wurden zudem noch recht ansehnliche Verpflegungsvorräthe, welche die Französische Armee in Le Mans magazinirt hatte, mit Beschlag belegt, weil es bei dem übereilten Rückzug der Franzosen nicht möglich gewesen war, diese Bestände mitzunehmen oder zu vernichten.

Während hiernach die augenblickliche Verpflegungslage günstig war, hing es von der Richtung, in welcher der Zweiten Armee weitere Operationen bevorstanden, ab, ob es möglich sein werde, auch die rückwärtigen Verbindungen günstig zu gestalten. Die bequemste Verbindung mit der Heimath bot die Eisenbahn Le Mans—Versailles und Lagny—Frouard—Weißenburg. Der Landweg Versailles—Lagny konnte durch den Fuhrpark der Etappe leicht bewältigt werden.

Chanzy stand mit einer starken Armee in Conlie. Wurden Operationen in dieser Richtung nöthig, so war vorauszusehen, daß die im Bereich dieser Französischen Armee befindlichen Eisenbahnen der Zerstörung anheim-

*) Eine dem Oberkommando beigegebene kleine Kolonne brauchte trotz strenger Führung 14 Stunden zur Bewältigung eines Marsches von 15 km.



fielen. In diesem Falle mußte zur Herstellung der rückwärtigen Verbindung ein neuer Fuhrpark organisirt werden. Diesen aus dem Lande zu nehmen, war kaum möglich, weil Gambetta alles irgend verfügbare Fuhrwerk zur Herstellung der Französischen Armeetrains herangezogen hatte. Die Zweite Armee brauchte zudem alle Pferde, die im Wege der Requisition zu erlangen waren, zur Ergänzung ihres geschwächten Standes an Pferden aller Art.

Wurden die Operationen in südlicher Richtung fortgesetzt, so war es nöthig, die Verbindung mit Orléans wieder aufzunehmen. Für diesen Fall mußte man bei der Mangelhaftigkeit des Eisenbahnbetriebes auf der Strecke Juvisy—Orléans daran denken, die zur Verfügung stehenden Wasserstraßen auszunutzen. Eine sehr gute Verbindung hätte sich herstellen lassen, etwa von Juvisy, die Seine aufwärts bis nach Moret, dann durch den Seine—Loire-Kanal nach Orléans und weiter. Vielleicht wäre auch die Benutzung des Rhein—Marne-Kanals für die rückwärtigen Verbindungen der Zweiten Armee möglich gewesen. Zunächst konnten indeß diese Wasserstraßen mit Rücksicht auf die Jahreszeit noch nicht ausgenutzt werden. Auch hatte bisher noch keine Veranlassung vorgelegen, sie auf ihre Benutzbarkeit hin untersuchen zu lassen, und endlich fehlte es an einer Behörde, welche die Ausnutzung der Wasserstraßen zu organisiren berufen war.

Alle Erwägungen, die sich auf die rückwärtigen Verbindungen der Zweiten Armee bezogen, wurden einstweilen vertagt, als die bestimmte Nachricht einging, daß die Französische Regierung ernste Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet habe. Nach dem Abschluß dieser Verhandlungen, die den Fall von Paris zur Folge hatten, wurde es möglich, die Truppen der Zweiten Armee so weitläufig unterzubringen, daß durchweg von der wohlhabenden Bevölkerung eine ausreichende Quartierverpflegung gewährt werden konnte.

XII. Der Abschluß der Friedenspräliminarien und der Konvention von Ferrières.

Dem am 28. Januar 1871 abgeschlossenen Waffenstillstand folgten am 26. Februar die Friedenspräliminarien, die in Bezug auf die Verpflegung der Truppen in Artikel 4 folgende Bestimmungen enthielten:

„Die Deutschen Truppen werden in den besetzten Departements Requisitionen, sei es in Gelde, sei es in natura, nicht vornehmen; dafür wird die Verpflegung der Deutschen Truppen, welche in Frankreich zurückbleiben, auf Kosten der Französischen Regierung erfolgen und zwar in dem mit der Deutschen Militärintendantur vereinbarten Maße."

Die Französische Militärverwaltung war außer Stande, die Verpflegung der in Frankreich befindlichen Deutschen Armee zu übernehmen. Die Intendanturen der Deutschen Armee übertrugen deshalb zunächst die Verpflegung der Truppen an Deutsche Lieferanten, die sich nicht scheuten, recht hohe Ver-

gütungssätze zu fordern, weil sie wußten, daß die Kosten der Französischen Regierung zur Last fielen.

Bald nach Abschluß der Friedenspräliminarien begannen entsprechend dem vorerwähnten Artikel 4 die Verhandlungen der Deutschen Militärintendantur mit der Französischen Regierung wegen Regelung des Verpflegungswesens. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Jules Favre, erklärte als Vertreter der Französischen Republik, die Französische Militärintendantur sei noch nicht so organisirt, daß sie die Verpflegung der Deutschen Okkupationsarmee übernehmen könne. Hieran wurde die Bitte geknüpft, die Deutsche Militärintendantur möge die Verpflegung gegen eine von Frankreich zu zahlende Vergütung zunächst bis zum 31. Dezember 1871 übernehmen.

Die von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser ernannten Vertreter der Militärintendantur erklärten sich bereit, dieser Bitte zu entsprechen. Sie gingen hierbei von der Ansicht aus, daß es nicht wünschenswerth sei, der Französischen Regierung stets einen ziffermäßigen Einblick in den wechselnden Stand der Deutschen Truppen zu gewähren, und daß es sich dringend empfehle, Streitigkeiten, die im Verlauf der Okkupation über die Stärke der in Frankreich verbleibenden Truppen entstehen könnten, unter allen Umständen zu vermeiden.

Sie schlugen deshalb vor: Frankreich zahlt für jede zu verabreichende Portion eine tägliche Vergütung, die auf 14 Silbergroschen für die Portion, auf 20 Silbergroschen für die Ration festgestellt wird. Diese Vergütung ist erst vom 3. März ab und nur für 500 000 Mann und 150 000 Pferde zu zahlen. Dagegen darf Frankreich Entschädigung für die seit dem 26. Februar durch die Deutsche Armee ausgeführten Requisitionen, welche nach Vollziehung des nach Abschluß der Verhandlungen vereinbarten Vertrages nicht mehr stattfinden sollen, nicht verlangen.

Diese Entschädigung vermindert sich nach der Ratifikation des definitiven Friedens und Zahlung der ersten halben Milliarde der Kriegskostenentschädigung wöchentlich um den vierten Theil der Differenz, die zwischen 500 000 Portionen und 150 000 Rationen einerseits und 150 000 Portionen und 50 000 Rationen andererseits besteht. Nach vier Wochen wird die Entschädigung nur noch für 150 000 Portionen und 50 000 Rationen täglich gezahlt.

Die Zahl der zu vergütenden Portionen und Rationen wird allmählich so vermindert, daß 14 Tage nach Zahlung der ersten Milliarde nur noch für 120 000 Portionen und 40 000 Rationen, 14 Tage nach Zahlung der ersten eineinhalb Milliarden nur noch für 80 000 Portionen und 30 000 Rationen, 14 Tage nach Zahlung der ersten zwei Milliarden nur noch für 50 000 Portionen und 18 000 Rationen Vergütung zu zahlen ist.

Diese Vorschläge waren in der Absicht gemacht, lästige und kleinliche Abrechnungen über die in der Zeit vom 26. Februar bis zum Abschluß des zu vereinbarenden Vertrages ausgeführten Requisitionen zu vermeiden, jeder Streitigkeit über die Zahl der zu verpflegenden Mannschaften und Pferde aus

dem Wege zu gehen und der sonst nöthigen Vorlage der Truppenrapporte überhoben zu sein. Sie fanden im Prinzip durchaus die Billigung des Vertreters der Französischen Republik.

Dieser fand nur die für die einzelne Portion und Ration zu zahlende Vergütung zu hoch bemessen. Es wurde jedoch leicht, den Nachweis zu führen, daß die zur Zeit des Vertragsschlusses zu zahlenden Preise eine höhere Vergütung durchaus rechtfertigten, daß auch der damalige Effektivstand der Truppen und Pferde erheblich höher war als 500 000 Mann und 150 000 Pferde. Wurden doch zu jener Zeit, um nur ein Beispiel anzuführen, für einen Centner guten Hafers 6 bis 8 Thaler bezahlt, so daß die Ration Hafer, ohne Heu und Stroh, zum niedrigsten Satze berechnet, 18,9 Silbergroschen kostete.

Die Vertreter der Deutschen Intendantur konnten daher mit Recht behaupten, daß die Preise aller Lebens- und Futtermittel einer bedeutenden Ermäßigung unterliegen müßten, wenn die Einzelvergütungssätze ausreichen sollten, und daß eine schnelle Verminderung der damals noch 700 000 Mann betragenden Truppenstärke eintreten müsse, um mit der Portions- und Rationszahl, die dem Vertrag bis zur Zahlung der ersten halben Milliarde zu Grunde gelegt sei, auszukommen. Es wurde indeß die für die Ration zu zahlende Vergütung für die Zeit vom 1. Oktober ab auf 18 Silbergroschen ermäßigt und der Französischen Regierung das Recht zuerkannt, vom 1. Januar 1872 ab für die Verpflegung der in Frankreich verbleibenden Truppen und Pferde selbst zu sorgen. Ueber die Absicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen, mußte die Französische Regierung der Deutschen Militärverwaltung bis zum 1. Oktober Mittheilung machen.

Den vorstehenden Ausführungen entsprechend, wurde die Konvention von Ferrières am 11. März abgeschlossen.

Die Bestimmungen, welche die Konvention für den Fall enthält, daß die Französische Regierung die Verpflegung der Truppen übernehmen sollte, brauchen hier nicht erwähnt zu werden, da dieser Fall nicht eingetreten ist. Die Konvention enthielt ferner Bestimmungen über die von der Französischen Regierung zu stellenden Magazine, Bäckereien, Schlachteinrichtungen und alle die Räumlichkeiten und Anstalten, deren die Truppen für die Unterbringung, Krankenpflege und den gesammten Dienstbetrieb nach den Vorschriften der Preußischen Reglements bedurften. Endlich wurde noch der Telegraphen- und Postverkehr in den von der Deutschen Armee besetzten Departements geregelt.

Durch eine besondere Konvention, abgeschlossen mit dem Chefingenieur der Brücken und Chausseen, Herrn Durbach, als Spezialvertreter der Französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der öffentlichen Arbeiten, wurden die Bedingungen festgelegt, unter denen die fünf großen Französischen Eisenbahngesellschaften den Dienstbetrieb auf den Linien übernehmen konnten, die in den von der Deutschen Armee besetzten Bezirken lagen.



XIII. Die Verpflegung der Deutschen Okkupationsarmee.

Nach Abschluß der vorerwähnten Konvention mußte die Deutsche Generalintendantur in Erwägungen darüber eintreten, in welcher Weise die Verpflegung der Okkupationsarmee sichergestellt werden sollte.

An und für sich bot die Verpflegung der Armee keine besonderen Schwierigkeiten, wenn man auch zunächst auf einen geregelten Eisenbahnbetrieb, der erst von den Französischen Eisenbahngesellschaften übernommen werden sollte, noch nicht rechnen konnte.

Die hierdurch bedingten Bedenken mußten sich namentlich bei den Armeekorps geltend machen, die in den durch die Kriegsereignisse besonders stark mitgenommenen Departements untergebracht waren. Diesen Truppen mußte der größte Theil des Verpflegungsbedarfs von auswärts zugeführt werden. Dadurch, daß die Deutschen Behörden das konventionsmäßige Recht der vorzugsweisen Beförderung aller Militärgüter hatten, hoffte man aller Schwierigkeiten Herr zu werden.

Es trat aber an die Generalintendantur der Armee nicht nur die Verpflichtung heran, die Armee zu verpflegen, es mußte auch darauf Bedacht genommen werden, daß die von der Französischen Regierung für die Verpflegung zu zahlenden Summen ausreichten. Diese mußte sich also möglichst billig stellen, sie mußte aber auch vorzüglich sein: das bedingte der Charakter der zu verpflegenden Armee.

Eine mobile Armee ist während der kriegerischen Operationen leicht zufriedenzustellen, sie trägt den Verhältnissen Rechnung, die Erregung, welche die Kriegsereignisse mit sich bringen, läßt Unzufriedenheit nicht aufkommen. Die Waffenruhe bringt für die Armee eine gewisse Unthätigkeit mit sich, es fehlt die anregende Abwechslung, die das Kriegsleben bietet. Die Soldaten und namentlich die älteren Mannschaften ergreift zudem, namentlich wenn erst der Rückmarsch einzelner Truppen erfolgt, eine Sehnsucht nach der Heimath, die die Unzufriedenheit steigert.

Es ist daher wohl erklärlich, daß eine Armee, die nach einem siegreichen Kriege zur Okkupation des besiegten Landes zurückbleibt, in Bezug auf die Befriedigung der täglichen Lebensbedürfnisse anspruchsvoll wird und dies ganz besonders, wenn es sich um die Okkupation eines Landes handelt, in dem selbst der kleine Mann ein verhältnißmäßig gutes Leben führt.

Eine diesen Umständen entsprechende Verpflegung der Deutschen Armee in den Grenzen der von Frankreich zu zahlenden Vergütungssätze war nur möglich, wenn die zur Zeit des Konventionsschlusses sehr gesteigerten Preise aller Lebensbedürfnisse auf das richtige Maß zurückgeführt wurden.

Dies schnell und sicher zu bewirken, war dringendes Bedürfniß, weil der Generalintendantur die schwere Verantwortung oblag, mit den von Frankreich selbst geforderten Vergütungssätzen unter allen Umständen auszukommen. Schnelligkeit war geboten, weil Frankreich vom 3. März 1871 ab

nur den Betrag für 500 000 Tagesportionen vergütete, während thatsächlich 700 000 Mann zu verpflegen waren. Die größere Verpflegungszahl mußte durch geringere Kosten der einzelnen Portion ausgeglichen werden.

Frankreich zahlte täglich 500 000 · 14 Sgr. = 7 000 000 Sgr., die Portion durfte also nur 10 Sgr. kosten; dafür sollte der Soldat außer fünf Cigarren und einem halben Liter Wein, die man sehr gering zu $3\frac{1}{2}$ Sgr. veranschlagen muß, 375 g Fleisch, 750 g Brot, 125 g Reis oder 250 g Erbsen oder 1500 g Kartoffeln, 25 g Salz und 25 g gebrannten Kaffee erhalten.

Diese Feldportion kostete zur Zeit des Abschlusses der Konvention mindestens

Fleisch	$7\frac{1}{2}$	Sgr.
Brot	3	=
Gemüse durchschnittlich	$1\frac{1}{2}$	=
Salz	$\frac{1}{6}$	=
Kaffee	$1\frac{1}{3}$	=
zusammen . . .	$13\frac{1}{2}$	Sgr.

Da aber nur 10 — $3\frac{1}{2}$ = $6\frac{1}{2}$ Sgr. zur Verfügung standen, mußten die Kosten fast auf die Hälfte, d. h. auf die Preise herabgedrückt werden, die in Friedenszeiten üblich sind.

Für die Herbeiführung normaler Preisgestaltung lagen die Verhältnisse nicht gerade günstig. In keinem Lande ist Handel und Verkehr so abhängig von der Hauptstadt wie in Frankreich. In Paris aber zeigte sich eine außergewöhnliche Erregung. Schon machten sich die Vorzeichen des Kommuneaufstandes bemerkbar. Infolgedessen konnte der Handel nicht so schnell in die gewohnten Bahnen zurückgeleitet werden. Die Eisenbahngesellschaften standen vor der schweren Aufgabe, den in Paris centralisirten Bahnverkehr zu reorganisiren, ohne daß ihnen die freie Verfügung über das großartige Betriebsmaterial der Hauptstadt zustand, in der eine schwache Regierung der erregten Volksmassen nicht Herr werden konnte.

Unter diesen unsicheren Handels- und Verkehrsverhältnissen war es für die Generalintendantur schwer, sich für eine Verpflegungsart zu entscheiden, die dem finanziellen und militärischen Interesse in gleichem Maße entsprach.

Sie konnte es den einzelnen Intendanturen überlassen, die Verpflegung der Truppen Lieferanten zu übertragen mit der bestimmten Weisung, auf eine erhebliche Verringerung der Preise hinzuwirken. Das hätte aber weder dem Interesse der Truppe noch dem finanziellen entsprochen. Die Lieferanten verfügten in Frankreich über große Bestände, die, ursprünglich zu Kriegslieferungen bestimmt, durch längere Lagerung nicht gewonnen hatten. Kriegslieferungswaare hat in der Handelswelt einen schlimmen Ruf. Es ist bekannt, daß recht mangelhafte und sonst schwer verkäufliche Verpflegungsmittel durch Lieferanten aufgekauft und von den Truppen im Drange der Zeit und in Ermangelung tadelloser Waare angenommen wurden. Selbst große Posten

(mehrere tausend Centner) havarirten Kaffees, die in Rotterdam als kaum verkäuflich lagerten, sind von gewissenlosen Lieferanten zu einem Spottpreise angekauft und zu hohen Kriegspreisen wieder verkauft worden. Wie schlecht der Lieferantenkaffee im Allgemeinen war, beweist der Umstand, daß die Truppen, nachdem sie einmal den durch die stellvertretende Generalintendantur beschafften Kaffee gekostet hatten, sich entschieden weigerten, den aus der Kriegszeit noch vorhandenen Kaffee, selbst bei Gewährung doppelter ja dreifacher Portionen, anzunehmen. Dabei ist den Lieferanten der Kaffee mit 25 Sgr. bis 1 Thlr. für das Pfund bezahlt worden, während die Generalintendantur dafür nur 10 Sgr. ausgab. Es war auch mit Sicherheit zu erwarten, daß viele Lieferanten ihre Bestände nicht durch vorzügliche, sondern durch solche Waare ergänzen würden, die nothdürftig die Grenze der kontraktmäßigen Beschaffenheit erreichte.

Während also das Interesse der Truppen bei der bezeichneten Verpflegungsart nicht in ausreichender Weise gewahrt blieb, wäre das finanzielle Interesse in bedenklicher Weise gefährdet worden.

Eine von der Generalintendantur als nothwendig erkannte und nach Lage der Marktverhältnisse mögliche Ermäßigung der Preise widersprach natürlich dem Interesse der Lieferanten. Es war daher mit Sicherheit vorauszusehen, daß sie sich alsbald untereinander verständigen und erklären würden, daß eine nennenswerthe Ermäßigung der Preise nicht möglich sei.

Die Generalintendantur konnte ferner in Erwägung ziehen, ob es angängig sei, einem oder mehreren durch möglichste Zuverlässigkeit ausgezeichneten Lieferanten die Verpflegung der ganzen Armee zu übertragen. Hiergegen aber sprachen einmal, wenn auch in geringem Grade, alle Bedenken, die gegen Lieferantenverträge überhaupt geltend zu machen sind. Dann aber konnten solche Generallieferungsverträge wegen der kostspieligen Vorbereitungen, die mit der Ausführung verbunden sind, nur auf einen längeren Zeitraum abgeschlossen werden. Das aber war nicht möglich, weil gar nicht vorauszusehen war, ob eine Verminderung der Armeestärke erst in längerer Frist oder sehr bald erfolgen werde. Ferner machte das Vorhandensein der Kriegsbestände, die sich in den Magazinen der Militärverwaltung befanden, den Abschluß von Generallieferungsverträgen schwierig. Diese Magazinbestände hatten unter dem Einfluß längerer Aufbewahrung in mangelhaften Magazinen bei ungünstigen Witterungsverhältnissen sehr gelitten. Die mangelhafte Beschaffenheit dieser Bestände war den Unternehmern bekannt, sie würden dieselben nur zu Schleuderpreisen übernommen haben. Die Generalintendantur dagegen konnte die Bestände durch sorgsame Behandlung und Bearbeitung noch brauchbar herstellen; wie denn zum Beispiel viele tausend Centner Mehl, die durch lange Aufbewahrung im Freien oder in schlechten Magazinen eine zusammengeballte Masse bildeten, durch Vermahlung auf Französischen Mühlen wieder vollkommen verwendbar wurden. Sie war daher in der

Lage, dem Kriegsjahresetat aus dem Französischen Verpflegungsfonds die Preise zu ersetzen, welche zur Zeit der Uebernahme den Selbstkosten entsprachen.

Unter diesen Umständen hielt die Generalintendantur sich für verpflichtet, den gesammten Verpflegungsbedarf der Armee selbst sicherzustellen; zweckmäßig erschien, sich dabei der Hülfeleistung kaufmännischer Kommissionäre zu bedienen.

Der Kommissionär ist gesetzlich verpflichtet, das Interesse seines Auftraggebers nach besten Kräften wahrzunehmen. Er erhält dafür eine bestimmt vereinbarte Vergütung und darf nur die Kosten verrechnen, die ihm thatsächlich entstanden sind. Verstößt er gegen diese gesetzlichen Vorschriften, so verfällt er dem Strafrichter. Selbst ein gewerbsmäßiger Lieferant, der sich kein Gewissen daraus macht, Waaren zu liefern, die den kontraktlichen Bedingungen nicht entsprechen, wird sich schwer dazu entschließen, einen mit Gefängnißstrafe bedrohten Verstoß gegen die als Kommissionär übernommenen Verpflichtungen zu begehen. Der Kommissionär hat zudem kein Interesse daran, für seinen Kommittenten statt der verlangten sehr guten Waare unbrauchbare zu liefern. Da die ihm zu zahlende Provision sich in der Regel nach der Höhe der für Rechnung des Kommittenten verausgabten Beträge richtet, spräche eher die Vermuthung dafür, daß er geneigt sei, Waaren zu kaufen, die über den Bedarf hinaus vorzüglich sind.

Die Generalintendantur schloß daher mit zwei gewandten Kaufleuten einen Kommissionsvertrag ab, wonach sie die für die Deutsche Okkupationsarmee erforderlichen Verpflegungsmittel für Rechnung der Militärverwaltung gegen Gewährung einer Provision von einem Procent kaufen sollten.

Nach Abschluß des Vertrages forderten die Kommissionäre im Auftrage der Intendantur die bedeutendsten Handlungshäuser, hauptsächlich des Auslandes, telegraphisch auf, Anerbietungen auf sofortige Lieferung von guten Verpflegungsmitteln aller Art unter Angabe der am Aufgabeort verlangten Preise zu machen. Die telegraphisch eingegangenen Antworten wurden einer genauen Prüfung unterworfen und durch Vergleichung der einzelnen Anerbietungen, unter Berücksichtigung der vom Aufgabe- bis zum Bestimmungsort entstehenden Beförderungskosten, die Forderungen ermittelt, deren Annahme den Interessen der Militärverwaltung am meisten entsprach. Es ergab sich, daß die geforderten Preise durchweg geringer waren als vor der Mobilmachung 1870, während den in Frankreich befindlichen Deutschen Lieferanten mehr als das Doppelte dieser Marktpreise gezahlt wurde.

Die Generalintendantur konnte daher keinen Anstand nehmen, zu den günstigsten Anerbietungen den Zuschlag zu ertheilen. Sie disponirte nunmehr so, daß am 1. April 1871 ein mehrwöchentlicher Verpflegungsbedarf für die ganze Okkupationsarmee in Frankreich zu ihrer Verfügung stand, und konnte alsdann sämmtlichen Intendanturen die Weisung geben, von dem

vorbezeichneten Zeitpunkt ab den Bedarf an Verpflegungsmitteln bei der Generalintendantur anzufordern.

Infolge dieser Anordnung wurden die den einzelnen Intendanturen von den verschiedenen Lieferanten gemachten Anerbietungen vom 1. April ab abgelehnt, so daß diese genöthigt waren, der Generalintendantur ihre Verpflegungsvorräthe zum Kauf anzubieten. Sie ermäßigten hierbei ihre den Intendanturen gestellten Forderungen fast durchweg um die Hälfte und mehr. Die Generalintendantur lehnte alle diese Anerbietungen ab, weil sie für gute Waare noch geringere Preise zu zahlen hatte, während die Lieferantenwaare sehr mangelhaft war.

Die in ihren pekuniären Interessen aufs Schwerste geschädigten Lieferanten boten Alles auf, um die einheitliche Sicherstellung der Verpflegung durch die Generalintendantur unmöglich zu machen. Sie verbreiteten Nachrichten, daß die Okkupationsarmee schlecht verpflegt werde. Daß diese Beschwerden unbegründet, ergab eine sofort eingeleitete Untersuchung. Daß bald, nachdem die Generalintendantur die einheitliche Leitung der Verpflegungsangelegenheiten übernommen, nicht Alles sofort einen geordneten Gang nahm, ist selbstverständlich. Die aus der Kriegsperiode herrührenden Magazinbestände mögen ebenso zu einzelnen Klagen Anlaß gegeben haben, wie nicht ganz tadellose Verpflegungsmittel, die zu sparsame Unteragenten gekauft hatten. Indeß der konsequente Ausschluß aller irgend zweifelhaften Kriegsbestände, die wiederholt an alle Agenten mit Strenge ertheilte Weisung, nur sehr gute Verpflegungsmittel zu kaufen, ließen bald alle Klagen verstummen. Trotz der mannigfachen Friktionen, die ein so gewagtes Unternehmen wie die einheitliche Verpflegung einer Armee von 700 000 Mann mit sich führen mußte, ist die Okkupationsarmee sehr gut verpflegt worden. Der hierbei erreichte überaus günstige finanzielle Erfolg aber hat ausschließlich eine Reihe von Lieferanten geschädigt, die sich während des Krieges zum größten Theil ein Vermögen erworben hatten.

Daß durch die vorbezeichneten Verpflegungsmaßnahmen der Preis der einzelnen Portion und Ration schnell und erheblich herabgedrückt wurde, war von besonderer Bedeutung, weil der Sieg der Kommune über die Regierung in Paris eine beträchtliche Verringerung der in Frankreich verbleibenden Armee nicht zuließ. Die Stärke derselben ging zwar unter die Zahl 700 000 zurück, überstieg aber immer noch wesentlich die Zahl 500 000.

Trotzdem konnte, nachdem der General der Kavallerie Frhr. v. Manteuffel zum Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee ernannt war, deren Armeeintendant die Verantwortung dafür übernehmen, daß der Französische Verpflegungsfonds die Mittel biete, die Deutsche Okkupationsarmee ausreichend zu verpflegen und die von dem Oberbefehlshaber als nothwendig bezeichneten Zulagen für Offiziere und Mannschaften zu gewähren.

Nachdem diese Zulagen längere Zeit hindurch gezahlt waren, wurden die Bestimmungen des zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871 abgeschlossenen Friedensvertrages bekannt.

Er enthielt in Artikel 8 folgende Festsetzung:

„Bezüglich der Verpflegung der Deutschen Truppen werden die gegenwärtig in Kraft stehenden Anordnungen bis zur Räumung der Forts von Paris aufrecht erhalten.

Kraft der Uebereinkunft von Ferrières vom 11. März 1871 werden die durch diese Uebereinkunft angegebenen Reduktionen nach Räumung der Forts zur Ausführung kommen.

Sobald der Effektivstand des Deutschen Heeres unter die Zahl von 500 000 Mann gesunken sein wird, sollen die unter diese Zahl eingetretenen Verminderungen in Anrechnung gebracht werden, um eine entsprechende Verminderung der von der Französischen Regierung für die Truppen bezahlten Unterhaltungskosten festzustellen.“

Da zur Zeit des Friedensschlusses die Kommune noch nicht besiegt war, hatte der Effektivstand der Deutschen Armee noch nicht unter 500 000 Mann herabgesetzt werden können. Nach Besiegung der Kommune und Zahlung der ersten halben Milliarde ging aber die Stärke der Deutschen Armee sehr bald unter diese Zahl herab.

Die Französische Regierung konnte nach dem Wortlaute des vorerwähnten Artikel 8 des Frankfurter Friedens von diesem Augenblicke an verlangen, daß die Deutsche Armeeintendantur durch eine Zusammenstellung der Rapporte sämmtlicher zur Deutschen Armee gehörigen Truppen den Nachweis führte, inwieweit nun eine Verminderung der von Frankreich zu zahlenden Unterhaltungskosten einzutreten habe.

Bei dem in formellen Angelegenheiten überaus peinlichen Charakter der Französischen Intendantur, die es damals sogar für nöthig hielt, den Effektivstand der eigenen Truppen durch persönliche Besichtigungen festzustellen, war nicht abzusehen, welche Weiterungen sich aus den Bestimmungen des genannten Artikels ergeben würden.

Es kam ferner in Betracht, daß der Verpflegungsfonds der Okkupationsarmee erhebliche Verluste dadurch erlitten hatte, daß Frankreich vom 3. März bis Ende Mai nur für 500 000 Mann bezahlte, während der Effektivstand der Deutschen Armee in Frankreich erheblich höher war.

Diese Verluste hätte man dadurch einigermaßen auszugleichen vermocht, daß die durch allmähliche Zahlung der Kriegskostenentschädigung bedingte Verminderung der Effektivstärke der Okkupationsarmee schneller als in den durch die Konvention von Ferrières festgesetzten Fristen herbeigeführt wurde. Da diese Ausgleichung indeß nach den Bestimmungen des Frankfurter Friedens nicht möglich war, mußte die Armeeintendantur sogar damit rechnen, daß



es unter den veränderten Verhältnissen ausgeschlossen sei, die früher aus dem Französischen Verpflegungsgelderfonds bewilligten Zulagen ferner zu gewähren.

Unter diesen Umständen entschloß sich der Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee, mit dem Präsidenten der Französischen Republik darüber in Verhandlung zu treten, ob es nicht angängig und im beiderseitigen Interesse nothwendig sei, den Artikel 8 des Frankfurter Friedens so auszulegen, daß die näheren Vereinbarungen über die Verminderung der von der Französischen Regierung zu zahlenden Unterhaltungskosten nach Artikel 4 der Friedenspräliminarien vom 26. Februar 1871 festzustellen seien.

Der Präsident der Französischen Republik stimmte dieser Ansicht vollkommen zu und erklärte sich damit einverstanden, daß in Bezug auf die von Frankreich zu zahlenden Unterhaltungskosten die am 11. März 1871 zu Ferrières abgeschlossene Konvention maßgebend sein und für die ganze Dauer der Okkupation bleiben solle. Das ist denn auch geschehen; die Französische Regierung hat von dem ihr zustehenden Rechte auf Kündigung keinen Gebrauch gemacht und dadurch wohl auch bewiesen, daß die Konvention für sie ebenso günstig war wie für die Okkupationsarmee.

Es ist auch sehr fraglich, ob die Französische Regierung geringere Kosten als die ihr durch die Konvention von Ferrières auferlegten gehabt hätte, wenn ihre zur Zeit des Konventionsschlusses desorganisirte Intendantur bereit gewesen wäre, die Verpflegung der Deutschen Okkupationsarmee selbst zu übernehmen. Die Französische Intendantur wäre in diesem Falle unrettbar einem oder mehreren Generalunternehmern, die in Frankreich seit Jahrhunderten eine einflußreiche Stellung einnehmen, in die Hände gefallen; diese aber hätten, die Schwierigkeit der Lage ausbeutend, zweifellos derartige Forderungen gestellt, daß die Gesammtkosten mit Rücksicht auf die hohe Effektivstärke der Deutschen Armee, welche vom 3. März bis Ende Mai wider alles Erwarten beibehalten werden mußte, höher gewesen wären als die an Deutschland konventionsmäßig zu zahlende Entschädigung.

Wenn es der Deutschen Intendantur gelungen ist, aus dem Verpflegungsfonds der Okkupationsarmee nicht nur an Offiziere und Mannschaften recht erhebliche Zulagen zu gewähren, sondern auch Ersparnisse abzuführen, die den Angehörigen des Heeres dauernd zu gute gekommen sind, so ist dies hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß sie die Verpflegung des Deutschen Heeres einheitlich selbst übernommen hat.

Sollte dies trotz der vorstehenden Ausführungen bezweifelt werden, so sei noch erwähnt, daß die 17. Infanteriedivision, der die Verfügung, daß die einzelnen Intendanturen vom 1. April 1871 ab ihren Verpflegungsbedarf von der Generalintendantur zu fordern hätten, nicht zugegangen war, vom 1. April bis Ende Mai 1871 ihrem Lieferanten fast das Doppelte der Beträge gewährt hat, welche die Generalintendantur aufzuwenden hatte. Es ist zweifellos, daß der Verpflegungsfonds nicht ausgereicht hätte, falls ähnliche

Wirthschaftsergebnisse, wenn auch nur während eines zweimonatlichen Zeitraums, bei allen (etwa 40) Divisionen erzielt worden wären.

Die Generalintendantur hat allerdings den angenommenen Kommissionären einschließlich aller für Agenten ꝛc. entstandenen Kosten etwa ¼ Million Mark an Provision bezahlt. Allein was will diese kleine Summe bedeuten gegen die bei sehr mäßiger Schätzung auf 200 Millionen Mark veranschlagten Beträge, welche Deutsche Lieferanten in dem kurzen Zeitraum verdient haben, während dessen sie im Deutsch-Französischen Kriege thatsächlich Lieferungen für die Deutsche Armee ausführen konnten.

Ein Theil der erzielten Ersparnisse ist allerdings dadurch entstanden, daß die Armeeintendantur der Okkupationsarmee die von Frankreich pränumerando gezahlten Verpflegungsgelder, soweit sie nicht zur Bezahlung der dem Fonds zur Last fallenden Ausgaben nöthig waren, zum Ankauf von sicheren Papieren verwendete. Die hierdurch an Kursgewinn und Zinsen eingekommenen Beträge — etwa 5 Millionen Mark — stellen indeß nur einen geringen Theil der Gesammtersparnisse dar. Wurden doch, abgesehen von den baar abgeführten Beträgen, aus diesen Ersparnissen die Kosten einer Versuchs-Konservenfabrik in Nancy, der jetzigen Staats-Konservenfabrik in Mainz und der zahllosen Versuche bestritten, die in Nancy unter Anderem mit der Herstellung verschiedener Konserven für Mannschaften und Pferde, von Entladezelten u. dergl. ausgeführt wurden.

Die bei Bewirthschaftung des Verpflegungsfonds erzielten Resultate haben übrigens noch am Schlusse der Okkupationsperiode den Abschluß einer Konvention ermöglicht, welche einen Schriftwechsel ausschloß, wie er nach früheren Kriegen über die den kriegführenden Staaten, deren Gemeinden, Korporationen oder einzelnen Unterthanen aus dem Kriegsverhältniß abzuleitenden Rechte und Pflichten oft jahrelang geführt wurde.

Der Armeeintendantur war bekannt, daß nach den Kriegen 1864 und 1866 hierfür besondere Abrechnungsstellen hatten gebildet werden müssen, die mehrere Jahre hindurch in Thätigkeit blieben und die Arbeitskraft mehrerer Beamten in Anspruch nahmen. Sie erbat deshalb vom Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee die Ermächtigung, mit dem Vertreter der Französischen Regierung eine Konvention folgenden Inhalts abzuschließen:

„Von dem Tage ab, an welchem der letzte Deutsche Soldat die Französische Grenze überschreitet, hat das Deutsche Reich keinerlei Ansprüche mehr an Frankreich zu erheben.

Frankreich dagegen verpflichtet sich, alle Ansprüche an das Deutsche Reich oder Angehörige des Deutschen Heeres, welche etwa seitens des Französischen Staates oder Französischer Gemeinden, Korporationen oder Privatpersonen von dem bezeichneten Tage ab noch geltend gemacht werden könnten, als ausgeglichen zu betrachten, bezw. für deren Begleichung einzutreten."

Der Oberbefehlshaber erklärte sich mit dem Abschluß dieser Konvention einverstanden. Die Armeeintendantur und der Vertreter der Französischen Regierung einigten sich kurzer Hand über die augenblicklich noch zweifelhaften Forderungen und schlossen im vorbezeichneten Sinne ein Abkommen, das der Oberbefehlshaber der Okkupationsarmee und der Präsident der Französischen Republik bestätigten.

Bald nach Beendigung der Deutschen Okkupation wurden denn auch von Frankreich eine Reihe von Forderungen geltend gemacht. Es genügte aber der Hinweis auf das erwähnte Abkommen zu deren Erledigung und zur Ablehnung aller Ansprüche, die sonst zu jahrelangem und bei dem Charakter der Franzosen vielleicht erbittertem Schriftwechsel geführt hätten.

An dieser Stelle darf auch noch erwähnt werden, daß die Konvention von Ferrières keine Bestimmung darüber enthielt, daß die Zahlungen der Verpflegungsgelder nur in Gold und nur an einem bestimmten Orte, etwa dem Sitze der stellvertretenden Generalintendantur (Nancy), erfolgen dürften. Das Fehlen dieser Bestimmung hat dem Verpflegungsfonds nicht unerhebliche Verluste beigebracht, da Frankreich infolgedessen zum Theil in Papier zahlte.

Die Bestände an Papiergeld wurden bedenklich, als Frankreich sich zu dessen Ausgabe in kleinen Beträgen genöthigt sah. Das ließ eine allmähliche Entwerthung des Papiergeldes um so mehr befürchten, als die Annahme desselben im Verkehr auf Schwierigkeiten stieß. Der stellvertretende Generalintendant entschloß sich daher nach eingehender Berathung mit dem Königlich Preußischen Kriegsministerium und dem Reichskanzleramt, einen Theil der Papiergeldbestände mit Verlust zu verkaufen.

Der Transport der von Frankreich zu zahlenden Verpflegungsgelder von Rouen, Dijon und anderen Orten nach Nancy hat ferner Transportkosten und Verluste zur Folge gehabt. Diese Transporte mußten stets von einem Offizier und einer entsprechenden Anzahl Mannschaften begleitet werden. Die Transportverluste wurden hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß unterwegs eine Achse in Brand gerieth, so daß die Ladungen umgepackt werden mußten, wobei einzelne Kolli verlorengingen.

C. Die durch den Deutsch-Französischen Krieg an die Hand gegebenen Erfahrungen.

I. In persönlicher Beziehung.

1. Die Frage einer zweckmäßigen Ergänzung und Ausbildung des höheren Intendanturpersonals ist in den letzten Dezennien wiederholt erörtert worden.

Die Kommandirung und Versetzung geeigneter Frontoffiziere in den Generalstab und das Kriegsministerium sowie die zeitweilige Zurückversetzung dieser Offiziere in den Frontdienst hat sich anerkanntermaßen vorzüglich be-



währt. Es war daher ein naheliegender Gedanke, auch die Mitgliederstellen bei den Intendanturen und die Verwaltungsstelle im Kriegsministerium mit Frontoffizieren zu besetzen und diese Offiziere wieder zeitweise in den Frontdienst zurücktreten zu lassen.

Der Dienst des Generalstabes und der rein militärischen Abtheilungen des Kriegsministeriums ist indeß dem Frontdienst doch ungleich verwandter als der Intendanturdienst, der zudem nur selten einem Offizier sympathisch ist. Dazu kommt, daß der Intendanturdienst sehr vielseitig ist und recht viele Sonderkenntnisse erfordert, die nur durch fortgesetztes Studium, durch ständige, praktische Verwerthung erworben und befestigt werden können.

Ein Offizier, der auf einige Jahre zur Intendantur versetzt wird, um dann wieder auf mehrere Jahre in die Truppe zurückzutreten, ist nicht im Stande, das untergebene Personal an Intendantur-, Proviantamts-, Garnison-, Verwaltungs- und Lazarethbeamten 2c. heranzubilden, zu überwachen und weiter zu fördern. Der Einfluß solcher in der Intendantur wirkenden Offiziere auf das jetzt so vorzügliche Subalternpersonal würde höchst nachtheilig sein, ja geradezu verhängnißvoll werden können. Denn die Beamten der Lokalbehörden könnten sehr leicht infolge fortgesetzt nicht auf der nöthigen, langjährigen Erfahrung beruhender Revisionen verleitet werden, sich gehen zu lassen und allmählich die Furcht vor Entdeckung einer mit den Vorschriften im Widerspruche stehenden oder gar unehrlichen Geschäftsführung verlieren.

Aber selbst wenn man sich über diese Bedenken hinwegsetzen wollte, so würde doch die Stellung eines Offiziers, der in vorgerücktem Dienstalter, etwa als Oberst, in eine Intendantenstelle einrückte oder in dieser Stellung den vorbezeichneten Dienstgrad erhielte, unhaltbar werden, wenn der Chef des Generalstabes bei demselben Armeekorps jünger wäre.

Der Chef des Generalstabes muß bei der jetzigen Organisation, deren Aenderung wohl kaum als möglich bezeichnet werden kann, den ganzen Dienstbetrieb des Generalkommandos beherrschen und durchdringen. Keine Sektion des letzteren kann ohne sein Mitwissen und seine Zustimmung irgend eine Maßnahme veranlassen. Die einzelnen Sektionen sind also in ihrem Wirkungskreise von dem Chef des Generalstabes abhängig. Dieses Abhängigkeitsverhältniß kann formell gemildert werden.

Ein älterer Oberst aber wird es immer schmerzlich empfinden, wenn bei derselben Behörde ein Major in der ungleich wichtigeren Stellung eines Stabschefs fungirt. Selbst die aus dem Offizierstande in die Beamtenstellung eines Intendanten Uebergetretenen sind vielfach daran gescheitert, daß es ihnen schwer wurde, die richtige Stellung zu dem Chef des Generalstabes zu finden. Viel schwerer muß dies den Intendanten werden, die als solche Offiziere bleiben und einen höheren militärischen Dienstgrad als der Chef des Stabes haben.

Von den Offizieren, welche infolge der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 2. Juli 1868 in Mitgliederstellen verwandt worden sind, haben mehrere



den Intendanturdienst nach dem Kriege wieder verlassen. Die bei der Intendantur Verbliebenen wurden zu Beamten ernannt und haben nicht gerade so Hervorragendes geleistet, daß man daraus hätte Anlaß nehmen können, auch für die Folge den höheren Intendanturdienst ausschließlich den aktiven Offizieren vorzubehalten. Es wurden im Gegentheil nach dem Kriege wieder Referendare, deren Zahl infolge der erwähnten Allerhöchsten Kabinets-Ordre auf einen herabgegangen war, zum Uebertritt in den Intendanturdienst aufgefordert, auch wurden Gerichtsassessoren und -räthe, um nur bald wieder über juristisch vorgebildete Kräfte zu verfügen, in Mitgliederstellen verwendet.

Später ist dann noch jüngeren Offizieren der Intendanturdienst mit der Aussicht eröffnet, nach zweijähriger Vorbereitung und bestandenem Examen zu Assessoren ernannt zu werden. Begründet wurde die abermalige Zulassung dieser Offiziere zum höheren Intendanturdienste dadurch, daß sie die Bedürfnisse der Truppe besser kannten als die juristischen Anwärter. Seitdem diese indeß Reserveoffiziere sein müssen, um zur Intendantur übertreten zu können, dürfte diese Begründung kaum mehr zutreffen, jedenfalls nicht in Bezug auf die Feldverpflegung, denn es ist keine besondere militärische Erziehung zur Erkenntniß der Ernährungsbedürfnisse von Mann und Pferd nöthig.

Die Bedürfnißfrage wird in dieser Beziehung durch einfache reglementarische Vorschriften festgestellt, und es wird jedem Intendanturbeamten, mag er aus dem Offizier- oder Beamtenstande hervorgegangen sein, nur eine gern erfüllte Pflicht sein, wenn er dazu beitragen kann, daß nicht nur die reglementsmäßigen Verpflegungsbedürfnisse, sondern auch die durch die zuständige Kommandobehörde in außergewöhnlichen Verhältnissen bewilligten Verpflegungszulagen den Feldtruppen regelmäßig und rechtzeitig zugeführt werden können.

Die richtigen Mittel und Wege, welche die Erfüllung dieser schweren Pflicht in allen Kriegslagen ermöglichen, zu finden, die zum Ziele führenden Maßnahmen rechtzeitig und entschlossen in die Wege zu leiten, ist sehr schwer. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß sich nicht alle im Deutsch-Französischen Kriege thätigen Intendanturbeamten und -offiziere der ihnen gestellten Aufgabe gewachsen zeigten, und dies um so weniger, als die Verhältnisse, unter denen die Intendantur wirken mußte, wie vorstehend erwähnt, sehr ungünstig waren.

Die höheren Intendanturbeamten waren infolge der Allerhöchsten Kabinets-Ordre vom 2. Juli 1868 in gerechtfertigter Sorge, auf dem Aussterbeetat zu stehen, da fortan nur Offiziere in Mitgliederstellen Verwendung finden sollten; daß hierdurch der Diensteifer nicht gefördert wurde, ist selbstverständlich. Trotzdem haben wohl alle Intendanturbeamten die schmerzlichen Empfindungen, welche die Aussicht auf eine voraussichtlich mindestens verschlechterte Dienstlaufbahn mit sich bringen mußte, zurücktreten lassen und nach bestem Können ihre Schuldigkeit gethan.

Sodann wurden den Ober- und Generalkommandos, wie erwähnt, mit ganz vereinzelten Ausnahmen Armee- und Feldintendanten zugetheilt, die ihnen unbekannt waren, die ihr Vertrauen erst erwerben sollten, und die keine ausreichende Gelegenheit gehabt hatten, den Dienstbetrieb der Kommandobehörde im Frieden kennen zu lernen.

Es waren ferner im Frieden nur die zum großen Theile in Feldintendantenstellen verwendeten Mitglieder mit Feldverpflegungsangelegenheiten beschäftigt worden, welche, als Vorstände der Verpflegungsabtheilung, diese Sachen zu bearbeiten hatten.

Leider gelangten auch die neu im Kriegsministerium bearbeiteten Direktiven für die Feldverpflegung der Armee erst zur Kenntniß der Feldintendanturbeamten, als die Operationen bereits begonnen hatten. Sie mußten sich also im bewegten Feldleben erst mit den Grundsätzen vertraut machen, welche das Kriegsministerium in Bezug auf die Feldverpflegung aufgestellt hatte.

Die militärischen Organisationen, die ihnen in den Vorschriften als unentbehrliche Hülfsmittel der Verpflegung bezeichnet waren (Proviant- und Fuhrparkkolonnen, eiserne Feldbacköfen) wurden so spät zur Feldarmee befördert, daß sie erst, nachdem die Operationen bereits längere Zeit im Gange waren, zur Armee gelangten.

Die Bestimmung der Direktiven, wonach die Feldbäckereien im Bewegungskriege den Etappenintendanten unterstellt und in Intervallen von 75 zu 75 km eingerichtet werden sollten, erwies sich als unausführbar.

Die Etappenintendanturen waren mit alten, von der Beförderung ausgeschlossenen Mitgliedern besetzt, die zum Theile im Laufe des Krieges erst durch brauchbare Beamte ersetzt werden mußten.

Endlich war den Intendanturbeamten im Frieden keine ausreichende Gelegenheit geboten worden, sich mit den Produktions- und Konsumtionsverhältnissen der in Betracht kommenden Landestheile, mit dem Getriebe des Weltgetreidehandels und der Lösung von Feldverpflegungsaufgaben vertraut zu machen oder sich bei Generalstabsreisen zu betheiligen.

Es kam hinzu, daß die Lieferanten, deren Leistungsfähigkeit man überschätzt hatte, von vornherein versagten.

Berücksichtigt man diese überaus erschwerenden Umstände, so muß man die Leistungen der Intendanturen, wie sie im Kriege 1870/71 zu Tage getreten sind, mindestens als befriedigend bezeichnen.

2. Die seit dem Jahre 1861 aus den Civilversorgungsberechtigten übernommenen Anwärter des Magazinpersonals hatten nach mangelhafter Vorbildung im Frieden fast ausschließlich im Büreau gearbeitet, waren also in praktischer Thätigkeit nur schwer zu verwenden.

Die vorher angestellten Proviantamtsbeamten hatten für ihre Friedensthätigkeit eine vorzügliche Ausbildung erhalten und fanden sich, mit einer

guten allgemeinen Bildung ausgestattet, auch leicht in die Verhältnisse der Kriegsverpflegung. Ein großer Theil von ihnen aber mußte wegen vorgerückten Alters oder zur Besetzung wichtiger Friedensstellungen (z. B. in Festungen ꝛc.) in der Garnison zurückbleiben. So war die Zahl der tüchtigen Proviantamts-beamten im Verhältniß zu dem sehr großen Kriegsbedarf überaus gering.

Die für den letzteren mehr erforderlichen Beamten waren für ihren Feldberuf zum weitaus größten Theile gar nicht vorbereitet. Aus dem Civil-verhältniß übernommen, hatten sie vielleicht nicht einmal gesehen, wie Brot gebacken, ein Rind geschlachtet wird. Auch wußten sie weder gutes von schlechtem Natural zu unterscheiden, noch waren sie mit dem äußeren Magazin-wirthschaftsbetriebe bekannt.

Zudem hatten die Feldproviantämter, mit Ausnahme des Feldbackmeisters, weder Unterbeamte noch, abgesehen von den Bäckern, Schlächtern ꝛc., ständige Arbeiter. Die Magazinarbeiter sollten erst an Ort und Stelle angenommen werden, was im feindlichen Lande naturgemäß große Schwierigkeiten bot.

Für die Beurtheilung der Frage: Was haben die Intendanturen und Proviantämter im letzten Kriege geleistet? wäre es wichtig, festzustellen, welche Verpflegungsmittel insgesammt verbraucht, welche durch die Fürsorge der be-zeichneten Behörden während des Krieges den Truppen thatsächlich geliefert worden sind.

Diese Feststellung, die ja ohne zu viele Mühe aus den Rechnungen auf-gestellt werden kann, würde zweifellos den Beweis erbringen, daß die Leistungen der Militärverpflegungsbehörden leider erheblich unterschätzt worden sind.

3. Auf die Ausbildung des Proviantamtspersonals hatte gleichfalls das Lieferantenwesen ebenso nachtheilig eingewirkt, wie auf die der Intendantur-beamten. Wie wenig sich im letzten Kriege die Thätigkeit der Lieferanten bewährt, wie nachtheilig sie sogar gewirkt hat, erhellt am besten aus der Thatsache, daß der Generalstab der Armee nach dem Kriege den Grundsatz aufstellte, daß alles Lieferantengut von der Eisenbahnbeförderung im Bereiche der von den militärischen Eisenbahnbehörden beherrschten Bezirke ausgeschlossen werden müsse.

Mit dieser gerechtfertigten Forderung war der Stab über die Sicher-stellung der Kriegsverpflegung durch Lieferantenverträge gebrochen. Es ist aber doch von Interesse, auch hier nachzuweisen, wie wenig gerechtfertigt es war, der Leistungsfähigkeit der Lieferanten ein so unbedingtes Vertrauen ent-gegen zu bringen und sie für ihre vermeintlichen Leistungen so übermäßig hoch zu bezahlen.

Wie eingangs erwähnt, haben die nach der Mobilmachung von den Intendanturen kontraktlich verpflichteten Lieferanten das Doppelte der vor der Mobilmachung marktgängigen Preise gefordert und bewilligt erhalten. Diese Forderung war nur gerechtfertigt, wenn der Ausbruch eines Krieges naturgemäß eine ganz bedeutende Steigerung der Lebensmittelpreise zur Folge

hätte. Das aber könnte nur der Fall sein, wenn im Kriege ein größerer Bedarf an Verpflegungsmitteln einträte, oder wenn der Vorrath sich wesentlich verringerte.

Der Bedarf wird in der Hauptsache bestimmt durch den Verbrauch, doch kommen auch die dem Verderben anheimfallenden Mengen in Betracht.

Der Verbrauch ist größer bei der siegreichen Armee; er wird bei Brotfrucht, Hafer, trockenen Gemüsen und Fleisch erheblich größer sein als der Verbrauch der Friedensarmee und der im Falle einer Mobilmachung zur Armee eingezogenen Mannschaften und Pferde. Dieser Mehrverbrauch wird indeß im Wesentlichen dadurch ausgeglichen, daß die Angehörigen der zur Armee eingezogenen Mannschaften sehr viel weniger verbrauchen, als sie verbraucht hätten, wenn die männlichen Mitglieder der Familie zu Hause geblieben wären. Dieser Minderverbrauch wird sich selbst bei wohlhabenden, in verstärktem Maße aber bei dürftigen und armen Familien geltend machen. Auch die im Vaterlande zurückbleibenden Pferde werden weniger Hafer verbrauchen, weil zu ihrer Ernährung mehr Futterersatzmittel Verwendung finden. Es kommt ferner in Betracht, daß die Sterblichkeit in der Feldarmee sehr groß und namentlich auch der Abgang an Pferden ungewöhnlich hoch ist.

Der besiegten Armee soviel Nahrungsmittel zuzuführen, daß deren Verbrauch den des Friedens überstiege, wird selten möglich sein. Der Minderverbrauch der Bewohner des besiegten Landes aber ist so enorm, daß dadurch der Mehrverbrauch der siegreichen Armee reichlich ausgeglichen wird. Denn einmal vermindert sich naturgemäß die Kaufkraft des besiegten Landes, dann aber ist es dessen Bewohnern in vielen durch den Krieg herbeigeführten Lagen thatsächlich unmöglich, sich eine auch nur ausreichende Verpflegung zu verschaffen. Was die Bewohner von Paris, Metz, Straßburg, Belfort mehr verbraucht hätten, wenn diese Festungen nicht belagert worden wären, gleicht den etwaigen Mehrverbrauch der Deutschen Armee vollständig aus.

Es kommt aber nicht allein der Minderverbrauch in diesen Festungen in Betracht, alle Bewohner der durch feindliche Operationen in Anspruch genommenen Bezirke, vor Allem aber der Umgegend belagerter oder cernirter Festungen, der Orte, an denen Kämpfe oder gar Entscheidungsschlachten stattfinden, müssen ihren Verbrauch wesentlich einschränken. Dieser Minderverbrauch ist so groß, daß dadurch der Mehrverbrauch, welcher durch Verderben 2c. von Lebensmitteln aller Art herbeigeführt, reichlich ausgeglichen wird.

Die Vorschrift, man solle die eigenen Verpflegungsvorräthe lieber vernichten, als sie dem Feinde in die Hände fallen lassen, zur praktischen Anwendung zu bringen, lag für die Deutsche Armee wohl kaum eine Veranlassung vor. Aber auch die Französische Armee hat, abgesehen von den durch die Kommune veranlaßten Brandstiftungen in den Pariser Greniers

d'abondance 2c., kaum nennenswerthe Verpflegungsvorräthe in der Absicht vernichtet, sie der feindlichen Armee zu entziehen.

Die auf dem Transport während des Krieges verdorbenen Lebensmittelvorräthe sind zu unbedeutend, als daß deren Verlust irgend einen Einfluß auf die Welthandelspreise hätte ausüben können.

Die durch die Rinderpest 2c. zu Grunde gegangenen Heerden, wenn man sie selbst auf mehrere tausend Häupter veranschlagt, können gar nicht in Betracht kommen, wenn man diesen Verlusten die gegenwärtigen Viehstandszahlen Deutschlands mit rund 16 000 000 Rindern, 19 000 000 Schafen und 9 000 000 Schweinen und Frankreichs mit 13 000 000 Rindern, 22 000 000 Schafen und 6 000 000 Schweinen gegenüberstellt.

Aber auch der Vorrath verringert sich infolge der in der Neuzeit geführten Kriege nicht so wesentlich, daß dadurch ein nennenswerther Einfluß auf die Weltgetreidepreise herbeigeführt werden könnte. Jahrelang sich hinziehende Kriege, wie sie früher geführt wurden, konnten in großen Bezirken den gänzlichen Ausfall oder die Vernichtung der Ernte zur Folge haben. Damals wurden, da die Verkehrsverhältnisse nicht gestatteten, mangelhaft versorgte Länder durch Bezüge aus entfernten Gegenden mit Lebensmitteln zu versehen, in den durch den Krieg stark geschädigten Bezirken sehr bedeutende Preissteigerungen herbeigeführt. Die Kriege der Neuzeit werden mit so gewaltigen Massen geführt, sie erfordern so enorme Opfer an Geld und Menschen, daß ein jahrelang andauernder Krieg kaum gedacht werden kann. Infolgedessen werden auch durch den Ausfall oder die Vernichtung der Ernte kaum noch Verluste herbeigeführt, die auf den Weltgetreidepreis einen nennenswerthen Einfluß ausüben könnten.

In den Kulturstaaten sind rund 200 Millionen Hektar mit Getreide bestellt, wovon auf Frankreich etwa 13 Millionen Hektar entfallen. Wollte man selbst annehmen, daß Frankreich den Ertrag von einer Million Hektar durch Vernichtung und mangelhafte oder unterbliebene Bestellung verloren hätte, so macht sich das im Weltgetreidehandel nur mit einem Fehlbetrag von ein halb Procent geltend. Aber diese Annahme ist unzweifelhaft viel zu hoch gegriffen, da Frankreich nur in wenigen, nicht allzu großen Bezirken die Vernichtung oder den Ausfall der Ernte zu beklagen hatte.

Wenn sich hiernach das Verhältniß von Vorrath und Bedarf nicht wesentlich ändert, so ist nicht abzusehen, aus welchen Gründen im Fall eines Krieges eine Steigerung der Lebensmittelpreise eintreten sollte.

Allerdings bemächtigt sich bei Beginn eines Krieges, ja sogar bei drohender Kriegsgefahr die Spekulation der Sache und versucht, Preissteigerungen herbeizuführen. Das ist sogar lächerlicherweise aus Anlaß des Bulgarisch-Serbischen Krieges geschehen, obgleich diese kleine Episode doch unmöglich Preissteigerungen zur Folge haben konnte.

Erheblicher waren naturgemäß die Preissteigerungen, welche aus Anlaß der überraschenden Kriegserklärung Frankreichs an allen Getreidebörsen ein-

traten. Trotzdem weist im Preußischen Staat kein Monat des Jahres einen so hohen Durchschnittspreis des Roggens auf wie der theuerste Monat des Jahres 1869, dessen Ernte sehr gut war. Das Verhältniß ist vielmehr: 1869: 60,7 Thlr. pro Tonne, 1870: 55,3 Thlr. pro Tonne. Auch der Jahresdurchschnittspreis war im Kriegsjahr 1870 geringer als 1869 (51,8 gegen 53,9 Thlr. pro Tonne).

Schon einige Wochen nach der Kriegserklärung konnte man an den entfernt vom Aufmarschbezirk der beiderseitigen Armeen gelegenen Handelsplätzen billiger kaufen als vor der Mobilmachung. Daß die Preise in diesem Aufmarschbezirk selbst augenblicklich eine erhebliche Steigerung erfuhren, ist erklärlich. Wo plötzlich ein unerwartet großer Bedarf eintritt, werden sich die Preise, wie dies schon bei großen Volksfesten zu sehen ist, immer vorübergehend heben. Von einer derartigen Preissteigerung wäre die Militärverwaltung nicht berührt worden, wenn sie dem Versammlungsbezirk aus bereiten Beständen die für die Versammlungsperiode nöthigen Verpflegungsmittel hätte zuführen können. Aber auch die Lieferanten konnten mit Recht nur die an den Orten des Kontraktschlusses maßgebenden Preise und die Transportkosten bis zum Rhein hin fordern. Sie nutzten aber die Gelegenheit aus, forderten und erhielten doppelte Marktpreise und lieferten zum weitaus größten Theil doch nicht rechtzeitig. Dazu konnten sie sich auf die Unmöglichkeit der Eisenbahnbeförderung berufen. Als diese wieder freigegeben wurde, waren die Preise schon wieder erheblich gesunken, sie erhielten aber trotzdem für einen sechswöchentlichen Bedarf die doppelten Marktpreise.

Noch höher steigerten die Lieferanten ihre Forderungen für die im Feindeslande von ihnen verlangten Verpflegungsmittel. Sie hatten diese entweder aus der Heimath mit Hülfe der unter militärischer Verwaltung stehenden Eisenbahnen herangeschafft oder von Französischen Händlern zu sehr geringen Preisen gekauft.

Trotz dieser enorm hohen Vergütung aber waren die gelieferten Verpflegungsmittel nicht durchweg von vorzüglicher Beschaffenheit, sondern günstigstenfalls knapp den kontraktlichen Anforderungen entsprechend, recht oft aber auch so minderwerthig, daß die Abnahme nur von nachlässigen, in vereinzelten Fällen von pflichtvergessenen Beamten erfolgen konnte.

Daß die Lieferanten viel dazu beigetragen haben, die Beamten der Intendantur und der Proviantämter unselbständig zu machen, ist in Vorstehendem erwähnt. Es darf daher als ein Gewinn angesehen werden, daß die Verpflegung der Armee während der Okkupationsperiode und demnächst auch im Frieden während der Herbstübungen unter Ausschluß aller Lieferanten erfolgte. Die betheiligten Beamten sind hierdurch genöthigt worden, sich mit dem feldmäßigen Beschaffungswesen, Backen und Schlachten eingehender als bisher vertraut zu machen.

II. Erfahrungen in Bezug auf die verfügbaren Verpflegungsvorräthe.

1. Die Erfahrungen der Militärverwaltung.

Die Höhe dieser Bestände hing, wie Seite 486 und folgende ausgeführt, im Wesentlichen von wirthschaftlichen Rücksichten ab. Sie war zur Zeit der Mobilmachung 1870 gering und wäre noch unbedeutender gewesen, wenn Frankreich den Krieg einige Monate später erklärt hätte.

Die Unzulänglichkeit der eigenen Vorräthe der Militärverwaltung hatte zum Glück keine unüberwindlichen Verpflegungsschwierigkeiten zur Folge. Der Aufmarschbezirk der Armee war sehr dicht bevölkert und konnte als überreich bezeichnet werden. Der Krieg wurde zudem nach schnell verlaufenden Operationen in recht wohlhabenden Deutschen Bezirken sehr bald in Feindesland hinübergetragen und führte zu entscheidenden Siegen.

Mit so überaus günstigen Verhältnissen darf im Hinblick auf einen zukünftigen Krieg nicht gerechnet werden.

Deutschland wird in diesem Kriege voraussichtlich Armeen aufstellen, die viermal so groß sind wie im Jahre 1870. Für die Verpflegung so großer Truppenmassen, die sich noch dazu vielleicht in dünn bevölkerten, ärmlichen Gegenden versammeln, müssen im Frieden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen werden. Unter diesen ist die dauernde Vorräthighaltung völlig ausreichender Kriegsreserven von hervorragender Bedeutung.

2. Die Landesvorräthe des Aufmarschbezirks.

Die Truppen kommen nach anstrengender Eisenbahnfahrt oder ermüdenden Fußmärschen im Versammlungsbezirk an und haben das so natürliche wie dringende Bedürfniß, gut verpflegt zu werden.

Sofort eine geordnete Magazinverpflegung einzurichten, ist trotz aller im Frieden getroffenen Vorbereitungen sehr schwer. Aber wenn es auch gelingt, mit Hülfe eines ausreichenden Fuhrparks die besten Verpflegungsmittel den Truppen rechtzeitig zuzuführen, so müssen dieselben doch, abgesehen vom Brot, zunächst durch die einzelnen Mannschaften gekocht werden. Das aber ist, namentlich in den ersten Tagen des für den Aufmarsch der Armee bestimmten Zeitraums, nicht so leicht und kann erst im Verlauf des Kriegslebens allmählich erlernt werden. Es ist daher dringend wünschenswerth, die Truppen, wenn auch nur in den ersten Tagen, in den Quartieren verpflegen zu lassen.

III. Erfahrungen in Bezug auf die für die mobile Armee in Aussicht genommenen Verpflegungsmittel.

Die geringe Haltbarkeit des Soldatenbrotes hat sich im letzten Kriege in sehr nachtheiliger Weise geltend gemacht. Das im Rücken der Armee erbackene und durch die Eisenbahn nachgeschickte Brot ist zum größten Theil verschimmelt, ehe es den Kolonnen zum Weitertransport übergeben werden

konnte. Das in Nancy unter Beimischung von Glycerin erbackene Soldatenbrot hat sich anfangs beim Transport widerstandsfähiger gezeigt und war auch wohlschmeckend. Spätere Sendungen verdarben leider, weil der Backmeister, wie eine angestellte Untersuchung ergab, das erforderliche Glycerin zwar verrechnete, aber zum Backen nicht verwendete.

Den Feldbäckereien war es nur in Cernirungsstellungen und in längeren, durch den Krieg herbeigeführten Ruhepausen möglich, den Truppen gutes Brot zu liefern. Im Verlauf der Operationen haben die Truppen im Wesentlichen nur dann Brot gehabt, wenn sie Gelegenheit hatten, dieses in den Marschquartieren selbst zu erbacken. Diese Gelegenheit fehlte natürlich den meisten Truppen an den Tagen, die zum Beziehen sehr enger Quartiere oder Biwaks nöthigten, namentlich aber an allen Schlachttagen, sofern nicht ältere Bestände vorhanden waren.

Das von den Truppen selbst erbackene Brot mußte sehr häufig zu frisch verzehrt werden. Daß dieses keine allzu nachtheiligen Folgen hatte, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die Truppen in Frankreich meist in der Lage waren, das Brot aus einer Mischung von Roggen und Weizenmehl oder ganz aus letzterem herzustellen. Misch- oder Weizenbrot kann ohne Nachtheile für die Gesundheit in kürzerer Zeit nach der Erbackung verzehrt werden als das jetzige Soldatenbrot.

An Fleisch haben die Truppen hauptsächlich nur in der Zeit vorübergehend Mangel gelitten, in der der Viehbestand in der erreichbaren Umgegend cernirter Festungen verbraucht, und es infolge der Rinderpest unmöglich war, lebendes Vieh von rückwärts heranzuschaffen. Leider mußte das Fleisch sehr bald nach der Schlachtung gekocht werden. Daß hierdurch die Genießbarkeit dieses wichtigen Feldverpflegungsmittels beeinträchtigt wurde, ist selbstverständlich. Gesalzenes und geräuchertes Fleisch hat im Wechsel mit frischem Fleisch gute Dienste geleistet. Es sind indeß große Mengen dieser Salz- und Räucherwaaren infolge mangelhafter Bearbeitung verdorben. Sehr erwünschte Aushülfe hat zeitweise bei der Zweiten Armee das in Berlin und Gustavsburg hergestellte Büchsen- und Dauerfleisch geboten.

Frische Gemüse, insbesondere Kartoffeln, haben in der Aufmarschperiode während der Operationen in Gegenden, die nicht allzusehr durch Truppendurchmärsche gelitten hatten, und in Ruhepausen vortreffliche Dienste geleistet. Bei längere Zeit andauernden Cernirungen 2c. ist dieses wichtige, aber schwer zu befördernde Verpflegungsmittel sehr bald nicht mehr zu beschaffen. In solchen Zeiten bieten die trockenen Gemüse, Weizen- und Roggenmehl einen guten Ersatz. Leider waren die von den Lieferanten gelieferten trockenen Gemüse zum Theil von recht mangelhafter Beschaffenheit.

Bei vorübergehenden Verpflegungsschwierigkeiten hat auch die in Berlin hergestellte Erbswurst, von der im Verlauf des Krieges 40 000 000 Portionen

zur Armee befördert wurden, vortreffliche Dienste geleistet. Sie ist leider in vielen Fällen zu oft hintereinander zur Ausgabe gelangt und hat dann, wie nicht anders zu erwarten, den Widerwillen der Truppen ebenso erregt wie das lange Zeit hindurch verabreichte Hammelfleisch, der wochenlang täglich verzehrte Speck.

Der sogenannte Lieferantenkaffee hat im letzten Kriege eine traurige Berühmtheit erlangt. Die zur Vermahlung nöthigen kleinen Kaffeemühlen waren nur in geringer Zahl geliefert worden. An die Stelle der Vermahlung trat daher oft eine recht nothdürftige Zerkleinerung. Infolgedessen hat der Kaffee, namentlich während der Operationen, nicht so gute Dienste geleistet, als mit Rücksicht auf die dafür angelegten Preise (bis zu 2 Thlr. pro Kilogramm) erwartet werden konnte.

Die eiserne Portion des Feldsoldaten hat sich während des Krieges, wie nicht anders zu erwarten, äußerst mangelhaft bewährt. Auch konnten leider die nach der Mobilmachung als Augenblicksschöpfungen ins Leben gerufenen Konservenfabriken weder so viele, noch so vorzügliche eiserne Portionen liefern, als im Interesse der Armee unbedingt nöthig war.

IV. Die Mittel zum Transport der Verpflegungsgegenstände.

Der Mangel eigener Truppenverpflegungsfahrzeuge hat sich in empfindlicher Weise fühlbar gemacht. Die Bestimmung, daß die Truppen den laufenden Verpflegungsbedarf auf Vorspannwagen möglichst von einem Marschquartiere zum andern mitnehmen sollten, erwies sich als unausführbar. Günstiger gestalteten sich erst die Verpflegungsverhältnisse, als bei den Truppen der Zweiten Armee angeordnet war, daß erbeutete oder in Feindesland requirirte Fahrzeuge durch eigene Mannschaften gefahren wurden.

Die Wagen der Proviantkolonnen vereinigten außerordentliche Lenkbarkeit mit verhältnißmäßig sehr großem Unterbringungsraume und haben sich in jeder Beziehung vorzüglich bewährt. Sie waren nach einem Modell hergestellt, das die Feldintendantur des II. Reserve-Armeekorps im Jahre 1866 in Nürnberg hatte erbauen lassen, um für die damals sehr mangelhaften Kolonnenwagen Ersatz zu schaffen. Daß sie ausschließlich zur Beförderung der Verpflegungsbedürfnisse des Mannes, die Fuhrparkkolonnen der Korps dagegen ausschließlich zur Beförderung von Hafer und Heu benutzt werden sollten, ließ sich im Kriege nicht durchführen.

Die für Etappenzwecke nöthigen Fuhrparks sollten ebenso wie die Gespannführer am Etappenhauptorte requirirt werden. Diese Bestimmung hat sich in keiner Weise bewährt: die Gespannführer benutzten jede Gelegenheit zur Flucht, und die namentlich in Feindesland requirirten Fuhrparks verringerten sich von Woche zu Woche zusehends.

Besseres leisteten die ermietheten Fuhrparks; es ist jedoch überaus zweifelhaft, ob sie auch bei rückgängigen Bewegungen ihre Schuldigkeit gethan

hätten. Vermuthlich wäre in diesem Falle wohl Unordnung und Verwirrung entstanden.

In Bezug auf das Eisenbahnwesen sei nur bemerkt, daß der Betrieb auf dem für die Zweite Armee zunächst bestimmten Etappenhauptorte Remilly Erfahrungen an die Hand gegeben hat, deren Verwerthung geboten ist.

Die Ueberfüllung der dortigen sowie der rückwärts gelegenen Bahnhofsanlagen, die unheilvollen Bahnverstopfungen auf der Strecke Remilly—Bingerbrück sind in der Hauptsache auf den Mangel an geeigneten Unterbringungsräumen und ausreichendem Arbeiterpersonal zurückzuführen. In dieser Beziehung muß unbedingt Abhülfe geschaffen werden.

Daß die Wasserwege Frankreichs während des Krieges gar nicht benutzt worden sind, daß für die rechtzeitige Instandhaltung und Wiederherstellung der Landtransportwege, namentlich im Bereiche der Cernirungsarmeen, nicht ausreichend gesorgt worden ist, muß darauf zurückgeführt werden, daß der General-Etappeninspektion keine für diesen Zweck ausgestatteten Behörden beigegeben waren.

V. Die Sicherstellung des Brotbedarfs.

Die Sicherstellung des Brotbedarfs, wie sie nach den Direktiven für die Verpflegung der mobilen Armee geplant war, hat sich in keiner Weise bewährt.

Die für den Versammlungszeitraum am Rhein neu errichteten Bäckereien wurden erst fertig, als die Armee schon den Vormarsch begann. Sie waren zudem in so großem Maßstabe angelegt, daß die Beförderung in die Magazine der einzelnen Armeekorps einen zu großen Aufwand an Zeit und Gespannen in Anspruch nahm.

Die Feldbacköfen ließen sich nicht so schnell herstellen, wie man nach den bezüglichen Vorschriften erwarten konnte; theilweise hieran lag es, daß die Feldbäckereien, welche, der vormarschirenden Armee folgend, errichtet wurden, erst in Betrieb gesetzt werden konnten, als die Armee schon so weit vorgerückt war, daß sich ein regelmäßig gesicherter Nachschub des Brotes als unmöglich erwies. Die Brote verschimmelten während des Transportes zum weitaus größten Theile. Hierzu trug auch der Umstand bei, daß das Brot in zu großen Laiben (3 kg) gebacken wurde. Bei so großen Broten ist das Verhältniß der leichter verderbenden Krume zur Kruste zu ungünstig.

Nur in Cernirungsstellungen und bei länger andauernden Kantonnements waren die Intendanturen nach Ueberwindung der mit der ersten Einrichtung der Feldbäckereien verbundenen Schwierigkeiten im Stande, für eine regelmäßige Brotverpflegung Sorge zu tragen. Erschwerend wirkte hierbei der Umstand, daß nur ein sehr geringer Theil der Proviantamtsbeamten das Brotbacken im Frieden erlernt hatte.

VI. Die Sicherstellung des Fleischbedarfs.

Der dem Feldbäckereiamte beigegebene Oberschlächter sollte mit seinem geringen Personal an Schlächtern das für ein Armeekorps nöthige Vieh, bei fünf Centnern Schlachtgewicht etwa 60 Ochsen täglich, abnehmen und im Bedarfsfalle schlachten lassen. Beim Vormarsche mußte er dafür sorgen, daß der für mehrere Tage berechnete Bedarf an lebendem Vieh nachgetrieben, gefüttert und gewartet wurde, daß die Truppen ihren Tagesbedarf an Vieh in lebenden Häuptern empfingen.

Nach der Dienstordnung für die Feldproviantämter vom 14. Mai 1859 sollten einige zur Armee eingezogene Schlächter, die sich vielleicht nie mit der Wartung, Pflege und Fütterung von Vieh beschäftigt hatten, dafür sorgen, daß größere Rinderheerden während der Märsche, bei fortgesetztem Aufenthalt im Freien, regelmäßig gepflegt und gefüttert wurden. Das waren Aufgaben, deren ordnungsmäßige Erfüllung nicht im Bereiche der Möglichkeit lag. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die nachgetriebenen Rinderheerden während des Transportes erkrankten und schließlich an Rinderpest zu Grunde gingen.



Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstraße 68—71.

Bilden wir unsere Infanterie aus zur Schlachteninfanterie?

Von

Georg Frhr. v. der Goltz,
Oberstleutnant beim Stabe des Infanterieregiments Graf Bose (1. Thüring.) Nr. 31.

I.

Elf Jahre sind dahingegangen, seit einer der ersten, hervorragendsten Generale der Deutschen Armee eine Denkschrift über die Ausbildung unserer Infanterie drucken ließ, welche berechtigtes Aufsehen erregte. Bei dem Freimuth, mit dem unsere Ausbildung von so berufener Stelle aus beurtheilt wurde, erschien die Hoffnung berechtigt, daß eine ernste Prüfung unsrerseits die Folge sein würde, und daß, falls wir der Richtigkeit jener Beurtheilung zustimmen müßten, diejenigen Punkte, welche uns als verbesserungsfähig bezeichnet wurden, im Laufe der Zeit einer wesentlichen Aenderung und Besserung unterzogen würden.

Der General hatte seiner Denkschrift folgenden Gedankengang zu Grunde gelegt:

„Nicht die Ueberzahl der Streiter, auch nicht die Ueberlegenheit der Streitmittel, sondern Politik, Strategie, Geist des Heeres und Ausbildung desselben werden in einem künftigen Europäischen Kriege die ausschlaggebenden Faktoren sein. Politik und Strategie entziehen sich ihrer Natur nach der Besprechung an dieser Stelle. Der Geist unseres Heeres ist ein vortrefflicher. Aber was die Ausbildung anbetrifft, so muß man zugeben, daß die unsrige vielleicht die beste in allen Heeren der Welt ist, daß aber mit dem gleichen Aufwand von Tüchtigkeit, Eifer und Hingebung mehr erreicht werden könnte und müßte, als thatsächlich erreicht wird."

Aus diesem wohlwollenden, die Wahrheit aber nicht scheuenden Urtheil sollten wir entnehmen, daß zwar unser Fleiß ein durchaus lobenswerther, daß aber der Weg, den wir einschlagen, nicht der richtigste sei, insofern mit demselben Fleiß auf anderem, richtigerem Wege bessere Resultate erzielt werden könnten.

Der Maßstab, an welchem die Richtigkeit dieser Behauptung allein geprüft werden kann, ist das für uns verbindliche Reglement. Deckt sich unsere Ausbildung vollständig mit den Forderungen desselben, so daß also eine Verbesserung unseres Ausbildungsganges auf der Grundlage des Reglements ausgeschlossen ist, so hatte der General Unrecht. Erreichen wir aber die Forderungen des Reglements in unserer Friedensausbildung nicht, so muß der erhobene Vorwurf, jetzt, nach elf verflossenen Jahren um so lauter und eindringlicher wiederholt werden, als die allgemeinen Verhältnisse in Bezug auf die Ausbildung unserer Infanterie durch die unterdessen zur Einführung gelangte zweijährige Dienstzeit sowie der neuen Kampfmittel (neue Geschütze, neue Gewehre, Maschinengewehre, Entfernungsmesser 2c.) sich wesentlich schwieriger gestaltet haben und daher eine viel intensivere Arbeit verlangen, als es früher erforderlich war.

Die Denkschrift sagt in Betreff der Ausbildung: dieselbe würde sich in zwei Richtungen zu bethätigen haben: in einer vertieften Ausbildung des einzelnen Soldaten und in der Erweiterung und Verstärkung der Ausbildung für den Massenkampf, die Schlacht.

Beide Forderungen ergänzen sich; den Anforderungen der Schlacht, also den höchsten, die man an eine Truppe stellen kann, wird nur diejenige Truppe genügen, welche in der Ausbildung eines jeden einzelnen Soldaten in Bezug auf die taktischen Bedürfnisse der Schlacht eine vorzügliche ist. Wenden wir diesen Schluß nicht mit Recht auf alle anderen Dienstzweige an? Niemand wird von einer Kompagnie, welche mangelhafte Einzelausbildung gezeigt hat, besondere Exerzirleistungen erwarten, oder von einer Kompagnie, deren Einzelausbildung im Schießdienst bekannt mangelhaft war, besonders gute Schießleistungen, also muß es auch durchaus gerechtfertigt erscheinen, wenn wir eine gute Durchbildung der Truppe für den allerwichtigsten Dienstzweig, den Kampf, das Gefecht, die Schlacht, von einer sorgfältigen Einzelausbildung abhängig machen. Diese wird aber zu einer gebieterischen Forderung, wenn wir noch Folgendes bedenken: ein tüchtiger Hauptmann mit helltönender Kommandostimme vermag immerhin noch eine in der Einzelausbildung vernachlässigte Kompagnie durch die Kraft seiner Persönlichkeit so zusammenzureißen, daß sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Anzahl Exerzirbewegungen zu allgemeiner Zufriedenheit wird vorführen können; ein geübter Offizier wird mit Hülfe von Entfernungsmesser und Fernglas bei schneller und richtiger Beobachtung und Korrektur selbst mit im Schießen mangelhaft vorgebildeten Leuten vermittelst des Streuens noch befriedigende Treffergebnisse erschießen können. Im Gefechte aber, namentlich im Angriffe gegen einen sicher wirkenden Gegner, wird die Führung infolge der großen Verluste namentlich an Führern aller Grade in dem Maße geringer werden, als man sich der Krisis nähert. Aus dem geleiteten Feuer wird ein ungeleitetes, aus dem

geleiteten Gefechte ein mehr und mehr ungeleitetes, und den Muth zum letzten entscheidenden Schritte und Entschlusse werden die Ueberlebenden nicht selten ohne die Führer aus sich selbst heraus gewinnen müssen. Von diesem letzten Entschlusse aber hängt die Entscheidung des Tages ab! Dieser entscheidende Augenblick der Gefechtskrisis läßt den hohen Werth einer vertieften Ausbildung des einzelnen Soldaten für das Gefecht in besonderem Lichte erscheinen und rechtfertigt die Worte der Denkschrift: „Ich behaupte, daß diejenige Armee, welche in der Ausbildung des Soldaten am weitesten gelangt, sich einen mächtigen Faktor des Sieges gesichert haben wird."

Dieser Gedanke ist so klar und überzeugend und seit Friedrich Wilhelm I. Grundgedanke der Ausbildung der Preußischen Armee, daß wohl Niemand sich gegen denselben auflehnen kann. Wie ist es zu erklären, daß er in unserer Friedensausbildung für manche wichtigste Theile immer noch nicht in dem Maße gewürdigt wird, wie er es seiner Bedeutung nach verdient? Und daß dies nicht geschieht, unterliegt wohl kaum einem Zweifel. Wo wird — seltene Ausnahmen abgerechnet — in der Armee einer gründlichen Ausbildung des Zuges in der zerstreuten Ordnung durch eine sorgfältige Ausbildung in der Gruppe und Rotte vorgearbeitet und diese besichtigt? Auf das Besichtigen müssen wir einen besonderen Werth legen, denn nur dieses sichert einen rationellen, gründlichen Betrieb. Wir müssen hier vergleichsweise auf das Exerziren zurückgreifen. Wie oft läßt sich der Hauptmann und Leutnant die Griffe von jedem einzelnen Mann zeigen, bevor sie dem Major und zuletzt dem Oberst vorgestellt werden; als gut werden sie mit Recht erst dann bezeichnet, wenn auch nicht der kleinste Fehler sichtbar wird. Ebenso wird bei der Ausbildung zum Schießen, beim Anschlag verfahren. Dem wichtigsten Dienstzweig, dem Gefechtsdienst, dagegen wird gleiche Sorgfalt von Seiten der Vorgesetzten nur selten zugewendet. Die Folge davon ist, daß sogar die Führer selbst, vor Allem die Zug- und Gruppenführer, oft nicht einmal die Kommandosprache vollkommen beherrschen. So etwas kommt beim Schulexerziren niemals vor. Jeder kennt die Kommandos für Griffe und Wendungen im Schlaf; aber ein Kommando zur Abgabe des Feuers bedarf nicht selten zuvor einer zeitraubenden Ueberlegung. Der Auftrag an einen Unteroffizier, mit seiner Abtheilung eine Gruppe Freiübungen vorzuführen, wird überall erfüllt werden; dagegen wird der Auftrag, mit seiner Gruppe die Feuer- und Anschlagsarten mit wechselnden Visiren und in verschiedenen Körperlagen zu kommandiren, nicht selten den Betreffenden in große Verlegenheit bringen. Geübt hat er sie gelegentlich wohl alle, aber niemals so gedrillt, wie man Griffe oder Freiübungen drillt, so daß er sie ohne weitere Ueberlegung dem Vorgesetzten glatt vorführen kann.

Gerade diese Uebungen aber, die ihre praktische Verwendung im feindlichen Feuer in entscheidendster Stunde finden sollen, bedürfen des Drills in ganz



besonderer Weise. In diesen furchtbaren Augenblicken, wenn die geistige Thätigkeit durch die Gefahren des feindlichen Feuers stark beschränkt ist, führt Jeder unbewußt nur das aus, was ihm infolge gründlichster Ausbildung und fortgesetzten Drilles fest in Fleisch und Blut sitzt. Wenn die Gefechtsausbildung also nicht so eingedrillt ist, daß sie auch in der Stunde der Entscheidung von unseren Leuten ohne Ueberlegung richtig befolgt wird, so wird sie naturgemäß versagen, und unsere Offiziere und Unteroffiziere werden in der löblichen Absicht, sich die Leitung so lange als irgend möglich nicht entreißen zu lassen, nur nutzlose Opfer dieser Absicht sein, ohne das im Frieden Versäumte mit ihrem Blute wieder einbringen zu können. Diese Gefahr ist nicht zu unterschätzen; das Reglement weist an verschiedenen Stellen darauf hin: „die Leitung muß so lange als möglich aufrecht erhalten werden", I, 133; „eine wesentliche Aufgabe der Friedensausbildung ist es, den moralischen Werth der Truppe zu steigern durch Erhaltung der Straffheit", II, 3; „die Eindrücke des Gefechts werden am sichersten überwunden durch eine Ausbildung, die folgerichtig vom Kleinen zum Großen fortschreitet", II, 5. Ferner I, 120, 121, welche den Ausbildungsgang näher bezeichnen. Vor Allem aber sagt II, 117 mit gesperrter Schrift: „Mit Strenge ist darauf zu achten, daß die Straffheit, wie sie der Exerzirplatz erzieht, soweit die äußeren Umstände es gestatten (also so lange als irgend möglich!), auch auf die Uebungen im Gelände wie auf das Schlachtfeld übertragen wird." In diesem Satze kann doch unmöglich nur die Exerzirstraffheit der Griffe und Wendungen gemeint sein, da diese im Gefecht, welches bekanntlich (II, 13) „durch die Feuerwirkung entschieden wird", kaum zur Geltung kommen wird, oder die Exerzirstraffheit der geschlossenen Formen, da doch „der Schützenschwarm die Hauptkampfform der Infanterie ist". Vielmehr ist die Straffheit der Gefechtsformen gemeint, welche auf dem Exerzirplatz anzuerziehen, im Gelände zu üben ist und auf dem Schlachtfeld sich bewähren soll.

Gerade in der Bedeutung, welche das Reglement 88 gegenüber den früheren Reglements auf die Ausbildung im Gefechtsdienst, auf den Gefechtsaufbau legt, liegt der besondere Werth unserer jetzigen Vorschriften. Wir erhielten das Reglement seinerzeit in erster Linie, weil das alte den Bedürfnissen des modernen Gefechts nicht mehr entsprach. Die augenblicklich in allen Armeen benutzten schnellfeuernden Präzisionswaffen verlangen eben eine durchaus andere Vorbildung für den Kampf, als es früher zur Zeit der Zündnadel und des Bajonetts nothwendig war.

Daher fordert schon der erste Satz der Allerhöchsten Einleitungsverfügung die Aufrechterhaltung der althergebrachten Zucht und Ordnung und die Ausbildung für die Bedürfnisse des heutigen Gefechts.

Es soll also trotz der bedeutend erweiterten Ausbildung für das Gefecht die althergebrachte Zucht und Ordnung nicht fallen gelassen oder gelockert

werden; es soll vielmehr auch die Gefechtsausbildung mit der bewährten Zucht und Ordnung betrieben werden, welche uns bei der Exerzirschule geläufig ist und dort so herrliche Früchte gezeitigt hat.

Diese mit höchstem Recht geforderte Aufrechterhaltung der Zucht und Ordnung ist aber nur auf praktischem Wege zu erreichen. Die Truppe muß Mittel besitzen, durch deren exakt geforderte Ausführung sie die praktische Disziplin üben kann. Das einzige Mittel, welches wir früher besaßen, war das Exerziren, das Drillen der Griffe, des Parademarsches und dergleichen.

Durch das Hinzutreten der Gefechtsausbildung sind die Mittel der praktischen Disziplin außerordentlich vermehrt worden. Zu diesen gehören: das schnelle Laden in allen Körperlagen, das sichere Einstellen hoher Visire, das Niederknieen, das Hinlegen, das sprungweise Vorgehen, die Feuerdisziplin und viele andere.

An hinreichenden Mitteln, die althergebrachte Zucht und Ordnung auch auf die Gefechtsausbildung und somit auch auf das Gefechtsfeld zu übertragen, fehlt es also nicht. Die Disziplin der geschlossenen Ordnung erreicht man durch Griffe und Exerzirdrill, die Disziplin des Gefechts durch das Drillen der Gefechtsschule.

Da auf dem Gefechtsfelde die geschlossene Ordnung annähernd ausgeschlossen, die zerstreute Ordnung hingegen die Regel ist, so ergiebt es sich von selbst, daß die Drillübungen, welche sich auf die Thätigkeit des Schützen im Gefecht beziehen, um so mehr die werthvolleren sind, als wir die durch deren Uebung erzielte Zucht und Ordnung als Gefechts- und Feuerdisziplin direkt verwenden können, während hier die Disziplin der guten Griffe und eleganten Parademärsche nur indirekt wirken kann.

Daß dieser an sich so klare Gedanke in der Armee noch nicht überall die richtige Würdigung gefunden hat, indem vielfach immer noch der größere Werth auf die Exerzirdisziplin, der kleinere auf die Gefechtsdisziplin gelegt wird, findet seine Begründung darin, daß das Reglement für die geschlossene Ordnung bis in das kleinste Detail hinein sorgfältigste Vorschriften giebt, während gleich sorgfältige Ausführungsanweisungen für das Detail der zerstreuten Ordnung in derselben klaren Zusammenstellung allerdings nicht vorhanden sind.

Aber, wenn auch nicht zu sofortiger Verwendung zusammengestellt, giebt uns das Reglement doch alle Angaben, deren wir zur Gefechtsausbildung und zum Gefechtsexerzirdrill bedürfen.

Wer sich aber die Mühe nicht machen will, dem Geiste des Reglements entsprechend sich diese Angaben zu einem Lehrgang zusammenzustellen, sondern sich begnügt, zur Erreichung der althergebrachten Zucht und Ordnung wie vor 40 Jahren sich nur des Exerzirdrills zu bedienen, der möge sich sagen, daß er der Allerhöchsten Forderung, diese althergebrachte Zucht und Ordnung auch

auf die Bedürfnisse des Gefechts zu übertragen, nicht nachgekommen ist, daß er die Forderung II, 117 des E. R.: „daß die Straffheit, wie sie der Exerzirplatz erzieht, soweit die äußeren Umstände es gestatten, auch auf die Uebungen im Gelände wie auf das Schlachtfeld zu übertragen ist“, nicht erfüllt hat.

Was die zweite Forderung des Generals, daß wir als Hauptziel unserer Friedensausbildung mehr als üblich den Massenkampf, die Schlacht, im Auge behalten sollen, anbetrifft, so erscheint dieselbe eigentlich selbstverständlich.

Es kann als feststehend angenommen werden, daß der nächste Europäische Krieg um unsere Existenz geführt werden wird. Das Deutsche Vaterland wird seine Ehre und seine Hoffnungen vertrauensvoll in die Hände der Armee legen, in der sicheren Ueberzeugung, daß es dieser gelingen wird, den Gegner niederzuwerfen. Dieses Ziel ist aber nur durch die Schlacht zu erreichen. Die Schlacht ist daher die wichtigste Kriegshandlung; sie allein entscheidet über den Ausgang des Krieges, über das Schicksal des Vaterlandes.

Da man mit Millionenheeren keine Bewegungen ausführen kann, die dem sorgsamen Auge des Gegners entzogen werden können, so werden die großen Entscheidungsschlachten meistens auf großen Fronten ausgekämpft werden. Auch gegen die Angriffe auf die Flanken wird der Gegner neue Fronten rechtzeitig zu entwickeln in der Lage sein. Entsprechend unserer bewährten Tradition müssen wir bestrebt sein, die Vorhand der Bewegungen uns auch im Kampfe zu sichern, und im Angriff das Heil erblicken. Wehe uns, wenn der Gedanke, lieber Amboß als Hammer zu sein, in entscheidender Stunde unsere Energie lähmen würde! Ein Volk, das die Freude am Vorwärtsstürmen verloren hat, bewegt sich schon auf schiefer Ebene abwärts.

Die Schlacht hat stets nur den einen großen Zweck: die Niederwerfung des Gegners; ein Detachementsgefecht dagegen hat meistens nur eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, die sich freilich oft nur durch Niederwerfung des Gegners wird erfüllen lassen. Dieser besondere Zweck bestimmt daher auch, ob das Gefecht angriffsweise oder vertheidigungsweise durchzuführen ist. Solche Detachementsgefechte aber sind im Vergleich zu den Entscheidungsschlachten nur untergeordneter Natur.

Bei der so hohen Bedeutung der Massenangriffsschlacht hat die Armee ein Recht, zu fordern, daß unsere Infanterie, die durch Artillerie unterstützte Sturmtruppe, für diesen Kampfesakt die denkbar sorgfältigste Ausbildung erfährt, damit der Erfolg, soweit menschliche Voraussicht vorarbeitend in Rechnung zu ziehen ist, nach Möglichkeit gesichert ist.

Wie unendlich schwer und blutig sind die Aufgaben, welche an die Truppe im Laufe einer Schlacht herantreten können. Welch eiserne Gefechtsdisziplin muß schon in der Defensive die Besatzung an ihren Platz fesseln, wenn der Gegner die Masse seiner Geschosse in diese Hölle hineinschüttet, in der die Todten und Verwundeten zwischen den Kämpfenden die Räume füllen.

Aber noch bedeutungsvoller und blutiger ist die Thätigkeit des Angreifers, für ihn gilt es, auf dem ihm zugetheilten engbegrenzten Raum den in sicherer und vorbereiteter Stellung verdeckt liegenden Gegner anzugreifen und zu schlagen.

Das ist eine gewaltige und schwere Aufgabe! Und doch muß sie gelöst werden! Wir müssen den Gegner schlagen, also müssen wir angreifen! Wir können nicht von ihm verlangen, daß er sich so aufstellt, daß das Vorgelände uns diese Aufgabe erleichtert, und alle unsere guten Vorsätze, das geeignetste Gelände für diesen blutigsten aller Kampfakte uns auszuwählen, scheitern im gegebenen Falle an der Wahl der feindlichen Stellung. Gewiß wird unsere Armeeleitung bestrebt sein, unsere Flügelkorps so zu dirigiren, daß sie die Flanke des Gegners umfassen. Wenn aber die allgemeine Angriffsschlacht entbrannt ist, entbindet obige Maßregel keinen der Truppentheile in der Front von der Aufgabe, sich mit größter Energie auf den ihm gegenüberstehenden Gegner zu werfen. Und hat ein Armeekorps das Unglück, eine Ebene wie bei St. Privat zwischen sich und dem Feinde zu finden, so mag es mit der Artillerievorbereitung noch so vorsichtig zu Werke gehen, endlich wird doch die Infanterie zum Angriff schreiten und unter großen Verlusten versuchen müssen, den Gegner durch ihr Feuer wenigstens in seiner Stellung so zu fesseln, daß er von seinen Reserven nichts an die bedrohten Punkte des Nebenkorps abgeben kann.

Wer die vernichtende Wirkung unserer modernen Waffen wirklich kennt, wer sich klar macht, wie dicht das Gelände des Vertheidigers mit Geschützen und Gewehren gespickt sein kann, der wird zugeben, daß eine Truppe, die einmal einen solchen Angriff mit Erfolg durchgefochten hat, diesen Tag noch nach hundert Jahren als einen ihrer Hauptehrentage zu feiern berechtigt ist.

Wir werden den gewaltigen Ansprüchen, welche der Schlachttag an die Disziplin, die Gefechtsausbildung und den Waffengebrauch der Truppe stellt, nur annähernd genügen können, wenn wir die kurze Dienstzeit der Infanterie für diesen hohen Zweck voll ausnutzen. Die Anforderungen der Schlacht sind allen anderen Anforderungen so unendlich überlegen, daß diese letzteren nur in zweiter Linie der Berücksichtigung werth sind. Eine Truppe, die den Anforderungen der Schlacht genügt, wird auch den kleineren Aufgaben des Krieges gewachsen sein. Nicht aber umgekehrt! Daher muß es unsere vornehmste Aufgabe sein, unsere Infanterie zur Schlachteninfanterie zu erziehen, damit sie in dieser für das Vaterland entscheidendsten Stunde nicht wegen Mangel an Vorbereitung in der Ausbildung versagt.

Nur eine Infanterie, die, folgerichtig vom Kleinen zum Großen fortschreitend, einen rationellen Ausbildungsgang für die Schlacht durchgemacht hat, darf mit Aussicht auf Erfolg auf modernem Schlachtfelde zum Sturm schreiten, um den blutigen Lorbeer des Sieges zu erringen.

Und siegen müssen wir! — sonst ist unsere ganze Friedensarbeit vergeblich gewesen!! —

II.

Prüfen wir nun, ob unsere Infanterieausbildung sich thatsächlich mit den Forderungen des Reglements vollkommen deckt und ob wir das in den Allerhöchsten Vorschriften gesteckte Ziel auch vollkommen mit unserer Ausbildung erreichen. II, 125 sagt: „Die Ausbildung unserer Infanterie ist nach richtigen Gesichtspunkten erfolgt, 1. wenn sie das kann, was der Krieg erfordert, und 2. wenn sie auf dem Gefechtsfelde nichts von dem wieder abzustreifen hat, was sie auf dem Exerzirplatz erlernte."

Wir müssen uns also klar machen, was der Krieg von unserer Infanterie fordert, um alsdann prüfen zu können, ob wir diesen Forderungen genügen und ob alles das, was wir auf dem Exerzirplatz erlernten, auf das Gefechtsfeld übertragen werden kann oder theilweise abgestreift werden muß.

Eine erschöpfende Aufzählung alles dessen, was der Krieg von dem Infanteristen fordern kann, würde zu weit führen und der Klarheit unserer Untersuchung Eintrag thun. Es genügt, als Hauptforderungen hervorzuheben: eine tadellose Disziplin, gute Marschleistungen, Kenntniß des Sicherheitsdienstes auf dem Marsche und in der Ruhe, und vor Allem Gefechts- und Feuerdisziplin, das Ergebniß einer sorgfältigen Ausbildung in den Gefechtsformen und im Waffengebrauche.

Wir wollen an dieser Stelle es unterlassen, allen diesen Punkten unsere Aufmerksamkeit zu schenken, sondern hier nur dem letzten Punkte, dem Gefechtsdienste, näher treten. Hier werden viele Wege eingeschlagen, die aber nicht alle nach Rom führen! Ein Jeder aber, der sich mit der Ausbildung der Truppe befassen muß, weiß, wie entsagungsreich es ist, gerade bei Ausbildung seiner Leute für das Gefecht seine Ueberzeugung einem althergebrachten Unterlassungsusus oder höheren Ansichten unterordnen zu müssen, deren Erfahrungen oft aus einer Zeit stammen, welche von der heutigen grundverschieden ist.

Dem „Althergebrachten", dem wir mit Recht Achtung zollen dürfen da, wo es noch den heutigen Verhältnissen entspricht, wird nicht selten auch dort gehuldigt, wo es störend und hemmend wirkt, und die hierdurch verbrauchte kostbare Zeit wird den wichtigen Aufgaben entzogen, welche der Jetztzeit entsprechen.

Nur um ein Beispiel anzuführen: Welchen großen Werth legen wir auf die Einzelbesichtigung in der Exerzirschule und welchen geringen Werth auf die weit wichtigere Einzelbesichtigung der Gefechtsschule? Der Hauptmann, welcher uns gute Griffe und wohl eingedrillte Marschbewegungen zeigt, ist einer guten Beurtheilung sicher, auch wenn es ihm nicht möglich ist, auf 800 m gegen ein kriegsmäßiges Ziel mit seiner Kompagnie auch nur Durchschnittsresultate zu erschießen. Die Kompagnie, welche gelegentlich einer Ehrenbezeugung die Beine — im krassesten Gegensatz zu den Forderungen des Exerzir-Reglements I, 4 — am höchsten wirft, gilt als besonders gut durch-

gebildet, auch wenn sie gleich darauf bei einem Marsche von drei Meilen 30 Mann als schlapp im Chausseegraben liegen läßt.

Daß ein Hauptmann seine Kompagnieschule gut eindrillt, ist selbstverständlich. Entscheidend für seine Beurtheilung sollte sein Verhalten bei Führung der Kompagnie im Gefecht und zwar im Feuergefecht sein. Kann er seine Kompagnie hier nicht so leiten, daß ihr Feuer in richtiger Weise schnell und sicher das befohlene Ziel erreicht, so füllt er seinen Posten nicht nur nicht aus, sondern er wirkt schädlich. Im Duell siegt der Eine, und der Andere wird zu Boden geschossen. Tritt der Hauptmann mit seiner Kompagnie in ein solches Duell ein und siegt nicht, so wird nicht nur er, sondern seine Kompagnie mit ihm zu Boden geschossen, und das ist das Ernsthafte an der Sache.

Oder, fragen wir weiter, wie steht es mit unseren Friedensgefechtsbildern? Sind sie so beschaffen, daß wir aus ihnen die praktischen Lehren ziehen können, deren wir im Ernstkampfe bedürfen? Von den Exerzirplatzbildern will ich absehen, da man hier vielleicht nur Formen lehren will, auch dann, wenn der Exerzirplatz stillschweigend — entgegen II, 8 des E. R. — als Gelände angesehen werden soll. Auch unsere sämmtlichen Felddienstübungen und Manöver wollen wir bei Seite lassen. Sie üben den Führer im Fassen schneller und der jeweiligen Lage angemessener Entschlüsse und in Anfertigung klarer Befehle. Als Vorübung für die Schlacht können sie nicht dienen, da sie nur den kleinen Krieg lehren, wie er nach Niederwerfung der feindlichen Hauptarmee oder auf Etappenstraßen oder gegen minderwerthige Gegner in die Erscheinung treten kann. Vielmehr von den Gefechten wollen wir reden, wie sie auf den großen Uebungsplätzen, gelegentlich der Regiments- und Brigadeübungen als Vorübung für die Schlacht gelehrt und gezeigt werden. Darüber kann doch kein Zweifel herrschen, daß wir die Thätigkeit, in welcher sich das Wohl und Wehe des Vaterlandes entscheiden wird, unser Verhalten namentlich in der Angriffsschlacht, irgendwo üben müssen. Das Reglement befiehlt ja ausdrücklich, daß wir die Straffheit des Exerzirplatzes auf das Schlachtfeld übertragen sollen (II, 117), und beurtheilt unsere ganze Friedensausbildung danach, ob wir auf dem Gefechtsfeld das beibehalten können, was wir auf dem Exerzirplatz erlernten (II, 125). Will man aber mit dem Regiment oder mit der Brigade die Thätigkeit der Truppe in der Schlacht üben, so kann man naturgemäß nur einen Abschnitt des Kampfes unter Anlehnung an andere Truppen und unter unbedingter Annahme unserer Artilleriestellung und -wirkung zur Anschauung bringen. Wie oft aber werden diese Regiments- und Brigadeübungen ebenfalls nach dem Muster des Detachementskrieges behandelt. Die übende Truppe erscheint als Seitendetachement oder dergleichen, sucht die Flanke des Gegners zu umfassen, was sich in der Schlacht wohl kaum ein ebenbürtiger Gegner gefallen lassen wird, und aus dem Ueben eines Schlachtkampfes entsteht eine Felddienstübung auf freier Ebene! Und

warum geschieht so etwas? Weil es am Besichtigungstage auch nicht anders gemacht und gefordert wird!

Das Angriffsgefecht des Exerzirplatzes giebt nicht selten zu folgenden Bemerkungen Veranlassung:

Das Herankommen bis zur Aufnahme des Feuergefechts, also das Ueberschreiten ungefähr des Raumes von 2000 bis 1000 m vor der feindlichen Stellung wird im Frieden gewöhnlich so ausgeführt, daß einer langen, in ununterbrochener Bewegung befindlichen Schützenlinie die Unterstützungstrupps im Schritt und diesen größere Abtheilungen in Linie oder Kolonnen mit kürzesten Tiefenabständen folgen. Im Kriege aber, wo der Gegner mit seinen Waffen diese Räume unter vernichtendes Feuer nehmen wird, ist ein solches Vorgehen undenkbar. Hier müssen also die Bestimmungen des E. R. II, 40 in Kraft treten: „Die Bewegungen einer Schützenlinie geschehen — wenn es sich darum handelt, durch vom Feuer bestrichene Räume zu schreiten — im Marsch! Marsch!“ und II, 75: „Vor Eintritt in die Entscheidung sind geschlossene Abtheilungen dem Feuer möglichst zu entziehen.“ Nur in Sprüngen können also die Schützen bis an diejenigen Entfernungen gelangen, von welchen aus sie mit Aussicht auf Erfolg den Feuerkampf aufnehmen können, und die Unterstützungen sind zurückzuhalten oder ebenfalls als springende Schützenlinien im Bedarfsfalle nachzuführen.

Die zweite Aufgabe des Angriffs, das Vortreiben der Feuerlinie bis auf die nahen Entfernungen ist nur infolge guter Treffergebnisse des Feuergefechts zu erfüllen. Im Frieden geschieht das recht schnell und schablonenhaft. Das Kommando: Sprung! — Auf! Marsch! Marsch! genügt. Die feindliche Feuerwirkung wird vor jedem Sprunge sehr bequem als geschwächt angesehen. So wird der Hauptwerth hier nicht auf den richtig und sachgemäß durchgeführten Feuerkampf, richtiges Visir, richtiges Anhalten, Feuervertheilen 2c. gelegt, sondern allein auf das wechselseitige Vorspringen. Am deutlichsten zeigt sich das Verkennen dessen, worauf es in diesem Abschnitt des Kampfes ankommt, in der vielfach noch üblichen Maßnahme, die liegende Schützenlinie von hinten durch eine zur Unterstützung sich einschiebende Abtheilung vortreiben zu lassen. Die Unterstützung soll doch eine Feuerunterstützung sein, weil es der liegenden Schützenlinie allein nicht gelungen ist, das feindliche Feuer so weit zu dämpfen, daß sie einen Sprung nach vorwärts ausführen kann. Nun naht diese Feuerunterstützung; der Gegner schleudert ihr, die große, aufrecht laufende Ziele zeigt, seine Geschosse sicher mit gutem Erfolg entgegen, und diesen kritischen Augenblick des wirksamen feindlichen Feuers benutzen die liegenden Schützen, um vereint mit den anderen noch einige Minuten sich dem Feinde als große Ziele zu stellen, anstatt sein Feuer zuvor niederzukämpfen. Unserer Ansicht nach wird sich dieses Verfahren im Ernstfalle nicht oder nur mit größten Verlusten ausführen lassen; es kann aber

auch zu empfindlichen Rückschlägen führen; es gehört also zu dem, was auf dem Gefechtsfelde abgestreift werden muß, und entspricht daher nicht den Grundsätzen, die das Reglement als richtig bezeichnet.

Schon diese kurzen Andeutungen zeigen, daß unser Ausbildungsweg, wenn er sich mit den Forderungen des Reglements in Einklang setzen will, in der That verbesserungsfähig ist. Es soll in Folgendem versucht werden, hierfür praktische Winke zu geben. Der Anspruch, mehr zu bieten, als Gesichtspunkte, wird nicht erhoben. Das Nähere findet sich in den Allerhöchsten Vorschriften unseres Reglements.

III.

Die Felddienst-Ordnung beginnt mit den Worten: „Die Ansprüche, die der Krieg an die Truppe stellt, sind maßgebend für ihre Ausbildung im Frieden.“ (F. O. 1.)

Als Aufgaben für die Soldaten wird dann hingestellt: das Marschiren und der Waffengebrauch. (F. O. 2.) Nutzbar gemacht werden diese Leistungen durch die Mannszucht, welche die Vorbedingung eines jeden Erfolges bildet. (F. O. 3.)

Unser Ziel, welches wir bei Ausbildung der Truppe zu erreichen haben, ist: „Die Truppe soll den Ansprüchen genügen, welche der Krieg an sie stellt.“ Als wichtigste Anforderung, welche der Krieg stellt, bezeichnet das E. R. 1 (Einleitung) die „strengste Disziplin und Ordnung bei höchster Anspannung aller Kräfte“.

Das Wort „Disziplin“ hat hier einen weiten, großen Begriff und umfaßt die ganze Erziehung des Mannes zum Soldaten. Diese Erziehung ist erreicht, wenn der Soldat fähig ist, in allen Lagen, in welche der Krieg ihn bringen kann, mit Ruhe und Ueberlegung vorschriftsmäßig seine Waffe zu gebrauchen.

Die Disziplin ist also abhängig von den Ansprüchen des Krieges.

Vor 120 Jahren genügte eine Disziplin, welche eine in geschlossener Linie vorgehende Truppe befähigte, trotz großer Verluste glatte Salven gegen den Feind zu schießen. Mit Hülfe harter Strafen war dieses Ziel damals zu erreichen. Während aber die harten Strafen jener Zeit beseitigt sind, haben sich die Anforderungen des Krieges an die Truppe unendlich gesteigert.

Jetzt soll die Truppe, die auf vielleicht mehrere Kilometer Entfernung von einem nicht sichtbaren Gegner beschossen wird, sich ordnungsmäßig zum Kampfe entwickeln; die Schützenlinie soll, ohne zu feuern und die großen Verluste nicht achtend, möglichst bis auf nahe Entfernung an die Stellung des Gegners vorgehen und hier unter den schwersten Opfern durch ruhiges, wohlgezieltes Feuer die Feuerüberlegenheit über die kaum sichtbaren Ziele des



Feindes gewinnen, um alsdann vielleicht aus eigenem Antriebe, nach Verlust aller Führer, sich auf den wankenden Gegner zu stürzen. Wahrlich, das sind gewaltige Aufgaben, welche an den Soldaten herantreten werden, und die Disziplin, welche ihn befähigt, diesen Anforderungen zu genügen, ist nur zu erreichen, wenn man jeden einzelnen Mann zum Soldaten erzieht.

Unübertrefflich schön und auch noch heute zutreffend sind die herrlichen Worte, welche der Prinz Friedrich Karl bereits im Jahre 1860 niederschrieb, um seine Ansicht zu beweisen, „daß die wichtigste Bedingung für den Sieg die Erziehung des Soldaten sei".

Der Prinz sagt: „Der Mensch besteht aus Verstand, Seele und Körper. Verstand sind die geistigen Fähigkeiten, Seele alle moralischen Kräfte. Durch Verstand und Seele sind wir Herren des Körpers, selbst dann noch, wenn dieser gern versagen möchte. Im Gefechte sind alle drei, der ganze Mensch, in Thätigkeit; je höher hinauf in den Rangstufen einer Armee, desto mehr der Verstand, desto weniger der Körper, je weiter hinunter, desto mehr der Körper, desto weniger der Verstand. Aber die seelischen Regungen sind durch alle Chargen, einige seltene Naturen ausgenommen, in allergrößter Bewegung. Diese Regungen der Seele sind das Geheimniß, das Gott in die Menschenbrust gelegt hat. In ihnen liegt der Ursprung alles Großen und Edlen, aber auch der Keim alles Schlechten und Gemeinen. Hier wurzelt das religiöse Gefühl, das man Herz nennt, — Muth, Tapferkeit, Liebe für König und Vaterland (Patriotismus), Anhänglichkeit an die Vorgesetzten, an die Kameraden, an den Truppentheil, Treue, Hingebung, Begeisterung, Willen und Willenskraft, Ehrgefühl und Drang nach Auszeichnung; aber auch das Gegentheil von alledem: Furcht, Grauen, Entsetzen und jede schlechte Leidenschaft. In der Seele also liegen Eigenschaften, durch welche man Schlachten gewinnen oder verlieren macht."

Möge dies genügen, um zu zeigen, daß es sich lohnen dürfte, schon im Frieden bei der Erziehung des Soldaten die Seelenkräfte in einer unserem Stande nützlichen Weise zu fördern und es nicht dem Zufall zu überlassen, welche Bahn sie einschlagen.

Verstand, Seele und Körper sind die Theile, aus denen der Soldat besteht. Beschränken wir uns auf die Ausbildung eines dieser Theile, z. B. des Körpers, so mögen unsere Resultate für den Frieden noch so in die Augen springend sein, — für den Krieg sind sie nicht ausreichend, weil sie einseitig sind, und weil im Kampfe der volle kriegerische Manneswerth verlangt wird. Richten wir mit Eifer und Erfolg unsere Thätigkeit nicht auf die Ausbildung des Körpers allein, sondern auch auf die des Verstandes, so werden wir schon weiter kommen; aber der volle kriegerische Manneswerth wird erst dann erreicht, wenn auch die Seelenkräfte ausgebildet werden.

„Hier ist ein Feld" — sagt der Prinz weiter — „wo der Thätigkeit der Kompagnie- und Eskadrons-Offiziere ein weiter Spielraum und lohnende Arbeit vollauf eröffnet wird; denn der Soldat dankt es seinem Offizier durch Liebe und Treue und vergilt es dereinst durch Hingebung bis zum Tode, wenn man sich mit ihm wie mit einem Freunde abgiebt. Diese Ausbildung und diese Erziehung des Soldaten zum vollen kriegerischen Manneswerth ist es, auf die ich das Hauptgewicht lege und in der ich die Gewährleistung des Sieges erblicke."

Wenn diese Worte vor 40 Jahren zutreffend und richtig waren, so sind sie jetzt zur gebieterischen Forderung geworden.

Es steht fest, daß wir in der Armee die hohe Bedeutung der Disziplin vollständig würdigen und daß wir auf diesem Gebiete Hervorragendes leisten.

In siegreichen Feldzügen hat sie sich wiederholt bewährt; sie im Unglück zu erproben, ist uns gottlob seit langer Zeit erspart geblieben. Die Mannszucht der Deutschen Truppen in China ist auch von den Mitgliedern anderer Nationen freiwillig in lobendster Weise anerkannt worden.

Man achte auf den stupiden, oft rohen Ausdruck in den Augen vieler unserer Rekruten, welche von den Fabriken und den Arbeitsstätten der Industrie zu uns übertreten, und dann beobachte man nach zwei Jahren die leuchtenden, intelligenten Augen derselben Leute, wenn sie, das Stöckchen in der Hand, ihren Offizieren zum Abschied die Hand drücken. Ihr freier, lebensfroher Blick sagt uns, daß unsere Arbeit nicht vergeblich gewesen, daß ihre Seelenkräfte geweckt und ausgebildet, daß sie aus Arbeitssklaven Männer geworden sind, auf die König und Vaterland sich verlassen können. Aber dieses Resultat darf uns nicht zu der Ansicht verleiten, daß das Bestmögliche bereits erreicht ist.

Während die Bestrebungen der Umsturzparteien mit steigendem Erfolge an der Untergrabung jeglicher Autorität arbeiten, während die scharfen Mittel der Disziplin immer mehr den „humaneren" weichen müssen, während die eminent gesteigerte Wirkung der modernen Zerstörungswaffen immer größere Anforderungen an die Kriegsfertigkeit des Soldaten stellt — ist die Dienstzeit für den Infanteristen auf zwei Drittel der früheren herabgesetzt. Hierdurch ist die Anzahl der Lernenden sehr wesentlich erhöht worden, während die Zahl der Lehrer nicht nur nicht vermehrt, sondern durch die Vermehrung der Truppentheile, Abgaben für mobile Kriegsformationen und dergleichen vermindert ist.

Lehrer und Führer auf allen Gebieten ist der Offizier (F. O. 4), namentlich aber auf dem Gebiete der Disziplin, der Erziehung des Soldaten. Dieser höchste Zweck sollte den Grundsatz zur Geltung bringen, daß bei jeder Kompagnie stets zwei Offiziere zum Dienst zur Verfügung sind, damit nicht während der Rekrutenperiode die Stammmannschaften nur einem Feldwebel

zur Ausbildung überwiesen werden müssen. Mag dieser im praktischen Dienste auch noch so geeignet als Lehrer sein, für die Erziehung des Soldaten fehlt ihm der hohe Bildungsgrad, ohne welchen dieselbe nicht zu leiten ist. Ein Blick in die Rangliste zeigt, daß die Zahl der in der Armee befindlichen Offiziere hierfür ausreichen würde.

Jeder Offizier muß davon durchdrungen sein, daß jeder Dienst mehr oder weniger zur Förderung der Disziplin dienen muß. Nach jedem Dienst muß er sich darüber klar sein, die Disziplin in irgend einer Weise gefördert zu haben. Wie er diesen Gedanken zur Ausführung bringt, das hängt von dem Talent und dem Temperament eines jeden Einzelnen ab. Der Eine fördert nur die Strammheit der Exerzir- und Gefechtsdisziplin; ein Anderer vermag nebenbei durch fesselnde Belehrungen in den Unterrichtsstunden auf das Gemüth seiner Leute vortheilhaft einzuwirken; ein Dritter versteht es, durch Betonung der Moral, der Ehrenhaftigkeit, Wahrheitsliebe, kurz aller Tugenden, bei jeder geeigneten Gelegenheit das Verständniß für den Werth derselben zu heben und zu fördern. Das Bestreben der Erziehung des Untergebenen, jeden Dienstzweig, jede Berührung mit ihm nützlich zu machen, kann und muß die bewußte Absicht eines jeden Offiziers sein. Dann erst werden wir das Bestmögliche zu erreichen in der Lage sein.

Für die äußere Disziplin (Mannszucht) ist das Exerziren der geschlossenen und zerstreuten Ordnung, für die innere Disziplin (Erziehung) der Unterricht in erster Linie zu betrachten.

Die hohe Bedeutung des strammen Exerzirens, des Drillens, für die Disziplin ist zu bekannt, um hier viel Worte davon zu machen.

Welch bedeutenden Werth hat allein das Stillstehen! Kein Glied rührt sich, keine Wimper zuckt, weil der Vorgesetzte es durch sein Kommando: Stillgestanden! verboten hat. Und leicht ist dieses Kommando wahrlich nicht auszuführen! Wer dieses bezweifelt, versuche es einmal am ersten Rekrutentage. Das Stillstehen ist daher mit Recht bei Besichtigungen ein Prüfstein für die Disziplin. Aehnlich verhält es sich mit der ganzen Einzelausbildung: Der kleine Finger soll an einem bestimmten Punkte liegen, nicht weil es nützlich ist, sondern weil es befohlen ist. Der Parademarsch ist keine Thätigkeit für das Schlachtfeld; aber wie viel disziplinare Kraftmittel birgt seine Uebung! Jeder einzelne Mann muß körperlich sein Bestes hergeben, um den Erfolg des Ganzen zu verbürgen. Namentlich nach anstrengenden Uebungen werden die erschlafften Willenskräfte durch ihn neu gestärkt. In diesem Sinne ist er ein schätzenswerther. Prüfstein für die Mannszucht. Die ganze Exerzirschule dient in erster Linie der Disziplin; daher ihre hohe Bedeutung. Und da darf nichts nachgelassen werden. Was im Reglement steht, ist heilig — ob man auch über die Nützlichkeit einzelner Formen verschiedener Meinung ist, oder nicht.

Was für die Exerzirdisziplin der geschlossenen Form gilt, hat für die Exerzirdisziplin der zerstreuten Ordnung in noch höherem Maße Bedeutung. Der Gefechtsgehorsam wird am besten erreicht dadurch, daß wir das, was wir im Gefecht brauchen, exerzirmäßig üben; denn gerade diese Uebungen sind es, welche den Gehorsam, die Ordnung, die Mannszucht in besonderer Weise fördern.

Aber der Exerzirdrill allein genügt noch nicht! Die zweijährige Dienstzeit erfordert eine scharfe Handhabung aller die Disziplin fördernden Maßnahmen und eine dauernde Ueberwachung des Mannes bei jeder Gelegenheit, auch wenn er sich nicht gerade in Reih und Glied befindet.

Vor Allem ist der Straßendisziplin fortgesetzt die größte Sorgfalt zuzuwenden. Es hat hohen disziplinaren Werth, den Mann zu zwingen, sich öffentlich nur in guter Haltung und in sauberem, vorschriftsmäßigem Anzuge zu zeigen. Die Ehrenbezeigungen sind jedem Vorgesetzten in peinlich strammer Form zu erweisen. Gerade in dem „Front machen" liegt ein Mittel, den Mann die Unterordnung seines Willens unter den des Vorgesetzten fühlen zu lassen. Ihm dieses Honneur ohne Grund durch Abwinken zu erlassen, heißt auf ein höchst wirksames Disziplinarmittel verzichten. Wir haben allen Grund, dieses möglichst nur auf Ausnahmefälle zu beschränken.

Die innere Disziplin, die Erziehung des Mannes zum Soldaten, die Weckung und Leitung der seelischen Kräfte, die bisher unberührt in seinem Herzen schlummerten, vollzieht sich namentlich in den Unterrichtsstunden, in welchen der Offizier einem jeden Einzelnen menschlich näher tritt.

Diejenigen Themata, welche den Unteroffizieren überwiesen werden, wie Stubenordnung, Spindordnung, Gewehrreinigen 2c., beschränke man getrost auf das Maß des Nöthigsten. Wie die Schloßtheile beim Abdrücken des Gewehres sich benehmen, kann dem Rekruten ebenso gleichgültig sein wie die Gestalt der Flugbahn auf 1000 Meter. Sein Verstand ist noch nicht reif für die Finessen der Ballistik, und Papageien wollen wir doch nicht züchten.

Die gewonnene Zeit überweise man dem Offizier. Ihm mache man es zur Ehrenpflicht, in seinen Unterrichtsstunden nicht auf die Quantität des Erlernten, sondern auf die Qualität seines persönlichen Einflusses im Hinblick auf die Erziehung des Mannes den denkbar größten Werth zu legen. Man ängstige den Lehrer nicht mit der Vorinstruktion, bei der Frage und Antwort durch die Plötzlichkeit der Aufeinanderfolge imponiren sollen, sondern beurtheile ihn nach der Art und Weise, wie er auf das Verständniß seiner Schüler durch ruhige und klare Mittheilungen zu wirken versteht. Kriegsartikel, Herrscherhaus und Regimentsgeschichte sind hierfür eine kaum zu erschöpfende und nicht hoch genug zu schätzende Quelle. Am Besichtigungstage stelle man beispielsweise als Aufgabe: den Antheil des Regiments an einem seiner Hauptehrentage, nicht zum Abfragen, sondern zum Vortrage, und lasse den Offizier durch

Zwischenfragen den Beweis erbringen, daß das Verständniß für militärische Tugenden bei seinen Untergebenen bereits in erfreulicher Weise geweckt ist. Selbstverständlich wird derjenige Kompagniechef, der es mit der Erziehung eines guten Geistes in seiner Kompagnie ernst nimmt, den ersten Unterricht in diesen Gebieten selbst geben, natürlich in Gegenwart seiner Leutnants. Hier wurzelt der ganze Geist, die ganze Dienstauffassung seiner Kompagnie, und diese Wurzeln pflanzt man am besten selbst.

Ordnungsliebe und Reinlichkeit sind zwei Tugenden, die für die Erziehung des Soldaten von um so größerem Werthe sind, als sie ihm bisher meistentheils unbekannt geblieben waren.

Ein im guten Zustande erhaltener fünfter Anzug ist ein bedeutungsvolles Disziplinmittel. Nur vergesse man nicht, dem Manne Putz- und Flickmaterial zu liefern. Der Griff in den eigenen Geldbeutel beseitigt mit Sicherheit den angestrebten Erfolg.

Wer sich von dem wahren Zustande des Reinlichkeitsverständnisses einer Truppe überzeugen will, der prüfe die Hände der Mannschaften. Sind diese sauber, so ist die ganze Truppe reinlich erzogen. Leute mit blanken Knöpfen und schwarzen Fingern machen nur den Eindruck übertünchter Schmutzfinken.

Auf die hohe Bedeutung des Garnison-Wachtdienstes für die Disziplin sei als auf etwas Bekanntes hingewiesen. Hier wird dem Manne zum ersten Male Gelegenheit gegeben, persönlich öffentlich die Ehre seines Truppentheils durch Reinlichkeit und Zuverlässigkeit zu vertreten und zu zeigen, daß er seine Schuldigkeit auch dort zu erfüllen vermag, wo das Auge des Vorgesetzten nicht auf ihm ruht.

Schließlich sei noch eine richtige Benutzung der Disziplinarstrafgewalt hervorgehoben. Uebertretungen aus jugendlichem Uebermuth oder unüberlegtem Leichtsinn beurtheile man menschlich; unerbittlich streng aber sei man gegen den, der sich gegen die Disziplin, den Grundpfeiler unserer Kraft, vergeht.

IV.

Die Felddienst-Ordnung sagt (I, 303): „Der weitaus größte Theil der Kriegsthätigkeit der Truppen besteht im Marschiren. Der Marsch bildet die Grundlage aller Operationen, und auf seiner sicheren Ausführung beruht wesentlich der Erfolg aller Unternehmungen. Oft ist es schon von entscheidender Wichtigkeit, daß eine Heeresabtheilung zur rechten Zeit schlagfertig auf dem ihr angewiesenen Punkt eintrifft."

Eine Tagesleistung von 40 km ist als Ziel nicht zu hoch gegriffen und als Endresultat unserer Ausbildung unbedingt festzuhalten. Der Krieg wird diese Anforderung sicher stellen, und diese Forderung muß also jede Truppe anstandslos erfüllen können. Größere Marschleistungen bis 50 km werden dann unter den belebenden Einflüssen der in Aussicht stehenden



Ereignisse, Kanonendonner und dergleichen ausnahmsweise ebenfalls geleistet werden können, ohne eine sicher einmarschirte Truppe zu schädigen.

Wie erreichen wir es am besten, eine tägliche Marschleistung bis 40 km sicherzustellen? Abhängig ist hierbei die Truppe von dem Zustande der Füße und von der Uebung des Körpers.

Der größere Theil der Füße unserer Rekruten ist ohne Weiteres für größere Märsche nicht tauglich. Namentlich in der Ebene Norddeutschlands ist der Schweißfuß vorherrschend. Ihn zu beseitigen, muß unsere erste Sorge sein. Hier thut es Wasser allerdings; zwar nicht zu kalt, aber täglich, und dazu Seife. In schwereren Fällen ist ärztliche Hülfe mittelst Salicylpulver nicht auszuschließen. Auf gutes Verpassen und Instandhalten des Schuhzeugs wird erinnernd hingewiesen.

Sind die Füße marschbereit, so kann mit der Einübung des Körpers begonnen werden. Hierbei ist ruhiges Verfahren geboten, jede Ueberstürzung führt zum Rückschlag. Die Steigerungen in den Marschlängen müssen ohne und später mit Gepäck und unter Berücksichtigung des Wetters so vorgenommen werden, daß der Mann sie nicht unangenehm empfindet. Kleine Gefechte sind sehr geeignet, seine Aufmerksamkeit anzuregen und sein Gemüth zu beleben.

Während des Marsches sind folgende Punkte zu beachten:

Der Anfang der Kolonne muß die Marschgeschwindigkeit genau regeln. Schneller als 10 Minuten auf den Kilometer zu marschiren, würde sich rächen und auf die Dauer anstatt eines Zeitgewinnes eher das Gegentheil bewirken.

Da der Anfang der Kolonne den besten Theil des Weges für den Marsch aussucht, so ist die Vorderrichtung unbedingt innezuhalten, dagegen die Seitenrichtung in den Gliedern nur auf vollkommen gleich guten Straßen insofern zu beachten, als das Verlieren derselben auf einen Fehler im gleichmäßigen Fortschreiten aller Theile schließen läßt.

Wer die Marschordnung einer Truppe prüfen will, beobachte eine längere Zeit hindurch die in F. O. 322 befohlenen Abstände. Federn dieselben, so marschirt die Truppe leicht und richtig, gehen dieselben aber ohne Grund verloren, so marschirt die Truppe ohne Verständniß, also ohne die nöthige Vorbildung dieses so wichtigen Dienstzweiges.

Es empfiehlt sich nicht, die zahlreichen Marscherleichterungen, welche die F. O. aufführt, im Frieden stets eintreten zu lassen; dieselben sind vielmehr für besondere Anstrengungen aufzuheben. Im Kriege liegt die Sache anders; dort bestimmt der Gegner das Maß der Anstrengungen, die uns zugedacht sind, und der Gedanke, die Truppe für jeden Fall möglichst frisch zu halten, gebietet uns, dieselbe stets nach Möglichkeit zu schonen. Ein Oeffnen der Kragen wird sich des Gepäcks wegen, welches den ersteren pressend auf die großen Schlagadern des Halses herunterzerrt, nicht gut umgehen lassen. Ein späteres Schließen desselben erhöht aber leider nur den Uebelstand und ist daher unbedingt zu vermeiden.

„Nachtmärsche können durch Rücksichten auf den Feind oder Eile bedingt werden", sagt die F. O. 347. Sie sind also nothwendige Uebel, die von einer kriegsfertigen Truppe anstandslos ausgeführt werden müssen. Und wie kläglich scheitern sie oft bereits im Frieden! Das kommt daher, daß wir etwas Fertiges fordern, ohne es folgerichtig zu üben. Wann gehen wir denn mit unseren Leuten ins Dunkle hinaus? Während der Rekrutenzeit nicht, während der Kompagnie- und Bataillonsexerzirzeit ebenfalls nicht und später im Sommer, wenn der Feldwachtdienst an der Tagesordnung ist und der Regimentsbefehl das Abhalten von zwei Nachtübungen vorschreibt, geht die Sonne um 9 Uhr abends unter und um 3 Uhr morgens auf; da bleibt also nur das Manöver, welches bei Tage oft genug Arbeit bringt, um die Nachtruhe der Truppe dringend zu rechtfertigen.

Was uns fehlt, ist in erster Linie Kenntniß der Nacht in der Natur. Diese zu gewinnen, muß die Aufgabe unserer Ausbildung sein. Gerade im Winter, zur Rekrutenzeit, beginnt die Nacht oft schon vor Schluß des Nachmittagsdienstes. Es ist also reichlich Zeit zur Vornahme der erforderlichen ersten Vorübungen. Zuerst lasse man beispielsweise eine Korporalschaft unter Aufsicht ihres Unteroffiziers nach dem Exerzirplatz hin- und zurückführen; die Marschzeiten sind genau zu notiren. Dieselben werden mit den fortgesetzten Uebungen geringere werden. Später gebe man den Leuten Gewehr und Tornister und führe sie als Spitze. Darauf wähle man weniger günstig gelegene Marschziele Später werden diese Märsche im Rekrutentrupp ausgeführt und zu Punkten geführt, die vorher dem Führer nur auf der Karte bezeichnet worden sind. Das Besetzen von Stellungen, die am hellen Tage schon einmal eingenommen waren, lautloses Abziehen aus dieser Stellung und dergleichen Uebungen würden den Schluß der ersten Ausbildungsperiode auf diesem Gebiete bilden.

Bei allem Marschiren muß — wie es die Kavallerie in jedem Falle thut — der größte Werth auf die Kondition der Mannschaft nach Beendigung des Marsches gelegt werden. Sie allein ist der wahre Prüfstein für die Marschfertigkeit der Truppe. Wiederholte Vergleichsmärsche mit Konditionsprüfung erscheinen werthvoller als massenhafte Vergleichsschießen. Dagegen ist ein Vergleichsschießen nach dem Marsch als Konditionsprobe nicht zu verachten; — natürlich wenn es ein Gefechtsvergleichsschießen ist.

Mit dem Marschdienst in enger Verbindung steht der Sicherheitsdienst, sowohl auf dem Marsche als in der Ruhe. Auf diese Dienstzweige näher einzugehen, würde uns von unserer Aufgabe zu weit entfernen.

Sowohl bei dem Marsch- wie bei dem Ruhe-Sicherheitsdienst liegt der erste Schritt zur Sicherung in der Aufklärung, und diese ist Sache der Kavallerie. Die Sicherung selbst bedingt einen gewissen Grad von Widerstandskraft und ist daher Sache der Infanterie. Bethätigt wird diese Widerstandskraft im Gefecht, kann also auch dort für uns ihre Erledigung finden.

In unserer Friedensausbildung hat das Ueben des Vorpostendienstes mit Recht eine verhältnißmäßig hohe Bedeutung angenommen und zwar seines besonderen instruktiven Werthes wegen. Wie den angehenden Generalstabsoffizieren das schnelle und sichere Lesen der Karte auf praktischem Wege durch Krokiren und Aufnehmen gelehrt wird, so lernt der Soldat, der als Patrouille durch das Vorgelände seiner Feldwache schleicht, die kleinen Unebenheiten und Eigenthümlichkeiten des Erdbodens praktisch kennen, an denen er bisher achtlos vorbeigegangen ist. Der hier sich bildende Blick für das Gelände wird ihm bei dessen Benutzung im Gefecht zu gute kommen. Dasselbe gilt von der Augengewöhnung, die im Feuergefecht eine so bedeutungsvolle Rolle spielt. Hier auf Doppelposten gewöhnt sich sein Auge daran, auf mittlere und weite Entfernungen jede, auch die kleinste Bewegung beim Gegner zu sehen, zu beobachten und zu beurtheilen.

Nirgends kann der militärische Gesichtskreis des Mannes so bequem erweitert werden wie bei Gelegenheit der Vorpostenübungen. Hier sieht er die Thätigkeit der aufklärenden und meldenden Kavallerie; hier erkennt er die Bedeutung der überhöhenden Aufstellung, den Werth des freien Schußfeldes, den Nutzen künstlicher Annäherungshindernisse, den Vortheil einer guten Gefechtsverbindung nach beiden Seiten und einer rechtzeitigen Unterstützung durch die hinterliegenden Abtheilungen; hier kann es ihm zur Ehrenpflicht anerzogen werden, zum Schutz der ruhenden Kameraden zu wachen und sein Leben einzusetzen, um ihnen Zeit zu verschaffen, sich kampfbereit zu machen.

V.

Wir treten nunmehr an die Hauptaufgabe heran, an die Frage: welche Anforderungen stellt die Schlacht an die Ausbildung unserer Infanterie und wie ist diese Ausbildung daher im Frieden zu gestalten, damit sie sich auf dem Schlachtfelde als richtig erweist.

Die Thätigkeit des einzelnen Mannes ist dieselbe in der Schlacht wie im Gefechte, nur die Eindrücke, unter denen er seine Thätigkeit ausübt, sind verschieden starke. So wird das Ende eines Detachementsgefechts die taktischen Verbände in einer anderen, meistens wohl günstigeren Verfassung finden als das Ende einer Schlacht. Die Verluste und die hierdurch erzeugten moralischen Einbußen werden in letzterer weit größer sein als in einem Scharmützel, einem Vorposten- oder einem Avantgardengefecht. Bilden wir daher unsere Soldaten für die schwierigere der beiden Aufgaben aus, für die Schlacht, so werden sie auch den leichteren Ansprüchen des Detachementsgefechts genügen.

Unsere Vorschriften kennen den Unterschied zwischen Schlacht und Gefecht nicht, oder vielmehr sie kennen nur das Gefecht. Das Wort „Schlacht" ist ihnen unbekannt; es kommt in unserem Exerzirreglement niemals vor, und von „Schlachtfeld" ist nur einmal (E. R. II, 117) die Rede, insofern als auf ihm dieselbe Straffheit wie auf dem Exerzirplatz herrschen soll.

Diese Zusammenziehung der Begriffe ist von dem hohen Standpunkt aus, den das Reglement einnimmt, sicher berechtigt. Es stellt für alle Fälle gültige Grundsätze auf und überläßt es der Intelligenz der Führer, die Maßregeln der jedesmaligen Sachlage entsprechend zu treffen. Wo viel Raum und wenig schützendes Gelände ist, kann beispielsweise der Führer die Schützenlinien mit weiteren Zwischenräumen, wo wenig Raum und viel Widerstand ist, die engeren Zwischenräume mit größerer Feuerkraft wählen. Wenn wir den Umständen gemäß richtig handeln wollen, wird das Reglement uns niemals daran hindern. Unsere Aufgabe aber ist es, diejenigen Formen unseren Truppen mit sorgfältigster Gründlichkeit zu lehren, welche im Kriege besonders oft in die Erscheinung treten werden oder von deren exakten Ausführung wir besonders gute taktische Erfolge erwarten können. Dieser Gedanke führt uns wiederum auf die Hauptkriegshandlung, die Schlacht, hin. Alles, dessen die Truppe zur Ueberwindung der sich dort bietenden Schwierigkeiten bedarf, durch fortgesetzte Uebung sicherzustellen, sollte unsere erste und vornehmste Sorge sein; alles Andere käme der geringeren Bedeutung wegen erst in zweiter Linie.

Wir Alle wissen, daß die Schlacht die wichtigste Kriegshandlung ist, und bereiten unsere Truppen dennoch kaum genügend für den frontalen Massenkampf vor; wir Alle wissen auch, daß mit dem Auftreten der Massenheere das Detachementsgefecht wesentlich an Bedeutung eingebüßt hat, und dennoch ist unsere ganze taktische Ausbildung mit geringen Ausnahmen nur auf den Detachementskrieg berechnet.

Unser Reglement versteht unter dem Worte „Gefecht“ sowohl die Schlacht als das Detachementsgefecht, legt also dem Worte „Gefecht“ eine weit umfassendere Bedeutung bei, als sonst üblich. Die Armee hat diese Auffassung von der Bedeutung des reglementarischen Wortes „Gefecht“ bisher nicht zu der ihrigen gemacht. Sie übt fast stets das Detachementsgefecht und nur ausnahmsweise die Schlacht.

Unsere Hauptaufgabe im Kampfe ist es und soll es fortan bleiben, den Gegner anzugreifen und ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Dieses Ziel ist hauptsächlich durch die gute Feuerwirkung großer Schützenlinien zu erreichen. Unsere untere Truppenführung muß also in der Lage sein, die Schützenlinien nach richtigen taktischen Grundsätzen zu bewegen und das Feuer derselben richtig zu leiten, und die Truppe muß so durchgebildet sein, daß die Führung ihre Aufgabe auch erfüllen kann. Sache guter Erziehung und straffer Disziplin ist es alsdann, die erlangten Treffwirkungen, welche sich durch Ueberlegenheit unseres Feuers gegenüber dem feindlichen darstellen, durch Geländegewinnung nach vorwärts auszunutzen und dieses Verfahren so lange fortzusetzen, bis der Gegner seine Stellung räumt oder wir mit dem aufgepflanzten Seitengewehr siegreich in seine Stellung einbrechen, um ihm den Garaus zu machen.

Verschieden sind die Ansprüche, welche die einzelnen Theile des Angriffs an die Truppe stellen:

A. Der Aufmarsch.
B. Die Entwickelung.
C. Der Feuerkampf.
D. Der Sturmanlauf.
E. Die Verfolgung.

A. **Der Aufmarsch** aus der Marschkolonne erfolgt stets, wo es sich um einen Angriff auf eine vom Feinde vorbereitete Vertheidigungsfront handelt; die Verkürzung der Marschtiefen kann vor dem Eintritt in ein Begegnungsgefecht eintreten. Diese Vorgänge stellen folgende Anforderungen an die ausgebildete Infanterie:

a) Uebergang aus der Marschkolonne in eine der Grundformationen des Bataillons.

b) Bewegung der Kolonnen in größeren Verbänden.

Für die Erfüllung dieser Aufgaben genügt unser Bataillons- und Regimentsexerziren vollauf. Es wäre ein Fehler der Führung, wenn sie dergleichen Bewegungen dem feindlichen Feuer aussetzen würde. Die Folgen eines solchen Fehlers würden durch Trittfassen verringert werden müssen. Uebergänge aus einer Formation in die andere gerade während des feindlichen Feuers, also im Tritt, ausführen zu lassen, würde sich wohl auch dann nicht empfehlen, wenn es im Frieden noch so reichlich vorgeübt worden ist.

c) Ausharren im feindlichen Feuer, ohne es zu erwidern.

Das ist lediglich Sache der Disziplin und Erziehung, und müssen wir hier auf das an anderer Stelle Gesagte hinweisen.

B. **Die Entwickelung** stellt folgende Forderungen an eine gut ausgebildete Infanterie:

a) Bewegungen (vorwärts und seitwärts) nach Marschrichtungspunkten.

Diese Bewegungen haben in erster Linie den Zweck, die Angriffstruppe in richtiger Front gegenüber dem Angriffsziel aufzustellen. Es werden in diesem Zeitabschnitt daher Frontveränderungen eine Rolle spielen. Die Front, die ich als Angreifer einnehmen will, richtet sich nach der bereits eingenommenen des Gegners. Will ich seine Flanke fassen, so muß ich meine Front gegen diese richten; will ich ihn aber frontal angreifen — und das wird in der Schlacht die Regel sein, — so muß ich möglichst dieselbe Front haben wie er, damit meine Kräfte frontal, also gleichzeitig, zur Wirkung gelangen können. Einen Wechsel dieser einmal eingenommenen Front können auch nur die Maßnahmen des Gegners begründen. Erscheint dieser beispielsweise plötzlich in meiner Flanke, so werde ich eine neue Front bilden müssen. Ein Frontwechsel durch Schwenkung ist kein glückliches Unternehmen; die zur Bildung einer

neuen Front erforderlichen Kräfte sind besser aus den noch nicht entwickelten Theilen der Truppe zu nehmen (II, 39); so wird die Frontveränderung durch entsprechende Entwickelung aus den rückwärtigen Staffeln durchgeführt (I, 220).

Glaubt man die richtige Front erreicht zu haben, so werden weitere Bewegungen sich durch Angabe von Marschrichtungspunkten regeln lassen. Doch gilt es auch hier, Maß zu halten, denn die Zahl der brauchbaren Marschrichtungspunkte ist beschränkt. Die Forderung des Reglements (I, 220), daß schon im Regimentsverbande jedes Bataillon seinen eigenen Marschrichtungspunkt wählen soll, wird sich in nicht bekanntem ebenen Gelände nur sehr schwer erfüllen lassen. So viel Punkte, die der Truppe leicht kenntlich gemacht werden können und gleichzeitig im Vormarsch den Anschluß an die Nebentruppe gewährleisten, sind, wie gesagt, nur selten zu finden. Auf unseren Uebungsplätzen freilich ist das bequem zu ermöglichen, wo jeder General seine Höhe, jeder Thurm seinen Schlachtnamen, jedes Haus und jeder Sicherheitsstand seine genaue und allgemein bekannte Bezeichnung hat. Die Folge dieser Verwöhnung wird leicht dahin führen, daß wir die genügende Anzahl geeigneter Punkte auf dem Schlachtfelde vermissen werden.

Nun ist aber kein Punkt unseres E. R. so abhülfebedürftig wie der „Marschrichtungspunkt".

Denn: einmal wird auf „Marschrichtungspunkt" gezogen, E. R. I, 102, 148, 212, ein anderes Mal wird auf den Marschrichtungspunkt zugegangen, E. R. I, 126, 214, II, 100; denn es ist doch unter allen Umständen selbstverständlich, daß: „die Bewegungen des auseinandergezogenen Bataillons regeln sich durch Bezeichnung eines gemeinschaftlichen Marschrichtungspunktes", so zu verstehen ist, daß eine Stelle dieses auseinandergezogenen Bataillonsganzen auf den Punkt zugeht, die anderen Stellen sich hiernach ihre Punkte wählen müssen, um im auseinandergezogenen Verhältniß zu bleiben. Bei einer Schützenlinie kann doch nur eine Stelle auf den angegebenen Marschrichtungspunkt zugehen, die anderen müssen danach ihre Punkte aussuchen.

Denn solche weit entfernten Punkte, auf welche gemeinschaftlich jeder Theil des Ganzen länger als wenige Schritt zustreben kann, ohne daß sich das Ganze zusammendrückt, werden sich nur in den allerseltensten Fällen finden; auch widerspricht dies Verhalten den sonstigen Grundsätzen des E. R. in Bezug auf Fühlung und Richtung.

Thatsächlich darf der Kompagniechef nach dem E. R. einen „Marschrichtungspunkt" nur angeben, wenn er ziehen will; giebt der Bataillonskommandeur einen gemeinsamen „Marschrichtungspunkt" an, so dürfen dies seine Hauptleute nicht nachkommandiren, denn für sie würde es ein Ziehen bedeuten.

Nun ist doch aber „Marschrichtungspunkt" der Punkt, auf den man zumarschirt, mit der Front der Abtheilung, mit dem Mann, der die Richtung

hat. Ein Wort aber gebrauchen für zwei Ausführungarten, muß Verwirrung geben; die Praxis hat sich thatsächlich schon geholfen, indem an einzelnen Stellen gesagt wird: es wird nur gezogen, wenn vorher halbrechts oder halblinks kommandirt ist: „Halbrechts — Marsch! Marschrichtungspunkt die Pappel", oder indem für alle Marschrichtungspunkte dieser Ausdruck vermieden wird und nur gesagt: „Auf das Haus!" — „Auf die Waldecke!" weil Marschrichtungspunkt ja Ziehen bedeutet.

Wie wenig Besichtigungen verlaufen, bei denen über diesen Punkt nicht gesprochen wird mit dem Endergebniß, daß entweder Hülfen gegeben werden, die eigentlich nur das E. R. geben dürfte, oder daß noch mehr Unklarheit nach der Kritik herrscht als vorher.

Dabei ist doch Marschrichtungspunkt ein Punkt, auf den man zugeht, der also, wenn er verlegt wird, ein Schwenken stets bedingt, denn Ziehen auf längere Strecken dürfte im Ernstfall überall unmöglich sein.

Jeder Zweifel wäre ausgeschlossen, wenn

1. E. R. I, 102, vorletzter Absatz, heißen würde:

Das Ziehen ohne Tritt erfolgt bei einem anderen Winkel als 45 Grad auf das Kommando mit Zusatz des Punktes, auf den gezogen werden soll, z. B.: „Halbrechts — Marsch! Auf die einsame Tanne!"

(Danach Aenderung der Punkte I, 148 und 212);

2. wenn E. R. I, 148 lautete:

Veränderungen der Marschrichtung erfolgen durch Ziehen oder durch Schwenken entweder auf Kommando oder mit Angabe eines neuen Marschrichtungspunktes. Auf letzteren geht der Mann (Unteroffizier, Offizier) zu, welcher die Richtung bezw. den Anschluß hat.

b) Auseinanderziehen in kleinere Einheiten.

Hier, wie überall, wo es sich um Bewegungen und Entwickelungen in der geschlossenen Ordnung handelt, genügt unsere Friedensausbildung vollkommen.

c) Schwärmen.

Das Ausschwärmen größerer Fronten wird in dem Maße schneller und glatter erfolgen, als die Gefechtsschule, sorgsam vom Kleinen zum Großen fortschreitend, die Truppe vorgebildet hat. II, 5.

d) Ueberschreiten einer Zone im Artillerie- und Infanteriefernfeuer.

Das feindliche Feuer zwingt uns, bereits auf weite Entfernungen zur zerstreuten Ordnung überzugehen, auch wenn die Nothwendigkeit, in den Feuerkampf einzutreten, noch nicht vorliegt. Mit langen entwickelten Fronten sollen wir alsdann unter bestmöglicher Ausnutzung des Geländes vorgehen, uns sprungweise an die feindliche Stellung heranarbeiten, im Feuergefecht den Gegner niederkämpfen und schließlich im allgemeinen Angriff einheitlich zum Sturme schreiten.

Diese Aufgabe stellt ungeheure Anforderungen an den Führungsapparat, der die langen Linien bei allen scheinbaren Abweichungen von der Normalen doch einheitlich zur Wirkung bringen soll.

Gelingt uns dieses Kunststück schon im Frieden mit absoluter Sicherheit? Können wir der sicheren Ueberzeugung leben, daß es im Kriege mit den durch Reserven aller Art verdünnten Truppen unter dem vernichtenden Feuer des Gegners gelingen muß? Wir sprechen hier nicht von dem taktischen Mißerfolg, den uns ein stärkerer Gegner zufügen, sondern von den Reibungen, die uns die Führung unserer Truppen selbst bereiten kann. Ist der ganze Apparat so bis ins Kleinste selbstthätig, daß er erforderlichenfalls ohne Leitung arbeitet?

Die Antworten auf diese Fragen lauten oft: das ist ja früher gegangen, das wird auch ferner gehen! Es muß eben gehen!! Dafür ist unsere Disziplin und das Vorbild der Offiziere da!

Wir sind wahrlich keine Pessimisten und versprechen uns auch von dem Vorbilde unserer Offiziere sehr viel Gutes. Solch vorbildliches Verhalten aber, welches uns in der Schlacht über Schwächen unserer Friedensausbildung forthelfen soll, ist stets mit blutigen Opfern verknüpft — das wissen die Französischen Offiziere von 1870/71 sowie die Englischen Offiziere in Transvaal! — und ob wir im nächsten großen Kriege das Blut unserer Offiziere für solchen Zweck opfern dürfen, erscheint mehr als fraglich. Sicherer ist es immerhin, sich mit solchen Tröstungen nicht zu begnügen und das Manko fehlender Gefechtseinzelausbildung lieber im Frieden zu beseitigen, um die vorbildliche Kraft unserer Führer in anderer, wirksamerer Weise ausnutzen zu können.

Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß das Reglement für den Ausbildungsgang in der geschlossenen Ordnung uns eine bis ins Kleinste wohldurchdachte Schule gegeben hat, während es für die viel schwierigere, aber ebenfalls vom Kleinen zum Großen allmählich fortschreitende Ausbildung für das Gefecht dieses nicht gethan hat. Die Folge hiervon ist, daß die hohe Bedeutung der Letzteren in der Armee noch vielfach unterschätzt wird. Aber die Nothwendigkeit derselben wird Niemand leugnen, der einmal in der Lage war, mangelhaft durchgebildete Schützenlinien in schwierigem Gelände führen zu müssen. Wie der Ausbildungsgang mit Hülfe des Reglements und auf Grund desselben erfolgen kann, werden wir im nächsten Abschnitt zu beleuchten versuchen.

Sobald unsere Truppen in der Vorwärtsbewegung in feindliches Feuer kommen, ist, auf der Strecke von 2000 bis 1000 m diesseits der feindlichen Gefechtsstellung etwa, an ein ruhiges Fortschreiten sowohl der Schützen als der Unterstützungstrupps nicht mehr zu denken. Der Gegner, der Zeit genug hatte, Entfernungen festzulegen und das Tagesvisir zu erschießen, wird unserm Vorgehen sicher schon auf diese Entfernungen mit Artillerie und Maschinengewehren — später auch mit seiner Infanterie — entgegentreten.

Das Feuer der letzteren vermögen wir noch nicht zu erwidern wegen des kleinen Zieles, das die gedeckten Schützenlinien der Vertheidigung bieten. Günstiger steht es mit dem Beschuß der feindlichen Artillerie, namentlich wenn wir sie im Auffahren beobachten können. Der Kampf gegen diese Waffe ist bei ruhiger sachgemäßer Feuerleitung, sobald die Beobachtung der Geschoßeinschläge nur annähernd stattfinden kann, nicht so aussichtslos, als es die Artillerie im Allgemeinen hinzustellen pflegt.

Als Anhalt möge Folgendes dienen:

Bei lebhaftem Feuer, wie es das Ziel erfordert, schießt der vorschriftsmäßig zielende Schütze in der Minute vier bis sechs Schuß.

Ist die Beobachtung nur einigermaßen günstig, hat der Führer namentlich in Beurtheilung der Seitenabweichung einige Sicherheit, so kann eine Kompagnie gegen auffahrende Artillerie auf etwa 1200 bis 1600 m in anderthalb Minuten 2 pCt. Treffer, also ungefähr deren 30, erreichen.

Gegen feuernde Artillerie, gut gedeckt ohne Protzen und Pferde, sind die Resultate natürlich geringer.

Anreitende feindliche Kavallerie ist bereits auf mittlere, ja sogar auf weite Entfernungen mit viel Aussicht auf Erfolg zu bekämpfen. Die Kavallerie näher heranstürmen zu lassen, wie das früher nöthig war, liegt jetzt um so weniger Veranlassung vor, als die stürmenden Pferde, falls sie ihren Schuß nicht in die Beinknochen erhalten, selbst dann noch Hunderte von Metern weiterjagen, wenn das kleinkalibrige Geschoß das Herz durchschlagen hat. Allerdings müssen unsere Schützen in der Benutzung hoher Visire und im schnellen Visirwechsel sehr sorgfältig eingedrillt sein und ruhig und sicher schießen können.

C. **Der Feuerkampf** stellt folgende Anforderungen:

a. Gefechtsexerzirausbildung.

Sobald die vorgehende Schützenlinie nur noch ungefähr 1000 m vom Feinde entfernt ist, wird sie nothgedrungen zur Erwiderung und Niederkämpfung des feindlichen Infanteriefeuers schreiten müssen, um von den erzielten Treffergebnissen, welche die feindliche Feuerwirkung schwächen, den Impuls zu einem Sprunge nach vorwärts zu erhalten. Dieser Theil des Kampfes, der Feuerkampf der Infanterie, das Heranarbeiten bis auf die nahen Entfernungen, wird im Ernstfalle die allergrößten Anforderungen an Führung und Durchbildung der Truppe stellen, und nur diejenige Truppe wird den Ansprüchen der Wirklichkeit genügen können, die eine allergründlichste, vom Kleinen zum Großen sorgsam fortschreitende Ausbildung für diesen Theil des Kampfes erhalten hat.

Der Träger der Einzelausbildung ist der Kompagniechef. Seine Pflicht ist es, an der Hand des Reglements festzustellen, welche Aufgaben der Ausbildung er erfüllen muß. Er hat den Lehrgang festzusetzen, den seine Zug-

und Gruppenführer durcharbeiten müssen, um das Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt hat. An die höheren besichtigenden Vorgesetzten tritt dieselbe Aufgabe heran, denn nur nach sorgsamer Klarlegung der Bedürfnisse und des Ausbildungsganges werden sie die Thätigkeit des Kompagniechefs richtig beurtheilen und gebührend würdigen können.

Sollte nicht schon mancher fleißige Hauptmann seinen mühsam durchdachten Ausbildungsgang für das Gefecht vereinfacht haben, weil ihm von oben herab weder die nöthige Anerkennung noch die erforderliche Unterstützung zu Theil wurde? Den Anlauf haben gewiß Viele unternommen; es sind uns wenigstens die verschiedensten Ausarbeitungen des Lehrganges durch die betreffenden Chefs zur Durchsicht unterbreitet worden; davon aber, daß sie durch ihre Mühen einen besonders anerkannten Erfolg erzielten, ist uns bisher keine Kunde geworden.

Man hört bei diesen Forderungen, die Ansprüche des Reglements praktisch zu erfüllen, nicht selten den Hinweis: Zusätze zum Reglement sind verboten! Diese Worte der Allerhöchsten Einleitungsverfügung scheinen uns in diesem Falle nicht richtig ausgelegt zu werden. Die bez. Worte lauten: „Der durch Vereinfachung mancher Formen erreichte Vortheil darf nicht dadurch verloren gehen, daß von irgend Jemand zur Erzielung gesteigerter äußerlicher Gleichmäßigkeit oder in anderer Absicht mündliche oder schriftliche Zusätze zu dem Reglement gemacht werden." Um die Beseitigung eines durch die Vereinfachung der Formen erreichten Vortheils handelt es sich in unserm Falle überhaupt nicht, sondern um die Ausbildung der Truppe, und hierüber drückt sich der nächste Satz der Allerhöchsten Einleitung folgendermaßen aus: „Es soll vielmehr der für Ausbildung und Anwendung absichtlich gelassene Spielraum nirgends eine grundsätzliche Beschränkung erfahren." Also der absichtlich gelassene Spielraum *soll zur Ausbildung* der Truppe verwendet werden! Demnach erfüllt also der Kompagniechef, welcher seine Kompagnie im Gefechtsaufbau ausbildet, nur seine Schuldigkeit, und derjenige, der dieses nicht thut, unter dem Vorwande, das Reglement biete ihm nicht genügende Detailvorschriften, thut einfach seine Schuldigkeit nicht, weil er den ihm absichtlich gelassenen Spielraum *nicht* für die *Ausbildung* seiner Kompagnie ausnutzt. Wir wollen an einem Beispiel aus der Exerzirschule zeigen, daß auch dort der Ausbildende nicht alle Forderungen des Reglements ohne erklärende und ergänzende Instruktion erfüllen kann. Das Reglement sagt z. B. I, 108, gelegentlich des Abbrechens des Zuges in Sektionen: „. . . . die übrigen (Sektionen) wenden sich halbrechts, treten einige Schritte auf der Stelle . . . ." Wie viel Schritte sind denn das, einige Schritte? Hier fehlt also der absolut nothwendige Zusatz, wie viel Schritte auf der Stelle — namentlich im Tritt — zu treten sind; denn das kann doch unmöglich dem Belieben eines jeden Einzelnen überlassen bleiben. Hier muß also ebenfalls der gelassene Spielraum zur Ausbildung benutzt werden, und kein Mensch wird dem Kompagniechef,

sobald er die Trittzahl feststellt, vorwerfen, einen unerlaubten Zusatz zum Reglement gemacht zu haben. Aehnlich verhält es sich mit dem „Anhängen“ der Sektionen, wenn mit Sektionen vom rechten Flügel abmarschirt wird, E. R. 109, oder beim Abbrechen der Kompagniekolonne in Halbzüge, E. R. 167.

Daß die Einzelausbildung für das Gefecht auch in Rotte und Gruppe übrigens eine Forderung des Reglements ist, spricht, wie gesagt, Ziffer 120 des Reglements klar aus, welche Forderung noch verstärkt wird durch den Schlußsatz von Ziffer 3 der Einleitung: „Die Befehlshaber aller Grade sind dafür verantwortlich, daß das Exerzir-Reglement in allen seinen Theilen zur Uebung gelangt“; also auch die in I, 120 befohlene Gefechtseinzelausbildung.

Selbstverständlich müssen die wichtigeren Theile öfter zur Uebung gelangen als die unwichtigeren. Der Ladegriff wird öfter geübt werden müssen als beispielsweise das Strecken des Gewehrs oder das Abnehmen des Mündungsdeckels. Ist es da nicht ungerecht, wenn man bei der ins Auge springenden hohen Bedeutung der Einzelausbildung für das Gefecht diese einer sorgfältigen Besichtigung nicht unterzieht, während man andere Uebungen, die fast werthlos sind, mit großer Sorgfalt prüft? Beispielshalber sei Folgendes angeführt: I, 94 fordert die Einübung einer von einem vormarschirenden Zuge im Kehrt (sogar im Knieen!) abzugebenden Salve. Wer ist im Stande, sich eine Gefechtslage auszudenken, welche die Einübung einer solchen Feuerabgabe rechtfertigen könnte? Und dabei wird diese Undenkbarkeit im Tritt und ohne Tritt, im Einzelnen wie im Zugverbande mit sehr viel Zeitaufwand eingeübt. Würde es in diesem Falle nicht genügen, die Mannschaften nur mit der Möglichkeit solcher Kommandos bekannt zu machen und die auf Einübung derselben sonst verbrauchte Zeit lieber auf das so wichtige Drillen der Gefechtsformen zu verwenden?

Um eine Sauberkeit der Schützenlinien in den größeren Verbänden zu schaffen, müssen die Mannschaften in folgenden Punkten eine sorgfältige Ausbildung erfahren:

1. Das Laden in allen Körperlagen und in der Bewegung, das Hinlegen von Gewehr bei Fuß und von Gewehr über. Entladen. Riemen lang und kurz.
2. Die verschiedenen Arten des Schwärmens, auf der Stelle, in der Bewegung, in bezeichneter Richtung und mit größeren Zwischenräumen. Das Sammeln.
3. Die Bewegungen der Schützenlinie. Marsch!, Marsch Marsch! — Das Halten: Halt! Nieder! Hinlegen! — Das Zurückgehen: Kehrt marsch! — Das Frontmachen: Front! Front nieder! Front hinlegen! — Marsch halbrechts, halblinks, geradeaus. Marsch auf Marschrichtungspunkte. Der Sprung.



4. Das Einnehmen der Anschlagstellung, geradeaus und halbseitwärts. Das Einstellen und Umstellen der Visire. Die Anschlagsarten, stehend, liegend, knieend.
5. Die Feuerarten im Angriff und in der Vertheidigung. Die Salve, das langsame Feuer, das lebhafte Feuer, das Schnellfeuer. Das Stopfen. Das Weiterfeuern.

Vielleicht wirkt es auf den Besichtigenden ermüdend, von ein und derselben Abtheilung z. B. das Laden in den verschiedenen Arten zu sehen, weil zwischen den einzelnen Ausführungen stets das Entladen der Gewehre eingeschaltet werden müßte. Es würde sich in diesem Falle vielleicht empfehlen, bei Vorführungen den ganzen Stoff in der Weise zu gliedern, daß von jeder Abtheilung je ein Theil der aufgeführten Punkte zur Vorführung gelangt. In ähnlicher Weise sind ja auch die Gruppen unserer Freiübungen zusammengestellt. Dergestalt gebildete Gruppen haben außerdem den Vortheil, daß bei ihrer Vorführung jede Abtheilung sich in allen Theilen des Gefechtsdienstes zeigen kann. Dem Vorführenden möge es zum Anhalt dienen, daß er beispielsweise folgende Reihenfolge einhalten kann: Laden, Schwärmen, Bewegungen, Sprung, Visirstellung, Feuerart, Sammeln.

Wenn wir nunmehr einige solcher Gruppen, die sich als praktisch erwiesen haben, hier zur Anschauung bringen, so sind wir weit davon entfernt, irgend welche Ergänzungen des Reglements herbeiführen zu wollen. Es soll vielmehr nur veranschaulicht werden, in welcher Weise der Kompagniechef sich seinen Ausbildungsplan an der Hand des Reglements zurechtlegen könnte. Es sind nur versuchsweise die Kommandos und Forderungen der Allerhöchsten Vorschriften in zweckmäßig erscheinender Weise für den praktischen Gebrauch zusammengestellt, ähnlich wie unsere Gewehr- und Freiübungen, an welchen Niemand Anstoß nimmt, oder wie die Reihenfolge der Griffe bei Besichtigungen, die stillschweigend nach einer durch den Gebrauch eingebürgerten Reihenfolge vorgestellt zu werden pflegen.

1. Uebungsgruppe.

Stillgestanden! I, 2.
Bataillon soll chargiren — Geladen! I, 28.
Auf der Grundlinie Schwärmen! I, 124.
Marsch! I, 126.
Nieder! I, 37, 127.
Kehrt, Marsch! I, 126.
Front, hinlegen! I, 126, 127.
Die Rotte*) (Gruppe, Zug 2c.) Sprung! — Auf! Marsch, Marsch! I, 127.
Nieder! I, 37, 127.
Gerade aus, Kavallerie! — I, 130.
Visir 800! I, 130.
Schützenfeuer! I, 130.
Visir 700! I, 131.
Lebhafter feuern! I, 134.
Visir 600! I, 131.
Weiterfeuern! I, 131.
Stopfen! I, 131.
Auf! I, 99, 127.
Sammeln! I, 137. II, 45.

*) Die Abtheilung muß bezeichnet werden, I, 127, z. B. dritte Gruppe, zweiter Zug — Sprung!

2. Uebungsgruppe.

Stillgestanden! I, 2.
Nieder! I, 37, 127.
Bataillon soll chargiren — Geladen! I, 28.
Schwärmen! I, 123.
Halt! I, 123.
Kehrt, Marsch! I, 126.
Front, nieder! I, 126, 127.
Marsch, Marsch! I, 126.
Hinlegen! I, 37, 127.
Die Rotte (Gruppe, Zug ꝛc.) Sprung! — Auf! Marsch, Marsch! I, 127.
Hinlegen! I, 127.
Grade aus Kolonnen! — I, 130.
Visir 800! I, 130.
Fertig! I, 130.
Legt an! — Feuer! I, 30.
Geladen! I, 30.
Schützenfeuer! I, 130.
Visir 700! I, 131.
Lebhafter feuern! I, 134.
Pfiff! I, 131.
Marsch! I, 126.
Sammeln! I, 137. II, 45.

3. Uebungsgruppe.

Stillgestanden! I, 2.
Das Gewehr über! I, 21.
Hinlegen! I, 37, 127.
Bataillon soll chargiren — Geladen! I, 28.
Richtung auf die Windmühle halbrechts — Schwärmen! I, 123.
Marschrichtung auf die linke Ecke des Kasernenhofes! I, 126.
Gerade aus! I, 126.
Nieder! I, 37, 127.
Marsch, Marsch! I, 126.
Hinlegen! I, 37, 127.
Die Rotte (Gruppe, Zug ꝛc.) Sprung! — Auf! Marsch, Marsch! I, 127.
Hinlegen! I, 37, 127.
Halblinks Schützen! I, 130.
Visir 800! I, 130.
Schützenfeuer! I, 130.
Lebhafter feuern! I, 134.
Langsamer feuern! I, 134.
Visir 700! I, 131.
Stopfen! I, 134.
Auf! I, 99.
Sammeln! I, 137. II, 45.

4. Uebungsgruppe.

Stillgestanden! I, 2.
Das Gewehr über! I, 21.
Ohne Tritt — Marsch! I, 7.
Bataillon soll chargiren — Geladen! I, 28.
Mit 3 Schritt Zwischenraum — Schwärmen! I, 123.
Halt! I, 123.
Marsch! I, 126.
Nieder! I, 37, 127.
Die Rotte (Gruppe, Zug ꝛc.) Sprung! — Auf! Marsch, Marsch! I, 127.
Hinlegen! I, 37, 127.
Geradeaus Schützen! I, 130.
Visir 800! I, 130.
Schützenfeuer! I, 130.
Feind macht einen Sprung. I, 133.
Feind hat sich niedergelegt. I, 133.
Visir 700! I, 131.
Stopfen! I, 134.
Kehrt marsch! I, 126.
Sammeln! I, 137. II, 44—46.

Aehnliche Uebungsgruppen kann jeder Kompagniechef sich nach Bedarf in vielfacher Abwechselung selbst zusammenstellen.

Die Kommandos sind sämmtlich reglementarisch. Winke für die Ausführung dieser Kommandos zu geben, ist nicht unser Recht, sondern lediglich dasjenige des Ausbildenden, denn nur er ist berechtigt, den hier im Reglement absichtlich gelassenen Spielraum für die Ausbildung der ihm unterstellten Truppe auszufüllen.

Es möge aber an dieser Stelle nochmals darauf hingewiesen sein, daß dergleichen Uebungen nur dann einigen Uebungswerth besitzen, wenn die Ausführung eines jeden Kommandos jedem einzelnen Manne auf das Sorgfältigste und Gründlichste zuvor eingedrillt ist, so daß jeder, auch der geringste Fehler in der Ausführung ausgeschlossen erscheinen muß; dann erst können diese Uebungen zum Ausbilden der Rotten und Gruppen, E. R. 120, zur nutzbringenden Verwendung gelangen.

b. Schießausbildung.

α) Die Vorübung einer jeden kriegsmäßigen Schießausbildung ist das Schulschießen, welches dem Schützen den Gebrauch seiner Waffe lehren soll.

Es ist feststehend, daß die Deutsche Armee in der Vorübung auf den Schießständen recht Gutes leistet. Alle Instanzen wirken durch Ansetzen von Vergleichsschießen aller Art mehr oder weniger als treibende Kraft; eine überaus große Zeit wird auf diesen Dienstzweig verwendet; Urlaubsbewilligungen, Prämien und Schützenschnüre fördern den Wettbewerb. Die erste Forderung für die Schießausbildung, der Gebrauch der Waffe, wird unleugbar erreicht.

Der gute Scheibenschütze ist aber noch kein guter Gefechtsschütze. Ihn hierzu zu erziehen, dient die Ausbildung im:

β) gefechtsmäßigen Schießen.

Nachdem Rotten und Gruppen im formellen Gefechtsdienst auf dem Exerzirplatz sorgfältig ausexerzirt sind, können die Gruppen und Züge im Gelände für das Feuergefecht ausgebildet werden. Es sind dieses die Uebungen, welche gleichzeitig als Vorübungen für gefechtsmäßiges Schießen in der Gruppe und im Zuge dienen.

Bei diesem Theile der Ausbildung ist folgenden Punkten, welche jedem Unteroffizier und Schützen geläufig sein müssen, besondere Aufmerksamkeit zu schenken:

Wird eine Feuerstellung besetzt, sei es im Angriff oder in der Vertheidigung, so hat sich jeder Schütze zuerst zu überzeugen, ob er freies Schußfeld hat, indem er gerade aus, halbrechts und halblinks mit hohen Visiren anschlägt. Gras, Sträucher, die das Schußfeld behindern, beseitigt er; Steine oder dergleichen, die Verletzungen durch Splitter erzeugen können, wirft er hinter die Front. Er verschafft sich eine bequeme Körperlage, Auflagen für die Ellenbogen und das Gewehr und sucht gutes Schußfeld mit persönlicher Deckung zu verbinden.

Alle Rücksichten auf Deckung stehen denen auf Treffwirkung nach. Wer also im Liegen nichts sehen kann, muß sich zum Knieen oder Stehen erheben und dann erst wieder in Deckung laden.

Wenn der Führer die Entfernungen festlegt, schlagen die Schützen nach den bezeichneten Geländegegenständen mit den den genannten Entfernungen entsprechenden Visiren an.

Auf das Kommando zum Zurechtlegen der Patronen nehmen die Schützen die befohlene Anzahl von Packeten aus dem Tornister heraus und legen dieselben geschützt in die Nähe der Patroneneinlage, so daß sie sie mit Daumen und Zeigefinger schnell erfassen können. Die Patronen sind vor Staub und Schmutz zu schützen.

In der Regel wird in einer Schützenlinie das Schützenfeuer abgegeben, weil hierbei jeder Mann ruhig zielen und dann abkrümmen kann, wenn er das Ziel mit Sicherheit erfaßt hat; während er bei der Salve abkrümmen muß, auch wenn er das Ziel nicht fest erfaßt hat.

Die Salve findet hauptsächlich Verwendung zum Erschießen der Visirstellung, weil bei ihr die ganze Geschoßgarbe auf einen Punkt gerichtet ist und man die Aufschläge infolgedessen gut sehen kann, falls das Gelände es ermöglicht. Allerdings ist das Gelände nur selten so beschaffen, daß die Beobachtung eine gute ist. Eine Erschießung der Visirstellung ist ermöglicht in sandigem oder schneebedecktem Gelände, dagegen in Wiesenland ausgeschlossen.

Die Lebhaftigkeit des Schützenfeuers richtet sich nach der Gefährlichkeit, Sichtbarkeit und Entfernung der Ziele. Jenseits 1000 m wird nur auf Artillerie lebhaft gefeuert, selbst wenn sie gut gedeckt und schwer sichtbar ist. Ferner werden lebhaft beschossen: hohe, gut sichtbare Ziele aller Waffengattungen, weil sie gutes, schnelles Abkommen ermöglichen und weil die Augenblicke, in denen sich große Ziele zeigen, nur kurz sein werden und daher ausgenutzt werden müssen.

Langsam gefeuert wird auf kleine, schlecht sichtbare Ziele, z. B. liegende Schützen auf mittleren und selbst nahen Entfernungen.

Eine Schützenlinie feuert lebhaft, indem jeder Mann für sich ohne Rücksicht auf seinen Nebenmann feuert. Geladen wird aus der rechten Tasche und zwar stets mit größter Geschwindigkeit.

Eine Schützenlinie feuert langsam, indem zwei Nebenleute gemeinsame Sache machen, d. h. einer feuert, der andere beobachtet und darf, muß aber nicht feuern, wenn der Erstere geladen hat. Geladen wird aus der linken Tasche und zwar stets mit größter Geschwindigkeit.

Bei langsamem Feuern begiebt sich der Schütze zum Laden in Deckung.

Im Allgemeinen wird das Visir der Entfernung gewählt. Entfernung und Visirstellung treffen aber nicht immer zusammen, weil Witterungs-



einflüsse Hoch- und Kurzschuß erzeugen. Bei dicker Luft und Gegenwind ist Kurzschuß; bei dünner Luft und starkem Mitwind ist Hochschuß.

Jenseits 800 m wird in der Regel mit zwei Visiren geschossen, weil größere Schätzungsfehler vorkommen können und man dann doch die Aussicht hat, daß ein Visir zutrifft.

Die Schützen lassen im Gefecht grundsätzlich das Ziel aufsitzen; es sei denn, daß der Führer einen anderen Haltepunkt befiehlt. Dieses kann geschehen bei hohen Zielen, z. B. vor- oder zurückgehenden Schützen.

Sieht der Schütze, daß er mit dem befohlenen Visir bei Ziel aufsitzen stets zu hoch oder zu kurz schießt, so muß er dennoch Visir und Haltepunkt beibehalten, weil sonst dem Führer die Beobachtung der gesammten Geschoßgarbe unmöglich gemacht würde.

Sieht der Führer bei nahen Entfernungen und Schützenlinien mit weiten Zwischenräumen, daß die Geschoßgarben der Gewehre durch seitlichen Wind in die Zwischenräume der Scheiben geweht werden, so kommandirt er: Links (rechts) anhalten! Den Mannschaften ist diese Korrektur ohne Befehl verboten.

Der gefährlichste Feind des Schießens auf Batterien ist der Seitenwind. Auch der sichersten Feuerleitung ist es unmöglich, mit Sicherheit das Maß des Abtreibens durch den Wind zu bestimmen; Uebung allein vermag hier schnell und sicher die Erkenntniß zu geben, wie viel seitwärts des Zieles anzuhalten ist.

Auf bewegliche Ziele schlägt man am bequemsten freihändig an, weil man so dem Ziel unter Festhaltung des Haltepunktes folgen kann. Ist das Erheben des feindlichen Feuers wegen nicht ausführbar, so muß der Schütze seitwärts vor das Ziel anhalten. Das Maß des Anhaltens richtet sich nach der Entfernung und Geschwindigkeit des Zieles. Auch auf stehende Ziele muß angehalten werden, wenn der Wind die Geschoßgarbe seitwärts weht. Das kann auf 1000 m bei starkem Winde schon 10 m betragen. Das Kommando zum Anhalten giebt der Führer, er benutzt hierzu keine Metermaße, sondern das Ziel selbst, z. B. Geschützbreiten und -längen, weil der Schütze diese vor Augen hat und leichter abmessen kann. Auf lange zusammenhängende Ziele ist ein Anhalten unnöthig, weil das abweichende Geschoß die Nebenleute trifft. Gegen seitwärts fahrende Artillerie und seitwärts reitende Kavallerie ist es besonders wichtig, die Spitze der Abtheilungen zu treffen, weil durch die dort fallenden Pferde die Bewegung der Abtheilung gehemmt wird. Namentlich auf Straßen und Engwegen fahren sie sich alsdann fest und bilden ein hohes, stehendes Ziel, welches man bis auf die weitesten Entfernungen mit dem besten Erfolg beschießen kann.

Unter Feuervertheilung versteht man, daß das Feuer auf das Ziel so vertheilt wird, daß die feindliche Linie stets an allen Stellen Verluste er-

leidet. Auf sich besonders abhebende Ziele dürfen daher auch nur die diesen gegenüberliegenden Schützen feuern.

Wenn der Gegner sich zum Sprunge erhebt, so geht die Schützenlinie ohne Kommando sofort zum lebhaften Feuer über.

Verschwindet der Gegner, so stellt jeder Schütze ohne Kommando sofort das Feuer ein und erwartet gespannt sein Wiedererscheinen. Erscheint er wieder, so wird sofort ohne Kommando weiter gefeuert.

Ein Befehl zum Stopfen beim Verschwinden des Gegners ist nicht erforderlich, würde vielmehr nur ein Zeichen schlechter Feuerdisziplin sein und zeugen, daß Schützen geschossen haben, ohne ein Ziel zu sehen.

Der Führer kommandirt das Einstellen und Wiedereröffnen des Feuers nur, wenn er das Feuer auf ein anderes Ziel überleiten will. Auf den Befehl „Stopfen!" oder den Pfiff stellen die Schützen das Feuern und das Laden ein, setzen ab und richten ihre Aufmerksamkeit auf den Führer.

Eine feindliche liegende Schützenlinie, die sich von Zeit zu Zeit erhebt und wieder niederlegt, wird abwechselnd mit langsamem und lebhaftem Feuer beschossen.

Wenn der feuernde Gegner Verstärkungen von rückwärts erhält, so wird es sich nur dann ermöglichen, das Feuer auf diese Verstärkungen überzuleiten, wenn wir durch sein schlechtes Feuer keine oder fast keine Verluste erleiden. Dieses Ueberleiten des Feuers müßte alsdann der Führer befehlen. Das auf Artillerie abgegebene Fernfeuer wird abgeleitet, wenn uns auf nähere Entfernung Infanterie mit Feuer überschüttet.

Erfolgt das Kommando „Stopfen! Marsch!", so wird auf Stopfen! das Feuer und die Ladebewegung eingestellt; auf Marsch! wird gesichert, das Visir niedergelegt, rasch aufgerichtet und angetreten. Das Gewehr muß unbedingt gesichert sein; wer eine Ladehemmung hat, läßt es offen. Im feindlichen Feuer wird nur sprungweise vorgegangen. Kommandos und Ausführungen sind folgende:

1. Zug Stopfen! — Einstellung des Feuers und der Ladebewegung.

1. Zug Sprung! — Sichern bezw. Laden und Sichern, Visir niederlegen und fertig zum Sprung machen durch Aufstützen von Gewehr und linker Hand. Unterziehen des rechten Beines unter den Leib. Zug- und Gruppenführer vor die Front.

„Auf! Marsch, Marsch!" — Die Schützen erheben sich und stürzen vor.

Alle diese Thätigkeiten müssen mit der größten Geschwindigkeit ausgeführt werden, damit der Sprung möglichst beendet ist, bevor der Gegner zum wirksamen Feuer kommt.

Ist der Sprung beendet, so richtet sich der Schütze in der neuen Feuerstellung ein, stellt das Visir, erholt sich etwas vom Laufen und feuert weiter.

Grundsatz: Jeder Schuß, auch auf die weitesten Entfernungen, muß mit der größten Sorgfalt wie auf dem Schießstand abgegeben werden, als wenn der Schütze stets mit jedem Schuß einen Treffer erwarten könnte. Abtheilungen, die nicht so verfahren, fehlt es an Feuerdisziplin.

Sobald ausgeschwärmt wird, begeben sich die Schätzer zum Kompagnie- oder Zugführer. Beim Vorgehen können sie abwechselnd vorspringen, halten bleiben und das Gelände durch das Glas beobachten. In der Stellung liegt einer rechts und einer links vom Führer, so daß sie selbständig schätzen und dem Führer die Schätzung sagen können. Beim Festlegen der Entfernungen sowie beim Auftauchen des Zieles schätzen und melden sie. Beim Befeuern des Zieles beobachten sie den Sitz der Geschoßgarbe, passen auf Veränderungen im Ziel auf und beobachten das Gelände auf neu auftauchende Ziele hin. Sie melden Alles, was sie bemerken. Am Feuergefecht betheiligen sie sich nur, wenn es der Führer ausdrücklich befiehlt; also wohl im Augenblick der Entscheidung, kurz vor dem Sturmanlauf, oder wenn der Gegner anläuft oder wenn Kavallerie vorbricht &c.

Der Gruppenführer hat darauf zu achten, daß seine Leute das richtige Visir stellen und das befohlene Ziel befeuern. Ist das Feuer eröffnet, so sieht er sich die ganze Linie des Gegners an, legt sich von dem Theile, der ihm gegenüberliegt, eine Gruppenbreite fest und bezeichnet deren Ausdehnung seiner Gruppe mit Hülfe von Geländepunkten. Am besten liegt er inmitten seiner Gruppe, so daß er hinter den Köpfen seiner Leute entlangrufen kann. Sein Glas benutzt er, wenn er die Feuervertheilung vornehmen will, z. B. wenn er das Geschütz abzählen will, auf welches seine Gruppe zu schießen hat, oder wenn er den Sitz der Geschoßgarbe beobachten will. Bei dem Beschuß beweglicher Ziele ist der Gebrauch des Glases zu unterlassen, weil hier das Umstellen der Visire so schnell erfolgt, daß er besser thut, auf den Führer zu schauen, um dessen Befehle recht schnell weitergeben zu können.

Die Zugführer sind dafür verantwortlich, daß ihre Befehle unter allen Umständen durchdringen und ausgeführt werden. Sie müssen daher mit aller Lungenkraft und so lange kommandiren, bis der Befehl ausgeführt ist. Wird nicht geschossen, so kommandirt der Gruppenführer nur nach, wenn er den Befehl nur schwach gehört hat; während des Feuers wird er stets nachkommandiren, damit der Befehl an die Nachbargruppen gelangt. Dieses hat so lange zu erfolgen, bis der Nebengruppenführer das Gegenzeichen giebt, daß er richtig verstanden hat. Stopfen! (Pfiff) wird er so lange nachkommandiren, bis der letzte Schuß nicht nur in seiner Gruppe, sondern in der ganzen Abtheilung gefallen ist. Bezieht sich das Kommando auf einen Theil der Abtheilung, so muß es ganz nachkommandirt werden; z. B. erster Zug, stopfen! weil sonst die ganze Kompagnie stopfen würde.

Auf das Kommando: **Stopfen! Gewehr in Ruh! Auf!** sichert der Schütze, bezw. ladet und sichert, legt das Visir nieder, steht kurz auf unter Heranziehen des rechten Fußes an den linken und rührt sofort.

Alle diese Uebungen sind nicht nur zum Gegenstande des theoretischen Unterrichts, sondern auch der praktischen Ausbildung zu machen, so daß sie jedem Offizier, Unteroffizier und Schützen durchaus bekannt und geläufig sind. Ihre genaue Kenntniß ist wiederholt von Seiten der Vorgesetzten zum Gegenstande eingehendster Prüfung zu machen. Nur auf diesem Wege kann eine Kompagnie dahin gelangen, daß sie an ihrem Hauptbesichtigungstage, dem Tage des Prüfungsschießens, den Anforderungen entspricht, die jeder Vorgesetzte auf Grund der Allerhöchsten Bestimmungen zu fordern berechtigt — sogar verpflichtet ist.

Was das gefechtsmäßige **Einzelschießen** anbelangt, so können wir uns hier kurz fassen:

Bei dem ungeleiteten Feuer muß der Schütze sich den Haltepunkt selbst wählen. Eine Instruktion über die Flugbahn des Geschosses wird ihm am besten lehren, wie er hierbei zu verfahren hat.

Sonst kommt der einzelne Mann im Kriege nur sehr selten in die Lage, von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Trifft er überraschend auf einen Gegner, so handelt es sich um Abgabe eines schnellen Schusses auf nächste Entfernungen. Das lernt er in der Vorübung auf dem Schießstande. Patrouillen werden im Kriege von Unteroffizieren geführt und sollen grundsätzlich nicht schießen, außer zum Zwecke der Alarmirung. Hierbei werden keine Treffer gefordert.

Mit Bezug auf die Schlacht müssen wir das Einzelschießen (die Zwei-Seelen-Theorie) sogar als schädlich bezeichnen, weil es dem Schützen für diese, seine Hauptkriegsthätigkeit, falsche Lehren giebt.

Das Einzelschießen belehrt den Mann, auf kleine Ziele dürfe er nur bis 250 m feuern, „denn er soll nur innerhalb der Trefferwahrscheinlichkeitsgrenzen schießen, behufs Förderung des Vertrauens des Schützen zur eigenen Schießfertigkeit und zu seiner Waffe, weshalb der Leitende über diese unterrichtet sein muß". — Das Gefechtsschießen dagegen fordert, daß das Schießen auf kleine Ziele (niedrige Schützenlinien) auf mittleren Entfernungen, also jenseits 600 m, in besonders häufigem Maße stattzufinden hat.

Bei dem Einzelschießen wird dem Schützen beigebracht, sobald sich ein neues Ziel zeigt, schnell das richtige Visir zu wählen; — beim Gefechtsschießen wird er bestraft, wenn er eigenmächtig ein Visir ohne gegebenen Befehl umstellt.

Bei dem Einzelschießen soll er, falls mehrere Ziele erscheinen, dasjenige beschießen, welches ihm als das gefährlichste erscheint; — beim Gefechts-



schießen wird ihm das zu beschießende Ziel befohlen, ohne Rücksicht auf andere, von ihm viel gefürchtetere Ziele ꝛc.

Das Einzelgefechtsschießen gehört demnach zu den Theilen der Ausbildung, die auf dem Gefechtsfelde abzustreifen sind.

Nach den Erfahrungen in Transvaal und China könnte man leicht geneigt sein, über dasselbe günstiger zu urtheilen. Aber man vergesse nicht, daß der Transvaalboer das Abtheilungsschießen überhaupt nicht kennt, dagegen mit seiner Flinte sein ganzes Leben hindurch einzeln geschossen hat, während uns nur 15 Patronen zum Verbrauch in den Trefferwahrscheinlichkeitsgrenzen zur Verfügung stehen. In China handelte es sich ebenfalls um Ausnahmefälle, so daß wir im Gegentheil die Lehre aus diesen „kleinen Kriegen" ziehen können, daß die dortigen Erscheinungen sich auf moderne Europäische Verhältnisse nicht übertragen lassen.

D. Der Sturmanlauf.

Erst wenn der Gegner durch die Ueberlegenheit unseres Feuers so mürbe gemacht worden ist, daß man seinen Widerstand als gebrochen fühlt, ist die Zeit gekommen, sich auf ihn zu stürzen. Ein zu frühes Vorbrechen zum Sturm würde nur zu ungeheuren Verlusten unsererseits führen und dem Grundsatze nicht entsprechen, daß das Infanteriegefecht durch die Feuerwirkung entschieden wird. Trotzdem muß es unsere bewußte Absicht bleiben, in unsern Leuten die Ueberzeugung zu erwecken, daß wir, wie in früheren Kriegen, mit unserem Hurra und aufgepflanztem Seitengewehr jeden Gegner über den Haufen rennen können. Auch soll der Feind, wie bisher, damit rechnen, daß er unser Hurra nicht aushalten kann, und dieses Gefühl auf seine Treffsicherheit und Widerstandskraft nachtheilig einwirken. Hier ist der Ort, wo der in der Ausbildung und in der Disziplin anerzogene Furor teutonicus in glänzendster Weise zur Entladung kommen kann.

Eines reglementarischen Punktes nur möchten wir an dieser Stelle gedenken. Sache der Führung ist es, die stürmende Truppe an allen Punkten bis in die feindliche Stellung hineinzubringen. Jedes zu frühe Unterbrechen dieser Bewegung kann zum allgemeinen Rückschlage führen. Nach I, 180 sollen die Tambours nach Beendigung des Sturmanlaufs geschlossener Abtheilungen, welche den Schützenlinien dicht auf dem Fuße gefolgt sind, einen Wirbel schlagen. Die Gefahr liegt nahe, daß dieses Schlußzeichen des Anlaufs diesen auch an solchen Stellen unterbrechen kann, an welchen die Entscheidung noch nicht gefallen ist. Infolgedessen erfreut sich dieser Wirbel in der Armee mit Recht eines gewissen Mißtrauens. Am besten wäre es freilich, wenn der Wirbel abgeschafft würde, da er keinen Zweck mehr erfüllt. Solange er aber zu Recht besteht, ist seine Gefährlichkeit mit Hülfe des Reglements leicht zu beseitigen.

Die Spielleute schlagen nach III, 47 ohne Weiteres nur, „wenn das Gewehr zum Sturm genommen wird". „In allen anderen Fällen schlagen sie im Gefecht erst auf Kommando des Kompagnieführers bezw. des Führers des Unterstützungstrupps." Somit ist es lediglich Sache des Führers, den Siegeswirbel erst dann zu befehlen, wenn jede Gefahr eines Unglücks sicher ausgeschlossen ist. Eigenmächtigkeiten der Tambours ist, den ernsten Folgen entsprechend, mit Strenge entgegenzutreten.

E. Die Verfolgung.

Sache der Einzelausbildung muß es sein, jeden Mann zu überzeugen, wie werthvoll es ist, den zurückgehenden Gegner durch das Verfolgungsfeuer zu vernichten, um hierdurch in ihm das Bestreben zu erwecken, sich unbedingt und möglichst bald an demselben zu betheiligen. In diesem Augenblicke gilt es, die Früchte des blutigen Angriffskampfes einzusammeln. Vor Allem aber müssen die Maschinengewehre, den die Verfolgung einleitenden Schützenlinien weit vorauseilend, auf die Punkte hin in Thätigkeit gebracht werden, wo der Gegner in der Absicht, sich zu sammeln, größere Ziele bietet. Hier werden diese Hyänen des Schlachtfeldes die denkbar größten Erfolge erzielen.

Schluß.

Hiermit sind wir am Ende der Forderungen angelangt, welche der Krieg an eine gute Schlachteninfanterie stellt. Wir haben festgestellt, daß der Erziehung und Mannszucht fortgesetzt und in erweitertem Umfange die allergrößte Sorgfalt zu widmen ist; daß wir in der Erlangung einer guten Marschfertigkeit rationell zu verfahren haben, und daß wir besonderen Werth auf den exerzirmäßigen Aufbau für das Gefecht und auf gründlichste Durchbildung von Führer und Truppen im Feuergefechte legen müssen. Es kann also unser übliches jährliches Ausbildungspensum zu Gunsten dieser wirklichen Forderungen des Krieges wesentlich eingeschränkt und das wahrhaft Nothwendige mit um so größerer Sorgfalt und Gründlichkeit geübt werden.

Solange die Aera der Millionenheere dauern wird, werden wir mit dem nicht überhohen Durchschnittsintellekt solcher Massen zu rechnen haben und daher nur die einfachsten Ansprüche in der Ausbildung erheben dürfen. Gegen die vorstehend entwickelten Anforderungen wird sich auch von diesem Gesichtspunkte aus kaum etwas einwenden lassen. Disziplin kann jedem Soldaten beigebracht werden, sei es durch Liebe, sei es durch Furcht; Marschiren lernt jeder Gesunde, und auch Schießen kann, soweit es die Massenschlacht fordert, jeder Mensch lernen. Es bleibt also nur noch das Drillen aller der Formen und Thätigkeiten, welcher wir in der Schlacht bedürfen. Diese müssen so fortgesetzt und gründlichst geübt werden, daß sie jedem Einzelnen in Fleisch und Blut übergehen. Sie ununterbrochener Uebung zu

unterwerfen, sei unser tägliches Brot, da sie an Bedeutung alle anderen Dienstzweige in den Schatten stellen. Hier sei fortan das eigentliche Feld unserer Friedensthätigkeit! Von dem Grade, welchen wir unserer Gefechtsdressur geben können, hängt der Werth unserer Armee ab. An ihr können wir auch ihre Disziplin am sichersten prüfen, denn an ihr wird in der Schlacht die Truppe gemessen werden.

Die Truppe, welche auf dem Paradefelde genügt, muß ihre Befähigung als Schlachtentruppe noch auf dem Kampffelde beweisen; derjenigen Truppe aber, die sich in der Schlacht bewährt hat, wird Volk und Vaterland auf jedem Paradefelde mit dankbarem Herzen zujubeln.

Die Schlacht bei Dhomokos am 17. Mai 1897,

besonders das Verhalten der Avantgardenbrigade,

nach meinen eigenen Erlebnissen.*)

von

Mehmed Ferid Bey,

Oberleutnant à la suite der Armee, kommandirt zur Dienstleistung beim Infanterieregiment Graf Bose (1. Thüring.) Nr. 31.

(Mit einer Kartenskizze.)

Als die aus den Linienregimentern Nr. 14 und 15 bestehende, acht Bataillone starke „Mauserbrigade“, deren Gefechte am 17. Mai 1897 den besonderen Gegenstand der Schilderungen meiner Kriegserlebnisse bilden soll, den Thessalischen Kriegsschauplatz betrat, waren die beiden ersten Perioden des Krieges, nämlich die Kämpfe an der Grenze und die Kämpfe in der Linie Velestinon—Pharsala beendet und zur dritten Periode, der Schlacht bei Dhomokos und den Kämpfen an der Othrys-Linie, die Vorbereitungen getroffen worden.

Die Operation bei Pharsala hatte mit dem Rückzuge der Griechen am 6. Mai geendet. Seitdem waren zehn Tage vergangen, die dem Gegner Zeit gewährten, sich einerseits zu einem Vertheidigungsgefechte ordentlich vorzubereiten, Verstärkungen aus Athen heranzuziehen und andrerseits auch die befreundeten Mächte, besonders Rußland, um Intervention zu bitten.

Diese Frist von zehn Tagen hatte weiter den Griechen Gelegenheit gegeben, die Stellung bei Dhomokos ausgiebig zu verstärken, so daß dadurch die Schlacht, an welcher auch ich als Ordonnanzoffizier beim Stabe der Mauserbrigade theilnahm, einen blutigen und hartnäckigen Charakter bekam.

Während dieser Zeit wurden Türkischerseits die Städte Volo, Trikkala und Kardhitsa besetzt und genügender Schießbedarf und ausreichende Verpflegungsmittel nach Larissa geschafft; denn es hatte sich herausgestellt, daß in der Schlacht bei Pharsala Munitions- und Verpflegungsergänzung in bedenklicher Weise versagt hatte. Ferner wurde unsere Brigade vorgeholt, die 7. Infanteriedivision mobilisirt. Nach 44stündiger Eisenbahnfahrt und

---

*) Als Garnisonvortrag gehalten am 12. Mai 1901 in Altona.



9tägigem Marsche kam unsere Brigade am 16. Mai um 2 Uhr nachmittags von Adrianopel in Kütschük Achmedli*) an.

Vom rechten Flügel angefangen, stand an diesem Tage die Türkische Armee gegen Abend folgendermaßen: 1. Division (Hairi Pascha) 18 Bataillone, 1 Eskadron, 3 Batterien stark bei Demirli; 2. Division (Neschat Pascha) 14 Bataillone, 1 Eskadron, 3 Batterien bei Büjük Achmedli, links derselben unsere Nisambrigade (Nuri Pascha) 8 Bataillone. Die 3. Division (Memduh Pascha) 15 Bataillone, 1 Eskadron, 3 Batterien am linken Flügel bei Aschaghy Tschadyrly. Die 4. Division stand mit ihrer zweiten Brigade als Reserve in Bairakly, nördlich Pharsala, ihre erste Brigade war zur Besetzung der eroberten Städte zurückgelassen; die 5. Division (Hakki Pascha) 15 Bataillone, 1 Eskadron, 3 Batterien, östlich abgesondert, bei Velestinon; die 6. Division (Hamdy Pascha) 16 Bataillone, 1 Eskadron, 3 Batterien bei und östlich Pharsala. Die 7. Division, 16 Bataillone, noch im Anmarsche, betrat den Kriegsschauplatz erst nach dem Waffenstillstande. Die Kavalleriedivision (Suleiman Pascha), 20 Eskadrons, 3 reitende Batterien, stand bei Gusgunary; die Armeeartillerie (Riza Pascha) 9 Batterien nördlich von Pharsala. Das Hauptquartier befand sich zu Tekke.

Mit Ausnahme der frischen acht Linienbataillone, welche mit dem Mausermagazingewehr (Kaliber 9,5 mm) bewaffnet waren, hatte die Infanterie Martini-Henrigewehre. Ohne die 7. Division zählte die Operationsarmee bei Dhomokos 107 Infanteriebataillone. Die Bataillonsstärken waren sehr verschieden, je nach den Verlusten in den vorhergegangenen Gefechten und etwaigen Detachirungen zu Etappenzwecken, Gefangenentransporten, Krankenpflege u. s. w. Im Allgemeinen betrug die Stärke der Bataillone 600 Mann.

Die Artillerie zählte im Ganzen 24 Feld-, 3 Bergbatterien und eine Haubitzbatterie. Die gesammte Feldartillerie führte Kruppsche 8,7 cm-Feldgeschütze, mit Ausnahme der reitenden Batterien, welche mit einem 7,5 cm-Geschütz gleicher Konstruktion ausgerüstet waren. Die Bergbatterien waren mit einem 7,5 cm-Geschütz Türkischer Herstellung bewaffnet. Sämmtliche Batterien hatten sechs Geschütze. Von den 36 neuen 12 cm-Haubitzen, welche der dritte Armeebezirk besaß, ist leider nur eine Batterie zu sechs Geschützen in dieser Schlacht zur Verwendung gekommen. Die Kavallerie und die Artillerie, ebenso wie der größte Theil der Infanterie gehörten zum dritten Armeebezirke.**)

Der Oberbefehlshaber, Edhem Pascha, hielt mit seinen sämmtlichen Generalen im Stabsquartiere der 2. Division am 15. Mai abends einen Kriegsrath ab.

---

*) Vergl. Skizze der Stellung der Armee am 17. Mai früh.

**) Die Türkei ist in sieben Armeebezirke getheilt, welche wiederum in je zwei Nisam- (d. h. Linien-), vier Redif- (Landwehr-), zwei Mustahfiz- (Landsturm-) Divisionen erfallen.

Die Griechische Stellung war folgendermaßen besetzt: Zwischen Busy und Pyrnar*) stand der Griechische Oberst Mastrapas mit seiner Brigade, welche das 4. Regiment mit einer Gebirgsbatterie in die Kassidiari-Berge nach Guedik und Tschatma vorgeschoben, das 7. Evzonenbataillon nach Kodjeli entsendet hatte. Bei Pyrnar waren drei Feldbatterien in Einschnitten aufgestellt, um die Straße nach Pharsala zu bestreichen. Das 5. Regiment bildete bei Busy den Rückhalt. Links schloß sich beim Han (Gasthaus) von Pyrnar die Brigade Antoniades an, welche mit dem 3. Regiment und dem 9. Reservebataillon Skarmitsa, mit dem 11. Regiment und dem 9. Evzonenbataillon Velisiotae sowie die angrenzenden Höhen besetzt hielt. Eine Gebirgsbatterie stand in Skarmitsa, dann folgte die Brigade Kaklamanos mit den Hauptkräften und der Gebirgsbatterie in Aschagha Agoriany. Diese beiden Brigaden bildeten zur Zeit die 2. Division unter Oberst Mavromichalis vereinigt, der sein Divisionsstabsquartier bei Skarmitsa hatte.

Das Detachement Tertipis — drei Bataillone, eine Gebirgsbatterie — bildete bei Masli die äußerste Linke und sicherte zugleich die Flanke in der Tschamasch-Enge. Die verstärkte Brigade Dimopulos, etwa 12 Bataillone, bildete bei Dhomokos die Hauptreserve.

Die Brigade Smolenski — 9 Bataillone, 1 Eskadron, 2 Batterien — hatte Befehl, die Gebirgspässe südlich Halmyros zu halten und so die Verbindung mit dem Meere zu sichern.

Die Griechen waren durch Französische Instrukteure und in Frankreich erzogene Griechische Offiziere ausgebildet und mit dem Französischen Grasgewehre bewaffnet. Ihre Zahl schätzte man unsererseits auf 22 Bataillone, thatsächlich aber hatten sie, die Brigade Smolenski mitgerechnet, 46 Bataillone. Während die Türkischen Regimenter je vier Bataillone zählten, waren die Griechischen zu je drei Bataillonen formirt, letztere aber mit etwa doppelt so starker Kopfzahl (1000 Mann und darüber). Die Gesammtstärke der Griechen bei Dhomokos mag über 40 000 Mann betragen haben. Es sei bei dieser Gelegenheit gestattet, einen seiner Zeit weit verbreiteten Irrthum richtig zu stellen: Die Griechische Armee wurde von verschiedenen Karikaturzeichnern als ein Lamm vor einem wüthenden Kameel dargestellt, was bedeuten sollte, daß Griechenland ohne Weiteres durch die Uebermacht der Türken erdrückt würde. Dieser Vergleich muß als durchaus unzutreffend bezeichnet werden. Es könnte erscheinen, als ob die Türkische Armee leichtes Spiel mit einem bedeutend unterlegenen Gegner gehabt hätte. Dieses war aber keineswegs der Fall, denn Griechenland hatte seine ganze Armee mobilisirt, während die Türkei höchstens ein Achtel ihrer Armee mobilisirt hatte und dem über 40 000 Mann starken Gegner bei Dhomokos höchstens 60 000 Mann gegenüberstellen konnte. — Bedeutend war dagegen das moralische Uebergewicht der Türken über die Griechen.

*) Vergl. Plan der Schlacht bei Dhomokos.



Der Deutsche Major Falkner v. Sonnenberg schrieb darüber an die „Münchener Neuesten Nachrichten“ am 4. April aus Saloniki:

„Es wirkt erfrischend, wenn man, aus dem leidenschaftlich erregten Griechenland kommend, zuerst den Türkischen Boden betritt. Hier ist Alles Ruhe, Gemessenheit und Besonnenheit, vor allem Anderen aber Ordnung und Gehorsam! Statt des theatralischen Wesens der Griechen aller Stände empfindet man vom ersten Augenblicke an die wirklich angeborene Würde eines seit Jahrhunderten herrschenden Volksstammes; statt des impotenten Willens dort tritt dem Beobachter hier thatsächliche Kraft und Macht gegenüber; fast sind es die Gegensätze, die zwischen Emporkömmling und alterebtem Besitz bestehen, die den Charakter der beiden feindlichen Völker unterscheiden.“

Im Türkischen Hauptquartier unterschätzte man die Stärke der Griechen keineswegs. Die Generale mit älteren Erfahrungen hatten sogar im Kriegsrathe die Ansicht ausgesprochen, es möge die Ankunft der 7. Infanteriedivision erwartet werden, um für den Angriff möglichst stark zu sein. Es wurde darauf hingewiesen, daß im heutigen modernen Kriege ein Angriff gegen eine derartig vorbereitete, starke Stellung mindestens eine dreifache Stärke brauche, daß die Russen von 35 000 Türken in Plewna viermal mit großen Verlusten zurückgeschlagen waren, obschon sie nach dem Anschlusse der 40 000 Mann starken Rumänischen Armee und der Ankunft der ganzen Russischen Garde mehr als vierfache Ueberlegenheit besaßen. Den höheren Generalstabsoffizieren, unter welchen einige in Deutschland und sehr viele in der Türkischen, von v. der Goltz-Pascha umgestalteten Militär- und Generalstabsschule ausgebildet waren, gelang es schließlich, im Kriegsrathe den Beschluß eines sofortigen Angriffs durchzusetzen. Edhem Pascha gab selbständig den folgenden, von seinem Generalstabe vorbereiteten Befehl:

„Armee von Elassona! Hauptquartier Tekke, den 16. Mai 1897,
11 Uhr vormittags.

Armeebefehl Nr. 5.

1. Der Gegner, etwa 22 Bataillone und 4 Batterien stark, hält die Höhen von Thomokos besetzt. Außerdem sind die auf seinem rechten Flügel gelegenen Tsiatma-Berge (das Khassidiari-Gebirge), auf seinem linken Flügel verschiedene Punkte, bis zur Tschamasch-Enge hin, durch kleinere entsendete Abtheilungen besetzt.

2. Die Armee ergreift morgen am 17. die Offensive, um den feindlichen rechten Flügel zu umfassen.

3. Die Division Hairi Pascha bricht um 5 Uhr früh von Demirli auf, schlägt den Weg, der westlich Bekriler nach Tschiftlari führt, ein und geht in der allgemeinen Richtung auf Velisiotae und Skarmitsa gegen den linken Flügel der feindlichen Hauptstellung vor. Sie bildet ein starkes, rechtes Seitendetachement, hinter dessen rechtem Flügel sich die Freiwilligen

aus Prischtina befinden, läßt auf dem rechten Flügel durch die Divisionskavallerie (außer der selbständigen Kavalleriedivision) ununterbrochen aufklären und weist die dort auftretenden feindlichen Kräfte zurück. Es kommt darauf an, daß der Vormarsch der Division unter keinen Umständen durch den Feind gehindert wird.

Die Bergbatterie der Division Neschat ist der Division Hairi zuzutheilen.

4. Die kombinirte Division unter Neschat Pascha, welche aus der Nisambrigade Nury und einer Brigade der 2. Division zu formiren ist, bricht von Achmedli auf, gelangt an die Chaussee, die sie dann einzuschlagen hat, und geht geradenwegs auf Dhomokos vor.

Sie bildet ein zwei Bataillone starkes linkes Seitendetachement, das den Weg Vrysia—Vardali—Karol-Oba einschlägt und die Höhen von Tsiatma durch kleinere Infanterie-Streifkolonnen (Patrouillen) beobachten läßt. (Das Schießen ist möglichst zu vermeiden.)

Es wird empfohlen, daß die Nisambrigade an der Tete der kombinirten Division marschirt, und daß das linke Seitendetachement, welches auf gleicher Höhe mit der Avantgarde der Division vorrücken soll, von der anderen Brigade gegeben wird, damit die Nisambrigade geschlossen bleibt.

Die Armeeartillerie folgt unmittelbar der Kolonne Neschat, die zur Sicherung derselben ein Bataillon von dem hintersten Regiment zu entsenden hat. Dieses Bataillon befindet sich hinter der Armeeartillerie.

Die Division Neschat bricht so auf, daß sie mit ihrer Spitze etwa 1 km gegen diejenige der Division Hairi zurückbleibt. Die andere Brigade der 2. Division marschirt, unter Befehl des Oberst Sabit, nachdem die Armeeartillerie an ihr vorbeigefahren ist, als allgemeine Reserve des rechten Flügels auf Hadji Omar. Dort stellt sie sich marschbereit auf.

5. Aufgabe der Kolonnen Hairi und Neschat für den 17. Mai ist es, sich der Vorpositionen, die vom Gegner in der Ebene besetzt sind, zu bemächtigen, die feindliche Hauptstellung unter starkes Geschützfeuer zu nehmen und größere Kräfte des Gegners auf sich zu ziehen.

Sollte der Feind vor ihnen sehr schwach sein oder sogleich den Rückzug antreten, so wird derselbe energisch verfolgt.

6. Die Brigade Hassan der Division Hamdy (6.) bricht von Pharsala auf, marschirt über Risi in Richtung auf Tsiatma und versucht, die hohen Bergspitzen des Khassidiari Dagh in Besitz zu nehmen. Die Brigade Mashar Pascha geht, das Dorf Yokary Tschadyrly links lassend, direkt über den Bergsattel zwischen Papasly und dem Khassidiari Dagh gegen Ketikli vor.

7. Die rechte Flügelbrigade der Division Memduh (3.) besetzt die Höhen zwischen Yokary Tschadyrly, Guedik (Ketikli), Barobaschy; die linke Flügelbrigade derselben geht von ihrem Lager zwischen Aichaghy Tschadyrly und Kolukli über Ayidjik Deghirmen in der allgemeinen Richtung auf Kotscharly vor.



8. Die Vortruppen der Divisionen Hamdy und Memduh brechen morgen um 5 Uhr früh auf; die Aufbruchszeit der Brigaden wird den Divisionen überlassen.

Es kommt darauf an, daß die Höhe 790, nordwestlich Tsiatma, sowie die Linie Guedik—Kotscharly bis zum 17. Mai abends in unseren Händen ist.

Steht der rechte Flügel der Armee bereits im heftigen Kampfe mit dem Gegner, so müssen die beiden letztgenannten Divisionen den Feind energisch angreifen und, wenn er weicht, unverzüglich verfolgen.

Dieselben haben fortwährend in Verbindung zu bleiben und sich gegenseitig zu unterstützen.

Die Division Memduh schiebt eine aus Freiwilligen zu formirende Infanterie-Streifkolonne wenn möglich in der Richtung auf den Furka-Paß vor.

Sie läßt die Richtungen Kütschük—Tschinarly—Dere, Halmyros und Velestinon durch ein Bataillon beobachten, bezüglich sichern, das sich in einer bei Derendeli auszuwählenden Stellung einrichtet.'

Ihre Divisionskavallerie, die heute Abend noch verstärkt werden soll, klärt morgen, von 3 Uhr früh ab, gegen Velestinon, Halmyros sowie in den anderen Richtungen auf.

9. Die Reservebrigade Haider Pascha bricht morgen um 5 Uhr früh von Bairakly auf, geht, als Rückhalt der beiden Divisionen Hamdy und Memduh, an den Gabelpunkt der Wege von Aschaghy und Jokary Tschadyrly (2 km nordöstlich von Jokary Tschadyrly) vor und erwartet dort weitere Befehle. Das Bataillon Salonik von dieser Brigade, das sich in Tschormakly befindet, folgt nach den Höhen von Tekke und sichert von dort aus die Wege, die von Pharsala nach Larissa führen.

10. Die Divisionen Hamdy und Memduh werden, nachdem sie, wie oben gesagt, in der Linie Höhe 790 — Kotscharly eingetroffen sind, ihre Truppen geschlossen halten. Sie nehmen Stellungen, in denen sie dem Gegner nöthigenfalls widerstehen können, und gehen im Falle eines Angriffes gesammelt vor.

Alle Truppenkommandeure sind hierfür verantwortlich. Da diese Divisionen nicht mit einzelnen Brigaden hintereinander, sondern nebeneinander vorrücken, so können sie nöthigenfalls ein bis zwei Bataillone als Reserve ausscheiden.

11. Die Kavalleriedivision bricht morgen um 4 Uhr früh auf, reitet über Hadji Omar, Tsioba vor und klärt gegen Dhomokos auf. Sie begiebt sich bei Beginn des bevorstehenden Kampfes hinter die Division Hairi, um den rechten Flügel der Armee zu sichern.

Vor ihrem Aufbruch aus dem Lager sendet sie über Risi, über Tsioba, Köprüdjyk, Pasaraki Offizierpatrouillen gegen den Feind voraus. Diese melden ihre Nachrichten der Division Hairi und dem Armee-Oberkommando gleichzeitig.

Die Kavalleriedivision sendet der Division Memduh noch heute, den 16., eine 50 Reiter starke Eskadron, die bis 8 Uhr abends zu Tatarly im Divisionsstabsquartier einzutreffen hat.

12. Die reitenden Batterien begleiten die Reservebrigade des rechten Flügels (Sabit), welche von der 2. Division abgezweigt ist.

13. In Pharsala wird schleunigst ein Artillerie-Munitionspark eingerichtet (für jedes Geschütz 30 Geschosse gerechnet).

Für jedes Bataillon der Avantgarde folgen unmittelbar hinter dieser Tragthiere mit 60 Kisten Patronen. Die Tragthiere mit der Munition des Gros versammeln sich hinter den einzelnen Regimentern.

Die übrigen Munitionskolonnen folgen eine Stunde hinter den betreffenden Divisionen.

Die Munition der Armeeartillerie bleibt mit derjenigen der kombinirten Division Neschat vereinigt.

14. Die Bagagen nebst den Zelten der Truppentheile bleiben, bis neue Befehle erlassen werden, in ihren jetzigen Lagern gesammelt liegen.

Die Mannschaften führen eine dreitägige Zwiebackportion bei sich; nöthigenfalls nehmen sie Mehl oder Reis mit.

15. Der optische Telegraphenapparat der Division Neschat ist an die Division Hairi abzugeben. Die letzte sowie die Division Hamdy setzen sich mit der Haupt-Telegraphenstation des Armee-Oberkommandos in Verbindung.

16. Das Armee-Oberkommando bricht morgen um 5 Uhr früh von Tekke auf und folgt der Kolonne Neschat Pascha.

Der Oberbefehlshaber.

Edhem."

Verschiedene Punkte des Befehls, so z. B. die Mahnung, daß wenn der Feind weiche, er gleich zu verfolgen sei, daß die Divisionen Verbindung halten und sich gegenseitig unterstützen sollten, würden nach den in der Deutschen Armee geltenden Grundsätzen überflüssig erscheinen. Unsere Armeeführung aber hatte mit ganz anderen Schwierigkeiten, als man sie hier gewohnt ist, zu kämpfen. Die höheren Kommandeure, besonders Edhem Pascha, durften sich nicht darauf beschränken, zu befehlen, sondern mußten auch zugleich erläutern, belehren, und trotzdem waren sie gegen verhängnißvolle Mißverständnisse nicht gesichert.

In der Kritik dieses Armeebefehls sagt v. der Goltz:

„Die Moltkesche Kürze fehlt, sie hätte indeß kaum Gutes gewirkt, sondern würde unverstanden geblieben sein. Recht lebhaft empfindet man bei Durchlesung dieses Befehls, von welch unendlichem Werthe die gleichmäßige Schulung aller höheren Führer einer Armee durch regelmäßige Truppenübungen ist und wie sehr dieselbe Alles erleichtert. Deutlicher noch erkennt man die Gefahren, welche der Mangel daran in sich birgt, mögen die leitenden Personen noch so intelligent und allgemein gebildet sein."



Die starken Biwakfeuer, welche die ganze Nacht unterhalten wurden, sollten die Aufmerksamkeit des Gegners auf die Frontseite lenken, bis die Umfassungskolonne am 17. Mai früh die auf der Skizze gezeichnete Stellung einnahm. Diese Kolonne, erst abends nach dem Einbruch der Dunkelheit abgesandt, hatte Befehl, jede verdächtige Bewegung zu vermeiden; jedes Feuer, selbst das Cigaretten- und Pfeifenrauchen im Freien, war streng verboten.

Wir bekamen von unserer Division einen Divisionsbefehl, der auf Grund des Armeebefehls entworfen worden war. Er lautet wie folgt:

„An die Nisambrigade.

2. Infanteriedivision. Divisionslager bei Kütschük Achmedli, 16. Mai 11^{30} vormittags.

Divisionsbefehl für die Operation am 17. Mai.

1. Der Gegner, etwa 22 Bataillone und 4 Batterien stark, hält die Höhen von Dhomokos besetzt. Außerdem sind auf seinem rechten Flügel die nördlich Tsiatma gelegenen Berge, auf seinem linken Flügel verschiedene Punkte bis zur Tschamasch-Enge durch kleinere Abtheilungen besetzt.

2. Die Armee tritt morgen den Vormarsch an, um den feindlichen rechten Flügel zu umfassen.

3. Unsere kombinirte Division, welche aus der Nisambrigade und der Brigade Fikri besteht, bricht um 5¼ Uhr früh von Büjük Achmedli auf, schlägt die Chaussee ein, nimmt die feindliche Hauptstellung unter Artilleriefeuer und sucht bedeutende Kräfte des Gegners auf sich zu ziehen. Sollte der Feind sehr schwach sein oder den Rückzug antreten, so wird derselbe selbstverständlich energisch verfolgt.

4. Die Divisionskavallerie bricht um 5 Uhr auf und klärt über die Chaussee in Richtung nach Dhomokos auf. Sie entsendet eine Unteroffizierpatrouille über die Chaussee und eine Offizierpatrouille über die Höhen westlich der Chaussee, und zwar über Dérési Tschiftligi und Brysia, eine dritte (Offizier-) Patrouille östlich der Chaussee über Bekriler, Tsioba, Skarmitsa und hält die Verbindung der Division mit der Kavalleriedivision, ebenso mit der 1. Division aufrecht, welche über Demirli, Tschiftlari, Velisiotae vorrücken.

Die Avantgarde bricht unter Nuri Pascha um 5 Uhr über die Chaussee in Richtung nach Dhomokos auf. Das linke Seitendetachement, dem 10 Reiter unter einem Offizier von der Divisionskavallerie zugetheilt werden, bricht ebenfalls um 5¼ Uhr auf und marschirt über Brysia, Bardali, Karol-Oba nach Dhomokos. Dasselbe hat Verbindung mit der Division zu halten und die schwächeren feindlichen Abtheilungen zurückzuwerfen.

5. Die Artillerieabtheilung giebt eine Batterie an die Avantgarde ab, die übrigen Batterien marschiren im Gros.

6. Die 2. Brigade Fikri Pascha wird die Hauptreserve bilden und nach Hadji Omar vorrücken.



7. Das Bataillon Inéboli von der 2. Brigade wird zum Schutz der Armeeartillerie, welche unmittelbar der Division folgt, zurückgelassen und marschirt hinter der Armeeartillerie.

8. Eine Kompagnie vom Bataillon Zagferanboli bleibt in Kütschük Achmedli, um die große Bagage und die Provision zu bewachen. Die übrigen drei Kompagnien des genannten Bataillons folgen als Arrieregarde der Division, sammeln die Kranken und übergeben sie dem Feldlazareth, welchem sie sich später zur Verfügung stellen.

Ich befinde mich bei dem Gros der Avantgarde.

Neschat,

Kommandeur der 2. Infanteriedivision."

Auch dieser Befehl ist aus den geschilderten Gründen viel zu ausführlich. Er enthielt außerdem die Marschordnung, auf welcher die Sicherungsmaßregeln in Einzelheiten und die Truppeneintheilung genau angegeben waren.

Die Zutheilung von drei Kompagnieen als Arrieregarde der Marschkolonne scheint viel. Das Bataillon Zagferanboli aber hatte in den voraufgegangenen Kämpfen ziemlich stark gelitten, so daß die drei Kompagnien zusammen nicht mehr als 350 Mann zählten, welche als Krankenträger später verwendet werden sollten, da zu diesem Zwecke im Frieden keine Leute eingetheilt und ausgebildet waren.

Unsere Spitze, zwei Sektionen stark, trat nach der Avantgardenkavallerie um 5 Uhr früh von Kütschük Achmedli an; der Rest der 1. Kompagnie folgte als Vortrupp auf 600 m; dieser hatte zu seiner eigenen Sicherheit einen Zug auf 300 m vorgeschoben. Die drei anderen Kompagnien des 1. Bataillons 14. Regiments folgten als Haupttrupp auf 500 m; dann kam ein Zug Pioniere.

Die übrigen drei Bataillone 14. Regiments bildeten nach der Türkischen Felddienstordnung das Gros der Avantgarde und folgten auf 600 m dem Haupttrupp. Die Avantgardenbatterie kam unmittelbar hinter dem 1. Bataillon.

Das ganze 15. Regiment folgte als Gros auf 1 km Abstand; dann kam die andere Brigade der Division.

Jedes Regiment hatte seine kleine Bagage hinter sich.

Das Sanitätskorps folgte dem Gros der Avantgarde und das Feldlazareth am Ende der fechtenden Truppen.

Als unsere Spitze hinter der Höhe Jassy Tepe, nördlich Bekriler, ankam, hielt sie, um festzustellen, ob die 1. Division, wie das besonders befohlen, 1 km weiter als unsere Brigade vorgerückt war. Das war aber nicht der Fall; erst nach einer halben Stunde sahen wir die Spitze der 1. Division Hairi. Ihre Verspätung kam dadurch, daß der zurückzulegende Weg in Wirklichkeit länger war, als nach der Karte festgestellt werden konnte. Sie hatte beim Passiren der Dörfer festgestellt, daß diese vom Feinde frei seien. Inzwischen kamen Neschat Pascha und der Artilleriekommandeur Riza Pascha und erkundeten

das Gelände, um ihre weiteren Anordnungen zu treffen. Auch Edhem Pascha traf in Jassy Tepe ein mit seinem Stabe und einer großen Anzahl von ausländischen Offizieren, die als Zuschauer dem Oberkommando folgten. Der Oberbefehlshaber brachte den Marsch beider Divisionen in Fluß. Nuri Pascha bekam nochmals den mündlichen Befehl, den Feind heute nur zu beschäftigen und bis Taschly Tepe, einem einzelnen, kleinen steinigen Hügel auf der weiten Ebene, vorläufig vorzurücken. Unsere Brigade trat an, und als die Spitze auf der Chaussee in Höhe von Düs Tepe kam, gab der Gegner den ersten Schuß unter dem persönlichen Kommando des Griechischen Oberbefehlshabers, Prinzen Konstantin, ab mit einem der beiden 12 cm-Geschütze, die auf der höchsten Stelle von Dhomokos in einer alttürkischen Befestigung aufgestellt waren. Die Entfernung war noch über 10 km, und die Geschosse schlugen zu kurz ein. Die Brigade blieb im Marsch. Edhem Pascha, der die Operationen auf Jassy Tepe leitete, sah, daß die 1. Division gegen das Dorf Tsioba sich entwickelte, welches mit einem schwachen Griechischen Schützenschwarm besetzt war. Er schickte deshalb an Hairi Pascha nochmals den schriftlichen Befehl, mit seinem rechten Seitendetachement den Feind zurückzuwerfen, den er vor sich habe, und mit seinem Gros auf Skarmitsa zu marschiren. Dieser Befehl wirkte. Der Gegner, abgesessene Reiter, wurde schnell aus Tsioba vertrieben, und der Marsch der 1. Division nahm seinen Fortgang.

Unsere Spitze hatte die Brücke westlich von Bardali überschritten, als Nuri Pascha von der Avantgardenkavallerie folgende Meldung bekam:

„Meldung Nr. 1.

An den Avantgardenkommandeur Nuri Pascha!

Taschly Tepe, 11½ Uhr vormittags.

Die Schwadron hält abgesessen bei dem steinigen Hügel, 3 km nördlich von Dhomokos. Die feindlichen Schützen, welche die Höhe besetzen wollten, wurden zurückgeschlagen, erhalten aber Verstärkung, daher Unterstützung geboten.

gez. Hassan Omar, Rittmeister."

Die Meldung wurde an die Division weiter geschickt. Die Spitze und der Vortrupp wurden schnell, theilweise im Laufschritt, zur Unterstützung der Kavallerie vorgezogen. Die Brigade, welche ins Artilleriefeuer gerieth, marschirte auf. Als die Spitze und die Vortruppkompagnie Taschly Tepe besetzt hatten und auf 1000 m gegen die Griechischen Schützen das Feuer aufnahmen, gingen die letzteren zurück und verschwanden in ihren Verschanzungen, welche beinahe 2000 m von Taschly Tepe entfernt waren Die Brigade sammelte sich hinter Taschly Tepe in guter Deckung; Kavalleriepatrouillen wurden nach verschiedenen Richtungen entsandt. Die Bataillone setzten, gedeckt hinter dem Hügel, welcher von der Griechischen Artillerie fortdauernd beschossen wurde, die Gewehre zusammen und hingen ab. Von der Höhe Taschly Tepe (auf deutsch: steiniger Hügel) beobachteten wir die Stellung des Gegners.

Die ersten Schützengräben waren, wie der Rittmeister Omar sie uns zeigte, höchstens 1800 m von uns entfernt. Der Gegner zeigte sich nicht. Seine Verschanzungen, aus mehreren natürlichen Etagen bestehend, waren mit Aesten, Getreidegarben u. dergl. künstlich bedeckt, daher schwer zu erkennen. Die Bergwand von Dhomokos stieg auf 750 m steil und steinig aus der Ebene auf, diese vollkommen überragend und beherrschend. Ganz oben, nahe der Krete, lag das Städtchen Dhomokos, von einer Akropolis und einer alten Türkischen Festung überragt. Am Fuße lagen wohlhabende Dörfer, zuerst östlich der Chaussee das Dorf Pyrnar, westlich Skarmitsa, noch weiter westlich Velisiotae. Drei Feldbatterien waren in der Mitte aufgestellt, mehrere andere auf den Flügeln. Auch mehrere Bergbatterien waren auf geeigneten Punkten sehr geschickt vertheilt. Sie kamen vorläufig bei der großen Entfernung nicht zur Geltung. Ohne überwältigende Artillerievorbereitung war diese Stellung nicht zu nehmen.

Es war nach 2 Uhr, als ein Kavallerieoffizier den Befehl vom Oberkommando an Nuri Pascha überbrachte, daß die Mauserbrigade Dhomokos anzugreifen und die feindliche Stellung zu nehmen habe. Nach einer kurzen Unterredung mit seinem Generalstabschef Hamid Bey sagte Nuri-Pascha, daß es unmöglich sei, diese starke Stellung mit Infanterie anzugreifen. Das wäre zunächst Sache der Artillerie, und er habe den wiederholten und auch schriftlichen Befehl, nur zu demonstriren.

Hamid Bey wurde daher nach Jassy Tepe geschickt mit der Meldung, daß die Mauserbrigade gedeckt hinter Taschly Tepe stehe, weder die linke Flügelbrigade Fikri Pascha, noch die Division Hairi Pascha zu sehen wären, und daß die feindliche Stellung äußerst stark wäre, so daß die Vorbereitung durch Artilleriefeuer abgewartet werden müsse. Er bat um etwaige Befehle von Edhem Pascha.

Nuri Pascha hatte inzwischen die sehr wichtige Meldung von einer Kavallerie-Offizierpatrouille bekommen, daß ein Detachement des Gegners in Stärke von etwa zwei Kompagnien und einer Bergbatterie im Vormarsche nach Karol-Oba wäre, um wahrscheinlich Taschly Tepe unter Flankenfeuer zu nehmen. Das 4. Bataillon vom 14. Regiment erhielt darauf den Auftrag, in Richtung nach Karol-Oba zu marschiren und eine geeignete Stellung zu nehmen, um die linke Flanke der Brigade zu sichern. Sobald das Bataillon aus der Deckung heraustrat, eröffneten die Griechischen Batterien auf dasselbe ein sehr lebhaftes Granatfeuer. Doch begünstigten die hohen Getreidefelder vor der Griechischen Stellung, welche nicht abgemäht worden waren, das Vorgehen des Bataillons. Die Geschosse schlugen zu kurz ein und kamen in dem weichen Boden meist nicht zum Krepiren.

Edhem Pascha hatte seit vier Stunden lebhaften Kanonendonner gehört, aus der Richtung der linken Umfassungskolonne aber war noch keine Meldung eingelaufen, wie die Dinge dort ständen und wie stark der Gegner in den

Bergen der Umgehungskolonne entgegengetreten sei. In Aschaghy Tschadyrly, Risi, Pharsala, Hadji Omar und in einer Enge zwischen den beiden letzten Stationen waren Relaisposten aufgestellt, der Standpunkt des Oberkommandos wurde stets weithin durch eine Flagge kenntlich gemacht, um das Eintreffen der Meldungen zu erleichtern. Diese aber konnten auf dem kürzesten Wege über das sehr gebirgige, unpassirbare Gelände nicht überbracht werden, und der Weg von der Gefechtslinie der Umfassungskolonne über Pharsala auf der Chaussee betrug mindestens 40 km. Das Ausbleiben aller Nachrichten rief im Oberkommando einige Beunruhigung hervor. Man dachte, daß die dortigen Generale zu sehr in Anspruch genommen seien, um Zeit und Ruhe für die Absendung von Meldungen zu finden.

Zwar hatte man in Seifullach Pascha, dem ehemaligen Türkischen Militärattaché in Athen, welcher vor dem Kriege als Tourist ganz Thessalien bereist hatte, der Umgehungskolonne einen erfahrenen Begleiter gegeben, aber selbst diesem waren die einzuschlagenden Wege unbekannt. Man rechnete mit der Möglichkeit, daß diese unpassirbar seien, oder daß der Gegner rechtzeitig an geeigneten Punkten ein weiteres Vorschreiten der Kolonne verhindern konnte. Daher beschloß man, durch einen energischen frontalen Angriff die Griechen zu hindern, aus ihrem Centrum Unterstützung gegen die Türkische Umfassungskolonne zu entsenden. Der Kommandeur der Mauserbrigade bekam aus diesem Grunde durch seinen Generalstabschef Hamid Bey den Befehl, Dhomokos ohne Zeitverlust zu nehmen.

Nuri Pascha theilte diesen Befehl seinen beiden Regimentskommandeuren mit und befahl weiter:

„Das 15. Regiment entwickelt sich links, das 14. Regiment rechts der Chaussee in Richtung nach Dhomokos, und zwar vorläufig mit je einem Bataillon, während die übrigen in Deckung bleiben.“

Die Avantgardenbatterie fuhr östlich Taschly Tepe auf und eröffnete das Feuer auf die nächsten feindlichen Batterien auf 3000 m.

Das 2. Bataillon 14. Regiments, welches in Richtung nach Dorf Skarmitsa und das 1. Bataillon 15. Regiments, welches in Richtung auf Pyrnar mit großer Bravour und Frische vorgingen, geriethen in ein mörderisches Artilleriefeuer. Die Armeeartillerie demonstrirte vor Düs Tepe, ohne zu schießen, und ihr Kommandeur, an welchen die Nachricht von der Aenderung des Operationsplanes nicht gelangt war, galoppirte nach Taschly Tepe, um sich über die Gründe dieser Maßregel zu orientiren. Nuri Pascha kam ihm entgegen.

v. der Goltz sagt über diesen Artilleriekommandeur:

„Er gehört zu denjenigen Offizieren, welche ihre praktische Ausbildung in Deutschland genossen haben. Er stand in Wiesbaden beim 27. Feldartillerieregiment, in dem er das beste Andenken hinterlassen hat.

Seine praktische Begabung fiel dort allgemein auf. Es ist ihm damals vergönnt gewesen, Kaiser Wilhelm I. eine Batterie vorzuführen, und er entledigte sich dieses Auftrages so gut, daß der Kaiser, dem ich 1887 die Glückwünsche des Sultans zum 90sten Geburtstage zu überbringen hatte, sich bei der Audienz jener Besichtigung erinnerte und sich mit sichtlichem Interesse nach dem Türkischen Offizier erkundigte, der seine Sache so vortrefflich gemacht."

Auch in der vorgeschilderten Situation faßte Riza Pascha sehr schnell und klar die Lage auf und gab seinem Adjutanten den Befehl:

„Galoppiren Sie zu den Batterien, sie sollen alle hier auffahren; bis hierher sollen die Kanonen im Galopp gebracht werden, ganz gleichgültig, ob sämmtliche Pferde hier verenden. Der Staat hat sie für den Tag gefüttert."

Der Adjutant verschwand ventre à terre.

Das 15. Regiment hatte durch sein 2. Bataillon seine Gefechtslinie rechts verstärken müssen, weil das Gefecht vor unserem rechten Flügel viel lebhafter wurde. Das 3. Bataillon folgte dem vordersten als Unterstützung. Die Griechischen Batterien richteten ihr Feuer auf die auffahrende Artillerie, welche sofort mit Ueberlegenheit antwortete. Sehr schnell entwickelte sich ein lebhaftes Feuer der Infanterie.

Griechischerseits wurden aus den Verschanzungen meist Salven abgegeben, welche im Gegensatze zu der geradezu miserablen Treffwirkung der Artillerie recht gute Wirkung erzielten, obschon die Türkischen Schützen in den hohen Getreidefeldern bis zu den nahen Entfernungen kaum zu sehen waren. — Es war 4 Uhr, fünf Bataillone von unserer Brigade waren in lebhaftem Gefechte; die Schützenlinie forderte durch Hornsignale mehrfach Verstärkungen. Die Brigade Fikri Pascha, welche auf unserem linken Flügel eingreifen sollte, erschien nicht. Die 1. Division Hairi Pascha war auch nicht zu sehen.

Unser linker Flügel wurde durch das linke Seitendetachement unter dem Oberstleutnant Scherif Bey vom 14. Regiment unterstützt.

Dort war das 4. Bataillon 14. Regiments, welches nach Zurückwerfen der beiden auf unsere Flanke angesetzten Griechischen Kompagnien freigeworden war. Dagegen schwebte unser rechter Flügel in der Luft. Zwei Bataillone unserer Brigade waren durch direkten Befehl des Divisionskommandeurs auf Skarmitsa vorgeschoben, ohne daß der Brigadekommandeur Nuri Pascha hiervon benachrichtigt war.

Erstaunt sah dieser daher seine letzten Bataillone vorgehen und bat den eben den Hügel ersteigenden Divisionskommandeur um Unterstützung durch die 2. Brigade und die Reservebrigade. Neschat Pascha erkannte die Gefahr der Lage, meldete es dem Oberkommandirenden, versprach das Vorziehen der Brigade Fikri und ritt hin, um Letzteres zu veranlassen. Diese



2. Brigade hatte sich südlich von Karol-Oba um $4^1/_2$ Uhr entwickelt und wurde von Neschat Pascha zum Angriffe vorgeführt.

Es war 5 Uhr; die Lage der 2. Division war in diesem Augenblicke sehr ernst. Ihre 1. Brigade stand mit sieben Bataillonen in einer einzigen Linie im Gefechte; nur ein Bataillon war in Reserve geblieben. Die 2. Brigade war links neben der 1. gleichfalls engagirt.

Vergebens aber wartete man auf das Eingreifen der 1. Division unter Hairi Pascha. Dort war nämlich folgende Situation eingetreten: Wie befohlen, hatte die Division ein starkes rechtes Seitendetachement zur Beobachtung des Defilees von Tschamasch entsendet. Dieses Detachement, vier Bataillone und eine Bergbatterie, hatte die Richtung auf Masli genommen, den Feind dort getroffen und ihn ohne Weiteres angegriffen. Aber es traf hier, wie bekannt, auf die ganze Brigade Kaklamanos und den größten Theil des Detachements Tertipis (acht Bataillone mit Batterien), die außerdem noch alle Vortheile des Geländes für sich hatten.

Der Angriff konnte natürlich nicht gelingen, sondern wurde schnell abgewiesen, und die Griechen gingen sogar zum Gegenstoße über. Die schwache Türkische Abtheilung wich am Ende wieder in die Ebene zurück, und nur das Erscheinen der Kavalleriedivision hielt die Verfolgung einigermaßen auf.

Ebenfalls war die Avantgarde der Division vor Velisiotae zum Stehen gekommen. Da Hairi Pascha inzwischen den von Jassy Tepe abgesandten Befehl des Marschalls erhalten hatte, den Gegner, den er vor sich habe, zurückzuwerfen, Avantgarde nebst Seitendetachement aber hierzu augenscheinlich nicht genügten, so war er eben im Begriffe, sein Gros einzusetzen.

Dem Betreiben des Generalstabsoffiziers der 1. Division, Oberstleutnant Hamdi Bey, der die Möglichkeit, nach links hin die Gefechtslinie verlängern zu müssen, vorausgesehen, war es zu verdanken, daß noch ein Regiment hinter dem linken Flügel in Reserve stand. Dieses erhielt nun den Befehl, auf Skarmitsa vorzugehen. Hierdurch wurde der rechte Flügel der 1. Brigade, welcher in der größten Gefahr schwebte, durch einen Vorstoß des Gegners zertrümmert zu werden, entlastet. Um dieses zu verhindern, hatte schon unsere Artillerie mit äußerster Aufopferung eingegriffen. Sie fuhr auf 1600 m an die feindliche Artilleriestellung heran, um die Infanterie zu unterstützen, vermochte sich aber dort nicht zu behaupten und mußte bald in die alte Linie zurückgehen. Nachdem rechts von der Mauserbrigade das Regiment der 1. Division mit zwei Bataillonen in das Gefecht eingegriffen hatte, entwickelte sich von Skarmitsa her ein sehr lebhaftes Gefecht. Riza Pascha ließ die drei reitenden Batterien der Reserve westlich von Taschly Tepe auffahren. Unser rechter Flügel erhielt so einen kräftigen Rückhalt. Im Ganzen vereinigten sich zu Ende des Kampfes 15 Türkische Batterien gegenüber der Front Velisiotae — Pyrnar. Die Gefahr einer Gegenoffensive

aus der Griechischen Stellung heraus war damit und mit dem Eintreffen des 4. Regiments von der 1. Division kurz vor 6 Uhr abends beseitigt. Die Wirkung der 90 Geschütze, besonders aber der 12 cm=Haubitzbatterie, machte sich alsbald fühlbar.

Letztere hatte vier Griechische Batterien bei Pyrnar und Skarmitsa besonders unter Feuer genommen. Das Getöse des Kampfes erreichte hier einen Grad, daß man laut schreien mußte, um sich verständlich zu machen. Eine starke Explosion hörten wir um 6 Uhr. Es war dies die Explosion eines Griechischen Munitionswagens, der von einem Haubitzgeschoß getroffen war. Der vierte Theil der Griechischen Bedienungsmannschaft der Artillerie war außer Gefecht gesetzt. Die Griechen räumten die vorderste Linie der Schützengräben auf dem Orman Tepe bei Pyrnar und vor Skarmitsa. Die brave Mauserbrigade hatte noch die Genugthuung, in diese einzudringen und so mit einem ersten Erfolge das blutige Ringen abzuschließen. Mit der sinkenden Sonne nahm auf unserem linken Flügel das Feuer ab. Dagegen war vor Skarmitsa noch um 7 Uhr das Gefecht sehr lebhaft.

Edhem Pascha war inzwischen von Jassy Tepe zur 2. Division vorgeritten und hatte mit seinem Stabe auf einer kleinen Anhöhe, nördlich des Taschly Tepe, Aufstellung genommen. Er selbst überzeugte sich schon beim Vorreiten von der bedenklichen Lage im Centrum und erhielt auch die Meldung des Kommandeurs der 2. Division, daß er alle seine Kräfte im Gefechte habe und eines Nachschubes dringend bedürfe. Der Führer der Reservebrigade, der Oberst vom Generalstabe Sabit Bey, hatte den Befehl bekommen, zwei Bataillone rechts der Mauserbrigade zu entwickeln und mit dem Reste der Brigade auf dem rechten Flügel der Artillerie zu halten. Rasendes Schnellfeuer blitzte noch aus den einzelnen Schützengräben, bis die Nacht heruntersank und im Dunkel das Feuer auf beiden Seiten aufhörte. Nur noch einmal leuchtete das Feuer der beiden vor Dhomokos sich nahe gegenüberliegenden Infanterielinien in der Dunkelheit auf, dann erlosch es vollkommen.

In diesem heldenmüthigen Kampfe fielen von unserer Brigade: 1 Oberst (Mustapha Bey), Kommandeur des 14. Regiments, 1 Oberstleutnant, 1 Major, 2 Hauptleute, 3 Oberleutnants, 5 Leutnants und 162 Mann. Verwundet waren: 2 Bataillonskommandeure, 3 Hauptleute, 3 Oberleutnants, 8 Leutnants und 539 Mann.

Der Angriff in der Front war nicht gelungen; von den Umfassungskolonnen fehlte noch Nachricht. Um 10 Uhr abends verbreitete sich das Gerücht, daß die Griechische Kavallerie angreife. Theile unserer Brigade hatten daraufhin schon begonnen, den Rückzug anzutreten, und zwar, wie sich nach Aufgang des Mondes erwies, infolge einer falschen Alarmnachricht; es wurden

nämlich die nach einer rückwärts befindlichen Quelle zum Tränken geschickten Artilleriepferde in der Dunkelheit für Griechische Kavallerie gehalten.

Vornehmlich hatten diese zurückgehenden Abtheilungen auf das Verhalten Nassi Beys, eines Bataillonskommandeurs eingewirkt, welcher mehrfach verwundet und verwirrten Geistes die Vernichtung der Armee prophezeite. — Edhem Pascha, der die Nacht hindurch in der Nähe der hinter der Artillerie liegenden Reservebataillone blieb, hätte ihn sofort erschießen lassen, wenn der Oberstabsarzt des Hauptquartiers nicht eine Geistesstörung an ihm bemerkt hätte. Die Zurückweichenden wurden aber durch Offiziere des Hauptquartiers noch rechtzeitig angehalten und in ihre Stellungen wieder vorgeschickt.

Kurz vorher hatte Edhem Pascha durch einen Meldereiter, der den Weg durch die Berge zum Oberkommando gefunden hatte, von der Umfassungskolonne Meldung erhalten, daß die 6. Division nach Zurückwerfung des Gegners bis Karadjaly gelangt sei und daß die 3. Division ebenfalls vorrücke. Diese Kolonnen hatten äußerst schwierige Wege vorgefunden und ihre Feldartillerien mit Ausnahme der Bergbatterien zum großen Nachtheile des Ganzen, in Jokary Tschadyrly zurücklassen müssen (woselbst die Reservebrigade Haidar auch die Nacht verbrachte). Denn der glänzende Erfolg der Türkischen Artillerie, welche übrigens durch die Griechische nur ganz unbedeutend gelitten hatte, wäre noch größer gewesen, wenn sie an dem Artilleriekampfe in der Front hätten theilnehmen können. Edhem Pascha hatte nach Empfang der ersten Nachrichten vom linken Flügel um 11¾ Uhr abends der Armee den Erfolg der Umfassungskolonne bekannt gemacht, unser Brigadekommandeur bekam den direkten vom Marschall selbst mit Bleistift geschriebenen Befehl, der etwa den folgenden Inhalt hatte:

„Die unschätzbare Bravour und der glänzende Sieg der Nisambrigade steht in der Türkischen Kriegsgeschichte mit goldenen Buchstaben eingeschrieben. Nach eben eingetroffenen glücklichen Meldungen hat die Umfassungskolonne den Gegner zurückgeworfen und ist bis Karadjaly vorgerückt, um morgen den Gegner im Rücken anzugreifen. Um diese Aufgabe zu erleichtern und den Sieg vollenden zu können, ist es unbedingt nothwendig, daß die braven Mauserbataillone die Verschanzungen, die sie mit ihrem tapferen Blut erkauft haben, besetzt halten. Einzelne Leute, die den Rückzug angetreten hatten, wurden von hier zurückgeschickt. Diejenigen, welche ohne Befehl den Rückzug antreten, werden sofort erschossen werden. Ich empfehle daher Ew. Excellenz, die große Verantwortung dieses Rückzuges in Betracht zu ziehen, sofort die ganze Gefechtslinie persönlich durchzugehen, den Sieg der Armee und die Ankunft der Unterstützung den Kaiserlichen Soldaten durch Ihre Offiziere bekannt zu machen und sie von mir zu grüßen."

Nuri Pascha ritt mit seinem Adjutanten rechts, sein Generalstabschef und ich ritten links der Chaussee, um diesen Befehl des Marschalls bekannt zu geben. Unsere Aufgabe wurde durch den Mondschein wesentlich erleichtert,

war aber nicht so einfach, denn oft wurden wir mit fertig gemachtem Gewehr empfangen, da man uns für Griechische Reiter hielt. Auf dem Schlachtfelde lagen noch hier und da die Todten, darunter auch noch einzelne Verwundete, die qualvoll stöhnten. Der Transport der Verwundeten hat die ganze Nacht gedauert.

Als es dann hell wurde, gewahrte man in den Türkischen Linien, daß Dhomokos geräumt sei. Auch die Geschützsalven der Umfassungskolonne wurden gehört. Um 5[10] Uhr früh erging der Armeebefehl zum Antreten.

Thatsächlich hatte die Griechische Armee den Rückzug unter Voraussendung ihrer Verwundeten schon am Abend des 17. begonnen. Der Befehl dazu, der um 10 Uhr erlassen wurde, soll allgemeine Ueberraschung bei den Griechen hervorgerufen haben. In der Front bei Dhomokos waren wohl einige Punkte verloren gegangen, aber dennoch einstweilen kein Grund zur Besorgniß gegeben. Die Infanterie war, wie ihr regelmäßiges Salvenfeuer selbst uns bekundet hatte, in der Hand ihrer Offiziere und in guter Haltung geblieben. Auf der äußersten Linken hatte sich das Glück sogar zu Gunsten der Griechen geneigt und das rechte Detachement der 1. Division bekanntlich weichen müssen. Nur die Sorge, daß die einzige Rückzugslinie am Furka-Paß durch unsere Umfassungskolonne abgeschnitten werden könnte, hatte dem Kronprinzen Konstantin die dringende Veranlassung gegeben, seine Armee zurückzuziehen.

Außerdem übte hierauf die bekannte Uebertreibungssucht der Griechen großen Einfluß, indem sie nämlich glaubten, daß die Angreifer derartig überlegen seien, daß jede Hoffnung auf Erfolg ausgeschlossen wäre. Sie sahen von der Höhe von Dhomokos alle unsere Bewegungen. Unsere fünf Brigaden waren für fünf Divisionen gehalten worden, eine Täuschung, welche durch die ausgedehnte Marschtiefe der Türkischen Bataillone begünstigt wurde. Jedem Bataillon folgten nämlich 6 bis 10 Tragethiere, welche die Reservemunition und Trinkwasser trugen.

Von ihrem rechten Flügel kamen auch Meldungen, daß mehrere Divisionen gegen den Khassidiari Dagh im Anmarsche seien. Dort hatten die Griechen einen Angriff überhaupt nicht erwartet, sondern die Absicht gehabt, selbst offensiv zu werden, sobald die Türkische Armee sich vor der Stellung in der Ebene engagirt habe. Die Enttäuschung wirkte daher niederdrückend.

Unsererseits waren die Verluste in der Schlacht bei Dhomokos im Ganzen bedeutender als bei allen bisherigen Kämpfen. Sie beliefen sich auf 40 Offiziere, 1170 Mann todt und verwundet. Der Verlust der Griechen betrug 711 Todte und Verwundete.

Der Oberbefehlshaber hatte im Kriegsrath besonders betont, daß am 17. Mai vor der Front nur eine Demonstration gemacht werden sollte und daß unter keinen Umständen die Truppen zum Angriff übergehen sollten, weil ein solcher Angriff an und für sich ohne Ergebniß bleiben würde. Die



Ausdehnung der Gefechtslinie in der Front von Dhomokos beträgt über 20 km. Wenn wir nun für die Gefechtsausdehnung eines Armeekorps nach den hiesigen Begriffen 5 km rechnen, so hätten für einen frontalen Angriff vier Armeekorps verfügbar sein müssen. Daher kam es also, daß unsere Divisionen sich gegenseitig nicht ordentlich und rechtzeitig unterstützen konnten.

Für die Griechen war ebenfalls die Stellung sehr ausgedehnt; sie hatten aber alle Vortheile der Vertheidigung und des Geländes für sich.

Aber nicht nur das Ausbleiben aller Nachrichten von der Umfassungskolonne, sondern auch das Eintreffen eines Telegramms aus dem Goldenen Horn, nach welchem die Mächte ernstere Schritte behufs Beendigung des Krieges bei der Hohen Pforte unternommen hatten, gab besonders dem Generalkommando neben der militärischen auch die politische Veranlassung, vor einem etwaigen Waffenstillstand Dhomokos noch in Besitz zu nehmen. Ohne einen frontalen Angriff, sowie dieser angesetzt war, hätten die Griechen ihre Reserve von der Front gegen die Umgehungskolonne entsendet und dadurch letztere, die nur eine Bergbatterie mitführen konnte, Tage lang festgehalten. Der Waffenstillstand, der thatsächlich nach zwei Tagen eintrat, wäre für die Türken nicht günstig gewesen. Betrachtet man die Aenderung des ursprünglichen Gefechtsplanes unter diesem politischen Gesichtspunkte, so wird man sie zum Mindesten begreiflich finden. — Jedenfalls hatte die Türkische Armee unter ihrem jetzigen Herrscher Sultan Abdul Hamid II. seit dem Russischen Kriege dank den Deutschen Instruktoren und den in Deutschland ausgebildeten Offizieren sich bedeutend verbessert und modernisirt. Se. Majestät der Sultan, durchdrungen von der unerschütterlichen Treue und dem Gehorsam seiner Armee, ist bemüht, sie für den Krieg weiter zu bilden, damit sie auch härtere Proben ebenfalls glücklich bestehe. Er erkannte den großen Werth der in der Deutschen Armee ausgebildeten Offiziere und kommandirte nach dem Kriege über 40 Offiziere von seiner Armee nach Deutschland.

Gedruckt in der Königl. Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW12, Kochstraße 68—71.



